Die Grenzboten

02
07
PT4
ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 45 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 40

Ausgegeben am 6. Oktober 1904

Inhalt:

	Seite
Weltpolitik	1
Vom Strafmaß	9
Bartholomäus Sastrow. Von F. Kunze in Weimar	16
Kulturbilder aus den Kolonialdeutschen Inseln. Von Karl Bleyerich	23
Glückstadt und Tribuna. Von Friedrich Kapp	35
Die Frauen auf Wörth. Von Mathilde Mieding	42
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Reichsspiegel — Zu den Kontrollmaßregeln in Deutschland — Hans und die spitale Frage	51

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Digitized by Google

Solbäder im Hause! **Mutterlaugen-** Neurogen **Badesalz.**
m. neuem eisenhalt.
gegen Exophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren-, Frauen- und Kinderkrankheiten — Preis: 100 Ko. M. 6.50, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch **Abreibungen** mit dem angefeuchteten, aber noch nicht gelösten Neurogen während des Bades. Prospekt gratis von **Dr. med. Alwin Müller**, Leipzig A.

H. W. Schöttler,
Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig**, Weststr. 31/33. Lager: **Hamburg**, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. ☞ Hauptpreisliste gratis und franko. ☜

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
☞ Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität. ☜
Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

63. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1904

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 63
pt. 4
1504

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1904. Viertes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Geschichte, Heer und Marine

Weltpolitik. S. 1.
Zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. Von Jul. Hofmann. S. 59.
Zur lippischen Erbfolge. Von Graf v. St. S. 64.
Die zweijährige Dienstzeit in Deutschland, in Frankreich und in Österreich-Ungarn. Von Generalleutnant z. D. Geest. S. 119.
Der oberösterreichische Bauernaufstand. S. 190. 247.
Die Stellung unsrer Sanitätsoffiziere. Von Generalmajor z. D. von Gersdorff. S. 209.
Rückblick auf die Schicksale des Königreichs Sachsen im Jahre 1866. Von Hermann Ortloff. S. 237.
Ein neuer Plan zu gemeinsamer Verwaltung des britischen Weltreichs. S. 295.
Werden die Sozialdemokraten marschieren? Von Karl v. Bruchhausen. S. 355. 419.
Napoleon der Erste in Dresden 1807. S. 365. 432.
Saronica. Von einem sächsischen Konservativen. S. 473. 539.
Spanisches. S. 490.
Albert Schäffles Denkwürdigkeiten. S. 531.
Ungarn. Von Albin Geyer. S. 593. 659.
Les bastions de l'Est. S. 713.
Südtirol. S. 719.

Rechtswesen, Verwaltung, Volkswirtschaft

Vom Strafmaß. S. 9. 75.
Eindrücke bei der Ausbildung von Regierungsreferendaren. Von P. von Hedemann. S. 254.
Die Wendung in der Kanalfrage. S. 413.
Die Ausbildung der Verwaltungsbeamten. Von Carl Regenborn. S. 603. 671.
Fortschreiten der Reichsfinanzreform. S. 653.

Literatur und Kunst

Kunstliteratur. S. 147. 377. 740.
Die Philosophie des Unbewußten. S. 373.
Von alten Büchern. Von B. Wülcker. S. 438. 499.
Literarisches. Von K. Bruchmann. S. 625.

Verschiedenes

Bartholomäus Sastrow. Von F. Kuntze. S. 16. 84. 137.
Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln. Von Karl Dieterich. S. 25. 128. 274. 321. Glücksinseln und Träume. Von Friedrich Ratzel. S. 35. 94. 151. 212. 326. 385.
Auf rätischen Alpenstraßen. Von O. Kaemmel. S. 179. 614. 729.
Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste. Von Ludwig Kemmer. S. 198. 309. 479.
Zwei Werke über die Sprache. S. 263. 312. 547. 680.
Smyrna. Ein Reiseziel auf der Orientfahrt. S. 445.
Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. Von Friedrich Seiler. S. 506. 565. 630. 690. 744.
Frauentrost. S. 557.

Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling. S. 42. 101. 160. 224. 281. 334. 394. 456. 518. 577.
Junisonne. Eine Novelle von Sophus Bauditz. S. 639. 698.
Der fromme Maier. S. 752.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel: S. 51. 115. 170. 232. 290. 343. 403. 465. 525. 584. 646. 707. 764.

Zu den Konfessionskämpfen in Deutschland. S. 55. — Hans und die soziale Frage. S. 57. — Noch einmal die lippische Erbfolge. S. 173. — Der hundertarmige Riese. S. 175. — Ein italienisches Urteil über deutsche Musik. S. 177. — Der Verleger Georg Müller in München. S. 235. — Russische Zustände. S. 293. — Ein neues Buch über England. S. 346. — Kranskopf. S. 348. — Die böse Sieben. S. 349. — Herr Dr. Moritz be Jonge. S. 353. — Die Wiederwahl des Präsidenten Roosevelt. S. 406. — Wer ist ein Freidenker? S. 409. — Goethe und der Materialismus. S. 410. — Etwas vom Vaterunser. S. 411. — La Roma che se ne va. S. 468. — Dorners Religionsphilosophie. S. 471. — Ein Apostel der Weltharmonie. S. 528. — Beiträge Friedrich Ratzels zu den Grenzboten. S. 529. — Kaltes Blut! S. 587. — Literatur. S. 588. — Urväterhort. S. 650. — Neue Bücher. S. 651. — Gesellschaftliche Sklaverei. S. 710. — Galeriekataloge mit Abbildungen. S. 711. — Neue Linienschiffe. S. 767. — In der zwölften Stunde. S. 769. — Biologisches Christentum. S. 772. — Botterhexe. S. 773.

612026

Literatur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt oder erwähnt worden)

Algenstaedt, Luise. Allzeit Fremde. S. 590.
*Allgeyer, Julius. Anselm Feuerbach. 2. Aufl. S. 382.
*Bader, Karl. Turm- und Glockenbüchlein. S. 384.
*Badische Kunst 1903. S. 384.
*Bericht, stenographischer, über den vierten Tag für Denkmalpflege in Erfurt 1903. S. 384.
*Bürkner, R. Geschichte der kirchlichen Kunst. S. 149.
Dorner, A. Grundriß der Religionsphilosophie. S. 471.
— Grundprobleme der Religionsphilosophie. S. 472.
Douglas Wiggins, Kate. Rebekka vom Sonnenbachhof. S. 591.
Enzenberger, Joseph. Ein Bergsteigerleben. S. 591.
Fischer, Poetenphilosophie. S. 772.
*Flathe, Geschichte von Sachsen. S. 434.
*Frauentrost. Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. S. 557.
*Freytag, G. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. S. 17.
*Fromentin, Eugen. Die alten Meister. S. 377.
Ganz, H. Vor der Katastrophe. S. 293.
*Gindely, A. Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. S. 254.
*Guhmann, Joh. Über Otto Greiner. S. 383.
*Hehn, V. Italien. S. 323.
*Hartmann, E. v. Die Philosophie des Unbewußten. S. 373.
Hauff, Wilh. Lichtenstein. S. 652.
*Herrmann, R. Anatolische Landwirtschaft. S. 131.
Heusler, A. u. M. Koch. Urväterhort. Heldensagen der Germanen. S. 650.
Huber, A. Geschichte Österreichs S. 254.
*Huch, Rudolf. Hans der Träumer. S. 630.
Katalog der Münchner Alten Pinakothek. S. 711.
*Kautzsch, Käthe. Versuche in der Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern. S. 384.
Knabenbuch, Deutsches. S. 652.
*Koch, David. Ludwig Richter. S. 383.
*— Wilhelm Steinhausen. 2. Aufl. S. 383.
*Kunst, die, im Leben des Kindes. S. 384.
Lehmann, G. Die Mobilmachung 1870/71. S. 589.
*Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher u. Poet, nach den veröffentlichten Handschriften. S. 379.
*Liscow, Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. S. 440. 499.
*Lorenz, Kaiser Wilhelm. S. 240.
Mädchenbuch, Deutsches. S. 652.
*Mauthner, Fr. Beiträge zu einer Kritik der Sprache. S. 263. 312. 547. 681.
Meisterwerke, die, der Königl. Galerie zu Kassel. S. 712.
*Meyer, H. Ch. H. Heinrich Schamberger und Rudolf Köselitz. S. 383.
Münz, Bernhard. Goethe als Erzieher. S. 592.
*Ó Byrn, F. A. Camillo, Graf Marcolini. S. 372.
Peters, Karl. England und die Engländer. S. 346.
*Presber, Rudolf. Media in vita. S. 625.
Ratzel, Friedrich. Über Naturschilderung. S. 588.
*Sastrows Selbstbiographie, herausgegeben von Mohnike. S. 17.
*Schaeffer, Emil. Das Florentiner Bildnis. S. 379.
*Schäffle, Albert. Aus meinem Leben. S. 531.
*Schmid, Max. Kunstgeschichte. S. 151.
*Schneider und Metze, Hauptmerkmale der Baustile. S. 384.
*Schönaich-Carolath, Prinz Emil von. Erzählungen. S. 628.
Seebücherei, Deutsche. S. 591.
Seiling, Max. Goethe und der Materialismus. S. 410.
*Sonnini, Reise nach Griechenland und nach der Türkei. S. 27.
*Spemann, Wilh. Kunstlexikon. S. 740.
Stahl, Fritz. Wie sah Goethe aus? S. 592.
*Stilproben, Kunstgewerbliche. 2. Aufl. S. 384.
*Strzygowski, J. Der Dom zu Aachen und seine Entstellung. S. 384.
*Sybel, L. v. Weltgeschichte der Kunst im Altertum. S. 147.
*Taine, Hippolyte. Reise in Italien. I. Band. S. 378.
Trine, Ralph Waldo. In Harmonie mit dem Unendlichen. S. 529.
*Vermächtnis von Anselm Feuerbach. S. 382.
*Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien. S. 384.
Wallace, Ben Hur. S. 651.
Weltpanorama, Das große. S. 591.
Wette, Krauskopf. II. Band. S. 348.
*Wölfflin, Klassische Kunst. S. 382.
*Wundt, W. Völkerpsychologie. I. Band. Die Sprache. S. 263. 312. 547. 681.
*Zahn, Ernst. Albin Indergand. S. 627.

Digitized by Google

Weltpolitik

Der britische Journalist Sydney Brooks schildert in einem Artikel der Augustnummer der North American Review die Lage Europas, wie sie sich vom englischen Standpunkt aus darstellt. Nach scharfen Seitenhieben gegen Deutschland und buhlerischen Komplimenten an alle andern Großmächte kommt er zu dem Schlußresultat, daß Großbritannien den engsten Anschluß an die Vereinigten Staaten suchen, gute Beziehungen zu Frankreich und zu Rußland sowie zu Japan herstellen, dagegen Deutschland schachmatt setzen müsse. Daß Rußland mit Japan im Kriege liegt, scheint den Verfasser wenig zu kümmern, denn er meint, daß nach dem Friedensschluß der Zar von selbst die Freundschaft des starken Albions erflehen werde. Jedenfalls können wir Herrn Brooks nur dankbar sein für den Freimut, mit dem er uns zeigt, wie seine Regierung unsern unhappy and universal knack of rousing suspicion and dislike ausnützen und uns von allen isolieren könne, sofern sie nur daran festhielte, unser Liebeswerben jederzeit unerwidert zu lassen.

Daß der Deutsche in der Welt nicht beliebt ist, hat auch Bismarck nie geleugnet, und die edle Liebenswürdigkeit unsers Kaisers bei internationalen Fällen hat leider so gut wie nichts an dieser Tatsache geändert. Bei der zentralen Lage unsers Vaterlandes im Herzen von Europa ist das aber selbstverständlich, und der auf seiner nur vom Weltmeer umspülten Insel sitzende Engländer, der unbeliebt ist, ohne Nachbarn zu haben, sollte der letzte sein, der Steine auf uns wirft. Wir können uns nicht rühren, ohne mindestens die Aufmerksamkeit der Mitbewohner des europäischen Kontinents zu erregen und häufig auch ihren Neid zu erwecken. Schon allein die Zunahme unsrer Bevölkerung jetzt jährlich um eine Million ist eine Sache, die uns niemand verzeiht. Unser staunenswerter politischer und wirtschaftlicher Aufschwung vollends wird von vielen als eine Gefährdung des famosen europäischen Gleichgewichts betrachtet, während doch tatsächlich durch ihn allein der Friede länger als dreißig Jahre aufrecht erhalten worden ist.

Wir sind jetzt anerkanntermaßen die erste Landmacht der Welt und in Europa so gut wie unangreifbar. Das zu bleiben ist nach den Erfahrungen der Geschichte für uns wichtiger als alles andre. Unsre Offiziere und unser

Digitized by Google

Heer macht uns, trotz Bilse und Genossen, niemand nach. Die Armee in Qualität und Quantität immer intakt zu erhalten, ist also die erste Bedingung für gedeihliches politisches Leben unsers Vaterlandes, die erste Bedingung, die immer erst erfüllt werden muß, ehe wir vernünftigerweise an Weltpolitik, Flottenpläne und koloniale Erwerbungen denken können. Gerade deshalb ist der mit allen möglichen Schlagwörtern angegriffne Schutz unsrer heimischen Landwirtschaft unabweisbar. Sie ist es, die unserm Heere und unsrer Marine auf absehbare Zeit einen körperlich und geistig unverdorbnen Ersatz liefern kann, und mit deren Hilfe wir uns in der Lebensmittelversorgung vom Auslande werden unabhängig erhalten können. So lange wir die erste Landmacht sind, werden wir eo ipso bei allen wichtigen Fragen mitzuentscheiden haben, denn die Zeiten, wo Europa etwa aus der Weltpolitik ausgeschaltet werden könnte, liegen doch noch in sehr blauer Ferne, ungeachtet aller Bewunderung der Presse für die kühnen Japaner und die noch kühnern Yankees. Richtig ist allerdings, daß Deutschland auf die Dauer nicht Großmacht bleiben wird, wenn es nicht auch Weltmacht geworden ist. Den Anfang hierzu haben wir gemacht, indem wir an den verschiedensten Punkten des Erdballs Kolonien und Stationen erworben, indem wir unsre Kriegsflotte vergrößert und vor allem unsern überseeischen Handel in ungeahnter Weise ausgedehnt haben. Wirkliche Erfolge haben wir aber bis jetzt nur auf dem kommerziellen Gebiete gehabt, während wir nach den beiden andern Seiten hin, die das eigentliche Zeichen einer Weltmacht sind, aus den mannigfachsten Gründen hinter der Union, hinter Rußland und Großbritannien zurückgeblieben sind. Alle Chancen, die die Zukunft bieten wird, werden von uns ausgenutzt werden müssen, ihren Vorsprung nach und nach zu verkleinern. Bei der Flottenvergrößerung werden wir wahrscheinlich bald eins für uns haben, worüber die andern nicht in dem Maße verfügen, nämlich den gesicherten Mannschaftsersatz, und bei den künftigen Aufteilungen der Länderstrecken, die jetzt noch in den Händen schwächlicher Staatengebilde sind, werden wir kaum zu kurz kommen, da die übrigen viel saturierter sind als wir und uns also für unsern Bevölkerungsüberschuß nötige Gebiete nicht vorenthalten werden, wenn wir nur in der Lage sind, ihnen Gegenleistungen gewähren zu können. Hierzu werden wir aber, wenn wir die erste Landmacht Europas bleiben und im Welthandel unsern Platz behaupten, immer in der Lage sein. Die Zeit der Kabinettskriege ist für immer verschwunden. Kriege werden nur noch wegen Verletzung oder Gefährdung von Lebensinteressen eines Staates geführt werden, und bei aller Politik wird es sich immer mehr um Machtfragen handeln, und man wird sich kaum noch Mühe geben, das zu verschleiern. Wir werden uns auch mit den größten Nationen, die Vereinigten Staaten von Amerika nicht ausgenommen, erfolgreich auseinandersetzen können.

Die Union hat vor uns den großen Vorteil voraus, daß sie auf ihrem Kontinent unumschränkt herrscht und jetzt schon Ländermassen ihr eigen nennt, die für die bedeutendste Volksvermehrung ausreichen, aber sie hat auch schwere Sorgen, die ihre Zukunft verdunkeln. Welchen Einfluß in politischer sowohl als in moralischer Beziehung die sich so viel schneller als die weiße Bevölkerung

Digitized by Google

vermehrenden Negermillionen noch gewinnen werden, läßt sich gar nicht absehen. Jeder, der die Verwüstung des ganzen Volkslebens in den mit Negerblut stark gemischten Rassen Brasiliens, Perus und Venezuelas gesehen hat, wird zugeben, daß die Vereinigten Staaten bald auf einen Punkt gekommen sein werden, wo sie die Negerfrage nicht mehr ruhig ihrer bisherigen Entwicklung werden weiter überlassen können, sondern, um ihre Zukunft zu retten, zu den kräftigsten Maßregeln werden greifen müssen. Wer die Neger nur in Afrika gesehen hat, kennt sie nicht, denn dort finden sich Stämme, die tatsächlich einen Vergleich mit der weißen Rasse aushalten. Der von Sklaven abstammende Neger Amerikas dagegen ist ausnahmlos der Fluch jeder Nation, mit der er sich vermengt. Chile und Mexiko, die beiden einzigen lateinamerikanischen Republiken, die keine Negerbevölkerung haben, haben auch allein von allen ein Nationalheer, das europäischen Begriffen entspricht. Die Heere der andern Freistaaten Amerikas sind undisziplinierte Neger- und Mulattenhorden. Die Vereinigten Staaten haben also allen Grund, die Lösung der Negerfrage in ihrer innern Politik obenanzustellen, wenn auch die Arbeiterfrage und der Gegensatz zwischen Westen und Osten nicht minder schwierige Probleme bieten mögen.

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wird in der Regel nur von der Sonnenseite betrachtet, und doch sind die Schatten so bedeutend, daß jeder europäische Staat daran zugrunde gehn würde. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Union bei ihrem raschen Wachstum die Fehler, die ihr fast von ihrer Geburt an anhaften, früher oder später überwinden und sich zu einer der Weltmächte der nächsten Jahrhunderte konsolidieren, aber das wird nicht so schnell und nicht so ungestört vor sich gehn, wie man jetzt allgemein annimmt. Wird Roosevelt wieder gewählt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der jetzt etwas zurückhaltendere Imperialismus sofort seine Schwingen wieder zu gewaltigem Fluge entfalten wird. Ob dann England, das doch vor allem mit Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinent ausgezeichnet ist, noch länger mit ängstlichem Nachgeben bei der Aufhebung des Clayton-Bulwer-Vertrags oder durch eine Politik der Schwäche den Krieg mit den Vereinigten Staaten wird vermeiden können, ist mindestens zweifelhaft. Jedenfalls wird sich aber die Union, wenn sie wirklich eine große auswärtige Politik treiben will, mit uns viel leichter auseinandersetzen können, da wir nur in Südbrasilien ernste koloniale Interessen haben, die die Union nur unangetastet zu lassen braucht, um jede Reibungsfläche für absehbare Zeit zu beseitigen. Wenn die Vereinigten Staaten erst die südlich von ihnen liegenden Länderstrecken bis zum Panamakanal mit ihrem Gebiete vereinigt haben werden, und das kann so bald eintreten, wie es ihnen beliebt, dann wird kaum der Wunsch, sich in Südamerika zu betätigen, seine jetzige Stärke behaupten, denn die Verwaltung einer so gewaltigen Ländermasse wird an sich schon Schwierigkeiten und Kosten verursachen, die den Erwerb weiterer Länder nicht erwünscht machen werden. Daß Kanada angeschlossen wird, ist dagegen nur eine Frage der Zeit.

Haben wir uns aber mit den Vereinigten Staaten auseinandergesetzt, so wird England, wenn es bis dahin noch keinen Krieg mit diesen gehabt hat, wahr-

Digitized by Google

scheinlich nur durch uns einen Ausgleich erhalten, der seine nationale Ehre intakt läßt. Sollte sich hieraus eine Entente oder auch nur ein Trustvertrag zwischen England, den Vereinigten Staaten und uns entwickeln, so würde eine Staatenfreundschaft begründet sein, die vielleicht den drei Nationen teutonischer Abstammung den Platz in der Weltgeschichte sichern könnte, der ihnen nach Qualität der Rasse, Freiheit des Glaubens und geschichtlicher Entwicklung zukommt.

Wie sich unser Verhältnis zu der zweiten außereuropäischen Macht, die in die Weltpolitik handelnd eingetreten ist, gestalten wird, ist noch sehr unsicher. Der Mann, der heute prophezeien wollte, wann Japans Krieg mit Rußland beendet sein, und welche Folgen er für uns haben wird, kann nur ein Tor sein. In der Presse aller Länder findet man viel Gerede über die gelbe Gefahr und über die mißliche Lage, in die andre europäische Mächte bei einer Niederwerfung Rußlands kommen könnten. Das würde aber erst dann der Fall sein, wenn Japan definitiv die Suprematie im fernen Osten erlangt und China unter seinem Protektorat militärisch und politisch organisiert haben sollte. Ob Japan das je gelingen wird, ist sehr zweifelhaft, und zunächst haben keine andern Staaten etwas von Japan zu fürchten. Dieses wird vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach deren Gunst auf jede nur denkbare Weise zu gewinnen suchen, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Rußland hat diesen Krieg, wie vorher den Krimkrieg und den türkischen Krieg, mit ganz unzulänglichen Heeresmassen begonnen; aber auch dann, wenn es jetzt aus der Mandschurei verdrängt und von Japan zu einem Frieden gezwungen werden sollte, so würde es doch über kurz oder lang eine Revanche suchen, um die schwer verletzte nationale Ehre wieder reinzuwaschen, und der jetzige Krieg würde nur das Vorspiel zu einem zweiten Kriege mit Japan sein. In der Höflichkeit und in der diplomatischen Kunst können es die modernen Japaner mit einem Talleyrand aufnehmen. Sie werden also gerade nach dem Krieg alles tun, sich die Freundschaft der Großmächte zu erhalten. Daß sie dabei England, dessen Allianz ihnen in den jetzigen Gefahren so gut wie nichts genützt hat, vor andern bevorzugen sollten, kann nur der Optimismus eines allein an sich denkenden britischen Journalisten annehmen. Viel natürlicher wäre es, wenn Japan eine Anlehnung an Deutschland suchte, dem das japanische Heer Schulung und Disziplin verdankt, ganz abgesehen davon, daß wir als treue Freunde Rußlands am leichtesten zwischen diesem und Japan vermitteln und eine beide Teile befriedigende Lösung ihrer Rechtsansprüche im fernen Osten herbeiführen könnten.

Englands ganze Politik hat in den letzten Jahren darin gegipfelt, Rußland mit Deutschland zu verfeinden, und es ist ein schöner Beweis für die Festigkeit traditioneller Beziehungen, daß ihm das nicht gelungen ist. Wir stehn uns jetzt mit Rußland so gut wie kaum in den Zeiten von Skiernewice, und der soeben abgeschlossene Handelsvertrag ist eine neue Bürgschaft für die günstige Entwicklung unsers wirtschaftlichen Verhältnisses zu einem Nachbarn, der sich wahrscheinlich nach dem Kriege zur Wiederergänzung seiner militärischen Machtmittel mit sehr bedeutenden Lieferungsaufträgen an uns wenden wird.

Rußland hat eine Zeit lang gedacht, über Deutschland wie über einen Vasallen zu jeder Zeit verfügen zu können, und deshalb, besonders in der

Digitized by Google

kritischen Lage vor Abschluß unsers Bündnisses mit Österreich, die Rücksicht auf uns vermissen lassen, die wir als alte erprobte Freunde verlangen konnten und verlangen mußten. Gortschakoff konnte es Bismarck nicht verzeihen, daß dieser, sein Schüler in der Diplomatie, ihn, den Meister, zu dessen Füßen er einst bewundernd gesessen hatte, so in den Schatten stellte, und schon seine berüchtigte Depesche maintenant la paix est assurée hatte gezeigt, daß sich der in seiner maßlosen Eitelkeit verletzte russische Staatsmann einen Einfluß auf unsre Politik beilegte, den er nie gehabt hatte und nach der Gründung des Deutschen Reichs erst recht nicht haben konnte. Bismarck hat damals den Vertrag mit Österreich nur deshalb abgeschlossen, weil er Rußlands nicht mehr sicher war, und weil es sich für ein so mächtiges Reich, wie er es in genialem Wurf geschaffen hatte, schlechterdings verbot, eine Allianz zu schließen, bei der wir nicht als gleichstehend behandelt wurden, und dazu war Rußland damals nicht geneigt, weil es sich zu sehr in eine Beschützerrolle uns gegenüber eingelebt hatte. Wir haben jetzt in Konstantinopel nicht nur, sondern auch in Kleinasien trotz Rußlands Intriguenspiel festen Fuß gefaßt, dort Hunderte von Millionen deutschen Kapitals angelegt und uns eine Stellung errungen, die Rußland wohl oder übel respektieren muß. Im fernen Osten haben die russischen Kriegsschiffe in dem deutschen Hafen Tsingtau sichern Schutz gefunden, und die in Berlin aufgelegte Anleihe ermöglicht Rußland, den Krieg energischer fortzusetzen. Englische Soldaten aber erobern unterdessen Tibet. Glauben die pfiffigen Artikelschreiber am Themsestrande wirklich, daß der Zar, wenn er wieder freie Hand hat, dies vergessen oder gar eine Annäherung an England suchen werde? Man kann nur lächeln über eine so kindliche Naivität.

Es ist sehr wohl denkbar, daß nach dem russisch-japanischen Friedensschluß wiederum eine internationale Konferenz in Berlin zusammentritt, so wenig wir uns auch nach den schlechten Erfahrungen, die wir früher gemacht haben, zu der Rolle eines ehrlichen Maklers drängen werden. London ist als Kongreßort ausgeschlossen, und Paris, das nach dem Krimkriege die Szene bildete, würde nur dann in Frage kommen, wenn Frankreichs Neutralität eine freundlichere Färbung annähme als bisher. Delcassé gilt mit Recht als der befähigtste und geriebenste lebende Staatsmann. Er hat die französisch-englische Konvention zustande gebracht, und wie immer man diese auch auslegen mag, unsre Diplomatie damit in eine schlimme Verlegenheit versetzt. Er hat die Aussöhnung der französischen Republik mit Italien in einem Maße herbeigeführt, daß aus der Extratour leicht eine Gefährdung des Dreibundes werden kann. Daß aber die Allianz mit Rußland, die bis jetzt nur zu dem Darlehen von Milliarden französischen Geldes geführt hat, noch sehr wertvoll für ihn sein sollte, wo doch Rußland jetzt kaum noch zu europäischen Verwicklungen Neigung verspüren dürfte, ist kaum anzunehmen. Die Revanche für Sedan, die den Franzosen so am Herzen liegt, daß sie dafür sogar ein Faschoda mit resignierter Miene über sich ergehn ließen, ist und bleibt der Grundton im politischen Leben Frankreichs, und Rußlands Allianz ist bedeutungslos geworden, weil jetzt die Möglichkeit eines russisch-deutschen Krieges, durch den ja allein die Wiedererlangung Elsaß-Lothringens möglich geworden wäre, in weitere Ferne als je vorher gerückt ist.

Digitized by Google

Frankreich wird sein zwar gewaltiges, aber große Kosten verschlingendes Kolonialreich immer mehr ausbauen, aber in Europa ist seine kriegerische Rolle nach menschlicher Berechnung vorläufig ausgespielt, und auch ein Delcassé kann nichts daran ändern. Die vielen unerfreulichen und bedenklichen Fragen seiner innern Politik werden Frankreich überdies genug in Anspruch nehmen und es von gewagten Manövern in der auswärtigen Politik abhalten. Früher war es allerdings französischer Brauch, die erhitzten Gemüter von den innern Verhältnissen durch auswärtige Diversionen abzulenken, aber davon ist die solide Republik ganz zurückgekommen — wie man nicht leugnen kann, sehr zu ihrem eignen, wohlverstandnen Vorteil.

Ob die Konvention mit England günstig für Frankreich sein wird, muß die Zukunft lehren. Auf den ersten Blick ist ja das Zugeständnis wegen Marokkos ein großes Geschenk Englands, aber Marokko wird, wenn es tatsächlich in die französische Interessensphäre gezogen wird, vielleicht größere Mühen und Kosten verursachen, ehe es ganz pazifiziert ist, als irgend ein andres Kolonialland — die Philippinen ausgenommen, die allein im letzten Jahre zweihundert Millionen Dollars verschlungen haben. Die Engländer haben es von jeher verstanden, andre für sich arbeiten und kämpfen zu lassen. Auf Ägypten hat Frankreich endgiltig verzichtet, und Marokko ist eine emptio spei. Daß sich die Abmachung mit ihren geheimen Klauseln gegen Deutschland richtet, liegt auf der Hand. Frankreich hat künftighin nur noch einen Erbfeind zu bekämpfen. Der Engländerhaß, der während des Transvaalkriegs in Paris noch wahre Orgien in der Boulevardpresse und im Rire feierte, soll jetzt endgiltig in der französischen Seele begraben sein. Dafür kann man jetzt gemeinschaftlich mit den Freunden jenseits des Kanals die bösen Deutschen ärgern, die Englands Industrie und Handel schwer bedrohen und die französischen Seehäfen im Konkurrenzkampf schon besiegt haben. England ist seit der törichten Sympathie der Alldeutschen für die Buren wirklich verstimmt gegen uns und hat bei unsrer gemeinsamen Aktion gegen Venezuela in den leitenden Blättern klar seine Abneigung, mit uns gemeinsam praktische Politik zu treiben, zu erkennen gegeben. Seine Seegeltung hat neuerdings durch die russischen Verluste von Kriegsschiffen in ungeahnter Weise wieder zugenommen. Eine Allianz gegen England, die über mehr Kriegsschiffe als dieses verfügte, ist für uns vorläufig ausgeschlossen. Aber auf die Dauer wird Englands Prinzip, immer ebensoviel Schiffe zu bauen wie zwei andre Großmächte, doch ohne das gewünschte Resultat bleiben, und zwar aus einem sehr einfachen arithmetischen Grunde. Nehmen wir an, daß England vierzig große Schlachtschiffe hat, und daß zwei andre Großmächte zusammen zwanzig haben. Dann ist das Verhältnis zwei zu eins. Bauen nun England sowohl als auch die beiden andern Staaten je zwanzig neue große Schlachtschiffe, so ist der englische Besitzstand sechzig und der der andern vierzig. Das Verhältnis ist also ein für England viel ungünstigeres, nämlich drei zu zwei geworden. Damit ist natürlich auch die Möglichkeit eines Sieges über die englische Kriegsflotte gestiegen. Solange wir den Ausbau unsrer Flotte konsequent fortsetzen und damit immer bündnisfähiger für eine Kombination werden, die sich gegen die britische Alleinherrschaft

Digitized by Google

zur See richtet, brauchen wir nicht zu verzagen, denn jedes Jahr verbessert unsre Situation.

Deutschland braucht ebensowenig wie zu Bismarcks Zeiten jemand nachzulaufen und kann ruhig abwarten, ob England es wieder einmal braucht. Dann werden wir andre Bündnisbedingungen stellen können als Friedrich der Große, der für eine geringe Subsidie Frankreichs Heere auf dem Kontinent festhielt und England zu einem Kolonialbesitz verhalf, der ungezählte Milliarden wert ist. Auch Kanada, das jetzt so ausschlaggebend für die britische Politik gegenüber den Vereinigten Staaten geworden ist, kam erst damals an England. Es wäre eine nicht ungewöhnliche Ironie der Weltgeschichte, wenn England, um Kanada zu retten und zu behalten, wieder unsern Beistand erbitten müßte.

Jedenfalls würde aber eine Befolgung der Ratschläge der Alldeutschen und eine ausgesprochne Stellung gegen England ebenso falsch sein, wie es ein freundliches Verhalten à tout prix wäre. Das ganze Programm der Alldeutschen läßt auch sonst den nüchternen Blick für das Wirkliche vermissen, der in der Welt der Tatsachen wichtiger ist als alle Genialität. Die Idee einer Vergrößerung Deutschlands auf Kosten Österreichs ist geradezu eine Torheit. Wir haben an den unruhigen Polen wirklich genug, und eine Bereicherung mit weitern interessanten Völkerschaften slawischen Stammes würde schwerlich erwünscht für uns sein, und dann: wer verbürgt uns denn, daß wirklich das eintritt, was tout le monde glaubt, und daß nach dem Tode des alten Kaisers Franz Joseph das Reich der Habsburger auseinanderfallen wird? Die Weltgeschichte hat fast immer gezeigt, daß das Gegenteil von dem eintritt, was alle Welt glaubt! Die Agitation der Alldeutschen hat also nur die Wirkung, Mißtrauen bei Nationen gegen uns zu erwecken, die bisher unsre guten Freunde gewesen sind. Das zeigt sich nicht nur in Österreich, sondern auch in den Niederlanden, die nicht einmal einen Postvertrag mit uns abschließen wollen, weil sie in nervöser Furcht darin den Anfang zu einer Annexion wittern. Gewiß ist es eine Anomalie, daß die Mündung unsers deutschesten Stromes in fremden Händen ist, und daß Rotterdam den Creme von dem wirtschaftlichen Fleiß deutscher Lande abschöpft, aber Hollands Kolonien werden früher oder später einem Mächtigen als erwünschte Beute erscheinen, und dann sind wir die einzigen auf der Welt, bei denen die Niederländer starken und wirksamen Schutz finden können. Wozu also das Geschrei, wenn die natürliche Entwicklung der Dinge uns so wie so die politische Freundschaft mit Holland bringen wird und bringen muß?

Unsre auswärtige Politik ist in den letzten drei Jahrzehnten eine Politik des Friedens gewesen, und das muß es bleiben. Deutschland ist ein junges Reich, das im Innern zu konsolidieren die Anstrengungen noch vieler Jahre erfordern wird. Der außerordentlich komplizierte Mechanismus unsrer Reichsmaschine zwingt uns dazu, jeden gewagten Schachzug zu vermeiden, denn unsre Gegner auf dem internationalen Schachbrett sind fast alle in der günstigen Lage, schneller und ungehinderter ihre Entschlüsse fassen und ausführen zu können. Gerade der Frieden aber gibt uns Gelegenheit, unsre innern Gegensätze immer mehr auszugleichen und uns nach außen hin für die Zukunft zu

Digitized by Google

rüsten. Frankreich hat mitten im Frieden ein Kolonialreich von 6 Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von $46^1/_2$ Millionen Menschen geschaffen. Warum soll Deutschland zurückstehn, das einen so hohen jährlichen Bevölkerungsüberschuß aufweist und jetzt in Kiautschou einen einwandfreien Beweis seines Kolonisationstalents liefert? Es ist doch ganz ausgeschlossen, daß die fruchtbarsten und schönsten Länder der Erde für alle Zeiten in den Händen von niedrigen und faulen Mischrassen bleiben werden, die das ihnen von der Vorsehung anvertraute Gut in der rücksichtslosesten Weise vergeuden. Wer jahrelang in diesen halbbarbarischen Ländern gelebt und dort gesehen hat, wie überall die herrliche Kraft der Natur verwüstet, wie die jahrhundertealten Wälder niedergebrannt oder abgehauen, wie der unermeßliche Wildstand bis auf das letzte Stück hingemordet, und wie da, wo die Landwirtschaft ihren Einzug gehalten hat, der habgierigste Raubbau getrieben wird, der kann nur den Tag herbeiwünschen, wo diesem wahnsinnigen Treiben Einhalt geboten und verhindert wird, daß diese Völker ihr Zerstörungswerk vollenden.

Millionen von Menschen sind Deutschland durch die Auswanderung verloren gegangen, Milliarden von Kapital sind in fremden Ländern, oft ohne nach Deutschland zurückgezogen zu werden, angelegt worden. Wie anders wird es werden, wenn wir für Menschen und Kapital eigne Kolonien erwerben, die sie anlocken. Nur so wird Deutschland zusammen mit seinen überseeischen Besitzungen einen Staat bilden, der sich selbst genügt, der alle Lebensmittel und alle Rohstoffe für seine Industrien selbst erzeugt und wirtschaftlich völlig unabhängig vom Auslande wird. Greater Britain und die Union können uns dann nicht mehr schrecken. Auch wir werden eine Weltmacht geworden sein.

Einen unsern Anforderungen entsprechenden Kolonialbesitz werden wir natürlich nur erlangen können, wenn wir gute Beziehungen mit Rußland und den Vereinigten Staaten aufrecht erhalten. Ohne Rußlands Freundschaft ist eine Ausdehnung unsrer wirtschaftlichen Arbeiten in Ost- und Kleinasien ebenso undenkbar, wie es unser Fußfassen in Südamerika ohne eine vorhergehende Verständigung mit den Vereinigten Staaten sein würde. So lange wir aber den Russen wesentliche Dienste in Europa leisten können und zu den besten Kunden der Yankees gehören, ist nicht anzunehmen, daß völkerrechtliche Doktrinen oder gar Eifersüchteleien bei ihnen ein richtiges Verständnis für ihren eignen Vorteil und für unsre natürlichen Ansprüche trüben könnten. Man braucht sich nur die Veränderungen der Weltkarte in den letzten fünfzig Jahren zu vergegenwärtigen, und man wird erkennen, daß die großen Besitzfragen der Staaten, die theoretisch oft als ganz unlösbar erschienen waren, in der Praxis fast immer durch gegenseitiges Nachgeben und durch Rücksichtnahme des einen Staates auf die vitalen Interessen des andern geregelt worden sind. Man denke an die Entwicklung Deutschlands und Italiens, an die Erwerbung europäischer Stationen in China und an die Teilung Samoas.

Haben wir erst Kolonien, die uns die Möglichkeit geben, eine Weltmacht zu werden, dann werden wir diese Besitzungen unter Vermeidung aller Fehler, die wir selbst und andre früher beim Kolonisieren gemacht haben, wirtschaftlich und politisch auf eine Stufe bringen müssen, die sie zu nützlichen Gliedern

Digitized by Google

unsers Staatswesens macht. Wir werden die Auswandrung nicht künstlich steigern, wohl aber den Strom unsrer Auswandrer dorthin lenken, um die Besitzungen so deutsch wie möglich zu machen, und das wird uns in den schwach bevölkerten Teilen Südamerikas verhältnismäßig leicht werden; wir werden alle Neger grundsätzlich fern halten und möglichst nur solche Nationen zulassen, die unsre Sprache sprechen; endlich werden wir den Besitzungen das größte Maß von Selbstverwaltung geben und sie in zollpolitischer Hinsicht so günstig stellen, als es die Interessen des Mutterlandes nur irgend erlauben.

Die Grundwurzeln unsrer Kraft werden nach wie vor in Deutschland selbst ruhn. Dieses darf von den Kolonien nur im Bezuge der industriellen Rohstoffe, aber nie in der Lebensmittelversorgung abhängig werden. Nie dürfen wir vergessen, daß unser Vaterland infolge seiner geographischen Lage eine Festung ist, die jeden Tag für eine Belagerung gerüstet sein muß. Je mehr die Regierungen in unermüdlicher Arbeit dafür sorgen, daß die jetzt noch brachliegenden Ödländer Deutschlands urbar gemacht werden, damit unsre Getreide- und Viehproduktion gesteigert wird, desto sicherer werden wir auch der Eventualität eines europäischen Krieges ins Auge sehen können, der uns bei ungenügenden Lebensmittelvorräten sonst wahrscheinlich die schlimmsten Gefahren, jedenfalls aber eine Preissteigerung ohnegleichen bringen würde. England ist schon jetzt eine Festung, die so schwach verproviantiert ist, daß die kürzeste Einschließung die Kapitulation herbeiführen müßte. Daß das momentan noch unmöglich erscheint, ist richtig, aber schließlich ist es doch nur eine Frage der Zeit, daß zwei andre Kriegsflotten ausreichen werden, zusammen die britische Seemacht zu bekriegen und die britischen Häfen zu blockieren. Wir aber, die wir eine zwar vortreffliche, aber vorläufig sehr kleine Flotte haben, müssen uns doppelt hüten, in den englischen Fehler zu verfallen, ganz abgesehen davon, daß unsre Festung von keinem schützenden Wassergraben umgeben ist.

Vom Strafmaß

Als ich als junger Assessor bei der Staatsanwaltschaft zum erstenmal die Funktionen dieser Behörde vor dem Schöffengericht wahrnehmen mußte und vorher vergeblich versucht hatte, mir aus dem Bündel flüchtiger Notizen, die sich mit dem stolzen Namen „Handakten der Staatsanwaltschaft“ brüsteten, ungefähr ein Bild von den zur Verhandlung stehenden „Straftaten“ zu machen, wandte ich mich an meinen nächsten Vorgesetzten, den Abteilungschef, mit etlichen Fragen, unter denen auch die war: „Wonach soll ich mich eigentlich richten, um das richtige Strafmaß zu beantragen?“ Darauf sprang der gegen uns jüngere Kollegen überaus liebenswürdige, im Dienste der von ihm schwärmerisch geliebten und verehrten Anklagebehörde ergraute Herr lebhaft aus seinem Schreibsessel auf, schritt einmal im Zimmer hin und her, blieb dann vor mir stehn und faßte

Digitized by Google

seiner Weisheit Schluß ungefähr in folgende Worte zusammen: „Lieber Kollege, die Frage nach dem Strafmaß ist einfach eine Frage des Taktgefühls. Mehr kann ich Ihnen nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit auch nicht sagen. Beantragen Sie ganz ruhig, was Ihnen richtig erscheint. Sie werden das schon bald heraushaben. Es wird nicht lange dauern, dann wissen Sie ganz genau, wie die einzelnen Abteilungen des Schöffengerichts und die verschiednen Strafkammern zu urteilen pflegen, und dann richten Sie sich einfach danach. Die Hauptsache ist, daß Sie sich nicht überhauen lassen; das ist natürlich unangenehm, wenn das Gericht über das Strafmaß, das man beantragt hat, hinausgeht. Anfangs wird es Ihnen vielleicht etliche mal passieren, Sie werden es aber bald vermeiden lernen. Im übrigen können Sie innerhalb des gesetzlichen Strafrahmens beantragen, was Sie für angemessen halten; begründen läßt sich schließlich alles, und das Richtige zu treffen ist, wie gesagt, nur eine Frage des Taktes."

Ich war damals von meiner jungen Würde viel zu sehr eingenommen, als daß ich mir darüber hätte klar werden können, eine wie klägliche Rolle in dieser Instruktion dem Strafantrage der Staatsanwaltschaft zugewiesen wurde, und überhaupt hinderte mich damals die innige Verehrung, die ich für meinen Vorgesetzten hegte, an seine Worte die kritische Sonde zu legen; ich tat dies auch dann noch nicht, als gleich in dieser ersten Sitzung, deren Vorbereitung meine Frage nach dem Strafmaß veranlaßt hatte, zwei Fälle vorkamen, bei denen ich mir furchtbar taktlos erscheinen mußte, da mein Vorrat an „Takt" durchaus nicht hinreichte, mir unzweideutig zu sagen, welches wohl das richtige zu beantragende Strafmaß sei. Eine Frau, die Mutter von fünf kleinen Kindern, hatte im harten Winter einige Stücke Kohlen im Werte von zwei bis vier Pfennigen, die von einem durch die Straße fahrenden Kohlenwagen heruntergefallen waren, aufgehoben und in ihre Schürze gepackt, um sie zuhause zu verbrauchen. Als sie aber sah, daß der neben dem Wagen gehende Eigentümer der Kohlen sie beobachtet hatte und zu einem an der Straßenkreuzung stehenden Schutzmann hinantrat, ging sie auf ihn zu und bot ihm die Kohlen an. Die Frau weinte in der Verhandlung unaufhörlich und war geradezu unangenehm geständig, indem sie nicht nur den Sachverhalt vollständig zugab, sondern auch alle Fragen, mit denen der Vorsitzende und — ich muß gestehn — auch ich ihr herauszuhelfen suchten, in dem für sie ungünstigsten Sinne beantwortete. Sie bejahte die Frage, ob sie die Kohlen wirklich habe für sich behalten wollen, sie erklärte, daß sie wohl gewußt hätte, daß sie die Kohlen nicht hätte wegnehmen dürfen, und daß sie diese keineswegs für herrenloses Gut oder für wertlos gehalten habe. Mit Schaudern sah ich den Augenblick herankommen, wo ich gegen die Frau das „Schuldig des Diebstahls" und damit zugleich eine Strafe beantragen mußte. Daß es sich hier nur um die gesetzliche „Mindeststrafe" handeln konnte, war freilich klar, aber auch diese war für den vorliegenden Fall barbarisch hart: eine unbescholtne Mutter eines Säuglings und vier andrer kleiner Kinder auch nur auf einen einzigen Tag ins Gefängnis zu schicken, schien mir mit der Tat, die sie begangen hatte, nicht in Einklang zu stehn. Aber das Gesetz zwang mich dazu; ich tat es und atmete

Digitized by Google

erst wieder auf, als das Schöffengericht nach kurzer Beratung wieder erschien und durch den Vorsitzenden verkündete, daß es die Frau freigesprochen habe, weil es sich von der Glaubwürdigkeit ihres Geständnisses, daß sie sich der Rechtswidrigkeit ihrer Handlung bewußt gewesen sei und die Kohlen nicht für herrenloses wertloses Gut gehalten habe, nicht habe überzeugen können. Daß dieser Rechtsspruch dem allgemeinen menschlichen Empfinden entsprach, ist klar; ob Richter und Schöffen aber auch zu demselben Ergebnis gelangt wären, wenn das Gesetz die Möglichkeit gewährt hätte, statt auf Gefängnis auf einen Verweis zu erkennen, ist mir mindestens zweifelhaft. Gab aber wirklich, wie ich vermute, das Strafmaß den Ausschlag für den Freispruch, so weiß ich nicht, wie dieser mit der eidlich beschwornen Amtspflicht in Einklang gebracht werden konnte. Daß meine Vermutung nicht unbegründet war, wurde mir durch den Umstand bekräftigt, daß der vorsitzende Amtsrichter sofort sehr angelegentlich die bei einem Freispruch völlig zwecklose und ungewöhnliche Frage an mich richtete, ob die Staatsanwaltschaft auf die Einlegung der Berufung gegen das eben verkündete Urteil verzichte. Ich bejahte die Frage sofort, da ich innerlich froh war, daß der armen Frau, die mit ihrer Angst schon schwer genug bestraft schien, die Schande des Gefängnisses erspart blieb; ich habe aber die Überzeugung, daß jener Rechtsspruch zu den seltnen Ausnahmen gehört, die „dem Rechte, das mit uns geboren ist," entsprechen, dem Gesetzesrecht aber ins Gesicht schlagen. Ich habe mir später oft die Frage vorgelegt, ob ich nicht meinerseits durch den Rechtsmittelverzicht meine Amtspflicht verletzt hätte; nach dem Grundsatz fiat iustitia, pereat mundus hätte ich ja doch für Beseitigung dieser wohl der Billigkeit, nicht aber dem formalen Recht entsprechenden Entscheidung Sorge tragen müssen; ich muß aber offen gestehn, daß mir das Gewissen über diese Frage keine Beschwerden verursacht hat, und daß die Erinnerung an das geängstigte, in Tränen gebadete arme Weib genügte, in mir immer wieder das Gefühl der Genugtuung zu erwecken, das bei dem Anhören des unerwarteten Richterspruchs über mich kam.

Während ich in diesem Falle über das anzuwendende Strafmaß selbst stutzte, die Richter aber stolperten, brachte ein wenig Minuten darauf verhandelter Fall mir die Beschämung des „Überhauenwerdens." Ein stupid aussehender Bengel von kaum siebzehn Jahren, übrigens der Sohn ordentlicher Eltern, wurde aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Er war geständig, einem Schlafkameraden sechs Mark aus dessen unverschlossenem Koffer gestohlen zu haben. Dies war seine dritte Straftat. Mit knapp vierzehn Jahren war er als Laufbursche wegen Unterschlagung mit sechs Wochen Gefängnis und bald nach Verbüßung dieser Strafe wegen eines dem jetzigen ganz genau gleichenden Diebstahls mit zwei Jahren Gefängnis bestraft worden. Wie sich aus der Begründung des zweiten Urteils ergab, waren die Richter bei der Strafzumessung von der Ansicht ausgegangen, daß nachdem die kurze Freiheitsstrafe nach der ersten Straftat nichts gefruchtet hatte, eine exemplarische Bestrafung den Burschen vielleicht zur Vernunft bringen würde, zumal da diese, im Gegensatz zu den „kurzzeitigen" Strafen, in besondern Anstalten für Jugendliche vollstreckt zu werden pflegt, in denen „fest gehauen wird." Der Erfolg dieses

Digitized by Google

Verfahrens lag klar zutage: die jetzt zur Verhandlung stehende Straftat war genau sechs Wochen nach der Entlassung aus der Prügelanstalt, also offenbar bei der ersten günstigen Gelegenheit erfolgt. Was nun? Die kurze Strafe hatte nichts genutzt, die lange ebensowenig. Bei gleichen Straftaten pflegt man die Strafe zu steigern: sollte ich den Bengel jetzt auf drei Jahre ins Gefängnis schicken? Das schien mir in keinem Verhältnis zu stehn zu dem objektiven Bestand der Straftat: Entwendung eines so geringfügigen Betrags aus einem offnen Koffer. Wohl unter dem Einfluß dieses Gedankens schloß ich mein der Kürze der Verhandlung entsprechend summarisches Plaidoyer mit dem Antrag auf eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten. Die Verkündung der gerichtlichen Entscheidung brachte mir wieder eine Überraschung: das Urteil lautete auf anderthalb Jahre Gefängnis. Überhauen! Und wie überhauen! Erschrocken horchte ich auf die Begründung, und da mußte ich allerdings etwas hören, was ich nicht in Erwägung gezogen hatte, und diese Unterlassung gereichte meinem verletzten Empfinden sogar zur großen Befriedigung. Der Amtsrichter erklärte nämlich, das Gericht habe sich bei der Strafabmessung von dem Gedanken leiten lassen, daß das erkannte Strafmaß ausreichend und geeignet sei, den Angeklagten bis zur Vollendung seines achtzehnten Lebensjahres vor der Begehung ähnlicher Straftaten zu bewahren, d. h. bis zu dem Alter, wo er, wenn er wiederum rückfällig werde, die volle Strenge des Gesetzes, nämlich die (auf Personen unter achtzehn Jahren nicht anwendbare) Zuchthausstrafe zu gewärtigen habe. Diese Motivierung bewies mir wieder, daß mein alter Praktikus wirklich Recht hatte, als er sagte, daß „sich schließlich alles begründen läßt."

Mit Absicht habe ich diese kleinen Erinnerungen aus dem Beginn meiner Laufbahn als selbständig verantwortlicher Beamter an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt. Sie zeigen, meine ich, an Beispielen, die alltäglich und an sich bedeutungslos sind, in charakteristischer Weise, wie sich in der Praxis die Festsetzung des Strafmaßes durch die maßgebenden Personen gestaltet. Sie zeigen auch etwas, was bei der Beurteilung der Frage nach dem richtigen Strafmaß sehr wesentlich ins Gewicht fällt, nämlich daß die öffentlich ausgesprochnen Strafabmessungsgründe, mögen sie nun vom Staatsanwalt in seinem Plaidoyer oder vom Vorsitzenden in der mündlichen Urteilsbegründung angegeben oder in den „Gründen" des Strafurteils schriftlich niedergelegt sein, keineswegs immer identisch sind mit denen, die tatsächlich maßgebend waren. Es fällt dem Staatsanwalt gar nicht ein zu sagen: „Ich halte es für ganz gleichgiltig, ob der Kerl auf vier Monate oder auf vier Jahre eingesperrt wird; er ist und bleibt doch ein Lump; aber da ich irgend einen bestimmten Antrag stellen muß, so will ich das Strafmaß lieber ziemlich hoch greifen, damit diese Kammer, die, seit Herr X ihr Vorsitzender ist, nicht mit Unrecht den Spitznamen Blutkammer erhalten hat, mich nicht überhaut." Und so verkündet er, daß „in Erwägung der mehrfachen Vorstrafen des noch jugendlichen Angeklagten und der empörenden Dreistigkeit, mit der derselbe am hellichten Tage seine Tat ausgeführt hat, eine Zuchthausstrafe von drei Jahren und vier Monaten angemessen erscheine, auf die er den Gerichtshof zu erkennen bitte."

Digitized by Google

Der Gerichtshof zieht sich dann zur Beratung zurück, und was in diesen Beratungen manchmal zutage gefördert wird, grenzt bisweilen ans Märchenhafte. Es ist wahrlich gut, daß sie mit dem Schleier des strengsten Amtsgeheimnisses umgeben sind. Aber man verstehe mich auch nicht falsch! In dieser Zeit lebhafter, nicht selten wohlbegründeter, aber oft auch jeder Sachkenntnis entbehrender und darum ungerechter Angriffe auf unsre Rechtspflege ist es leider nicht überflüssig, hervorzuheben, daß jeder, der einem deutschen Richter bei irgend einer Entscheidung bewußt eigennützige oder parteiische Beweggründe unterlegte, einem schweren und bedauerlichen Irrtum unterläge. Kein Zweifel, daß sowohl Strebertum wie Faulheit, sowohl die Sucht aufzufallen als die Sucht schnell fertig zu werden, also die verschiedensten Erscheinungsformen des Egoismus an sehr vielen Akten der Rechtspflege ihr menschlich Teil haben; aber daß sie bei einer einzigen der Millionen richterlicher Entscheidungen, die alljährlich gefällt werden, als ausschlaggebend in das Bewußtsein des einzelnen Richters träten, wage ich ganz entschieden zu bestreiten. Vieltausendmal wird das Recht gebeugt; unter tausendmal wohl neunhundertmal unbewußt aus Unwissenheit, Unklarheit, Versehen, Nachlässigkeit, Flüchtigkeit, Denkfaulheit, und hundertmal bewußt, einem Prinzip, einer Idee, einem „höhern Zweck“ zuliebe, aber nicht ein einzigesmal aus bewußtem Egoismus, aus klar erkannter, beabsichtigter Parteilichkeit. Das gilt selbstverständlich auch von den Entscheidungen über das Strafmaß. Und dennoch ist es ein Glück, daß die Beratungen darüber jedem, außer den mitwirkenden Richtern und den zu Ausbildungszwecken dem Gerichte zugewiesenen angehenden Juristen, verschlossen und mit dem Schleier des Amtsgeheimnisses verdeckt bleiben, denn hier werden bisweilen die verschiedensten und seltsamsten Erwägungen laut, die für eine bestimmte Strafart oder ein bestimmtes Strafmaß den Ausschlag geben sollen. Der eine will den jungen Angeklagten nicht ins Zuchthaus schicken, weil er dadurch dem Heeresdienst entzogen würde, „und das will der Kerl ja bloß!“ Ein andrer will eine möglichst lange Strafe verhängen, weil der Schuldige ja doch sofort nach seiner Entlassung wieder rückfällig werden wird, und die Mitmenschen deshalb möglichst lange vor seinen Angriffen auf ihr Allerheiligstes, nämlich ihr Portemonnaie, geschützt werden müssen. Ein dritter würde nur ein paar Monate Gefängnis geben wollen, aber er möchte doch nicht gar so weit hinter dem Strafmaß des Staatsanwalts zurückbleiben, der zwei Jahre beantragt hat, und er stimmt daher für ein und ein viertel Jahr. Jener ist überzeugt, daß es dem Angeklagten nur darum zu tun war, für die kalte Winterzeit ein Obdach zu erhalten, und er stimmt deshalb bloß für zwei Monate Gefängnis, „damit der Schuft Mitte Januar wieder herauskommt, wenn es gerade am schärfsten friert“; oder er stimmt für elf Monate, damit der Kerl auch die schöne Jahreszeit noch hinter den eisernen Stäben verleben kann. Dieser ist der Überzeugung, daß der Angeklagte außer den beiden eingestandnen Diebstählen noch die drei andern begangen hat, wegen deren er zwar angeklagt ist und nur aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden muß, und er greift deshalb das Strafmaß für die beiden eingestandnen Diebstähle ungewöhnlich hoch.

Digitized by Google

Ein andrer ärgert sich über das alberne, fatzkenhafte Benehmen des Angeklagten und will ihn deshalb besonders hoch nehmen, während sein Kollege in allen Missetätern nur erblich Belastete sieht und darum zur Milde neigt, und ein dritter sich nach dem Votum seines Vormannes richtet, weil er selbst während der Verhandlung andre Arbeiten erledigt oder ge—ruht hat. Manchmal spielen sogar ganz lokale Umstände eine ausschlaggebende Rolle. Es häufen sich in einer Gegend die Brände oder die Messerstechereien, dann müssen „Exempel statuiert“ werden, und es werden schärfere Strafen verhängt. Ja, ich habe sogar schon geltend machen hören, daß die Verhängung einer sechsmonatigen Gefängnisstrafe reglementmäßig die Überführung des Delinquenten in eine unter dem preußischen Ministerium des Innern stehende Anstalt, wo die Kost besser sei, zur Folge haben würde, und daß sich der betreffende Richter darum für eine dreimonatige, in dem unter der Justizverwaltung stehenden Landgerichtsgefängnis abzusitzende Strafe entschied, weil die dortige Verpflegung allen Insassen die „erzieherische Wirkung“ einer andauernden Hungerkur angedeihen ließ. Noch bedenklicher ist es, wenn die Richter durch ihre Entscheidung über das Strafmaß einen für unrichtig gehaltnen Spruch der Geschwornenbank korrigieren wollen, was auch bisweilen vorkommt.

Natürlich darf man fast alle diese Strafabmessungsgründe, die „unter uns“ im Beratungszimmer laut und bisweilen ausschlaggebend geworden sind, nicht recht eingestehn. Nachdem aber für ein bestimmtes Strafmaß die Mehrheit erreicht worden ist, was nach den Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes dadurch geschieht, daß die dem Beschuldigten nachteiligsten Stimmen den zunächst minder nachteiligen so lange hinzugezählt werden, bis sich die nötige Zweidrittelmehrheit ergibt, erwächst dem Vorsitzenden die Takt und Geschicklichkeit fordernde Aufgabe, die gefällte Entscheidung im Sinne der Mehrheit öffentlich zu begründen. Auch bei dieser Gelegenheit werden noch häufig Gründe für das Strafmaß ins Feld geführt, von denen es zum mindesten zweifelhaft ist, ob sie wirklich auf die Bildung des Strafmaßes von Einfluß sein dürfen. Nicht bloß die Vorstrafen, sondern Lebensumstände, die mit der Straftat gar nichts zu tun haben, müssen dabei herhalten, wobei es vorkommt, daß dieselben Tatsachen von verschiednen Gerichten in ganz entgegengesetzter Weise gewürdigt werden. Das Verhalten des Angeklagten nach der Tat, seine mehr oder minder energische Verteidigung vor Gericht, sein Leugnen oder sein Geständnis, der „Eindruck,“ den er auf den Richter gemacht hat — das alles wird, je nachdem, als Veranlassung zu einer Verminderung oder Erhöhung der Strafe ins Feld geführt.

So ist das tatsächlich erkannte Strafmaß in der Regel das Ergebnis eines Ausgleichs verschiedner oft ganz entgegengesetzter Anschauungen und Rücksichten, ein Angstprodukt, gezeugt von dem unklaren Rachegedanken der durch den Missetäter gekränkten „Gesellschaft,“ geboren unter vielem Gegacker von dem mehrköpfigen Ungetüm einer menschlichen, ach oft nur allzu menschlichen Richterbank, und wie es einer Mißgeburt geziemt, heuchlerisch umhüllt von den Windeln und Schleiern des öffentlichen Wohls und einer Gottes Stelle vertretenden Gerechtigkeit.

Digitized by Google

Und würdig solcher Geburtswehen ist denn auch die Wirksamkeit der so zustande gekommnen Strafe. Wäre sie von einem einheitlichen Willen nach bestimmtem Grundsatz im Hinblick auf ein einheitliches Ziel verhängt, so wäre wenigstens einige Hoffnung vorhanden, daß dieses Ziel auch erreicht würde. Als Mischerzeugnis teils unklarer, teils einander widerstreitender „Gründe" kann sie nichts Heilsames, nichts Rechtes erreichen, und es ist der reine Zufall, wenn sie in Ausnahmefällen etwas Gutes wirkt. Der Anhänger einer der Zwecktheorien, der von der Strafe Besserung des Bestraften oder wenigstens Abschreckung der zu Straftaten Neigenden erwartet, muß bei den Zahlen der Kriminalstatistik, die eine immer stärker werdende Rückfälligkeit und durchaus keine Abnahme der Vergehn und der Verbrechen zeigen, an dem Erfolge, wenigstens an jedem wohltätigen Erfolge der Strafrechtsprechung verzweifeln; und auch der Freund der absoluten Gerechtigkeit, dem die Strafe um ihrer selbst willen da ist, weil sie dem Verbrechen folgen muß wie die Flut der Ebbe oder dem Tage die Nacht, wird in dem regellosen Zufallsprodukt eben um seiner Entstehung und seiner Ungleichmäßigkeit willen nicht die dem Verbrechen entsprechende Sühne sehen können, die seiner abstrakten Gerechtigkeitsforderung entspricht. Ja sogar die äußere Anerkennung, als ob „der Gerechtigkeit Genüge geschehn" wäre, ist unsern Strafurteilen meist versagt. Der Angeklagte, auch wenn er sonst einsichtig und reuig ist, hat fast niemals den Eindruck, gerecht bestraft worden zu sein; der Staatsanwalt findet, wenn er nicht etwa „überhauen" worden ist, daß „der Kerl diesesmal recht billig davon gekommen ist," und von den Richtern sind zuletzt auch nur die ganz einverstanden, deren Strafmaßvotum die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigt hat. Am meisten aber zetern die, die der Einzelfall am wenigsten angeht, die Unbeteiligten, durch ihr tausendzüngiges Mundstück, die Tagespresse. Selbstverständlich hat die Presse nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, Übelstände aufzudecken und zu bekämpfen, wo sie sie findet, und sie braucht dabei auch nicht vor den heiligen Hallen der Justiz Halt zu machen. Wenn sie sich aber, wie wir das in der letzten Zeit massenhaft erlebt haben, herausnimmt, in bestimmten Einzelfällen das Strafmaß zu kritisieren, wenn sie einem Dippold etliche Jahre Zuchthaus mehr und irgend einem Deserteur etliche Monate weniger „aufgebrummt" sehen möchte, wenn sie den beleidigenden Justizminister und die verkrachten Bankdirektoren für zu milde, die Crimmitschauer Ruhestörer für zu hart bestraft hält, wenn sie diesen Aufrührer gegen militärische Zucht viel milder und jenen Soldatenschinder viel schwerer büßen lassen will, so mischt sie sich in Dinge, für die ihr das Augenmaß vollständig abgeht, und sie gleicht um so mehr einem blinden Blindenleiter, als sie selbst nicht in geringerm, sondern in noch höherm Grade als die strafzumessenden Personen des festen Punktes ermangelt, von dem aus der Verbrechenserscheinungen irrlichternde Flucht betrachtet werden muß.

Dieser feste Punkt ergibt sich nur für den, der sich ernsthaft die Frage gestellt und beantwortet hat: Warum und wozu strafen wir? Quia peccatum est, weil gefehlt worden ist, oder ne peccetur, damit nicht gefehlt werde? Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, in eine kritische Erörterung des

Digitized by Google

Schulenſtreits einzutreten, dazu fehlt es hier an Raum; aber ich habe auf Grund der mannigfachen Beobachtungen und Erfahrungen, von denen ich oben einen kurzen Auszug gegeben habe, und die jeder aufrichtige praktiſche Juriſt mir beſtätigen wird, die Überzeugung gewonnen, daß wir nicht eher eine geſunde Strafrechtspflege haben werden, als bis dieſe Frage entſchieden ſein wird, oder richtiger, als bis der Geſetzgeber zu dieſer Frage in dem einen oder in dem andern Sinne Stellung genommen haben wird. Auch auf die Gefahr hin, daß dieſe Stellung falſch iſt, und daß die Erfahrungen, die wir mit einer darauf aufgebauten Rechtspflege machen werden, uns von dieſer Unrichtigkeit überzeugen — tauſendmal beſſer werden wir daran ſein, wenn die Strafrechtsnormen ſelbſt, die Beſtimmungen über die Strafgrenzen, die Einrichtungen der Unterſuchungshaft, die Anträge der Staatsanwaltſchaft, die Beratungen und Entſcheidungen der Richterbank, kurz das ganze Verfahren, und dann vor allem auch die Strafvollſtreckung, mit einem Wort, die ganze Strafrechtspflege unter einer Loſung, unter einem einheitlichen Gedanken ſtehn, als wenn ſich dieſer greuliche Salat von zerfahrnen Anſichten, halben und unreifen Beweggründen, von denen ich oben bei der Strafabmeſſungsfrage eine kleine Koſtprobe gegeben habe, noch ferner in unſern Geſetzbüchern, in unſern Gerichtsſälen und in unſern Strafanſtalten breit macht.

(Schluß folgt)

Bartholomäus Saſtrow

Von F. Kuntze in Weimar

Das ſechzehnte Jahrhundert iſt die Zeit der Chroniken und der Selbſtbiographien. Die Memoiren Thomas Platters, Götzens von Berlichingen, Schertlins von Burtenbach, Hanſens von Schweinichen ſind wenigſtens dem Namen nach allgemein bekannt und jetzt in handlichen Ausgaben verbreitet. Weniger bekannt ſind dagegen die Denkwürdigkeiten des Stralſundiſchen Bürgermeiſters Bartholomäus Saſtrow. Und doch können ſie ſich an Bedeutung mit den Schriften der genannten reichlich meſſen, ja ſie übertreffen ſie an Reichtum und Vielſeitigkeit des Inhalts. Saſtrows Leben, das den größten Teil des ſechzehnten Jahrhunderts ausfüllt, iſt reich an Erlebniſſen und Erfahrungen aller Art: nicht nur die Begebenheiten, die ſich in ſeiner engern Heimat abſpielten, berichtet er mit ausführlicher Treue, auch die Geſchicke des Reichs hat er jederzeit aufmerkſam verfolgt und iſt ihrer Entwicklung zeitweilig nahe getreten. Auf ſeinen Reiſen kam er bis nach Italien und Rom; in Speyer, dem Sitz des Reichskammergerichts, hielt er ſich Jahr und Tag auf, dem denkwürdigen Reichstage zu Augsburg vom Jahre 1547/48 wohnte er in diplomatiſcher Miſſion von Anfang bis zu Ende bei. Fünfundſiebzig Jahre war er alt, als er die wichtigſten Begebenheiten ſeines Lebens — wahrſcheinlich mit Benutzung früher an-

Digitized by Google

gelegter Tagebücher — aufzuzeichnen begann, erstens zu Nutz und Frommen seiner Kinder, damit sie erkennen möchten, daß „der Engel Gottes sich um die lagert, so ihn fürchten, und ihnen aushilft," zweitens um die Geschichtschreiber seiner Zeit teils zu berichtigen, teils zu ergänzen, drittens um die vielen von seinen Widersachern gegen ihn erhobnen Beschuldigungen und Verleumdungen zurückzuweisen und zu entkräften. Es ist freilich manchmal ein wenig mühsam, sich durch das schwerfällige Gefüge seiner holzschnittmäßigen Prosa durchzuarbeiten, bequemer ist es, die Auszüge zu durchblättern, die Gustav Freytag in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit (II, 2 S. 139 bis 160 und 175 bis 200) gegeben hat; da ist die altertümliche, stark von der Mundart beeinflußte Sprache des Originals sorgfältig geglättet und der jetzigen Redeweise angepaßt. Immerhin sind es nur Teile der Denkwürdigkeiten, die Freytag wiedergegeben hat; ein Bild von Saftrows Persönlichkeit gewinnen wir daraus nicht, und sein Lebenslauf tritt uns nur stückweise vor Augen. Diese Lücken zu ergänzen und den Inhalt des merkwürdigen Buchs im ganzen vorzuführen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.*)

Nicht in Stralsund, dem spätern Schauplatz seines Wirkens, sondern im benachbarten Greifswald — tom Gripeswolde, wie man damals sagte — erblickte Bartholomäus Saftrow das Licht der Welt. Schon sein Großvater, Hans Saftrow, hatte sich dort niedergelassen, nachdem er als untertäniger Bauersmann des Herrn Hans von Owstin in dem Dorfe Rantzin bei Anklam ein hübsches Vermögen erworben hatte. Die Herren von Horn, arme Schlucker, aber wüste Gesellen und rechte Schnapphähne, waren auf seinen Wohlstand neidisch und trachteten ihm nach Leib und Leben. Um sich und die Seinen in Sicherheit zu bringen, war er nach Greifswald gezogen und hatte hier das Bürgerrecht erworben. Aber seinen alten Widersachern entging er nicht. Auf der Rückkehr von einem Besuche, den er mit seinem Söhnchen einem Verwandten, der auf dem Lande in der Nähe seiner alten Heimat wohnte, zu einer „Kindelbier" abstattete, wurde er von den Hornen überfallen und so übel zugerichtet, daß er bald darauf seinen Geist aufgab. Seines unmündigen Sohnes nahmen sich väterliche Freunde an, ließen ihm Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen geben und sandten ihn später nach Antorff (Antwerpen) und Amsterdam, „von Kauffmannschaft etwas zu fassen." Als der junge Saftrow aus der Fremde zurückgekehrt und in den Besitz des väterlichen Vermögens gelangt war, kaufte er ein Haus und führte dann die Nichte des Stralsunder Bürgermeisters Nikolaus Smiterlow heim, „ein jung, gar schon Mensch, klein, zart von Gliedern, freuntlich, kurtzweilig, ohne Hoffart, renlich, hauslich und bis in jre letzte Stundlein gottfurchtig und andechtig." Von acht Kindern, die aus dieser Ehe entsprangen, war Bartholomäus das dritte. Er wurde geboren den 21. August des Jahres 1520 und hat seine Geschwister sämtlich überlebt. Von seiner jüngern Schwester Katharina, „ein treffenlich schon, freuntlich, getrew und from Mensche," erzählt er folgende lustige Geschichte: Von ihrem ältesten Bruder Johannes, der als Wittenberger Student die Ferien zuhause verbrachte,

*) Saftrows Selbstbiographie ist herausgegeben von Mohnike (Greifswald, 1823/24, drei Bände). Einen Auszug davon hat Th. Pyl in der Allgemeinen deutschen Biographie gegeben.

Digitized by Google

hatte sie sich sagen lassen, wie man die Redensarten „es ist wahrlich eine schöne Jungfrau“ und „so ziemlich“ auf lateinisch ausdrückt. Später traf sie in einer Gesellschaft drei andre Studenten aus Wittenberg, „furnemer Leute Kinder,“ die gekommen waren, die Stadt zu besehen. Da „haben die Studenten mit den Junfern allerley Schertzwort vorwechselt und auch latine, das sich vor Jungfrawen teutsch zu reden nicht geziemet (wie junge Gesellen woll pflegen), under sich geredet, hat der eine zum andern gesagt: Profecto formosa puella, und als meine Schwester geantwurt: sic satis, seindt sie erschrockenn, vermeinendt, das sie auch jre vorige amatorische Rede vorstanden hette.“

Das geschah, als die Familie Saftrow schon in Stralsund wohnte; denn dorthin war sie nach Verlauf von einigen Jahren übergesiedelt. Der Vater nämlich, der in Greifswald einen flott gehenden Handel mit Landesprodukten, Korn, Wolle, Federn usw. betrieb, hatte — wenn auch in der Notwehr — den Schwiegersohn eines einflußreichen Mannes, des Herzoglichen Rates Stoientin, erschlagen. Er mußte flüchten und begab sich zunächst nach Stralsund, wo er auch freies Geleit erhielt. Da jedoch die Familie des Getöteten nicht abließ, durch ihren weitreichenden Einfluß seine Sicherheit auch dort zu gefährden, begab er sich ins Ausland und hielt sich teils in Lübeck und in Hamburg, teils in Dänemark auf. Später büßte er mit einer ansehnlichen Summe Geldes dem Landesfürsten seine Tat und vertrug sich auch durch eine Buße von 1000 Mark mit seinen Gegnern, aber nach Greifswald zurückzukehren wurde ihm nicht erlaubt. Erst als im Jahre 1540 der seit 1531 regierende Herzog Philipp in Greifswald erschien, um sich huldigen zu lassen, wagte Saftrow zugleich mit andern Verbannten die Stadt zu betreten und den Steigbügel des Landesherrn ergreifend dessen Gnade anzurufen, die ihm denn auch gewährt wurde. So durfte er wieder unbehelligt in seiner alten Heimat verweilen, seinen Wohnsitz behielt er jedoch in Stralsund.

Während nun Saftrow — seit dem Jahre 1523 — flüchtig in der Fremde weilte, blieb die Mutter mit den Kindern in Greifswald, auch dann noch, als ihr Gatte schon zurückgekehrt war und wieder in Stralsund lebend die Aussöhnung mit seinen Gegnern betrieb. Erst als diese erfolgt, zugleich aber auch die Hoffnung auf die Rückkehr nach Greifswald geschwunden war, siedelte auch die Mutter — 1528 — mit den Kindern nach dem Sunde über. Inzwischen hatte der kleine Bartholomäus die Schule besucht, hatte im Donat deklinieren und konjugieren lernen und am Palmsonntage mit heller Stimme zur Freude seiner Mutter das Hic est und das Quantus gesungen, aber diese auch weidlich durch seine Dreistigkeit erschreckt, als er wieder einmal, wie öfter, auf den Turm der Nikolaikirche geklettert war und nun in der Höhe der Glocken außerhalb des Turms in der Galerie herumspazierte. Dafür erhielt er natürlich die verdiente Züchtigung. Das blieb dem Knaben im Gedächtnis, aber eindrucksvoller noch als dieser unliebsame Vorgang war der 1. Mai des Jahres 1528, wo in Greifswald nach alter Sitte das Fest der Mairitts begangen wurde, und Bartholomäus einem mit ausreitenden Verwandten den Kranz überreichen durfte. Damals hatte die Mutter, wie es scheint, Greifswald schon verlassen.

Die folgenden Angaben des Autors über seine weitern Erlebnisse enthalten

Digitized by Google

schwer zu lösende Widersprüche. Er erzählt, daß er allein von den Kindern nach dem Abzuge seiner Mutter in Greifswald bei seinem Stiefgroßvater, dem Kämmerer Schwartz, geblieben sei, um dort zu studieren; er sei auch deponiert, d. h. immatrikuliert worden, habe den Georg Normann zum Präzeptor gehabt, aber seine Studien mehr als gut vernachlässigt. „Hette die Pferde und darauff spatzieren zu reuten und mit dem Großvatter auf der Stadt Dorffer zu fahren lieber alß die Bucher, derwegen auch in studiis desto weiniger proficierte." Und an einer andern Stelle heißt es, er sei 1538, also nach zehn Jahren, wegen seiner Bummeleien, wie man heute sagen würde, eingeheimst und habe in Stralsund wieder in die Schule gehn müssen, womit auch stimmt, was anderswo gesagt ist, daß er aus einem in Greifswald deponierten Studenten wieder ein Stralsundischer Bachant, d. i. Schüler, geworden sei. Er wäre demnach zehn Jahre lang ununterbrochen in Greifswald geblieben und schon als Knabe von acht Jahren oder etwas mehr deponiert worden. Das zweite kommt uns wunderbar vor, hat aber in Wahrheit nichts auffälliges, weil man in dieser Zeit nicht selten schon Kinder deponieren ließ, um sie durch Erkaufung eines Depositionsscheins vor den greulichen Mißhandlungen zu schützen, die dazumal mit dem Depositionsakt, einem der schlimmsten Auswüchse des Pennalismus, verbunden waren, und gegen das erste vollends wäre gar nichts einzuwenden, wenn nicht aus andern Angaben zu entnehmen wäre, daß Bartholomäus, und zwar in seinen Knabenjahren, längere Zeit die Schule in Stralsund besucht hat.

Er habe, heißt es, in der Schule des Stralsunder Magisters Matthias Brassanus, zwar ein „zimbliches ingenium" aber keine Stetigkeit gezeigt. Des Winters habe er mit Johann Gottschalck und andern seines Schlags „Bogeis" gelaufen, und wenn er dabei eingebrochen sei und an dem Kachelofen die nassen Kleider habe trocknen wollen, von dem Vater tüchtig „gebunkfaset worden," ebenso auch wenn er des Sommers beim Baden am Strande — einem damals, wie man weiß, noch streng verpönten Vergnügen — ertappt worden sei. Überhaupt sei der Vater ein cholerischer Mann gewesen und habe die Schläge nicht gespart; dann sei wohl die Mutter „so überaus glimpflich und holdselig" dazwischen gesprungen und habe gerufen: „steupt baß, der vorzweiffelter Bub hat es woll verdinet," „et interim begrieff sie jme den Arm und Hand, darinn er die Rute hatte, das er nicht zu hart zuschmeissen konte." Auch den Gottesdienst schwänzte der Knabe wohl: während der Predigt stahl er sich mit seinen Altersgenossen fort; dann kauften sie Pfefferkuchen und gingen in eine Branntweinschenke, wobei sich Bartholomäus einmal so übernahm, daß er nicht stehn und sprechen konnte, von den größern Jungen aufgehoben und ins Elternhaus getragen werden mußte. Die Eltern glaubten, er sei von schwerer Krankheit befallen, und „tractierten" ihn wohl, bis er wieder genesen war, die Wahrheit erfuhren sie erst, als der Sohn schon der Rute entwachsen war. Das sind rechte Jungenstreiche, die einem achtzehnjährigen Menschen — denn so alt wäre Bartholomäus gewesen, wenn er erst im Jahre 1538 Greifswald verlassen hätte — nicht recht gleich sehen, und die Art der väterlichen Behandlung deutet erst recht auf ein jüngeres Alter. Beachtet man ferner die oben angeführte Äußerung, er sei von großen Jungen heimgebracht, und liest man gleich darauf,

Digitized by Google

daß er täglich mit seinem Verwandten Jorgen Smiterlow „als Kinder pflegen“ gespielt habe, so kommt man zu dem Ergebnis, Bartholomäus habe die Jahre, die man gewöhnlich als die Flegeljahre bezeichnet, nicht in Greifswald, sondern in Stralsund verbracht. Es ist möglich, daß der Großvater ihn nach dem Eintritt dieser Zeit entlassen und den Penaten des Elternhauses zugesandt hat, sonst müßte man annehmen, Bartholomäus sei zweimal nach dem Wegzug seiner Eltern in Greifswald gewesen, zuerst als unschuldiger Bachant, dann als mutwilliger und leichtsinniger Student. Auf jeden Fall ist die Berichterstattung ungenau oder durch Irrtum getrübt. Glücklicherweise ist die Sache von keinem Belang; aber es zeigt sich auch hier die oft gemachte Wahrnehmung, daß es mit der Zuverlässigkeit von Lebenserinnerungen, zumal wenn es sich um Nebendinge handelt, eine eigne Sache ist.

In Sastrows Jugendzeit fallen die Wirren, die die Einführung der Reformation in Stralsund begleiteten, und andre politische Ereignisse von Bedeutung. Freilich die Anfänge davon hat unser Autor nicht mit Bewußtsein erlebt, er hat sie sich später erzählen lassen und gelesen, was darüber aufgezeichnet war; in seiner Biographie teilt er alles mehr oder minder ausführlich mit. Die Bürgerschaft hatte im Jahre 1522 den Rat gezwungen, einen Rezeß anzunehmen, wonach einem Ausschuß von 48 Personen eine weitgehende Teilnahme an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten eingeräumt wurde. Im nächsten Jahre folgte der Bildersturm in der Nikolaikirche, worauf denn nach dem Sturze des alten Rates die Reformation ohne Widerstand eingeführt wurde. Die Klöster wurden aufgehoben, der ehemalige Mönch Carsten Ketelhudt zum pastor primarius erwählt, dem ebenso tüchtigen und gescheiten als versöhnlichen Johann Knipstro das Amt des Superintendenten anvertraut.

Das alles weiß Sastrow, wie gesagt, nur durch Hörensagen oder Lektüre. Dagegen hat er mit Bewußtsein die Händel erlebt, in die seine Vaterstadt infolge der kühnen und weitgreifenden Politik des Lübeckers Wullenweber geriet, wenn er sich damals auch nicht viel um solche Dinge gekümmert haben wird. Er war vierzehn Jahre alt, als die Gesandten der wendischen Städte in Hamburg berieten, welche Stellung man Wullenwebers Plänen gegenüber einnehmen wollte. Sastrows Oheim, der Bürgermeister Smiterlow, widerriet auf das dringendste den Krieg, der nach dem Tode des Dänenkönigs Friedrich des Ersten gegen dessen Nachfolger, den Herzog Christian von Holstein, unternommen werden sollte, und sagte mit drastischen Worten schon damals das Ende Wullenwebers voraus. Allein die aufsässige Bürgerschaft zum Sunde, die noch dazu durch Abgesandte der Lübecker bearbeitet wurde, war andrer Meinung als der Bürgermeister. Auf dem Markte tobte die Menge und schrie: „Werft Claus Friedemacher — so wurde Smiterlow damals spottweise genannt — herab, wir wollen uns mit den Stücken werfen.“ Kurz, der Teufel ging, wie Sastrow sich ausdrückt, auf Stelzen. Smiterlow wurde seines Amtes entsetzt und wie auch Sastrows Vater lange Zeit in seinem Hause versteckt gehalten. Die Kriegsflotte wurde mit Geschütz und Mannschaft gerüstet und ging nach Lübeck zu in See. So hatte Herr Omnes seinen Willen durchgesetzt. Aber es kam anders als die siegesgewissen Tumultuanten erwartet

Digitized by Google

hatten. Herzog Christian behauptete trotz der Überlegenheit der feindlichen Streitkräfte das Feld. Auch das Eingreifen des Herzogs Albrecht von Mecklenburg zugunsten des Bundes blieb erfolglos; der Feldzug — bekannt unter dem Namen der Grafenfehde — endete mit der Einnahme Kopenhagens, wohin sich Albrecht geworfen hatte. In Lübeck wurde Wullenweber gestürzt und der alte Rat wieder eingesetzt. Wie jener dann zwei Jahre später auf einer Reise im Braunschweigischen ergriffen und nach harter Haft und peinlichem Prozeß in Wolfenbüttel hingerichtet wurde, ist bekannt, aber auch bei Sastrow zu lesen.

Für Stralsund bedeutete die Verbindung mit Lübeck den schmerzlichen Verlust von Schiffen, Kriegsvolk und Geld. Drückende Steuern wurden auferlegt, die Kirchen und das Rathaus geplündert, Glocken aus Stadt und Land, um Geld daraus zu machen, nach Lübeck geschickt. Allein nach den Niederlagen im Felde erkaltete der Eifer der Kriegspartei, ja der Taumel endete mit einem völligen Umschlag ins Gegenteil. Als man einsah, daß „Claus Friedemacher" mit seinen Warnungen Recht behalten hatte, wandte sich der allgemeine Unwille gegen die 48; Smiterlow kehrte in sein Amt, das er während des Krieges hatte niederlegen müssen, zurück, der Rezeß wurde vernichtet, und der Rat gelangte wieder zu unumschränkter Gewalt. Mit einer eindringlichen Mahnung an seine Kinder schließt Sastrow diesen Teil seiner Aufzeichnungen: sie sollten der Obrigkeit gehorsam sein, sich bei Leibes und Lebens Heil zu Aufrührern nicht gesellen und sich in deren Versammlungen nicht finden lassen — Worte, die vernehmlich an den ersten Psalm anklingen.

Zwei Jahre nach den eben geschilderten Ereignissen — 1539 — bezog Bartholomäus die Universität Rostock. Im Lande Mecklenburg sah es damals übel aus, es war das Dorado der Wegelagerer und Buschklepper. Bartholomäus älterer Bruder Johannes konnte davon erzählen. Er hatte im Jahre 1542 in Lübeck einige lateinische Gedichte drucken lassen, wovon das eine, was nicht uninteressant ist, die Hinrichtung des englischen „Märtyrers" Robert Barns beklagte und die heftigsten Angriffe gegen den Urheber der blutigen Tat, den König Heinrich den Achten von England enthielt, sodaß auf dessen Beschwerde der Drucker, der nicht ganz unbekannte Johann Balhorn, mit mehrmonatiger Verbannung bestraft wurde; auf der Heimreise wurde er dann von Raubrittern überfallen. Von seinen Reisegenossen wurde der eine erschossen, zwei retteten sich durch die Flucht, Johannes selbst setzte sich tapfer zur Wehr, streckte auch einen von den Angreifern mit seinem „Schweinespieß" zu Boden, wurde dann aber am Kopfe schwer verwundet und nur durch die Geschicklichkeit des Stralsunder Arztes Joachim Gelhaar am Leben erhalten. So schlimm erging es nun unserm Bartholomäus nicht, aber er hatte andre Anfechtungen zu bestehn. Er sollte sich den Hudeleien, die, wie oben erzählt, mit der Aufnahme in die Studentenschaft verbunden waren, gleich den andern Neulingen unterziehn; daß er schon in Greifswald deponiert war, wollte man nicht gelten lassen. Da gab es zunächst Streit, dann kam es zu Tätlichkeiten. Bartholomäus widersetzte sich den Griffen des Depositors, indem er ihm ein Tintenfaß ins Gesicht schleuderte, daß der lange, mit Schnüren besetzte Mantel des gewalt-

Digitized by Google

tätigen Gesellen von oben bis unten überschüttet wurde; aber was half das alles? Wollte er Frieden haben, mußte er sich fügen. So bekam er denn manchen harten Schlag, und beim Bartscheren schnitt ihm der gekränkte Depositor mit dem hölzernen Messer die Oberlippe durch, daß es lange dauerte, bis die Wunde, die beim Essen immer wieder aufging, vernarbt war. Im übrigen ging es dem Neuling zunächst gut. Er wohnte in einer „Burse," der Arnsburg, unter Aufsicht der Magister Arnoldus Barenius und Henricus Wulfius aus Lingen und nahm seine Mahlzeiten in einer Speisewirtschaft ein, wofür die Alumnen jährlich sechzehn Gulden zu entrichten hatten. Sehr kostspielig kann Sastrows Studium also nicht gewesen sein, zumal da er wie die andern Mitglieder der Burse alles Geld, das er von Hause bekam, an die Präzeptoren abliefern mußte und nichts gegen deren Willen verausgaben durfte. Dennoch wurde es den Eltern aus später anzugebenden Gründen zuviel, sodaß sie den Sohn, nachdem er zwei Jahre in Rostock verbracht hatte, nach Hause zurückberiefen. Aber Bartholomäus mochte sich von seinen Studien und seinen Lehrern noch nicht trennen. Er klagte den Magistern seine Not, worauf diese ihm das Geld für Aufsicht und Unterricht erließen und ihm auswirkten, daß er von jetzt ab nur die Hälfte des jährlichen Kostgeldes zu bezahlen brauchte. Dafür aber sollte er den ungezognen Sohn des Speisewirts Bartelt Bröcker beaufsichtigen, für die gemeinsamen Mahlzeiten der Burse den Tisch decken und dabei aufwarten, endlich dem Magister Henricus als Hausbursche beim Bettmachen, Schuhputzen, Einheizen usw. zur Hand gehn. Das alles fiel ihm schwer genug, aber es ging nicht anders, wenn er in Rostock bleiben wollte. Auffallend ist, daß er sich keiner bestimmten Fakultät zugewandt hat. Eine Zeit lang dachte er daran, Theologie zu studieren, das gefiel aber den Eltern nicht, dann glaubte er wieder für die Wahl eines bestimmten Berufes noch zu jung zu sein. So beschränkte er sich denn darauf, fleißig die humaniora zu studieren. Er hörte Vorlesungen über Ciceros Bücher von den Pflichten, über dessen Reden und Briefe, über Terenz, trieb Grammatik, etwas Philosophie, Erd- und Himmelskunde und übte sich in mündlichen und schriftlichen Disputationen. Griechisch hat er nicht gelernt und auch die Dichter der Augusteischen Zeit, wie es scheint, nicht gelesen. Man erkennt deutlich, daß die Wellen des Humanismus, die von Italien ausgehend Süd- und Mitteldeutschland schon reich befruchtet hatten, die Küste des Baltischen Meeres kaum oder gar nicht berührt hatten, Sastrows Rostocker Studien schmecken noch recht nach der scholastischen Gelehrsamkeit des Mittelalters. Der Fleiß des Jünglings aber und seine guten Beziehungen zu den Lehrern scheinen den Neid der Kommilitonen erregt zu haben. Jedenfalls verließ er noch im Jahre 1541 Rostock und begab sich zur Fortsetzung seiner Studien wieder nach Greifswald, nachdem er in Stralsund an der Schule des schon genannten Magisters Brassanus kurze Zeit den Terenz erklärt hatte.

Nun tritt eine Wendung in Sastrows Leben ein, die ihn aus dem Einerlei der Studierstube in das bewegte Treiben der großen Welt hinauswarf. Der Vater hatte schon vor Jahren mit einem Mitbürger namens Bruser einen Prozeß geführt und diesen auch in allen Instanzen gewonnen; aber aus dem

Digitized by Google

ersten Rechtshandel entwickelte sich ein zweiter, der ebenfalls bis in die dritte Instanz getrieben wurde, dann aber hier, nämlich am Reichskammergericht in Speyer, hängen blieb, sodaß sich Vater Sastrow, nachdem vierunddreißig Jahre prozessiert worden war, endlich zum Vergleich bequemen mußte. Er erhielt tausend Gulden, das war kaum die Hälfte seiner Forderung, während er selbst mehr als diese Summe für Prozeßkosten aufgewandt hatte. Dimidium plus toto — πλέον ἥμισυ παντός — dieses Wort des alten Hesiod fügt Sastrow der Darstellung dieses auch wohl für jene Zeiten seltnen Prozesses als Moral hinzu. Besser im Anfang die Hälfte zu nehmen, „als das man das Gantze durch Erkantnus des Cammergerichts erhalte.“ Aber sein Vater war ein hartköpfiger Mann; hätte er es ähnlich gemacht wie der Brautvater in Goethes Götz von Berlichingen, er würde sich besser dabei gestanden haben. Freilich kannte er, als er nach Speyer ging, das Reichskammergericht und dessen Juristen noch nicht. „Darum, Pommer, wiltu zu Speir zu Rechte gehen, so mustu drei Seckel haben, den einen mit Gelde, den andern zu den acten, und den dritten mit Gedult; ye länger du rechtest, ye schmaler der Seckel mit dem Gelde, ye größer die acten unnd geringer die Gedult wird“ — so sprach der Stralsunder Christoph Hose, Exprokuratur des Reichskammergerichts, später zu Bartholomäus.

Die aus diesem Prozeß entstehenden Kosten waren die Ursache gewesen, daß Bartholomäus in Rostock in die geschilderte mißliche Lage geraten war. Auch Johannes, der ältere Sohn, konnte seine Studien nicht mehr fortsetzen. Jetzt wurden beide Söhne beritten gemacht und nach Speyer gesandt, um an Ort und Stelle den Fortgang des Prozesses nach Möglichkeit zu beschleunigen. Geld bekamen sie nur, soviel zur Reise nötig war, in Speyer sollten sie sich, so gut es gehn wollte, durchschlagen, überhaupt lernen, auf eignen Füßen zu stehn. Am 14. Juni 1542 brachen sie auf und gelangten über Stettin und Berlin nach Wittenberg. Hier verabschiedete sich Johannes von Luther, „so am Kirchhove bei dem Buchladen gestanden.“ Er hatte ihn schon vor Jahren, als er in Wittenberg studierte, kennen lernen und ihn, als den allgemeinen Gewissensrat, vermocht, ein Schreiben an den Vater zu senden, da sich dieser aus Ärger über den schleppenden Gang des Bruserschen Prozesses zum größten Leidwesen seiner Familie vom Tische des Herrn fern gehalten hatte. Mit eindringlichen Worten mahnt Luther den Alten, seinem Gegner zu vergeben und nicht sein Seelenheil zu verscherzen, indem er ihn auch auf das Beispiel der protestantischen Fürsten hinweist, „die sich doch nicht des Sacramentes enthalten, obgleich die Sache zwischen ihnen und den Papisten noch hanget.“ Dieser Brief wurde fortan in der Familie Sastrow als ein Heiligtum aufbewahrt. Bartholomäus vermacht ihn seinen Kindern „als autographum des hocherleuchten, heiligen, an der ganzen Werlt wol vordienten teuren Mans“ mit der herzlichen Bitte, das Schriftstück ihren Kindern und Kindeskindern „zu angenemmen Gefallen zu verwahren.“ Bei dem erwähnten Abschied hat auch er von Luther einen Händedruck bekommen. Von Melanchthon aber erhielten die Brüder Empfehlungsschreiben nach Speyer, und so setzten sie denn ihre Reise über Leipzig, Erfurt, Eisenach und Frankfurt fort. In Speyer angelangt verkauften sie ihre Pferde und

Digitized by Google

mieteten in der Herberge zum Laub eine Kammer mit einem Bette. So behalfen sie sich zunächst kümmerlich genug, kauften statt des Mittagessens ein paar Semmeln, verzehrten die vor dem Tor am Graben und tranken dann in einem Wirtshause ein halbes Mäßlein Wein. „Das war gegen das Vollauf, das wir daheim hatten, dar Bartholomäus mit den Jungfrawen vorantantzete im Weinkeller, König Arendshoff (Artushof) aufm Deenholm (eine kleine Insel bei Stralsund), ins Heyenholz (= Hainholz, Wäldchen in der Nähe der Stadt), zur Gesellschaft ging, das fing hir an weittlich einzudrencken." Später erhielt Bartholomäus dank den Wittenberger Empfehlungsschreiben eine Stelle als Schreiber bei dem Prokurator Reifstock, während Johannes ein sorgenfreies Unterkommen bei dem hochmögenden Propst des Domstifts fand.

Damals meldeten sich schon die Vorboten des Sturmes, der Deutschland bald so schwer heimsuchen sollte. Die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, lagen in Streit mit dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, demselben, gegen den Luther seine berühmte Streitschrift „Wider Hans Worst" geschleudert hat. Die Sache, die zunächst die von Heinrich stark bedrängten Städte Braunschweig und Goslar anging, sollte vor dem Reichskammergericht zum Austrag gebracht werden. Allein die Schmalkalder erklärten den genannten Gerichtshof für parteiisch, griffen zu den Waffen und vertrieben den Braunschweiger nach kurzem Widerstand aus seinem Lande; sodann verlangten sie eine gründliche Reform und Neubesetzung des obersten Gerichtshofs. Infolgedessen gerieten die Rechtsgeschäfte ins Stocken, sodaß sich die Prokuratoren genötigt sahen, ihr Personal zu verringern. Von dieser Kalamität wurde auch Bartholomäus betroffen, er wurde von seinem Chef entlassen und war nun wieder wie im Anfang seines Aufenthalts in Speyer brotlos. Zwar fand er eine neue Stelle bei dem Anwalt seines Vaters, dem Prokurator Simeon Engelhart, einem Anhänger der Schwenkfeldschen Sekte, der eine große Praxis hatte und viel Geld verdiente. Aber da kam er, wie er sich ausdrückt, gar „in des Teufels Batstuben." Nicht nur in der Schreibstube hatte er strengen Dienst, sondern auch im Hause, wo ein geiziges, zänkisches Weib das Regiment führte. Saftrow mußte jetzt die Dienste einer Magd verrichten, mußte Wasser holen und spülen, auf den Markt gehn und einkaufen und wurde dabei mit Essen und Trinken äußerst knapp gehalten. Da überkam ihn die Erinnerung an die lustigen Tage in Stralsund noch mächtiger als vorher, ja er wäre schier verzweifelt, wenn ihn nicht Johannes zuweilen mit freundlichem Zuspruch ermuntert hätte.

So warfen die politischen Ereignisse auch auf Saftrows Leben ihre Schatten. Bald genug wurde überdies ein weiteres Anzeichen der steigenden Spannung sichtbar. Kaiser Karl rüstete zum Zuge wider den Herzog Wilhelm von Jülich, Kleve, Berg, der in seinem Lande die Reformation eingeführt hatte und Ansprüche auf Geldern machte. Schweres Geschütz wurde von Augsburg und Ulm an den Rhein geführt, bald erschien auch der Kaiser selbst in Speyer. Dort hat ihn Saftrow zum erstenmal gesehen, aber nicht gerade ehrfurchtgebietend war der erste Eindruck des Mannes, in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Als die Fuhrleute in den vom Regen aufgeweichten Wegen die Geschütze

Digitized by Google

nicht recht vorwärts bringen konnten, kam der Kaiser selbst herangeritten, um sie anzuspornen, und da er bei dem einen nicht gleich Gehorsam fand, versetzte er ihm mit seinem Stock einen Schlag an den Hals. Jener aber, der den Angreifer nicht kannte, besann sich nicht lange, sondern hieb mit seiner Geißel auf den Kaiser los, fluchend, „daß dich spanischen Boschwicht Gotts Element schänden müsse." Karl gab den Befehl, den Frechen auf der Stelle an den nächsten Baum zu hängen. Als aber die mit der Exekution beauftragten Offiziere fußfällig um Gnade für den Mann baten, indem sie darauf hinwiesen, daß die Spanier den armen Leuten gar viel zuleide täten, ließ er sich erweichen und ermäßigte die Strafe dahin, daß dem armen Teufel zum dauernden Zeichen seines gröblichen Vergehens die Nase abgeschnitten würde. „Das haben die Obersten und Hauptleute mit underthenigsten Dank, und der Furman mit frolichen Ohren angehort, angenommen, und sich der liuden Straff mit Frewden unterworffen, und gar dultiglich gelitten, das jme die Nase hart vor dem Gesichte abgeschnitten, sich auch dessen die Zeit seines Lebendes der Key. Maytt. zun Ehren gerumpt."

Ja, es war eine grobianische Zeit, das zeigt sich in Schimpf und Ernst, bei Hoch und Niedrig, in Stadt und Land mit einer verblüffenden Deutlichkeit. Und wunderliche Szenen spielen sich auch auf dem Reichstage zu Speyer ab, der gleich nach Beendigung des oben erwähnten Feldzugs, im Anfang des Jahres 1544, gehalten wurde. Der Kurfürst von Sachsen läßt, weil er keine Kirche bekommen kann, in einer Schenke Gottesdienst halten: der Prediger steht auf einem Stuhl, und statt der Orgel wird mit Lauten, Zinken, Trompeten und Geigen Musik gemacht. Die Spanier aber ziehn in der Karwoche in langem Zuge in die Barfüßerkirche. Sie tragen Wachslichter in der einen Hand, in der andern aber die Geißel, womit sie sich den entblößten Rücken zerfleischen. In der Kirche angekommen kriechen sie auf den Knien zu Kreuze. „Hetten Chirurgos vorne in der Kirchen, so die Vorwundeten vorbunden. Man sagt, daß zween aus der Kirchen weren todt gedragen." Und der Kaiser selbst übt das Amt des Pontifex, indem er mit einem Handtuch umgürtet zwölf armen Leuten die Füße wäscht, sie trocknet und ihnen beim Essen aufwartet.

(Fortsetzung folgt)

Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln

Von Karl Dieterich

Wer sich in der farbenduftigen Inselwelt des Ägäischen Meeres umhergetrieben hat, von Eiland zu Eiland sich auf feuchten Pfaden hinüberschwingend, und wer dann die kettenartig aneinander gereihten Inselbilder wie bunte Perlen an einer Schnur durch die Erinnerung gleiten läßt, der wird, wenn er nicht gerade über eines Dichters Phantasie verfügt oder sofort bis über die Knie in den Trümmerschutt des Altertums versinkt, sondern mit unbefangnem Blick die

Digitized by Google

Gegenwart auf sich wirken läßt, schwerlich so mannigfaltig abgestimmte und reich belebte Bilder mit heimbringen, wie sie einst der altertumsbegeisterte Geibel in seinen Ritornellen von den griechischen Inseln vor uns hingezaubert hat, worin jede Insel gleichsam einen Porträtkopf trägt. Denn Geibel war es auch nur mit Hilfe seiner dichterischen Anschauungskraft und der damals herrschenden romantischen Auffassung des Altertums möglich, in dem Landschaftsbilde einer jeden Insel eine Individualität zu sehen: er projizierte die Vergangenheit in die Gegenwart, ein Vorgang, der sich wohl bei jedem klassisch gebildeten Griechenlandfahrer vollzieht, der aber nicht geeignet ist, den Dingen und Menschen, wie sie nun einmal heute sind, gerecht zu werden. Wir wollen deshalb die Gegenwart allein auf uns wirken lassen und uns aller störenden Seitenblicke auf das Altertum enthalten.

Wir denken heute auch viel nüchterner über dieses als vor sechzig Jahren, wo man sich an ihm berauschte, weil man es noch nicht kannte, sondern nur unklar ahnte und fühlte und aus dem Gefühl und der Phantasie sich aufbaute. Damals gab es noch keine organisierte Archäologie mit Ausgrabungsfeldern und Institutsreisen. Heute ist sie eine der exaktesten Wissenschaften, methodisch und objektiv. Sie hat dem Altertum seinen rosigen Zauber geraubt, und damit schwindet auch der Abglanz, der von jenem auf die Gegenwart fiel. So wollen wir uns denn jetzt, wo fast zugleich auch auf Samos, Kos und Rhodos antike Trümmer zutage treten, auch für unsre mehr aus der Vogelperspektive gesehenen Bilder dieser und der dazwischen liegenden kleinern Inseln jene Nüchternheit der Auffassung zunutze machen und das Prinzip der Sachlichkeit, das die Archäologen auf das Altertum anwenden, auf die Gegenwart übertragen. Vielleicht gewinnen wir ihr doch einige Reize ab. Es war auch Winter, als ich diese Inseln bereiste; da sieht man nicht nur das flutende, flimmernde Licht, sondern auch die schweren, schwarzen Wolkenschatten.

* * *

Was allen diesen Inseln ihren Reiz verleiht, sind ihre landschaftlichen und sozialen Kontraste. Von außen machen sie zwar fast alle einen gleich reizlosen Eindruck: kahle Felswände starren dem enttäuschten Auge entgegen, wenn man zwischen mehreren dieser schwimmenden Steinblöcke hindurchsteuert, und unwillkürlich fühlt man sich an Chamissos Salas y Gomez erinnert, so trostlos ist der Anblick. Aber man darf erst urteilen, wenn man in ihr Inneres geschaut hat, erst dann kann man die Schafe von den Böcken sondern; denn es gibt unter diesen Inseln solche, die wollvliesigen Schafen gleichen, und andre, die wie magere Steinböcke dastehn. Jene sind die großen, wie die schon genannten Samos, Kos und Rhodos; diese die kleinen, dazwischen liegenden: Patmos, Leros, Kalymnos, Astypaläa, Syme usw. Dort findet man im Innern üppigen Baumwuchs und murmelnde Quellen, liebliche Täler und weidende Herden; hier dehnt sich, so weit das Auge reicht, nur eine hoffnungslose Steinwüste, nur hie und da von einigen schmächtigen Feigen- oder Ölbäumen belebt.

Und diesen landschaftlichen Unterschieden entsprechen auch die sozialen und die politischen: wenn man von Samos absieht, das eine Ausnahmestellung

Google

einnimmt, so bemerkt man die auffallende Tatsache, daß auf den großen, fruchtbaren Inseln eine entsetzliche Lethargie unter der noch dazu dünnen Bevölkerung herrscht, eine Armseligkeit und eine Niedergedrücktheit, die in traurigem Gegensatze stehn zu der lachenden Natur. Dagegen findet man auf den kleinen dürren Eilanden eine rührige, unternehmende und fortschrittslustige, meist auf die Hauptstadt zusammengedrängte, aber dichte Bevölkerung; man findet hier weit gereiste, wohlhabende Leute, die mehrere Sprachen beherrschen; man findet Klubhäuser und immer gefüllte Cafés — meist zwei größere in einem Ort — mit lustig schwatzenden und lachenden Gästen, während in den Hafenorten von Kos und Rhodos nur je eins vorhanden ist, und auch dieses meist leer steht; und man sieht endlich auf den kleinen Inseln nur Griechen, kaum einen Türken, wenn man von den wenigen Beamten absieht, während auf den großen ein starker Bruchteil der Einwohner Türken sind. Aber auch diese wohnen nur in der Hafenstadt, wo es, wie in Kos und Rhodos, eigne Türkenviertel gibt; die Landbevölkerung ist auch hier rein griechisch.

Das führt uns auf den eigentlichen Grund dieses auf den ersten Blick so befremdenden Kontrastes zwischen geistiger Regsamkeit und öder Naturumgebung auf der einen, geistiger Verkommenheit und natürlichem Reichtum auf der andern Seite, eines Kontrastes, der diese ganze Inselreihe in zwei verschiedne, aber äußerlich nicht geschiedne, sondern seltsam ineinander geschobne Welten teilt. Es sind, außer dem geographischen, ein politischer und ein wirtschaftlicher Grund, die diese Trennung zustande gebracht haben: als nach der griechischen Unabhängigkeitserklärung (1832) unter dem Druck der Mächte auch Samos zu einem halb unabhängigen Fürstentum erhoben wurde, hielt es die Pforte für gut, einigen der umliegenden Inseln zur Ausgleichung des Gegensatzes gewisse Privilegien zu gewähren, bestehend in dem Recht, eigne, christliche Gouverneure zu wählen, in der Befreiung von der Kopfsteuer, Erleichterung der Zensur u. a. Dieses Vorrecht aber wurde nur den kleinern, politisch ungefährlichen und wirtschaftlich wenig einträglichen Inseln gewährt, wogegen die Regierung, gewitzigt durch die Erhebung von Chios (1821), die größern um so fester in Schach hielt und um so unbarmherziger besteuerte. Darum setzte sich der Türke mit Vorliebe auf den von einer landwirtschaftlichen Bevölkerung bewohnten ackerbauenden Inseln fest, auf denen er sich ohnehin in seinem Elemente fühlte, und ließ der handeltreibenden der kleinern ein für türkische Verhältnisse ziemlich hohes Maß von Selbstverwaltung. Ist dieses auch im Laufe der Zeit etwas eingeschränkt worden, so ist die Grundbedingung dieses Dualismus im ganzen dieselbe geblieben, und aus ihm ergeben sich alle guten und alle übeln Folgen für jede der beiden Inselgruppen.*)

*) Diese Beobachtung hat übrigens schon ein italienischer Reisender vor hundert Jahren gemacht, der darüber sagt: „Allein in diesen von der Natur so sehr begünstigten, durch die Regierungsform aber zerrütteten Ländern gereicht eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit zum Verderben, und eine steinichte Wüstenei ist dagegen ein wünschenswertes Gut. Je schöner, fruchtbarer und reicher ein Land ist, desto häufiger besuchen es seine unsinnigen Tyrannen und richten durch Erpressungen und die barbarischsten Behandlungen den Ackerbau und alle noch übrigen Zweige der Industrie immer mehr zugrunde; sie vermeiden hingegen sorgfältig alle unfruchtbaren Länder, weil nicht nur ihre Habsucht keine Befriedigung darin findet, sondern

Digitized by Google

I. Kalymnos und Syme

Als Typen für die „freie" Gruppe kann man diese beiden Inseln betrachten; sie gehören landschaftlich sowie in ihren Erwerbsquellen, ihrer Verwaltung und ihrem sozialen Leben eng zusammen, obwohl sie nicht nahe beieinander liegen, sondern durch das langhingestreckte Kos sowie durch die Knidische Halbinsel getrennt sind.

Der äußere Eindruck beider Inseln ist fast ganz derselbe: hohe und kahle Felsenformationen mit ebenfalls steinigen und unfruchtbaren Hochplateaus im Innern; nur ist Kalymnos in seinem Profil massiger, während das noch kleinere Syme mit seinen vielen fjordartigen Einbuchtungen und Landzungen an die Gestalt eines Polypen erinnert. Auch erheben sich die Felsenmassen von Syme schon hart am Hafen zu bedeutender Höhe und lassen kaum Platz für die sich rings herumziehenden, vielfach malerisch an dem rotbraunen Gestein klebenden weißen Häuschen der untern, neuen Stadt. Von dieser klimmt man auf einigen hundert breiten Steinstufen, ähnlich wie in Syra, zur Altstadt empor, die sich terrassenförmig um den hoch emporragenden Burgfelsen an der Stelle der antiken Stadt aufbaut. Erst wenn man dort oben angelangt ist, kann man sich freier bewegen, während man unten auf die sich hufeisenförmig um den Hafen ziehende Uferstraße angewiesen ist. Fühlt sich hier schon der Mensch eingeengt, so wäre zum Beispiel für Pferde vollends kein Raum, und man erzählt sich, daß, als einst ein nach Rhodos gehendes Schiff mit Pferden an Bord im Hafen von Syme lag, die ganze Jugend herbeilief, die Wundertiere zu betrachten.

Der Hafen von Kalymnos ist breiter und offner, die Berge zu beiden Seiten treten weit auseinander, und hinter dem sich dazwischen ausdehnenden halbkreisförmigen Hafenquai öffnet sich ein breites, von Bergen flankiertes Hochplateau, in dessen hinterm Teile die Altstadt liegt. Man braucht hier weniger hoch zu steigen, wird aber auch nicht durch so schöne Ausblicke entschädigt wie von der Höhe von Syme. Überhaupt ist die Landschaft von Kalymnos weiter auseinandergezogen, es fehlen die beherrschenden Höhen, die in Syme zusammengedrängtere, aber auch reizvollere Bilder hervorbringen.

Dörfer gibt es, wie auf andern kleinern Inseln, nicht, weil es an Ackerboden fehlt; nur auf Kalymnos, wo in den größern Quertälern außer Oliven und Feigen auch etwas Gerste und Wein gebaut wird, findet man einige sogenannte Sommerdörfer, in denen sich zur Zeit der Saat und der Ernte besonders die arbeitsfähigen Frauen aufhalten.

Die Frauen sind überhaupt das allein seßhafte Element auf den kleinen Inseln: da diese nicht imstande sind, die Bevölkerung zu ernähren — auf Kalymnos zum Beispiel kann höchstens die Hälfte der Einwohner zwei bis drei Monate von den heimischen Naturprodukten leben —, so müssen die Männer auf andern Erwerb ausgehn, und da hat die Natur ihnen für die Gewächse des Landes Ersatz geschaffen in denen des Meeresgrundes, die um so reichere Ernte liefern und keines Seemanns bedürfen, in den Schwämmen:

weil sie auch die Einwohner fürchten, die größtenteils in Gebirgen, dieser Freistätte des Mutes, der Armut und der Unabhängigkeit, leben." (Sonnini, Reise nach Griechenland und der Türkei; deutsch von Weyland, Berlin 1801, S. 103 f.)

Digitized by Google

Kalymnos und Syme sind die eigentlichen Schwammfischerinseln der kleinasiatischen Küste. Der Meeresgrund ist somit tatsächlich der Nährboden der Bevölkerung, die einzige Quelle ihrer Existenz und ihres Wohlstandes. Auf Kalymnos zum Beispiel finden gegen 2000 Männer auf den Taucherfahrzeugen Beschäftigung, und die jährlichen Einnahmen aus den Schwämmen belaufen sich auf mehr als 1 Million Franken, während die Gesamteinnahmen etwa $2^1/_2$ Millionen betragen sollen, bei einer Bevölkerung von 8000 bis 10000 Köpfen und den billigen Lebensverhältnissen keine geringe Summe.

Alles geht natürlich unter diesen Umständen auf das gewinn-, aber auch gefahrbringende Tauchergewerbe aus; schon kleine Buben produzieren die schwierigsten Taucherkunststücke, indem sie zum Beispiel unter dem Kiel eines angekommnen Schiffs hinwegschwimmen und Muscheln und Steine mit heraufbringen. Solche „kleine Hydrioten" kann man während des ganzen Sommers am Strande beobachten: die Mütter sind mit Waschen beschäftigt, und ihre nackten, sonnengebräunten Sprößlinge üben sich von früh bis spät in ihrem künftigen Beruf, indem sie bald tauchen und schwimmen, bald sich in dem heißen Sande wälzen. Ein Reisender schreibt dieser seit Generationen geübten Tätigkeit sogar einen Einfluß auf die Gesichtsbildung zu und erklärt so die breiten Nasen der Kalymnier. Kaum sind sie erwachsen, so verdingen sie sich an die Besitzer von Taucherbooten, deren Kalymnos und Syme eine ganze Flottille hat, und so sieht man im Sommer kaum einen jüngern Mann auf diesen Inseln; alle sind draußen, an der Südküste Kleinasiens, Syriens und Nordafrikas, wohin sie in Verbänden von je zwölf bis zwanzig Booten ausfahren unter der Führung eines größern Schiffes, das die Lebensmittel an Bord hat.

Neuerdings droht der Schwammfischerei eine große Gefahr durch den von vielen Tauchern geführten Kampf gegen die Anwendung der gesundheitschädlichen Taucherapparate und durch das in Aussicht stehende und von vielen Seiten betriebne Verbot der Apparate durch die türkische Regierung. Die großen Unternehmer begünstigen natürlich die Apparate, weil sie mit ihrer Hilfe eine viel größere Ernte erlangen. Darum ist man auch in Syme, wo es viele reiche Schwammhändler gibt, gegen ihre Abschaffung, in Kalymnos, wo die Zahl der kleinen, nicht organisierten Taucher überwiegt, dafür. Die Entscheidung ist darum eine Lebensfrage für die beiden Inseln, weil sie nicht nur von der Schwammfischerei, sondern ebensosehr vom Schwammhandel leben. Das kaufmännische Talent dieser Insulaner findet hier seine beste Betätigung; überall in Europa, in Rußland, Frankreich, Deutschland und England findet man kalymnische und symiotische Schwammhändler in den größern Städten, wo sie jahrelang ihren Handel treiben und dann nach ihrer Insel, sei es dauernd oder vorübergehend, zurückkehren, wo sie meist Frau und Kinder zurückgelassen haben. Daher die große Menge von Sprachkundigen, die zum Beispiel Kalymnos zu einem wahren Mikrokosmos machen. Der Fremde, der etwa auf diese scheinbar so weltferne Insel geworfen wird, braucht um seine Verständigung mit den kosmopolitischen Bewohnern nicht besorgt zu sein. Mir passierte es, daß ich zu meinem nicht geringen Erstaunen gleich bei der Landung deutsch angeredet wurde.

Digitized by Google

Das Tauchergewerbe hat aber noch eine andre Folge für die sozialen Zustände der Insel. Da es sich nur auf den Sommer beschränkt, so pflegen die Männer den Winter über meist der Ruhe und lassen die Feldarbeiten, das Säen, Feigeneinsammeln, Olivenpressen usw. durch die Frauen besorgen. Da diese nun dadurch ihre Hausfrauenwürde verlieren und zu gewöhnlichen Feldarbeiterinnen herabsinken, machen sie gegen diesen Zustand Opposition, wenn auch nicht durch die Tat, so doch um so stärker durch das Wort: sie besingen ihre traurige Lage in eignen Liedern, Frauenklagen, in denen sie ihren Zorn über die Männer ausgießen und kategorisch eine Besserung ihres Sklavenloses fordern. Diese kalymnischen Frauenrechtlerinnen wollen aber gerade das Umgekehrte wie unsre modern-europäischen, sie stehn alle auf dem Standpunkte, daß die Frau ins Haus gehöre, aus dem ihre Männer sie herausgedrängt haben. Unter großen Schwierigkeiten gelang es mir, ein solches Klagelied von nicht weniger als zweiundsiebzig Strophen aufzutreiben; denn bei dem für orientalische Begriffe höchst aufrührerischen Inhalt fürchten sich die Frauen, ihn der Öffentlichkeit preiszugeben; die Lieder kursieren nur in geheimen Frauenversammlungen, draußen bei der Arbeit auf dem Felde, wo man sicher ist, ganz „unter sich“ zu sein. Da das von mir aufgezeichnete Lied das ganze Programm der kalymnischen Frauenemanzipation darstellt und reich ist an naiv-drastischen Ausbrüchen ohnmächtiger Empörung, so seien einige charakteristische Stellen daraus mitgeteilt, wenn die Kalymnierinnen mit ihrer Losung „Zurück ins Haus“ auch kaum die Zustimmung ihrer europäischen Mitschwestern finden werden. Der Anfang ist eine heftige Anklage gegen die Männer: während die Frauen sich in der Kälte abschleppen müssen, fünfzig Pfund auf den Schultern und zwei Stunden Wegs machen, sitzen die Männer wie türkische Agas im Café und spielen Karten — an einer andern Stelle am Schluß heißt es noch derber: wie Hunde auf dem Misthaufen. Das geschehe in keiner andern Gegend der Welt. Und dann wird wieder ausgemalt, wie das arme Weib sich plagen muß, wie sie von Wintersanfang an bei dem feinen Sprühregen ganz allein hinaus muß mit ihren zwei Kindern, das eine auf dem Rücken in ein Tuch gebunden, das andre auf der linken Schulter, und in der rechten Hand den Sack mit den Samenkörnern. Haarklein beschreibt sie dann, was für Arbeiten alle ihrer harren, wie sie selbst im Hause beim Getreidemahlen unterbrochen wird von der Stimme ihres Mannes, der wütend nach Essen ruft. Nach Schilderung ihrer weitern Mühsale beim Feigen- und beim Olivenernten, wo sie mit dem Stecken hinausläuft wie der Hirt zu seinen Böcken, rafft sich die gedrückte Proletarierin energisch auf und fordert ihre Genossinnen unter agitatorischer Beredsamkeit auf, das unwürdige Joch abzuschütteln: „Wie lange, so fragt sie, sollen wir noch Steine nach der Sonne werfen und stumm dasitzen bei dem, was wir erdulden? — Warum sehen wir das noch mit an und zagen noch und schreien es nicht laut heraus, daß wir so nimmer leben wollen?“ Und nun folgt ein hübsches und wirksames Gleichnis: „Auch wenn das Kind nicht schreit, gibt ihm die liebevolle Mutter die Brust, da sie weiß, wann es Hunger hat, und es nicht erst zum Weinen kommen läßt. Und, fährt sie fort, wenn wir jetzt nicht auch so schreien, allesamt, und nicht hart werden, dann bleiben wir alle Sklavinnen und werden

Digitized by Google

nie einen frohen Tag erleben noch je die Freiheit und eine bessere Luft atmen." Die Männer wüßten ganz gut, unter welcher Last sie seufzten, aber weder Jung noch Alt wagten, dagegen zu mucksen, weil es so in ihrem eignen Interesse liege, und wenn es anders würde, sie nur ihre Mägde verlieren würden. Sie müßten wagen, vor ihre Männer hinzutreten und ihnen alles sagen: sie wollten jetzt die Freiheit genießen. Da aber wird der erhitzten Rednerin plötzlich bange, und sie bittet die Nachbarinnen, ihr ja keine Scherereien zu machen, denn: „Ich habe einen Mann mit hoher, großer Nase, der könnte mich sonst für verrückt erklären und mich nicht ins Haus lassen." Sie müßten vielmehr einig vorgehn und alle die ersten sein, sobald sie eine kleine Anhöhe vor sich sähen, um sie im Sturm zu nehmen und an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen. Da dürfe nicht die eine rufen: „Die Anhöhe ist zu hoch," die andre: „O weh, o weh, ich bleib lieber zuhause," sonst ginge es ihnen wie den gefangnen Vögeln, die man an den Beinen packe, sondern alle müßten sich auf einmal wie die zusammengeharkten Oliven zu einem Haufen vereinigen und aus einem Munde protestieren gegen die Sklaverei der Männer, die eine Schande sei:

Lasset der Frau die Freiheit und haltet sie nicht fest!
Wir gehn nicht mehr auf Arbeit, die ist für euch, dann geht!
Ja wohl! die Feldarbeit sich nur für Männer schickt;
An ihnen ists, die Plackerei das ganze Jahr zu tragen.
Zur Arbeit, die man draußen tut, gehn überall nur Männer,
Indes die unglückselgen Fraun stets nur im Innern walten!

Es ist aber, trotzdem daß dieses Lied schon ziemlich alt sein soll, in der Lage der Frauen keine Änderung eingetreten: sie müssen nach wie vor Feldarbeit verrichten. Als ich in die im Innern gelegne „Altstadt" von Kalymnos kam, fand ich fast nur alte Frauen in den Häusern, die die Kinder ihrer abwesenden Töchter warteten. In einem bot sich mir ein merkwürdiges Bild: auf dem Boden, dicht an der Tür, saß ein uraltes Weib und zog unaufhörlich an einem langen Strick, wie wenn man eine Glocke zieht; nur war eine solche weder zu sehen noch zu hören. In dem herrschenden Halbdunkel erkannte ich aber hoch oben an der Decke einen hin und her schwingenden Gegenstand. Plötzlich hörte ich das Schreien eines Kindes von oben herab: es war eine Wiege, die an der Decke hing und auf die geschilderte Weise von der Alten in Bewegung gehalten wurde!

Überhaupt darf man keine europäischen Zustände auf diesen Inseln erwarten, was auf den ersten Blick befremdend erscheint; denn der fortschrittliche Geist der Bewohner und ihre fast autonome Stellung sprechen eher dafür als dagegen. Was aber hier wie überall im freien Griechenland alles soziale Gedeihen vereitelt, und trotz allem ehrgeizigen Streben nach Fortschritt keine greifbaren Ergebnisse eines solchen erkennen läßt, das ist der Atavismus der Masse und der Atomismus der Gebildeten: die Masse kann nicht individualisiert, der einzelne Gebildete nicht sozialisiert werden, ein Mißverhältnis, an dem offenbar alle Europäisierungsversuche des christlichen Orients zunichte werden müssen. Das Schlimmste dabei ist das zweite Übel, der falsche Individualismus und in Verbindung damit das auflösende und zersetzende Partei-

Digitized by Google

wesen, zwei Grundfehler, an denen das gesamte Griechentum krankt, und die unausrottbar scheinen.

Was könnten die Griechen in der Türkei für eine Kulturmacht sein, wenn sie es verstünden, fest zusammenzuhalten und nach gemeinsamen und großen Zwecken zu handeln! Sie sind stolz auf ihre Nationalität, tun aber nichts, um dieser Achtung und Ansehen zu verschaffen, weil sie ihre Kräfte zersplittern, weil jeder entweder nur an seinen eignen Vorteil oder höchstens an den seiner Partei, nicht an den der Gesamtheit denkt. Ein Beispiel wird das deutlich machen. Bis vor einigen Jahren vermittelten den Verkehr zwischen den kleinasiatischen Inseln hübsche große Dampfer der griechischen Gesellschaft „Panellinion“ — Lloyddampfer verkehren nur zwischen den großen Inseln Lesbos, Chios und Rhodos —, da tat sich plötzlich ein ebenfalls griechischer Unternehmer auf, der einige kleinere Dampfer aufkaufte, und da er einige Inseln mehr in seinen Fahrplan aufnahm und etwas billigere Preise machte, die alte Gesellschaft fast ganz aus dem Felde schlug. Dieser hatte nun einen Kapitän, den der Erfolg seines Herrn nicht schlafen ließ, bis er sich selbst zum Herrn mehrerer Dampfer aufgeschwungen hatte, die noch kleiner waren als die seines nunmehrigen Konkurrenten, die aber nach dem Grundsatze, daß jede Partei eine Gegenpartei haben müsse, eine neue „Gesellschaft“ bilden mußten. Denn sogar Dampfergesellschaften stellen sich hier in den Dienst der Parteiinteressen. So hörte ich auf Kalymnos, daß die eine der beiden politischen Parteien die Dampfer von Hadzi-Daout, die andre die von Pandaleon vorziehe! Einem wirklich innern Bedürfnis ist auf diese Weise natürlich nicht gedient, da beide Gesellschaften dieselben Inseln anlaufen und sich mit ihren Dampfern immer auf den Fersen sind, anstatt sich in den Verkehr zu teilen, da manche Inseln gar keine Dampferverbindung haben. Den Schaden davon hat natürlich nur der „unparteiische“ Reisende, der von dem Agenten der einen Gesellschaft eingefangen wird mit der Versicherung, daß „seine“ Schiffe früher ankämen, und der außerdem die landesübliche Preisermäßigung (für die Parteimitglieder) nicht mitgenießt. In Wahrheit gibt es nämlich weder einen festen Fahrplan noch einen festen Fahrpreis; alles richtet sich nach dem persönlichen Ermessen. Obwohl z. B. die Preise, die mir berechnet wurden, ziemlich billig waren (für unsre Verhältnisse), bezahlte ich doch fast immer mehr als die Eingebornen. Eine andre Folge dieser Konkurrenz ist es, daß die oft unglaublich kleinen Dampfer im Winter bei nur etwas stürmischem Wetter nicht auslaufen können und sich bei Entfernungen, die sich nur auf Stunden belaufen, oft um Tage verspäten, was allerdings, wie ich aus Erfahrung bestätigen kann, zuweilen auch bei Lloyddampfern vorkommt, aber nur bei wirklichem Unwetter. Bei griechischen Dampfern kommen dagegen auch noch andre Gründe für Verspätungen vor: hat z. B. der Kapitän eines Dampfers auf einer Insel, die er anläuft, seine Familie, so geschieht es nicht selten, daß er seine Berufspflichten ohne Skrupel seinen Ehepflichten nachsetzt, Dampfer und Passagiere ihrem Schicksal überläßt und die Nacht am heimischen Herde zubringt. Wem kann es auch darauf ankommen, ob er zwölf Stunden früher oder später ans Ziel gelangt! Zumal im Winter, wo ein Sturm der Unpünktlichkeit so leicht zu Hilfe kommt.

Digitized by Google

So erschweren die zwanzig bis dreißig Dampfer der griechischen Unternehmer den Verkehr mehr, als daß sie ihn erleichtern hülfen, während ihn eine große Gesellschaft mit guter Organisation und sechs tüchtigen Dampfern musterhaft versehen könnte. Aber dessen wäre der griechische Atomismus nicht fähig.

Dieser Mangel an korporativem Geist macht sich nun auch in dem Gemeindewesen und der öffentlichen Ordnung unsrer Inseln in hoffnungsloser Weise geltend, besonders in Kalymnos. Anderswo weist man auf den türkischen Steuerdruck hin, wenn man sich über die schlechten äußern Zustände beklagt. Kalymnos aber zahlt jährlich nur gegen 9000 Mark Abgaben an die Pforte und ist, wie wir sahen, nicht arm. Und doch geschieht für öffentliche Arbeiten fast nichts. Der Platz an dem Hafenquai ist zwar mit Quadern gepflastert, aber nur zum Teil, und außerdem sind sie durch klaffende Lücken unterbrochen, an einer Gassenmündung sogar durch einen großen Zwischenraum, über den man bei Regenwetter hinwegspringen muß, um nicht im Schmutz zu versinken. Der Platz selbst dient als Promenade, als Versammlungspunkt bei Wahlen und als Schlachthaus. Die Anlage der Häuser ist nur am Hafen regelmäßig, im Innern baut jeder, wie und wo er will; bald stoßen die Häuser im spitzen, bald im stumpfen Winkel, bald so eng aneinander, daß kaum ein schmaler Durchgang bleibt, der als Abort benutzt wird. Erkennbare, nach einem festen Plane angelegte Straßen gibt es so überhaupt nicht, auch nicht in der modernen, erst seit wenig Jahrzehnten entstandnen Hafenstadt, von der alten, eine halbe Stunde im Innern liegenden „Altstadt" überhaupt nicht zu reden. Für das Bildungswesen sorgen zwei Volksschulen, von denen aber die in der Neustadt zu der Zeit meines Aufenthalts wegen Unbrauchbarkeit der Räume geschlossen war. Vor mehreren Jahren gab es auch ein öffentliches Lesezimmer, das aber mehr als Spiellokal diente und schließlich aus Mangel an Beteiligung geschlossen werden mußte. Die Kalymnier haben, trotz ihrem kosmopolitischen Sinn, keinerlei geistige Bedürfnisse, alles dreht sich bei ihnen um materiellen Gewinn und um — die innere Politik des Staates Kalymnos.

„Die Parteileidenschaften lassen uns zu nichts kommen," sagte mir ein Kalymnier selbst. Und dieselbe Antwort erhielt ein deutscher Archäologe vor sechzig Jahren, als er nach dem Grunde der Schwierigkeit fragte, den unseligen Parteihader zu beseitigen. Damals waren es Bildungsfragen, die das Volk in zwei Lager teilten: die kleinen Bürger wollten eine gute Schule, die konservativen Primaten aber meinten, die Schwammfischerei sei die beste Schule, Lesen und Schreiben sei nicht nötig. Es gab dann einen regelrechten Kampf zwischen Liberalen und Konservativen, wobei mehrere Bürger getötet wurden. Heute ist wenigstens eine türkische Gendarmerie zur Stelle, die solche Ausbrüche zügelt. Dafür aber bedient man sich um so boshafterer Mittel. Im vorigen Jahre, kurz vor meiner Ankunft, ereignete sich folgendes: die Führer der herrschenden Partei erschienen eines Tages beim Kaimakam (Gouverneur) und zeigten ihm einen revolutionären Aufruf der Gegenpartei, über dem ein Dolch und ein Revolver abgebildet waren, und worin zur Ermordung der „Volksverführer" aufgefordert wurde. Das Ganze aber war

Digitized by Google

nur eine plumpe Erfindung, die — vor den Wahlen — dazu dienen sollte, die gefährlichen Gegner ins Gefängnis zu bringen, bis die Wahlen vorüber wären, damit man sich ihrer entledigte! Sie wanderten auch wirklich ins Gefängnis, wurden aber bald wieder freigelassen — die Verleumder hatten sich verrechnet. Solche Händel, die an ganz ähnliche in den kleinen Republiken des alten Griechenlands erinnern, wiederholen sich nicht selten in Kalymnos; sie erklären auch zur Genüge die Verwahrlosung in der Verwaltung.

In Syme scheint es damit etwas besser auszusehen; wenigstens fand ich dort in der Hafenstadt besser gepflasterte, breitere und regelmäßigere Straßen, öffentliche Aborte und ein Lesezimmer mit verschiednen griechischen und fremden Zeitungen und Zeitschriften. Auch die Altstadt unterscheidet sich vorteilhaft von der von Kalymnos. Während diese mit ihren flachdachigen verfallnen Häusern, dem wenig wohnlichen Innern und den nach türkischer Art mit Kopftuch und Mundverschluß einhergehenden Frauen einen ganz orientalischen Eindruck macht, herrscht in Syme droben mehr Sinn für behaglichere Lebensführung; die Häuser sind schon, wie in Kos und Rhodos, mit reinlichen kleinen Vorhöfen versehen, die mit grauen und weißen Steinchen mosaikartig gepflastert sind, und einige Häuser sind durch ihr Inneres bemerkenswert. Dieses besteht, wie auch sonst auf den Inseln, aus einem großen Zimmer, an dessen beiden Schmalseiten je ein podiumartig erhöhter Raum ist, deren einer als Schlafraum, der andre als Eßzimmer dient. Diese beiden Seitenräume, zu denen einige Stufen hinaufführen, sind durch ein vielfach durchbrochnes Holzrahmenwerk von dem untern Mittelraum getrennt; dieses Rahmenwerk fand ich nun in einem Hause, das mir gezeigt wurde, mit reichen Schnitzereien im reinen italienischen Renaissancestil verziert; ebenso die mit einer Holztäfelung bekleideten Längswände, in die je zwei Wandschränke sowie ein Hausaltar, ebenfalls mit reichem Renaissanceornament, eingelassen waren. Endlich war auch die Decke ganz mit Holz getäfelt und mit wellenförmigen, in der Mitte zusammenlaufenden Bändern ornamentiert; die Mitte selbst bildete eine aus Blattvoluten bestehende Rosette. Späterhin, als ich in Rhodos die Wappenschilder der Ritterstraße betrachtete, fand ich in den sie umgebenden Zierleisten genau dieselben Blattornamente in Stein wieder, wie ich sie in jenem Hause auf Syme aus Holz gesehen hatte. Gehören auch die Schnitzereien erst dem siebzehnten oder dem achtzehnten Jahrhundert an, so zeigen sie doch unverkennbare Einwirkung italienischer und französischer Motive auf die orientalische Ornamentik, wie sie sich aus der Berührung von Asien und Europa erklären. Diese Reste europäischer Kunstfertigkeit in einer jetzt von aller künstlerischen Kultur verlassenen Gegend machten mir einen wohltuenden und doch eigentümlich ergreifenden Eindruck. Ob sich der im Vergleich zu dem Wesen der Kalymnier unverkennbar aristokratischere und kulturfreundlichere Zug, den ich bei mehreren eingebornen Symioten beobachtete, daraus erklärt, daß hier das Rittertum des benachbarten Rhodos veredelnd auch auf den Charakter der Insulaner gewirkt hat, ist eine Frage, die schwer zu entscheiden sein wird. Dem Eindruck konnte ich mich nicht verschließen. Doch ich muß mit meinem Lobe vorsichtig sein, sonst könnte es leicht geschehen, daß die ohnedies auf die Symioten eifersüchtigen Kalymnier ihnen den Krieg erklären; und eine

Digitized by Google

Demonstration der kalymnischen Schwammfischerflotte im Hafen von Syme könnte leicht die ganze orientalische Frage aufrollen. Darum wollen wir uns nicht weiter in die innern Angelegenheiten der beiden Inselrepubliken mischen, sie vielmehr dem Genuß ihrer Freiheit überlassen und uns lieber der Betrachtung der unfreiern Zustände auf den größern agrarischen Nachbarinseln zuwenden.

(Fortsetzung folgt)

Glücksinseln und Träume

Von Friedrich Ratzel

Vorbemerkung. Die Aufzeichnungen, die unter dieser Überschrift in den nächsten Heften der Grenzboten erscheinen werden, sind Kapitel eines Werkes, das Ratzel seit Jahren plante, und das nach und nach immer mehr Gestalt gewann. Es sollte ein Gewebe halb aus Dichtung, halb aus Wahrheit werden, halb ein Roman, halb ein Buch der Erinnerungen, und es sollte wohl das tiefste, innerste Seelenleben des unvergeßlichen Mannes ausströmen. Gerade wegen dieses ganz subjektiven Charakters wurde Ratzel immer wieder von Zweifeln befallen, ob er das Werk werde ausführen können. Es war, als scheue er sich, seine Seele so ganz zu enthüllen, sich selbst in den Mittelpunkt solcher Schilderungen zu stellen und den Blicken preiszugeben. Das war auch der Grund, weshalb er auch andre Beiträge in den Grenzboten, in denen er sein Tiefstes gab, ohne seinen Namen erscheinen ließ. Ich werde eine Zusammenstellung seiner größern Artikel in einem der nächsten Hefte bringen. Manchmal kamen ihm auch Zweifel an seiner künstlerischen Gestaltungsfähigkeit: würde es ihm gelingen, ein wahres, rundes Kunstwerk zu schaffen? Alle diese Bedenken machten nur ihm zu schaffen; wer Ratzel kannte, wußte, daß er ein Künstler, ein Dichter durch und durch war, und durfte mit froher Hoffnung dem Ausreifen des Werkes entgegensehen.

Er baute auch unter der Hand immer weiter daran, indem er an verschiednen Punkten nebeneinander ansetzte. So hatte er zuerst die Kapitel vollendet, die seine Lazaretterinnerungen aus dem Kriege mit Frankreich schildern. Die Leser der Grenzboten werden sich dieser Kapitel, die einen Schatz der edelsten Lebensphilosophie enthalten, erinnern; Ratzel gab sie, um ihre Wirkung zu erproben, in die Grenzboten, aber es durfte niemand außer dem engsten Kreise der Freunde wissen, daß sie von ihm waren.

In der allerletzten Zeit war es ihm möglich geworden, sich lebhafter mit dieser Arbeit zu beschäftigen. Er hatte die Eingangskapitel, die seine oder seines Helden Jugendzeit behandeln, abgeschlossen und mir für die Grenzboten übergeben; den darauffolgenden Teil, die Jahre bis zur Militärzeit, hoffte er im Laufe des Herbstes vollenden zu können — die Kriegserinnerungen sind wohl schon vollständig niedergeschrieben —, und diese Dinge wurden besprochen, als er mich kurz vor den Ferien und seiner Abreise nach Ammerland noch einmal besuchte — er war voller Schaffensfreude und voll von Plänen. Und wenig Tage darauf war er tot. Sein Werk, das vielleicht das schönste von allen geworden wäre, die er geschaffen hat, bleibt ein Torso, und wir müssen uns mit den Blättern zufrieden geben, die er noch hat füllen können. So gern wir mehr gehabt hätten, wir werden auch für sie dankbar sein und dankbar seiner Stimme lauschen, die uns Worte der schönsten Lebensweisheit über das Grab herüberruft. J. G.

1. Die Sonnenfinsternis

Eine bleiche, kleine Erinnerung, gleichsam
das erste geistige Fruchtschneeglöckchen aus
dem dunkeln Erdboden der Kindheit.
Jean Paul

Der Boden, auf dem ich vom Kinde zum Knaben herangewachsen bin, ist ein dürrer und steiniger Boden. Darum war es aber noch kein unfruchtbarer Boden für mich. Zwischen den alten abgerundeten Pflastersteinen aus rotem Sandstein sprossen Grasbüschel und an einigen Stellen sogar winzige Gänseblümchen und verzwergter Löwenzahn hervor. Wenn der grüne Schimmer zu stark wird, der von ihnen über den gepflasterten Hof ausgeht, beginnt mit stumpfen Küchenmessern und wüstigen Scherenklingen ein Kampf gegen diese niedrigen, genügsamen Gewächse,

Digitized by Google

die grausam ausgestochen und abgeschnitten werden. Nicht als Bekämpfer, sondern meist nur als sinniger Beobachter beteiligte ich mich daran, staunend über die kräftigen Wurzeln und derben kurzen Stengel der niedergetretnen Pflanzen, und hoch erfreut durch die Entdeckung, daß auch zwischen Pflastersteinen fette Regenwürmer gedeihen. Was mochte noch tiefer sich regen? Wenn man nur graben könnte! Liegen doch alle Schätze des Märchens unter der Erde, wohnen doch Zwerge und Kobolde in der Tiefe, wächst doch Gold und Edelstein da drunten. Ich legte den Regenwurm sorgsam in die Spalte, der ich ihn enthoben hatte, und deckte ihn wieder mit Erde zu. Aber meine Gedanken verweilten bei ihm und gruben nach, bis sie es leuchten sahen tief unten von einer andern Sonne und einem andern Monde, und was ich von Glänzen und Glitzern jemals gesehen oder geahnt hatte, war nun an den Wänden von Höhlen in der Tiefe. Da strahlte Gold und Silber und glühte Metall mit der Glut, die Abends bei sinkender Sonne an der Spitze des Blitzableiters auf dem hohen Hause uns gegenüber niederfloß, da gingen leuchtende Bäche und tropfte blaues Wasser, und überall regte es sich von Wesen, neben denen mich der geheimnisvolle Wurm der Pflastersteine ganz bescheiden aber befreundet deuchte.

Dann kamen aber auch wieder sonnige Tage, wo man die Augen vor dem vielen Licht verschließen mußte, das auf die Steine und die Mauern herabrieselte; da wuchsen in meinem Kinderglauben die Gräser und der Löwenzahn in ihren Spalten, trugen Ähren und schmückten sich mit hohen Blumen, die goldne Käfer anlockten. Und Licht floß von oben aus den Ast- und Zweiggittern der Bäume und zwischen großen grünen Blättern herein, die es freudig durchglühte. Und es war das keine Märchenwelt, wie die untere, sondern eine Welt, wie sie uns umgibt, nur schöner, leuchtender, weshalb auch die Pflaumen auf den Bäumen unbeschadet der frühen Jahreszeit wie blaue Edelsteine hingen.

Dann stand mir das kleine einstöckige Haus meiner Eltern mitten im Wiesengrün, und der frische Duft vom Wachsen und Blühen zog über die zwei niedern Sandsteinschwellen in das Haus herein. Dazu waren diese sehr geeignet, denn die Schritte von Generationen hatten ihnen eine schöne Rundung gegeben. Es saß sich darum so weich auf diesen Steinstufen wie auf einem Polster, doch kühler zuzeiten, und ich habe in meinem Leben keinen Sitz mehr so gern gehabt wie diesen. Dazu trug jedenfalls nicht wenig der tiefdunkle Hintergrund des Hausflurs bei, worin dann und wann ein leuchtender grauer Streif, in dem Billionen Stäubchen tanzten, beim Öffnen einer Tür erschien. Sehr oft stand die Tür unsrer Küche offen, die auf diesen Gang mündete, und aus ihr stahlen sich bläuliche Schimmer von blinkendem Zinn und dumpfroter Glanz von Kupferkesseln heraus. Aber viel mehr interessierten mich Düfte, die denselben Weg nahmen, und vielverheißende Geräusche von dürrem Holze, das in der Flamme zerkrachte, von Fett, das in der Pfanne zerspratzte, und von rollenden, hackenden, schneidenden Bewegungen auf einem klappernden Brett. Das war das Kuchenbrett, das ich mir am liebsten mit Mehl bestreut und mit einem eigelben Teig belegt dachte, aus dem die geschickte Hand meiner Mutter mit der Öffnung eines Wasserglases Küchlein von erfreulicher Rundung „ausstach," die dann im Schmalz unter dem erwähnten bedeutungsvollen Geräusch gebacken wurden. Sehr erfreulich waren auch die Düfte langsam dörrenden Obstes, die sehr warm und weich einem besondern Aufbau entströmten, der sich über dem Herd erhob. Und über allem schwebte, gleichsam alle kräftigend, der Geruch der Schinken und Würste, die in dem breiten Rauchfang hingen. Alles das drang aus dem dunkeln Gang zu mir, wenn ich auf den Steinstufen des Häuslein saß und in die lichte Welt hinausschaute. Dem Büblein kam der Gedanke: Die Farbe, die Töne, die Düfte besuchen dich auf ihrem Weg ins Freie: sie wissen, daß dem Büblein der Besuch der Küche verboten ist, und bringen ihm Kunde von dem, was da hinten im Dunkeln vorgeht. Das saß aber geduldig und verträmte die Zeit, bis der Ruf erscholl: Büble, essen! Da sah man das Blondköpfchen vor dem kleinen Tische stehn und sein Mittaggebet sprechen, während

Digitized by Google

dessen es freundliche Blicke mit dem Zinnteller vor ihm tauschte, als wollte es sagen: Du hast mir vorhin aus der Küche zugewinkt, ich werde mir es nun gut von dir schmecken lassen. Und es drehte ihn um und klapperte mit der Gabel auf seiner Unterseite, bis die dampfende Suppe zu zweckvollerer Tätigkeit einlud. War es aber gesättigt, dann riefen ihm Sonne, Gras, Blumen und Würmer von der andern Seite her, und bald erschien es wieder auf seiner runden Schwelle, begrüßte sie alle und war überzeugt, daß sie sich alle miteinander freuten, wieder mit ihm beisammen zu sein.

Da freute sich offenbar auch noch ein großes rundes Ding mit, ein wesentlicher Bestandteil dieser Welt eines Kindes, von dem ich noch Kunde geben muß. Seitwärts vor der Tür stand nämlich in demselben Hofe auf untergelegten Steinplatten ein grüner Zuber, in den sich in einer hölzernen Rinne das Regenwasser vom Dach ergoß. Für gewöhnlich lag sein Spiegel still wie aus Metall gegossen in dem Rahmen der hölzernen Umfassung; aber bei Regen stürzt das Regenbächlein in eiligem Strahle von oben, reißt Luftblasen mit die dann silbern vom Grunde des aufgewühlten Beckens aufsteigen. Tausendmal habe ich auf das Wasser hingeschaut, wenn die Regentropfen darauf fielen, lustig aufsprangen und kleine Wellenkreise beschrieben, die sich einander in allen denkbaren Zusammendrängungen schnitten, sodaß die Wasserfläche wie ein höchst kunstvolles Werk der Silberschmiedekunst erschien. Und noch öfter stand ich über das Wasser geneigt, wenn seine Oberfläche ganz still war, und wartete, bis Luftbläschen in schlanken Wellenlinien an die Oberfläche stiegen: die schönsten Perlen, mit keinen zu vergleichen, die in der tiefsten Muschel auf dem Meeresgrunde herangereift sind. Als ich in spätern Jahren als Student in der Ferne allein vor meinem kleinen Teekessel saß und der allmählichen Erhitzung des Wassers bis zum Sieden zuschaute, sah ich die Luftperlen sich am Boden meines Teekessels sammeln, ihn dicht bedecken, dann ineinanderfließen und als größere aufsteigen, deren Aufeinanderfolge endlich das Wasser zum Wallen brachte; und wie arm ich damals oft war, so reich fühlte ich mich, da ich glänzende Perlen ohne Zahl entstehn und vergehn lassen konnte, die in wenig Minuten den einförmigen Boden meines alten Kesselchens in ein getriebnes Kunstwerk verwandelten. Wie gut ist es, früh sehen zu lernen!

Als ich eines Tages wieder ganz versunken in die Tiefen meines Wasserfasses starrte, die ich noch immer nicht ergründet hatte, fiel ein verirrter Lichtstrahl, der von einem spiegelnden Fensterglas zurückgeworfen sein mochte, in das Wasser, irrte auf ihm herum, tauchte unter und wanderte bis auf den Boden. Wenn es auch nur ein Flimmern war, so vermochte ich ihm doch zu folgen; der Strahl verschwand, ich sah ihn noch über den Rand des dunkeln Fasses sinken, aber in meinem Auge blieben wunderbar rotleuchtende Punkte, die er in der Wassertiefe erleuchtet, sichtbar gemacht hatte, Punkte wie von Edelsteinen. Ich war sehr betroffen, ohne erstaunt zu sein; denn wo silberne Perlen aufstiegen, konnten auch Rubinsteine liegen. Als nun eines Tages das Gefäß ausgeschöpft und sein Boden trockengelegt wurde, da waren diese rotglühenden Punkte sehr kleine Würmchen, die schnellende, funkelnde Bewegungen machten, und außer ihnen lag noch ein zusammengerollter dünner Wurm von wunderschöner Rosafarbe auf dem Grunde, dessen geheimnisvolles Dasein mir nicht weniger rätselhaft vorkam, als der Stallknecht Gustav, der dieser Reinigung beiwohnte, erklärte, dieser Wurm komme manchmal in den tiefsten Brunnen, aber immer nur als ein Einsiedler vor. Bei mir bestand kein Zweifel, diese wundervollen roten Tiere gehörten derselben Welt an wie die blassen Regenwürmer, einer Welt der Tiefe und der Schätze, und ich dachte darüber nach, wie das Wasser des grünen Zubers gleichsam eine Verbindung mit dieser andern Welt herstellte, neben der die Welten der Stube und der Küche mir kaum mehr beachtenswert erschienen.

Das große Haus dagegen, das mein Höfchen von zwei andern Seiten her einschloß, sah ich kaum; seine Fenster waren fast immer geschlossen, und wenn auch Menschen darin aus und ein gingen, ich vergaß sie, wenn sie vorübergegangen waren,

Digitized by Google

und kümmerte mich nicht um sie. Diese weißlichgrünen Wände mit den Streifen des Regenwassers, diese dunkelgrünen Fensterläden, die mir als Feinde des Lichts und als Symbole der sinkenden Nacht und des Zubettegehns einen unangenehmen Eindruck machten, diese hohen Fenster, die zum Teil nie geöffnet wurden und verstaubt waren, kamen mir alle so stumpf, so glanzlos, so unberedt vor. Wie anders der Mond, den ich mit der Zeit kennen lernen durfte, wie er sein Licht in das Regenfaß ergoß. Wenn das milde Licht der Mondsichel, die dem Vollmond entgegenreift, gleich nach Sonnenuntergang die Welt übergoß, die, da sie an Giebeln, Türmen und hohen Zinnen einen Schimmer von Abendrot festhielt, noch nicht ganz bleich geworden war, durchbohrte ein glänzender Silberstab die Wassersäule des Regenfasses. Die leiseste Bewegung verwandelte ihn in eine Schlange, die sich unaufhörlich hinab und hinauf ringelte, und bei größern Wellen wurden Lichtstücke daraus, die gerade, gebogen und gewunden sich einander näherten und wieder zerbrachen, wobei Silberfunken nach allen Seiten durch die Flüssigkeit stoben.

Eine zweite Welt neben der der Tiefe zog mich noch weit stärker an. Das war die Welt, die über mir lag. Aus dieser stieg zunächst jeden Morgen der vorhin genannte Stallknecht herab, der, nächst den guten Eltern, der einzige Mensch war, dem ich anhing. Er waltete in dem Stalle, dessen graue Rückwand an der vierten Seite meines Hofes stand. Das Stampfen der Pferde, das Rasseln ihrer Ketten, das herüberklang, verliehen ihm selbst eine geheimnisvolle Würde, als ob er darüber zu gebieten hätte, und als er mich einmal in den Stall führte, dessen Tor sich in eine Nebengasse öffnete, und mir sagte, daß die schönen gelben und weißen Figuren, die mit Sand auf den Boden gestreut waren, sein eignes Werk seien, schien er mir nicht viel weniger zu vermögen als der liebe Herrgott, der das Gras wachsen ließ. Aus dem Zimmer des Stallknechts klangen Abends Laute, deren stählernen Ton ich noch heute nicht vergessen habe; er war Lehrer gewesen, ehe er unter die Dragoner gegangen war, und sein baufälliges Klavier gehörte zu den Reliquien, die er aus der Schulstube in sein Reiterleben herübergenommen hatte. Auf dem blaßnußbaumnen Klavier stand eine kleine Erdkugel, die kunstreich aus Pappe gefügt und mit der Hand gemalt war. Hat mir jemals wieder ein Mensch so imponiert wie der Stallknecht Gustav? Rosse zähmen, eine Welt von herrlichen Figuren aus bloßem Sand auf den Boden eines Stalles zaubern, den Erdball nachbilden und dessen Harmonien auf Stahlsaiten erklingen lassen: was ist vielseitig, wenn nicht dieses? Wenn ich später von den Renaissancemenschen las, die alles konnten, erschien die Figur Gustavs vor meinen Augen. Hatte nicht dieser Stallknecht außerdem die Liebe für sich, mit der er seine Pferde pflegte und mit einem kleinen Kerl, wie mir, wie mit seinesgleichen plauderte? Und war er nicht eine herrliche Erscheinung, schlank, heiläugig, heiter, in weißen Lederhosen und roter Jacke? Er ist später fürstlicher Stallmeister geworden, und daß er als solcher, neben dem Wagen des Fürsten reitend, mir mit den Augen, von denen ich eine Erinnerung wie an abwechselnd lachende und fragende Kinderaugen habe, freundschaftlich zuwinkte, wenn ich, die Schulbücher unter dem Arme, vorbeiging, gehört zu den Anerkennungen im Leben, die ich am lebhaftesten empfunden habe. Daß über meinem ganzen Verhältnis zu Gustav der scharfsüßliche Geruch des Pferdestalles wie Weihrauchwolken schwebte, war noch ein besondrer Genuß. Hatte ich Gustav so lieb, weil er von diesem Geruch umgeben war, oder liebte ich den Geruch, weil er ihn mit sich trug?

Von Gustavs Zimmer sah man an hohen Häusern hinauf, und ganz oben, wohl im fünften Stockwerk, wohnte nach den Auskünften, die mir geworden waren, das Christkindchen und der Knecht Ruprecht, die nur einmal im Jahre herabstiegen, um die guten Kinder zu belohnen, die bösen zu ermahnen. Ich warf gelegentlich einen verstohlnen Blick hinauf und fand keine Enttäuschung darin, daß ich in der Wohnung, die diesen beiden mythischen Gestalten zugesprochen wurde, eine schneiderähnliche Gestalt auf erhöhtem Sitze mit langen Armbewegungen nähen oder ein andermal eine arme alte Frau die Fenster abwischen sah. Knecht Ruprecht mußte

Digitized by Google

wohl Leute haben, die seine Puppen nähten, und das Christkindchen mußte doch wohl eine Stief- oder Pflegemutter haben, die für es sorgte, solange es auf der Erde so viel zu tun hatte. Nichts konnte mich überraschen, was in der Höhe vorging, da ich das Gefühl hatte, durch Gustav darüber auf dem laufenden erhalten zu werden. Ich wundre mich aber noch heute, daß ich mich nicht mehr um Sonne, Mond und Sterne kümmerte, die doch derselben Höhenzone angehörten. Ich schlief wohl zu lange und zu tief, um von den letzten viel zu sehen; das Sonnenlicht aber nahm ich, wie viele andre Menschen ihr ganzes Leben tun, als etwas Selbstverständliches hin.

Da geschah es an einem Hochsommertage, daß mein Vater auf den Dachboden stieg, um aus alten Fensterrahmen Gläser zu brechen, und mit Staunen sah ich, nachdem diese sorgfältig gereinigt waren, wie man sie mit Ruach berußte. — Ihr habt sie eben gereinigt, und nun beschmutzt ihr sie wieder? — Warte nur, mein Sohn, du wirst schon sehen, wozu das nötig ist. Und Gustav sagte mir: Heute ist eine totale Sonnenfinsternis. Gib acht, daß du nicht erschrickst. Wenn es dunkel um uns her wird, schaue du in dein Regenfaß, da wirst du die Sonne verschwinden und bald wiederkehren sehen. — Gehn wir nicht zu Bett, wenn sie verschwindet? — Wir dürfen aufbleiben, denn sie kommt bald wieder, und wenn sie wiederkommt, kommt auch gleich wieder der Tag, der vorher war, und schreibt sich mit demselben Datum.

Ich verstand nicht viel von dem, was da gesagt wurde. Es kam mir verworren vor. Den andern Tag aber sah ich mit eignen Augen im Spiegel meines Wasserfasses das Tagesgestirn plötzlich vergehn und wiedergeboren werden.

War dieses ganz schwarze unheimliche Ding, das langsam vorrückend die helle Sonne auffraß, wirklich der Mond? Dann war es jedenfalls ein ganz andrer als der freundliche lichte, den ich wohl einmal an einem Winterabend die Welt in Silberflor hatte hüllen sehen. Aber die Sonne selbst, die war eine völlig andre, oder vielmehr es war so, als ob sie überhaupt nicht mehr wäre, denn als das schwarze Ungeheuer sich so weit in die glührote Scheibe hineingefressen hatte, daß der Rest davon Sichelform anzunehmen begann, wurde die Luft plötzlich kühl, es erhob sich ein Wind wie am Abend, mich fröstelte. Später erzählte man, der Rasen habe sich in diesen Sekunden betaut, und es seien dunkle Wolken, wie bei Gewittern, mit blutroten Rändern plötzlich gegen den Himmel heraufgewachsen. Ich erinnere mich nicht, jemals wieder so rasch Abendwerden gesehen zu haben; völlig ohne Dämmerung und Abendglühn war der Tag dahin, und eine fahle, bleierne Nacht lag auf uns. In diesem Augenblick, wo die Sonnenfinsternis vollständig war, schaute ich wie alle andern, die ihre geschwärzten Gläser beiseite taten, in die Sonne und sah nichts als eine schwarze Scheibe, über deren Ränder Feuertropfen zu quellen schienen. Von der zuerst dunkel gewordnen Seite der Scheibe waren diese Feuertropfen in kurzem zu einem dünnen Lichtband zusammengeflossen, und schon glühte dieses so hell, daß man die Gläser wieder vornahm. Ich schaute eifrig in mein Wasser hinein, da umschlangen mich die lieben Arme meiner Mutter von rückwärts, und ein tränenüberströmtes Gesicht drückte sich an das meine, und ich hörte nur die erstickten Worte: Wie schrecklich, wie schrecklich. Mein Gott, laß es nicht weitergehn! Mich fröstelte zwar noch etwas, aber ich verstand nichts von dieser Angst, wollte gern im Wasser schauen, was sich weiter begab; doch meine Mutter zog mich an sich und herzte mich wie ein Wiedergefundnes. Rascher, als es gekommen war, muß sich das Grau, das die Menschen so schreckte, wieder erhellt haben. Mein Vater trat zu uns und bat meine Mutter, durch das Glas zu sehen, wie die Sonne schon zur Hälfte wiedergekehrt sei, und zeigte, wie die Schatten der Bäume und der Menschen wiederkehrten, wuchsen und tiefer wurden. Die Leute, die von höhergelegnen Punkten die Finsternis beobachtet hatten, stiegen herab, die meisten mit ernsten Mienen, und als die Sonne wieder fast ganz frei leuchtete, und die Wolken zurücksanken, die gegen sie, als sie schwach geworden, heraufgewachsen waren, schienen viele erleichtert aufzuatmen. — Gottlob, daß es vorbei ist! — Es

Digitized by Google

war doch ein schreckhaftes Ding! — Gut, daß wir unsre liebe Herrgottssonne wieder haben! hörte man sagen.

Es ist eine Warnung, hatte ich auch sagen hören, und dieses Wort gab mir zu denken. Eine Warnung an wen? Und von wem? Ich nahm mir vor, Obacht zu geben, wie es nun mit der Sonne weiter gehn werde, denn ich hatte die unbestimmte Befürchtung, daß die Warnung wohl von ihr selbst ausgegangen sei, und daß die Verfinsterung vielleicht sagen sollte, sie werde jetzt öfters verhindert sein, so regelmäßig wie bisher des Vormittags zwischen dem Rotdorn und dem Roßkastanienbaum hervorzukommen, deren Blüten sie zur hellen Glut entzündete, und werde des Abends nicht hinter dem langen Dach der Maschinenfabrik verschwinden, dessen Blechplatten dabei jedesmal zu schmelzen und in Fluß zu geraten schienen. Diese Befürchtung war glücklicherweise nicht begründet; wohl entzündete die Sonne im Kommen nicht mehr die roten Blumen, aber nicht weil sie etwa trüber geworden wäre, indem von der Verfinsterung etwas an ihr haften geblieben wäre, sondern weil diese Blumen des Frühlings hingewelkt waren. Diese Sonne mochte schon viele zur Blüte geweckt und zum Grabe geleitet haben! Als ich einige Wochen danach mit meinen Eltern auf dem Schloßberg in Baden wohnen durfte, erbat ich mir die Erlaubnis, mit den Erwachsnen den Sonnenaufgang an einem klaren Morgen sehen zu dürfen. Und als ich die Feuerkugel zwischen langen grauen Nachtwolken, die noch wie im Schlafe hingestreckt waren, rein und hell hervorschweben sah, war ich beruhigt: es war die alte Sonne, die da heiter emporstieg. Nur über eins war ich erstaunt: daß sie einen Augenblick gezögert hatte, sich von der untern Wolke loszumachen, und dann rascher emporgeschwebt war. Ich erklärte mir das als einen Rest von der Furcht vor der Verfinsterung, der sie eben noch glücklich entgangen war. Die Morgenwolken sahen gefährlich genug aus, und ein sonnenloser Regentag war ihr Werk. Natürlich hatte sich die Sonne bedacht, ehe sie heraufgeschwebt war und sogleich wieder verfinstert werden sollte. An demselben Abend habe ich sie als volle Kugel im blauen Dunst der Rheinebene so rasch hinabsinken sehen, daß es schien, als müsse im nächsten Augenblick ein gewaltig tönendes Aufprallen auf dem Granit der Vogesen erfolgen. Aber sie ging wie Luft in Luft in die Dunststreifen über, es war ein Dahinschmelzen, und nur das Blutrot, das dann alles überfloß, mochte an einen gewaltsamen Untergang erinnern.

Als auf der Rückfahrt vom Sonnenaufgang die Rede war, und ich gefragt wurde, was mir daran am besten gefallen habe, meinte ich: der Augenblick, wo es Tag wird. Ich erinnerte mich dabei an den Moment der Christbescherung, die damals noch am Christtagmorgen stattfand, wo zwischen die noch fortbrennenden Lichtchen des Tannenbaums auf einmal das volle Tageslicht hereinflutet, und meinte, gerade so seien die letzten Sterne am Himmel gestanden, eben noch ausglühend, ehe die Sonne ganz oben war; dann seien sie ganz bescheiden und still verlöscht.

Zu den Bewohnern der obern Sphäre gehörte auch der Schornsteinfeger, der einigemal unvermutet mit Kugel und Besen aus einem Schornstein aufgetaucht, auf dem Dachfirst hingegangen und wieder verschwunden war, ein rätselhafter, geheimnisvoller Schatten. Wie bei allen Figuren der obern Sphäre nahm ich auch für ihn keine Verbindung mit der untern an, er lebte nun einmal dort oben, und es fielen mir keine vierfachen Treppen ein, die herabführen könnten. So gesellte ich ihn denn zum Christkindchen und zum Knecht Ruprecht, zu dem langarmigen Schneider und der alten Frau und fand es ganz natürlich, daß sie alle mit der Sonne, den Sternen und dem Mond das Gemeinsame hatten, zu erscheinen und zu verschwinden und oft lange Zeit verschwunden zu bleiben. Nur eine einzige von den obern Existenzen hatte ich auch unten auf der Erde gesehen; die rotbackige Bäckermarie, die in einem Eckfenster an der Straße hinter Semmeln, so rund wie ihr Gesicht, und Brezeln zu sitzen pflegte, war einmal an einem der Dachfenster erschienen und hatte den Wolken und den Schwalben nachgesehen. Das hatte freilich meine Auffassung von einem besondern und höhern Leben in Luft- und Lichtreichtum dort oben nicht erschüttert. Vielmehr schien eine Bemerkung Gustavs, die andre lachen

Digitized by Google

machte, einen tiefern Zusammenhang zwischen denselben zu erschließen; als die Meinen eines Abends vor dem Hause saßen, und er wie öfters in seiner roten Jacke vor ihnen stand, hörte ich ihn nämlich sagen: Mit der Sonnenfinsternis war es doch eigentlich gerade so, wie wenn der schwarze Schornsteinfeger die rote Bäckermarie küßt! Mir kam das gar nicht scherzhaft vor. Denn das waren ja alles Wesen von da oben: Sonne, Mond, Schornsteinfeger und Bäckermarie. Das Christkindchen bringt uns den Baum voll Sterne, die wie die Morgendämmerung dem Christfest vorleuchten, und das ist ein kleiner Teil von den Sternen, die am Himmel stehn, und deren hellster über Bethlehem am Himmel stand, und die man dann wieder in stillen Nächten aus dem Wasser spiegeln sieht, wo sie in der schweigsamen Tiefe, die Nachts unermeßlich ist, wie Goldsplitter in einem dunkeln Kristall leuchten. So mögen auch menschliche Wesen, die da oben hinter den rätselhaften Fenstern wohnen, die zuzeiten sonnenhaft glühn und das Mondlicht zurücksprühn, sonnenhaft und mondähnlich sein. Das Kind ahnt auch ein Nachtleben der andern Menschen, das in der Zeit sich abspielt, wo Sterne und Mond am Himmel stehn; Laute davon wie ganz von ferner dringen bis an sein Bettchen, und es weiß noch nicht, was davon Wirklichkeit, was Traum ist. Die Erwachsnen imponieren aber dem Kinde nicht zum wenigsten auch, weil sie noch leben, wenn es in den Schlaf versunken ist, und lange vor ihm wieder wachen. Das ist nun eben die Zeit, wo auch die Sterne und der Mond wachen, und die guten Geister, das Christkind voraus, niedersteigen.

* * *

Es gibt prosaische Menschen, die unser sehnsüchtiges Zurückerinnern an die Kindheit als etwas Leeres, Hohles verlachen. Sie wollen im besten Fall einen Traum darin sehen. Wie sehr irren sich die! Ich brauche nur in die „Kinder- und Hausmärchen" hineinzulesen, so werde ich wieder des Gefühls inne, mit dem ich sie zuerst vernahm, und es beginnt aus den Fernen und den Tiefen der Erinnerung her zu leuchten und zu glänzen von dem ungeheuern Reichtum, den das Kind daran hat, daß es alles glaubt, auch das Wunderbarste, und vor allem, daß sein Glaube allem Toten Leben gibt. Wieviel größer ist also der Wirklichkeitsbereich des Kindes, wieviel mehr besitzt und beherrscht das Kind, da ihm das Wunderbare gehört, ohne daß es sich darüber wundert, vielmehr sich darin vollkommen zuhause fühlt. Mir kommt meine Kindheit nicht eng und nicht arm vor, wenn ich auch weiß, daß meine Fähigkeiten und meine Kenntnisse damals noch gering waren, denn vieles bestand damals, was mir die Erziehung und der Unterricht genommen haben, und alles war lebendig, während sich mir heute die Welt in eine große, weite, tote Hülfte und eine kleine teilt, die mit Leben begabt ist. Man stellt immer den sogenannten Bildungsgang der Menschen so dar, als sei es ein unablässiges Sichbereichern durch Kenntnisse, Sichklären und Sichveredeln durch immer mehr in die Tiefe dringendes Verständnis. In Wirklichkeit ist es unsre Absetzung von der Herrschaft über den ungeheuern Bereich des Glaubens, von dem wir wie durch Mauern getrennt werden, der uns nicht bloß verschlossen, der verwüstet, unfruchtbar gemacht wird. Ein ganz kleiner Teil davon wird abgesondert, so wie Fürsten von einem ungeheuern Wald einen Zipfel als Wildpark absondern lassen; in diesem sollen wir fortfahren zu glauben, in diesem zwingt man uns das Wunderbare auf, das man uns dort genommen und verboten hat. Man kann es aber nicht hindern, daß die Mauer, die man gegen das Paradies unsrer Kindheit aufgerichtet hat, Spalten und Risse hat, durch die das Wunderbare herüberstrahlt in unsre aufgeklärte gebildete Existenz.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

1

Als Erik Briant an einem schönen Septemberabend vom Kontor heimkam, saß im Wohnzimmer eine junge Dame. Sie war noch im Reiseanzug und anscheinend in eine illustrierte Zeitung vertieft, die sie steif in der Hand hielt, und Erik hatte das deutliche Gefühl, daß er ein wenig verwundert aussah, als er sich verbeugte.

Ja, es ist schrecklich unangenehm, begann das junge Mädchen sogleich. Sie stand schnell auf und war einen Augenblick so verwirrt, daß sie nicht merkte, wie das Blatt ihren Händen entglitt. Ich hatte geschrieben und war fest überzeugt, daß Tante Ada zuhause sein würde.

Sie sind also — er suchte nach dem Vornamen, konnte sich aber durchaus nicht darauf besinnen — Fräulein Bertel?

Ja, antwortete sie mit etwas mehr Sicherheit, indem sie seinen Gruß etwas kurz erwiderte. Ich bin Elli Bertel.

Meine Mutter ist leider nicht zuhause. Sie ist vor ein paar Tagen mit meiner Schwester nach Upsala gereist. Es war allerdings ihre Absicht, heute wieder zurück zu sein.

Ja, das sagt die Haushälterin auch. Es ist mir sehr unangenehm, fügte sie hinzu und sah ihn an.

Ach, sagte er unbestimmt und höflich. Aber im stillen dachte er: Ums Himmels willen, was soll ich nur mit dem Mädel anfangen!

Es schien, als ob das „Mädel" seine Gedanken erriete. Sie sah ihn an, halb schelmisch kokett und halb unglücklich, und auf einmal brachen sie beide in ein herzliches Lachen aus. Nun war das Eis gebrochen; das Fräulein schüttelte plötzlich ganz ungeniert und natürlich den Kopf.

Es ist aber wirklich furchtbar widerwärtig! Meinen Sie, ich müsse wieder heimreisen?

Nein, sagte er langgezogen, das meine ich nicht. Vater ist ja daheim.

Gott sei Dank! rief sie erleichtert. Da ich nur Sie sah, hatte ich geglaubt, daß die Jungfer Sie mit dem „Herrn" gemeint habe.

Er lachte. Der „Herr," das ist der Vater; die alte Stine nennt immer Vater den „Herrn." Mich nennt sie nur „den Fabrikanten."

Ich glaubte, das sei der Onkel.

Ja, gewissermaßen. Aber er wird meist „Konsul" genannt. Nur von Stine nicht.

Das ist auch ein hübscher Titel für einen Kaufmann, sagte das junge Mädchen höflich. Aber das Gehör des jungen Herrn war fein genug, sogleich die zwar ganz unbewußte, aber nichtsdestoweniger herablassende Betonung des „Kaufmanns" zu bemerken, und er lächelte.

Nun also, wenn Onkel Briant daheim ist, dann . . . begann sie aufs neue da, wo sie vorher abgebrochen hatte.

Gerade heraus gesagt — ich meine wirklich nicht, daß Sie viel Grund dazu hätten, Hals über Kopf wieder nach Smaaland zurückzureisen! sagte er, und er sah sie ermutigend an.

Digitized by Google

Dann kann ich also ruhig in mein Zimmer gehn und dieses staubige Kleid ausziehn? fragte sie und sah an ihrem in der Tat sehr mitgenommnen Reisekleid hinunter.

Auf meine Verantwortung und Gefahr hin können Sie ruhig alle Ihre Sachen auspacken, Fräulein Bertel, oder — ja, wir sind ja gar keine so weitläufigen Verwandten, da darf ich wohl „Elli" sagen? Ich hoffe, Stine hat Ihnen Ihr Zimmer gezeigt?

Sie bot es mir an, aber ich war ja so erschrocken, daß . . .

Ach, Unsinn! Als ob Sie erschrecken könnten! Lächelnd sahen sie sich an.

Doch! sagte sie, sich energisch verteidigend. Sie sahen ja selbst, wie jämmerlich es um mich stand, als Sie kamen.

Er trat einen Schritt näher und musterte sie schelmisch.

Ja, wenn man näher hinsieht. Sie sehen wirklich ganz unheimlich angegriffen aus.

Ja, nicht wahr? Schon allein hier auf Sie warten zu müssen, um Ihnen zu erklären, wer ich sei. Ja, denn Sie müssen zugeben, rief sie laut lachend, daß Sie eigentlich keine blasse Ahnung von meiner Existenz hatten!

Allerdings nicht viel, antwortete er, und er lachte auch. Nun aber — er hatte die Tür zum Flur für sie geöffnet und verbeugte sich leicht — vergesse ich nie wieder, daß Sie Elli heißen.

* * *

In ihrer feinsten weißen Waschbluse und mit zwei den heimatlichen Sträußen entnommnen Astern im Gürtel fand sich Fräulein Elli erwartungsvoll und in guter Laune zu dem späten Mittagessen ein. Der junge Briant sah sie offenbar beifällig über den Tisch hinüber an, während er sich ernsthaft verbeugte.

Aber der Onkel? — sie sah sich um; es war nur für zwei gedeckt. Wo ist er denn?

Der Schein ist gegen mich, sagte er lachend, denn ihr Blick und ihr Ton ergötzten ihn. Es lag in ihrem angenommnen Entsetzen etwas bewußt Scherzhaftes, das er sehr gut verstand. Aber ich habe Sie, so wahr ich dastehe, nicht angeführt. Erst vorhin hat Vater aus der Stadt telephoniert, daß er durch eine Direktionssitzung aufgehalten worden sei.

Die schwarzgekleidete, mit einer Haube geschmückte, wie aus dem Ei geschälte Jungfer Stine wartete, ihre Mißbilligung nicht verhehlend, mit dem Suppenlöffel in der Hand. Die beiden setzten sich einander feierlich gegenüber; er fragte sie höflich nach ihrer Reise, während er aß und sie, so oft es ging, betrachtete; denn vorhin im Wohnzimmer war es ein wenig dunkel gewesen.

Ihre Gesichtsfarbe war sehr hell, so mattweiß, wie sie sich nur bei rothaarigen jungen Mädchen findet, aber trotzdem war sie frisch. Ihr Haar — ja, das war rot — ganz und gar rot! Aber so strahlend schön, daß man es, wenn man hätte galant sein wollen, recht gut „golden" hätte nennen können. Die Augen waren groß, schön geformt und tief dunkelblau, so dunkel, daß man die Augenbrauen und die Wimpern kaum vermißte, die entweder ganz fehlten oder jedenfalls so blond waren, daß man sie gar nicht sah. Der Mund war ziemlich groß, sehr bestimmt, und wenn sie nicht sprach, preßte sie die Lippen fest aufeinander.

Eine nordische Schönheit — etwas nichtssagend, rubrizierte sie Fabrikant Briant nachlässig. Die Figur ist entschieden das beste an ihr, groß, schlank, kräftig, gerade voll genug. Im ganzen genommen, das Prachtexemplar eines jungen smaaländischen Mädchens.

Elli ihrerseits hatte nicht nötig, sich mit der Musterung ihres Tischgenossen so viel Mühe zu geben, sie war schon längst im reinen über sein Äußeres. Breitschultrig, etwas untersetzt, mit dichtem braunem Haar, das über die Stirn hereinfiel, gewöhnliche blaue Augen und sorgfältig rasiert. Nicht einmal einen Schnurr-

Digitized by Google

bart! Elli mußte sich selbst zugestehn, daß sie sonst Herren, die keinen Bart trugen, „etwas unmännlich“ fand. Das hübscheste an ihm war entschieden sein Lächeln; es saß meist in den Fältchen um die Augen, zeigte sich immer unerwartet und erhellte gleichsam das ganze Gesicht. Wäre nicht dieses unberechenbare, vielsagende und ansteckend fröhliche, etwas leichtsinnige Lächeln gewesen, dann wäre sein Aussehen — so lautete Fräulein Ellis letztes und entscheidendes Urteil — „unsolid“ gewesen. Er erinnerte am ehesten an die alten Bilder aus Karl Johanns Zeit, die der Vater daheim hatte; ja, man konnte fast glauben, er habe es darauf angelegt, ihnen zu gleichen.

Unter der unveränderlich mißbilligenden, moralisch wachsamen Aufsicht der Haushälterin nahm das Essen langsam seinen Fortgang. Im stillen dachte Elli — aber sie ließ es sich natürlich nicht merken —, daß hier alles „schrecklich protzig“ sei: das große Eßzimmer mit dem Parkettboden, die hohe eichne Vertäfelung mit den unpraktischen Porzellangegenständen auf den Borten, der mit vielerlei Obst beladne Tafelaufsatz unter dem prachtvollen elektrischen Lüstre, die Armleuchter auf dem altarähnlichen ungeheuern Kredenztisch, die silbernen Deckel auf den großen Schüsseln, und der feingekleidete Herr Erik im Smoking und blendend weißer Hemdenbrust ihr gerade gegenüber. Die ehrfurchtgebietende Stine genierte sie durchaus nicht — im Gegenteil, sie war ein Teil des Ganzen und gehörte mit dazu, und als sie schließlich beim Nachtisch würdevoll verschwand, vermißte Elli sie beinahe.

Im Wohnzimmer waren die Lampen angezündet. Das aus sehr vielen Teilen bestehende Kaffeeservice mit Spirituslampe und andern Apparaten stand feierlich da und wartete. Der junge Mann ließ sich in einen Lehnstuhl sinken und sah untätig, höflich abwartend aus. Elli begann zu verstehn, was von ihr verlangt wurde.

Wird erwartet, daß ich den Kaffee mache? fragte sie in ihrer möglichst ungekünstelten Weise entsetzt und mit einem lustigen Ausdruck von Kummer in ihren großen blauen Augen.

Es sieht beinahe so aus, antwortete er ernsthaft.

Ach du lieber Gott! — Sie dachte an den ehrsamen Kaffeekessel daheim; der stand den halben Tag lang in einem Korb in der Ofennische, war immer warm und sehr leicht zu handhaben. — Ich habe ja nicht die geringste Ahnung, wie ich mich mit all den künstlichen Dingern hier benehmen soll.

Nun, dann werde ich wohl Stine bitten müssen. . . . Resigniert machte er Miene, aufzustehn.

Nein, ums Himmels willen nicht! rief Elli, jetzt fast im Ernst entsetzt. Sie würde mich ja mein ganzes Leben lang verachten! Sie trat näher, betrachtete die Gegenstände und wandte sich dann kurz um.

Können Sie es denn nicht?

Ich weiß nicht.

Auch er trat näher und stellte sich auf die andre Seite des Tisches. Ich will sehen, ob ich mich erinnern kann, wie Mutter und Dagny sich dabei anstellen.

Ja, Wasser gehört jedenfalls dazu, unterbrach sie ihn entschlossen und begann damit die Zubereitung, und Kaffee muß hinein, so ganz falsch kann es also nicht werden, nicht wahr?

Nein, man sollte es wenigstens nicht meinen. Er verfolgte mit den Augen kritisch ihre Vorbereitungen.

Ja, Sie müssen sich aber verpflichten, ihn auszutrinken, vollständig auszutrinken, sodaß *sie* das, was übrig bleibt, nicht zu sehen bekommt! rief Elli, in lautes Gelächter ausbrechend.

„Sie“ war natürlich die ehrfurchtgebietende Stine. Halb unbewußt unterließ Elli es einfach, „Erik“ zu ihrem Verwandten zu sagen. Die Situation kam ihr pikanter vor, wenn sie „Sie“ sagte.

Digitized by Google

Was wir nicht fertig bringen, können wir ja zum Fenster hinausgießen, riet er ermutigend.

Meinen Sie nicht, er sei jetzt schwarz genug?

Noch schwärzer kann er unmöglich werden, antwortete er überzeugt.

Pflegt er so zu sein — sie rührte bedenklich mit dem Löffel in ihrer Tasse —, so saßig?

Er muß sich erst setzen, sagte er wohlwollend.

Schweigend schmeckten sie ihn aufs neue.

Wissen Sie was! — Fräulein Elli stand rasch entschlossen auf. — Wir wollen den Rest lieber gleich zum Fenster hinausschütten.

Ja, und die Tassen nachher abwaschen! Er konnte es nicht unterdrücken, das etwas boshaft vorzuschlagen.

Elli hatte sich mit der Kaffeekanne schon zum Fenster hinaus gebeugt. Sie wandte sich um und sah ihn mit so lachenden Augen an, daß es ihm plötzlich klar wurde, wie großartig sie dieses recht einfache practical joke ergötzte.

Ja, rauchen Sie nur, sagte sie mit einem Seufzer in einem mütterlichen Ton, als er, halb fragend, seine Zigarrentasche herauszog.

Wollen Sie nicht eine Zigarette?

Sie schüttelte den Kopf. Vater kann es nicht leiden, sonst . . .

Sie — er tat ein paar behagliche Züge — spielen natürlich Klavier?

Ja natürlich, antwortete sie ironisch. Wie könnte ich sonst Gesellschafterin werden?

Also — sind Sie keine Künstlerin?

Wenn es nicht sehr schwer ist, hacke ich ein Stück schon durch, antwortete sie anspruchslos. Aber ich spiele eigentlich nicht gern vor Fremden.

Ach, vor mir . . .

Ja, vor Ihnen, antwortete sie mit einer Vertraulichkeit, die es ihm zweifelhaft machte, ob er sich dadurch geschmeichelt fühlen solle oder nicht.

Sie stand schon am Flügel. Soll ich singen?

Können Sie? fragte er ein wenig zweifelnd.

Ja, das kann ich, erwiderte sie selbstbewußt.

Ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, begann sie sogleich zu singen: ernsthaft, ohne augenscheinliche Anstrengung, indem sie offenbar den starken Klang ihrer eignen Stimme leidenschaftlich genoß und plötzlich alles um sich her vergaß.

Erik Briant lehnte den Kopf in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Es war vollständig unmöglich, nicht sogleich von dieser frischen, rückhaltlosen, übermütig siegesgewissen Stimme hingerissen zu werden.

Nachdem einige Minuten verflossen waren, setzte er sich leise auf ein kleines Sofa, das näher am Klavier stand. Er hatte schon die Zigarre weggelegt und neigte sich, das Kinn in die Hände gestützt, andächtig vor. Durch den seidnen Lampenschirm neben dem Flügel fiel das Licht mit gelblichem Glanz auf ihren prachtvollen leuchtenden Kopf mit dem weichen, aber kräftigen Profil und dem offnen Mund. Ihre Taille war vorn ein wenig ausgeschnitten, und die Kehle glich der eines Vogels, sie sah aus, als schwelle sie von Tönen. Elli beugte den Kopf stark zurück, die weitgeöffneten Augen, die im Scheine des Lichts noch dunkler waren als sonst, bekamen, je länger Elli sang, einen fast inspirierten Ausdruck von geheimnisvoller Freude und strahlendem Triumph. Unwillkürlich drängte sich ihm der Gedanke auf, daß in dieser Art des Singens etwas Unverhülltes liege; ohne daß sie es wollte oder mußte, erzählte es zu viel von ihr selbst, etwas, das sie sonst, bewußt oder unbewußt, verbarg. Als sie geendigt hatte, schwiegen beide ein paar Sekunden. Erik konnte sich nicht überwinden, ihr zu danken. Er erkannte sie nicht wieder. Es war, als sei dies gar nicht mehr dasselbe junge Mädchen, das jetzt eben so soubrettenmäßig den Kaffee zum Fenster hinausgegossen hatte.

Nein, sagte sie leise, wie verlegen und sonderbar unmotiviert, während sie mit

Digitized by Google

tief gesenktem Kopf die Finger über die Tasten gleiten ließ. Ich weiß ja, daß ich mich immer nachher ärgere, wenn ich vor ... vor ... einem Fremden gesungen habe.

Aber Elli! unterbrach er sie ungeduldig, vorwurfsvoll. Betrachten Sie mich denn wirklich als einen Fremden? Wir sind doch verwandt, das weiß ich.

Zuerst tat ich es nicht, erwiderte sie aufblickend. Aber jetzt, während ich sang. Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll.

Aber so tun Sie doch jetzt ganz, als ob sie zuhause wären. — Elli hatte sich erhoben und stand nun, die Hände auf dem Rücken gefaltet, vor ihm. — Erzählen Sie mir etwas von sich selbst.

Da gibt es nichts zu erzählen. — Sie seufzte. — Für wie alt halten Sie mich eigentlich?

Ach ... achtzehn, vielleicht zwanzig. Er ahnte, daß er zu niedrig riet, obgleich sie eigentlich nicht älter aussah.

Ich bin vierundzwanzig. Sie seufzte wieder.

Ist es erlaubt, zu fragen, warum man so tief seufzt?

Ja gewiß. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt, die Hälfte von achtundvierzig. Ist das nicht gräßlich? Die Hälfte von achtundvierzig! Und ich habe noch nicht das geringste erlebt.

Hoffen wir, daß das kommt, ehe Sie achtundvierzig sind! Dies hier — er konnte das Wort nicht unterdrücken — ist ja ein ganz netter Anfang.

Was meinen Sie damit? Sie riß ihre großen dunkeln Augen auf, und er merkte, daß sie ebensogut wie er wußte, was er damit meinte, wenn er überhaupt etwas meinte.

Ach, ich hatte gehofft, daß Sie ... da Sie ja nicht verwöhnt sind ... mich ... dies hier ... wie soll ich mich nur ausdrücken ... als ein ganz passables Abenteuer betrachten würden.

Sie lachte mutig, sah ihn aber nicht mehr an. „Solid," darüber war sie ganz im reinen, das war das letzte, was er war, trotz des fehlenden Bartes.

Nein — sie wandte sich um —, ich glaube, es ist am besten, ich gehe auf mein Zimmer.

Finden Sie, daß Ihre Lage drohend zu werden beginnt?

Oh, nicht drohend! Sie machte einen ganz wohlgelungnen Versuch, auf seinen Ton einzugehn. Aber ... ja, wie nennt man es nur ... zugespitzt.

Seien Sie nicht so aufrichtig, Elli! rief er laut lachend. Dergleichen sagt man nicht zu einem Mann — man läßt es ihn nur ahnen. Das macht bedeutend mehr Eindruck.

Ich versichere Ihnen — auch sie lachte, jedoch nicht ganz so freimütig wie vorher —, daß ich keinen Augenblick daran gedacht habe, „Eindruck" machen zu wollen.

Stine glaubt es.

Ach, Erik! Nun zum erstenmal wurde sie wirklich verlegen.

Ja, sagte er unbarmherzig. Seine blauen Augen strahlten geradezu von spitzbübischer Lustigkeit darüber, daß er sie endlich aus der Fassung gebracht hatte. Das konnte man doch beim Essen deutlich sehen.

Elli sah auf und lachte vergnügt; aber sie hatte jedenfalls etwas rötere Wangen als vorher.

Ja, so ist die Welt, kleine Elli! Er streckte sich philosophisch.

Elli fand, daß nun der Spaß doch ein wenig weit gehe. Sie wurde plötzlich ganz steif und abgemessen.

Wann kommt Tante Ada heim? fragte sie.

Übermorgen, antwortete er aufstehend. Dann ergriff er herzlich ihre Hand, und als sie seine schelmischen Augen sah, konnte sie nicht länger böse auf ihn sein. Sind Sie nun beruhigt?

Digitized by Google

Ich versichere Ihnen, daß ich keinen Augenblick auch nur daran gedacht habe, ängstlich zu sein, sagte sie lächelnd.

Also das reine Komödienspiel? Er hielt ihre Hand noch in der seinigen.

Lauter Komödie! antwortete sie lustig und überlegen. Gute Nacht, Erik, und schönen Dank für den vergnügten Abend!

2

Am nächsten Morgen bei strahlendem Sonnenschein erwachte Elli Bertel mit dem unklaren, aber angenehmen Gefühl, daß etwas Unterhaltendes, etwas Abenteuerliches — etwas Neues! irgendwo auf sie warte. Sie kleidete sich so sorgfältig wie möglich an, sah länger in den Spiegel, als es sonst ihre Gewohnheit war, trank in majestätischer Einsamkeit drunten in dem reizenden Eßzimmer ihren Tee — denn Kaffee wurde zu dieser Tageszeit offenbar nicht gegeben —, schrieb Briefe, einen nach Hause und einen an Tante Ada, und wußte, nachdem sie diesen geschlossen hatte, durchaus nicht, was sie nun weiter tun sollte. Wenn nur wenigstens Monsieur Erik zuhause gewesen wäre! ... Es war doch nicht so dumm, sich mit ihm zu unterhalten, mit diesem Monsieur Erik — ja, viel besser, als sie sich gedacht hatte. Bis jetzt hatte sie sich einen Fabrikanten oder „Grosseur" immer dick und feist mit englischem Kotelettebart vorgestellt, breitschultrig und ... und ... ja, ganz und gar nicht wie Erik. Aber das war natürlich etwas, was ihr der Vater weisgemacht hatte.

„Vater" war Rittmeister bei den smaaländischen Husaren gewesen; einst war er als ein schneidiger Kerl und eine fröhliche Seele bekannt gewesen, aber Schulden und andre Widerwärtigkeiten hatten ihn leider gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Durch Protektionen — das war damals noch möglich — hatte er den Posten eines Bahnhofsvorstandes an einer neuerbauten smaaländischen Eisenbahnlinie erhalten. Allmählich hatte er sich einigermaßen beruhigt und sich — mit der Frau als Sündenbock, wenn es ihm zu schwer wurde — in sein Schicksal gefunden; nun war er militärisch korrekt innerhalb und weniger korrekt außerhalb des Dienstes.

Er hatte sechs Töchter, die alle, dank des Privilegiums der freien Eisenbahnfahrt für die ganze Familie, eine ziemlich sorgfältige Erziehung erhielten. Eleonore — sie hatte in der Taufe ostentativ einen der alten Bertelschen Familiennamen bekommen — oder Elli, wie sie meistens genannt wurde, war die zweitälteste. Nachdem sie die achtklassige Schule der nächsten Landstadt absolviert hatte und durch ein wahres Himmelswunder davor bewahrt worden war, ihre Augen in halbdunkeln Eisenbahncoupés mit Aufgabenlernen zu verderben, hatte sie sich, solange sie noch daheim war, ihren Unterhalt selbst erworben, indem sie der heranwachsenden weiblichen Jugend der Umgegend Musikunterricht gab.

Wie sehr verabscheute sie doch Lennsjö! Die ganze zugleich resignierte und trotzig ungeduldige Abneigung des Vaters gegen diese „Sippschaft," wie er im Familienkreise das Eisenbahnstädtchen verächtlich zu nennen pflegte, hatte Elli geerbt. Das rote, langweilige Bahnhofgebäude, wo so wenig Platz war, daß man, wenn man ab und zu einmal Gäste hatte, den Wartesaal zweiter Klasse als eine Art Salon benutzen mußte; die steile, stockdunkle Treppe in das „Bureau" hinunter, wo der Assistent immer pfeifend über den ewig tickenden Telegraphenapparat gebeugt saß; der schmale Streifen Garten den Schienenweg entlang, der von der Landstraße und dem Bahnsteig zugleich übersehen werden konnte, und der so nichtssagend langweilig und philisterhaft war, wie es gewiß keinen zweiten mehr gab; die Hauptstraße mit ihren grünen und gelben zweistöckigen, neugebauten, gleichmäßigen Holzhäusern mit unangestrichnen Veranden und Möbeln aus der nächsten Möbelfabrik; das „Hotel Anderson," wo die Reisenden Abends um elf Uhr ankamen und am nächsten Morgen um sechs Uhr wieder abreisten — es war noch nie dagewesen, daß jemand länger geblieben wäre! alles das verabscheute sie von

Digitized by Google

ganzem Herzen. Natürlich war die beau monde des Städtchens, wie die jungen Mädchen höhnisch die Gesellschaft von Lennsjö nannten, auch danach. Doch es ging eben nicht an, daß man sich aufs hohe Roß setzte, man mußte mit den bessern Familien verkehren. Aber „die bessern Familien," das war in Lennsjö ein noch elastischerer Begriff als anderswo. Nicht einmal der Branntweinkontrolleur, der einmal „gesessen" hatte und nur wegen mangelnder Beweise wieder freigelassen worden war, wurde ganz ausgeschlossen.

Und außerdem, es war wirklich noch das angenehmste, daß man sich nicht vornehm aufzuspielen brauchte und nicht immer daran denken mußte, daß man eine „Bertel" sei, wenn man doch jung und lebenslustig war. Wenn es im Winter Schlittenfahrten und Bälle im „Hotel Anderson" gab, so war das jedenfalls unterhaltender als daheim zu sitzen, sich zu mopsen und des Vaters alte einförmige Geschichten und der Mutter gottergebnes Jammern anzuhören, auch wenn der Kavalier ein wenig tölpelhaft war. Und dann kam noch dazu, daß man sich in Lennsjö als Nummer 1 fühlte. So viel stand fest, daß Elli Bertel ganz sicher sein konnte, bei einer Tanzgesellschaft nie und nimmer sitzen zu bleiben.

Trotz alledem war es ihr wie eine Befreiung gewesen, als Tante Adas Brief kam, worin sie ihr vorschlug, den kommenden Winter auf Klein-Markby zuzubringen — oder in der „Villa," wie die Briants anspruchslos ihr Eigentum nannten —, und zwar nur zur Unterhaltung für die kleine Dagny, mit der sie Klavier spielen und lernen sollte, und um deren Gesundheit willen die Familie Briant nicht in Stockholm selbst wohnte. Der Vater machte freilich Einwendungen — er schlug überdies mit der Faust auf den Tisch und sagte, es sei unter der Würde seiner Tochter, einen beinahe aus „Gnade und Barmherzigkeit" angebotnen Platz bei „diesem Krämer" anzunehmen, wie er den Mann seiner Cousine Ada, der doch in früherer Zeit nicht so gar wenige Wechsel für ihn unterschrieben hatte, oft verächtlich nannte. Aber Fräulein Elli wußte, was sie wollte! Ihr ganzes Leben lang in Lennsjö bleiben? O nein, der Vater sollte sich ja nicht einbilden, daß sie das täte!

Alles Geld, das sie sich von ihrem Musikunterricht erspart hatte, verwandte sie nun auf ihre Toilette. Schwester Thora, die älteste der Töchter, die sich wahrhaftig mit dem Stationsassistenten verlobt hatte, sagte ein wenig spöttisch, als Elli ihren Koffer packte:

Du hast natürlich im Sinn, diesen Erik zu fangen?

Wenn nicht ihn, so doch einen andern, erwiderte Fräulein Elli ruhig. Aber du kannst ganz sicher sein, daß ich mich nicht wegwerfe.

Elli! rief Thora und errötete bis unter ihr rotes Haar. Sie war schon siebenundzwanzig Jahre alt und hatte dem fidelen Karl Harald Freden, dem Elli sofort den Laufpaß gegeben hätte, nicht zu widerstehn vermocht.

Du kleines Gänschen, sagte Elli versöhnlich, dich habe ich ja gar nicht gemeint. Sie war so seelenfroh, endlich einmal in die Welt hinauszukommen, daß sie es nicht übers Herz brachte, die Schwester zu betrüben. Und dann prüften sie zusammen die Kleider und packten ein, während Mia und Aina von ihren Aufgaben wegliefen und ins Eßzimmer hereinguckten, und die Mutter zum letztenmal betrübt sagte, daß sie wohl wissen möchte, ob „Ada" nicht am Ende Elli doch ein wenig anspruchsvoll finden würde.

Liebe Mutter, sagte Elli, während sie mit ruhiger Sorgfalt ein schneeweißes wollnes Gewand zusammenlegte, von dem Mia „nicht begreifen konnte," daß es fast achtzig Kronen gekostet hatte, Tante Ada wird finden, daß ich wirklich nicht einfacher sein könnte.

Und diese Überzeugung gewann im Laufe des Vormittags immer mehr die Oberhand, als Elli, in Rücksicht auf die allgegenwärtige Stine etwas vorsichtig, ihre kleinen Entdeckungsreisen im Haus herum unternahm. Es war ein großes, ziemlich neues, recht behagliches und sehr modern eingerichtetes Backsteingebäude in

Digitized by Google

„englischem Stil," das nur ein paar Stationen von Stockholm entfernt lag. Es war natürlich schade, daß sie nicht in Stockholm selbst wohnen würde, wo sie ins Theater gehn und Musikunterricht hätte nehmen können. Auch war es wohl nicht leicht, hier draußen Geselligkeit zu pflegen. Gott mochte wissen, ob es mit Dagnys Brust nicht nur so ein Getue war, etwas, was die Ärzte nur sagten, weil sie die einzige Tochter und wohlhabend usw. war! Sie wußte ganz sicher, wenn ihr oder einer der Schwestern daheim noch so viel gefehlt hätte, so hätten sie doch ruhig da bleiben müssen, wo sie waren.

Auf ihren Streifzügen hin und zurück, die sie in ihrer Einsamkeit und Langeweile ab und zu unternahm, kam sie allmählich zu dem befriedigenden Resultat, daß Onkel Briants vierzehn Zimmer hatten, daß sie vier Dienstboten und Wagen und vier Pferde hielten, und daß die Weintrauben im Gewächshaus essigsauer waren.

Kommt der Herr nie vor dem Essen nach Hause? fragte sie einmal die Jungfer ganz kurz. Sie wußte wohl, daß sie eigentlich mit Dienstboten nicht umgehn konnte.

Sehr selten, antwortete diese höflich und ebenso kurz.

Elli hatte sich gerade an ihr Gabelfrühstück gesetzt, als sie plötzlich vor der Tür des Eßzimmers eine unbekannte, sanfte, aber etwas abwehrende Stimme hörte, die sagte:

Nein, gute Stine, das ist wirklich nicht nötig . . .

Elli sprang, die Serviette in der Hand, rasch von ihrem Stuhl auf, in demselben Augenblick, als die Tür sich öffnete.

Eine junge Dame trat ein; sie war schlank und groß, sah aber noch größer aus in dem schwarzen Reitkleid, das sie aufgenommen hatte und auf dem Arm trug, und mit einem runden Herrenhut auf dem Kopf. In der Hand hatte sie eine Reitgerte und ein paar Rosen.

Lassen Sie sich durch mich ja nicht stören, Fräulein Bertel, sagte die junge Dame, und sie nickte ihr lächelnd zu, während sie ungeniert an den Tisch trat. Hinter dem Fräulein erschien Jungfer Stine ungewöhnlich zuvorkommend und untertänig.

Möchten Sie nicht wenigstens eine Tasse Kaffee trinken, gnädiges Fräulein? sagte sie überredend.

Doch, bitte, das wäre gar nicht übel. Erik schrieb heute Morgen an meine Cousine, daß eine von uns doch herüber kommen soll und Ihnen Gesellschaft leisten, wandte sie sich dann höflich lächelnd an Elli. Und als Antwort auf deren etwas verlegnes, unwillkürlich erstauntes Aussehen fügte sie sofort hinzu: Aber Sie wissen natürlich gar nicht, wer ich bin. Wie gedankenlos von mir! Ich bin nämlich Ihre allernächste Nachbarin hier: Julie Sack.

Elli neigte den Kopf, und sie gaben einander die Hand.

Aber essen Sie doch, Fräulein Bertel, sonst bin ich ganz untröstlich, das werden Sie doch begreifen!

Damit setzte sich die Neuangekommne ganz wie zuhause an den Tisch, während sie, die Ellbogen auf dem Tischtuch, ihre langen Handschuhe abzog. Sie lehnte sich gegen die geschnitzte Stuhllehne zurück und zog die Handschuhe zwischen den Händen, sodaß sie sich elastisch verlängerten, und während der ganzen Zeit betrachtete sie Elli lächelnd und sehr freundlich.

Jungfer Stine brachte den Kaffee, und Elli ärgerte sich beinahe darüber, wie „kriechend" sie diesem „Mädel" gegenüber war.

Während die beiden ihren Kaffee tranken und sich dabei über die allergleichgiltigsten Dinge unterhielten, „studierte" Elli Fräulein Sack. Sie sah eigentlich nicht besonders hübsch aus, nein, gar nicht. Elli fragte sich — gegen ihren Willen —, ob wohl Erik . . . oder andre Herren es finden könnten. Die Hautfarbe war dunkel, aber gleichmäßig und rein und jedenfalls von der Sonne noch mehr gebräunt, als sie von Natur war; das Haar war dunkelbraun, modern an

Digitized by Google

der Stirn hoch hinauffrisiert, sodaß es sich in vollen Wellen um Stirn und Schläfen bauschte. Dies drückte das Gesicht ein wenig, das dadurch noch kleiner aussah, als es war. Die Augen waren hellblau, so blau, daß sie sich unter den dunkeln, dichten Wimpern fast farblos ausnahmen. Dann hatte sie eine feine Nase, eine kurze Oberlippe, der es nie recht gelang, die Zähne zu verbergen, und ein kleines, fast kindlich rundes Kinn, das, merkwürdig genug, von dem ganz ungewöhnlich hohen und steifen Halskragen nicht im geringsten beengt zu sein schien.

So viel ich weiß, bleiben Sie den Winter über bei Tante Briant, fuhr Fräulein Sack fort. Es war ihr eigentlich so, als ob es ihr nicht gelänge, die für sich einzunehmen, mit der sie sprach; sie machte es sich jedoch noch nicht so recht klar. Das kann sehr nett werden, Erik schreibt, daß Sie so ausgezeichnet singen.

Ach so? Das also auch; Elli fuhr zusammen. Sie fühlte sich unangenehm berührt, denn sie empfand es, sie wußte selbst nicht, warum, fast als eine Kränkung, daß er schon mit andern Leuten von ihrem Gesang gesprochen hatte. Nach der Art und Weise, wie sie gestern miteinander verkehrt hatten, kam es ihr vor, als müsse er ganz genau wissen, daß er dazu nicht berechtigt sei. Und außerdem raubte er auch ihrem angenehmen tête à tête die Hälfte seines Reizes.

Die Unterhaltung zog sich schleppend hin, auch nachdem sich die beiden jungen Mädchen nach dem Frühstück auf der schattigen Veranda niedergelassen hatten. Julie war unermüdlich liebenswürdig, gewann aber nicht an Terrain; sie begann sich ordentlich darüber zu wundern, warum Elli wohl so ungewöhnlich zurückhaltend sei, denn „landpomeranzig," das war sie keineswegs, und was die Jahre anbelangte, so mußte sie ungefähr in ihrem eignen Alter sein. Schließlich war es ihnen in dem Maße gelungen, einander anzuöden, daß sie als letztes Hilfsmittel die Albums im Wohnzimmer betrachteten.

... Dies hier ist Erik im Flügelkleidchen, und dies hier als neugebackner Student, das ist in Cadiz gemacht worden, und dies, im Tropenkostüm mit dem Korkhelm über die Stirn hereingezogen, ist von Kalkutta.

Nein, ist Erik wirklich in Kalkutta gewesen? fragte Elli.

Ja, in Indien und in China, wegen der Reismühle. Die letzten zehn Jahre hat er überhaupt meist im Auslande zugebracht. Erst im letzten Frühjahr ist er ganz zurückgekehrt.

Und dies hier ist die kleine Dagny. Ja, das kannte Elli, Mutter zu Haus hatte es auch. Sie könne eine ganz nette Kameradin werden, die kleine Dagny, denn sie sei begabt, lebhaft und klug wie die ganze Familie Briant, meinte Julie.

Sie hatte ihre beiden sonnverbrannten Hände mit den vielen Ringen an den Fingern auf das offne Album gelegt. Zum erstenmal sah Elli, daß sie auch einen Ehering trug. Wie sonderbar, daß sie das nicht gleich gesehen hatte!

Es fanden sich auch mehrere Bilder von Julie selbst vor; sie mußte von jeher sehr intim mit der Familie gestanden haben. Elli fragte, ob sie vielleicht von des Onkels Seite verwandt seien.

O nein, durchaus nicht. Wir sind nur alte Bekannte.

Plötzlich sahen die beiden jungen Mädchen durch die offne Glastür Erik am Eingang des Gartens. Elli stand rasch auf, Julie sehr langsam. Sie blieb an der Tür stehn, das dunkle Köpfchen an den Pfosten gelehnt und das unbequeme Kleid über dem Arm.

Ist es so spät? — Sie grüßte Erik nur mit einem Kopfnicken, ja sie reichte ihm nicht einmal die Hand. — Dann ist es wohl am besten, daß mein „Elan" sogleich vorgeführt wird.

Warum denn?

Elli vernahm einen unverkennbaren Ton der Enttäuschung aus seiner Stimme, und ... ja, sie konnte es vor sich selbst nicht verbergen, es demütigte sie gewissermaßen. Im ersten Augenblick hatte sie sich unwillkürlich eingebildet, daß er ihretwegen so früh gekommen sei.

Digitized by Google

Ich dachte, du würdest zu Mittag dableiben, Julie!

In diesem Kostüm? fragte sie, lächelnd ihr Reitkleid ausbreitend. Nein, lieber Erik ...

Übrigens bin ich ganz allein gekommen, denn Bibbi hatte keine Zeit, fuhr Julie etwas schnell fort.

Wer in aller Welt ist nun Bibbi? dachte Elli sogleich. Es ärgerte sie, daß die Gegend so reich an Damen zu sein schien. Sie wußte zwar nicht, warum, aber sie hatte sich gerade das Gegenteil gedacht.

Nein, das hätte ich mir fast denken können, erwiderte Erik zerstreut.

Und dann fürchte ich, Olga und Arwid könnten meinen, ich sei schon zu lange weg gewesen.

Elli konnte nicht umhin, zu bemerken, daß Julie errötete, als sie den Namen „Arwid" aussprach, und doch hatte sie es ganz ruhig gesagt. Aber sie errötete wirklich, langsam und tief bis zur Stirn über den niedergeschlagnen Augen.

Erik erwiderte nichts. Er wandte sich halb ab und legte seinen Hut auf den Verandatisch, während er langsam durch sein feuchtes Haar fuhr.

Das Pferd wurde vorgeführt, Julie setzte ihren Hut auf, der auch tadellos steif und modern war, gerade wie das Halseisen, das sie als Kragen trug. Sie knöpfte ihre Handschuhe zu und zog den Schleier vor. Im letzten Augenblick kam ihr ein Gedanke.

Aber Erik, du könntest ja dafür mit Fräulein Bertel zum Tee auf den Markbyhof kommen. Und der Onkel natürlich auch, wenn er Lust dazu hat. Ihr könntet ja über die See rudern, dann ist es gar nicht weit ...

Danke, sagte Erik vollständig ausdruckslos und ablehnend. Aber gleich nachher wandte er sich doch an Elli.

Aber Sie haben vielleicht Lust, Elli?

Das habe sie freilich, sie könne es nicht leugnen, meinte sie.

Dann ist es also ausgemacht, sagte Julie und reichte ihr die Hand.

Erik stand schon neben dem Pferd und wartete. Sie setzte den Fuß auf seine Hand und schwang sich leicht in den Sattel. Elli sah, daß er gewohnt sein mußte, ihr zu helfen. Hierauf neigte sie noch einmal freundlich den Kopf und wandte das Pferd.

Erik blieb barhäuptig mitten in der Sonne unten an der Veranda stehn und schaute ihr nach. Elli aber trat langsam näher und stellte sich neben ihn. Da wandte er sich um und lächelte ihr gewohnheitsmäßig zerstreut zu.

Sie ist sehr schick, begann Elli mit übertriebner Wärme und fuhr dann sogleich ungekünstelt neugierig fort: Mit wem ist sie denn verlobt?

Mit einem Hauptmann von Hall, erwiderte er kurz, vom Södermannländischen Regiment. Und als ob ihm selbst der Tonfall seiner Stimme aufgefallen wäre, fügte er rasch hinzu: Ein ganz ausgezeichneter Mensch, dessen Bekanntschaft Sie also heute Abend machen werden.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der 1. Oktober war ein an Jubiläen reicher Tag, Jubiläen von Institutionen, nicht von Menschen. Die Reichsjustizgesetze und das Reichsgericht, die an diesem Tage seit fünfundzwanzig Jahren in Kraft waren, haben in der Presse manch freundliches Gedenken gefunden, nicht so die Landesverfassung von Elsaß-Lothringen, die ebenfalls ein Vierteljahrhundert in Kraft steht. Am

Digitized by Google

1. Oktober 1879 empfing Kaiser Wilhelm der Erste in Baden-Baden den neuernannten Statthalter der Reichslande, Feldmarschall von Manteuffel, und das neugebildete Ministerium zur Meldung des Amtsantritts. Der Kaiser ermahnte sie bei dieser Gelegenheit zur Geduld und Nachsicht, sie möchten nicht vergessen, daß die Rheinlande fünfzig Jahre gebraucht hätten, preußisch zu werden. Der Monarch hätte hinzufügen können, daß auch die fünfzig Jahre für diesen Prozeß noch nicht ausgereicht haben würden, wenn ihn nicht die Schlacht von Königgrätz und das dort gemeinsam vergossene Blut beschleunigt und beendet hätte. Der Verfasser dieser Zeilen erwiderte am Morgen nach der Schlacht, am 4. Juli 1866, einem Kölner Waffengefährten auf dessen Erstaunen beim Anblick der ersten Toten des achten Armeekorps: „Von heute ab haben wir die Rheinlande.“ Und so war es. Ein Jahr zuvor hatten die rheinischen Notabeln bei Überreichung der „Dreißig-Millionen-Adresse,“ so genannt, weil die Unterschriften dreißig Millionen Taler repräsentierten, es noch wagen können, dem Ministerpräsidenten mit dem „Abfall“ der unzufriednen Rheinlande zu drohen. „Wohin wollen Sie denn fallen?“ hatte Bismarck ihnen gleichmütig erwidert. Vergegenwärtigt man sich, daß z. B. in Aachen noch in den sechziger Jahren beim Aufziehn der Wache der Ruf erklang: „Die Preiße komme,“ während im Elsaß eine unverkennbare Sympathie und Befreundung mit unserm Heerwesen im Wachsen ist, so springt der Unterschied, der im Werdeprozeß gegenüber der rheinischen Entwicklung von 1815 bis 1866 besteht, in die Augen. In welchem Verhältnis standen die Rheinlande im Jahre 1848 zur preußischen Monarchie, und in welchem Verhältnis stehn Elsaß und Lothringen heute zu Deutschland! Lasse man sich nicht dadurch täuschen, daß die obern Schichten in den elsässischen Städten in den Gasthöfen, auf den Eisenbahnen und auch in der Familie noch mit Vorliebe „französisch parlieren,“ oder daß ihre ältesten Mitglieder noch an Rock und Überzieher das Bändchen der Ehrenlegion tragen — das alles sind Symptome einer absterbenden Zeit.

Jüngst wurden zwei Vogesenfahrer „aus dem Deutschland“ (die Wendung: „er reist ins Deutschland“ kann man noch oft hören) einer solchen französisch parlierenden Tischgesellschaft in Hohwald beigesellt. Am Abend waren diese Elsässer hochbegeisterte Zuhörer Wagnerscher Musik mit deutschen Texten, am andern Morgen betraten Männlein und Weiblein der Reihe nach mit dem höflichsten dialektfreien „Guten Morgen“ den Frühstückssaal, und man verkehrte mit den beiden Zugewanderten aufs freundlichste in gutem Deutsch. Andre kleine Züge: ein siebzehnjähriger Bauerbursch, Sohn wohlhabender Eltern aus der Schirmecker Gegend, diente uns als Führer. Er erzählte mit großer Freude, daß er einen Bernhardiner „vom Regiment in Mutzig“ habe, ferner mit Stolz, daß sein älterer Bruder Koch auf dem Kreuzer „Ariadne“ sei, und daß er dieselbe Laufbahn einschlagen wolle. Überhaupt ist der Dienst auf der Marine im Elsaß populär, es sind über 240 Elsässer auf der Flotte, zumeist freiwillig eingetreten. Im Walde am Donon klagte ein junger Holzhauer, der durch die Volksschule des französischen Sprachgebiets gegangen war, daß man auf der Schule zu wenig Deutsch lerne (!), und daß die jungen Leute es infolgedessen anfangs schwer hätten, „wenn sie zum Regiment kämen.“ Für die Volksschule ist das freilich nach dreiunddreißigjähriger Wirksamkeit nicht sehr schmeichelhaft, dieses schlichte Wort enthält doch einen deutlichen Fingerzeig, wo und wie die bessernde Hand anzulegen ist; man könnte sich fast wundern, daß die Militärverwaltung so ruhig zusieht. Es ist klar, daß das System falsch ist, und daß die Volksschule im französischen Sprachgebiet nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe steht. Daß die jungen Leute in den Grenzdistrikten beider Sprachen mächtig seien, soll durchaus nicht getadelt werden, aber es müssen eben beide Sprachen sein. Dann können wir französisch sprechende Soldaten im Westen so gut brauchen wie russisch und polnisch sprechende im Osten. Hatten doch die polnisch sprechenden im Feldzuge von 1866 den großen Vorzug der schnellen Verständigung mit den Tschechen und mehr noch mit ihren Frauen und Töchtern. Das ist auch

Digitized by Google

eine Erleichterung des Kriegführens und hat unter Umständen für Freund und Feind seine angenehmen Seiten. Über die im Lande stehenden Truppen sowie über das Gardekorps waren jene jungen Burschen auffallend gut orientiert, sie wußten über das erste Garderegiment in Potsdam und über das Regiment Gardes du Corps aus dem Munde älterer Kameraden, die dort gedient hatten, genau Bescheid. So übt unser deutsches Heerwesen im Lande zwischen Rhein und Vogesen sowie auch in Lothringen seine werbende Kraft, die Einheit des bürgerlichen Rechts wird daneben viel von dem heute noch Fehlenden bewirken.

Der Umstand, daß die Rheinprovinzen ein von den alten Stammlanden der preußischen Monarchie so wesentlich abweichendes Recht hatten, das sie immer wieder nach Paris und Frankreich wies, hat zur Erschwerung der Verschmelzung außerordentlich beigetragen. Sodann war die werbende Kraft des Waffendienstes damals, während eines halbhundertjährigen Friedens und in den Formen jener Zeit, viel geringer, als sie es heute ist. Aber ein Eindruck ist es vor allem, der sogar auf einer nur kurzen Wanderung dem aufmerksamen Beobachter entgegentritt: man beginnt im Elsaß die Franzosen, zumal die das Land auf dem Automobil durchrasenden, als Fremde anzusehen. Damit ist schon unendlich viel gewonnen, vielleicht ist dies doch ein Segen, der aus der Saat der Paßverordnung entsprossen ist — ein später Kranz auf dem Grabe dieser viel kritisierten, zur gegebnen Zeit aber eben so notwendigen wie nützlichen Maßnahme. Auch in den untern Schichten stößt man, auch in ausgesprochen deutschen Dörfern, auf ältere Leute, die einer deutschen Frage ein mürrisches comprends pas entgegensetzen; zum Teil frühere französische Einwanderung oder solche, die aus Trotz nach 1870 nicht deutsch lernen oder das Deutsche nicht anwenden wollten. Dergleichen ist unzertrennlich von einem Übergangsstadium. Ebenso ist es selbstverständlich, daß Ärzte, Anwälte, Apotheker, Kaufleute usw. sich mehr oder minder einer Zweisprachigkeit befleißigen. Es wäre deshalb nicht richtig, gerade dies zum charakteristischen Kennzeichen der politischen Situation des Landes zu machen. Wenn zum Beispiel die Gendarmen eines bestimmten Distrikts erklären, die Bevölkerung sei so vortrefflich, daß im Laufe eines Jahres kaum eine Verhaftung vorkäme, so würde ein solcher Zustand sogar die Tatsache aufwiegen, daß diese ganze so gesittete Bevölkerung französisch spräche. Fühlbar rauscht durch die breite Masse der Bevölkerung ein starker und mächtiger Strom deutschen Lebens, und nur Deutschland würde die Schuld tragen, wenn er auf die Dauer nicht befruchtend wirken sollte.

Die politische Bewegung, die sich zurzeit weniger in der Bevölkerung als bei einer Anzahl von Leuten vollzieht, die als Parteiführer glänzen möchten und dazu zugkräftiger Programme bedürfen, ist als ein Vorgang zu bewerten, der an sich ohne größere Bedeutung und Tragweite ist, aber doch dadurch bemerkenswert, daß er sich auf der Grundlage der Verfassung und der Zugehörigkeit zu Deutschland vollzieht. Die Petita sind sehr verschieden. Es gibt Schwärmer für eine Erbstatthalterschaft, andre verlangen direkte Wahlen für die Volksvertretung, gelehrte Theoretiker die Anerkennung Elsaß-Lothringens als eines selbständigen Reichsgliedes mit eigner Vertretung im Bundesrat usw. Selbstverständlich gilt diesen Forderungen gegenüber als oberster Grundsatz: das Reich kann und wird nichts konzedieren, was auf die Errichtung eines neuen Kleinstaates an seiner Westgrenze hinausläuft. Elsaß-Lothringen ist und bleibt provincia imperii. Es ist im Friedensvertrag „an Se. Majestät den deutschen Kaiser" abgetreten. Dieser Kaiser kann nach der Verfassung einen Statthalter ernennen, absolut notwendig ist das nicht, aber ein „Erbstatthalter" kann und wird das niemals sein. Auch die viel plausiblere Idee der deutschen Dauphiné, d. h. Elsaß-Lothringen zur Statthalterschaft des jedesmaligen Reichskronprinzen zu machen, hat Bismarck fallen lassen müssen, weil der jedesmalige Kronprinz, falls ein solcher vorhanden ist, für diese Aufgabe nicht immer und im besten Falle nur vorübergehend verfügbar gewesen sein würde. Jedenfalls verdient es den Vorzug, daß sich der Kaiser aus bewährten und vertrauenswerten

Digitized by Google

Männern einen Statthalter aussucht, was nicht ausschließt, daß auch einmal ein Prinz des königlichen Hauses von Preußen, sobald er das nötige Lebensalter und einen angemessenen Rang erreicht hat, Statthalter wird. Der Kaiser vermöchte einen solchen ebenso aus jedem deutschen Fürstenhause zu wählen, aber ein „Erbstatthalter" wäre der größte Fehler, der gemacht werden könnte. Das wäre eine erbliche Entäußerung der kaiserlichen Macht und griffe tief in die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, der für diese Ernennung jedesmal verantwortlich bliebe. Damit fällt auch die Idee des selbständigen Reichsgliedes und der eignen Vertretung im Bundesrat. Elsaß-Lothringen gehört dem Reiche, und das Reich hat gar kein Interesse, sich dieses gemeinsamen Eigentums zu entäußern. Die Elsaß-Lothringer genießen alle Rechte der deutschen Reichsverfassung wie alle andern Deutschen, und bei den Rundfragen des Reichskanzlers an die deutschen Regierungen wird in allen Fällen, bei denen es von Wert und Nutzen sein kann, auch der Statthalter von Elsaß-Lothringen um seine Ansicht gefragt. Einen Vertreter in den Bundesrat von diplomatischem Charakter aber kann er aus dem Grunde nicht entsenden, weil damit der Kaiser, dessen Vertreter im Lande der Statthalter ist, einen Bevollmächtigten bei sich selbst beglaubigen und diesem seinem Beamten, wie es in der Reichsverfassung heißt, „den erforderlichen diplomatischen Schutz gewähren müßte."

Zudem hat der Kaiser als solcher kein Ernennungsrecht für den Bundesrat, folglich auch sein Statthalter nicht. Den einzelnen deutschen Staaten ist ihre Stimmenzahl genau zugemessen; sollte Elsaß-Lothringen seiner Bevölkerungszahl entsprechend drei Stimmen erhalten, so müßte Preußen sie hergeben, was es nie tun kann und nie tun wird. Drei neue Stimmen aber würden eine weitere Verstärkung des kaiserlichen, d. h. des preußischen Einflusses im Bundesrat bedeuten, dafür werden wiederum die andern nicht zu haben sein.

Hierzu kommt, daß Elsaß-Lothringen wohl eine Verwaltungseinheit, aber doch keine Nationalität darstellt, wie zum Beispiel Württemberg oder Baden, Bayern oder Sachsen. Elsässer und Lothringer hat es immer gegeben und gibt es noch heute, „Elsaß-Lothringer" aber hat es nie gegeben, und sie werden auch in Zukunft nicht künstlich zu züchten sein. Bezeichnend ist, daß bei der Benennung der Regimenter des fünfzehnten und des sechzehnten Armeekorps vor wenig Jahren wohl elsässische und lothringische, unter- und oberelsässische Regimenter geschaffen wurden, jedoch nicht ein einziger „elsaß-lothringischer" Truppenteil. Die Armee aber geht immer auf das Natürliche. Sehr hübsch hat man dabei die Bezeichnung „Metzer Infanterieregiment Nr. 98" gewählt, weshalb aber kein „Straßburger" Regiment geschaffen worden ist, ist nicht recht klar. Die souveränen Hansestädte sollen hier nicht zum Vergleich herangezogen werden, aber neben einem Artillerieregiment „Frankfurt" und einem „Metzer" Infanterieregiment sollte auch ein „Straßburger" nicht fehlen.

Im nächsten Winter werden die elsaß-lothringischen Parteiprogramme in Zeitungen und Versammlungen wieder breitgetreten werden, deshalb seien diese Reisebetrachtungen eines Vogesenwandrers hier als Leitfaden eingeschaltet. Die „Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den übrigen (!) Bundesstaaten" ist ein Manteuffelsches Schlagwort ohne innere Berechtigung, dessen eigentlicher Kern der Wunsch des Feldmarschalls war, vom Reichskanzler möglichst unabhängig zu sein und als Halbsouverän eigne Vertreter in den Bundesrat zu senden. Sein Freund Ranke hat ihm schwerlich gesagt, daß dies irgendwie ausführbar sei. Zu den Selbständigkeitsmerkmalen würde auch die Ausschaltung von Bundesrat und Reichstag aus der Landesgesetzgebung gehören. Der Bundesrat könnte vielleicht durch einen anders organisierten Staatsrat und eine Erste Kammer ersetzt werden, aber gerade seine Mitwirkung an der Landesgesetzgebung drückt den Charakter der provincia imperii, des Allgemeinbesitzes, am deutlichsten aus, und die deutschen Regierungen werden darauf schwerlich verzichten. Auf die Möglichkeit aber, an den Reichstag als

Digitized by Google

ultima ratio der Gesetzgebung rekurrieren zu können, hat gerade Manteuffel am wenigsten verzichten wollen und auch tatsächlich nicht verzichtet. In Summa: es bleibt beim alten. Verfassungen sind doch nicht dazu da, aller fünfundzwanzig Jahre geändert zu werden, am wenigsten, wenn sie sich wie die von Elsaß-Lothringen so gut bewährt haben. *s*

Zu den Konfessionskämpfen in Deutschland. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Wo sich aber eine Schwalbe nach der andern einstellt, da kann der Sommer nicht mehr allzu fern sein. Mehr und mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß es so wie bisher nicht weiter gehn darf. Das deutsche Volk hat nun genug gelitten unter den häßlichen konfessionellen Fehden und will Ruhe haben. Jahrelang sind die Geister aufeinander geplatzt, ohne daß der geringste Erfolg auf einer der beiden Seiten zu verzeichnen gewesen wäre. Endlich beginnt man einzusehen, daß der nutzlose Kampf am besten eingestellt wird; und zwar sind es vorzugsweise Mitglieder der Parlamente, Vertreter beider Konfessionen, die zum Frieden mahnen: im Herrenhaus Manteuffel und Dr. Graf Zieten-Schwerin, der Präsident der Generalsynode, im preußischen Abgeordnetenhaus Graf Douglas und Graf Hoensbroech, im bayrischen Reichsrat Auer, Soden und Würzburg, die ihre ganze Kraft eingesetzt haben, friedlichere Zustände im Lande herbeizuführen. Graf Hoensbroech, der Bruder des bekannten Exjesuiten, ist es besonders, der einen Punkt hervorhebt, nämlich den Austrag der verschiednen Glaubensmeinungen den wissenschaftlichen Kreisen zu überlassen und diese Dinge nicht immer in die Volksversammlungen hineinzuwerfen. Er sagt: „Ich betrachte es für durchaus unerwünscht, wenn die Stärkung der einen Konfession im Kampf gegen die andre Konfession erfolgen soll; denn das muß unbedingt zur Schwächung der eignen Konfession führen. Die Gewinnung zur eignen Anschauung kann bloß dadurch erfolgen, daß man selbst die eigne Überzeugung hochhält und von dem Gegner verlangt, daß die eigne Überzeugung geachtet und geehrt werde. Der Kampf gegen die Anschauungen und Wahrheiten des Christentums ist so alt wie die Geschichte des Christentums. Während der Kampf früher vielfach mit dem Schwert geführt wurde, ist die Forschung und die Wissenschaft heutigentags in eine so günstige und vornehme Lage versetzt worden, daß es wohl an der Zeit wäre, den Austrag dieser Meinungsverschiedenheiten lediglich der Wissenschaft zu überlassen. Aber auch auf dem Gebiet der Wissenschaft muß dieser Austrag der Meinungen geführt werden in der vollen Achtung vor der Überzeugung des Gegners und mit der peinlichsten Rücksichtnahme auf die religiösen Gefühle des andern. Wir sehen es ja leider, daß dieser Grundgedanke vielfach in heutiger Zeit nicht zur Geltung kommt, sondern daß vielfach eine gewisse Sucht religiöser Verhetzung in manchen Kreisen unsers Volks besteht.“ Man sollte meinen, daß solche Äußerungen den Beifall der ruhig darüber Nachdenkenden finden müßten; denn zweifellos ist hier auf einen Schaden hingewiesen worden, der schon sehr viel Unheil angerichtet hat. Statt dessen weiß die „Kirchliche Korrespondenz“ nichts lieberes, als alle Versuche zum Frieden in der hochmütigsten Weise zurückzuweisen. So wenn sie dem Grafen Douglas, der auch zum Frieden gemahnt hat, jegliche Fähigkeit abspricht, Friedensvorschläge zu machen. Auf diese Weise wird keine Besserung erreicht, und es hat wahrhaftig manchmal den Anschein, als ob man den Kampf gegen Rom nicht aus Gewissensüberzeugung, sondern als Sportsache betreibe. Es ist ein gewaltiger Irrtum, zu glauben, der Protestantismus erfahre eine Stärkung und Vertiefung, wenn nur flott auf Rom losgeschlagen würde. Niemand wird es dem Protestantismus verdenken, wenn er sich seiner Haut wehrt. Aber etwas andres ist es, im Lager der Gegner in aufdringlicher Weise ungerufen evangelisieren zu wollen.

Wir haben uns oft gefragt, woher die Schärfe in den konfessionellen Kämpfen Deutschlands rührt, die ähnlich in keinem Kulturstaat zu finden ist. Warum weiß man in Holland, in England, in Amerika nichts davon? Hier sind ja auch genau

Digitized by Google

dieselben Gegensätze vorhanden. Warum ist dort Ruhe? Der Gründe gibts wohl mancherlei. Zuerst steckt doch wohl den Evangelischen in Deutschland die Vergangenheit noch etwas in den Gliedern. Die Greuel und die Verwüstungen des Religionskriegs im siebzehnten Jahrhundert, Hugenottenverfolgungen, Salzburger Emigranten, die Zillertaler Ereignisse — das alles liegt zwar nun lange Zeit hinter uns zurück; aber ein gewisser Niederschlag im protestantischen Volk ist geblieben, und furchtsame Gemüter schauen ängstlich aus, ob sich nicht Vorzeichen ähnlicher Drangsalzeiten in der Gegenwart finden. Ein andrer Grund für die konfessionelle Erregung und Nervosität liegt in dem Bestreben, in beiden Lagern jedes Wort, jede Tat, die sich ein einzelner exaltierter und exzentrischer Gegner zuschulden kommen läßt, genau zu notieren, sodann zu verallgemeinern und zuletzt mit den entsprechenden Randglossen in einem Dutzend von Zeitungen zu veröffentlichen. Und dann wundert man sich, wenn keine Ruhe im Lande einkehren will, oder man trieft von Friedensvorschlägen, die doch gar keinen Wert haben.

Die konfessionelle Zerfahrenheit liegt aber endlich auch in einer gewissen deutschen Pedanterie und Schulmeisterei. Da man allein das Richtige zu haben glaubt, will man keinen Anlaß vorübergehn lassen, es dem andern zu oktroyieren, ob er nun mag oder nicht. Auch hier kann natürlich von Toleranz keine Rede sein.

Wie es anders, besser werden soll? Man hat von der Gründung einer Friedensliga gesprochen. Jedoch die natürlichsten Vertreter einer solchen, die Geistlichen, sind dafür gar nicht eingenommen. Die katholischen Geistlichen können vereinzelt ohne bischöfliche Genehmigung nicht vorgehn, und die protestantischen haben dazu keine Lust. Die nichtgeistlichen Kreise aber sind infolge ihrer politischen Anschauungen ohne Sympathie für solche Ideale.

Ein andrer Vorschlag ist von dem Domherrn zu Breslau, Dr. Saltmann, ausgegangen. Dieser hat das alte Döllingersche Rezept wieder hervorgeholt: „Wiedervereinigung der getrennten Christen, zunächst in deutschen Landen.“ Es liest sich ganz schön, wenn plädiert wird für eine Vereinigung auf den Grundlagen der lutherischen Bekenntnisschriften sowie der Tridentiner Konzilbeschlüsse. Aber nur ein Idealist kann an eine Übertragung dieses Vorschlags in die Praxis denken. Auch wir selber kämen in Verlegenheit, wenn wir ein Mittel zur Beilegung der Kämpfe angeben sollten. Wir kennen nur das eine, daß jeder an seinem Teil alles und jedes unterläßt, was den Frieden stören könnte, und alles begünstigt, was den Frieden fördert.

Ein viertel Jahrtausend ist vergangen, seitdem Protestantismus und Katholizismus auf Tod und Leben miteinander gerungen haben. Das Ende war, daß keiner den andern überwunden hatte. Aber die eine Lehre nahmen sich beide Teile aus dem Krieg, im öffentlichen Leben die Diskussionen über religiöse Fragen ganz zu unterlassen. Der Krebsschaden der Gegenwart liegt darin, daß man dies alles vergessen hat, und daß man gescheiter sein will als die Väter. Das hat sich bitter gerächt. Es wäre sehr verfehlt, wenn auch die deutsche evangelische Reichssynode, vorausgesetzt, daß sie zustande kommt, zu ihrer Propaganda den Kampf gegen Rom heranziehn würde. Es ist jetzt genug gestritten worden. Was wir brauchen, das ist eine Neubelebung und Vertiefung religiöser Gesinnung im eignen Lager. Dazu ist der Kampf mit Rom nicht nötig. Man lasse diesen endlich einmal aus dem Spiel. Zur Erneuerung persönlichen christlichen Lebens trägt er doch wahrhaftig nicht das mindeste bei.

Mit Recht sagt Professor Fester in seinem Aufsatz über „Religionskrieg und Geschichtswissenschaft“: Wohin kommen wir, wenn der Deutsche sich gewöhnt, seine Verwandten, Nachbarn, Freunde und Bekannte, ehe er den Verkehr mit ihnen fortsetzt, über ihr Glaubensbekenntnis zu examinieren! Ist es nicht genug, daß eine Generation mit der andern um ihre Weltanschauung ringt, sollen alle menschlichen Beziehungen durch eine schraubenartige gegenseitige Gewissenserforschung, durch den Kampf aller gegen alle vergiftet werden? Wir haben in diesen Tagen in Herder

Digitized by Google

und Kant die Humanität gefeiert. Sollte es wirklich eine Abschiedsfeier gewesen sein? Ich kann und will es noch nicht glauben, und ich habe das feste Vertrauen, daß die katholischen Wahrheitssucher die protestantischen Wahrheitssucher in dem Bestreben, unsre Kultur vor neuer Verwüstung zu bewahren, unterstützen werden. Eine ganz unnötige Verschärfung der Gegensätze ist bei gutem Willen auf beiden Seiten zu vermeiden. Nicht Denifle, nicht der Evangelische Bund, weder der Jesuitismus noch Graf Hoensbroech hat angefangen. Zwei Prinzipien ringen seit dem Beginn der neuern Zeiten miteinander um die Herrschaft. So lange sich nicht das eine für überwunden erklärt — und wann wäre das abzusehen? —, wird es an Reibungen und Konflikten nicht fehlen. Die Aufgabe der Zukunft besteht weit weniger in der Ausgestaltung des modus vivendi zwischen der Kurie und der Reichsregierung, als in der Gewöhnung der katholischen und der protestantischen Reichsangehörigen an eine in beiden Lagern vielfach nur dem Namen nach bekannte Parität und Duldung.

Damit stimmt ganz überein, was Reichskanzler Graf Bülow am 15. März im preußischen Abgeordnetenhaus gesagt hat: Nicht die Regierung braucht so sehr den Frieden, sondern das deutsche Volk. Das deutsche Volk soll mit kleinlichen, gehässigen und elenden konfessionellen Zänkereien verschont bleiben von beiden Seiten.

Erst dann, wenn man auf seiten der Protestanten nichts mehr daran auszusetzen findet, daß der deutsche Kaiser das Huldigungstelegramm des Regensburger Katholikentags höflich erwidert, erst dann, wenn im katholischen Lager der weite, milde, tiefe Geist eines Esser, der sich auf demselben Kongreß gar schön über das Königtum Christi verbreitet hat, um sich greift, wird man in der Lage sein, die gemeinsamen Berührungs- und Fühlungspunkte herauszufinden. Dann wird auch die Stunde schlagen, wo die Streitaxt begraben wird. Vielleicht ist diese Zeit näher, als wir glauben.

Hans und die soziale Frage. Ein alter Nervenarzt hat in der Kölnischen Zeitung gelehrt, wie man sich den Nerven- und Muskelmechanismus, mit dem der kluge Hans seine Empfindungen und Gedanken äußert, zu denken habe, und hat mir seine Abhandlung übersandt. Ich habe ihm mein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er auf den Schwindel hineingefallen sei, und er hat natürlich dieses Bedauern mit Entrüstung abgelehnt. Jetzt bin ich der Blamierte. Die Prüfungskommission hat gesprochen und den Hans für einen zur Versetzung reifen Quintaner erklärt. Zwar nicht mit diesen Worten; aber sie hat das Urteil des Herrn von Osten bestätigt, und dieser hat, wenn ich mich recht erinnere, versichert, daß die Verstandesentwicklung seines Hans der eines zwölfjährigen Knaben entspreche. Damit eröffnet sich uns die erfreuliche Aussicht auf eine neue soziale Frage. Die Parteien streiten darüber, in welchem Maße intellektuelle Bildung verbreitet werden solle. Rechts glaubt man, es tue nicht gut, wenn die Dienstboten und die Lohnarbeiter ihren Verstand zu stark entwickelten und zu viel lernten. Links behauptet man, jeder Mensch habe einen Rechtsanspruch auf so viel Wissen, als sein Kopf zu fassen vermöge, d. h. auf Universalgelehrsamkeit, da man auf dieser Seite auch glaubt, alle Menschen seien gleich begabt, jeder sei zu allem fähig; und die Linke wird wohl mit der Zeit siegen. Nun ist ein Hengst, der den Verstand eines zwölfjährigen Knaben hat, zweifellos seinem innern Wesen nach ein Mensch, so gut wie der Bär, der sich bei Schneeweiß und Rosenrot wärmen kam, seinem innersten Wesen nach kein Bär war, sondern ein verwunschner Prinz. Der menschlichen Gesellschaft liegt also fortan die Pflicht ob, nicht bloß Hansens, sondern aller Pferde geistige Fähigkeiten zu entwickeln, denn wenn Hans Fähigkeiten hätte, die kein andres Pferd hat, so wäre das ja ein Wunder, und Wunder gibt es nicht. Die Pferde — später ohne Zweifel auch die Hunde und die Affen — treten also in die Reihe der Persönlichkeiten, der Rechtssubjekte ein, und ehe man sie einspannt oder zureitet, wird man einen Arbeitvertrag mit ihnen schließen müssen. Es kann

Digitized by Google

dann nicht ausbleiben, daß sie sich miteinander verständigen, Gewerkvereine gründen und durch Arbeiteinstellung bessere Arbeitbedingungen zu erzwingen versuchen. Dabei werden sie denn auch entdecken, in welchem Grade ihre Körperkraft der menschlichen überlegen ist, und eine von hundert Hengsten taktisch gut durchgeführte Attacke auf Kutscher und Polizisten wird nicht wenig Schädel kosten. Schließlich werden sie ja unterliegen, da sie die Mordmaschinen der Menschen weder herstellen noch handhaben können, solange sie sich nicht zu aufrecht gehenden Zweihändern umzüchten, was doch viele tausend Jahre erfordern würde. Aber ihre Niederlage wird in einen Ausrottungsprozeß auslaufen, da die Menschen so gefährliche Wesen, wie mit Menschenverstand begabte und gemeinsam handelnde Pferde sein würden, nicht leben lassen könnten. Wie schön bewährt sich also wiederum die unbewußt gewordne Zweckmäßigkeit des Weltlaufs, die gerade jetzt durch Erfindung des Kraftwagens für den Kleinverkehr gesorgt hat, nachdem den Personen- und Güterverkehr im großen schon längst die Eisenbahn übernommen hatte. J.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 41

Ausgegeben am 13. Oktober 1904

Inhalt:

	Seite
Zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten Von Jul. Hofmann	59
Zur lippischen Erbfolge. Von Graf v. St.	64
Vom Strafmaß. (Schluß)	75
Bartholomäus Saftrow. Von F. Kuntze in Weimar	84
Glücksinseln und Träume. 2. Knabenjahre. Von Friedrich Ratzel	94
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling 3—4	104
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Reichsspiegel	115

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Unsere Cigarren

D. R. P. No. 98552.
sind die einzigen, welche
ohne Chemikalien
nicotinunschädlich
gemacht werden.
Aerztlich überall empfohlen!
Man verlange Preisliste.
C.W. Schliebs & Co. Breslau IX.

Seidenhaus Freund & Kuttner
Breslau I, Schweidnitzerstrasse 9, Eckhaus Carlstrasse.
Spezialität: Seidenwaren & Wollstoffe.
Nur erstklassige Fabrikate. • Steter Eingang vornehmer Neuheiten.
Muster umgehend franko. Telephon 9958.

Echt Stonsdorfer Bitter
Auf allen grösseren Ausstellungen mit goldenen Medaillen ausgezeichnet.
Alle von anderer Seite unter gleichem oder ähnlichem Namen in den Handel gebrachten Fabrikate sind nur ganz minderwertige Nachahmungen, mit denen das kaufende Publikum arg getäuscht wird.
Der ECHTE Stonsdorfer ist der BESTE aller Bitterliköre. Verlangen Sie daher nur
echt Stonsdorfer Bitter von W. Koerner & Co.
Unser Rezept beruht auf einem streng gewahrten Familiengeheimnis.
W. KOERNER & Co., Cunnersdorf, früher in Stonsdorf (Kr. Hirschberg i. Schles.)
Alleinige Fabrik des echt Stonsdorfer Bitter laut Reichsgerichts-Entscheidung vom 6. Oktober 1899 u. 20. November 1903.

Das Bürgerliche Recht
des Deutschen Reiches nach Grundsätzen von
Poehlmann's Gedächtnislehre
gemeinverständlich erläutert von Dr. jur. Karl Otto. Der Text dieses Handbuches ist in vier verschiedenen Farben gedruckt (ein ganz neues Verfahren), wodurch es an Uebersichtlichkeit alles bisher dagewesene bei weitem übertrifft. Ein Blick genügt, um zu sehen, worum die ganze Seite handelt, daher beim Nachschlagen große Ersparnis an Zeit und Sehkraft. Das Handbuch ist so gehalten, daß es Richtern und Rechtsanwälten als Nachschlagebuch, Studierend als Repetitorium dient, daß es aber auch dem Laien ohne juristische Vorkenntnisse verständlich ist, wodurch er al die nötige Kenntnis des Gesetzes für den allgemeinen Verkehr selbst aneignen kann. Das Handbuch erscheint 5 Lieferungen von je 5—8 Bogen (alle drei Monate eine Lieferung). Erste Lieferung (Preis 2 Mark 50) soeben r schienen. Falls Sie erst Prospekt mit Probeseite wünschen, verlangen Sie ausdrücklich Prospekt über Handbu des Bürgerlichen Rechts, um Verwechslung mit Prospekt von Poehlmann's Gedächtnislehre zu vermeiden. Preis

Zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten

Die Kampagne, der Wahlfeldzug hat begonnen. Berge von Kampagneliteratur werden über das Land geschüttet, die Redner schwärmen aus, Geldsummen werden aufgebracht. Hüben und drüben lauert der Feind. Ängstlich sehen die Freunde der gegenwärtigen Regierung nach dem Weißen Hause in Washington, ob die „Macht auf dem Throne“ sie nicht überrasche durch eine ihrer gewagten Taten, die auch die gewandteste republikanische Kasuistik schließlich nicht mehr verteidigen könnte. Gespannt sind Auge und Ohr der Gegner auf Worte und Werke der Machthaber gerichtet. Wehe ihnen, wenn sie sich regen! Seis nach rechts, seis nach links, es wird ihnen zum Schaden ausgelegt.

Welcher sonderbare Zustand! Eine Olympiade lang dauert die Vorbereitung auf den Wettkampf. Die Rücksicht auf ihn wirkt bestimmend auf alle Maßnahmen der Regierung. Gegen das Ende der Olympiade aber steigert sich der Eifer, bis im November des vierten Jahres dann der Wettlauf losgeht. Zuschauer ist die Nation, ist die Welt. Ein aller vier Jahre wiederkehrender Bürgerkrieg wird entfesselt. Unblutig, fordert er doch viele Opfer. Es fallen der Köpfe genug. Ja es scheint, als ob der Krieg der Waffen weniger die gemeinen und eher die edeln Triebe der Menschen wecke, als dieser Krieg der beiden großen Parteien um die Präsidentschaft. Es ist ähnlich wie im Konkurrenzkampf des täglichen Geschäfts. Niemand wird sagen können, wo die größere Grausamkeit zu finden ist, und wo die tiefern Wunden geschlagen werden, ob im Geschäftsleben oder im Kriege. Und gar erst dieser politische Kampf! Zunächst gilt er nicht den Leibern, sondern er greift an, was wir mit dem Sammelnamen Seele nennen, die feinsten eigensten Werte der Person, ihren Ruf, ihr Gewissen, ihre Ehre, ihre Überzeugungen, ihr Lebenswerk. Er scheut nicht das Briefgeheimnis, nicht das Heiligtum des Hauses und der Ehe. Er benutzt den Jüngling gegen den Mann. Was jener in der Glut der Begeisterung geschrieben hat, scharfe, allgemeine und darum halbwahre Urteile — das wird nun gegen den reifen Mann hervorgezogen. So im Falle des jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten und Kandidaten der republikanischen Partei. Der Amerikaner kennt keine Entwicklung, und die Partei erkennt sie erst recht

Digitized by Google

nicht an. Daß des Menschen Leben durch Widersprüche geht, daß er „irrt, solang er strebt," ist ihm nicht aufgegangen. Ähnliches beobachtet ja auch der Deutsche im „Kampfe" Denifles und Baumgartens gegen Luther und Goethe. Hier erscheint der Roosevelt von gestern als der Kronzeuge gegen den Roosevelt von heute. Man graft seine Schriften ab, und zu der oben erwähnten Kampagneliteratur gehört auch eine Sammlung von Sätzen aus den umfangreichen gesammelten Werken des Präsidenten, aus denen er selbst seine heutige Politik widerlegen soll. Es ist ein weiser Rat, wenig zu schreiben und wenig zu reden. Für den, der herrschen will, ist es gut, wenn er sagen kann: „Ich gebe nichts Schriftliches von mir." Die politische Schriftstellerei, die einst weite Kreise auf ihn aufmerksam machte, soll dem Kandidaten nun den Hals brechen.

Um die Präsidentschaft handelt es sich, und noch um mehr. Größeres steht für die verlierende Partei auf dem Spiele. Denn dem Sieger gehört die Beute, und durch einen Wechsel in der Regierung wird das ungeheure Beamtenheer aus seinen Stellen enthoben und natürlich teilweise brotlos. Bis in den fernsten Winkel, wo ein einsamer Postmeister im tiefsten Tannenwalde spärliche Brief- und häufige Zeitungsendungen an die berittnen Knaben verteilt, die auf kaum geschlagnen Pfaden weither kommen, wird der Wellenschlag der neuen Ordnung dringen. Bleiben oder gehn ist hier die Frage. Für das gegenwärtige Regime zu stimmen und Stimmung zu machen, ist für die Tausende ein Teil, der Hauptteil ihrer broterwerbenden Arbeit. Sie hinauszuwerfen schafft andern Tausenden das begehrte leichte Brot. Denn nur ein vorerst noch enger Kreis von Verwaltungsstellen ist in den Bereich des Civil Service gezogen. Ihre Inhaber sind durch die vorgeschriebnen Prüfungen gegangen. Sie bleiben im Amte, auch wenn die Regierungspartei wechselt. In diesem Zivildienst liegt ein Sieg des deutschen Beamtenbegriffs vor. Der Amerikaner kennt nur drei Berufe: Richter, Arzt und Prediger. Alle andern Zweige stellen bloß das zufällige Mittel für die Erwerbung des Lebensunterhalts dar. Der Arbeiter und der Kleinkaufmann haben kein andres Interesse an ihrer Arbeit, als daß sie ihnen als Mindestbetrag die Möglichkeit der Existenz gewähre. Man nennt das to make a living, ein Leben machen, wie der Amerikadeutsche sagt.

Die Zivildienstreform hat nun den Bereich der Berufe weiter ausgedehnt. Es gibt durch sie jetzt immer mehr Verwaltungszweige, die Lebensstellungen gewähren. Briefträger und Zollbeamte zum Beispiel gehören dazu. Nicht freilich zunächst noch die höhern Stellen, wie zum Beispiel die des Postmeisters, der sich beim Regierungswechsel als ein völlig Unerfahrner erst in sein Amt einarbeiten muß. Insofern stellt der Zivildienst zugleich einen Sieg des Begriffs des Sachverständigen dar, der in Amerika bei weitem nicht in dem Maße gilt wie in der alten Kultur. In den Staaten kommt mehr als sonstwo mit dem Amt auch der Verstand. Nicht Qualität des Inhabers, sondern parteipolitische Rücksichten bestimmen zuletzt die Ernennung der Beamten. Jedermann kann alles. Es entspricht dem, daß auch jedermann über alles urteilen kann. Pferde und Schulmeister, Bauten, Hospitäler und Stadtanlagen — über alles hat jeder seine Meinung und spricht sie aus in einer Unbefangenheit, die nur aus dem gänzlichen Mangel an Sachkenntnis und an Achtung vor sachver-

Digitized by Google

ständigem Urteil erklärt werden kann. Aber auch hier tritt langsam der Umschwung ein. Immer mehr bilden die Mediziner, hauptsächlich durch die fortwährenden Anstrengungen der medizinischen Fakultät der Baltimorer Johns Hopkins University, einen besondern, abgeschlossenen Stand. Wir haben jetzt auch so etwas wie einen Landschaftsarchitekten, den man bei Städteplänen zu Rate zieht. Der kommende Försterstand wird ebenso einen abgesonderten Beruf bilden. Und die geprüften Beamten im Zivildienst sind vom Schwanken der öffentlichen Meinung völlig unabhängig.

Präsident Roosevelt ist ein Vorkämpfer der Zivildienstreform gewesen, als deren Führer zurzeit unser Landsmann Karl Schurz und der Baltimorer Rechtsanwalt Charles Bonaparte zu gelten haben.

Die Lage vor der diesjährigen Wahl ist nun im Vergleich zu der vor vier Jahren viel weniger durchsichtig. Damals durfte ich in den Grenzboten nach den Erfahrungen der Vergangenheit den unbedingten Sieg des Imperialismus, das ist der Weltmachtpolitik, voraussagen. Er kam auch. Theodore Roosevelt war im Jahre 1900 der Kampagneredner Mac Kinleys. Seine Partei hatte ihn kaltstellen wollen und gab ihm darum das Amt des Vizepräsidenten. Man muß ihn gehört und gesehen haben, den Mann, der für einen andern seine ganze kraftvolle Persönlichkeit in die Wagschale warf, umweht von der Romantik des Jägers des fernen Westens, der den Grizzlybär bestanden hatte, geschmückt war mit dem Lorbeer des Siegers von St. Juan Hill vor Santiago, Stimme und Wesen erfüllt von der Erregung, in die die Nation durch den Vorstoß nach Manila und Portoriko versetzt worden war. Da spürte man, daß man Zeuge war, wie Geschichte gemacht wurde. Kraftvolle Persönlichkeit! Er hat selber dafür ein Wort geprägt: The strenuous life, Beschäftigung, die nie ermattet, ist sein Lebensideal und auch das Leitwort seiner Politik.

Und diese auf den Angriff angelegte Natur ist nun zum Schweigen verurteilt. Das scheint der Preis zu sein, um den die Partei seine Anwartschaft auf den Präsidentenstuhl angenommen hat. Beide, Republikaner sowohl wie Demokraten, wissen, daß die gegenwärtig Regierenden nur durch die Fehler, die sie machen, gestürzt werden können. Aber: die Regierenden sind nicht Roosevelt! Das ist gerade der Umschwung oder besser die folgerichtig erreichte Stufe der Entwicklung. Es ist dem Namen nach eine Republik, in der Tat aber die Herrschaft des stärksten Mannes. Theodore Roosevelt ist die Partei. Die ihn stürzen wollen, sind gegen die autokratische Zuspitzung des Regierungsbetriebs, sind gegen den Mann. Und der ihn stürzen könnte, er müßte ein Mann sein zum mindesten wie er.

Was wir von Perikles im Thukydides gelesen haben, ist hier vor unsern Augen eingetreten, wie sehr auch sonst die Züge des perikleischen Zeitalters fehlen, und der Vergleich mit dem großen Athener dem halbromantischen, halbmodernen amerikanischen Staatsmanne zu schaden geeignet ist.

Reichsdeutsche Zeitungen pflegen mit den Worten Demokraten und Republikaner umzugehn, als seien ihre Leser von Kind auf damit vertraut. Die Reisenden jedoch, die sich studienhalber hier aufhalten, stellen meist zu allererst

Digitized by Google

die Frage: Was sind eigentlich die Demokraten? Ja, was sind sie? Das fragt sich die demokratische Presse auch. Was wollen wir Demokraten im Gegensatz zu jenen? Man sucht nach einem Programm. Und man hat bis jetzt nur Einen Punkt finden können: Selbständigkeit der Philippinen. Diese begründet man mit dem Hauptgrundsatze der amerikanischen Verfassung, und der sagt, daß eine Regierung nur mit Zustimmung der Regierten bestehn könne, daß mithin eine Besteuerung ohne gesetzgebende Vertretung der Besteuerten nicht zu denken sei. Kolonialbesitz widerspricht dem Wesen des amerikanischen Staates, und die Forderung der Autonomie der Philippinen bedeutet somit die Rettung des bedrohten Nationalheiligtums der Konstitution. Höchst bezeichnend ist es, welche Stelle dieses Schriftstück im Leben des Amerikaners einnimmt! Es ist inmitten all des materiellen und persönlichen Kleinkrams und Reibens das einzige Ideale.

Daß die demokratische Partei die Konstitution gegen den Imperialismus vertritt, ist eine Folge der Politik Mac Kinleys, die diesen mit der republikanischen Partei gleichsetzte. Doch ist diese immer die Vertreterin des Einheitsgedankens gegenüber der partikularistischen Demokratie gewesen. Denn die Vereinigten Staaten sind ein Staatenbund. In ihnen kämpfen zusammenstrebende und auseinanderstrebende Neigungen miteinander. Die Republikaner betonen die Union über den Staaten, die Zentralgewalt über der Territorialmacht. Der Süden bekämpfte im Bürgerkriege die Zentralgewalt; die Republikaner verteidigten die Union. Die Südstaaten sind demokratisch, der Norden ist republikanisch. Die Neger sind fast geschlossen in den Reihen der Republikaner zu finden. Diese sind nach allem die nationale Partei. Ihr Nationalismus kann sich bis zum Fremdenhaß steigern. „Ein Land, Eine Fahne, Eine Sprache" ist eine echt republikanische Losung. Sie richtet sich darum auch gegen die Pflege fremder Volkstümer in den nationalen Grenzen. Obgleich sie der Hilfe der Deutschen im Bürgerkriege so viel verdankt, ist sie dem Grundsatze nach gegen die „Ausländer," die „Bindestrich-Amerikaner." Sie will Amerikaner, und nur Amerikaner. Auch vertritt sie den ökonomischen Abschluß gegen das Ausland: sie ist hochzöllnerisch. Aber nicht einmal um höhern oder niedern Zolltarif kämpfen diesesmal die Parteien. Auch kirchenpolitisch gilt die Parteilinie: der offizielle Katholizismus ist demokratisch. Seinen Kirchenschulen gegenüber vertreten die Republikaner die einsprachige, religionslose Volksschule.

Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob gerade die Republikaner, das ist hier der Präsident, gegen die Syndikate und die Monopole Stellung nehmen wolle. Jedoch sei es, daß auch er das Unmögliche nicht vermochte, sei es, daß er aus geschichtlicher Einsicht einen Eingriff in den Gang der Dinge auf dem Gebiete der Trusts nicht für geraten hält — schließlich erscheint die republikanische Partei dem Lande in das Trustsystem verwickelt; denn dieses trägt das Kapital. Und das Kapital schlug im Jahre 1900 den demokratischen Vertreter der Silberwährung, es wird auch diesesmal auf seiten der Partei sein, die Weltpolitik treibt. Weltpolitik aber bedeutet das Übergreifen auf Ostasien und Westindien, das für alle Zeit mit dem Namen der republikanischen Partei verbunden sein wird, ebenso wie der Theatercoup in Panama. Weltpolitik ist

Digitized by Google

teuer. Der gemeine Mann jedoch will sparen und sparen sehen. Darum wendet sich die demokratische Partei gegen das riesenhafte Anwachsen der Ausgaben unter republikanischem Regime. Mithin ist der Ruf der Demokraten: Rückwärts! Einschränkung, Aufgeben des größern Amerikas! Wir sehen, das ist Verneinung. Was aber wirklich geschehen soll, darüber ist uns bis jetzt keine die geschichtliche Einsicht befriedigende Auskunft zuteil geworden. Die Ereignisse mögen sie bringen. Sie mag von Japan her kommen. Bis zum November kann noch manches geschehen. Gewiß wird die Regierung alles vermeiden, was nach Bewegung aussieht und dem Gegner eine Handhabe bieten könnte. Auch gilt es abzuwarten, wie sich der Gegenkandidat, der ehemalige Richter Alton B. Parker, entwickelt. Denn wie die Dinge liegen, ist wohl nie eine Wahl so sehr Wahl zwischen Persönlichkeiten gewesen. Es war Einer, der hätte in Frage kommen können: Grover Cleveland. Er hat in der Tat das Vertrauen des ganzen Volkes. Aber er lehnte ab. Ihm hätte man die Zukunft der Nation auch ohne ausgesprochnes Programm anvertraut: unbestechlich, beharrlich, klug und ehrlich, das sind die Eigenschaften, die ihm die nationale Phantasie zuschreibt. Parker ist dem weitern Volk eine unbekannte Größe. Von ihm liegt bis jetzt bloß eine Kundgebung gegen den linken Flügel der Demokratie, die Bimetallisten, vor: die Erledigung einer rein innerparteilichen Frage.

Was die Machtverhältnisse anlangt, so handelt es sich hauptsächlich um den Staat, das ist in Wirklichkeit trotz dessen Größe die Stadt Newyork. Diese sowie Newjersey, Connecticut, Indiana und Wisconsin geben den Ausschlag. Die übrigen Staaten haben ihre Mehrheit in dem einen oder dem andern Sinne schon gleichsam durch Überlieferung festgestellt: Pennsylvanien zum Beispiel ist republikanisch, Maryland demokratisch. Niemand erwartet ein andres Ergebnis. In den obengenannten fünf Staaten gibt es etwa eine Million unabhängiger Stimmen. Diese teilt der demokratische Kampagneredner ein in Wilde und Deutsche, Mugwumps and Germans! Par nobile! Sie werden die Wahl in den fünf Staaten und damit in der Union bestimmen. Von den Deutschen sagt derselbe Redner, daß es in ihrem Interesse liege, einen Krieg mit dem Mutterlande zu vermeiden. Bei seiner impulsiven Art sei aber der Präsident jeden Augenblick dazu fähig, einen solchen „zur Verherrlichung der gegenwärtigen Regierung vom Zaune zu brechen.“ Deshalb müßten die Deutschen gegen den Präsidenten stehn, wie sehr er auch dem Kaiser ähnle. Aus diesen Worten kann man urteilen, wie hoch die Bedeutung des Kaisers für das hiesige Deutschtum angeschlagen wird. Die Zahlen 1848, 1870 und 1900 bedeuten Wendepunkte in der Seele der Deutschen in Amerika. Interessant dürfte für den deutschen Leser auch sein, daß man den in der hiesigen politischen Presse für Kaiser Wilhelm den Zweiten beliebten Titel War-Lord, der ja noch etwas mehr bedeutet als unser Kriegsherr, auf den Präsidenten Roosevelt übertragen hat.

Bei allem aber bleibt eins zu erwägen. In der republikanischen Staatsverfassung gibt es einen unberechenbaren Umstand: die Unzufriedenheit des Volks mit dem Bestehenden, die dunkle dumpfe Furcht vor der Übermacht des Einzelnen, der eine Änderung im Regierungskörper bloß um der Änderung

Digitized by Google

willen leicht als wünschenswert erscheinen mag. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Fall jetzt schon einträte. Diese Möglichkeit kann aber nur das Interesse an der Wahl im kommenden November erhöhen.

Baltimore Jul. Hofmann

Zur lippischen Erbfolge

Das Folgende ist allein in Vertretung einer von politischen Erwägungen unbeeinflußten wissenschaftlichen Ansicht geschrieben, während es dem Verfasser, der mit keinem der Beteiligten die geringsten Beziehungen unterhält, völlig fern liegt, Partei zu ergreifen.

Dadurch daß, wie bekannt, Schaumburg-Lippe seine Ansprüche auf den Thron von Lippe-Detmold neuerdings wieder erhoben und seinen Einspruch gegen die Thronfolge der Biesterfelder Linie beim Bundesrat erneuert hat, ist der lippische Erbfolgestreit abermals akut geworden, nicht schon durch das Ableben des jüngst verstorbnen Grafregenten Ernst. Denn die eine Möglichkeit, den ganzen Streit zu begraben, wäre offenbar die gewesen: daß die verschiednen Linien des lippischen Gesamthauses, insbesondre das Haus Schaumburg-Lippe die tatsächliche Erbfolge der Biesterfelder unangefochten zugelassen hätten. Wenn ein solcher tatsächlicher Zustand lange genug, zumal über den Tod des noch nominell regierenden geisteskranken Fürsten Alexander hinaus gedauert hätte, so würde er unzweifelhaft mit der Zeit Rechtswirkungen geäußert haben, und die Biesterfelder wären faktisch und rechtlich thronfolgeberechtigt geworden. Denn eine andre Stelle als eben die lippischen Agnaten, die in der Lage und berechtigt wäre, sie daran zu hindern, gibt es nicht, und wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; das gilt im Staatsrecht ebensogut wie im Privatrecht.

Da diese Möglichkeit freiwilligen Zurücktretens der einen Partei nicht zur Wirklichkeit geworden ist, muß eine autoritative Erledigung erfolgen. Und zwar muß der Bundesrat auf Grund des Artikels 76 Absatz 1 der Reichsverfassung, der ihn zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Bundesstaaten beruft, eine Entscheidung fällen oder herbeiführen. Es haben allerdings, meines Erachtens zu Unrecht, namhafte Lehrer des Staatsrechts, die sich aus der genannten Verfassungsbestimmung herleitende Zuständigkeit des Bundesrats für den Fragefall bestritten mit der Behauptung, es läge hier kein Streit zwischen Bundesstaaten vor, sondern nur persönliche Ansprüche verschiedner Agnaten. Es würde zu weit führen, diese Streitfrage hier zu erörtern: soviel ist gewiß, daß der Bundesrat in seinem Beschluß vom 5. Januar 1899 selbst seine Zuständigkeit in dieser Sache grundsätzlich bejaht hat, und es besteht kein Grund zu der Annahme, daß er diesen Standpunkt heute ändern würde. Man mag diese Ansicht des Bundesrats sachlich für richtig oder für unrichtig halten: jedenfalls gibt es keine Instanz und kein Verfahren, wodurch ihm die Zuständigkeit, die er sich selbst vindiziert, wieder abgesprochen werden könnte. Mit Rücksicht auf

Digitized by Google

sein früheres Eingreifen kann und wird der Bundesrat keinesfalls die Sache rein formal dadurch aus der Welt schaffen, daß er sich für unzuständig erklärt.

Eine weitere Möglichkeit zur Erledigung der Sache besteht rechtlich nicht. Insbesondre ist es nicht denkbar, daß die fürstlich lippische (Detmolder) Regierung, wenn auch im Verein mit dem dortigen Landtage, die Thronfolge trotz dem schaumburgischen Einspruch einseitig mit Rechtswirkung regelt. Dem steht nicht entgegen, daß der älteste Sohn des Grafregenten gemäß einem Landtagsbeschluß die Regentschaft angetreten hat. Denn damit ist über seine Erbfolgefähigkeit gar nichts gesagt, während es andrerseits ebenso zulässig wie naheliegend ist, daß er bis zur Entscheidung der Sache einstweilen die Regierungsgeschäfte, die doch nicht ganz ruhen können, führt. Wenn sich trotzdem die schaumburg-lippische Regierung auch gegen die Übernahme der Regentschaft durch den Grafen Leopold verwahrt, so ist das von ihrem Standpunkt aus vorsichtig und begreiflich. Eine andre nicht einfache Rechtsfrage ist es aber, ob der Bundesrat nach Lage der Reichsverfassung überhaupt befugt ist, dem Begehren Schaumburg-Lippes nach Einsetzung einer von beiden Streitteilen unabhängigen Regierung in Lippe Folge zu geben, mit andern Worten, in die innere Verwaltung eines Bundesstaats einzugreifen. Es soll an dieser Stelle hierauf nicht eingegangen werden, da es für die Entscheidung in der Sache selbst belanglos ist. Übrigens wäre es meiner Auffassung nach in diesem Betracht am meisten willkommen zu heißen, wenn der Bundesrat dem Grafen Leopold die Regentschaft ließe, ohne freilich einen Zweifel zu erlauben, daß es sich dabei nur um eine vorläufige Regelung handeln kann. Denn was sollte es für einen Zweck haben, ein einmal bestehendes Provisorium, das den Rechtsansprüchen der Parteien nicht vorgreift, durch ein andres Provisorium zu ersetzen, mit dem in Wahrheit niemand gedient ist, das aber sicher auf viel überflüssige Verstimmung, rechtliche Bedenken und verwaltungstechnische Unzuträglichkeiten stoßen würde?

Die durch den Tod des Grafregenten Ernst geschaffne prozessuale Lage ist, um dies kurz zu wiederholen, folgende. Der Schiedsspruch von 1897 bezog sich nur auf die Person des Grafen Ernst und hat nur diesem die Erbfolgefähigkeit zugesprochen. Wenn immer wieder in der Presse die Anschauung wiederkehrt, als ob dies nur eine dem Schiedsspruch durch die schaumburgische Partei gegebne Auslegung sei, als ob dort gewissermaßen nur zufällig bloß der Person des Grafen Ernst als des Nächstberechtigten Erwähnung getan wäre, während in Wirklichkeit die Entscheidung für die ganze Biesterfelder Linie gelten solle, so zeugt dies von barer Unkenntnis. Das Schiedsgericht selbst war sich keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß es ausschließlich über die persönliche Successionsfähigkeit des Grafen Ernst zu entscheiden hatte. Dies ergibt sich zur Evidenz daraus, daß es einen während des Verfahrens von Biesterfelder Seite gestellten Antrag, den Schiedsspruch auch auf die Deszendenz des Grafen Ernst auszudehnen, ablehnte. Es mußte diesen Antrag ablehnen, und zwar aus dem formell-prozessualen Grunde, weil sich der Schiedsvertrag, an den das Schiedsgericht natürlich gebunden war, eben nur auf die Person des Grafen Ernst bezog. Durch diesen Schiedsvertrag war offenbar eine für

Digitized by Google

die Biesterfelder Linie sehr ungünstige, für die Schaumburger aber günstige Prozeßlage geschaffen. Obsiegten die Schaumburger, so hatten sie einerseits den großen moralischen Vorteil, ihre Rechte in einem auf freier Vereinbarung beruhenden gerichtlichen Verfahren und nicht kraft eines Machtspruchs des Bundesrats anerkannt zu sehen, während andrerseits die Biesterfelder Ansprüche damit ein für allemal erledigt gewesen wären. Denn wenn man den Grafen Ernst wegen eines Mangels in seiner Abstammung für unebenbürtig erklärte, so traf dies auch seine Söhne und seine Brüder, die mit ihm dieselbe Abstammung teilten. Diese — andre Glieder der Linie Biesterfeld sind nicht vorhanden — hätten dann wohl kaum daran gedacht, auf Grund des formalen Umstands, daß über ihre Personen noch nicht entschieden war, von neuem Ansprüche auf die Erbfolge zu erheben.

Obsiegten dagegen, wie es tatsächlich geschehen ist, die Biesterfelder, so war dies nur ein Augenblickserfolg, der mit dem Tode des Grafen Ernst wieder hinfällig oder doch zweifelhaft wurde. Von diesem Zeitpunkt an, der jetzt eingetreten ist, sind die Schaumburger nicht gehindert, die Erbfolgefähigkeit der übrigen Mitglieder der Biesterfelder Linie von neuem zu bestreiten. Und niemand kann sie nötigen, sich dabei von neuem auf ein gleiches oder ähnliches Schiedsgericht wie damals einzulassen. Allerdings ist der Bundesrat ermächtigt, seinerseits die Entscheidung einer andern Stelle nach freier Wahl zu übertragen. Diesen für sie ungünstigen Charakter des Schiedsvertrags scheinen die Biesterfelder seinerzeit zu spät erkannt zu haben. Darauf deutet wenigstens der schon erwähnte, von ihnen im Laufe des Verfahrens eingebrachte Antrag auf Erweiterung des Schiedsspruchs, dem das Schiedsgericht aus formellen Gründen keine Folge geben konnte.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Schaumburger durchaus nicht gehalten sind, in dem neuen Verfahren neue materielle Gründe für die Unebenbürtigkeit der Biesterfelder Linie zu erbringen, daß es insonderheit nicht nötig ist, in den Personen der Mitglieder dieser Linie solche Gründe besonders nachzuweisen. Denn eine neue Instanz ist in keiner Weise an die Gründe des frühern Schiedsspruchs gebunden, sie kann sogar aus denselben Gründen, aus denen das Schiedsgericht den Grafen Ernst für ebenbürtig erklärte, seinen Söhnen und Brüdern die Ebenburt absprechen. In der Tat würde es zunächst offenbar unmöglich sein, bei den Brüdern des Grafen Ernst, die sämtlich vollbürtige Brüder, d. h. nicht Halbbrüder oder, wie man oft unrichtig sagt, Stiefbrüder sind, einen Abstammungsmangel, den Graf Ernst nicht hatte, zu erweisen. Denn ihre Ahnen sind mit den seinigen vollkommen identisch.

Aber auch bei seinen Söhnen halte ich es für ganz verfehlt, einen ihnen eigentümlichen Grund der Unebenbürtigkeit entdecken zu wollen. Man liest vielfach, daß ein solcher aus der Person ihrer Mutter, der gebornen Gräfin Karoline Wartensleben abzuleiten sei, weil deren Mutter der bürgerlichen (seither in Baden geadelten) Familie Halbach-Bohlen — recte der Kaufmannsfamilie Halbach aus Remscheid — entstammt. Diese Ansicht ist völlig verkehrt und beruht auf elementarer Unkenntnis des Privatfürstenrechts. Die Gräfin Karoline sowohl wie ihre Mutter sind durch Geburt und Ehe ohne Zweifel voll-

Digitized by Google

berechtigte Mitglieder des reichsgräflichen Hauses Wartensleben geworden; dieses gehört dem niedern Adel an, der das Erfordernis der Ebenburt im Rechtssinn überhaupt nicht kennt. Als geborne Gräfin ist aber die Gräfin Karoline nach lippischem Hausrecht, wie wir weiter sehen werden, für ebenbürtig zu erachten, einerlei, wer ihre Vorfahren waren. Denn das Erfordernis der Ahnenprobe — d. h. der Nachweis einer gewissen Anzahl adlicher Ahnen von Vater- und Mutterseite —, das einzelne Hausgesetze wie zum Beispiel das Fuggerische und das Pückler-Limpurgische aufstellen, ist dem gemeinen deutschen Privatfürstenrecht wie insbesondre meines Wissens dem lippischen Hausrecht fremd. Übrigens soll seinerzeit die Ehe des Grafen Ernst mit der Gräfin Karoline Wartensleben von dem damals regierenden Fürsten Leopold zur Lippe vor der Eheschließung als ebenbürtig anerkannt worden sein, wozu dieser als Chef des Hauses nach allgemeinen Grundsätzen des Privatfürstenrechts sogar in etwaiger Abweichung von dem Hausgesetz oder der Hausobservanz berechtigt war. Hiermit würden Zweifel an der Ebenburt dieser Ehe auch dann entfallen, wenn die neuerdings aufgetauchte Behauptung, daß eine hausgesetzliche Bestimmung das Erfordernis von acht Ahnen statuiere, richtig sein sollte.

Es wird sich also, wenn überhaupt die Thronfolge der gräflichen Linien mit Erfolg angegriffen werden soll, darum handeln, den Schiedsspruch als materiell unrichtig darzutun, mit andern Worten die Unebenbürtigkeit schon des Grafen Ernst und weiterhin der Weißenfelder Linie zu beweisen. Es sollen dabei hier die, wie es scheint, begründeten Zweifel, die sich neuerdings an die Zugehörigkeit der Modeste von Unruh zur adlichen Familie Unruh knüpfen, außer Betracht bleiben, da hier versucht werden soll, das grundsätzliche Ebenburtsrecht des Hauses Lippe, nicht aber die persönliche Unebenbürtigkeit oder Ebenbürtigkeit dieser Dame zu beleuchten.

Aus dem Gesagten ergibt sich weiter: daß während die Parteien eine materielle Neubegründung ihrer Ansprüche nicht zu bringen brauchen, sich der Gerichtshof — eben der Bundesrat oder die von ihm zu bestimmende Stelle — einer materiellen Neuprüfung der gesamten Rechtslage nicht entziehn kann. Das Urteil wird also keinenfalls dahin lauten können, daß die Sache durch den Schiedsspruch schon entschieden sei. Sollten also die Biesterfelder, zivilprozessualisch gesprochen — womit nicht etwa gesagt sein soll, daß die Normen des Zivilprozesses auf ein solches Verfahren Anwendung finden — die exceptio rei judicatae, das heißt die Einrede, daß schon eine rechtskräftige Entscheidung vorliege, vorschützen, so werden sie hiermit abzuweisen sein.

Wenn das Schiedsgericht überhaupt in der Lage gewesen wäre, dem Biesterfelder Antrag, der die Ausdehnung des Schiedsspruchs auf die Söhne des Grafen Ernst zum Zweck hatte, näherzutreten, so hätte es ihm auf Grund des im Schiedsspruch vertretnen sachlichen Standpunkts zweifellos Gehör geben müssen. Dieser sachliche Standpunkt ist kurz der: daß nach gemeinem deutschem Privatfürstenrecht im Zweifel niederer Adel zur Ebenburt genügt, und daß demzufolge Modeste von Unruh, die Großmutter des Grafen Ernst, als einer niederadlichen Familie angehörend für ebenbürtig anzusehen sei. Dieser Standpunkt deckt sich mit dem schon vorher in ähnlichen Fällen vom Reichsgericht

eingenommnen, das ihn besonders in zwei Entscheidungen aus neuerer Zeit nach zwei Seiten hin klar entwickelt hat. Einerseits hat der höchste Gerichtshof (wie hier als instruktiv, und weil es auf das Zustandekommen des Schiedsspruchs jedenfalls mittelbar von Einfluß gewesen sein dürfte, kurz erwähnt sei) die Ehe des Fürsten Ludwig zu Sayn-Wittgenstein-Sayn mit Amalie Lilienthal, der Tochter eines Berliner Bankiers, für unebenbürtig, andrerseits die Ehe des Prinzen Wilhelm zu Löwenstein mit der Freiin Louise von Fabrice für ebenbürtig erklärt, beides gegenüber agnatischen Protesten. Das Reichsgericht hat damit abgelehnt:

a) die strenge Meinung, wonach hoher Adel zur Ebenburt nötig ist,

b) die laxe Meinung, wonach schon die Zugehörigkeit zum „höhern Bürgerstand" — ein juristisch gänzlich unfaßbarer Begriff — zur Ebenburt ausreicht.

Diese vom Reichsgericht vertretne Ansicht halte ich nach beiden Seiten für richtig. Aber wohlgemerkt: sie gilt nur für das gemeine Recht, nicht für das Sonderrecht jedes hochadlichen Hauses; sie gilt nur im Zweifel, nicht unbedingt. Das heißt: für das einzelne hochadliche Haus können die Ebenburtserfordernisse sowohl durch geschriebnes Recht — durch Hausgesetz — als durch das Gewohnheitsrecht — durch Hausobservanz — strenger gestaltet werden. Das Vorhandensein einer solchen Observanz im Hause Lippe hat der Schiedsspruch meines Erachtens zu Unrecht verkannt.

Es bestand nämlich im Hause Lippe die Observanz, zur Ebenburt mindestens gräflichen Stand der Gemahlinnen zu fordern. Wir können dies einfach dadurch nachweisen, daß wir die in den letzten beiden Jahrhunderten von den männlichen Mitgliedern des Gesamthauses Lippe geschlossenen Ehen näher betrachten. Es kommt dabei nur auf die Ehen der Männer an, weil die Nachkommen der Frauen nach deutschem Recht überhaupt nicht succedieren, mithin für Frauen eine Ebenburt im Rechtssinn gar nicht besteht. Die Ehen der weiblichen Mitglieder eines Hauses können also höchstens unterstützend zum Beweis einer Hausgewohnheit in Frage kommen. Wir berücksichtigen die letzten beiden Jahrhunderte, weil es zur Feststellung eines gegenwärtigen Gewohnheitsrechts der Erkenntnis seiner geschichtlichen Entwicklung bedarf. Andrerseits ist es nicht angängig, dabei auf allzuweit entlegne Zeitabschnitte zurückzugreifen, da das Gewohnheitsrecht der Veränderung unterworfen ist und deshalb nur aus der der Gegenwart unmittelbar vorhergehenden Periode begriffen werden kann.

Nun finden wir zunächst, daß von den im achtzehnten Jahrhundert von männlichen Mitgliedern des Gesamthauses Lippe eingegangnen zwanzig Ehen sechzehn, also die große Überzahl, mit gebornen Prinzessinnen oder Gräfinnen, meist sogar solchen aus hochadlichen Häusern geschlossen wurden. Noch beweiskräftiger sind aber die vier Ausnahmen. Von ihnen scheidet völlig aus die notorisch unebenbürtige — morganatische — Ehe des Grafen Ludwig zur Lippe-Biesterfeld mit Isabella Kellner (1785), aus der die noch heute in Württemberg blühenden Grafen von Lippe-Falkenflucht stammen, deren Successionsfähigkeit von keiner Seite behauptet worden ist. Die übrigen drei Fälle betreffen die Ehen je eines Mitglieds der Detmolder, der Biesterfelder und der Schaumburger Linie mit Damen aus den altadlichen Geschlechtern von Trotha

Digitized by Google

(1773), von Meinertzhagen (1770) und von Friesenhausen (1722). In den beiden erstgenannten Fällen sind die Gemahlinnen vor der Ehe zu Reichsgräfinnen erhoben worden, was nach damaliger Auffassung den gräflichen Geburtsstand ersetzte, der, wie gerade diese Erhebungen zeigen, grundsätzlich gefordert wurde.

In dem vielgenannten Falle Friesenhausen ist die vorherige Erhebung in den gräflichen Stand freilich unterblieben, und erst 1752, also dreißig Jahre nach Eingehung der Ehe, ist sie nachträglich erfolgt, ein Verfahren, dem die Rechtswirkungen einer Erhebung vor der Ehe nicht zugeschrieben werden können.

Nun könnte man sich zur Verteidigung der Ebenburt dieser Ehe darauf berufen, daß sie in den Anfang des hier behandelten Zeitraums fällt, insbesondre vor die berühmte Wahlkapitulation Kaiser Karls des Siebenten von 1742, in der die „unstreitig notorischen Mißheiraten" perhorresziert wurden. In dieser Zeit waren die Ebenburtsanforderungen besonders der kleinern gräflichen Häuser, zu denen das heutige Haus Schaumburg-Lippe damals noch gehörte, anerkanntermaßen noch geringer, und man ließ Gemahlinnen von altadlichem Herkommen — Philippine Elisabeth von Friesenhausen war die Tochter eines kurpfälzischen Oberstallmeisters, ihre Mutter gehörte der uradlichen Familie von Ditfurth an — zuweilen passieren. Ich will mich dieser Argumentation nicht bedienen, vielmehr ohne weiteres zugeben, daß ich im Hinblick auf die gekennzeichnete lippische Hausobservanz die Ehe Friesenhausen für unebenbürtig halte, ein Mangel, der durch die nachträgliche Erhebung nicht geheilt werden konnte. Es spricht sich ja auch gerade in der Nachsuchung dieser ex post Erhebung die Meinung des Hauses selbst aus, daß diese Ehe unebenbürtig und gewissermaßen verbesserungsbedürftig war.

Jedoch konnte diese wie jede andre mit Ebenburtsmängeln behaftete Ehe durch den — stillschweigenden oder ausdrücklichen — Konsens der Agnaten ebenbürtig werden. Nun ist mir nicht bekannt, ob die Agnaten in diesem Falle konsentiert haben. Sicher aber ist, daß agnatische Proteste, falls sie erhoben sind, irgendwelchen Erfolg nicht gehabt haben, obwohl im alten Reich in dem Reichshofrat eine Instanz für solche Streitigkeiten bestand. Denn die Nachkommen Philippine Elisabeths regieren seit 1749, also seit mehr als hundertundfünfzig Jahren unangefochten in Schaumburg-Lippe. Dieser Umstand ist meines Erachtens völlig entscheidend. Wenn schon im Privatrecht der langjährige unangefochtne Besitz den Rechtstitel ersetzt, so ist dies um so mehr in dem einen öffentlichen Charakter tragenden Privatfürstenrecht wie auch im Staatsrecht der Fall. Hier sind die tatsächlichen Verhältnisse von größter, auch rechtlicher Bedeutung, und ein hundertfünfzigjähriger Besitz des Thrones ist geeignet, den stringenten Nachweis der Legitimität vollauf zu ersetzen. Hat doch der Besitz der Souveränität im Ebenburtsrecht eine so hohe Bedeutung, daß sogar Familien, die sonst darauf nicht den geringsten Anspruch haben würden, wie zum Beispiel das Haus Bonaparte, bloß wegen des zeitweiligen Besitzes der Souveränität gemeinhin für ebenbürtig gelten. Es ist darum ein geradezu kindliches Unterfangen, die Ebenburt und Thronfolgefähigkeit des Hauses Schaumburg-Lippe auf Grund der Friesenhausenschen Abstammung zu bemängeln, womit dieser Fall erledigt ist.

Digitized by Google

Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts haben sich die skizzierten Verhältnisse im Hause Lippe in zwiefacher Richtung verschoben. Auf der einen Seite waren die beiden regierenden Linien — Lippe(-Detmold) 1789, Schaumburg-Lippe 1807 — zur Fürstenwürde gelangt, was ganz von selbst eine noch schärfere Betonung des Ebenburtserfordernisses zur Folge hatte. In der Tat finden wir, daß die seit Erlangung des Fürstenstandes von den männlichen Mitgliedern der beiden regierenden Häuser geschlossenen dreizehn Ehen mit einer Ausnahme sämtlich mit Prinzessinnen aus souveränen Familien eingegangen sind. Auch hier bestätigt besonders die eine Ausnahme — die 1893 vollzogne Ehe des Prinzen Otto zu Schaumburg-Lippe mit Anna von Köppen — die entwickelte Ansicht. Trotzdem diese unbezweifelt adliche Dame vor der Ehe zur Gräfin von Hagenburg erhoben wurde, hielt man dies nicht mehr wie im achtzehnten Jahrhundert für ausreichend, die Ehe ebenbürtig zu machen; infolgedessen gehören die den gräflichen Namen Hagenburg führenden Kinder des Prinzen Otto dem hochadlichen Hause nicht an, was übrigens unbestritten ist.

In gewissem Sinne umgekehrt hatten sich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die erbherrlich gräflichen Linien Biesterfeld und Weißenfeld entwickelt. Erstens war zu dieser Zeit der verwandtschaftliche (und auch der örtliche) Zusammenhang dieser Linien mit den regierenden Hauptstämmen schon stark gelockert, was nicht wundernehmen kann; man vergegenwärtige sich nur, daß der nächste den Linien Biesterfeld und Weißenfeld mit der fürstlichen Hauptlinie (Detmold) gemeinsame Ahnherr, Graf Simon der Siebente, schon 1587 bis 1627 lebte, während der mit dem Hause Schaumburg-Lippe gemeinschaftliche nächste Vorfahr, Graf Simon der Sechste (1555 bis 1613), noch eine Generation weiter zurückliegt.

Zweitens waren um jene Zeit die gräflichen Zweige zwar ziemlich ausgebreitet, ohne jedoch durch großen Grundbesitz oder besonders bedeutende Stellungen eine den gewöhnlichen Adel überragende Position zu behaupten. Die natürliche Folge dieses Zustandes war, daß sie sich diesem immer mehr näherten, was sich besonders in den seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts häufigen Ehen der Mitglieder dieser Linien mit Damen des untitulierten landsässigen Adels kundgibt. So finden wir im Hause Lippe Gemahlinnen aus den zum Teil neuadlichen Familien von Unruh (1803), von Lang-Mutenau (1808 und 1815), von Klengel (1820 und 1885), von Hartitzsch (1831), von Egidy (1836), von Arnim (1867), von Winterfeld (1876), von Benyovszky (1886). Damit hatten aber die gräflichen Linien das oben erörterte Ebenburtsprinzip des Hauses, das, wie wir sahen, in den regierenden Linien noch rein und sogar verschärft aufrecht erhalten wurde, verlassen und sich dadurch außerhalb des hochadlichen Familienverbandes gestellt: der gesellschaftlichen Trennung war die rechtliche gefolgt. Infolgedessen sind zunächst alle die Ehen für unebenbürtig — mithin die Ehe mit Modeste von Unruh selbst dann, wenn diese wirklich von Adel war — und alle daraus stammenden Nachkommen für nicht thronfolgefähig zu erachten. Es sind dies das gesamte Haus Lippe-Biesterfeld, ferner der schlesische und der österreichische Zweig des Hauses Lippe-Weißenfeld.

Digitized by Google

Das Gegenteil kann nicht etwa aus der Führung des gräflichen Namens Lippe durch die bezeichneten Zweige geschlossen werden. Allerdings hätten die Agnaten, wie es in andern Häusern, z. B. im gräflichen Haus Erbach, geschehen ist, darauf dringen können, daß der gräfliche Name abgelegt werde; wenn sie aber hieran kein Interesse bekundeten, so ist daraus noch kein Konsens zu folgern, abgesehen davon, daß meines Wissens einzelne jener Ehen beanstandet worden sind. Denn wir sehen, daß sich aus einer ganzen Anzahl hochadlicher Häuser — z. B. Bentheim, Ortenburg, Pappenheim, Waldeck, Ysenburg — in älterer wie noch in neuester Zeit Äste abzweigten, die wegen anerkannt unebenbürtiger Abstammung dem hohen Adel nicht angehören, trotzdem aber den Namen des Hauses mit dem gräflichen Titel führen.

Offenbar unter dem Eindruck der faktischen Unmöglichkeit, das Ebenburtsprinzip des Hauses streng durchzuführen, hatte sich — ebenfalls seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts — vereinzelt in den gräflichen Linien Lippe die Anschauung gebildet, daß zur Ebenburt sogenannter freiherrlicher Stand nötig und ausreichend sei. In dieser Annahme erwirkte man in drei Fällen die Erhebung von Damen aus den altadlichen Häusern von Thermo (1804), von Sobbe (1806) und von Carlowitz (1900), desgleichen 1851 die Erhebung der bürgerlichen (einer angesehenen thüringischen Juristenfamilie entstammenden) Elise Emminghaus in den Freiherrnstand, bevor sich diese Damen mit den betreffenden Grafen zur Lippe vermählten.

Die diesen Vorgängen zugrunde liegende Ebenburtsauffassung muß als irrig bezeichnet werden. Der freiherrliche Stand hat im Ebenburtsrecht nur insofern eine Bedeutung gehabt, als einzelne hochadliche Häuser zur Ebenburt reichsfreies, d. h. reichsritterschaftliches Herkommen forderten oder genügen ließen. Seitdem aber der Freiherrntitel nicht mehr den ehemals reichsritterschaftlichen Familien, denen er eigentlich allein zukommt, vorbehalten, sondern per nefas zu einem nach Willkür verliehenen bloßen Adelsgrad geworden ist (der übrigens in großen Teilen Norddeutschlands nur bedingte Anerkennung gefunden hat), hat der freiherrliche Titel als solcher jede Bedeutung für das Ebenburtsrecht verloren. Er begründet im Sinne des Privatfürstenrechts keinen Unterschied von dem untitulierten niedern Adel, während dies, was den gräflichen Titel anlangt, nach dem Sonderrecht verschiedner Häuser allerdings der Fall ist, ungeachtet die meisten Titulargrafen auch zum niedern Adel gehören. Es können deshalb die vorhin berührten Ehen mit in den Freiherrnstand erhobnen Gemahlinnen ebensowenig als ebenbürtig gelten wie die von andern Mitgliedern der gräflichen Familie Lippe mit Damen aus den schon vorher freiherrlichen Familien Vincke (1837), Beschwitz (1859), Stillfried (1879), Bianchi (1899) oder der englischen Baronetsfamilie Acton (1847) geschlossenen Ehen.

Hätte sich die Forderung und das Genügenlassen freiherrlichen Standes in den erbherrlich gräflichen Linien allgemein durchgesetzt, so ließe sich vielleicht von der Bildung eines abweichenden Gewohnheitsrechts sprechen. Da es sich aber nur um vereinzelte Fälle handelt, kann hiervon keine Rede sein, zumal da überhaupt in erster Reihe die regierenden Linien berufen sind, das Gewohnheitsrecht im Privatfürstenrecht fortzubilden.

Digitized by Google

Hiernach ergibt sich, daß auch die aus freiherrlichen Ehen stammenden Mitglieder der Familie Lippe als nicht successionsberechtigt zu erachten sind. Es fallen hierunter — außer den schon wegen Abstammung aus einfach adlicher Ehe nicht ebenbürtigen — die beiden sächsischen Zweige des Hauses Lippe-Weißenfeld. Das einzige Mitglied der sämtlichen gräflichen Linien, dessen Ebenburt sich nicht bestreiten läßt, ist der einen weitern Zweig der Weißenfelder Linie allein repräsentierende Graf Ernst zur Lippe-Weißenfeld, ein Bruder des 1889 verstorbnen Grafen Leopold, der 1862 bis 1867 preußischer Justizminister war. Doch wird dieser unvermählte, im achtzigsten Lebensjahre stehende Greis wohl kaum Anspruch auf die Thronfolge erheben.

Daß sich das oben gedachte an sich denkbare, in bezug auf die Ebenburt geringere Anforderungen stellende Gewohnheitsrecht im Hause Lippe nicht gebildet hat, zeigt gerade am deutlichsten die weitere Entwicklung der Biesterfelder Linie, wo die alte, gräflichen Stand verlangende Hausobservanz weiterhin grundsätzlich anerkannt und beobachtet wurde. Denn je mehr die Erbansprüche dieser Linie wieder greifbar zu werden schienen, desto mehr haben sich die Nachkommen der Modeste von Unruh — vielleicht auch in dem Bestreben, den Eindruck dieser selbst als unebenbürtig empfundnen Ehe zu verwischen — bemüht, fortan nur mindestens gräfliche Ehen einzugehn (was sich sogar auf die Frauen erstreckte) oder aber, da dies vielfach faktisch unmöglich war, unvermählt zu bleiben. So sehen wir von den sieben sämtlich erwachsen gewordnen Kindern der Modeste nur eine Tochter (in erster Ehe Prinzessin Biron, in zweiter Ehe Gräfin Zieten) und ihren Sohn Julius, eben den Vater des verstorbnen Regenten (mit einer Gräfin Castell) zur Ehe schreiten, während zwei Töchter und drei Söhne unvermählt blieben. Von den zehn Kindern des genannten Grafen Julius, die über das Kindesalter hinausgelangten, vermählten sich eine Tochter (Fürstin Salm) und fünf Söhne (mit den Gräfinnen Wartensleben, Schwerin, Ysenburg und den Prinzessinnen Löwenstein und Ardeck); dagegen blieben eine Tochter und drei Söhne unverehelicht. Endlich verheirateten sich von den im Alter von neunundzwanzig bis vierunddreißig Jahren stehenden sechs Kindern des verstorbnen Grafregenten eine Tochter (Prinzessin Friedrich von Sachsen-Meiningen) und sein ältester Sohn (mit Prinzessin Bertha von Hessen), während zwei Töchter und zwei Söhne bisher unvermählt sind. Die noch sehr jungen und größtenteils im Kindesalter stehenden Nachkommen der Brüder des Grafen Ernst sind noch sämtlich unvermählt. Aus den angeführten Ehen ist ersichtlich, daß sich die Biesterfelder Linie über die Ebenburtserfordernisse des Hauses sehr wohl im klaren war und ist; denn von den Ehen der direkten Vorfahren der heutigen Biesterfelder war nur die mit Modeste von Unruh unebenbürtig. Natürlich aber ist es begrifflich unmöglich, die rechtlichen Folgen eben dieser Ehe ohne einen nachträglichen Konsens der Agnaten durch noch so illustre Alliancen aus der Welt zu schaffen.

Einen weitern Beweis dafür, daß in den gräflichen Linien noch nicht der Sinn für die Erfordernisse der Ebenburt erloschen ist, bietet die 1876 geschlossene Ehe des Grafen Erich zur Lippe-Weißenfeld mit Louise Schröder, die vor der Heirat zur Freiin von Saalberg erhoben wurde. Trotzdem daß

Digitized by Google

diese Dame hiernach der früher erwähnten, ebenfalls erst geadelten Freiin von Emminghaus, deren Nachkommen sich Grafen zur Lippe-Weißenfeld schreiben, völlig gleichsteht, bedient sie sich doch ebenso wie ihre einzige Tochter richtigerweise des freiherrlichen Namens Saalberg. Vermutlich geschieht dies nur deshalb, weil der Graf Erich mehr Verständnis für rechtliche Erfordernisse hat als manche seiner Vettern; denn wahrscheinlich würde niemand seine Gemahlin und seine Tochter am Gebrauch des gräflichen Namens Lippe gehindert haben. Übrigens wieder ein Beweis, daß der Name nicht schlechthin entscheidend ist.

Natürlich können auch nicht aus gewissen Äußerlichkeiten, zum Beispiel daraus, daß die preußische und die sächsische Rangliste bei den Mitgliedern der gräflichen Linien Lippe ebenso wie bei den Gliedern der gräflichen Häuser des hohen Adels, die Vornamen mit anführen, rechtlich ins Gewicht fallende Schlüsse gezogen werden. Bei aller bewundernswerten Genauigkeit, mit der diese Bücher redigiert sind, haben sie doch — und ebensowenig die sie informierenden Heroldsämter — weder die Aufgabe noch die Absicht noch auch die Macht, schwierige Fragen des Privatfürstenrechts zu entscheiden. Zudem wird in der Rangliste die Courtoisie, was die Vornamen anlangt, auch bei den unstreitig dem niedern Adel angehörenden fürstlichen Häusern wie Biron, Lynar, Brede geübt. Übrigens kann die Rangliste auch ihre Ansicht ändern, was sich erst in jüngster Zeit bei dem gräflichen Zweige des hochadlichen Hauses Sayn-Wittgenstein gezeigt hat. Während dessen Mitgliedern bis 1903 die Mitaufnehmung der Vornamen ausdrücklich verweigert wurde, finden sich diese infolge erneuter Vorstellungen in der preußischen Rangliste von 1904 aufgeführt.

Dasselbe gilt von dem Umstand, daß der Gothaische Hofkalender die gräflichen Linien Lippe in der Abteilung der regierenden Häuser verzeichnet. Trotz der anerkennenswerten wissenschaftlichen Höhe, auf die sich der genealogische Teil dieses Werkes in der jüngsten Zeit erhoben hat, und trotz der ihm zukommenden großen faktischen Autorität können doch die dort beliebten Klassifikationen für niemand rechtlich bindend sein. Es werden diese im Grunde nebensächlichen Dinge hier nur erwähnt, weil man von Laien häufig unter Berufung auf solche Äußerlichkeiten sehr bestimmte Urteile über Fragen wie die hier erörterten zu hören bekommt.

Übrigens würde es, im Falle es zur endgiltigen Zurückweisung der Biesterfeldischen und der Weißenfeldischen Ansprüche kommt, zur Klarheit beitragen, wenn im Anschluß daran die beteiligten Regierungen von Preußen, Sachsen und Lippe authentisch erklärten, daß die den gräflichen Namen Lippe führenden Personen dem hohen Adel nicht angehören und daher auf dessen Vorrechte keinen Anspruch haben. Dies würde wohl auch die Redaktion des Hofkalenders bestimmen, den Personalbestand dieser Linien dort aufzuführen, wo er allein hingehört, nämlich im Taschenbuch der gräflichen Häuser.

Abgesehen von den dem Erlöschen nahen Zweigen, die durch den bald vierundsiebzigjährigen geisteskranken Fürsten Alexander und den bald achtzigjährigen Grafen Ernst zur Lippe-Weißenfeld vertreten werden, bleibt als einziger Zweig des lippischen Gesamthauses, der den Erfordernissen des lippischen

Digitized by Google

Hausrechts in bezug auf Ebenburt genügt, das fürstliche Haus Schaumburg-Lippe übrig, dem also meines Erachtens allein ein begründeter Anspruch auf den demnächst zur Erledigung kommenden Thron zusteht. Und zwar würde dieser natürlich nach der Primogenitur an den regierenden Fürsten Georg, nicht aber an dessen jüngern Bruder, den vielgenannten Prinzen Adolf, fallen. Die Presse sollte sich endlich abgewöhnen, den Prinzen Adolf in dieser Angelegenheit immer nur als Schwager des Kaisers zu bezeichnen, was ja mit der Sache gar nichts zu tun hat. Wenn Prinz Adolf durch das Vertrauen des letzten Fürsten Woldemar zur Regentschaft berufen wurde, so ist das eine Sache für sich, die mit seiner Erbfolge höchstens mittelbar zu tun hat. Denn Erbansprüche auf den lippischen Thron hat Prinz Adolf nur in seiner Eigenschaft und nach seiner Reihenfolge als lippischer Agnat; da ihm hierin aber der regierende Fürst Georg, dessen fünf Söhne und noch zwei Brüder — die Prinzen Hermann und Otto, die älter sind als Prinz Adolf — vorangehen, so wird jeder einsehen, daß die Erbansprüche des übrigens kinderlosen Prinzen Adolf praktisch völlig illusorisch sind. Dies sollte man sich, um unnötige Animosität zu vermeiden, immer vor Augen halten. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß Prinz Adolf nach einem etwaigen Unterliegen der gräflichen Linien bis zur definitiven Erledigung des Throns durch den Tod des Fürsten Alexander wieder als Regent berufen werden könnte.

Nach allem ist aus Gründen des Rechts zu wünschen, daß die schaumburg-lippischen Erbansprüche, nachdem sie von neuem erhoben worden sind, anerkannt, die Ansprüche der gräflichen Linien jedoch für alle Zeit zurückgewiesen werden mögen. Und zwar wäre die Entscheidung um so willkommner, je rascher sie käme, damit sich aus diesem Streit nicht eine Neuauflage des Bentinckschen Erbfolgekriegs entwickelte, der im vorigen Jahrhundert jahrzehntelang Gerichte, Juristenfakultäten und die öffentliche Meinung in Atem hielt. Es hätte wirklich wenig Sinn, durch ein langwieriges Verfahren der Presse immer wieder Nahrung zu endlosen Expektorationen, die meist jedes rechtlichen Verständnisses bar sind, zu geben und dem Ausland, von dem man solches Verständnis noch weniger erwarten kann, ein immerhin nicht erfreuliches Schauspiel zu bieten. Unter diesen Umständen wäre es das bei weitem erfreulichste, wenn der Bundesrat — wozu er nach Artikel 76 Absatz 1 der Reichsverfassung trotz der abweichenden Ansicht einzelner Staatsrechtslehrer berechtigt ist — die Entscheidung, die ja nachgerade genügend vorbereitet sein dürfte, möglichst bald selbst fällen würde.

Von der Presse aber und der öffentlichen Meinung darf man verlangen, daß sie endlich beginnen, diese Angelegenheit als das zu betrachten und zu behandeln, was sie ist, nämlich eine bloße Rechtsfrage, anstatt sie zur politischen und Parteisache zu stempeln. Mit billigen Phrasen über veralteten und überlebten Ebenburtshumbug werden solche Fragen nicht gelöst, noch viel weniger mit Tiraden über die Lehren moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnis, verhängnisvolle Folgen der Inzucht, Nutzen von Blutauffrischung und dergleichen mehr. Man spricht so viel von den Rechten des Volks, aber daß die Fürsten vorläufig auch noch Rechte haben, davon hört man selten. Überhaupt kann

Digitized by Google

die Art, wie einzelne liberale, geschweige sozialistische Blätter solche Fragen erörtern, den Eindruck erwecken, als ob es sich bei den monarchischen Institutionen nur noch um geduldete Rudimente einer überwundnen Kulturperiode, nicht aber um Ansprüche aus geltendem Recht handelte. Es ist jedem unbenommen, Rechtsinstitute wie das der Ebenburt und überhaupt das Sonderprivatrecht des hohen Adels für veraltet und ihr Bestehn für bedauerlich zu halten. Man mag auch von dem oder jenem Standpunkt aus auf Änderung dieser Rechtsnormen auf gesetzlichem Wege hinzuwirken suchen. Es ist ja theoretisch nicht ausgeschlossen, daß sich im Laufe der Zeit das Ebenburtsrecht unter dem Druck irgendwelcher Tatsachen oder Anschauungen mildert oder gar überhaupt verschwindet. Vorläufig hat es freilich, wie oben bezüglich des Hauses Lippe schon gestreift wurde, und wie man bei allen deutschen Fürstenhäusern beobachten kann, geradezu die entgegengesetzte Tendenz. Steht doch sogar das den deutschen Standesherren, das heißt den vormals reichsunmittelbaren und zugleich reichsständischen Häusern, durch die deutsche Bundesakte von 1815 gewährleistete Recht der Ebenbürtigkeit für die meisten dieser Familien auf dem Papier, da die regierenden Häuser es tatsächlich vermeiden, sich mit ihnen zu verbinden, wozu sie offenbar niemand zwingen kann. Man wird im Laufe der Zeit vielleicht geradezu ein die Ebenburt der meisten standesherrlichen Familien durch langjährige, konstante und gemeine Übung beseitigendes Gewohnheitsrecht feststellen können

Die bloße Möglichkeit, daß sich der so gekennzeichnete Zustand einmal ändert, darf aber nicht dazu führen, daß man einfach, weil jene Normen zu gewissen politischen Anschauungen schlecht passen, ihr Bestehn für die Gegenwart leugnet. Damit leitet man die öffentliche Meinung irre. Graf v. St.

Vom Strafmaß

(Schluß)

Als sich vor zwei Jahren der deutsche Juristentag mit der in Aussicht genommnen Strafrechtsreform befassen sollte, entbrannte unter den Fachleuten ein Streit über die Frage, ob es überhaupt möglich sei, eine wirkliche Strafrechtsreform zustande zu bringen, ohne daß sich der Gesetzgeber zu einem der großen grundlegenden Gedanken bekennte, um die sich der sogenannte Schulenstreit dreht. Zwei große Strömungen stehn sich bekanntlich in der Strafrechtswissenschaft scharf gegenüber, die ihren Ausgangspunkt und prägnantesten Ausdruck in der Frage nach Grund und Zweck der Strafe haben. Die eine Gruppe, die klassische Schule, sieht in der gerechten Vergeltung das kriminalpolitische Prinzip, in der Strafe eine abstrakte Notwendigkeit, die sittlich notwendige Ergänzung der Straftat, die selbstverständliche Vergeltung des Verbrechens; man nennt sie daher auch die abstrakte Schule und bezeichnet ihre

Digitized by Google

Anhänger als Verfechter der Vergeltungstheorie. Sie straft also quia peccatum est; ihr ist „das Verbrechen“ Gegenstand des Strafrechts. Die andre Gruppe will „den Verbrecher“ zum Gegenstande der Strafrechtspflege machen, die das Verbrechertum bekämpfen, d. h. solche Maßnahmen treffen soll, die das verbrecherische Individuum bessern, wenn es besserungsfähig ist, unschädlich machen, wenn seine Besserung nicht mehr erhofft werden kann. Sie straft also, ne peccetur, und erkennt der Strafe einen Zweck zu, die Gesellschaft vor dem Verbrecher zu sichern, indem sie ihn wenn möglich bessert oder ihn unschädlich macht. Diese Schule fußt also auf der Sicherungs- oder Besserungstheorie. Beide Schulen haben natürlich ihre Abarten, wie es auch zwischen beiden Standpunkten Übergänge gibt, die wir hier übergehn können. In der Deutschen Juristenzeitung verfocht damals Professor Kahl, der der klassischen Schule angehört und auf dem Juristentag über die Strafrechtsreform zu referieren hatte, die Ansicht, daß es nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert sei, bei den gesetzgeberischen Arbeiten zur Strafrechtsreform auf das Strafrechtsproblem nicht einzugehn (Deutsche Juristenzeitung vom 1. Juli 1902), und Professor von Liszt, das Haupt der modernen Schule und Korreferent zu dem genannten Thema, pflichtete ihm, ich weiß nicht, ob nur aus Liebenswürdigkeit oder aus Überzeugung, bei. Ihnen trat Professor Birkmeyer, auch ein Anhänger der klassischen Schule, in Ausführungen entgegen, die mir überaus zutreffend zu sein scheinen. „Der ganze Schulenstreit, sagte er (Deutsche Juristenzeitung vom 15. Juli 1902), müßte eine unverantwortliche Vergeudung von Zeit und Kraft sein, wenn der Gesetzgeber sich über ihn hinwegsetzen und doch ein brauchbares Strafgesetz zustande bringen könnte.“ „Gewiß gibt es eine Reihe legislatorischer Fragen, hinsichtlich deren gesagt werden kann, daß was der Sicherungszweck der Strafe fordert, auch vom Vergeltungsstandpunkt aus vertreten werden müsse oder könne und umgekehrt. Gewiß ist es für die Vertreter der Schulen geradezu Pflicht, möglichst viele solcher Vereinigungspunkte ausfindig zu machen und anzuerkennen. — Aber überall da, wo solches Zusammentreffen auf dem nämlichen Punkte von den verschiednen Ausgangspunkten aus unmöglich ist, da kann man meines Erachtens dem Wunsche, »den Schulenstreit insoweit zurückzustellen, als dies für die praktischen Aufgaben der Gesetzgebung unerläßlich ist«, nicht entsprechen. Es wäre doch sonderbar, wenn gerade da, wo die Schule vor die Lösung praktischer Aufgaben gestellt wird, also ihre Existenzberechtigung erweisen soll, sie von ihren Vertretern verleugnet werden müßte, um ein praktisches Resultat zu erzielen. — Ein Strafrechtsgesetzgeber muß sich vor allem entscheiden, welche Strafrechtstheorie er seinem Gesetz zugrunde legen wolle; er muß sich klar bewußt sein, ob er durch seine Strafbestimmungen Vergeltung, oder ob er durch sie Abschreckung, Besserung, Unschädlichmachung bezwecke. Versäumt er dies, so ist sein ganzes Werk auf Sand gebaut. Ein Zustand grenzenloser Verwirrung und unerträglicher Unsicherheit des Rechts ist die unausbleibliche Folge, und das beste an einer solchen Gesetzgebung wäre die mit Sicherheit vorauszusagende kurze Dauer ihres Bestandes.“

Nimmt sich „der Zustand grenzenloser Verwirrung und unerträglicher

Digitized by Google

Unsicherheit," den ich oben nach der Natur gezeichnet habe, nicht aus wie eine Illustration zu Birkmeyers überzeugenden Worten?

Inzwischen ist die Strafrechtsreform in Angriff genommen worden; sie ist aber nur auf das Strafprozeßrecht beschränkt und wird nach den spärlichen bisher in die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten keinerlei Überraschungen bringen. Die wirkliche Strafrechtsreform bleibt ad calendas Graecas aufgeschoben, und der Gesetzgeber wird im „Schulenstreit" in absehbarer Zeit noch nicht Stellung zu nehmen brauchen. Und das ist gewiß gut so, denn zu einer wirklichen Entscheidung wäre er in unsrer kompromißsüchtigen Zeit ja doch nicht gelangt. Es wäre wieder nur etwas Halbes dabei herausgekommen oder nicht einmal das; aber es wäre der Schein eines Fortschritts erregt worden, und der ist schlimmer als Stillstand, denn er ist geeignet, die große Menge, die Nichteingeweihten zu beruhigen und sie an die Vortrefflichkeit des Bestehenden glauben zu machen. Die Zeit für eine wirkliche, gründliche und wahrhafte Strafrechtsreform scheint noch nicht da zu sein. Es wird nötig sein, daß noch eine Reihe von Strafprozessen der Art, wie sie in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der wenigen Wissenden wie der viel zu vielen Oberflächlichen erregt und teilweise starke Parteinahme für und wider die jetzt beliebte Strafrechtspflege hervorgerufen haben, die Blicke weiterer Kreise auf die schweren Mängel unsrer Strafgesetze und ihrer Anwendung lenken und die Frage: Warum und wozu strafen wir denn eigentlich? in den Vordergrund des allgemeinen Interesses rücken; es wird nötig sein, daß sich vielleicht noch andre zu der mannhaften Tat eines Leuß entschließen und ihre eignen bittern Erfahrungen über den Strafvollzug der Öffentlichkeit preisgeben, und daß auch einmal andre Blätter als der Vorwärts und die Zeit am Montag die wirklich oft recht unerquicklichen Zustände und Vorkommnisse in unsern Strafanstalten aufzudecken den Mut finden; es wird nötig sein, daß wir etwas mehr als bisher im Verbrecher unsern wenn auch keineswegs schuldlosen, so doch nicht minder unglücklichen Bruder erkennen lernen, der nur gar zu oft ein Opfer unsrer eignen Lieblosigkeit ist. Es wird nötig sein, daß die im Grunde genommen doch auch rein christliche Erkenntnis immer lebendiger und stärker in uns werde, daß unser keiner ist, der frei ist von Schuld und Fehle, und daß in unsern Herzen Abgründe sind, von denen wir kaum etwas ahnen, von denen wir aber auch nicht wissen, ob wir nicht eines Tages rettungslos in sie hineinstürzen, und über uns selbst die strafende Themis den grausen Spruch fällt. Tausende und aber Tausende werden noch der „Verbrecherarmee" als Rekruten ohne Desertionshoffnung eingereiht werden müssen, unendlich viel Energie und Kraft, Gewandtheit und Klugheit wird sich noch in verbrecherischen Taten gegen die menschliche Gesellschaft vergeuden müssen, statt in deren Diensten verwandt zu werden; zu drückenden, unerträglichen Lasten werden die Kosten anschwellen müssen, die die Einsperrung und die Erhaltung des ausgestoßnen Teils der Menschheit, der immer unheimlicher anschwellenden Verbrecherarmee dem richtenden und strafenden Teile auferlegt. Noch grauenhaftere Taten als die Dippolds und Arenbergs werden das Entsetzen der Gleichgiltigen wachrütteln, schrankenlose Spekulationssucht noch oft Tausende um ihr müh-

Digitized by Google

selig abgedarbtes Eigentum bringen müssen; die Wortklauberei in der Gesetzesauslegung, die Prokrustestätigkeit findiger Staatsanwälte, die den Zweck hat, für unerwünschte aber straflose Handlungen doch noch ein Strafgesetz ausfindig zu machen, die ganze Rechtsunsicherheit und Rechtsungleichheit, von der die untern Schichten des Volkes schon lange wissen, die obern Hunderttausend aber erst allmählich aus einzelnen besonders auffallenden Fällen Kunde zu erhalten beginnen, werden noch schroffern, noch viel augenfälligern Ausdruck annehmen müssen — bis die Zeit kommen wird, wo wir — und zwar wir, die Allgemeinheit, nicht bloß ein paar fortschrittliche Juristen oder allzuhart vom Themisschwert betroffne Verbrecher, sondern wir alle, die wir ein offnes Auge und einen geraden Verstand und ein Herz in der Brust haben, alle, die wir Brüder und Söhne, Mütter und Frauen haben —, wo wir dieses Strafrecht von heute, diese Strafrechtspflege von heute einfach nicht mehr werden aushalten können, wo wir uns ein neues Strafrecht werden schaffen müssen.

Hoffentlich haben wir dann eine Regierung, die den Mut zur Wahrheit hat und die Unhaltbarkeit des Bestehenden ohne Leugnungs- und Bemäntlungsversuche anerkennt, und die auch entschlossen genug ist, zu der Grundlage aller Strafrechtspflege, zu der Frage nach Grund und Zweck der Strafe Stellung zu nehmen. Diese Stellung des Gesetzgebers zu der Grundfrage des Strafrechts wird neues Leben in unsre Gerichtssäle tragen, sie wird das betrübende Ratespiel und Markten um das Strafmaß verhindern, das ich oben geschildert habe, sie wird es unmöglich machen, daß sich ein deutscher Richter über die Frage der Strafabmessung äußert, wie es der Landgerichtsrat Karl Kade in seiner kürzlich erschienenen Broschüre „Der deutsche Richter," einem der verunglücktesten Verteidigungsversuche, die man sich denken kann, tut, indem er sagt: „Ja, die Ausmessung der Strafe ist eine sehr schwierige Frage. Ob für einen Diebstahl ein Tag oder fünf Jahre verhängt wird, ist der freien Beurteilung des Richters überlassen. Wie unendlich schwierig es ist, zwischen diesen Grenzen das gerechte Maß zu finden, liegt auf der Hand. — Es ist ganz unmöglich, irgendwie einen äußern festen Anhalt für die Strafzumessung, sei es in der Höhe des entwendeten Gegenstandes, sei es in der eignen Lage des Täters zu finden. Es bleibt nichts weiter übrig, als die Eigenart des Falles in seiner Gesamtheit zu betrachten und abzuschätzen. Dies würde in den meisten Fällen mit Erfolg möglich sein, wenn nur die Zeit dazu vorhanden wäre. Bei unsrer herrschenden Überlastung der Gerichte bedeutet jede Erörterung, die über die nahezu schablonenmäßige Feststellung der Tatbestandsmerkmale hinausgeht, eine unzulässige Zeitvergeudung. Und wenn wir Richter einmal den Anlauf machen, uns in einen Fall etwas mehr zu vertiefen, den Angeklagten auch in geringfügigern Sachen gar über sein Vorleben und die Entwicklung seiner Beweggründe zur Tat befragen, dann heißt es: »Vorwärts, vorwärts, es stehn heute noch viele Sachen an, und wir haben keine Zeit zu verlieren.« So kommt es gewiß öfters vor, daß besonders in den Fällen, wo die Beratung über die Schuldfrage schon lange Erörterungen erfordert hat, der Ausmessung der Strafe nicht die genügende Sorgfalt gewidmet wird und

Digitized by Google

beklagenswerte Ungleichheiten eintreten." Eine Strafrechtspflege, die aus Mangel an Zeit das Richtige, das Gerechte, das Recht nicht zu finden weiß, das ist denn doch das Ärgerlichste, was man sich zur Abwehr ungerechter Vorwürfe ausdenken kann!

Mag man nun aber auch davon überzeugt sein, daß jede Stellung des Gesetzgebers, möge sie die Vergeltungsstrafe oder die Sicherungsstrafe als Ziel der staatlichen Rechtspflege bezeichnen, von segensreichem Erfolge sein wird, so frage ich mich doch in banger Erwartung, welcher Art diese Stellung sein wird. Ich kann nicht leugnen, daß ich der Sicherungsstrafe den Sieg wünsche, daß ich sie für die einzig berechtigte halte. Wer strafen will, quia peccatum est, verwechselt meiner Ansicht nach das Strafrecht mit der Moral, das Problem von Schuld und Sühne mit dem von Verbrechen und Strafe. Zu strafen quia peccatum est, steht meiner Ansicht nach nur Gott zu; kein Mensch, weder ein Unteroffizier noch der Papst, weder ein Staatsanwalt noch ein Landgerichtsrat ist sein Stellvertreter, ebensowenig eine menschliche Institution, mag sie sich Sippe oder Staat oder sonstwie nennen. Wenn wir uns herausnehmen, eine Tat mit Strafe zu belegen, so geschieht das aus Zweckmäßigkeitsgründen, zum Schutze der Rechtsgüter des Einzelnen und der Gemeinschaft, also — ne peccetur. Wir müssen Strafgesetze haben, weil unsre menschliche, allzu menschliche Gemeinschaft ohne sie nicht bestehn könnte; die Strafe hat also keinen absoluten, sondern den ganz konkreten Zweck, diese menschliche Gemeinschaft davor zu bewahren: ne peccetur. So richte man also auch die ganze Strafrechtspflege daraufhin ein, daß sie diesen Zweck erfülle, und bemesse also auch das Strafmaß nach dem Grundsatz ne peccetur. Dazu kommt, daß meines Erachtens dieser Grundsatz auch der allein praktisch durchführbare ist. Zu welchen Folgerungen ein Anhänger der Vergeltungsstrafe dem einzelnen praktischen Falle gegenüber kommt, und zwar gerade einem Falle gegenüber, den er selbst für seinen Standpunkt auszubeuten gedachte, geht aus folgendem hervor:

In Nummer 21 der Deutschen Juristenzeitung vom 1. November 1903 ergreift Professor von Rohland in Freiburg i. Br. das Wort zu dem Prozeß Dippold in einem Aufsatz, den er selbst „eine juristische Betrachtung" nennt. Diese Bezeichnung, die Bedeutung des angesehenen und vielgelesnen Blattes, worin der Artikel erschienen ist, und die Stellung des Verfassers als Universitätslehrer heben seine Arbeit heraus aus der Fülle von Preßstimmen, die über den „Fall Dippold" in Tageszeitungen und in Zeitschriften laut geworden sind. Professor von Rohland will nicht etwa der öffentlichen Meinung als Sprachrohr dienen, sondern er wendet sich, ausgerüstet mit dem Arsenal geistiger Waffen, die ihm den Weg zum akademischen Lehrstuhl gebahnt haben, als eine Autorität an die Männer seines Fachs und an alle die Leute, die dafür ein wissenschaftliches Interesse haben, und er erwartet von seinen Worten sogar die vornehmste und bedeutungsvollste Wirkung, die man sich denken kann, nämlich einen Einfluß auf die Gesetzgebung, wie aus dem Schlußsatze seines Aufsatzes hervorgeht: „Möge bei der bevorstehenden Reform der Prozeß Dippold dazu beitragen, daß der Gesetzgeber die bessernde Hand anlege, wo es not tut, ihm

Digitized by Google

aber zugleich eine Mahnung sein, im Einklang mit den allgemeinen Rechtsanschauungen festzuhalten an den unveränderlichen Grundlagen des Strafrechts."

Dieser klar ausgesprochne Endzweck im Verein mit dem, was vorhin über den Verfasser und die Stelle der Veröffentlichung des Aufsatzes gesagt worden ist, sind Veranlassung genug, dieser Äußerung eine höhere Bedeutung beizumessen und in eine eingehende Prüfung einzutreten. Wir können es dabei unterlassen, den schon zur Genüge breitgetretnen Prozeß nochmals zu erörtern, und geben dem Verfasser bereitwillig alles zu, was er von dem Prozesse, von dem Täter und von der Tat behauptet. Wir wollen auch nicht das Urteil, dessen Milde er tadelt, und von dem er, unsrer Beobachtung nach mit Unrecht, behauptet, daß es lebhafte Mißbilligung gefunden und sich mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein in Widerspruch gesetzt habe, gegen seine Angriffe in Schutz nehmen, obgleich diese um so auffallender sind, als sie von einem Rechtslehrer ausgehn, und um so bedenklicher, als sie sich nur auf subjektive Empfindungen und „das allgemeine Rechtsbewußtsein" stützen. Der bedenklichste Teil seines Aufsatzes ist vielmehr der, worin er auf Grund des Prozesses Dippold einige Mängel des materiellen Strafrechts nachweisen will, und da er weiß, daß die Aufsätze der Juristenzeitung ihren Weg in die breiteste Öffentlichkeit zu finden pflegen, an Instinkte appelliert, die bei der Behandlung von Rechtsfragen ausgeschlossen sein sollten. Zum vollen Verständnis seiner Ausführungen ist es nötig, den Teil wörtlich hier einzufügen, aus dem der Standpunkt des Freiburger Professors in der Frage nach dem Zweck der Strafe hervorgeht. Hierzu schreibt Professor von Rohland: „Prüfen wir einmal an der Hand des Prozesses Dippold die Streitfrage. Weshalb ist wohl die Strafe über den Verbrecher verhängt worden, und aus welchem Grunde hat die öffentliche Meinung ein strengeres Urteil gegen ihn verlangt? Sollte er durch die Strafe in Zukunft von weitern Missetaten abgeschreckt werden, oder ist gar etwa der Gedanke an eine Besserung maßgebend gewesen? War es bloß zweckmäßig, ihn zu bestrafen, oder war nicht vielmehr seine Bestrafung eine Forderung der Gerechtigkeit? Die Strafe hat ihre psychologische Quelle in dem Bedürfnis nach Vergeltung und Sühne. Es ist eine Forderung unsers Selbstbewußtseins, daß das Verbrechen durch Zufügung eines der Verschuldung entsprechenden Leidens gesühnt werde. Was anders als das Bedürfnis nach einer im Verhältnis zur Tat des Dippold stehenden Strafe als gerechter Sühne ist es gewesen, was in allen Schichten des Volks das Verlangen nach einer schweren Strafe hat laut werden lassen, und weil das Urteil den Anforderungen des allgemeinen Rechtsbewußtseins nicht entspricht, ist es so lebhaft angegriffen worden. — Die Zweckstrafe verkennt also die psychologischen Grundlagen der Strafe und tritt mit den Anforderungen unsers Rechtsbewußtseins in Widerspruch."

Klarer und schärfer, als man es sonst gewöhnt ist, betont hier der Freiburger Professor bei einem praktischen Fall seinen Standpunkt als Anhänger der abstrakten Strafrechtstheorie; ihm ist die Strafe Selbstzweck, sie soll „Vergeltung und Sühne" sein, und nichts weiter; schroff lehnt er Abschreckung und Besserung als Selbstzweck ab. Und in der Tat, „wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen." Aber setzen wir nur auch gleich hinzu: „Steht aber doch immer schief darum, denn du hast kein Christentum."

Digitized by Google

Nein wahrhaftig, kein Christentum! Ob etwas „gerecht“ oder „ungerecht“ ist, kann man im letzten Grunde nicht logisch beweisen, sondern ist eine Frage des Gewissens und auch eine Frage der Kultur. Und einen Strich durch eine zweitausendjährige Kulturentwicklung macht, wer sich, wie Professor von Rohland es tut, auf den Standpunkt der reinen Vergeltungstheorie stellt. Es fällt mir nicht ein, ihm mit Bibelsprüchen zu kommen; denn ich weiß sehr wohl, daß sich damit alles und nichts beweisen läßt. Aber daß sich „das Bedürfnis nach Vergeltung,“ das Verlangen nach „Zufügung eines der Verschuldung entsprechenden Leidens“ nicht mit dem Geiste des Christentums verträgt — es wäre denn die Sorte „modernen“ Christentums, die man wie einen Paradeanzug nur zum Kirchenbesuch anlegt, aus dem praktischen Leben aber verbannt —, daß es sich nicht mit unserm heutigen Kulturstandpunkt vereinigen läßt, der, man mag wollen oder nicht, auf Grundsätzen der christlichen Ethik aufgebaut und von ihnen durchtränkt ist, das muß klar erkannt und offen ausgesprochen werden.

Dieser Kulturrückschritt, der mit dem Rohlandschen Standpunkt unleugbar verknüpft ist, zeigt sich scharf und deutlich in den Forderungen, die er bei dem Fall Dippold an das materielle Strafrecht stellt. Er findet, daß der Gesetzgeber nicht nur für besonders leichte Fälle Strafmilderungsgründe, sondern als Gegenstück für schwerere Fälle Strafschärfungen einführen müsse, und zwar sollen diese in besonders schweren Formen des Strafvollzugs bestehn. Als solche Verschärfungen des Strafvollzugs schlägt er Hungerkost und Dunkelzelle sowie die Prügelstrafe vor.

Also das ist die Tendenz! Quälen, allein um der Qual des Opfers willen, nicht um irgend einen Zweck damit zu erreichen, der in der Zukunft läge, der über den rohen Instinkt der Rache, der Vergeltung hinausginge, sondern nur um der Schmerzen und Leiden des Gepeinigten wegen! Der Verbrecher soll also nicht bloß viele Jahre seines Lebens ins Zuchthaus gesperrt und mit dem unauslöschlichen Makel dieser Strafe auf Lebenszeit behaftet werden, sondern sein Körper soll noch mehr, als es so schon geschieht, geschwächt, sein Geist durch die Dunkelzelle verblödet, sein Charakter durch die Prügelstrafe geschändet, verroht und vertiert werden — und das alles, um das Bedürfnis seiner Mitmenschen „nach Vergeltung“ zu befriedigen! Das soll Gerechtigkeit sein? Wahrlich, es ist eine ungeheuerliche Anmaßung, im Namen „unsers Rechtsbewußtseins“ und der „allgemeinen Rechtsanschauungen“ solche Forderungen vorzubringen. Es mag das ein Rechtsbewußtsein und es mögen das die Rechtsanschauungen vieler Jahrtausende, von den Urzuständen der Menschheit bis zum Ende des Mittelalters gewesen sein, es mögen das auch heute noch die Anschauungen des Professors von Rohland und des vendettaheischenden Korsen sein, die solche Gedankengänge ermöglichen — „unserm Rechtsbewußtsein“ und den „allgemeinen Rechtsanschauungen“ entsprechen sie nicht.

Es sind aber noch einige Einzelheiten in den Ausführungen Rohlands der Hervorhebung wert. Er sagt: „In der Tat reicht die gegenwärtige milde Gestaltung des Vollzugs der Freiheitsstrafe schon für gewöhnliche Verbrechen nicht aus, so ist sie für derartige schwere Fälle wie der Fall Dippold vollends ungenügend.“ Und an andrer Stelle spricht er davon, daß es notwendig sei,

Digitized by Google

für gewisse Fälle „die Körperstrafe als wirksame Zugabe zur Freiheitsstrafe zu verhängen, damit der Verbrecher die Strafe auch als ein wirkliches Übel empfinde."

Wir möchten wohl wissen, woher Professor von Rohland seine Kenntnisse über den gegenwärtigen Vollzug der Freiheitsstrafe geschöpft hat. Seine Ansichten mögen ja zutreffen, soweit das Universitätskarzer und die Festungshaft in Betracht kommen; vom Zuchthaus aber zu behaupten, daß es eine milde Strafe, oder daß es kein „empfindliches Übel" sei, ist gelinde gesagt gedankenlos. Hat Rohland vielleicht schon einmal mit einem Menschen gesprochen, der „nur" acht Jahre im Zuchthaus zugebracht hat? Kennt er die Sterblichkeitszahlen der Gefängnisse und der Zuchthäuser? Hat er schon einmal darüber nachgedacht, worin das eigentlich besteht, was er so schlankweg „einfache Freiheitsentziehung mit Arbeitszwang" nennt? Hat er das Buch von Hans Leuß gelesen „Aus dem Zuchthause"? Wenn er eine einzige dieser Fragen bejahen könnte, würde er wohl schwerlich noch daran zweifeln, daß das Zuchthaus auch ohne Prügelstrafe eine furchtbar schwere Strafe, ein wirkliches Übel verbunden mit „körperlichen Leiden" ist.

Professor von Rohland begründet seinen Wunsch nach Einführung der Prügelstrafe mit folgenden Worten: „Wer selbst seine Menschenwürde schändet, der hat auch den Anspruch auf Achtung derselben seitens anderer verwirkt und kein Recht mehr darauf, daß sein Körper für die Strafe ein noli me tangere sei." Abgesehen davon, daß es unverständlich ist, was die geschändete Menschenwürde mit dem noli me tangere des Körpers zu tun hat, muß man fragen, was heißt denn das eigentlich: „Seine Menschenwürde schänden"? Tut das nicht zum Beispiel jeder, der sich sinnlos betrinkt oder sich sonst zum Sklaven irgend eines Lasters macht? Will Herr von Rohland in allen solchen Fällen prügeln? Und wenn die Roheit der Gesinnung des Täters entscheiden soll, ob er „Prügel verdient" oder nicht, wer soll denn bei einem so subjektiven Begriff kompetent genug zur Entscheidung sein? Der Herr Professor möge nicht vergessen, daß es recht verständige Leute gibt, die die Anwendung der Prügelstrafe auch für eine Roheit halten; so sagt Leuß (S. 118): „Wenige Jahrzehnte hinter uns liegt das Anschmieden von Schwerbestraften an Eisenkugeln und andre Roheiten, deren Erneuerung von einigen politischen Bauern in unwissender Gemeinheit verlangt wird." Und Professor von Liszt sagt in einer kurzen Entgegnung auf die Rohlandschen Ausführungen (Deutsche Juristenzeitung, 1903, Nr. 23): „Wenn die Vergeltungsidee ohne die Prügelstrafe nicht auskommen kann, so hat sie sich selbst gerichtet. Folgerichtiger wäre es, gleich zu den Leibesstrafen der peinlichen Gerichtsordnung und ihrer öffentlichen Vollziehung zurückzukehren."

So prägt sich der Kulturrückschritt des Standpunkts der Vergeltungstheorie sofort in den ersten praktischen Forderungen aus, die erhoben werden; aber mit Recht stellt Liszt fest, daß Rohland noch weit davon entfernt ist, seinen Standpunkt konsequent zu vertreten, sonst müßte er noch ganz andre Forderungen aufstellen. Er will, daß die Strafe gerechte Vergeltung sei. Wofür? Das ist ihm offenbar selbst noch nicht recht klar, denn er wechselt die Ausdrücke und

Digitized by Google

spricht bald davon, daß die Strafe im richtigen Verhältnis zur „Tat“ stehn müsse, bald soll sie ein der „Verschuldung entsprechendes Leiden“ sein, und dann sollen wieder „die Umstände der Tat“ die Strafverschärfungen begründen. Da aber „Verschuldung,“ „Tatumstände“ und „Tat“ sehr verschiedne Dinge sind, fragt es sich, was von den Dreien oder welches Vierte etwa das sein könnte, wofür durch die Strafe Vergeltung geübt werden soll. Will die Vergeltungstheorie wirklich folgerichtig sein, so darf sie nur den objektiven Erfolg ins Auge fassen und muß dann endlich bei dem Grundsatz der Talion anlangen und „Auge um Auge,“ „Zahn um Zahn“ nehmen. Das ist dann zwar nur ein äußerlicher, aber immerhin ein fester objektiver Maßstab. Daß dieser nicht in eine Periode hochentwickelter Kultur wie die unsrige paßt, ist klar; man vergegenwärtige sich nur, was daraus werden sollte, wenn man Eigentumsvergehn oder politische Delikte nach dem Grundsatz der Talion strafen wollte. Aber diese Konsequenz ist nur wieder ein neuer Beweis dafür, welcher furchtbare Kulturrückschritt in der Durchführung des Vergeltungsprinzips liegen würde. Sowie man aber die subjektive Seite des Verbrechens in die Vergeltungsstrafe hineinbringen wollte, würde man völlig ins Uferlose geraten, und eine praktische Lösung der dann entstehenden Strafrechtsprobleme wäre überhaupt nicht mehr möglich. Denn auch wenn es gelänge, ein Strafprozeßverfahren zu erfinden, worin sich mit einiger Genauigkeit und Sicherheit der Grad des Verschuldens des Täters feststellen ließe — ein Erfolg, von dem unser heutiger Strafprozeß doch noch himmelweit entfernt ist —, so wird sich doch niemals die subjektive Leidensfähigkeit des Täters, und noch dazu für viele Jahre, also auf einen vollständig ungewissen und unbekannten Teil seines Lebens hinaus, feststellen lassen, wie es doch nötig wäre, wollte man in der Strafe ein wirkliches Äquivalent, eine „gerechte Vergeltung“ schaffen.

Mit Recht sagt Liszt: „Die innere Unhaltbarkeit der Vergeltungsidee kann gar nicht deutlicher demonstriert werden als durch den Fall Dippold. — Das Gericht hat auf Grund der Vergeltungsidee, wie aus der Begründung des Urteils hervorgeht, die Strafe auf acht Jahre Zuchthaus bemessen; Rohland hält auf Grund derselben Idee das Höchstmaß von fünfzehn Jahren für allein angemessen. Dasselbe Prinzip führt also zu so verschiednen Ergebnissen. — Das ist ja unser alter Vorwurf: Die Vergeltung kann uns zwar sagen, daß gestraft werden soll, sie ist aber ganz unfähig, uns zu sagen, wie die Strafe zu bemessen ist.“

So weist sich die Vergeltungsidee im letzten Grunde als eine Utopie aus, die uns daran erinnert, daß das Wort „Die Rache ist mein, ich will vergelten“ nicht dem Menschen gebührt.

Digitized by Google

Bartholomäus Saſtrow

Von F. Kuntze in Weimar

(Fortſetzung)

Für Johannes Saſtrow war die Anweſenheit des Kaiſers eine willkommne Gelegenheit, ſein Dichtertalent glänzen zu laſſen. Er widmete ihm ein Carmen und wurde dafür zum Dichter gekrönt und nobilitiert. Das ihm überreichte, in dem pomphaften Latein ſolcher Urkunden abgefaßte Diplom hat der Bruder in ſeiner Lebensgeſchichte mitgeteilt. Aber ein Geſchenk ſcheint der jugendliche Dichter nicht erhalten zu haben. Karl der Fünfte war ein ſparſamer Herr, und die Schar der Bewerber um den Ehrenſold eines Dichters mutmaßlich überwältigend groß. Ein gewiſſer Johannes Stigelius erhielt für die Widmung eines lateiniſchen Gedichts aus der kaiſerlichen Kanzlei folgende höchſt charakteriſtiſche Antwort: Carmen placet imperatori. Poeta petat quid velit, habebit; si voluerit esse nobilis, erit; si poeta Laureatus, erit id quoque; sed pecuniam non petat, pecuniam non habebit. Anders dachte der Truchſeß von Waldburg. Für das carmen gratulatorium, das ihm Johannes Saſtrow für ſeine eben erfolgte Ernennung zum Biſchof von Augsburg überſandt hatte, lohnte er durch die Verehrung einer goldnen Kette.

Kurz vorher hatte auch Bartholomäus für ſeine Mühe einen Lohn empfangen. Durch kaiſerliches Patent vom 19. Mai 1544 wurde er zum Notar ernannt und erhielt damit die Berechtigung, alle notariellen Akte nach dem geltenden Landesrecht auf ſauberm, ungebrauchtem Pergament oder Papier (in membranis mundis aut papiris, non tamen chartis abrasis) vorzunehmen. Aber in Speyer war wegen der andauernden Unſicherheit der Lage, und da er die Knechtſchaft im Engelhartſchen Hauſe nicht länger ertragen mochte, ſeines Bleibens nicht mehr. Er ſah ſich deswegen nach einem andern Unterkommen um und fand ein ſolches in der Kanzlei des Markgrafen Ernſt von Baden-Hochberg, der damals in Pforzheim reſidierte. Über Heidelberg und Bretheim (Bretten) — patriam Philippi — begibt er ſich im Juni 1544 dorthin. Pforzheim gefällt ihm beſſer als das in der eintönigen Rheinebene liegende Speyer, und ſüddeutſchen Leſern dieſer Blätter mag es willkommen ſein, zu erfahren, welchen Eindruck die oberdeutſche Berg- und Waldſtadt auf den Sohn des norddeutſchen Flach- und Küſtenlandes gemacht hat. „Pforzheim, ſagt er, iſt nicht groß, hat nur eine Kirche, ligt gar im Grunde an einer ſchönen luſtigen Wiſen, dardurch laufft ein clares, geſundes Waſſer, gibt allerlei wollſchmeckende Fiſche, daran man des Sommers gar gute Kurtzweile haben kan, zwiſchen überaus hohen Bergen, ſo mit Holtzungen, einer Wiltnuſſen nicht ungleich, bewachſen, ſo guth Wildbreth gibt. Das furſtliche Schloß ligt woll niderich,

Digitized by Google

aber respectu oppidi zimblich hoch; sonst hat die Stadt viel gelerter, bescheidener, freuntlicher, wollerzogener Leute, und Alles, was man zur Leibes Notturft, auch Erhaltunge zeitliches Lebents in Gesuntheit und Kranckheit von Nöten, an Gelerten, Ungelerten, Apothekern, Balbiern, Wirtsheusern, allerlei Handtwerckern, nichts außgenommen, in Predigen und Gesengen, Evangelische Religion usw.; zu Hove wurt ersparlich haußgehalten, das es gleichwoll furstlich unnd loblich, aber weit von der Pommerschen Art, an Fleisch und Fischen, allerlei Zugemus, gesottenen Feigen, Habernbrei, mennigerlei Krauth, zimblich Brot, unnd eim yedern in einem zinnen Becher bei anderhalb Stuck Dischwein . . ."

Leider hatte der junge Kanzlist einen allzu strengen Vorgesetzten, cancellarium Doctorem juris morosissimum, der besonders nicht leiden konnte, wenn in einem Schriftstück etwas radiert wurde. Nun sollte Sastrow einen Erbvertrag kopieren und hatte, nachdem er schon zwei Tage geschrieben, das Unglück, eine ganze Zeile des Konzepts zu überschlagen. Hätte er das Schriftstück so abgeliefert, er hätte sicherlich im Turm einige Tage panem doloris essen müssen. Da verfiel er auf folgende Kriegslist. Als zu Tisch geblasen war — sie mußten von der in der Unterstadt liegenden Kanzlei auf das Schloß hinaufsteigen —, machte sich Sastrow noch eine Weile zu schaffen und ließ die andern vorausgehn. Dann fing er eine Katze, tunkte ihren Schwanz ins Tintenfaß und jagte sie über das Schriftstück, worauf er das Tier einschloß und ebenfalls zum Essen ging. Nach Tisch trennte er sich abermals von den „Kanzleiverwandten" und ließ sie vorausgehn. Da fanden sie denn die Bescherung; da sie aber nicht wußten, wie die Sache zugegangen war, glaubten sie, ein böser Zufall sei schuld an dem Unglück. Bartholomäus stellte sich höchst aufgebracht über die Tücke des Geschicks, sodaß ihn die andern noch trösten mußten. „Also, fügt er dann hinzu, bin ich mit allen Ehren bestanden." Markgraf Ernst führte ein patriarchalisches Regiment: Übeltätern, die das Leben verwirkt hatten, sprach er kurz vor der Hinrichtung persönlich Trost ein, im Hause aber sah er als sparsamer Haushalter selbst nach dem Rechten. Von seinem Gemach aus, das gerade über dem Schloßtor lag, beobachtete er, was draußen vorging, und als er einmal wahrnahm, wie der Küchenmeister einen Karpfen entführen wollte, dessen Schwanz unter seinem Mantel hervorsah, rief er ihm zu: Hörst du, wenn du mir einen Karpfen stehlen willst, nimm entweder einen kleinern Fisch oder einen größern Mantel.

Schon nach einem Jahre löste Sastrow sein Verhältnis zur markgräflichen Kanzlei und kehrte nach Speyer zurück in der Hoffnung, daß auf dem für das Jahr 1545 nach Worms ausgeschriebnen Reichstag das Reichskammergericht neu besetzt werden und somit auch der Prozeß seines Vaters wieder in Fluß kommen würde. Sein Bruder war nämlich im Begriff nach Italien zu gehn, um dort zu doktorieren; so mußte denn Bartholomäus die Familie allein vertreten. Nachdem beide Brüder unter traurigen Ahnungen voneinander Abschied genommen hatten, begab sich der jüngere nach Worms, um die für ihn und die Seinen so wichtigen Verhandlungen des Reichstags aus nächster Nähe zu beobachten. Jedoch die Verhandlungen nahmen wegen Mangels an Beteiligung einen überaus schleppenden Gang, sodaß schließlich der Reichstag, da nichts

Digitized by Google

dabei herauskam, für das nächste Jahr — 1546 — nach Regensburg verlegt wurde. Von der Reform des Reichskammergerichts war also wieder keine Rede. Infolgedessen erging es unserm Bartholomäus übler als vorher und nachher in seinem Leben. Eine Anstellung war nicht zu bekommen, Landsleute, die er in Worms traf, wollte er um ein Darlehen nicht angehn, um seine Eltern nicht zu belasten, und so fristete er sein Leben in der kläglichsten Weise. Nachdem er sein bißchen Habe verfetzt hatte, blieben ihm nur die Kleider, die er auf dem Leibe trug; er nährte sich von Weißbrot und Wasser, nur selten, daß er einmal eine warme Suppe mit einem Stückchen Fleisch genoß, und schlief des Nachts in einer Garküche, wofür er einen Kreuzer zahlte, auf harter Bank; um seine Hosen flicken zu lassen, lief er zu Fuß nach Speyer, weil es dort billiger war. Infolge der Entbehrungen bekam er den Grind und wurde zuletzt so schwach, daß er keine Feder mehr führen konnte. Da fügte es sich, daß er durch die Vermittlung von Straßburger Bekannten eine Stelle als Schreiber bei dem Rezeptor des Johanniterordens Christoph von Löwenstein erhielt. Der hatte einst auf Rhodos tapfer gegen die Türken gekämpft und lebte nun als ein großer Herr auf der Ordensburg zu Niederweißel in der Wetterau mit Pferden und Hunden, Dienern, Narren und Maitressen, hielt immer offne Tafel und war als Verwalter von sieben Komtureien viel auf Reisen. Jetzt hatte Sastrow gute Tage. Bei geringer Arbeit führte er ein vergnügliches Leben, kam in Geschäften seines Herrn nach Marburg und Kassel, studierte aber daneben auch fleißig die Institutionen, die er immer bei sich führte. Daß er sich gegenüber den Lockungen der Konkubine seines Chefs, der schönen Maria Königstein, nicht der Keuschheit Josephs habe berühmen können, gesteht er offenherzig, fügt aber hinzu, daß er diese Schuld reumütig gebeichtet und dafür gebüßt habe und somit sicher sei, die Vergebung des Himmels empfangen zu haben.

Da erhielt er von Stralsund die Kunde, daß sein Bruder in Italien gestorben sei. Und da er so wie so des unordentlichen Lebens überdrüssig geworden war, schied er aus Niederweißel, um sich nach Italien zu begeben, die nähern Umstände vom Ableben seines Bruders zu erforschen und die, wie sich erwarten ließ, nicht unbeträchtliche Hinterlassenschaft an sich zu nehmen. So trat er Ende März 1546 mit wohlgefülltem Beutel auf „Apostelpferden“ die lange Reise an und gelangte nach einem glücklich überstandnen Abenteuer mit Wölfen nach Kempten. Dort traf er Reisegesellschaft, drei Niederländer, die ebenfalls nach Italien wollten. Mit ihnen zog er über den Brenner nach Trient, wo er am Osterfest — das große Konzil hatte vor kurzem begonnen — mit Erstaunen eine Kapelle von Kastraten, „alte Männer, so Barte hatten bis auf den Latz (so!), in hellem Diskant so rein und lieblich als wohlstimmende Mägdlein“ singen hörte. Auf einem gemieteten Gaul ging es weiter nach Venedig, und da er hier von Gassenjungen mehr als einmal den Ruf vernahm: tu sei Tedesco, perchè — soll heißen perciò — Lutherano, legte er seine deutsche Tracht ab und kleidete sich welsch. Die Herrlichkeiten von Venedig und „Amaran“ (Murano) wurden besichtigt, aber da die Zeit drängte, nur flüchtig. Nach kurzem Aufenthalt bestiegen die Reisenden ein Schiff, das sie nach Thiosa führte, wo sie widrigen Windes halber einige Tage verweilen

Digitized by Google

mußten und beinahe in Ungelegenheiten gekommen wären, weil sie gegen die italienische Sitte auf offner Straße ihre Dolche trugen. Endlich, als der Wind umschlug, schifften sie sich nach Ancona ein, der großen Kaufstadt, deren großartige Hafenanlagen und Schiffsverkehr unserm Bartholomäus gewaltig imponierten. Hier schloß sich ihnen ein neuer Reisekamerad an, ebenfalls ein Niederländer mit Namen Petrus, der früher als Landsknecht gedient und seither lange in Italien gelebt hatte, deshalb auch Sprache und Landesart kannte und namentlich in den Klöstern ein gern gesehener Gast war. Denn er war ein guter Musiker und unterhaltender Gesellschafter und wußte auch den Reisegenossen die Zeit zu vertreiben nach dem Sprichwort: Comes facundus in via pro vehiculo est. Der führte die Reisenden auch nach Loretto, wo sie sich die casa santa und das Marienbild ansahen, von dem Sastrow jedoch irrtümlich berichtet, es sei ein Gemälde gewesen. Dann wanderten sie quer durch Italien nach Rom zu, wo sich die drei Niederländer verabschiedeten, um nach Neapel zu ziehn, während Sastrow von seinem Geleitsmann in einer Herberge untergebracht wurde und schon jetzt mit ihm die gemeinsame Heimreise verabredete.

Gleich nach seiner Ankunft suchte er seinen Landsmann und entfernten Verwandten Dr. Hoyer auf, der in Rom als Domherr in behaglichen Verhältnissen lebte, und dieser, der schon um den Tod Johannes Sastrows wußte — die Kunde davon war ihm merkwürdigerweise zuerst aus Stralsund zugekommen —, führte nun unsern Bartholomäus zu dem gransignore, in dessen Diensten der Verstorbne gestanden hatte, zu dem Kardinal Ascanius Grafen de Flore. Der saß in einem Zimmer, dessen Fenster von Leinwand waren, im Hemde und ließ den Boden unausgesetzt mit kaltem Brunnenwasser begießen. Den Bartholomäus fragte er, ob es in Pommern auch so heiß sei, und als dieser dies verneinte, rief er aus: O utinam et Romae ejus modi temperatum aërem haberemus! Auch sonst fragte er allerlei „von Gelegenheit des Pommerlandes," von Johannes Schicksal aber wußte er nur, daß er, was schon bekannt war, in Aquapendente gestorben war. Er händigte dem Bruder die nicht unbedeutende Hinterlassenschaft ein, die dieser Dr. Hoyer zur Aufbewahrung übergab.

Jetzt mußte sich Bartholomäus, da er das empfangne Erbe nicht für sich verbrauchen, sondern seinen Eltern überbringen wollte, wieder nach einer Stellung umsehen. Auf Verwendung Hoyers kam er beim Verwalter des Brigittenhospitals, einem alten schwedischen Pfaffen, unter und hatte nun wieder, wie schon öfter, das Faktotum zu spielen. Da er sich weigerte, bei der Messe zu administrieren, wurde er zwar — wie auch ehedem sein Bruder — des Lutherтums verdächtig; da der Alte jedoch sonst mit ihm zufrieden war, übte er weitherzig das in der katholischen Kirche geltende tolerari potest und sah kein Arg darin, wenn der Famulus, während er selbst die Messe hielt, hinter dem Altar sitzend aus dem mitgebrachten Korbe einen tüchtigen Imbiß samt entsprechendem Frühtrunk zu sich nahm. Von diesem seinem Herrn erfuhr Sastrow auch das Ableben Luthers, und zwar mit all den fratzenhaften Entstellungen, mit denen der Haß der Gegner das Ende des Reformators, nachdem die Erde sich kaum über ihm geschlossen, schon verunglimpft hat.

Nicht lange dauerte der Aufenthalt Sastrows in Rom. Schon am 6. Juli

Digitized by Google

hat er die ewige Stadt verlassen. Die unruhigen Zeitläufte — denn auch in Italien wurde im Namen des Papstes Kriegsvolk gesammelt für den in Deutschland unmittelbar bevorstehenden Krieg —, vor allem aber der Gedanke an die Schrecken der Inquisition veranlaßten ihn, dem heißen Boden Italiens den Rücken zu kehren. Er konnte sich des Argwohns nicht erwehren, daß sein Bruder seines Luthertums halber heimlich auf die Seite geschafft worden sei, und fortwährend klang ihm das Wort des Kardinals de Flore im Ohr: Frustra eum admonui, ut non legeret libros suspectos. Gegen solche Besorgnisse konnte der Gedanke an die Lieblichkeit des italienischen Weins nicht aufkommen, und so machte sich denn Bartholomäus trotz der Hundstagshitze mit dem Nachlaß seines Bruders und einem Brief Hoyers an seinen Vater auf den Weg. Er hatte die Bekanntschaft eines Lübecker Bürgersohns gemacht, der sich Nikolaus nannte, Jahr und Tag in Rom gewesen war und deshalb fertig italienisch sprach. Dieser bot sich jetzt zum Reisegefährten an, da er ebenfalls im Begriff war, in die Heimat zurückzukehren. Bartholomäus war wohl damit zufrieden; als er aber dem Landsknecht Petrus, mit dem er, wie oben erzählt, schon die gemeinsame Rückreise verabredet hatte, von der Aussicht, einen dritten im Bunde zu bekommen, erzählte, wurde dieser auffallend verlegen und ließ sich nicht wieder sehen. Er war mit Hinterlassung vieler Schulden auf und davon gegangen, und es war klar, daß er die Absicht gehabt hatte, den arglosen Genossen, der ihm den Zweck und den Erfolg seiner Reise anvertraut hatte, unterwegs zu ermorden und zu berauben. Nikolaus aber erwies sich als ein treuer Gefährte. Während sich Bartholomäus taub stellte, beantwortete er geläufig alle neugierigen Fragen, sodaß man sie überall für Landeskinder hielt, die nach dem Werbeplatz Bologna eilten. So gelangten sie schon am 16. Juli über Florenz, Bologna, Ferrara und dann von der Hauptstraße abbiegend über Mantua — patria Virgilii — ungefährdet nach Trient. Als sie dann auf dem Wege nach dem Brenner die Stadt Brixen passiert hatten, spürten sie die ersten Anzeichen des heraufziehenden Ungewitters. Sebastian Schertlin hatte, wie man weiß, mit Truppen des Schwäbischen Bundes die Ehrenberger Klause besetzt, und König Ferdinand, um den Paß wiederzugewinnen, die Knappen der Bozner Bergwerke aufgeboten. Da sie aber keinen Sold erhielten, liefen sie davon und machten auf dem Wege nach Hause die Gegend unsicher. Von einem Haufen dieser verzweifelten Gesellen wurden unsre Reisenden angehalten und mit dem unfreundlichen Rufe: „Stich in die welschen papistischen Schelme“ ernstlich bedroht. Dann aber kamen sie in ein Gespräch. Die Bergleute schimpften weidlich auf den König Ferdinand, der Krieg führen wolle und kein Geld habe, ja es zeigte sich, was auch aus dem eben angeführten Anruf zu entnehmen war, daß sie eher evangelisch gesinnt waren als päpstlich. So schieden sie denn als gute Freunde.

Die Reisenden gelangten nach Innsbruck und zogen von da, weil Schwaben schon vom Kriegsvolk beider Parteien besetzt war, auf Regensburg zu, wo der Kaiser und der König Ferdinand ihr Hauptquartier hatten. Hier rasteten sie eine Weile; nachdem sie sich aber gestärkt und namentlich eine ebenso notwendige wie gründliche Abrechnung mit ihren intimsten Feinden, dem Unge-

Digitized by Google

ziefer, gehalten hatten, das sich besonders zwischen den ins Wams eingenähten Goldstücken Sastrows „wie die Steinmutten unter den Steinen“ eingenistet hatte, setzten sie ihre Reise fort und gelangten über Nürnberg, Erfurt, Nordhausen, Braunschweig und Lüneburg glücklich nach Lübeck. Dann reiste Bartholomäus ostwärts weiter und kam müde und steif „wie ein abgerittenes Pferd“ am 29. August in Stralsund an, wo er sich in der Pflege seiner Mutter bald von den Strapazen der Reise erholte. Acht Wochen war er unterwegs gewesen.

Fragen wir nun nach den Eindrücken, die der nordische Fremdling in Italien empfangen hat, so müssen wir sagen, daß sie nach unsern Begriffen herzlich unbedeutend sind. Sastrow gedenkt des milden Klimas und der Fruchtbarkeit der lombardischen Ebene; daß dort schon im April die Kirschen reifen, erregt sein besondres Wohlgefallen, er sieht mit Erstaunen, wie die Reben dort an den Obstbäumen emporwachsen und mit ihren Ranken von Baum zu Baum reichen, und er bewundert das Kanalnetz, wodurch von einem künstlich angelegten Wasserbecken aus das Land bewässert wird. Aber über die imposante Schönheit der Alpen, über die Reize der italienischen Höhen und Täler verliert er kein Wort, und die nächste Umgebung Roms, die Albanerberge und die Wasserfälle des Anio haben ihn zu keinem Ausfluge gelockt. Das erscheint zunächst wunderbar und ist doch begreiflich genug. Der Sinn für die reine Schönheit der Natur war den Menschen jener Zeit — einzelne Ausnahmen abgerechnet — noch nicht aufgegangen. So sieht auch Sastrow die Natur mit andern Augen an als wir, die wir von Haller und Rousseau wenigstens gehört, die wir Goethe gelesen haben und durch die Schule der Romantik gegangen sind. Für ihn wie für seine Zeitgenossen ist nicht die Erhabenheit oder die Anmut oder die Schönheit einer Landschaft der Maßstab ihres Wertes, sondern die Ergiebigkeit des Bodens und die Fülle der guten Dinge, die er vom Klima begünstigt hervorbringt. Darum schildert er die Poebene mit demselben Behagen, mit dem er vorher die Lage des schwäbischen Pforzheim inmitten fischreicher Flüsse und wildhegender Wälder geschildert hat, und mehr als der Soracte interessiert ihn der monte Fiascone am See von Bolsena mit seinem köstlichen Muskateller, der die Veranlassung zu der auch von unserm Reisenden erzählten Geschichte von dem propter nimium est est, dominus meus mortuus est gegeben hat. Anders lesen die Knaben den Terenz, anders Grotius. Für Sastrow bedeutet Italien nicht dasselbe wie für Seume oder Platen.

Und dasselbe gilt auch für den Aufenthalt Sastrows in Rom. Seine Teilnahme für die Stadt, „wo die Straßen sprechen und die hohen Paläste,“ ist erstaunlich gering, ja von dem Zauber, womit die Trümmer des Altertums wie die Wunder des cinquecento den modernen Menschen bestricken, findet sich bei ihm nicht die leiseste Spur. Was er über die Altertümer Roms zu sagen weiß, faßt er nach einer kurzen Bemerkung über die Reliefs des Titusbogens in die leeren Worte zusammen: „sonst sein viele schöne Antiquitates, ja wan man ein gantz Jhar und lenger damit zubrachte, zu Rom genug zu sehen: 3 schone Seulen Adriani,*) Amphitheatrum, Aquaeductum, wie woll beide

*) Die Trajanssäule heißt auch jetzt wohl noch colonna Adriana, und die zweite Säule ist natürlich die Markussäule; aber die dritte? Etwa die Phokassäule?

Digitized by Google

nicht, gantzt"; höchstens daß er noch flüchtig des Pantheons gedenkt oder den Pasquino nennt, der damals noch besser erhalten als jetzt auf der Piazza Navona stand, weil ihn die dort angebrachten Schmähverse wider die hohen Herren, Papst und Kardinäle interessierten. Von der Laokoongruppe und andern Bildwerken des Altertums weiß er nichts. Aber auch über die Denkmäler der Renaissancezeit geht er im Fluge hinweg. Der Umbau der Peterskirche wird allerdings erwähnt, der Vatikanische Palast des Papstes als ein „trefflich herrlich Gebau" bezeichnet, auch der andern Bauwerke im allgemeinen rühmend gedacht, aber der gleich darauf folgende Hinweis auf das geflügelte Wort: „Rom hat große Steine, große Herren und große Schälke" verrät deutlich genug, daß der Schreiber dieser Zeilen jenen Dingen kühl bis ans Herz gegenüberstand. Und nun gar Michelangelo und Raffael! Es scheint, daß der Fremdling vom Baltischen Meere nicht einmal die Namen dieser Großen gekannt hat, geschweige denn, daß er die Sixtinische Kapelle und die Stanzen des Vatikans besichtigt hätte. Um so mehr berichtet er von den römischen Kirchen, ihren Indulgentien, ihren Mirakeln und den Legenden ihrer Schutzpatrone und Heiligen, ein buntes Allerlei, worin natürlich auch die Fabel von der Päpstin Johanna nicht fehlt. Auch die am Himmelfahrtstage vom Papst abgehaltne Messe wird geschildert, ebenso die Fronleichnamsprozession mit ihrem sinnverwirrenden Gepränge. Aber auch die in Rom namentlich unter dem Klerus herrschende Sittenlosigkeit beleuchtet Sastrow mit grellen Farben. Doktor Hoyer war freilich andrer Meinung; der zitierte mit Hinweis auf das von Sixtus dem Vierten gegründete, vielgepriesene, zur Aufnahme von Waisen und Findlingen bestimmte Hospital zum heiligen Geist das Bibelwort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Sastrow aber setzte ihm auseinander, daß man lieber den Zölibat abschaffen solle, dann brauche man kein Hospital für Findelkinder, worauf jener nichts zu erwidern wußte, sondern „trefflich sauer sah."

Die schlimmsten Dinge aber berichtet er von dem Haupte der Kirche, dem sittenlosen Papst Paul dem Dritten; das meiste davon hat er allerdings aus dem Sleidanus, den er natürlich erst jahrelang nach seiner Heimkehr hat kennen lernen, und es ist sicherlich viel Klatsch darunter, aber auch wenn man ein gut Teil als Übertreibung abzieht, bleibt doch noch Unrat genug hängen. Es wurde in Rom auch öffentlich gescholten und geflucht, und es war wohl nicht so ganz unrichtig, was ein Priester einem Deutschen, der in der Beichte bekannte, den Papst geschmäht zu haben, geantwortet haben soll: Romae licet pontifici maledicere, in patria vero non. Alles in allem, Sastrow betrachtet Rom und das römische Leben durchaus durch die Brille des Luthertums; daher seine Teilnahme für die kirchlichen Zustände, daher auch die abfällige Kritik, die er so oft an den Einrichtungen und Überlieferungen der katholischen Kirche übt. „Von etlichen (Kirchen), sagt er, darin ich gewesen, hab ich etwas meinen Kindern berichten wollen, damit sie ein Stück des papistischen Fabelwerkes, Aberglaubens und grewlichste Vorschmelerung des höchsten Verdienstes des Sohnes Gottes sehen mochten." Freilich, hätte er andre Führer gehabt als den unwissenden und beschränkten schwedischen Pfaffen und den mittelalter-

Digitized by Google

lichen „Bädeker," die törichten Mirabilia Romae, wovon er sich ein Exemplar gekauft hat, würde er vielleicht eine größere Weite des Blickes gewonnen haben.

Es liegt nahe, wenn man Sastrows Schilderungen liest, an einen andern Deutschen zu denken, der fünfunddreißig Jahre früher und ungefähr in demselben Lebensalter wie jener Italien und Rom besucht hat, nämlich Martin Luther. Fünfunddreißig Jahre ist etwas mehr als ein Menschenalter, und doch welche Wandlungen hatten sich in dieser Zeit vollzogen! Als Luther vom Monte Mario herabsteigend zuerst die ewige Stadt sah, warf er sich auf die Knie und rief andachtsvoll: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!" Und gläubigen Sinnes verehrte er die Kirchen und Andachtsstätten samt ihren Mirakeln. Erst nach Jahr und Tag gingen ihm die Augen auf, sodaß er die Nichtigkeit aller dieser Dinge erkannte. Sastrow dagegen, aufgewachsen in der Lehre des Reformators, ist über dergleichen Aberglauben längst hinweg und hat für alle Reliquien und Legenden nur ein verächtliches Achselzucken. Und doch, welche Gemeinsamkeit bei beiden in der Auffassung von andern Dingen! Gleichgiltig stehn beide den Werken der Kunst, der des Altertums wie der Neuzeit gegenüber, Luther, der sonst für Eindrücke der Kunst empfänglich war, aus mönchischer Befangenheit, Sastrow, weil ihm, wie es scheint, der rechte Sinn dafür abging, während andrerseits auch er geblendet war durch die Scheuklappen einer einseitig dogmatischen Erziehung. Und auch darin zeigen sich beide als Söhne ihrer Zeit, daß sie die Natur nur von dem Standpunkte des Nutzens betrachten. Wie Sastrow freut sich auch Luther an der Fruchtbarkeit der lombardischen Ebne und der Bodenkultur, die Schweiz ist ihm dagegen ein dürr, bergig Land; so wird auch Sastrow wohl gedacht haben, wenn er es auch nicht ausgesprochen hat. Und von der malerischen Pracht der italienischen Landschaft, ihrer üppigen und fremdartigen Vegetation, dem blauen Himmel, der sich darüber wölbt, wissen sie beide nichts zu sagen.

Mit der Rückkehr Sastrows in die Heimat sind seine Lehrjahre zu Ende. Er tritt im November 1546 in die Kanzlei seines Landesherrn und arbeitet teils in Wolgast, teils in Stettin, wo er sich das Vertrauen des ebenso umsichtigen wie arbeitsamen und gelehrten Kanzlers Jakob Zitzewitz — Salomo am Hofe genannt — erwirbt. Bald, schon im Frühling 1547, wurde er zur Teilnahme an einer wichtigen diplomatischen Mission ausersehen.

Nach den Erfolgen der kaiserlichen Truppen in Schwaben und der dadurch verursachten Sprengung des Schmalkaldischen Bundes hielten es nämlich die beiden Pommernherzoge für geraten, sich mit dem Kaiser zu vergleichen, in der Hoffnung, daß das um so leichter sein würde, als sie, wiewohl Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes, doch keinerlei Anteil an den kriegerischen Feindseligkeiten genommen hatten. Dieser Gesandtschaft wurde Sastrow beigegeben. Man begab sich zunächst nach Böhmen, wo König Ferdinand im Begriffe stand, die von Truppen des Schmalkaldischen Bundes unterstützte Gegenpartei niederzuwerfen, um zu sehen, „wie hier der Wind wehte," sodann aber, nachdem die eisernen Würfel auf der Lochauer Heide gefallen waren, nach Torgau. Nun erhielt Sastrow den Auftrag, in das Lager des Kaisers vor Wittenberg vor-

Digitized by Google

zubringen und den Räten der Gesandtschaft freies Geleit auszuwirken — ein mißliches Unternehmen, weil die spanischen Horden die Gegend ringsum unsicher machten. Als die Räte den Zagenden auf den Beistand Gottes verwiesen, antwortete er schlagfertig mit der Gegenfrage, ob denn sie selber weniger auf den Beistand Gottes vertrauten. Aber er war Untergebner und mußte sich fügen. Da nahm er das gelbe Feldzeichen der Bündischen, das er bisher getragen hatte, ab und steckte das rote der Kaiserlichen an. So ritt er einsam über die Lochauer Heide, wo er noch zahlreiche Spuren des vor kurzem ausgefochtnen Kampfes wahrnahm. Als ihm aber ein Spanier zurief: „Lantz, Lantz, du bist noch nicht lange kaiserlich gewesen," nahm er vorsichtig das rote Feldzeichen vom Halse und rieb es tüchtig an den geschmierten Stiefeln, „daß das Neue verging," und gelangte dann unangefochten ins Lager. Er erhielt auch Audienz bei dem kaiserlichen Vizekanzler Dr. Selden, aber das Geleit für seine Auftraggeber erlangte er nicht; mit dem Bescheide, man müsse die Sache der pommerschen Herzoge erst prüfen, wurde er entlassen, worauf denn die pommersche Gesandtschaft ungesäumt die Heimreise antrat.

Eine zweite Fahrt, die Sastrow nicht lange darauf allein in das Lager vor Wittenberg unternahm, hatte keinen bessern Erfolg. Er sollte ein Schreiben seines Landesherrn an dessen Schwager, den Kurfürsten von Brandenburg, überbringen, der damals im kaiserlichen Lager weilte und fest versprochen hatte, sich der Sache seiner Verwandten anzunehmen. Das Schreiben gelangte auch in des Kurfürsten Hand; aber die Antwort, die dem Überbringer durch den kurfürstlichen Kanzler Weinleben zuteil wurde, lautete wenig tröstlich: „Seine kurfürstliche Gnaden — die übrigens im Begriffe stand das Lager zu verlassen — hätten keine Gelegenheit gefunden, der pommerschen Herzoge bei der Kaiserlichen Majestät zu gedenken, und hätten die Sache ihren Räten zur weitern Verfolgung übergeben." „Der Bescheit war ja woll wert, das ich in der Elbe were ersoffen," fügt Sastrow hinzu mit Anspielung auf eine Gefahr, die er beim Ritt über die Elbbrücke bestanden hatte.

Mit dem Bescheid in der Tasche wollte Sastrow ins Pommerland heimkehren, traf aber unterwegs in Treuenbrietzen seinen alten Vorgesetzten Zitzewitz und erhielt von diesem den Auftrag, ungesäumt nach Halle zu reiten und dort für ihn und die andern Mitglieder einer neu abgeordneten pommerschen Gesandtschaft Quartier zu bestellen; denn man wußte, daß der Kaiser, der inzwischen Wittenberg eingenommen hatte, auf der Rückkehr nach dem Süden in Halle Rast machen wollte. Hier hatte Sastrow Gelegenheit zu sehen, wie es mit der Einigkeit im kaiserlichen Heere stand. Eines Tages hatte er die Stadt verlassen, und als er zurückkehren wollte, fand er sämtliche Stadttore verschlossen, während ein Trompeter Alarm blasend die Stadt umritt. Draußen aber auf einer Wiese hatte sich wegen eines gestohlnen Gauls ein förmliches Gefecht zwischen den deutschen und den spanischen Reitern entsponnen. Einem hohen spanischen Offizier wurde, während er um Frieden zu stiften über die Saalbrücke sprengte, das Pferd unter dem Leibe erschossen, daß er in die Saale stürzte und ertrank, sogar König Ferdinand wurde von den Wütenden verwundet, erst dem Kaiser gelang es durch gütlichen Zuspruch, seine „lieben

Digitized by Google

Teutschen“ zu beruhigen. Achtzehn Mann hatten die Deutschen, siebzig dagegen die Spanier verloren; hätte man nicht durch die Schließung der Tore das in der Stadt lagernde deutsche Fußvolk eingesperrt, wäre das Blutbad noch viel ärger geworden. Damals tat auch der gefangne Landgraf Philipp von Hessen in Halle den historisch denkwürdigen Fußfall vor dem Kaiser, wobei ihm dieser die aus Sastrows Bericht so bekannt gewordnen Worte zurief: „Wel, it zal u leeren lachgen.“

Nun erhielt Sastrow den Auftrag, sich unter dem Schutze eines pommerschen Edelmanns, namens Georg von Wedell, dem kaiserlichen Zuge anzuschließen, der sich nach Augsburg zu bewegte, wohin für den 1. September ein Reichstag ausgeschrieben war. Es ging die Saale aufwärts durch Thüringen nach Koburg, Bamberg und Nürnberg. Furchtbar hatten die voranziehenden Spanier gehaust. Die Ortschaften waren geplündert und verlassen, Leichname Ermordeter lagen umher, andrer Schandtaten nicht zu gedenken. Der Kaiser ließ allabend, wo er sein Zelt aufschlug, einen Galgen errichten, „lies auch tapffer anbinden, halff gleichwoll nicht.“ In Bamberg war der gefangne Kurfürst von Sachsen logiert. Der stand am Fenster, um dem Einzug des Kaisers zuzuschauen, und als er seiner ansichtig wurde, verneigte er sich tief. Karl aber verwandte keinen Blick von ihm, so lange er ihn sehen konnte, und lachte „gar schimpflich.“

Schon vorher hatte Sastrow den Kaiser in persona wieder gesehen. Es war in der Nähe von Naumburg — die Geschichte ist oft wieder erzählt —, da stand Karl auf freiem Felde, und als plötzlich ein Platzregen losbrach, nahm er sorglich sein Sammetbarett ab und barg es unter dem groben Filzmantel, den er hatte herbeiholen lassen, um sein Gewand zu schonen. „Armer Mann, fügt der Erzähler dann hinzu, der etliche Tonnen Goldes vorkriegen könte, das sammiten Hutlein und den Mantell aber von dem Regen nicht vorderben, sondern denselben viel lieber auf das blosse Haupt fallen lassen wölte.“ In der Tat, dieses Gemälde sticht gewaltig ab von dem Bilde Tizians, das den Sieger von Mühlberg hoch zu Roß und in vollem Waffenschmuck darstellt. Nicht lange darauf machte Sastrow die Bekanntschaft eines andern Reichsfürsten, der freilich zu dem sorgsam peinlichen Karl das gerade Widerspiel war, das war der Herzog von Liegnitz, das liederliche Pump- und Kneipgenie, der in dieser Beziehung nur noch von seinem Sohne Heinrich, dem aus Schweinichens Denkwürdigkeiten so bekannt gewordnen fürstlichen Landfahrer, übertroffen wurde. Ihm widmet Sastrow eine ganze Episode. Wie er einmal in Nürnberg am hellen Tage im denkbar unordentlichsten Anzuge, in der einen Hand ein paar Würfel, in der andern einige Goldstücke, mit klingendem Spiel durch die Straßen zieht, daß alles Volk, sonderlich Italiener und Spanier, herbeieilten, um diesem „teutschen Ebriaken“ zuzusehen, wie er später nach Stettin kommt, um dort „mit den aulicis seines Sauffens zu warten,“ sodaß Herzog Barnim mit seinen Hofleuten eilig die Stadt verließ und nach Kloster Kolbitz zog, wie Sastrow ihn hier wiedersah und auf seinen Aufruf „buy“ mit dem bekannten Widerruf „bahe“ antwortete, aber die Aufforderung zum Trinken ablehnte — das und andre noch tollere Geschichten kann man, wenn nicht im Original, so doch in

Digitized by Google

dem erwähnten Auszuge in Freytags „Bildern“ nachlesen. Hier sei nur noch erwähnt, daß sich der Herzog nach Sastrows Bericht später zu Tode trank und Gemahlin und Kinder in der äußersten Not zurückließ.

(Schluß folgt)

Glücksinseln und Träume

Von Friedrich Ratzel

(Fortsetzung)

2. Knabenjahre

Seit der ersten Kindheit, wieviel tausend verschwimmende Gestalten von kleinen Gedanken, Ahnungen — dann halbgeborne Dichtungen, Träume, Ideen, Kleinode von Empfindungen . . . Adalbert Stifter

1

Was ist die Poesie der Jugend? Vergangenheit! Ich vergleiche sie den blauen Bergen in der Ferne, den ungreifbaren Wolken des Sonnenaufgangs und Untergangs, der kristallnen Tiefe des Weltmeers, dem vergangnen Frühling, kurz dem Fernen und dem Vorgestrigen, allem, was nur aus der Entfernung herleuchtet. Man mag von Leuten sagen, sie hätten sich ihre Jugend bewahrt, von Greisen sogar, sie hätten sich verjüngt: mit echter Jugend hat das nichts zu tun, die kommt in jedem Leben nur einmal vor. Wie Knospen und Blühen ihre Zeit haben, hat Jugend ihre Zeit. Und wie die Rose eben deshalb so schön ist, weil sie es nicht weiß, und so wie die Berge nicht blau sind, wenn wir vor ihnen stehn, und der Horizont nicht silbern, wenn unser Schifflein ihn durchschneidet, so wird uns die Poesie in der Jugend erst bewußt, wenn sie schon lange hinter uns liegt. Ich will damit nicht sagen, daß diese Poesie nur Schein sei. Im Gegenteil, Jugend selbst ist lebende Poesie, lebendig im Innersten eines werdenden Menschen, aus dem sie alle Poesie, die draußen in der Welt, in der Natur, in den Menschen und ihren Geschicken lebt, an sich zieht, sodaß die Kinderseele mehr draußen als drinnen ist und sich mächtig von der Poesie des Außenlebens nährt. Die Kindheit des Einzelnen gleicht darin der Kindheit der Menschheit, daß sie ganz in ihrer Umwelt aufgeht, mit ihr eins ist, und auch darin, daß sie sich dann aus dieser Naturverflechtung und Naturbeseelung unter tausend schmerzlichen Kämpfen wieder loslösen muß, bis der naturlose Mensch hergestellt ist, den man „brauchen kann.“ Wie oft ist in jenen Jahren das Gefühl in mir wiedergekehrt von einer Welt, die jenseits der engen meinen zu entdecken sei, und nach der hin Gedanken und Empfindungen ohne Namen und Ziel ins Unbekannte flogen? Und sie kehrten immer zurück und hatten kein Land gesehen! Aber wenn ich weit, weit hinein in einen blauen Himmel sehe, bis er zu zerfließen und immer tiefer herunterzuschweben scheint, dann meine ich wohl auch heute noch ein fernes Singen und Jauchzen zu hören und wähne, mein Jugendland müsse dort unten am Horizont aufsteigen, wo die Wolken wie silberne Inseln liegen.

Voll Leben waren die vier engen Wände, in denen ich aufwuchs. Die Tapete des Zimmers, wo ich schlief, in Form und Farbe Erzeugnis einer kümmerlichen Phantasie: braune Ränkchen auf gelbem Grunde, denen Figuren entsproßen, die nicht Blumen und nicht Tier waren und sich deswegen meinem Traumsinn als

Digitized by Google

Männchen empfahlen — ich sah sie bald als Bergmännchen aus der Tiefe bis zur Decke steigen, bald als Engelchen von oben herunterreiten —, die braunen glänzenden Kinder, die um den Tonofen des Wohnzimmers ihren Reigen tanzten, eine bucklige, farbige Porzellanfigur mit goldgerändertem Dreispitzhut, die als Trinkbecher dienen sollte, wozu niemand sie gebrauchen mochte, ein kleines Körbchen aus Gewürznelken und grünen Glasperlen, aus dem man eben noch etwas veralteten Nelkengeruch zu ziehen vermochte, diese und ähnliche Kleinigkeiten nährten meine kindliche Einbildungskraft. Warum blieb nicht die Natur selbst, die reiche, die Quelle einer elementaren Poesie, wie sie es in meinen frühesten Kinderjahren gewesen war? Wie vermochten diese Stümpereien sie zu verdrängen? Ich vermute, daß der keimende Besitzsinn hineinspielte, denn dieser Tand war mein und und den Meinigen, die Werke der Natur aber gehören aller Welt. Und so begann denn auch die Wiederbefreundung mit der Natur durch Sammeln und Zusammenraffen, sie zog mich aus den vier Wänden, lockte mich später von den Büchern ins Freie hinaus.

Die Sammelleidenschaft, die in der Neugier und in der Anhänglichkeit an einmal Besessenes wurzelt und aus meiner Tischschublade einen Gerümpelschrank machte, wo alte Nägel und Hufeisen neben Kieselsteinen und Papierstückchen lagen, deren Wert nur mir allein bekannt war, hat mich durch meine ganze Jugend begleitet; an ihrem Faden bin ich später zu den ernstern Studien gelangt. Sie nahm nacheinander die sonderbarsten Formen an. Ihre frühesten Regungen knüpfen sich in meiner Erinnerung an das Wiederabschlagen der Buden und „Stände," wenn der Jahrmarkt zu Ende war, der im Juni und im November abgehalten wurde. Das Einpacken der Waren in schwere Kisten und mehr noch das Zurückbleiben zahlloser Papierfetzen und gelegentlicher Reste von zerbrochnen Gegenständen fesselte uns alle; niemand scheute sich, in dem Kehricht herumzustochern; lag doch darüber noch ein Abglanz des Reichtums, der in den Buden geleuchtet hatte. Der Mensch hängt sein Herz an sonderbare Schätze. Ich hatte ein Holzkästchen, nicht größer als eine Hand, in der ich von den Kinderjahren an immer das aufbewahrte, was mir augenblicklich das höchste Gut war. Es waren nacheinander lebende Maikäfer, der Schädel einer Maus, ein durchsichtiger Rheinkiesel, einige Zeilen von der Hand der Schwester meines Freundes Hermann, die ich im Schlitten zu fahren pflegte, ein Ring mit Haaren von meiner Mutter. Und wie viel noch! Das schmucklose unpolierte Kästchen machte mir warm in der Herzgrube, wenn ich nur daran dachte. Ich habe es auf allen meinen frühen Wanderungen mitgetragen, und wo ich weilte, machte es mich heimisch. Es war wahrlich die Bundeslade meiner jungen Jahre.

Mächtig nährte den Besitz- und Sammelgeist die Vorliebe, mit der wir „Knöpfles" spielten, wobei Knöpfe in einen an eine Hauswand auf die Steinplatte des Bürgersteigs gezeichneten Halbkreis mit dem gebognen rechten Zeigefinger geschoben wurden. Sie hing jedenfalls damit zusammen, daß die Biedermeierstücke, die blauen und braunen, mit ihren schönen Messingknöpfen außer Mode gekommen waren. Es gab einen Überfluß von schönen Metallknöpfen in unsrer kleinen Welt, und da sie sonst zu nichts nütze waren, verspielte man sie. Es gab Knaben, die sich, wie die Wilden, ganze Leibketten, schwere Leibgürtel und Schulterketten daraus machten. Jedenfalls habe ich selbst damals viel mehr Wert auf ein Kattunsäckchen voll Messingknöpfe als auf alle Sterne des Firmaments gelegt.

Das Anlegen von Höhlen oder sonstigen Verstecken im Walde, die geheimnisvolle Einrichtung von Niederlagen von Büchern, Spielsachen und Nahrungsmitteln in den entlegensten Winkeln des Hauses, sogar das Hineinbohren und -schnitzeln von „Schatzkästchen" in die Schultische, worin Namen und Alter des Gräbers niedergelegt und mit einem Holzpfropf abgeschlossen wurden, entsprangen alle demselben Trieb des Geheimtuns, der in uns allen lebte. Und deshalb mußte auch jede Ausgrabung Schätze bringen. Man kam nur meist nicht tief genug. Deshalb

Digitized by Google

sahen die Kinder unermüdlich halbe Tage zu, wie beim Graben eins Brunnens Kübel um Kübel voll Erde und Sand heraufgewunden wurden. Nie ein Karfunkelstein! Nie ein kleines Tier, das mit leuchtenden Augen auf Goldhaufen lag und wachte!

Eines Tages vertraute mir ein Kamerad, der von ebensogroßer Sammelleidenschaft ergriffen war, daß neben einer Hintertür des Naturalienkabinetts ein Haufen Steine vom höchsten Werte liege, die herrenlos zu sein schienen. Die erste freie Stunde kramten wir in dem Gerümpel, und kein Märchenschatz kann seine Finder höher beglückt haben. Nicht glaubend, daß man diese Abdrücke von Kohlenpflanzen, diese Fragmente oder schlechten Abdrücke von Clymenien, Nautilen, Spyräen und was sonst noch auf dem Haufen lag, ohne weiteres an sich nehmen dürfe, holten wir uns die Erlaubnis, sie anzusehen, und waren außer uns vor Freude, als uns gesagt wurde, wir sollten nehmen, was wir wollten. Wir füllten unsre Taschen und trugen alles auf zweimal nach Hause, wo niemand über diese schwerwiegende Bereicherung der Büchergestelle erfreut war. Das war der erste Anfang des Sammelns mit wissenschaftlichem Zweck. Der war zuerst freilich nur Nebenzweck, aber da wir nun öfters das Museum besuchten, wo viel mehr und vollkommnere Exemplare aufgestellt waren, begann das Vergleichen und Benennen, und unwillkürlich wurden wir in das Klassifizieren hineingeführt, das die Grundlage aller weitern Fortschritte war. Es dauerte nicht lange, so machten wir auf eigne Hand Entdeckungsexpeditionen in die Sandstein- und Muschelkalkbrüche der Umgebung. Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen, als ich die Fauna des Keupers und des Muschelkalks mit zwei ausgezeichneten Formen bereicherte. Niemand, am wenigsten ich selbst, ließ sich damals träumen, daß damit ein Weg betreten war, der mich viel später weit führen sollte, nachdem ich einige andre schon gewandert war. Damals bewegte sich mein Sammeln und Ordnen noch ganz im Spiel. Im besten Fall galt es als Liebhaberei.

Liebhabereien, sonderbares Wort! Oft bin ich dir in meinem Leben begegnet und habe dir nicht nachgedacht. Als aus der Liebhaberei wissenschaftliche Arbeit geworden war, kam es mir zum erstenmal in den Sinn, wie du eigentlich geringschätzig lauten möchtest und doch so manches Edles meinst. Wie manche Liebhaberei ist das einzige, was ein Mensch auf dieser Welt lieb hat und lieb haben kann!

Man erzählte uns Sagen und Märchen, und sogar Andersens Märchen gehörten zu meiner frühen Lektüre. Die Sage rankte sich aber bei uns Kindern lieber in das junge Gebüsch der Gegenwart als um die alten Bäume der grauen Vergangenheit. Dort war der Gegensatz zwischen ihr und der Wirklichkeit größer, die Wirkung war stärker, wo sie das Leben selbst zu bedrohen schien. Darum lasen wir gleichgiltig in den Märchenbüchern, hörten aber mit Grauen von dem kürzlich verstorbnen Bürgermeister von M., der Nachts ächzend einen Grenzstein, den er zu Unrecht versetzt hatte, wieder an seine Stelle schleppte, und hörten mit halb angenehmem Schauern den Boten Bender von Eichelberg erzählen, der Arzneien in tiefer Nacht über den Berg zu den Typhuskranken in Tiefenbach trug, wie ein Schatten neben ihm gewandert sei, der jedesmal zusammengeschrumpft sei, wenn Bender an Jesum dachte. In unsrer allernächsten Nachbarschaft hausten Geister, die sich nach den zuversichtlich vorgetragnen Erfahrungen der ältern Spielgenossen sogar in die Spiele einmischten. Ein beliebtes Spiel war Haschen in Verbindung mit Verstecken, wobei der an sicherer Stelle angelangte an die Mauer schlug und „Lupard" rief. Wir spielten es mit Vorliebe vor einer Gruppe von Felsgrotten, die aus der romantischen Gartenkunst stammten und eigens für Knabenspiele gebaut zu sein schien. „Wenn man immer Lupard ruft, kann kein Geist hier schlafen," sollte es dort einmal aus der Höhle zurückgerufen haben. Es fiel niemand auf, daß dieser Ruf nicht ganz im Geisterstil gehalten war, vielmehr etwas alltäglich klang. Eine Zeit lang unterließ man das Spiel. Als aber ein mutvoller Knabe doppelt laut sein Lupard in die Höhle hineingerufen hatte und keine Geister-

Digitized by Google

beschwerde erfolgte, nahmen wir es mit dem gewohnten Lärm wieder auf. Ich dachte bei mir im stillen: Die Geister sind wohl wie meine Mutter, die uns auch einmal ein „Stille!“ zuruft, wenn es des Lärmes zuviel wird, dann aber, wenn es nichts hilft, lächelnd dem Treiben zusieht. Die Geistergeschichte endete übrigens nicht immer so harmlos. Als ein Spielkamerad erzählt hatte, es käme vor, daß einem, der zuviel in den Spiegel schaue, eine schreckliche Fratze daraus angrinse, er habe eine gesehen, die sich mit den Fingern in den Mund gefahren sei, um denselben über das ganze Gesicht hin auszuweiten, traute ich mich wochenlang nicht, wenigstens nicht am Abend, in den Spiegel zu schauen. Damals fiel mir diese Enthaltsamkeit nicht schwer, weil ich den Spiegel ohnehin als lästiges Toilettestück auf eine Linie mit dem Schwamm und der Bürste stellte. Es war nur eine willkommne Vereinfachung, die Haare ohne Spiegel zu bürsten. Der schräge Scheitel kam dann freilich zickzackförmig heraus.

Zu den geheimnisvollen Angelegenheiten gehörten auch die Versuche, der Natur ins Handwerk zu pfuschen, die auf manchen Umwegen einige aus meinem Spielenkreis endlich bis zur Pharmazie und zur Chemie geführt haben. Keine Rosenzeit ging vorüber, ohne daß von neuem wieder Rosenblätter und Wasser in lange schmale Flaschen gefüllt, wie man sie damals für Kölnisch Wasser benutzte, und in die Sonne gestellt wurden. Daß diese durch ihre sonderbare Gestalt auffallenden Flaschen nun nicht imstande waren, aus der Mischung etwas viel besseres als den natürlichen Rosenduft zu destillieren, kam uns gar überraschend vor und enttäuschte besonders lebhaft, wenn eigensinniges Verharren auf dem Wege dieser „Sonnendestillation“ endlich nichts als ein höchst übelriechendes Produkt erreichte. Bedenkliche Richtungen schlug dieser Probiertrieb in etwas späterer Zeit ein, als er sich auf Feuerwerk warf. Ich weiß nicht, wie es kam, daß unsre Soldaten auf dem Exerzierplatz so viel volle Patronen verloren, aber es war ganz bekannt, daß man bei den Übungen im Feuer nur hinter einer Plänklerkette herzugehn brauchte, um da und dort eine volle oder nur halbgeleerte Patrone zu finden. Indem wir zusammentaten, füllten wir ganze Flaschen mit Pulver. Mit Speichel befeuchtet wurden daraus kleine Berge geformt, die unter Sprühen und Spratzen verbrannten. Als ich mich einmal zu nahe heranwagte und hineinblies, sprang mir der ganze Feuerteufel ins Gesicht. Es war am Tag nach meinem zwölften Geburtstag. Die Pulvererplosion warf mich plötzlich um einiges in meiner eignen Schätzung zurück, ich kam mir jünger und — dümmer vor, wiewohl mich die abgesengten Augenbrauen, Wimpern und Stirnhaare seltsam alt aussehen machten.

Zu den sonderbarsten Dingen gehört die deutliche Erinnerung an Träume, die ich in früher Jugend hatte. Das kann wohl nur damit zusammenhängen, daß wir sehr oft einen bestimmten Traum träumen, der dann auf einmal verschwindet. Als Erinnerung, die wir oft schwer von den Eindrücken der Wirklichkeit trennen, taucht er dann zu irgend einer Zeit wieder auf. Ich muß zum Beispiel sehr oft vom Fliegen über einem weiten Wasser geträumt haben. Wenn ich nun über den Strom hinflog, fühlte ich die mächtige Anziehung des Wassers, teils fürchtete ich sie, teils war es ein süßes Gefühl, so hart darüber hinzustreifen. Dem bekannten Trick des Traumgottes, uns durch eine endlose Reihe von Zimmern zu führen, bis wir im letzten frei von Mauern in der Luft stehn, muß ich öfters zum Opfer gefallen sein. Und nun nach 1849, also in sehr früher Jugend, muß ich oft im Traum den roten preußischen Husaren neben seinem Pferd auf dem Marktplatz haben stehn sehen, den ich ein einzigesmal in Wirklichkeit dort erblickt hatte. So hat wohl auch in spätern Jahren jeder Mensch seine Traumgestalt, die ihn gleichsam begleitet, ein Schatten, der in Träumen ihm erscheint, wenn er ihn im Leben vielleicht nur ein einzigesmal gesehen hatte und im wachen Zustand seiner kaum jemals inne wird. Es ist sonderbar, wie von den Sternen der Kindheit, wenn der Tag des Lebens heller wird, so viele verlöschen, und gerade die in der Erinnerung fortleuchten, die einst am wenigsten beachtet worden waren. Gerade so

Digitized by Google

willkürlich, wie die wirklichen Sterne aus der Tiefe des Weltalls, leuchten uns jene von Stellen an, die uns früher fast dunkel erschienen waren.

Daß es eine Natur gibt, die schöner ist als eine andre, habe ich erst spät eingesehen. Unsre Gegend hatte gar nichts voraus, aber ihre Natur sprach zu uns in ihrer lebendigen Sprache, die das Kind so gut wie der Greis versteht. Meine Bewundrung galt ganz gleich den Sternen am Himmel und den Blumen und Blümchen an der Erde. Der Wald, der uns auf drei Seiten der Stadt leicht erreichbar lag, war zwar ein beliebter Spielplatz, wurde aber weiter nicht bewundert. Dagegen machten die Getreidefelder, durch die so stille schmale Sand- und Grasspfade zogen, einen tiefen Eindruck auf mein Gemüt, deren Grund das früh eingeprägte Dankesgefühl gegen den Geber des täglichen Brotes gewesen sein mag. Ich ging schon als Knabe, dem die Ähren um die Nase schwankten, mit Vorliebe durch ihr Silbergrau, wenn sie blühten und so eigentümlich dufteten, und durch ihr Gold, dessen bräunlicher Ton der Gipfel alles Reifens zu sein schien. Und die Kornblumen, Wicken und stolzen Kornraden standen nicht wie Unkraut in dem Felde, sondern wie Blumen in einem Garten. Leider entstellten wir zu jener Zeit die Poesie der Getreidefelder hartnäckig durch das Kauen der halbreifen Weizenkörner, die man tagelang im Munde umherwarf, bis ein kleines Klümpchen Kleber übrig war, aus dem durch geschicktes Kneten Luftbläschen mit Knall austraten. Dieses „Knallgummikauen“ wurde auch in den Schulstunden fortgesetzt, weil und wiewohl es, mit Recht, schwer verpönt war.

Der Wald reichte hart bis an meine Vaterstadt, deren Nordseite halbkreisförmig in ihn hineingebaut ist. In ihm standen wundervolle alte Eichen, und weite, dichte Föhrenschläge, in deren Dickicht man die Welt vergessen konnte, wurden von schlanken, rotberindeten Föhren überragt. Zu meinen ältesten und reinsten Natureindrücken gehört ein Sonnenuntergang hinter diesen Föhren, an deren Rinde das Licht wie glühendes rotes Gold niederrann. Seltsamerweise fiel im Walde die Furcht vor Gespenstern ganz dahin. Die Waldgeister waren mir willkommen. Wie erweiterte sich mir die Brust, wenn ich das Helldunkel und den Reichtum des durch die Äste schimmernden Himmelsblaus mit keinem Menschen teilte. Es war ein freundschaftliches Vertrauen, das mich mit dem Walde zusammenband. Bot er doch der „nestmachenden“ Phantasie des Jugendalters tausend Kammern und Winkel!

Mit zwölf Jahren lernte ich schwimmen; mein Verhältnis zum Wasser wurde dadurch ganz neu, denn wenn ich in das klare Naß tauchte, fühlte ich, wie mein Inneres klarer und reiner wurde, und mit den Augen wusch ich die Seele, die nun freier in die Welt schaute. Sonst hatten wir Knaben ganze Nachmittage am Wasser und im Wasser verbracht, uns mit dem Schlamm der Flußufer überzogen, bis wir Indianern glichen, dann in den warmen Sand der Abhänge eingegraben und die ganze Kruste untertauchend wieder abgewaschen. Jetzt suchte ich stille Stellen auf, und wenn ich gebadet hatte, wanderte ich wie ein neuer Mensch durch die wogenden Getreidefelder heimwärts und schaute zu, wie an dem gelblichen Westhimmel die Sonne schneller sank.

Zum Glück haben Kinder noch keine hohe Meinung vom Wert ihres Lebens, sonst würde die Sorgfalt, mit der ihre Eltern es umhegen, ihrer Eitelkeit schmeicheln. Ich bin zweimal hart am Ertrinken gewesen, doch wurde mir gegenüber kein Fall daraus gemacht, und die nähern Umstände sind mir deshalb auch nicht bekannt. Nur erinnere ich mich gehört zu haben, daß ich einmal ganz still einen Sandabhang am Rhein hinabgeglitten und versunken sei. Daß Kinder so lautlos verschwinden, ist eine große Gefahr. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie eine Frau über den Mühlsteg ging, hinter ihr ihr Mädchen von fünf Jahren; sie hört die vertrauten Kindesschrittchen nicht mehr, sieht sich um, und nur das Kopftüchlein des Kindes schwamm im Bach, das Kind war schon tief unten und kam nicht lebend wieder.

Digitized by Google

2

Den größten Abschnitt in dieser Zeit machte nicht die Schule selbst, sondern das Gefühl eines gewissen Herabsteigens in moralischer Beziehung als Folge des Umgangs mit andern Kindern. Der gescheite Knabe sucht seine Freunde am liebsten unter denen, die ihn anstaunen, weil sie unter ihm stehen, und unsre Schwachheiten entdecken wir nur denen gern, denen wir gleiche oder noch größere zutrauen. Wir steigen auch geistig und moralisch lieber bergab, als daß wir steile Höhen erklimmen. Es mochte im ersten oder zweiten Schuljahre sein, als ich meine Mutter sagen hörte: Ja, wenn du noch wärst wie in deinem vierten oder fünften Jahre, allein so brav wirst du dein Leben nicht mehr! Also das Paradies schon hinter mir? Da mir viel an dem lag, was meine Mutter von mir hielt, habe ich dieses Wort nicht vergessen. Eine andre Änderung machte sich erst allmählich fühlbar. Die kleine Seele wurde ganz langsam inne, daß das äußere Leben etwas von ihr wolle, immer mehr, womöglich sie selbst möchte sie ganz an sich heranziehn. Sie soll nicht länger mit sich allein bleiben. Die Schule klopft am härtesten mit dieser Forderung an, doch wird diese jahrelang hartnäckig nicht vernommen. Das Knäblein versteht diese Sprache noch nicht.

Nicht alles kommt zum Vorschein, was in einem Kindergemüt an Gutem und Bösem in wunderbarer Mischung kreist. Die Triebe, die in ihm liegen, und die Anregungen, die von außen kommen, begegnen sich wie die Ströme des steigenden Saftes in einem jungen Baume. Es gibt stille innere Kämpfe und Gärungen zwischen Schädlichkeiten und Heilmitteln, die die Natur selbst bereitet. In solchen unbewußten Vorgängen schwand unmerklich der Kindersinn, wie die Blüten fallen. Diese ganze Traumzeit verflog, als wäre sie in ein besseres Land zurückgekehrt, und die Gegenwart kam mir zum erstenmal ohne Blüte und Farbe vor. Zu derselben Zeit habe ich vielleicht zum erstenmal empfunden, was Langeweile, innere Öde ist.

Wie am treibenden Stock die Knospen bald da bald dort hervortreten, die eine von der Sonne gehegt aufbricht, die andre vom Frost getötet abfällt, so trieb nun meine junge Seele ihre Knospen, und zwar sowohl der Sonne als dem Schatten entgegen. Nur blieben diese lange geschlossen, fielen vielleicht bald ganz ab, während jene fröhlich aufblühten. Die Schule stand nun jahrelang gänzlich auf der Schattenseite. Keine wahre Lebensader lief nach ihr hin, das warme Jugendblut verbrauchte sich ganz in Spielen, Träumen, halb träumenden Versuchen zu selbständiger Tätigkeit und in der Anhänglichkeit an Elternhaus und Freunde. Die Wehmut der gebrochnen Freundschaft und das unbeschreibliche Glück, wenn sie wieder hergestellt würde, das waren die Wellengipfel und Wellentäler dieses Lebensabschnittes.

Ich habe aus meinem ganzen ersten Schuljahre nur die eine Szene in ganz heller Erinnerung, als uns eine herrliche Bergkristalldruse gezeigt wurde. Die muß meine Liebe zu den Kristallen zuerst wachgerufen haben. Leid tat es mir nur, daß sie in einem so staubigen Glaskästchen wie eingefangen saß. Weil ich leicht lernte, stand ich schon zur Elementarschule wie später zur Universität: ich ergriff, was mir gefiel, und hielt mich an keinen strengen Gang. Was ich gelernt habe, ist selbst erarbeitet, die Schulen aller Stufen haben mich immer nur angeregt und mir Wege gezeigt, darunter auch Holzwege.

Erst die Schulaufgaben und dann das Spielen! war das erste Gesetz, das ich zuerst für grausam und mit der Zeit auch für unsinnig hielt. Denn da alles Spiel hieß, was nicht von der Schule vorgeschrieben war, so fielen in spätern Jahren auch die mit Leidenschaft betriebnen Naturstudien und die Privatlektüre unter dieses Gebot, und ich fühlte doch schon damals, daß in ihnen Leben und Fortschritt war, während sich die Schulaufgaben so oft wüstenhaft trocken, Paragraph für Paragraph durch die Lehrstunden hinstreckten. Wie öde kamen mir die Grammatikstunden vor, als ich schon angefangen hatte, aus Lessing und Schiller zu lernen, was an der deutschen Sprache gut und schön ist. Die Jugend kann so viel Widersprechendes in sich aufnehmen, weil sie es einfach zum andern stellt; wenn sie es erleben müßte,

Digitized by Google

verwüchse es mit ihr zu einem Ungeheuer. Man bedenke doch, daß wir in einem bureaukratisch-monarchischen Kleinstaat aufwuchsen, wo schon Lockenhaar bei jungen Männern, ein Filzhut oder ein rotes Mantelfutter verdächtig waren, während die Schule allen Bewundrung für Aristides und sogar Brutus einimpfte, sodaß wir Schüler viel eher ein Verständnis zum Freistaat als zur Monarchie hatten, bei der wir an Nero oder Philipp dachten! Im Grunde war es gut, daß in den damaligen deutschen Verhältnissen Wirkliches und Gegenwärtiges für uns gar nicht in Frage kamen. Niemand von uns hatte einen lebendigen Staatsmann oder Feldherrn, und ich wenigstens hatte auch noch keinen Landtagsabgeordneten gesehen. Unsre politischen Gespräche konnten um so umfassender und vielseitiger sein, und während fast jeder von uns einen Verwandten hatte, der 1849 nach Frankreich oder Amerika als „Revoluzzer" geflohen war, oder der in Schleswig-Holstein oder Baden auf der andern Seite gefochten hatte, lebten wir in der Geschichte des Peloponnesischen Krieges oder der Gracchen oder höchstens, angeregt durch Schillers „Maria Stuart" und später Macaulay, in der englischen des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts. Der Geschichtsunterricht ging so schleppend, daß er nie über den Fall von Konstantinopel hinauskam; denn das war ein Kapitelschluß im Lehrbuch! Dabei wurde das Mittelalter so geistlos behandelt, daß ich eine Vorstellung von Konradin erst durch den zufälligen Fund einer Biographie seines Freundes Friedrich von Baden gewann, die ich verschlang. Als ich schon seit Jahren jede Jahreszahl und jeden Namen aus der Geschichte der alten Griechen innehatte, wirkte es wie eine blitzartige Erleuchtung auf mich, als ich zum erstenmal auf der Universität Ludwig Häusser die griechische und die deutsche Kleinstaaterei vergleichen hörte. Wenn man sagt: Die Schule ist der Markt der Knaben, hier lernen sie einander und das Leben kennen, so galt das für uns nur im beschränktesten Sinne: die Schule war nicht unsre Agora, höchstens unser Tauschmarkt, da bei uns sehr viel „gefuggert" wurde; der Markt des Lebens lag weit ab von unsern kahlen Wänden. Nur im Gewand der Dichtung griff mir damals die Geschichte aus Herz; in der Prosa des Lehrbuchs war sie absolut gleichgiltig. Ist das erstaunlich? War denn nicht Homer der erste Geschichtschreiber der Griechen? Und so bringen jedem Jugendgemüt nicht die Gelehrten, sondern die Dichter die Geschichte nahe. Für mich gab es viele Jahre kein Geschichtsbuch, das mir höher stand als Hebels Biblische Geschichten und die mythischen Partien in K. F. Beckers Weltgeschichte.

Ich will den freundlichen Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, nicht mit Schulgeschichten langweilen. Zur Kennzeichnung der Zeit genügt vielleicht folgendes. Als ich wegen Mangels aller Fortschritte und sichtlichen Ersterbens aller Teilnahme an dem Unterrichtsgang der Schule einer Privatschule überantwortet wurde, die den Ruhm hatte, auch die verkommensten Subjekte durch Prüfungen zu bringen, vernahm ich von deren erstem Lehrer das schöne Wort: Da man junge Hunde und Bären abrichten kann, braucht man an jungen Menschen nicht zu verzweifeln. Das war nicht gerade ermutigend; doch widersprach es nicht den pädagogischen Grundsätzen meines Vaters, der meine Einführung bei dem Direktor mit den Worten begleitete: „Der Bub ist gut, indessen wenn er nicht pariert, schlagen Sie ihn braun und blau." Wiewohl nun dieser Direktor von berüchtigter Schlagfertigkeit war — von den Fortschritten der Technik begeistert prügelte er nicht mit dem Rohr wie die gewöhnlichen Lehrer, sondern mit einem kurzen Kautschukknüppel, dessen eigenhändige Herstellung er uns eingehend schilderte —, habe ich von ihm nicht zu leiden gehabt, sondern weiß ihm aufrichtigen Dank. Als Schulmann wird er wohl mittelmäßig gewesen sein, seine Unterrichtsstunden waren verworren, planlos; aber er hatte die Gewohnheit, von deren Gegenstand fast immer abzuschweifen, und aus seinen Erzählungen, die mit der Sache gar nichts zu tun hatten und eben deswegen uns doppelt fesselten, haben wir alle viel gelernt. Er war Pflanzen- und Insektensammler, begeistert für Physik und Chemie; dabei unterrichtete er in alten und neuen Sprachen. Man kann sich das Ragout seines Unterrichts denken; aber es mundete uns. Es kommt mir jetzt wie eine Parodie vor, daß wir ihm

zum Geburtstag einmal ein Aräometer schenkten, das in einer Kanne voll Seifensiederlauge schwamm, die der Sohn eines Seifensieders beisteuerte. So sehr hatte uns seine Darstellung der Seifenfabrikation gefallen, die er in der griechischen Stunde an die Frage geknüpft hatte: Womit mögen die homerischen Helden den Staub des Kampfes gründlich abgewaschen haben? Wie aus einem dürren Stamm an unerwarteter Stelle ein grüner Schoß entspringt, so weckten diese Schilderungen und Besprechungen, die andern als Allotria vorkamen, in mir die Lernlust, und ich empfing von ihnen den Anstoß zu der Richtung des Denkens und Arbeitens, der ich mein Leben lang gefolgt bin. Plötzlich stürzte ich mich mit Leidenschaft auf die Naturgeschichte, und da ich mich darin von diesem Lehrer eifrig gefördert sah, tat ich ihm zuliebe auch in den andern Fächern das nötige, im deutschen Aufsatz sogar mehr als dieses. Als ich an einem Sonnabend Vormittag meinen Aufsatz „Jonathan und Patroklus" abgeliefert hatte und am Sonntag von meinem Vater vernahm, ein mit meinem Direktor befreundeter Geistlicher habe ihn gelesen und mit großem Lob davon gesprochen, mag sich wohl der allererste Keim der Befriedigung über einen literarischen Erfolg in mir geregt haben. Doch machte mich diese Anerkennung gewiß nicht eitel, denn ein sicherer Instinkt ließ mich fühlen, daß es sich in einem solchen Aufsatze doch nur um die Handhabung von Worten handle. Ja, wenn das Thema gewesen wäre, eine blühende Wiese oder die Verwandlungen des Oleanderschwärmers zu schildern, da hätten sich Tatsachen darstellen lassen, das wäre etwas gewesen! Da hätten sich auch Gefühle aussprechen lassen, die man wirklich gehabt hatte. Ich versuchte einmal, als ich von einem Aufenthalt in dem Heimatsdorfe meines Vaters zurückgekehrt war, zu beschreiben, wie schön es sei, aus dem Fenster auf den Apfelbaum zu steigen und aus dessen Krone das Rauschen des Baches von drunten her zu hören oder seine Wellen im Sonnenlicht blitzen zu sehen. Ich hatte die Kühnheit, den kleinen Versuch meinem Direktor zu zeigen, der mit besonderm Lob die Wendung bedachte: die Äpfel waren so groß, daß die Augen, die sie anschauten, unwillkürlich wuchsen.

3

Grübeln und Spielen gingen wie blauer und roter Farbenschimmer auf einem Käferflügel beständig ineinander über. Auch meine Gedanken über Religion glichen Seifenblasen mehr als irgend etwas anderm. So vergänglich waren sie auch im einzelnen, bleibend war nur das Dankgefühl gegen Gott den Schöpfer und die ahnungsvolle Ehrfurcht vor Gott dem ewigen Richter. Viel tiefern Eindruck als der heimische trockne Gottesdienst machte es, wenn man an einem sonnigen Sonntage „hinter" die Kirche ging und im weiten Feld unter Lerchengesang hinschritt, mit dem sich die Glockentöne ferner Dörfer mischten. Da fühlte man das Wehen eines Geistes, von dem in unsrer kalten, grauen Kirche kein Atem war. Der Religionsunterricht blieb vollkommen unfruchtbar im Dogmatischen, brachte uns dagegen in der biblischen Geschichte Kunde von großen Typen und Vorbildern menschlicher Entwicklung zum Guten und zum Bösen. Bisher hatte ich allsonntäglich die Grau in Grau, trüb und poesielos gezeichneten Bilder aus dem Alten Testament, die in die Galeriebrüstung der Kirche eingesetzt waren, ohne Gedanken und Gefühl angeschaut; sie sprachen so wenig verständlich zu mir wie das Knäufgeschlinge der korinthischen Säulen, in das ich vergebens Leben oder Sinn zu bringen suchte. Das änderte sich nunmehr, und zwar nicht bloß äußerlich. Ich hatte Gedanken, mit denen diese Gestalten zu beleben waren. Freilich nur eben, soweit sie Menschen waren. Gerade so erging es mir mit der Kirchengeschichte. Da gefiel mir, lange vor Dahn, natürlich das Heldenhafte an den Arianern, wie ich denn selbst an Christenverfolgungen und Ketzerverbrennungen nicht ohne ein geheimes Wohlgefallen vorüberging. Aber alle diese Religionsgeschichten interessierten mich doch nur so oder kaum so wie Romulus und Remus. Es war zwar stark, daß ein Bruder den andern erschlug, bloß weil er sein Mäuerlein übersprang, aber man konnte sich immerhin hineinleben. Jeder hatte Beispiele von dem unbegründeten Zorn des

Digitized by Google

Jugendalters. Dagegen in den Wortstreit der Ausleger der Heilsbotschaften, wer lebte sich da hinein? Die Hauptsache war doch offenbar, daß uns diese Botschaft gesandt war, ihren Sinn mußte der am besten verstehn, der sie uns sendet, was die Menschen hineinlegen, ist Nebensache.

Für den Glauben fehlte mir alles Verständnis. Gerade weil ich glaubte, begriff ich nicht, was Glaube sei. Man sollte mit diesem Worte die Jugend nicht quälen, sie glaubt ja ohnehin mehr, als nötig ist, und zuviel bestimmten Glauben von ihr fordern, heißt sie zum Zweifel herausfordern. Die Jugend kann auch nicht den abgeklärten Glauben dessen haben, der einmal geglaubt hatte und nun aus dem Zweifel zum Wiederglauben emporsteigt, in dem er sich glücklich fühlt, einem Geber des Guten Dank zu wissen und überhaupt einen Herrn über sich zu wissen. Mir blieb Glaube ein leeres Wort, dessen Sinn ich erst zu ahnen begann, als die Sache selbst ins Wanken kam. Ich hatte an Geister geglaubt und diesen Glauben nie abgelegt, sondern, vor dem Spott meiner Genossen mich schämend, ihn verborgen. Warum nicht glauben? Ich ahnte, wie wenig wir wissen. In welchem meiner gelehrten Pflanzenbücher fand ich eine Auskunft darüber, wer die Pflanzen geschaffen habe? Die Wirklichkeit der Geisterdinge zu bezweifeln, schien mir ohnmächtige Verneinung. Glaube an Gott und seine Macht, und alles andre laß dahingestellt!

Durch den Umgang mit katholischen und mit jüdischen Schülern gewannen wir andern gelegentlich Einblicke in ein ganz anders beschaffnes Religionswesen, die uns zwar nicht zu Zweifeln an unserm eignen aufregten, aber doch mancherlei Perspektiven auftaten, in die man nicht ohne Behagen hineinschaute. Ich erinnere mich, daß es zwei Dinge waren, die mich anzogen und mir zu denken gaben. Das eine war die Heiligenwelt der Katholiken mit ihrem märchenhaften Glanz von Wundern, ihren schweren Leiden und den zahlreichen Beispielen von Heldengröße, das andre der Ernst, mit dem die Juden ihre Feiertage feierten. Daß Knaben, deren weltlicher Charakter uns so wohlbekannt war, vom Freitag Abend an keine Feder und kein Spiel anrührten, hatte doch etwas Imposantes. Man ahnte, daß etwas Großes dahinterstehe. Weniger eindrucksvoll waren die ungesäuerten Brote, die Mazes, die sie uns in der Osterzeit kosten ließen. Aber jedenfalls war auch das etwas ganz Besondres. Um jene Heiligengeschichten aber beneidete ich meine Mitschüler, die sie glauben durften. Das waren trotz ihrer Heiligkeit und Seligkeit Menschen, die ich verstand, mit ihnen konnte man leiden und selig werden. Der heilige Bernardin von Siena, in dessen Gegenwart kein Mitschüler eine unanständige Rede zu sprechen wagte, der heilige Rupert, der nie einen Menschen betrübte, der heilige Robert von York, der schon als Knabe den Ernst des gereiften Mannes zeigte, die heilige Balbina, die, ein Wunder von Schönheit, sich eine entstellende Halsgeschwulst anbetete, um ihre Schönheit mit makelloser Reinheit zu verbinden, der heilige Godrich, der als Landkrämer und Heiliger durch Irland zog, das waren alles ganz verständliche Erscheinungen. So konnte ich mir auch ganz gut denken, daß die heilige Johanna, die mit einem Korb und mit einem Salbengefäß abgebildet wird, wie eine von den Botinnen ausgesehen habe, die man auf den Dorfstraßen gehn sah, und daß die heilige Wilfhilde, die Tochter des Herzogs von Bayern, die die niedrigsten Magddienste verrichtete und ein schlechtes Gewand trug, als Bärbel oder Urschel um uns herumwandelte.

Es fehlte aber auch nicht an echt romantischen Zügen in diesen Legenden. Dem Kaiser zerbrach die Feder dreimal, als er das Verbannungsurteil des heiligen Basilius unterschreiben sollte, und im dunkeln Kerker des heiligen Quirinus erschien immer gerade um Mitternacht ein tröstliches Licht. Wie anmutig war doch die Geschichte vom heiligen Gotthard, der, als er in seiner niederbayrischen Heimat als Ministrant fungierte, einmal in seinem Chorröcklein die glühenden Kohlen herbeitrug, ohne es im geringsten zu beschädigen. Welches erhebende Vertrauen in dem mutigen Athanasius, der sprach: Auch dieses Wölklein wird bald vorübergehn! Und seine Verfolgungen gingen vorüber. Geheimnisvoll lautete es in den Legenden

Digitized by Google

von der heiligen Katharina von Siena: sie sah künftige Ereignisse voraus und hatte die Kenntnis der Herzen. Als der grausame Domitian den heiligen Johannes in einen Kessel siedenden Öls werfen ließ, freute sich dieser seiner Qualen und stieg neu erfrischt aus der Glut hervor; das Wunder geschah vor dem lateinischen Tore, und Johannes heißt mit Bezug auf das Wunder „von der lateinischen Pforte." Das alles prägte sich mir tief ein, Zweifel kamen mir dabei gar nicht in den Sinn, und ich wundre mich nicht über dieses „Mitglauben," da wir doch so viel andres leichtgläubig hinnahmen, was viel weniger groß und imposant war. Ich erinnere mich einer Unterredung in meinem protestantischen Familienkreis, wo der Legendenglaube getadelt wurde; zwar drang ich mit meiner Ansicht nicht durch, daß es schön sei, zu glauben, daß der heilige Thomas von Aquin, einer der größten Weisen aller Zeit, Unbekannten, die ihn angingen, aus reiner Demut ihre Lasten getragen habe, oder daß Gregor der Große aus Bescheidenheit aus Rom geflohen sei, um der Papstwürde zu entgehn, oder daß der heilige Iro ein Buch zum Kopfkissen nahm, um immer wachbereit zu bleiben. Aber im stillen hing ich so gläubig wie irgend ein Katholik an diesen Wundergeschichten und dachte oft und lange über die Sentenzen nach, die darin vorkamen, zum Beispiel: Wer Gott für sich hat, verwirkt nichts. Wenn ich mir überlege, was mir bis zum heutigen Tage die Freude an den Legenden frisch erhalten hat, so ist es die anziehende Mischung von leicht glaubbaren und deutlichen Geschehnissen des Alltaglebens mit wunderbaren großen Kundgebungen der unbegreiflichen Mächte des Himmels. Es gibt Begebenheiten, in denen sich die ganze Welt zu offenbaren scheint. Und diese gehören dazu.

Von dem, was das Leben wirklich ausmacht, wußte ich aber damals so wenig, daß ich mir im Rückblick auf jene Zeit wie einer vorkam, der am Strome hingeht, in den andre untertauchen. Dagegen fühlte ich mich im Leben der Natur immer heimischer. Da schwamm ich immer weiter hinaus. Kaum verging eine Woche, daß ich nicht eine neue Entdeckung machte. Ich meine damit weniger den Nachweis neuer Standorte von Pflanzen und dergleichen, auf die man oft noch in spätern Jahren stolz ist, als etwa den ersten Blick auf die Stelle, wo ein etwas rascherer Bach, auf dessen Boden weiße Kiesel wie unter Glas lagen, in ein breiteres Flüßchen mündete, dessen sumpfige Ufer dicht von Pfeilkraut und Kalmus umstanden waren. Sie blieb mir geheimnisvoll und unbeschreiblich interessant vom ersten Erblicken an und ist es durch meine ganze Jugend geblieben. Der Bach kam aus einem Walde, der sich weit hinzog, und der mir, da ich ihn damals nie betreten hatte, der Inbegriff von Öde, Einsamkeit, Wildheit war. Als ich ihn nun zum erstenmal betrat, sah ich gleich am Rande eine hohe Epipaktis, die stolze braunrot blühende Orchidee im Schatten alter Buchen stehn. Warum auch dieses Bild mich so ergriff, daß es noch heute klar in meiner Erinnerung steht, weiß ich nicht. Doch verstand ich von da an das Geheimnis der blauen Blume vom Grunde aus. Wanderte ich nach solchen reichen Stunden mit gefüllter Pflanzenkapsel heimwärts, mit Vorliebe auf einsamen Wiesenwegen, und alles ruhte bis auf die weißen Wolken, die, ununterbrochen sich verwandelnd, über mir mitzogen, so wäre ich ganz glücklich gewesen, wenn nicht der Hochmut, sich so allein freuen, so „selbst sein" zu können, sich geregt, eitle Gedanken geweckt hätte, die ich zurückdrängen mußte.

Dinge, die das Gemüt angehn, besprach man bei uns zuhause nicht, Gefühle hatten in den gewöhnlichen Zeiten keine Worte. Es erinnerte mich an den tiefen Brunnen eines hochgelegnen Dorfes über der Tauber, an dem ich an einem Gluttage vorbeikam, ich ging mit Leuten, die Kübel und Kannen trugen, den rauhen Weg hinauf. Warum schöpft ihr nicht Wasser aus dem Brunnen? Sie antworteten: Aus dem darf nur geschöpft werden, wenn die Not groß ist, Ihr seht, daß er verschlossen ist. Ich erinnere mich, daß mich sehr oft der Wunsch tief innerlich bewegte, meinen Eltern etwas Liebes zu sagen. Aber über den Neujahrswunsch und den Wunsch zum Geburtstage hinaus gab es nichts. Dieses Bedürfnis nahm sonderbare Gestalten an. Wir durften unsre Eltern mit Du anreden, wir hörten aber die Anrede

Digitized by Google

„Sie“ bei Bekannten, und ich bildete mir ein, daß ich sie lieber gebrauchte, hätte es auch versucht, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Nicht als ob ich meine Eltern höher ehren wollte, sondern weil mir diese Ansprache edler vorkam. Empfindsame Kinder leiden gewiß oft schwer unter dem Mangel der Aussprache. Das Abschiednehmen war mir bei uns nicht traurig, es ging nichts von dem kurzen Lebewohlsagen und Händedruck in mein Inneres; aber der Moment des Alleinseins danach ergriff mich tief. Es kam mir dann jedesmal der Gedanke: Wie, wenn nun Vater oder Mutter in deiner Abwesenheit wegstürbe? Es war doch so gut wie kein Abschied, den du genommen hast. Später dauerte es Tage, bis ich über diese trüben Gedanken wegkam, indem ich sagte: Man kann sich doch nicht bei jeder Entfernung fürs Leben verabschieden. Immerhin hat diese Abhärtung den Vorzug gehabt, daß wir nie Sentimentalität für etwas Verdienstliches, wohl gar Geheiligtes hielten.

Da ich in einer engen Welt aufgewachsen war und mich in ihr immer mehr auf mich selbst konzentriert hatte, war ich den Forderungen des äußern Lebens in keiner Weise gewachsen. Unter solchen Umständen wird eigner Sinn Eigensinn, eigner Wille Eigenwille, und die Vorurteile schießen viel rascher ins Kraut als die Urteile. In selbstgerechter Härte verurteilte ich vieles, was ich nicht erfahren hatte, und begab mich aber dann doch mit der Ruhe der Unerfahrenheit in jede neue Lage. Die Unruhe kam immer erst, wenn ich es anders fand, als ich gehofft hatte, und immer fand ich es anders. So brachte jede Veränderung eine Erschütterung in mir hervor, denn ich war eigentlich geneigt, alles, was ich kannte und sah, so aufzufassen, als ob es immer so gewesen sei und so bleiben müsse.

Es war ein entschiedner Mangel der Erziehung in unsern kleinern Bürgerkreisen, daß die Kinder nicht einen Fonds von Lebensregeln, ich möchte sagen, von Rezepten, wie man sich in bestimmten Fällen zu verhalten habe, mitbekamen. Das schwach entwickelte gesellschaftliche Leben ließ es an Übung im freien Verkehr mit Älteren, Höhergestellten und Damen fehlen. Selbstbewußte Naturen bilden sich zuletzt ihre Gesetze. Auch ich arbeitete mich aus dem Gewirr von Scheu und Stolz etwas heraus, das mich am frischen Ausschreiten hinderte, aber ich bin erst viel später, als ich „etwas“ geworden war, ganz die nutzlosen verspäteten Selbstvorwürfe wegen Blößen losgeworden, die ich mir gegeben zu haben glaubte. Es war ein großer Fehler, daß sich meine Entwicklung früh auch in gesellschaftlichen Dingen nach innen wandte. Weil ich an einem wichtigen Wendepunkte mit mir selbst fertig geworden war, glaubte ich bestimmt, den richtigen Weg auch im Verkehr mit andern finden zu können. Darin irrte ich aber sehr.

(Fortsetzung folgt)

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

3

Die Mondscheinpartie über den See nach Markbyhof — oder Groß-Markby, wie Elli nun hörte, daß der Herrenhof auch genannt wurde, zur Unterscheidung von der „Villa,“ die in den alten Tagen auch zu dem Gut gehört hatte und ab und zu noch immer Klein-Markby genannt wurde — mißglückte vollständig und war durchaus nicht pikant. Elli steuerte, Onkel Briant ruderte selbst. Erik aber saß im Boot und „trutzte,“ wie Elli sich ausdrückte. Onkel Briant entsprach übrigens ebensowenig wie Erik Ellis von ihrem Vater ererbten Begriffen von

Digitized by Google

reichen Kaufleuten; er war ein großer, magrer, sehr lebhafter, sehr beleſener und sehr weitgereiſter, etwas redſeliger Herr. Dazu war der Onkel faſt noch mehr „Kavalier“ als ſein Sohn; den ganzen Mittag war er unausgeſetzt bemüht geweſen, aufmerkſam gegen Elli zu ſein, hatte ſich auf die höflichſte Weiſe nach allen daheim erkundigt und ihr väterliche, aber gewandte Schmeicheleien über ihr wunderſchönes Haar und ihr ſchwarzes Tüllkleid mit den dunkelblauen Flittern darauf, das ihren Teint womöglich noch weißer erſcheinen laſſe, geſagt. Außerdem hatte er ihr eine lange Reihe von Konzerten und andern Vergnügen in Ausſicht geſtellt und ſich, kurz geſagt, überraſchend gut aufgeführt.

Wenn nur Erik wie ſein Vater geweſen wäre, dann hätte ſich Elli keine entzückendere Ausſicht für den Winter denken können, aber ſo, wie er jetzt war! . . . Elli hätte wirklich nicht gedacht, daß ein Menſch, der ein hübſches Geſicht hatte und auch ſonſt im ganzen genommen recht paſſabel war, bei näherer Bekanntſchaft ſo langweilig ſein könnte. Und geſtern war er doch wirklich ganz gemütlich geweſen! Aber das kam natürlich daher, daß ſie im Grunde nichts von ihm gewußt hatte, ſondern ſelbſt freudig und unſchuldig mit geſchloſſenen Augen drauf los gegangen war. Nun, und zwar bloß weil ſie wußte, daß er immer an dieſe Julie dachte — denn darüber konnte kein Zweifel herrſchen, daß er das tat —, hatte ſie nicht die geringſte Luſt mehr, ſich mit ihm zu unterhalten.

Markbyhof machte zuerſt gar nicht den Eindruck auf ſie, den ſie nach Juliens durchaus „ſtilvollem“ Auftreten am Vormittag erwartet hatte. Es war ein altſchwediſcher, zweiſtöckiger Holzbau, der hell angeſtrichen und jetzt mit ſchon herbſtlich entblätterten Schlingpflanzen bewachſen war. Zu der geräumigen Flur führte eine breite Freitreppe, und darüber war ein Balkon mit einem breiten eiſernen Gitter. Rechts und links vom Hauptgebäude und dem großen kiesbeſtreuten Hof erſtreckte ſich je ein langer niedriger Flügel mit moosbewachſnem Strohdach, aus denen ein paar ſpitzige Dachfenſter auftragten, die mit dem anſpruchsvollen Namen „Frontepièce“ bezeichnet wurden. Von der Landſtraße führte eine Allee alter Hängebirken nach dem Herrenhofe.

Ja, das iſt das alte Markby, ſagte wie vorſtellend Onkel Briant mit einer gewiſſen Hochachtung. Man behauptet, es habe damals genau ſo ausgeſehen, als der Karoliner Johann Sack aus Friederikshald heimgekommen ſei.

Iſt es nicht älter? fragte Elli, der dieſes Alter nicht ſehr imponierend vorkam.

Nicht älter? wiederholte der alte Briant beinahe gekränkt. Ich meine doch, zweihundert Jahre ſeien ein recht anſtändiges Alter für einen Holzbau.

Aber wer wohnt denn in dieſen Seitenflügeln? fragte Elli ſchnell. Denn ihr — der Herrſchaft, meine ich — müßte eigentlich das Hauptgebäude genügen.

Da wohnt auch nur Julie mit ihrer Stiefmutter. Juliens Bräutigam, Hauptmann von Hall, der den Hof gepachtet hat, wohnt in dem einen Flügel, und den andern hat die Frau Pröpſtin mit ihrer Tochter inne. Ich glaubte übrigens, Erik habe Ihnen geſtern nähere Auskunft über unſre Freunde gegeben.

Aber das iſt ja eine ganze Kolonie, rief Elli etwas raſch und begann plötzlich zu lachen. Heißen dieſe auch Sack?

Der alte Briant ſtimmte aus Höflichkeit in ihr Lachen ein. Eigentlich meinte er zwar, daß ſeine wohlwollende Aufmerkſamkeit kein Grund zum Lachen ſei. Nein, antwortete er, ſie heißen Garde. Es ſind nahe Verwandte von Juliens Mutter, fuhr er umſtändlich erklärend fort, die Pröpſtin war mit deren älterm Halbbruder verheiratet. . . . Seit acht bis zehn Jahren wohnen ſie nun auf Markby.

Vor der Freitreppe ging Julie mit einem Herrn auf und ab, deſſen Ausſehen Elli ſogleich mit kühner Phantaſie als das eines „Tempelritters oder ſo etwas“ bezeichnete. Er war groß, ſtattlich und ungewöhnlich dunkel und ſah mit den großen ſchweren Augenbrauen und einem ſtarken dunkeln Schnurrbart etwas melancholiſch aus. Trotz ſeiner Tempelritterlichkeit war er übrigens äußerſt ſchik und modern gekleidet in einen grauen Sommeranzug und ſehr ſteif ge-

Digitized by Google

stärkter Leibwäsche. Er zog den Hut und ging mit Fräulein Sack den Gästen entgegen.

Wie spät ihr kommt! rief Julie. Sie reichte allen die Hand und stellte dann Elli ihren Bräutigam vor. Tante Albertine ist des Wartens schon lange müde geworden und nach Hause gegangen.

Ich weiß nicht, ob deine Gäste das als einen großen Verlust empfinden werden, bemerkte der Hauptmann und lächelte unehrerbietig, während er sich tief und höflich über Ellis Hand beugte. Erik sieht übrigens doch aus, als ob er sich darüber grämte.

Erik lachte ein wenig gezwungen; Elli verstand den Ton zwischen den beiden nicht ganz, aber das begriff sie, daß alle hier auf sehr vertrautem Fuß miteinander standen, und einen Augenblick fühlte sie sich doppelt fremd. Onkel Briant schaute nach dem Haus hinauf und grüßte. Auf dem Balkon stand eine schlanke und dunkle Dame, die sich wie ein Schatten von der mondscheinbeleuchteten Mauer hinter ihr abhob.

Die Zimmer, durch die man kam, waren alle groß, mit niedern Balkendecken, altmodisch und nur spärlich und nicht besonders behaglich eingerichtet. Nur das sogenannte „kleine Wohnzimmer" — das übrigens recht geräumig war —, wo man sich, bis der Tee getrunken wurde, niederließ, machte einigen Anspruch auf moderne Eleganz und wirkliche Behaglichkeit. Es war mit bequemen neuen Möbeln reich ausgestattet, hatte einen Teppich über den ganzen Fußboden und eine Menge vom Treibhaus hereingestellte Pflanzen. An den dunkeln Wänden hingen überdies ein paar neuere Ölgemälde, die Landschaften vorstellten, in glänzenden goldnen Rahmen.

Erst gerade vor dem Abendbrot erschien Frau Sack, Juliens Stiefmutter. Elli erkannte sogleich die Dame vom Balkon und war sehr erstaunt, daß dies die „Witwe" sein sollte, denn sie sah kaum älter aus als ihre Stieftochter, und diese und ihr Bräutigam nannten sie nur „Olga."

Sie war ebenso dunkel wie ihre Stieftochter, aber von einem ganz andern Typus; unnatürlich schlank, fast durchsichtig, das Haar über der Stirn gescheitelt und ganz glatt über die Ohren und Wangen gestrichen, sodaß es einen kohlschwarzen Rahmen um das Gesicht bildete. Elli schrieb später an ihre Schwestern, daß sie aussehe wie eine „Muse oder etwa wie eine Schauspielerin oder wie so ein modernes Plakat, wißt ihr, aber nur nicht wie eine mittelalterliche Wittib." „Mittelalterlich" bedeutete für Elli gerade fünfunddreißig Jahre.

Julie hatte ein glattes weißes Kleid und einen schwarzen Gürtel an. An dem kleinen weißen Jäckchen über der Bluse saßen ein paar große kostbare Jettknöpfe, die der aufmerksamen Elli sofort auffielen. Und da sie nun einen Teil ihres Ärgers auf die Stiefmutter übertragen hatte, begann sie auch zu verstehn, daß Julie den „Herren" vielleicht doch gefallen könne.... Aber wenn man so schwarz war wie ... und dann war auch noch das Gute an Julie, was Elli, wenn sie ehrlich sein wollte, sehr hoch anzuschlagen geneigt war, daß sie nämlich recht zurückhaltend war und sich von den andern Damen wie freiwillig übersehen ließ.

In dem kleinen Wohnzimmer versuchten Julie und die Herren Elli zum Singen zu überreden; Frau Olga aber verhielt sich passiv, ihr schien nicht viel daran gelegen zu sein. Das ärgerte Elli; es machte ihr zwar kein Vergnügen, vor Fremden zu musizieren, denn das war sozusagen fast der einzige Punkt, wo sie sich verlegen fühlte, aber sie wollte es den Leuten zeigen, daß sie es konnte. Und gerade an diesem Abend, gerade heute fühlte sie sich dazu aufgelegt, ihr bestes zu tun.

Sie setzte sich also an den Flügel, drehte mit der Sicherheit einer Primadonna den Inhalt des Notenständers von unterst zu oberst und bat ohne weiteres den Hauptmann, der musikalisch war, die Notenblätter für sie umzuwenden.

Digitized by Google

Am Sofatisch saß Julie mit ihrer Handarbeit in einem Korbstuhl mit großen blaßrosaseidnen Kissen. Das Licht der hohen Lampe mit dem modern phantastischen seidnen Schirm fiel weich und gedämpft auf ihren vorgebeugten Kopf und ihre Schultern, und so oft sie die Nadel durch den Stoff zog, funkelten die Ringe an ihren Fingern. Zuerst schien sie von ihrer Näherei ganz in Anspruch genommen zu sein, denn sie schaute gar nicht auf und lauschte nur schweigend dem Gesang. Aber nach einer Weile ließ sie die Arbeit sinken, warf einen gleichgiltigen Blick nach dem Flügel und blieb dann ruhig, die Augen ganz unbeweglich auf das Licht gerichtet, sitzen.

Erik hatte seinen Platz nicht weit von ihr entfernt; die Ellbogen auf den Knien und den Kopf stark vorgebeugt, spielte er mit einem Stichscherchen, das er vom Tisch genommen hatte. Die ganze Zeit konnte er Julieus Profil beobachten, und er bemerkte die nachdenkliche Ruhe, die sich über ihre Züge gebreitet hatte, und die unbeweglichen Hände auf ihrem Schoß. Schließlich stand er auf, sogar etwas unvermittelt, und stellte sich hinter sie. Sie wandte den Kopf ein wenig und lächelte ruhig, aber merkwürdig ängstlich, fast scheu.

Wie ausgezeichnet Fräulein Bertel singt! Es war, als beeile sie sich, dies zu sagen.

Ja. Er setzte sich an den Tisch und beugte sich vor. Ihre Köpfe kamen sich plötzlich sehr nahe, und Julie rückte nervös ihren Stuhl zurück. Sie begann wieder zu nähen, während ihr Gesicht unter seinem Blick langsam die Farbe wechselte; aber nicht ein einzigesmal schaute sie auf.

Warum hast du dein Haar heute anders aufgesteckt als gewöhnlich, Julie?

Hast du das gesehen? Sie blickte flüchtig auf und lächelte. In der Wange, die Erik zugekehrt war, wurde für einen Augenblick ein tiefes Grübchen sichtbar. Er gab sich keine Mühe, ihr zu antworten, aber sie fühlte seinen Blick immer noch auf ihrem Gesicht und führte die Hand nervös, ja unbeholfen an die Wange, wie um sie zu schützen.

Der Gesang verstummte. Elli ließ die Hände in den Schoß sinken, und während alle Beifall klatschten, drehte sie sich rasch auf dem Klavierstuhl herum, sodaß sie plötzlich dem Instrument den Rücken zukehrte. Unwiderstehlich frisch und hübsch saß sie da mit ihrem wogenden roten Haar und ihrer hellen Haut, die das schwarze Tüllkleid fast noch heller erscheinen ließ, und lächelte triumphierend über ihren Erfolg.

Daß Sie nie daran gedacht haben, zur Oper zu gehn, gnädiges Fräulein! Der Hauptmann war wie verwandelt. Er lag vor dem Notenständer auf den Knien und zog jedes Heft einzeln heraus, um ein bestimmtes Lied von Grieg zu finden, von dem man gesprochen hatte. Elli wandte den Kopf, und ihre Blicke trafen sich.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, meine Stimme regelrecht ausbilden zu lassen, sagte sie einfach. Und außerdem — gehört auch ein entsprechendes Äußere dazu.

Hauptmann Hall sah sie an, während er noch immer am Boden kniete. Elli wußte ja, daß sie diesen Blick selbst herausgefordert hatte, aber sie errötete doch darüber; sie errötete ärgerlich, unsicher, verlegen. Er sagte nichts, sondern beugte nur den Kopf wieder über die Noten.

O, was das anbelangt ... murmelte Onkel Briant galant; Elli war ihm ordentlich dankbar, daß er überhaupt etwas sagte.

Da wurde die Tür von außen ein wenig geöffnet, und eine sonderbar kindlich dünne Stimme flüsterte:

Darf man eintreten?

Das ist Bibbi! rief Julie und stand schnell auf. Wie nett, daß du doch noch kommst!

Fräulein Bibbi Garde zeigte sich in der Tür. Elli erriet sofort, daß dies die schon genannte Tochter der Pröpstin aus dem andern Flügel sein mußte. Sie ging herum und reichte jedem fröhlich und sehr herzlich die Hand. Jetzt hatte sie

Digitized by Google

auch die piepsende Kinderstimme abgelegt, deren sie sich, wie Elli nun merkte, nur im Scherz bedient hatte.

Robert ist da, sagte Fräulein Bibbi. Er kam mit dem letzten Zug, um etwas Wichtiges mit Arvid zu besprechen, und er ist deshalb zuerst in dessen Wohnung gewesen.

Der Hauptmann stand von seinen Noten auf; er drehte ein wenig nervös an seinem Schnurrbart und verließ dann rasch das Zimmer, um Robert zu begrüßen.

Beeilt euch nur ein wenig mit den Geschäften! rief ihm Julie nach. Robert möchte nach der Reise wohl auch gern eine Tasse Tee trinken.

Hierauf wandte sie sich an Bibbi: Möchtest du nicht auch eine, Bibbi?

Nein, ich danke dir, kleine Julla, denn ich habe eben eine Tasse Biermolken mit Mama getrunken.

Elli starrte noch immer Fräulein Bibbi an; sie vergaß sogar ihretwegen, weiter über „Robert" nachzudenken, denn sie meinte, noch nie in ihrem Leben ein so häßliches Menschenkind gesehen zu haben. Fräulein Bibbi sah aus, als müßte sie nahe an vierzig sein; sie hatte zwar eine schöne stattliche Figur und war in einem Gewand aus grauem glänzendem Stoff recht geschmackvoll gekleidet, aber das Gesicht, das war unbedingt häßlich. Eine kleine platte Stülpnase mit so großen Nasenlöchern, daß man — wie sie selbst mit einem gewissen Galgenhumor zu sagen pflegte — ein gutes Stück in den Schädel hineinsehen konnte. Eine dunkle, braunrote Gesichtsfarbe, ein allzu großer Mund und ein Paar Augen, die man an und für sich nicht häßlich hätte nennen können — wenn sie nur nicht so lächerlich rund gewesen wären! Und dann das Haar! Struppig und dünn, vom allergewöhnlichsten Schwarz! Elli hatte an und für sich schon einen angebornen Widerwillen gegen schwarzes Haar bei Damen! Und nun dieses hier!

Na, also so sieht der kleine Seraph aus!

Die große Elli errötete vor Beschämung über diese Anrede und lachte ein wenig verlegen, während Fräulein Bibbi ihr mit überströmender Freundlichkeit beide Hände schüttelte.

Gott sei Dank, daß die Fenster offen waren! Ich stand drüben in unserm Wohnzimmer — ja, Julie hat Ihnen doch wohl gesagt, wie leid es mir war, daß ich heute Vormittag nicht mitgehn konnte. Und wie reizend ist es doch für die kleine Dagny, daß sie so eine Freundin bekommt! schloß sie etwas unmotiviert enthusiastisch, indem sie sich an den Konsul wandte.

Der mystische „Robert," der nun mit Hauptmann Hall zusammen eintrat, entpuppte sich als der Rechtsanwalt Robert Garde, ein Vetter von Julie und Bibbi. Er schien vollständig heimisch hier zu sein, sogar die präraphaelitische und düstere Olga klärte sich ein wenig auf, als er eintrat.

Gegen Elli war er äußerst galant; sie sah selbst, daß sie ihn „blendete," und tat sich nicht wenig darauf zugute. Sie sah auch, daß er groß und blond war, mit einem stark ausgeprägten „Schafsprofil," nämlich vortretender Stirn und hervorstehenden Augen — etwas schläfrig kamen sie Elli vor — und einem so kleinen und zurückgeschobnen Kinn, daß es in dem hohen Stehkragen fast verschwand. Übrigens sah er klug und liebenswürdig aus und schien auch Gott sei Dank wenigstens ebenso musikalisch wie der Hauptmann zu sein. Im ganzen genommen begann Elli sich recht behaglich auf Groß-Markby zu fühlen.

Später am Abend wurden Obst und andre gute Dinge aufgetischt. Julie war selbst im Treibhause gewesen, um ein paar Aprikosen für Dagny zur Ankunft zu holen. Durch die vielen weitgeöffneten Flügeltüren sahen die andern sie, den Pelzkragen um die Schultern und ein Spitzentuch auf dem Kopf, im Eßzimmer stehn, während sie die Früchte sorgsam in ein Körbchen bettete. Die Zigarre in der Hand verließ Erik die andern und ging zu ihr hinein.

Lege nun das Seidenpapier ruhig darauf und stell das Körbchen vorsichtig ins Boot, ermahnte sie ihn.

Digitized by Google

Er hörte kaum auf das, was sie sagte, sondern lauschte nur ihrer Stimme; auf diese gedämpfte und reine Altstimme, deren weichen Klang er sich so oft ins Gedächtnis zurückzurufen versuchte, was ihm jedoch nie gelang. So oft sie sprach, war es ihm, als ob ihn ihre Stimme, die er doch so gut kannte, immer aufs neue entzücke und überrasche.

Er setzte sich auf die Tischkante, mit dem einen Fuß auf dem Boden, und strich mit der Hand über den Henkel des Spankorbes.

Wann kommst du selbst, Mutter und Dagny zu begrüßen?

Das weiß ich nicht. Sie erhob die Hände, um das Spitzentuch abzunehmen, er aber sagte schnell und bittend:

Ach, behalt es auf, du solltest nur wissen . . .

Sie errötete leicht und ließ die Hände wieder sinken; und wie um sich zu entschuldigen, daß sie sogleich nachgab, sagte sie plötzlich unsicher:

Ja, wir werden euch wohl auch bis ans Boot begleiten . . . nicht, Olga? fragte sie rasch ihre Stiefmutter, die eben mit Robert Garde ins Eßzimmer trat.

Elli war fest entschlossen, an diesem Abend vergnügt zu sein, das heißt so viel Vorteil als nur möglich aus ihrem schönen Kleid, dem Mondschein und der Gesellschaft zu ziehn. Und das tat sie auch. Erstens führten sie und der Rechtsanwalt ein sehr interessantes Gespräch über Musik miteinander; doch nicht allein über Musik, denn natürlich sprachen sie, während sie, um sich „abzukühlen," in der großen hell erleuchteten Halle auf und ab gingen, auch über alles mögliche andre, was ihnen gerade einfiel. Und die ganze Zeit über hatte sie den bestimmten Eindruck, daß es für seine ruhigen, vorstehenden Augen, die sie vorhin ungerechterweise „schläfrig" genannt hatte, ein wahres Fest war, ihr sonnengoldiges Haar, ihre dunkeln unbeschatteten Augen und ihre prachtvolle weiße Haut unter dem schwarzen Tüll mit dem stahlblauen Flitter zu betrachten. Sie hatten eine innige Freude aneinander, das fühlten sie beide, ohne es einander zu sagen, und eins war dem andern aufrichtig dankbar dafür.

Aber dann war diese Olga gekommen, hatte sich in die Unterhaltung gemischt und sich zum Schluß des widerstandslos galanten Roberts ganz bemächtigt. Und dann waren die langweiligen Erfrischungen gekommen, sowie Fräulein Bibbis und Onkel Briants begeisterte Lobpreisungen, für die sie natürlich auch dankbar sein und die sie in passender Weise beantworten mußte.

Dagegen hatte Elli, nachdem sie ausgesungen hatte, von Hauptmann Hall nicht mehr viel gesehen. Nicht daß sie ihn vermißt hätte, selbstverständlich nicht! Sie hatte ja andre, mit denen sie sich unterhalten konnte. Aber am Schluß des Abends, als sich die Gesellschaft gewissermaßen auflöste und nach Belieben in der großen Wohnung verteilte, waren sie zufälligerweise miteinander ins Gespräch gekommen, und dann hatten sie sich in einem der ziemlich verlassenen Gemächer zwischen dem Eßzimmer und der Wohnstube niedergelassen. Hier bestand die ganze Beleuchtung aus einem Paar Armleuchter auf einem alten Sekretär und außerdem natürlich aus dem Mondschein. Elli, die ganz tat, als ob sie zuhause sei, war auf das breite Gesims am offnen Fenster geklettert, und Hauptmann Arvid hatte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber gesetzt. Sie saß sehr aufrecht da, den Nacken fest an die Wand gedrückt, und hielt einige große blaue Astern im Schoß, die sie vorher im Gürtel getragen hatte. Er rauchte eine Zigarette, und der weißlichblaue Rauch zog in leichten Ringen an ihr vorbei durch das offne Fenster hinaus.

Ja, Sympathie . . . sagte Elli nachdenklich — ihre Unterhaltung hatte sich auf allerlei künstlichen Wegen bis zu diesem Punkt hindurchgeschlängelt —; es ist so schwer zu bestimmen, wann man wirkliche Sympathie fühlt.

Meinen Sie? fragte Hauptmann Hall und beugte sich vor, um die Asche seiner Zigarette am Fensterkreuz abzustreifen. Ich glaubte, die Damen hätten ein fast angebornes Verständnis für so etwas.

Wenn es nur so wäre! rief Elli zweifelnd. Aber ich — sie sagte dies sehr

Digitized by Google

überzeugt und auf eine Weise, die ihre Worte noch verstärkte —, ich glaube nicht, daß ich impulsiv genug dazu bin.

Nein — er sah sie rasch an, wie um die Sache zu überlegen —, das kann schon sein. Obgleich . . . wer weiß!

Ich möchte gern einen Freund haben! rief Elli plötzlich ernsthaft mit einer fast naiven Wärme, die ihr einen neuen und ganz andern Ausdruck in seinen Augen verlieh. So wie Damen in Büchern Freunde und Freundinnen haben; Menschen, mit denen sie über alles mögliche sprechen können, denen sie darüber schreiben können, und die sie dann immer verstehn. Ja — sie lachte etwas gezwungen, wie um ihre eignen Worte auszuwischen —, ich meine einen „Er" oder eine „Sie," ein Wesen, das eigentlich nichts andres auf der Welt zu tun hätte als mich zu verstehn.

Ich möchte fast dasselbe wünschen, sagte er leise. Dann schwieg er; aber nach einer kleinen Weile fügte er gedankenvoll hinzu — merkwürdig lebhaft sogar, dachte Elli später, als sie über ihr Gespräch nachdachte und darüber grübelte, was er er eigentlich damit gemeint habe —: In den Büchern steht, daß dies Verständnis mit der Liebe komme.

Ja, ist es denn nicht so? fragte Elli unschuldig, richtig erstaunt.

Ihre Augen trafen sich, und er schlug die seinen nieder. Aber sie erinnerte sich noch lange daran, wie sehr es ihn verschönt hatte, als er die Augen niederschlug; sie hatte gefunden, das etwas sehr Feines, Zartes in den kleinen Fältchen um die Augenlider gelegen hatte.

Doch, antwortete er langsam und etwas zurückhaltender. Das ist schon der Fall . . . Gerade das ist etwas besonders Wichtiges.

Ist er eifersüchtig? dachte Elli. Der Gedanke kühlte sie ab und demütigte sie zugleich; einen Augenblick hatte sie wirklich fast vergessen, daß er verlobt war. Ja, weiß Gott, er hatte auch alle Ursache dazu!

Da trat Julie ins Zimmer, während die andern noch immer in verschiednen Gruppen um den hellerleuchteten Tisch im Eßzimmer hinter ihr standen. Sie trug den Korb mit den Aprikosen in der Hand, und das Spitzentuch lag noch auf ihrem dunkeln Haar; ihre Wangen waren etwas höher gefärbt als gewöhnlich; sie lächelte, und ihre Augen strahlten.

Der Hauptmann stand auf, als sie eintrat.

Wir sitzen hier und betrachten den Mond, sagte er ungeschickt.

Ja, war alles, was Julie wie geistesabwesend erwiderte. Dann steckte sie ihren Arm durch den seinigen und sagte gleich darauf zu Elli:

Lieben Sie den Mondschein auch, Fräulein Bertel?

Warum sind sie nur so idiotisch, wenn sie beieinander sind! dachte Elli ärgerlich. Ist das Liebe? Jedes für sich ist ja gar nicht so verrückt — aber beisammen!

4

Am nächsten Tage schlug das Wetter plötzlich um; es regnete und stürmte. Und mit dem Mittagszug kamen Tante Ada und Dagny.

Tante Ada war eine freundliche, zarte kleine Dame, der das Leben stark zugesetzt hatte. Sie hatte allzu jung geheiratet — sie war nur achtzehn Jahre älter als ihr Sohn —, hatte sich überanstrengt und war jahrelang sehr krank gewesen. Endlich, nach fünfzehn Jahren Krankheit und Prüfungen, bekam sie wieder ein lebensfähiges Kind, eine Tochter, die jetzt ungefähr siebzehn Jahre alt war. Alles das wußte Elli schon von ihrer Mutter, und nun fand sie, wenn man Tante Ada nur sehe, könne man es auch gleich herausfinden.

Dagny war mager, klein und unentwickelt; sie glich ihrem robusten Bruder nicht im geringsten. Die Eltern lebten in beständiger Angst wegen ihrer schwachen Brust und waren fortgesetzt in Sorge, ihr Töchterchen könne sich überanstrengen.

Ja, du mußt entschuldigen, mein liebes Mädchen, sagte Frau Briant, indem

Digitized by Google

sie Elli sogleich herzlich umarmte, aber ich konnte mich nicht beruhigen, ehe ich den Professor wegen Dagnys Brust konsultiert hatte. Erik und der Vater werden es dir wohl erklärt haben.

Und er sagte natürlich, daß Dagny gar nichts fehle, fiel Erik ein, der seiner Schwester behilflich war, in der um ihretwillen schon geheizten Flur den Mantel abzunehmen.

Er sagte, wir müßten vorsichtig sein, antwortete die Mutter mit einem Seufzer. Sie haben wohl auch in Fräuleins Zimmer ein wenig geheizt, Stine? wandte sie sich ängstlich an dieses alte Hausmöbel.

Ja, natürlich. Es ist ganz genau wie sonst auch, wenn das Fräulein daheim ist, antwortete Stine mit Würde.

Elli begriff schon, daß sich das ganze Haus um dieses kleine blasse Wesen drehte. Das kam ihr sehr sonderbar vor; sie war es gewohnt, daß sie und ihre Schwestern daheim nur als Nebensache behandelt wurden, bis sie so weit erwachsen waren, daß sie ihre Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen konnten.

Dagny stand vor dem Spiegel in der Flur und ordnete ihr schönes lichtblondes Haar, ohne sich darum zu kümmern, daß sich das Gespräch um sie drehte. Sie war so hell und so schlank, daß sie in dem feinen grauen Reisekleid einem Weißfischchen glich.

Geh nun hinein, Dagny, ehe Johanssen mit den Koffern kommt, und es hier zieht.

Erik führte die Schwester vom Spiegel weg; Elli fand dies ganz rührend von dem großen Menschen und begann sich beinahe mit ihm auszusöhnen.

Auf dem Tisch im Eßzimmer an Dagnys Platz stand eine zierliche Porzellanschale voll wunderschöner Aprikosen.

Sie sind von Julie, sagte der Bruder kurz.

Ist sie hier gewesen? fragte Frau Ada. Bei diesem Wetter?

Nein, wir waren gestern Abend drüben, Vater, Elli und ich.

Am Abend machten die beiden jungen Mädchen „richtig“ Bekanntschaft miteinander, drin in Dagnys kleinem Boudoir, das „furchtbar“ fein ausgestattet war, mit dünnbeinigen englischen Korbstühlen und einer Menge mit indischer gestickter Seide überzogner Kissen. Elli imponierte diese Eleganz außerordentlich, und sie gestand ehrlich, daß sie noch nie etwas so Hübsches gesehen habe. Zugleich aber rechnete sie aus, daß sie sich in den vierzehn Zimmern getäuscht haben müsse; es waren, so wahr sie dastand, sechzehn vollständig möblierte Gemächer!

Denk dir, Erik hat die ganze Einrichtung in England gekauft! Jedes einzelne Stück davon hat er selbst für mich ausgewählt.

Er muß einen ausgezeichnet guten Geschmack haben, erwiderte Elli.

Es war recht sonderbar, aber seit Dagny heimgekommen war, schien Erik wie verwandelt zu sein. Seine männliche und liebevolle Fürsorge für sein krankes Schwesterchen, die er so ungekünstelt zur Schau trug und zugab, machte ihn zu einem ganz andern Menschen, als sich Elli vorher vorgestellt hatte. Und obgleich sie den Verdacht hatte, daß die Herren in Lennsjö, ihr Vater voran, und vielleicht auch die Damen, diesen „Typus“ (dies war einer ihrer Lieblingsausdrücke) nicht als richtig „männlich“ anerkennen würden, gab Elli im stillen doch freimütig zu, daß sie dieses Auftreten einnehmend finde. So ist er aber nur Dagny gegenüber, natürlich! Sonst ist er wohl auch nicht viel besser als die Lennsjöer Herren, behielt sie sich ungläubig und pessimistisch vor.

Dagny zeigte sich aber weit mehr entwickelt, als Elli zuerst angenommen hatte. Sie hatte in ihrem kurzen Leben schon eine ganze Menge gelesen, natürlich meist Romane, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, sprachen die beiden jungen Mädchen, wenn auch unbestimmt und auf Umwegen, von dem, wovon alle jungen Mädchen früher oder später reden, wenn sie allein sind.

Dies ist ein schrecklich hübsches Buch, hast du es schon gelesen? fragte Dagny, die vor ihrem Bücherschrank stand und Elli ein geheftetes Buch reichte, das aus-

Digitized by Google

sah, als ob es recht gut in Lennsjö entlehnt sein könnte. Es war Le maitre de forges in einer Feuilletonübersetzung.

Ja, antwortete Elli nicht ganz so begeistert; über dieses Buch war sie schon hinausgewachsen.

Es überläuft einen manchmal ganz kalt dabei, fuhr Dagny fort. Wie zum Beispiel in dem Kapitel hier, erinnerst du dich daran? Sie blätterte eifrig in dem Buche.

Ja, das ist wunderschön, ich erinnere mich noch ganz genau daran, gab Elli anerkennend zu.

Solche Männer trifft man in Wirklichkeit nicht, sagte Dagny, entschlossen das Thema wechselnd.

Nein, nicht viele, meinte Elli auch. Die, die man sieht, sind nie — sie suchte nach einem Wort — ganz konsequent.

Nein, das ist es gerade, sie sind nicht aus einem Guß.

Die beiden Mädchen knabberten an ihrer Schokolade und betrachteten nachdenklich die Ofenglut, die zu verblassen begann.

Ich weiß ganz genau, wie der Mann sein müßte, den ich liebte, erklärte die offenherzige Dagny plötzlich langsam und träumerisch.

Das weiß ich auch, erwiderte Elli mit großer Bestimmtheit; sie aber hatte nicht im Sinne, es auszusprechen, während Dagny nur darauf wartete, ausgefragt zu werden.

Nun, wie müßte er denn aussehen? begann Elli das Verhör mit einer gewissen gönnerhaften Überlegenheit.

Ach, sagte Dagny, indem sie schon auswich, das ist eigentlich einerlei. Das Aussehen ist ja nicht so wichtig, obgleich, fügte sie träumerisch und mit einer gewissen Sehnsucht hinzu, schwarze Augen ...

Elli waren in ihrem Leben schon so viele vertrauliche Mitteilungen dieser Art gemacht worden, daß sie, wenn das Aussehen nicht so wichtig war, sogleich wußte, daß es sich um eine bestimmte Person handelte. Sie fragte daher etwas neugieriger:

Aber sonst, wie müßte er sonst sein, dem Charakter nach?

Ach sonst, erwiderte Dagny gleichgiltiger. Ich weiß nur so viel, daß er natürlich gar nicht wie Erik sein dürfte.

Warum denn nicht? fragte Elli sehr schnell und neugierig.

Ach, weil Erik mein Bruder ist, und ich ihn ja ganz genau in- und auswendig kenne, fügte sie sicherer hinzu. Er, ich meine den, den ich lieben würde, müßte sozusagen unergründlich sein.

Dagny war selbst stolz auf dieses Wort.

Ja, das wäre freilich interessanter.

Elli begann zu denken, daß Dagny doch noch recht unentwickelt sei.

Und dann ist Erik auch viel zu gut und dergleichen mehr, sagte die dankbare Schwester.

Nun erkannte Elli wieder die Lennsjöer Auffassung und fragte sich, ob diese wohl über die ganze Welt verbreitet sei. Sie wollte jedoch Erik in Schutz nehmen und sagte:

Ja, aber — gegen ein junges Mädchen, in das er verliebt wäre, würde er vielleicht nicht so gut sein.

Erik verliebt sich wohl niemals, sagte Dagny zweifelnd. Er denkt nur an Mama und mich.

Elli pfiff ungläubig — das war eine knabenhafte Angewohnheit, die sie noch von der Schulzeit her hatte — und ließ dann das Thema fallen.

Hör, Dagny, fragte sie plötzlich ohne Übergang — Dagny suchte in ihrer Bibliothek eben nach neuen Anknüpfungspunkten —, wie alt ist eigentlich Julie Sack?

Digitized by Google

Julie? Ach, die ist schon älter, antwortete Dagny mit einem Ausdruck, als ob die Stürme des Lebens die arme Julie nicht mehr erreichen könnten. Dreiundzwanzig oder da herum.

Endlich hatte Dagny das gefunden, was sie suchte. Sie trat mit einem aufgeschlagnen Band Shakespeare ans Licht. Es war der „Sommernachtstraum."

Hast du ihn gelesen? fragte sie fast feierlich. Ein Herr — nicht einmal Dagnys beste Freundinnen erfuhren jemals den Namen dieses mystischen Herrn — hatte nämlich einmal zu ihr gesagt, so wie sie habe sich Shakespeare wohl seine Titania gedacht. Diese „eines Herrn" unvorsichtige Äußerung, die Dagny sofort ganz richtig als ein Kompliment auffaßte, hatte ihr Mücken in den Kopf gesetzt und ein hohes Interesse für den „Sommernachtstraum" eingeflößt, den sie aber bei näherer Betrachtung für ein „greuliches Sammelsurium" erklärte. Sie für ihren Teil fand, daß „Gurli," das sie kürzlich in Stockholm gesehen hatte, ein viel hübscheres Stück sei, aber sie hatte doch nicht den Mut, es zu sagen.

Ist es nicht sonderbar, setzte Dagny philosophisch und doch ein wenig verlegen ihre vertraulichen Mitteilungen fort, wenn man nun sein Ideal — oder wie soll ich es nennen — ganz fix und fertig hat, und du verstehst doch, was ich meine, dann kommt die Wirklichkeit und wirft einem alles über den Haufen?

Elli dachte daran, was Dagny vorhin von „schwarzen Augen" gesagt hatte, und begriff instinktiv sogleich, daß „ein Herr" blond war.

Ja, das kann vorkommen, erwiderte sie nur, und fragte dann, indem sie direkt auf die Sache losging:

Wer ist es denn?

Aber das war Dagny doch zu viel. Sie wurde sofort zurückhaltend und murmelte, wie Elli nur glauben könne, daß ...

Liebe Dagny, sagte Elli in einem freundlichen, überlegnen, vollständig mütterlichen Ton, ich bin doch auch einmal siebzehn Jahre alt gewesen.

Ach, aber das ist ja schon so entsetzlich lange her!

Du Grünschnabel! dachte Elli plötzlich gekränkt. So eine kleine Gans! Und hier sitzt man und unterhält sich mit ihr fast wie mit einer Altersgenossin.

Ich kann nicht begreifen, rief Dagny auf einmal ganz unmotiviert, beinahe leidenschaftlich, daß man — daß man so lange warten kann — bis man etwas erlebt.

Elli erkannte in diesem unfreiwilligen Ausbruch ihr eignes geheimstes Gefühl wieder, das Gefühl, das sie begleitet hatte, seit sie etwas von der Welt ahnte. Ja, Dagny gebrauchte überdies ganz denselben Ausdruck. Dieses kleine blasse, kindische Mädel, das wie eine Treibhausblüte in diesem warmen Heim gehegt und gepflegt wurde! Und sie antwortete leise und langsam, ja mit einer gewissen Wehmut:

Man kann es auch beinahe nicht.

Ich meine, verlobt zu sein wie Julie, fuhr die aufrichtige Dagny fort. Ich meine, das allein schon — und dann hat sie überdies auch noch große Reisen gemacht!

Ja ja, du hast ganz Recht. Das allein schon, daß man sich umsehen, daß man etwas Neues sehen darf! Elli erhob sich und begann ungeduldig im Zimmer auf und ab zu gehn.

Ja, nicht wahr? — Hier hat man nun gesessen und von allem sprechen hören, seit man nur zwei Käse hoch war, und dann liest man ja auch über alles. Sie hat doch wenigstens die Welt gesehen!

Elli blieb einen Augenblick Dagny gegenüber am Tische stehn. Ein paar Sekunden lang starrten beide schweigend und wie geistesabwesend ins Licht. Alle andern im Hause schienen sich schon zur Ruhe begeben zu haben, ein Zugsignal vom Bahnhof tönte schrill durch die tiefe Stille ringsum.

Ich wünschte, daß das Leben nicht so — so — sonderbar wäre! schloß Dagny mit einer gewissen Überwindung.

Digitized by Google

Elli schüttelte lachend den Kopf. Es kam ihr plötzlich vor, als benehme sie sich wie eine rechte Gans. Das würde ich wahrhaftig nicht wünschen, sagte sie rasch. Wäre es nicht so sonderbar, so wäre auch nicht viel daran. Ein Rätsel ist ja nur unterhaltend, solange man mit seiner Lösung beschäftigt ist.

Da kam Tante Ada bekümmert vom Schlafzimmer herein.

Aber, liebe Kinder! Und ich hatte geglaubt, daß ihr längst schlafen gegangen wäret!

Wir haben nur noch ein wenig geplaudert, Mama. — Dagny stellte den „Sommernachtstraum," der die ganze Zeit aufgeschlagen auf ihrem Schoß gelegen hatte, wieder an seinen Platz. — Wir sprachen von Büchern, setzte sie erklärend hinzu.

Ja, das Lesen macht Dagny gottlob viel Freude, sagte Frau Briant. Sie konnte der Lust nicht widerstehn, sich ein paar Minuten aufs Sofa zu setzen, und sie fügte hinzu: Aber die moderne Literatur bekommt sie natürlich nicht in die Hand.

Und auf diese Weise meint ihr das Leben und die Sehnsucht danach von ihr fern halten zu können! dachte Elli; doch sagte sie nur: Ja, es steht ja auch fast in allen Büchern dasselbe.

Meinst du das? murmelte Tante Ada etwas verblüfft. Sowohl Erik als auch ihr Vater sind so ängstlich in der Auswahl für Dagny.

Da sieht man es, dachte Elli ironisch. Der gute Erik ist also genau so naiv wie andre Männer, wenn es sich um die Schwester handelt. Laut aber sagte sie: Erik ist allerdings außerordentlich gut gegen Dagny. So ein reizendes Zimmer!

Ja, wenn ein junger Mann nur ein gutes Herz hat, dann ... Es zeigte sich ein bekümmerter, fast leidender Ausdruck in Frau Briants schönen Augen. Das sage ich mir immer wieder, daß ein gutes Herz ein besserer Schutz gegen Versuchung und Sünde ist, als — als vieles andre, schloß sie leise, offenbar ängstlich, schon zu viel gesagt zu haben.

Aber Elli hatte verstanden. Sie hatte in den Augen andrer Mütter, die erwachsne Söhne hatten, denselben Ausdruck auch schon gesehen. Die merkwürdige Angst vor dem Unbegrenzten, dem Unbekannten, das sie unbestimmt „die Welt" oder „das Leben" nennen, oder wie sie es in ihrer Hilflosigkeit sonst bezeichnen mögen. Diese trostlose Sehnsucht nach etwas, was sie unwiderbringlich verloren haben ... Es wurde Elli plötzlich ganz warm ums Herz, und leise, zärtlich legte sie ihre Hand auf die der ältern Frau.

Ja, Erik hat ein „gutes Herz," sagte sie mit freudiger Überzeugung. Das merkt man gleich.

Und einen guten Kopf, fügte die Mutter mit einem hübschen und stolzen Lächeln hinzu.

Aber Elli hatte keine Lust, noch weiter in ihrem Lob zu gehn. Sie stand auf, wie um Gute Nacht zu sagen, und fragte freundlich:

Soll ich nicht Dagny ein wenig helfen, liebe Tante?

Ich danke dir, Elli. — Ja, es wird eine große Hilfe und Freude sein, dich so frisch und froh den Winter über hier zu haben.

Elli küßte ihre Tante dankbar; Tante Ada gefiel ihr sehr gut; sie war so freundlich und so sympathisch! Vielleicht ein wenig einfältig, aber was tat das? Und dann hatte sie so ein reizendes Auftreten; man sah sogleich, daß sie eine feine Dame war. Es zeigte sich bisweilen eine Art Familienähnlichkeit mit ihrem Vater, wenn dieser gerührt war und sich recht gut und lieb zeigte.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die Lippe Regentschaftsstreitigkeiten haben wieder einmal dargetan, wieviel wir Deutschen dreiunddreißig Jahre nach der Aufrichtung des Reichs noch für den Sturm im Glase Wasser übrig haben. Für eine Nation, die Weltpolitik treiben und mit den andern seit Jahrhunderten einheitlich geschlossenen großen Nationen in Wettbewerb treten will, ist das nicht gerade rühmlich. Gewiß ist die Regierungsfrage eines deutschen Reichsgliedes zunächst ein Internum der Landesgesetzgebung; wo diese nicht ausreicht, einen entstandnen Streit zu schlichten, hat die Reichsverfassung in ihrem Artikel 76 in weiser Voraussicht dem Bundesrat die Entscheidung zugesprochen. Im vorliegenden Fall ist es ein Streit zwischen Lippe und Schaumburg-Lippe, der aber durch die Hineinziehung der Frage des Hausvermögens neben dem politischen Charakter auch noch einen privatrechtlichen erhält. Daß die Landesgesetzgebung allein nicht immer ausreicht, Successionsstreitigkeiten auszutragen, beweist die Lage in Braunschweig. Aus diesem Grunde hat der lippische Streit auch eine prinzipielle Seite, auf die das Reich besondern Nachdruck legen muß. Noch wünschenswerter ist es freilich, Disharmonien solcher Art von langer Hand her vorzubeugen, denn auf welche Seite immer man sich in dem vorliegenden Streitfalle stellen mag, wird man zugeben müssen, daß durch die sensationelle Behandlung, wie sie heutzutage nun einmal üblich zu sein scheint, der monarchische Gedanke in bedauerlicher Weise leidet. Die Art, wie der Streit im lippischen Lande selbst geführt wird, beweist, daß wir Deutschen eigentlich trotz allem Wechsel der Zeiten und der Geschichte immer noch dieselben geblieben sind, die wir vor drei- und vierhundert Jahren waren, nur mit dem Unterschiede, daß damals ein solcher Streit in blutigen Fehden ausgetragen worden wäre, an denen die Geschichte des deutschen Mittelalters so reich ist. Wenigstens den Vorzug gewährt die heutige Zeit, daß ohne Ermächtigung durch das Reichsoberhaupt in deutschen Landen kein Schwert aus der Scheide fliegt. Ob es notwendig war, das Telegramm des Kaisers in der Weise, wie es geschehen ist, von der lippischen Regierung zum Kern einer Regierungsvorlage zu machen, ohne zuvor mit dem Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten in Benehmen getreten zu sein, dürfte wohl auch noch Gegenstand der Erörterung werden. Die Auskunft, die der Vizepräsident des lippischen Landtags, Herr Hoffmann, vom Reichskanzler erbeten hatte, hätte vor allem doch die lippische Regierung, und zwar vor der Eröffnung des Landtags einholen sollen. Es wäre ihr dann erspart geblieben, solche Aufregung in die öffentliche Debatte zu bringen, sie würde vielmehr eine sehr viel bessere Position gehabt haben, wenn sie statt des Kaisertelegramms und des dagegen eingelegten Protestes die amtliche, nach Form und Inhalt jedenfalls unantastbare Erklärung des Reichskanzlers hätte mitteilen können. Was die Behauptung anlangt, daß sich der Kaiser im lippischen Streit durch Familieninteressen leiten lasse, so wird vielleicht die Haltlosigkeit einer solchen Behauptung am besten durch die Stellung des Kaisers zu dem Augustenburgischen Protest in der Oldenburger Successionsfrage widerlegt, wo er die Auffassung seines Schwagers, des Herzogs Günther, durchaus nicht teilt.

Von größerm Belang als der lippische Streit ist für Deutschland eine neuerdings in der Presse aufgetretne Erörterung, die darauf hinausläuft, die für eine Verstärkung der Flotte nötigen Mittel durch Einschränkung der Heeresausgaben zu gewinnen, eine Idee, die eigentlich ihren Platz neben dem Virchowschen Abrüstungsantrag von 1869 verdient. Die Argumentation, daß Rußland uns auf ein Jahrzehnt und länger hinaus nicht gefährlich sein könne und werde, Frankreich allein aber wenig Neigung haben dürfte, mit Deutschland anzubinden, ist wenig stichhaltig. Es sind auch außerhalb des bisherigen Zweibundes die verschiedensten Allianzkombinationen für Frankreich gegen Deutschland denkbar. Jedenfalls würden wir allen offnen oder versteckten Feinden den Entschluß, den Kampf mit uns aufzunehmen, ganz wesentlich erleichtern von dem Augenblick an,

Digitized by Google

wo wir begönnen, die Armee zu vernachlässigen, oder wo wir darauf verzichten wollten, sie auf der Höhe ihrer Aufgaben zu erhalten. Praktisch hat die oben erwähnte Theorie allerdings ganz und gar keinen Sinn. Das gesamte Reichsheer kostet für 1903 650 Millionen Mark, um diesen Preis haben wir 500000 Mann mit 105000 Pferden auf den Beinen, einschließlich aller für die Mobilmachung nötigen Vorbereitungen und Vorräte. Die Kosten eines modernen Linienschiffes erster Klasse berechnen sich — ohne Besatzung und Munition — auf 25 Millionen Mark, während sich die Durchschnittskosten für ein ganzes Armeekorps im Jahr auf 27 Millionen Mark belaufen, wobei der Anteil an Festungen, Instituten usw. schon mit eingerechnet ist. Nun wird es wohl niemand in Deutschland geben, der — auch der Staatssekretär der Marine nicht — ein Armeekorps missen und dafür ein vollausgerüstetes und vollbesetztes Linienschiff eintauschen möchte. Allerdings kostet die Anschaffung des Linienschiffs nur einmal die 25 Millionen Mark, des Armeekorps jährlich 27 Millionen, und das Linienschiff soll eine zwanzigjährige Lebensdauer haben. Aber abgesehen davon, daß nach zwanzig Jahren die Schiffe bei den heutigen Fortschritten der Technik längst veraltet sein werden und inzwischen noch eine große Summe für Reparaturen, Umbauten, Neuarmierung usw. gebraucht haben werden, kehren sich weder die Elemente noch die Seeschlacht an solche Berechnungen. Der japanische Krieg lehrt uns die Notwendigkeit einer starken Flotte von Linienschiffen, ebenso wie ihre schnelle Vergänglichkeit. Ohne eine solche Flotte hätte Japan weder den Krieg beginnen noch mit dem bisherigen Erfolge führen können, andrerseits wäre der Überfall bei Port Arthur mit seinen für Rußland so mißlichen Folgen nicht möglich gewesen, hätte die russische Flotte in Stärke und Schlagfertigkeit auf der Höhe ihrer Aufgaben gestanden. Einige schlagfertige Linienschiffe erster Klasse und einen tüchtigen Admiral mehr — damit hätte sich Rußland viel ersparen können. Wachsen wir mit unserm Menschenmaterial so weiter, in noch zwanzig Jahren bis auf achtzig Millionen, so werden wir die allgemeine Wehrpflicht in der bisherigen Form kaum noch durchführen können. Es wäre weder möglich, 800000 Mann unter Waffen zu halten, noch weniger aber die Führerstellen zu besetzen, es würde an Offizieren fehlen, oder das Material würde ziemlich schlecht werden. Was wir zu jener Zeit tun werden, ist aber cura posterior. Die Entscheidung über unsre Zukunft kann durch Vernichtung unsrer Handelsflotte, durch eine schwere Niederlage einer schwachen Kriegsflotte, sehr wohl auf der See liegen, aber sie wird nie so tief greifen, wenn wir dabei Metz und Straßburg zu halten vermögen.

Sind wir zu Lande stark, so wird die Tätigkeit feindlicher Flotten immer an der Küste endigen, und ausgeschiffte Landungskorps würden höchstens zwei oder drei Tagemärsche weit ins Innere kommen. Werden wir von den Franzosen zu Lande geschlagen, sodaß wir zum Beispiel das linke Rheinufer aufgeben müßten, so würde uns demgegenüber ein voller Seesieg nur dann von Nutzen sein können, wenn die siegreiche Flotte imstande wäre, ein deutsches Heer an der französischen Küste auszuschiffen. Also ein starkes, sehr starkes Landheer unter allen Umständen! Das schließt aber eine allmähliche Verstärkung der Flotte keineswegs aus. Entweder kommen wir wirtschaftlich vorwärts — und dazu bedürfen wir der Flotte —, dann können wir auch die Kosten aufbringen. Oder wir kommen wirtschaftlich dauernd zurück, was bei dem Fleiße, der Umsicht, Energie und Intelligenz unsrer Bevölkerung wohl nicht anzunehmen ist, dann würden weder Heer noch Flotte den Verfall des Reichs aufhalten. In unsrer wirtschaftlichen Stärke wird auch unsre militärische Stärke liegen, und die Armee erstattet die für sie gebrachten Opfer schon im Frieden zurück, indem sie die junge Mannschaft des Landes zu tüchtigen brauchbaren Leuten von Pflichtgefühl, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit erzieht. Dieser Umstand wird dereinst, wenn die Menschenzahl zu einer Herabsetzung des Aushebungsprozentsatzes nötigen wird, sehr ernst zu erwägen sein. Die deutsche Flotte wird an Deutschlands Zukunft sicherlich einen wesentlich andern Anteil haben, als sie an seinen

Digitized by Google

Einigungskämpfen nehmen konnte, aber der Anteil des Heeres wird deshalb schwerlich ein geringerer werden. Ideen, die Flotte auf Kosten des Heeres oder das Heer auf Kosten der Flotte auszubauen, gehören also zu den verwerflichsten, die für Deutschland ersonnen werden können, weil die Frage für uns nicht in alle Zukunft lauten wird: Heer oder Flotte, sondern Heer und Flotte. Auch wenn dereinst die deutsche Flagge gebietend auf allen Meeren wehen sollte, würde ein künftiges Geschlecht nie vergessen dürfen, daß auf den Fundamenten seiner Größe die Namen Fehrbellin, Leuthen, Belle-Alliance, Königgrätz und Sedan stehn. Nur in diesem Zeichen werden wir siegen. —

Ein auffälliges Armutszeugnis, das sich die Berliner Stadtverwaltung ausstellt, ist leider sehr dazu angetan, über das Weichbild der Reichshauptstadt hinaus Aufsehen zu erregen. Der Berliner Magistrat hatte sozialdemokratischen, polnischen und tschechischen Turnvereinen die Turnsäle von Berliner Gemeindeschulen überwiesen, ebenso der freireligiösen Gemeinde Schullokalitäten zur Abhaltung ihrer Versammlungen. Das Kultusministerium als oberste Schulbehörde ist mit einem Verbot eingeschritten, aber der Berliner Magistrat erklärt durch den Mund des Oberbürgermeisters, daß die Stadt hier auf dem Gebiet ihrer Selbstverwaltung handle, und daß die Mitglieder der betreffenden Vereine als Steuerzahler ein Anrecht auf eine solche Benutzung der Schullokalitäten hätten. Nach dieser Logik wären auch den Anarchisten vom Berliner Magistrat Schullokale für ihre Versammlungen einzuräumen, denn Steuerzahler sind sie, vorläufig wenigstens auch, wenngleich vielleicht recht minimale. Die polnischen Turnvereine (Sokol) dienen bekanntlich nur einer ausgesprochen revolutionären, deutschfeindlichen Richtung des Polentums. Die Verwaltung der Hauptstadt des Deutschen Reichs hätte also die Pflicht, in dieser Beziehung mit den allgemeinen Staatsinteressen und der allgemeinen Staatspolitik in Übereinstimmung zu handeln. Sie könnte sich höchstens auf den Standpunkt stellen, daß so lange die staatlichen Behörden die Sokolvereine dulden, was freilich auffällig genug ist, die städtische Verwaltung Berlins keinen Grund habe, diesen Vereinen die Schulturnhallen zu versagen. Damit wäre man vielleicht etwas weiter gekommen als mit dem Pochen auf die Selbstverwaltung. Den tschechischen Turnvereinen gegenüber besteht bei dem Verhalten der Tschechen gegen die Deutschen in Böhmen und der notorischen Feindseligkeit des Tschechentums gegen Deutschland ganz und gar kein Anlaß zu einer solchen auffallenden Gastfreundschaft. Ebensowenig gehören sozialdemokratische und freireligiöse Versammlungen in die Schulhäuser. Aber freilich, wenn die Berliner Polizei duldet, daß ein polnischer Gasthof sich als „deutschenrein“ ankündigen und empfehlen darf, dann kommen wir zu einer solchen Verschiebung der Begriffe. Es fehlt da leider an einer eisernen Hand, die nicht mit sich spaßen ließe und den polnischen Frechheiten ein Ende machte.

Moritz Busch erzählt in seinen Aufzeichnungen über die Versailler Tischgespräche, daß Bismarck einmal geklagt habe, sogar nicht nur einmal, die Armee habe das Kriegführen verlernt. Unwillkürlich wird man daran erinnert, wenn man in einer Hamburger Meldung liest, der Dampfer „Hans Woermann“ habe aus Swakopmund den italienischen Arbeiter Simon als Gefangnen mitgebracht, der im Mai dieses Jahres während einer Eisenbahnfahrt bei Karibib den Marineoberleutnant Hermann, den Seesoldaten Kießling und einen schwarzen Bremser grundlos anschoß. Simon solle in einer Irrenanstalt auf seinen Gesundheitszustand untersucht werden! Wir glauben nicht, daß es auf der ganzen Welt noch eine Armee oder Militärjustiz gibt, bei der das möglich wäre. In Südwestafrika besteht der Kriegszustand, ein Mensch verwundet ohne jeden Anlaß einen Offizier, einen Soldaten und einen Staatsangestellten der Eisenbahn — wenn wir nicht irren, ist der Soldat Kießling sogar dieser Wunde erlegen. Anstatt ein solches Subjekt einfach vor ein Standgericht zu stellen und binnen kürzester Frist der verdienten Strafe durch das Standrecht zuzuführen, wird der Verbrecher erst noch vier Monate lang in dortigen Gefängnissen gefüttert, dann für teures Geld

Digitized by Google

deutscher Steuerzahler nach Hamburg gefahren, um — wiederum auf Kosten dieser — in einer Irrenanstalt untersucht zu werden, aus der er vermutlich entspringen wird. Ein solches Verfahren ist geradezu eine Ironie auf die Rechtspflege im Kriege; man kann nur bedauern, daß auf dem ganzen Eisenbahnzuge kein Mensch die Geistesgegenwart hatte, den Kerl niederzuschießen. Übrigens ist mir aus dem siebziger Kriege ein ähnlicher Fall in Erinnerung. Während der Kämpfe bei Metz zu Ende August erwischte eines Abends eine Patrouille einen Leichenräuber bei der Arbeit, bezahlte ihn mit dem Bajonett und ließ ihn für tot liegen, wahrscheinlich stellte er sich tot. Am nächsten Tage kam eine andre Patrouille, sah den noch lebenden Verwundeten und transportierte ihn ohne Kenntnis des Sachverhalts nach Ars in das dortige Etappenlazarett. Dort wurde er entkleidet, um verbunden zu werden. Bei dieser Gelegenheit fand man in seinen Taschen Uhren, Ringe, ja sogar Finger, die um der Ringe willen abgeschnitten worden waren. Er wurde verhört und fortan als Arrestant behandelt, d. h. ein Landwehrmann mit scharf geladnem Gewehr stand Tag und Nacht bei ihm Posten. Das wäre soweit ganz gut gewesen, wenn dieser Posten nicht aller zwei Stunden hätte abgelöst werden müssen. Die Ablösung klopfte Nachts regelmäßig mit mächtigen Kolbenschlägen an die Tür des großen Fabriksaales, der als Lazarett diente, zur Abwechslung auch noch die Ronde, und so geschah es, daß die Nachtruhe von etwa zweihundert Verwundeten, darunter vielen recht schwer Verwundeten, tagelang um dieses Lumpen willen gestört wurde! Obendrein hatte sich noch herausgestellt, daß er früher preußischer Feldwebel und wegen grober Schwindeleien vor Jahren aus Saarlouis desertiert war. Er sprach geläufig französisch und wandte sich wiederholt an die im Lazarett zahlreich anwesenden verwundeten Franzosen, die sich aber mit dem größten Abscheu von ihm abwandten und ihrem Erstaunen über die Umstände, die die Preußen mit solchem Schurken machten, lebhaft Ausdruck gaben. Nach drei oder vier Tagen kam der Befehl, nicht etwa ihn standrechtlich abzuurteilen, sondern — nach Koblenz abzuführen! Begreifs, wer kann. An dem Morgen, wo er abgeführt werden sollte, erklärte er, keine Stiefel anziehn zu können; es wurden vier, fünf Paare gebracht, anstatt daß man ihn barfuß laufen ließ, alle waren ihm angeblich zu eng. Endlich riß denn auch der biedern Wachmannschaft, sechzehner Landwehr, die Geduld: vier Mann zogen ihm die Stiefel an, der fünfte half mit dem Gewehrkolben nach, und unter lauten Verwünschungen der Lazarettinsassen, deren Unwille schon einen sehr hohen Grad erreicht hatte, wurde er im Geschwindschritt, den Kolben im Rücken, abgeführt. Ob er nicht etwa auch erst zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Irrenanstalt gebracht worden ist, vermag ich nicht zu sagen. *s*

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Hauskapelle der Sektkellerei Kupferberg, Mainz

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang
Nr. 42
Ausgegeben am 20. Oktober 1904

Inhalt:

	Seite
Die zweijährige Dienstzeit in Deutschland, in Frankreich und in Österreich-Ungarn. Von Generalleutnant z. D. Geest	119
Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln. Von Karl Dieterich. 2. Kos und Rhodos	128
Bartholomäus Sastrow. Von F. Kunze in Weimar. (Schluß)	137
Kunstliteratur	147
Glücksinseln und Träume. Von Friedrich Ratzel. 3. Heimweh	151
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling 5—6	160
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Noch einmal die lippische Erbfolge — Der hundertarmige Riese — Ein italienisches Urteil über deutsche Musik	170

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbader im Hause! **Mutterlaugen-** Neurogen **Badesalz.**
m. neuem eisenhalt.
gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Magen-, Frauen- und Kinderkrankheiten — Preis: 100 Ko. M. 6.30, 50 Ko. M. 4,25, 25 Ko. M. 2.70. Die Wirkung dieses Solbades wird außerordentlich erhöht durch **Abreibungen** mit dem angefeuchteten, aber noch nicht aufgelösten Neurogen während des Bades. **Prospekt** gratis von Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.

H. W. Schöttler,
Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig**, Weststr. 31/33. Lager: **Hamburg**, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.
Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Die zweijährige Dienstzeit

in Deutschland, in Frankreich und in Österreich-Ungarn

Die Nation, die im Kriege das Höchste leisten will, muß dazu alle Waffenfähigen in vollkommenster Schlagfertigkeit bereit haben. Kulturvölker können das nicht, weil sie in friedlicher Arbeit andern Zielen zustreben. Sie versuchten deshalb früher, nur einen bestimmten Teil des Volks zum Kriege vorzubilden und in steter Übung zu erhalten, aber die gewaltige Reibung zwischen dicht aneinandergrenzenden starkbevölkerten Staaten führte zu dem Unternehmen, der ganzen Zahl der Streitbaren eine notdürftige Vorbildung für den Krieg durch die dauernd unterhaltnen Berufskrieger zu geben und sie im Kriege von ihnen führen zu lassen. Diese Einrichtung hat sich im heutigen Europa bewährt, und man ist deshalb allgemein zu ihrer Ausbildung übergegangen, wo das nicht die Natur der Landesgrenzen überflüssig machte oder andre Auskunftsmittel an die Hand gab. Kleinere Staaten, die keine Vergrößerung erstreben, sondern sich damit bescheiden, aus dem Lichte der Menschheitsgeschichte mehr und mehr herauszurücken und nur im Schatten der mächtigern zu blühen, begnügen sich mit wenig Berufssoldaten und einem sehr geringen Maß kriegerischer Schulung ihrer Volksmasse; aber die Völker, die den Stolz haben, allein auch gegen eine Welt von Feinden ihren Willen durchzusetzen, erwägen sorgfältig, ob sie mit Rücksicht auf ihre Kulturarbeit durch die größere Zahl der lehrenden Berufssoldaten oder durch eine längere Ausbildung der Volksmasse bessere Erfolge erreichen könnten, da es ja klar ist, daß bei längerer Lernzeit gerade hier die ältern Schüler die jüngern mit erziehn helfen.

Deutschland, das seit seinen letzten Kriegen vorbildlich für kriegerische Vorbereitungen geworden ist, hat es gewagt, von einer dreijährigen zur zweijährigen Dienstzeit überzugehn, Frankreich und Österreich-Ungarn schicken sich an, ihm zu folgen; da lohnt es sich wohl, die Wirkungen abzuschätzen, die dadurch hervorgebracht werden.

Abgesehen davon, daß Leute, die unentbehrliche Stützen ihrer Familie sind, von jedem aktiven Militärdienst im Frieden befreit sind, zeigt sich in Deutschland nur in zwei Richtungen eine Ausnahme von der zweijährigen Dienstzeit. Wer zu Pferde oder zu Schiffe dient, wird in der Regel drei Jahre ausge-

Digitized by Google

bildet, aber nicht mit Wiederholungskursen belastet, und wer ein gewisses Maß höherer allgemeiner Bildung nachweist, dient zwar zunächst nur ein Jahr, wird aber später zu längern Übungen herangezogen als die übrigen Dienstpflichtigen. Die erste Bestimmung ist durch die größere Schwierigkeit der militärischen Ausbildung verursacht, die zweite soll den stetigen Fortgang höherer Berufsbildung begünstigen. Das Volksempfinden hat sich an diese Ungleichheit durch ein fast hundertjähriges Bestehn gewöhnt und sich mit jener dadurch einverstanden erklärt, daß sich ihr der weitaus größte Teil des Volks freiwillig unterwirft.

Infolge der bedeutenden Bevölkerungszunahme in Deutschland hat man den Übergang von der drei- zur zweijährigen Dienstzeit vollziehn können, ohne daß eine Veränderung der für die Truppen im Frieden bestehenden Verbände in ihrer Zahl oder Stärke notwendig wurde, ja es ist seitdem noch der Etat erhöht worden, und auch für zu erwartende weitere Steigerungen in Heer und Marine sind Menschen genug vorhanden. Was die Erziehung des Soldaten anlangt, so vermochten die Mannschaften des zweiten Jahrgangs bei ihrer geringen Diensterfahrung nur wenig zur Ausbildung der Rekruten beizutragen. Es war deshalb schon aus diesem Grunde nötig, die eigentlichen Lehrer, die Berufssoldaten, zu vermehren, noch nötiger aber wurde es darum, weil man früher alle Jahre nur einem Drittel der Kompagnie, also vierzig bis fünfzig Mann, die den Lehrer sehr anstrengende erste Rekrutenabrichtung zu geben brauchte, jetzt dagegen jährlich die Hälfte, also sechzig bis siebzig Mann, in die Kompagnie eintreten.

Das Erzieherpersonal gliedert sich nun in zwei bei der deutschen Armee scharf unterschiedne Klassen: in solche, die man als Halbberufssoldaten bezeichnen könnte, die Unteroffiziere, die im ganzen nur zwölf Jahre Soldat bleiben wollen, und in Offiziere, die ihr ganzes Leben im Heeresdienste zuzubringen beabsichtigen. Für die Unteroffiziere ist seither mancherlei geschehen. Zu der Sicherheit, nach zwölfjähriger vorwurfsfreier Dienstzeit eine den meisten berechtigten Erwartungen entsprechende Anstellung im Zivildienste zu erhalten, sind Handgeld vor und Prämien nach erfüllter Dienstzeit gekommen; auch eine Vermehrung der Unteroffizierschulen und der Unteroffiziervorschulen hat ihre Wirkung getan, und es ist so dem Kompagniechef bei Umsicht und Tätigkeit möglich geworden, die in seinem Etat ausgeworfnen Unteroffizierstellen notdürftig mit Kapitulanten zu füllen. Wenn man völlig befriedigende Zustände überall schaffen wollte, müßte die Zahl der Unteroffiziere noch um einen bis zwei für die Kompagnie erhöht werden, und zwar in dem Dienstgrade der Vizefeldwebel, sodaß jede Kompagnie mit hohem Etat deren drei, die übrigen zwei Vizefeldwebel hätten. Es würde dann der Unteroffizier die Aussicht haben, im neunten Dienstjahre von dem Tragen des Gewehrs sowie von dem des Tornisters wenigstens bei den Übungen in der Nähe der Garnison befreit zu sein, und er würde dazu auch in die Lage versetzt, heiraten zu können. Durch diese Vorteile würde nach meinen Erfahrungen am einfachsten ein noch größerer Anreiz zur Unteroffizierlaufbahn geschaffen, und es würde dann auch dem Kompagniechef in den weniger einladenden Garnisonen die Nötigung erspart, Versuche mit Bewerbern anzustellen, deren Befähigung zweifelhaft ist, und die Bedenken gehoben, bei den jährlichen Kapi-

Digitized by Google

tulationserneuerungen nicht voll brauchbare Kräfte auszuscheiden. Wie sehr dies das Ansehen und die Wirksamkeit der Unteroffiziere heben würde, wird jedem Sachkenner einleuchten.

Noch mehr bleibt für das Offizierkorps zu wünschen, dessen Tätigkeit immer aufreibender und verantwortlicher wird. Zwar ist sein fester innerer Zusammenhalt — vereinzelte Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel — unerschüttert geblieben dank der gleichartigen Vorbildung und den Grundsätzen bei der Auswahl; denn daß ein Fahnenjunker nur sieben, ein andrer acht oder neun Jahresklassen einer höhern Schule besucht hat, wird durch die Besonderheiten der Schulen und durch die individuell verschiedne Begabung so verwischt, daß niemand durch bloße Beobachtung in einem Offizierkorps herauszubringen vermöchte, wer die volle Schlußprüfung der Schule bestanden hat, ebensowenig wie er bei den sich im Salon bewegenden Offizieren die Träger adlicher oder bürgerlicher Namen herauserkennen könnte. Aber wenn auch die Einheitlichkeit gewahrt ist, so wird es doch immer schwieriger, den nötigen Nachwuchs für die weniger begünstigten Garnisonen heranzuziehn. Nicht als ob unter der deutschen gebildeten Jugend das ideale Streben, Leib und Leben für König und Vaterland auch schon in Friedenszeiten einzusetzen, nachgelassen hätte, auch der Anreiz der bevorzugten gesellschaftlichen Stellung und die Aussicht, dereinst in hohen Dienstgraden Macht und Ansehen zu genießen, haben an lockender Kraft nichts eingebüßt; aber die Eltern fangen an zu rechnen, daß sich die Zeit, während der der Leutnant einer Zulage notwendig bedarf, auch im Vergleich mit vielen ähnlichen Beamtungen immer länger ausdehnt, und sie fürchten zu sterben, ehe für ihre Söhne, wenn auch kein sorgenfreies Auskommen, so doch die Existenzmöglichkeit durch den Oberleutnantsgehalt gesichert ist. Hier müßte zunächst geholfen werden. Am einfachsten geschähe das durch eine Festsetzung, wie in den Niederlanden und anderwärts, daß der Leutnant nach einer bestimmten Reihe vorwurfsfrei zurückgelegter Dienstjahre, sagen wir fünf, grundsätzlich in den Rang und den Gehalt des Oberleutnants aufrückt. Dann würde voraussichtlich der Zufluß zu den Offizierkorps gerade aus den weniger bemittelten Offizier- und Beamtenfamilien, die den bestvorgebildeten Nachwuchs liefern, wieder reichlicher ausfallen, und es würde nicht mehr vorkommen, daß manche Kompagnie jahraus jahrein nur über einen Leutnant verfügt und damit diesen Mann durch die Fülle des Dienstes von früh bis spät vorzeitig erdrückt, und das nicht zum Vorteil des Dienstes; denn wenn ein Leutnant seine Arbeit richtig tun soll, so muß er sich in vielen Dingen gehörig dazu vorbereiten und volle geistige Frische dafür mitbringen. Überdies aber soll er doch auch seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse nicht nur auf dem laufenden erhalten, sondern stetig vervollkommnen.

Glücklicherweise ist nun der Mangel an Offizieren vorläufig noch auf die Minderzahl der Regimenter beschränkt, und man könnte ihn mit verhältnismäßig geringen Summen wohl noch allmählich beseitigen, sodaß die Lösung der Offizier- wie der Unteroffizierfrage keine Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit in Deutschland hervorruft. Und was die Leistungen der Truppe im Frieden anlangt, so dürften die Kenner darin wohl übereinstimmen, daß sie

Digitized by Google

wenigstens in der Ausbildung, die im Manöver zutage tritt, nicht geringer geworden sind. Welche Erscheinungen der Krieg aufweisen wird, kann nicht mit Sicherheit vorhergesagt werden, denn in ihm können die Belastungsproben für die Disziplin sehr verschieden sein. Soweit man Schlüsse aus dem Friedenszustande ziehn kann, würden günstigere Bedingungen für die Auswahl des Lehr- und Führerpersonals und dessen Vermehrung gerade auch für den Krieg die besten Bürgschaften bieten. —

Nicht weniger gelehrig als der deutsche ist der französische Heerespflichtige, auch seine Disziplinierbarkeit ist im Grunde genommen nicht geringer anzuschlagen, und es ist deshalb nur natürlich, daß man schon längere Zeit auch in Frankreich die Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre plant. Es sind jetzt auch nur noch zwei an sich nicht bedeutende Meinungsverschiedenheiten zwischen Senat und Kammer auszugleichen, nämlich ob die Schüler der Offizierschulen vor deren Besuch ein oder zwei Jahre aktiv dienen sollen, und wie lange die Wiederholungsübungen für die Reserve und die Territorialarmee zu dauern haben. Da hierüber sicher in der nächsten Tagung eine Verständigung gefunden werden wird, und die Minister samt dem Kriegsminister sich nur als ausführende Organe der Parlamentsmehrheit betrachten, so kann man die zweijährige Dienstzeit als geborgen ansehen.

Es zeigt sich dabei zunächst, daß schon mit drei Jahrgängen der heerespflichtigen Mannschaft die Abteilungen, die man für den Krieg notwendig zu haben glaubt, nicht in voller Zahl erhalten werden. Um dies nun sogar mit zwei Jahrgängen möglich zu machen, soll die zweijährige Dienstzeit ganz allgemein sein. Die Familien, die dadurch zeitweise ihre einzigen Ernährer verlieren, sollen mit dreihundert Franken jährlich entschädigt werden, die Eleven der höhern Berufe will man nicht anders behandeln als den übrigen Ersatz, die in Bureaus, als Ordonnanzen, Sanitätssoldaten und dergleichen nötigen Mannschaften sollen der Klasse der Nichtfelddienstfähigen entnommen werden, und da man trotzdem wohl einsieht, daß man nur mit dem zweijährigen Ersatz die Rahmen der Bataillone, Eskadrons und Batterien nicht wird ganz füllen können, will man weiter in den Geldbeutel greifen und den Kriegsminister ermächtigen, durch Prämien, die er nach Bedarf zu bemessen hat, Freiwillige zum Längerdienen auf ein, zwei oder drei Jahre zu bestimmen, sodaß die Cadres auf demselben Stande erhalten werden wie bisher. Der Kriegsminister hat es damit freilich in der Hand, manche Schwierigkeiten zu beseitigen, indem er besonders bei den berittnen Waffen und bei den östlichen Armeekorps Mannschaften nach erfüllter zweijähriger Dienstzeit bei der Truppe zurückzuhalten sucht, aber es fragt sich doch, ob es selbst dem sprichwörtlich reichen Frankreich auf die Dauer gelingen wird, die entstehenden Kosten aufzubringen. Dazu kommt bei der geplanten Gestaltung der zweijährigen Dienstzeit, daß in den Fällen, wo es sich um die Aufrechthaltung des die Familie ernährenden Betriebes handelt, dreihundert Franken jährliche Familienunterstützung nicht viel helfen werden, und Kenner der innerpolitischen Verhältnisse fürchten, daß einflußreiche Familien, wenn ihre Söhne von jetzt ab zwei statt bisher ein Jahr dienen sollen, um so mehr alles daransetzen werden, sie als dienstuntauglich

Digitized by Google

anerkennen zu lassen, und daß die Präfekten, die in den Ersatzkommissionen die Entscheidung in der Hand haben, in arge Gewissensbedenken kommen werden, wenn es sich um die Militärbrauchbarkeit der Söhne maßgebender Wähler von Deputierten und Senatoren handelt. Wer es weiß, wie entscheidend das Machtwort der herrschenden französischen Parlamentarier in alle Verwaltungsangelegenheiten hineinklingt, der wird solche Besorgnisse nicht für unbegründet halten, und schon der Verdacht solcher Einmischung wird viel böses Blut machen. Wollte man aber, wie in Deutschland, die Entscheidung über die Diensttauglichkeit nur dem vom Militärarzt beratnen General anheimstellen, so würde man in Frankreich den Parteistreit in die Armee tragen, was das allerschlimmste wäre.

Von der Anwerbung ausgedienter Soldaten hofft man in Frankreich eine bessere Lösung der Unteroffizierfrage, und das würde sicherlich in größerm Umfange zutreffen, wenn die Art und Weise, wie man die Unteroffiziere auswählt, nicht eine fast chinesisch bureaukratische wäre. Eine Kompagnie bei der Infanterie — bei den andern Waffen liegen die Verhältnisse ähnlich — hat scheinbar ein sehr stattliches Unteroffizierkorps: neun Sergeanten mit dem Adjutanten (Offizierstellvertreter) und Sergeantmajor (Feldwebel) und acht Korporale, denn diese muß man nach unsern Begriffen auch als Unteroffiziere betrachten, da sie sogar Strafgewalt über alle Soldaten der Armee haben: allein mehr als die Hälfte aller Unteroffiziere sind einfach dem allgemeinen Dienststande entnommen. Sie werden meist folgendermaßen ausgesucht. Bald nach der Rekruteneinstellung erhalten die Kompagniechefs Befehl, Unteroffizieraspiranten, elèves-caporaux, auszuwählen. Sie stellen nun mit den Leuten, deren wirklich militärische Eigenschaften sie noch gar nicht zu beurteilen vermögen, nach einer bestimmten Vorschrift ein Examen in Schönschreiben, Diktat und Rechnen an, und danach schlagen sie dem Regiment acht bis zehn Kandidaten vor. Diese werden bald darauf mit den Kandidaten der andern Kompagnien in eine Abteilung zusammengestellt, für die das Regiment ein besondres Ausbildungspersonal kommandiert. Das arbeitet mehrere Monate mit Hochdruck meist theoretisch, weniger praktisch und auch dann fast nur auf dem Kasernenhof, um die Kenntnis der verschiednen Reglements dem Gedächtnis einzuprägen. Die Schüler, die eine langsame Fassungsgabe zeigen, werden der Kompagnie zurückgeschickt, mit den übrigen wird am Schluß des Kursus ein schriftliches und ein mündliches Examen vor dem Regimentskommandeur abgehalten, und die Genügenden werden nach ihren Leistungen nummerweise klassiert. Zunächst treten sie dann wieder zu ihren Kompagnien zurück, werden aber nachher, je nachdem im Regiment Vakanzen bei den Korporalen eintreten, nach ihrer Examensnummer dazu ernannt und rücken später, soweit es nötig ist, auch zu Sergeanten auf. So stehn jetzt manche Sergeanten in ihrem dritten Dienstpflichtjahre, und die Korporale gehören fast sämtlich dem dritten oder zweiten Jahrgang an. Bei der Einführung der zweijährigen Dienstzeit wird es Sergeanten von einem Jahr und Korporale von noch geringerm Dienstalter geben. Da aber der Sergeant und der Korporal der Woche sowie die Korporale als Stubenälteste die Eckpfeiler des innern Dienstes einer französischen Kompagnie sind, so sieht man klar, auf wie schwache Füße die Disziplin zu stehn kommen kann.

Digitized by Google

Bei dieser Auswahl der französischen Unteroffiziere hält es nun schwer, Mannschaften für die weitere Unteroffizierlaufbahn zu gewinnen. Die auf verhältnismäßig leichte Art zu Unteroffizieren Vorgerückten unterschätzen den Wert ihrer Stellung und denken, daß es ihnen, die bei der ersten großen Konkurrenz im öffentlichen Leben so gut abgeschnitten haben, auch später an Erfolg nicht fehlen werde, und gehn deshalb meist unbedenklich nach abgelegter Dienstzeit in bürgerliche Berufe über; die Soldaten aber, die ihre gleichaltrigen Kameraden so rasch haben vorwärts kommen sehen, fühlen sich dadurch zurückgesetzt und verlieren leicht die Lust, länger als notwendig im Soldatenstande zu bleiben. Solche Mißstände werden sich zweifellos beim Übergang von der dreijährigen zur zweijährigen Dienstzeit nur immer mehr verstärken. Man will deshalb alle irgendwie geeigneten Zivilbeamtenstellen nur mit Rengagierten besetzen und überdies dem Kriegsminister sozusagen einen offnen Kredit geben, die pekuniären Vorteile des Rengagements so lockend zu machen, daß zwei Drittel der Sergeanten und ein Drittel der Korporale Rengagierte sind. Das klingt freilich beruhigend, jedoch weiß man einerseits, welche kunstreichen Hintertüren für alle Gesetze in Frankreich gefunden werden, wenn es sich darum handelt, gute Beamtenstellen für Günstlinge freizuhalten, und andrerseits bewilligen zwar die Parlamente gern alle Militärausgaben, aber wenn der französische Finanzminister nicht das nötige Geld beschaffen kann, so muß der Kriegsminister schließlich ein Auge oder vielmehr beide zudrücken.

Wird so die Unteroffizierfrage immer eine schwere Sorge bleiben, so ist dagegen der Bedarf an Offizieren nach französischen Begriffen jederzeit sehr einfach zu decken, da man sie dem Unteroffizierstande nach Belieben entnehmen kann. Man läßt die Sergeanten ein Examen in allgemeinen Schulkenntnissen machen und schickt sie zwei Jahre auf Vorbildungsschulen, die sie demnächst mit der Befähigung zum Offizier entlassen, ja eine neue Verfügung behält jede zehnte freiwerdende Unterleutnantsstelle den Adjutanten von zehnjähriger Dienstzeit vor, die von ihren Standesgenossen in geheimer Wahl als die Würdigsten in Vorschlag gebracht werden. Die Zahl der nötigen Offiziere erhält man so unter allen Umständen, und sollte sich durch die neue Bestimmung, daß die Schüler der eigentlichen Offizierschulen von St. Cyr und dem Polytechnikum vor dem Besuche ein oder zwei Jahre in der Front zu dienen haben, der Andrang zu diesen Schulen vermindern, so würden die sogenannten écoliers, denen im wesentlichen die Stellen im Generalstabe wie in den höhern Dienstgraden zufallen, nur um so schneller vorwärts kommen, und der Unterschied im Dienstalter zwischen ihnen und den sortis du rang um so greller hervortreten: aber an diesen Zwiespalt, der Überhebung auf der einen, Neid und Mißgunst auf der andern Seite zu erzeugen pflegt, ist man in Frankreich von jeher gewöhnt und setzt sich um so eher darüber hinweg, weil man nur so durch die Hoffnung auf die Offizierepauletten einen wirksamen Anreiz zum Rengagement für die Korporale ausüben zu können glaubt.

Zieht man aus vorstehendem das Fazit, so wird die zweijährige Dienstzeit keine wesentliche Verminderung des Wertes der französischen Armee herbeiführen, so lange dem Kriegsminister die versprochnen Geldmittel wirklich ge-

Digitized by Google

währt werden; sollte das in der Folge nicht geschehen, so würde einerseits die Durchschnittsstärke der Kompagnien so herabsinken, daß die kriegsmäßige Ausbildung gefährdet erschiene, oder es müßte, was dann jedenfalls vorzuziehn wäre, eine weitere Auflösung von vierten Bataillonen — noch 81 Regimenter von 163 haben gegenwärtig solche — ins Auge gefaßt werden, andrerseits könnte man auch ein selbst nur dem jetzigen Unteroffizierkorps gleichwertiges Personal nicht beschaffen, und der Zweifel würde dann berechtigt sein, ob die Offiziere die ihnen infolge davon erwachsenden größern Aufgaben noch zu erfüllen vermögen.

Ganz anders liegen alle diese Verhältnisse in Österreich-Ungarn, dessen Regierung ebenfalls zum Übergang zur zweijährigen Dienstzeit entschlossen, aber freilich noch in den Vorberatungen dafür stehn geblieben ist. Hier ist es außer Zweifel, daß Wehrfähige genug vorhanden sind, auch mit zwei Jahrgängen die gegenwärtigen Etats auszufüllen, aber es fragt sich, ob ohne tiefgreifende Reorganisationen eine genügende Ausbildung in zwei Jahren geleistet werden kann. Die verschiednen Nationalitäten, aus denen sich das Heer rekrutiert, sind in ihrem Kulturleben sehr verschieden vorgeschritten, und jede möchte am liebsten eine besondre eigensprachige Armee haben, womöglich aber sich auch noch andre Nationalitäten durch Einreihung in ihre Armee einverleiben.

Nun haben solche Wünsche schon eine greifbare Gestalt gewonnen. Wenn sich nämlich die Ersatzkommissionen des Heeres aus ihren Bezirken die nötige Anzahl Rekruten zu dreijährigem Dienst gesichert haben, so kommt die Landwehr, die von besondern Landesverteidigungsministern und damit von besondern Parlamenten in Wien und in Pest abhängig ist, und holt sich jährlich 25000 bis 30000 Mann zur zweijährigen Ausbildung durch ihr eignes verhältnismäßig reichliches Offizier- und Unteroffizierpersonal. Wenn sie auch erst bei den Wiederholungskursen der inaktiven Landwehrleute volles Leben erhält, so haben doch ihre Kompagnien immer 40 bis 50 Mann präsent, und in dem Gebiete der ungarischen Stephanskrone wird die Landwehr magyarisch oder kroatisch kommandiert, ja diese Sprachen sind auch für die betreffenden Offiziere die Dienstsprachen. Es macht zwar noch den Eindruck des Embryoartigen, daß bei den Übungen der kroatischen Landwehrdivision die Infanterie kroatisch, die Kavallerie magyarisch und die übrigen Waffen deutsch kommandiert werden, weil die Landwehr nur Infanterie und Kavallerie und bei den Kroaten nur Infanterie hat: aber die Ansätze zu nationalen Armeen sind damit doch gegeben, und da die Landwehr immer innerhalb ihrer Ersatzbezirke garnisoniert ist, so haben die ältern Offiziere, die früher dem gemeinsamen Heere angehört haben, oft vergeblich das Bestreben, ihre monarchischen Gesinnungen auf ihre jüngern mehr oder weniger nationalistisch gerichteten Kameraden zu übertragen, und das gilt schon nicht nur für die magyarischen und die kroatischen, sondern teilweise sogar für die polnischen und die tschechischen Landwehrregimenter.

Aber auch die Erziehung des eigentlichen österreichisch-ungarischen Heeres leidet unter den nationalen Gegensätzen. Deutsch sind hier freilich noch überall trotz allen Anfeindungen der Magyaren die allgemeine Dienstsprache der Offiziere und das Kommando, aber beim Unterricht wie im sonstigen innern und

Digitized by Google

äußern Dienst herrschen die Regimentssprachen, d. h. wenn in einem Regiment zwanzig Prozent der Mannschaft eine Sprache spricht, so gilt sie als Regimentssprache. Nun gibt es eine Menge von Regimentern, in denen mehrere Nationalitäten zu zwanzig und mehr Prozent vertreten sind, zum Beispiel Magyaren und Slowaken, Magyaren und Rumänen, Polen und Ruthenen und dazu noch einen großen Teil Deutscher, und da bestehn nun oft zwei ja bisweilen drei Regimentssprachen nebeneinander. Der Offizier soll zwar außer dem Deutschen eine der Regimentssprachen verstehn, aber die Mannschaften der andern Sprachen bleiben doch für ihn zunächst nur durch Dolmetscher erreichbar, und erst im zweiten oder im dritten Dienstjahre lernen diese Mannschaften so viel deutsch oder magyarisch oder polnisch, daß sich alle ihre Offiziere mit ihnen unmittelbar verständigen können. Was es aber heißt, wenn ein deutscher Hauptmann, der zwar magyarisch spricht, aber neben Deutschen und Magyaren fast die Hälfte seiner Kompagnie aus rein slowakischen Bezirken bekommt, mit denen er nicht gleich von Mund zu Mund verhandeln kann, auch wenn die Leute den besten Willen haben, ihn zu verstehn, das bedarf keiner nähern Auseinandersetzung. Man möchte nun zwar glauben, daß dem leicht abzuhelfen wäre, indem man außer Deutschen, deren Sprache ja jeder Offizier kennen muß und auch immer einzelne Unteroffiziere der Kompagnie verstehn, nur Mannschaften einer Muttersprache in jedes Regiment einstellte, tatsächlich ist das jedoch nicht durchführbar. Die Magyaren, die den ungarischen Reichstag beherrschen, wollen, daß womöglich in jedem der aus dem Gebiete der Stephanskrone rekrutierten Regimenter das Magyarische eine der Regimentssprachen sei, oder wo sie es noch nicht ist, werde, damit so auch die andern Nationalitäten in Ungarn an ihr Idiom gewöhnt werden und später der Übergang zu einem besondern magyarischen Heere leichter vonstatten gehe. So muß es bei der mangelhaften Verständigung zwischen Vorgesetzten und Untergebnen bleiben, über die man sich freilich in Österreich, man möchte sagen traditionell, hinwegzusetzen liebt. Fragt man zum Beispiel, wie das angehe, daß Deutsche, Rumänen, Slowaken oder Ruthenen, die während ihrer aktiven und Reservedienstzeit nur deutsche Kommandos gehört hätten, wenn sie nach vollendeter Dienstzeit im Heere noch zwei Jahre der ungarländischen Landwehr überwiesen würden, nun gleich dort magyarische oder kroatische Kommandos aufnehmen könnten, so erhält man die sorglose Antwort: „Unsre Offiziere und Unteroffiziere werdens halt schon machen."

Was aber die Unteroffiziere anlangt, so sieht es damit in Österreich-Ungarn noch viel bedenklicher aus als in Frankreich. Da die den längerdienenden Unteroffizieren zugewiesnen Beamtenstellen meist sehr dürftig ausgestattet sind, ist der Anreiz zur Unteroffizierlaufbahn nur gering. Nur bei ruthenischen und bei kroatischen Regimentern kann man von einer wirklichen Lust zum Längerdienen reden, Magyaren wollen sich höchstens bei den Husaren, Deutsche fast nur bei der Artillerie und den technischen Truppen über ihre gesetzliche Dienstzeit verpflichten lassen. So kommt es, daß von den bei einer Kompagnie etatsmäßigen Stellen von einem Feldwebel, einem Rechnungsführer, zwei bis drei Zugsführern und sechs bis acht Korporalen die letzten vielfach sämtlich, häufig auch Zugsführer und bisweilen sogar Feldwebel den im dritten oder im zweiten

Digitized by Google

Jahre Dienenden entnommen werden müssen. Es spielt hierbei eine wesentliche Rolle, daß die Rekruten zuerst in Gruppen je nach ihrer Muttersprache ausgebildet werden, und daß man also für jede der Gruppen gleichsprachige Unteroffiziere nötig hat, aber man braucht auch immer einige, die der deutschen Schriftsprache völlig mächtig sind. Wollte man nun unvermittelt zur zweijährigen Dienstzeit übergehn, so fiele die ganze Erziehung, die im dritten Jahrgang wirksam wird, weg, und Mannschaften, die noch nicht ein volles Jahr dienen, würden im Herbst in die Unteroffizierstellen einrücken. Man kann sich also der Einsicht nicht verschließen, daß ohne starke Vermehrung der sorgfältig auszusuchenden Berufsunteroffiziere eine genügende Abrichtung der Truppe nicht mehr gewährleistet erscheint. Zur Beschaffung tüchtiger Unteroffiziere gehört aber Zeit und vor allem Geld in so bedeutendem Maße, daß man an die Parlamente Österreichs und Ungarns herantreten muß. Die das Budget des gemeinsamen Heeres festsetzenden Delegierten des einen sind aber wegen des tschechischen Übermuts schwierig zu gewinnen, während sich die des andern ihre Zustimmung nur durch große Zugeständnisse an den magyarischen Chauvinismus abhandeln lassen, die der Einheitlichkeit der Armee Abbruch tun.

Ohne eine gründliche Reorganisation des Unteroffizierstandes könnte jedoch auch für das Offizierkorps die Belastungsprobe zu stark werden. Noch ist das frisch und tätig, und seine treu monarchische Gesinnung ist der eigentliche Baugrund, der dem Hause Habsburg seine Festigkeit verleiht: muß sich aber der Offizier um jede Kleinigkeit des Dienstbetriebes — und gerade deren Beachtung ist wesentlich für die Disziplin — selbst bekümmern, so stumpft er sich frühzeitig ab, und die nationalistischen Lockтöne, die ihm vorgaukeln, daß in einem besondern magyarischen, kroatischen oder polnischen Heere alles leichter und besser gehn werde, finden eher Gehör. Jetzt umfaßt noch alle die alte echte österreichische Kameradschaft, die bisher die verschiedne Vorbildung, einerseits nur vier Jahre in den Kadettenschulen, andrerseits volle Oberrealschulbildung und Militärakademie, so sieghaft überwunden hat, daß auch die Kadettenschüler vollen Anteil an dem Generalstab und den höchsten Führerstellen nehmen, und die hoffentlich auch über die kürzlich eingeführte zweisprachige Erziehung in den ungarländischen Kadetten- und Realschulen triumphieren wird, obgleich der ungarische Ministerpräsident damit der gemeinsamen Armee eine ungarische, d. h. in seinem Munde eine magyarische Gesellschaftsklasse zugeführt zu haben glaubt, mit deren Hilfe in zehn bis zwölf Jahren ein großer Teil der Armee durch magyarische Offiziere in magyarischem Sinn und Geist geführt werden kann. Man darf hoffen, daß die traditionelle Kaisertreue der österreichischen Offiziere mit ihrer erziehenden Wirkung trotz alledem durchdringt, aber man muß auch vor der Einführung der zweijährigen Dienstzeit alle denkbaren Diensterleichterungen erstreben und vornehmlich auf die Heranziehung von Hilfskräften in Gestalt eines tüchtigen Berufsunteroffizierkorps sein Augenmerk richten.

Das wird ja nun trotz allen Anstrengungen des einsichtigen Kriegsministers, wie die Verhältnisse in Österreich-Ungarn nun einmal liegen, noch einige Jahre dauern, aber der Grundsatz der zweijährigen Dienstzeit wird auch hier durch-

Digitized by Google

dringen, und dem Beispiel der drei großen Militärmächte Deutschland, Frankreich und Österreich-Ungarn werden allmählich auch die jetzt noch eine längere aktive Dienstzeit fordernden europäischen Kontinentalstaaten folgen. Zu einer weitern Herabsetzung wird man erst schreiten, wenn eine völlige Konsolidierung zu reinen Nationalstaaten unverrückbare Landesgrenzen geschaffen hat, erst dann wird man sich dem militärischen Zustand der in sich befriedeten und auf jede Aktion nach außen verzichtenden europäischen Kleinstaaten mit ihrem Milizwesen anzunähern versuchen, wenn nicht dann neue militärische Aufgaben an die zu wesentlich gleichen Zwecken geeinigten europäischen Kulturvölker herantreten.

Freiburg i. Br. Geest, Generalleutnant z. D.

Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln

Von Karl Dieterich

(Fortsetzung)

2. Kos und Rhodos

Wenn man von Kalymnos nach Kos und von Syme nach Rhodos kommt, so hat man den Eindruck, als betrete man eine andre Welt, fast möchte man sagen, eine bessere Welt, wenn man nicht wüßte, wie viel Jammer und soziale Not diese von der Natur so gesegneten Inseln bergen. Denn von Natur sind sie wirklich eine paradiesische Welt, und auch ich fühlte mich die beiden male, wo ich diesen Wechsel durchmachte, unwillkürlich aus einem Dantischen Höllentrichter in das Paradies versetzt. So wird es wohl jedem Deutschen und überhaupt jedem Nordländer ergehn, dem es ohne weite, zwischen Berg und Tal und Wiese mannigfach wechselnde Landschaft nicht wohl werden kann, und den es schon eine Erlösung dünkt, wenn er aus einer Gegend, in der man sich mehr kletternd und stolpernd als frei dahinschreitend vorwärts bewegt, nun plötzlich wieder feste, ebne Straßen unter sich fühlt, auf denen sich wohlgemut wandern läßt. Die Griechen sind freilich andrer Meinung. „Die Ebnen bringen Pferde hervor, die Berge tapfre Burschen," mit diesem Worte pflegen sie den Gegensatz zwischen beiden zu bezeichnen, und ein biedrer Symiote sagte mir, er sei allemal froh, wenn er aus Rhodos wieder zurückkomme nach seiner Heimatinsel. Uns geht es gerade umgekehrt.

Schon vom Meere aus gesehen gleichen Kos und Rhodos einander in den sich lang und leicht hinziehenden Wellenlinien ihrer Küsten und stehn in einem scharfen Kontrast zu den sich schroff und abweisend erhebenden Felswänden der Nachbarinseln. Und wenn man dann näher kommt und sieht die grünen Berghänge, die bebauten Felder und die Gärten, aus denen weiße Häuser hervorlugen, so wird einem fast heimatlich zumute, und man meint, es seien glückliche Inseln. Und sie könnten es auch sein. Denn beide wetteifern miteinander an Fruchtbarkeit und Ertragfähigkeit des Bodens, und

Digitized by Google

Kos scheint der alten Sonneninsel noch überlegen zu sein, weil es weniger gebirgig ist als Rhodos, das von zwei mächtigen Gebirgsstöcken durchzogen ist, dem Phileremos in der nördlichen und dem rauhen Atabyros in der südlichen Hälfte, jener bis zu 750, dieser bis zu 1200 Metern hoch. Dazwischen aber dehnen sich, wenigstens im Norden, fruchtbare Ebnen aus, während das langgestreckte Kos nur im Süden einen größern Gebirgszug aufweist, im übrigen eine zusammenhängende Hochebne bildet, die ohne allzugroße Mühe in einen einzigen Garten verwandelt werden könnte. Schon jetzt drängen sich Feigen-, Zitronen- und Apfelsinenplantagen zu dichten kleinen Waldungen von grellem Grün zusammen, die mit Wein- und Getreidefeldern abwechseln. Dazwischen schieben sich die graugrünen Massen der Olivenwälder, die besonders auf Rhodos mächtige Exemplare aufweisen, und hier und da erinnert eine stolz und einsam aufragende Palme, die auf Rhodos schon wild wächst, an die Nähe des Orients. In den höhern Bergregionen von Rhodos findet man noch ausgedehnte Waldungen von Aleppokiefern, der in den östlichen Mittelmeerländern sehr verbreiteten Art mit den langen, lichtgrünen Nadeln. Vereinzelt gedeihen auch Nußbäume und, mit Vorliebe an den Quellen, riesige Platanen, von denen die auf dem Platze der Hafenstadt von Kos, die man auf den Namen des Hippokrates getauft hat, eine Art Naturwunder ist. Ihre Äste, die selbst starken Baumstämmen gleichen, breiten sich wie Schlangenleiber nach allen Seiten über den Platz und sind am Ende oder auch in der Mitte durch kleine Marmorsäulen gestützt, die so in die Äste verwachsen sind, daß sie von diesen bei stärkerm Windzug wie Gewichte von Riesenarmen emporgehoben werden. Die Mitte des Platzes ziert ein schmuckes Brunnenhaus.

Überhaupt erfreut sich namentlich Kos eines vorzüglichen Quellwassers; dazu hat es an einer Stelle einen sprudelnden Sauerbrunnen und warme Quellen an der Südseite. Der Reichtum an Wasser auf beiden Inseln ermöglicht eine reichliche Bewässerung, die noch durch die im ganzen Orient und auf der Balkanhalbinsel verbreitete Anlage von Schöpfbrunnen gesteigert wird. Es sind Zisternen, aus denen das Wasser durch ein von Pferden betriebnes und mit kleinen Eimern versehenes Räderwerk heraufgeholt wird: Paternosterwerk nennt man es bei uns, offenbar, weil die Umdrehung der Eimer den Eindruck eines Rosenkranzes macht, den man abbetet.

Um einen Begriff von dem Reichtum zumal der Insel Kos an Naturprodukten zu geben, seien hier einige statistische Angaben auf Grund zuverlässiger neuerer Schätzungen zusammengestellt. An erster Stelle stehn die Wassermelonen, von denen etwa $1^1/_2$ Millionen Okka (1 Okka = 2,28 Kilogramm) jährlich exportiert werden, meist nach Ägypten, neuerdings auch nach Südrußland; sie gedeihen in vorzüglicher Qualität. Nächstdem kommen die frischen Tafeltrauben, deren Export etwa eine Million Okka erreicht; sie gehn ebenfalls meist nach Ägypten. Der dritte wichtige Exportartikel sind die Melonen, von denen 600000 bis 700000 Okka ausgeführt werden, endlich noch Rosinen, doch in geringerer Menge. Dazu kommen von nicht dem Export, sondern nur dem einheimischen Konsum dienenden Produkten Feigen,

Digitized by Google

Oliven, Zitronen,*) Orangen, Mandarinen, sowie von Feldfrüchten Weizen. Die Verarbeitung der gewonnenen Produkte liegt leider sehr im argen, es gibt weder gute Mühlen noch Ölpressen noch auch Weinkeltereien. Die Wohlhabenden schicken darum ihr Getreide nach der Insel Leros, um es dort mahlen zu lassen, und der bessere Wein wird, wie auf den meisten Inseln außer Samos, meistens aus Cypern importiert. Das ganze Wirtschaftsleben steht noch auf sehr primitiver Stufe, und fremdes Kapital hat sich an der Ausbeutung der reichen Naturschätze noch nicht beteiligt; nur eine belgische Gesellschaft hat sich neuerdings an die Ausbeutung der ergiebigen Marmorbrüche gemacht, die einen feinkörnigen weißen Marmor liefern sollen.

Eine Steigerung der Produktion und damit der Ausfuhr auf das Zehnfache wäre sowohl für Kos wie für Rhodos leicht erreichbar, wenn zunächst die Volkszahl durch systematische Einwanderung und Ansiedlung gesteigert werden könnte. Was soll man auch von der Produktionskraft einer Insel wie Kos erwarten, die bei einer Länge von etwa 40 Kilometern und einer Breite von 4 bis 8 Kilometern höchstens 10000 Einwohner hat, oder gar von der von Rhodos, das, obwohl nach Kreta die größte der Inseln des Ägäischen Meeres, etwa 75 Kilometer lang und über 30 breit, nur von 30000 Menschen bewohnt ist, von denen allein fast ein Drittel auf die Hauptstadt fällt?

Diese dünne Bevölkerung, die in einem schreienden Mißverhältnis steht zu der natürlichen Fruchtbarkeit des Landes, erklärt sich aus den trostlosen sozialen Verhältnissen dieser unter türkischer „Verwaltung" stehenden und selbst von Türken bewohnten Inseln. Einen freien Bauernstand gibt es nicht, denn das ganze flache Land gehört türkischen Großgrundbesitzern, die den christlichen Bauer für sich arbeiten lassen. Dieser ist ganz in ihrer Gewalt; denn wenn er auch Haus, Garten und Feld äußerlich sein eigen nennt, so bekommt der Grundherr von jedem Acker den berüchtigten Zehnten, der aber oft in so raffinierter Weise eingetrieben wird, daß er bis zur Hälfte des ganzen Ernteertrags steigen kann! Diese ganz willkürlich gehandhabte direkte Steuer lastet am schwersten auf dem armen Bauern, der außerdem auch noch dem Pascha eine starke Kopfsteuer und endlich die sogenannte Kapitanssteuer zahlen muß, sodaß ein Bauer mit einem Sohne etwa dreißig Mark jährliche Steuer zahlen muß, gleichviel ob er arm oder reich ist! Diese Einrichtung herrschte wenigstens noch vor einigen Jahrzehnten auf Rhodos, und es ist seitdem schwerlich besser geworden, denn in Kos wurde mir von einem ähnlichen unerträglichen Steuerdruck berichtet.**) Unter diesen Umständen kann es nicht verwundern, wenn es auf Rhodos noch jetzt ganze Dörfer gibt, in denen man nicht ein Stück Brot auftreiben würde, und deren Bevölkerung fast ganz von Pflanzennahrung lebt. Es wäre wirklich der Mühe wert, daß diese unter der türkischen Mißwirtschaft so unsäglich leidenden Inseln einmal von einem Nationalökonomen eingehend studiert würden, damit denen, die noch

*) Ein Garten mit 500 Zitronenbäumen liefert gegen 400000 Zitronen. Schon vor sechzig Jahren schätzte man ihre Gesamtzahl auf 40 Millionen.

**) Die Gesamtabgabe, die Kos um 1870 jährlich an die Pforte entrichtete, beträgt gegen 200000 Franken (bei einer Bevölkerung von 8000 Seelen).

Digitized by Google

immer Reformen von der Türkei erwarten, endlich einmal die Augen geöffnet und ihnen klar gemacht würde, was für reiche Gebiete hier noch einem rationellen Wirtschaftsbetrieb und einem gut organisierten Handel geöffnet werden können.*) Hoffentlich wendet sich die deutsche Kolonisierung Kleinasiens auch diesen glücklich-unglücklichen Inseln zu.**)

Leider muß zugegeben werden, daß die Aussaugung nicht nur von den Türken gegenüber den Christen, sondern auch von diesen untereinander geübt wird; der Gegensatz von Türken und Christen erweitert sich zu einem solchen von Arm und Reich; die reichen Christen sind überhaupt die gelehrigen Schüler der reichen Türken geworden und saugen die Armen rücksichtslos aus. Weit entfernt, daß diese einen schützenden Rückhalt an der Kirche fänden, nimmt auch diese an der systematischen Plünderung teil, weil sie dazu gezwungen ist. Da nämlich alle Bistümer in der Türkei käuflich sind und sozusagen an den Meistbietenden versteigert werden, so muß der bischöfliche Käufer darauf bedacht sein, den Kaufpreis von seinen Pfarrkindern wieder herauszuschlagen, wobei er die Gebote der christlichen Barmherzigkeit oft allzu bereitwillig außer Kraft setzt. Sieht er, der Herr der Kirche, ja täglich, wie es von den weltlichen Beherrschern gemacht wird! Bei dem hohen Ansehen, worin die Kirche im Orient steht, braucht sie dabei selten zu Zwangsmaßregeln zu greifen, vielmehr geben die Bauern bereitwillig ihr Letztes hin, weil sie wissen, in welcher Lage ihr Kirchenoberhaupt ist. Dieses macht denn auch gar kein Geheimnis aus der Sache, und ein Archäologe, der einst Kos bereiste, hat selbst mit angehört, wie ein neuangekommener Bischof, der die Abgaben seines Sprengels eintrieb, ganz ungeniert in Gegenwart der Bauern über den hohen Kaufpreis des Bistums klagte, der ihn gezwungen habe, seine Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, und der dennoch die Hoffnung aussprach, daß es ihm gelingen werde, die Summe im ersten Jahre wieder herauszupressen. Man läßt solchen Druck mit einem dem Orientalen eignen Fatalismus ruhig über sich ergehn, weil man an alles gewöhnt ist und weiß, daß der Bedrücker zugleich der Bedrückte ist. Das alles aber sind die Folgen des türkischen Raubsystems: bevor dieses nicht beseitigt ist, wird an eine Besserung in der sozialen Lage der gänzlich rechtlosen christlichen Bevölkerung nicht zu denken sein, und man kann sich nicht wundern, wenn dieser alle Unternehmungslust geschwunden ist, denn: wer da hat, dem wird genommen, heißt es in der Türkei.

Natürlich hat der despotische Druck auch auf den Charakter der christlichen Bevölkerung nachteilig eingewirkt, und ihr Auftreten steht in einem scharfen Gegensatz zu dem der andern griechischen Inselbewohner: den Typus des selbstbewußt, ja trotzig auftretenden, steifnackigen „freien“ Griechen, wie er auf

*) Wie sehr dieser danieder liegt, lehrt ein Blick auf den traurigen Zustand der Häfen von Kos und Rhodos, die nur kleine Segelschiffe aufnehmen können. Rhodos hat aus der Ritterzeit her sogar drei Häfen, einen Boots-, einen Handels- und einen Kriegshafen, von denen aber keiner mehr seinem einstigen Zwecke dienen könnte.

**) Es sei bei dieser Gelegenheit verwiesen auf das zwar für die Verhältnisse des kleinasiatischen Festlandes verfaßte, aber auch für die Inseln geltende Buch von R. Herrmann, Anatolische Landwirtschaft (Leipzig, Grunow, 1900).

Digitized by Google

Kalymnos besonders häufig ist, sucht man hier vergebens; statt dessen tritt einem der servile, sich demütig bückende, oft rückgratlose Rajah entgegen. Das fällt auch den Griechen der Inseln selbst auf, und auf dem stolzen Kalymnos verfehlte man nicht, mich darauf aufmerksam zu machen. Bei meiner nächtlichen Landung in Kos konnte ich mich gleich von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen: als ich aus dem Boot stieg, wurde ich von dem Abgesandten einer Familie erwartet, einem jungen Manne mit einer Stalllaterne in der Hand. Nachdem er sich mir zu erkennen gegeben hatte, führte er mich erst ein Stück vom Strande weg, stellte dann die Laterne auf den Boden und begrüßte mich, indem er mir die Hand reichte und sich dabei fast bis zur Erde bückte, was mir bisher noch nie bei einem Griechen vorgekommen war. Und ein andres Erlebnis zeigte mir, wie gut es die Griechen dieser Inseln verstehn, sich bei den türkischen Gebietern in Gunst zu setzen: als ich einem griechischen Notabeln von Kos, an den ich empfohlen war, meinen Besuch gemacht und ihn über den Zweck meines Aufenthalts unterrichtet hatte, fand er doch nichts Eiligeres zu tun, als mich sogleich in die Moschee der Stadt zu führen, die dazu nicht einmal etwas Sehenswertes bot. Darauf stellte er mich dem Kaimakam vor, obwohl er wußte, daß ich mich mit diesem nicht verständigen konnte, da der unserm Regierungspräsidenten entsprechende Beamte mit dem Titel „Exzellenz" weder des Französischen noch des Griechischen kundig war, und ich nicht des Türkischen. Es war dies freilich ein besonders krasser Fall, der aber bezeichnend ist für die Zustände auf Kos; denn sowohl der Gouverneur von Kalymnos wie der Pascha von Rhodos sprechen fließend Griechisch und sind sogar halbgriechischer Herkunft. Auch das schien mir bezeichnend zu sein, daß die in türkischen Diensten stehenden Griechen auf Kos und Rhodos ihren Namen auf der Visitenkarte zuerst in türkischer und darunter erst in griechischer Schrift drucken lassen.

In rein äußerlicher Hinsicht freilich kann man dem türkischen Regiment nicht völlig gram sein. Es ist doch immer besser als die griechische Wirtschaft auf dem „freien" Kalymnos, und ich wäre gewiß der letzte, der eine Angliederung der kleinasiatischen Inseln an Griechenland befürworten möchte; höchstens würde sich ein Übergangszustand, wie er jetzt auf Kreta geschaffen ist, empfehlen. Auf keiner Insel, nicht einmal auf Samos, fand ich solche Chausseen wie auf Rhodos, wenn auch nur bis zu einer gewissen Entfernung von der Hafenstadt, nirgends so sorgfältig gepflasterte und reinliche Straßen in der Stadt wie auf Kos und Rhodos. Gerade im Punkte der Reinlichkeit könnten die Griechen manches von den Türken lernen, vor allem darin, daß sie ihre Schweine nicht frei umherlaufen lassen sollen, was den Christen in Kos und Rhodos bei schwerer Strafe verboten ist; denn dem Türken ist ja das Schwein ein unreines Tier, wie dem Juden. Sogar ein gewisser Sinn für den Schmuck des Daseins gibt sich zu erkennen in den hübsch mit weißen, grauen und schwarzen Steinchen mosaikartig gepflasterten Vorhöfen der Häuser.*)

*) Diese auch auf Syme geübte, von einigem Kunstsinn zeugende Sitte ist wohl durch die Johanniter eingeführt worden. Daß sie europäisch ist, beweist ihr Vorkommen im niederdeutschen Bauernhause, wo der Fußboden des Flet ebenso gepflastert ist.

Digitized by Google

Angenehm fühlbar macht sich auch das Fehlen der Kaffeehäuser mit ihren politischen Tagebieben und ihrer lärmenden Tatenlosigkeit. Der Nährboden des griechischen Kaffeehauses ist ja die Politik, die vergiftende innere Parteipolitik, die zum Beispiel auf Kalymnos zwei großen Cafés das Leben gegeben hat, einem aristokratischen und einem demokratischen. In Kos bemerkte ich nur ein solches größeres Café, das aber den größten Teil des Tages über leer stand; denn das öffentliche Politisieren ist in der Türkei verboten, und was hat das Kaffeehaus für einen Reiz, wenn man nicht Politik treiben darf? Überdies müssen alle öffentlichen Lokale zwei Stunden nach Sonnenuntergang geschlossen werden, und gerade am Abend entfaltet sich im Süden das regste Leben. So ist hier jedermann genötigt, des Abends zuhause zu bleiben, und das ist auch kein Schade.

Ferner hat die türkische Agrarwirtschaft auf den Charakter der fest an ihrer Scholle klebenden Landbevölkerung unverkennbar konservierend gewirkt: während volkstümliche Sitten und Trachten auf den kleinen, in den Weltverkehr hineingezognen Inseln stark verwischt sind, findet man sie auf Kos und Rhodos noch vielfach in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, wenn auch nur in den entlegnern Dörfern. Hier hört man noch alte Lieder und sieht noch charakteristische Volkstrachten, zumal bei den Frauen. Recht malerisch ist zum Beispiel deren Kostüm in einem Dorfe von Rhodos: hohe Stiefel aus gelbem Naturleder, blauer, in Falten gelegter Rock, der unten und an den Ärmeln das mit bunten Stickereien verzierte Hemd hervorsehen läßt und an der Taille durch einen roten Gürtel zusammengehalten ist, auf der Brust ein weißer, mit Goldfäden verzierter Einsatz, und auf dem Kopf ein weißes, nach oben spitz zulaufendes Tuch mit roten Fransen.

Ein unverkennbar konservativer Zug ist auch die zu dem bekannten Kapitel von Rhythmus und Arbeit gehörende unbewußte Taktmäßigkeit in den Fußbewegungen mehrerer bei derselben Arbeit tätigen Menschen. Das konnte ich bei einem Fischzug auf Kos deutlich beobachten, der auch sonst, namentlich durch die Form und die Ausspannung des Netzes, viel Altertümliches bot. So etwa stelle ich mir den Fischzug Petri vor. Zehn bis zwölf Männer, in zwei Reihen einander gegenüberstehend, zogen in feierlicher Stille, wohl eine Stunde lang, an den zwei langen Tauen, an denen das weit draußen im Meer liegende, von Bleistücken beschwerte Netz befestigt ist. Unermüdlich zogen sie, und beim Ziehen hoben und senkten sich die bronzebraunen nackten Beine mit solcher uhrwerkartigen Gleichmäßigkeit, daß ich unwillkürlich das Gefühl hatte, als zählte jemand: Eins — zwei, eins — zwei! Und doch war alles mäuschenstill, keiner achtete auf den andern, und die Bewegung jedes einzelnen schien wie von einem höhern Willen geregelt — von der Macht der unbewußt wirkenden Tradition. Hätte man dieselben Fischer auf einem preußischen Exerzierplatz marschieren lassen, so hätte sicher nicht eine Bewegung geklappt. Diese Menschen kennen und ertragen nur einen Zwang: den der heiligen Gewohnheit.

Nächst den sozialen Zuständen verdienen die Spuren der Geschichte Beachtung. Was den modernen Hafenstädten von Kos und Rhodos ihre fast

Digitized by Google

gleiche Physiognomie gibt, das ist ihr historischer Hintergrund. Beide verdanken ihren Ursprung dem Johanniterorden, der ja nach seiner Verdrängung aus dem Heiligen Lande diese und andre kleinere Inseln (Chalke, Syme, Nisyros, Telos, Leros, Kalymnos) über zweihundert Jahre lang gehabt hat (1310 bis 1522), und beide sind noch in denselben steinernen Rahmen eingezwängt, den ihnen diese wackern Pioniere occidentalischer Kultur im Orient gegeben haben, und — was das reizvollste ist — dieser Rahmen in Gestalt mächtiger Festungsmauern ist, besonders in Rhodos, noch fast unversehrt erhalten; nur das lebende Bild ist herausgenommen und durch ein andres aus einer fremden Welt ersetzt, und beide, Rahmen und Bild, wirken nun durch ihren Kontrast um so wundersamer und wehmütiger auf den geschichtlich geschulten Beschauer: eine bunte orientalische Welt tummelt sich in diesen Mauern, die nun dastehn als ein verlorner Posten europäischer Kultur, niedergetreten von der brutalen Gewalt türkischer Heere, ein doppeltes Denkmal von der Größe der mittelalterlichen Baukunst und der kriegerischen Eroberungsmacht aus der Zeit der Höhe des alten Türkenreichs. Ängstlich hütet jetzt die türkische Regierung die Festungswerke, obwohl sie gar nicht mehr im Verteidigungszustande sind, und es gewährt einen seltsamen Anblick, die gewaltigen Tore, deren Füllungen zum großen Teil noch mit wohlerhaltnen christlichen Skulpturen (Figuren und Wappen) aus der Zeit der Herrschaft des Ordens geschmückt sind, von türkischen Soldaten bewacht zu sehen. Das alte Schloß, das den Eingang des Hafens von Kos beherrscht, und das ein Werk des ersten Großmeisters Fulko von Villaret ist, darf heute kein Europäer betreten, und innerhalb der Festung Rhodos ist das Photographieren streng verboten. So bewahren die Türken auf ihre Weise den fremden Denkmälern ihres Reichs eine unbewußte und unverstandne Pietät. Die Kirche des heiligen Johannes in Rhodos ist in eine Moschee verwandelt worden, wie die Sophienkirche in Konstantinopel und die Grabeskirche in Jerusalem, das alte Hospiz der Ritter in eine Kaserne und ein Magazin, und in den noch mit den verschiedensten Wappenschilden der Ritter geschmückten Häusern der ehrwürdigen Ritterstraße wohnen türkische Familien, die noch mit gotischen Verzierungen versehenen Fenster sind vergittert — ein trauriges Bild von dem Schicksal christlich-europäischer Kultur im Orient. Und nicht nur in den Städten, auch auf dem freien Lande erheben sich noch zahlreiche Ruinen von Burgen, als Wahrzeichen, wie fest die Ritterschaft Europas auf diesen Inseln Wurzel gefaßt hatte. Zumal wieder auf Rhodos konnte der Reisende noch vor einigen Jahrzehnten herrliche Beispiele des gotischen Stils bewundern, und ein Archäologe meinte sogar, daß wenig Länder in Europa, sogar Italien und Spanien nicht ausgenommen, so viele schöne und malerische Ruinen von Ritterburgen in dem edeln Stile des fünfzehnten Jahrhunderts aufzuweisen hätten wie Rhodos. Das scheint leider für die Gegenwart kaum noch zuzutreffen, denn die freilich nur wenigen Trümmer, die ich im Innern sah, waren arg zerstört, und ihr Material war von der Bevölkerung zum Bau ihrer Häuser verwandt worden.

Während nun in der Festung von Kos Christen und Türken sowie einige spanische Juden zusammen wohnen, ist die innere Stadt von Rhodos ganz auf

Digitized by Google

Türken und Juden beschränkt, die beide ihre besondern Viertel haben, während sich die Christen außerhalb des Festungswalls in neuen eignen Vorstädten angesiedelt haben. Auch muß jeder Christ mit Sonnenuntergang die Festung verlassen, die dann geschlossen wird. In dem äußern Stadtteil liegen auch die Hotels und die fremden Konsulate. Die Europäer sind also auf Rhodos völlig aus ihrem alten, selbsterbauten Besitz verdrängt worden und müssen zufrieden sein, sich vor den Mauern ansiedeln zu dürfen. Ob sie von hier aus wieder den Orient erobern und einen neuen Handelsstaat gründen werden, dauernder und mächtiger als der der Ritter?

Ganz ohne lebendige Nachwirkung ist übrigens die Herrschaft des Johanniterordens auf Kos und Rhodos nicht geblieben. Ein Geschichtschreiber der Insel will deutlich beobachtet haben, daß die Verschlagenheit und die Doppelzüngigkeit der Griechen den Rhodiern nicht eigen ist, und daß sie manche ihrer Tugenden den Rittern verdanken, wie noch viel einheimische Familien fremde, meist altfranzösische und italienische Taufnamen tragen, wie Anghiou, Dellaporta, Castrizio, Gaballa. Wir wissen ja auch aus der mittelalterlichen griechischen Poesie, daß die frühesten Liebeslieder, die wir kennen, aus zarten Verhältnissen zwischen Johanniterrittern und griechischen Jungfrauen hervorgegangen sind. Und bei der Poesie allein wird es schwerlich geblieben sein.

Nachhaltiger und auch handgreiflicher ist der Einfluß wenn auch nicht speziell der Johanniter, so doch der italienischen Beherrscher, die die Inseln des Ägäischen Meeres jahrhundertelang zwischen der byzantinischen und der türkischen Periode innegehabt haben, auf einem andern Gebiete geworden, nämlich auf dem des Erbrechts. Mehrere Reisende haben beobachtet, daß auf einigen Inseln, wie Telos, Kos und Karpathos, sowie von den Kykladen auf Kythnos die älteste Tochter einer Familie erbberechtigt sei. Niemand von diesen hat bisher nach dem Ursprung dieser Sitte gefragt. Nur C. Hopf, der Erforscher der griechisch-italienischen Geschichte des Mittelalters, hat schon vor fünfzig Jahren auf einen Prozeß hingewiesen zwischen den beiden Familien Pisani und Crispo aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der „von größter Wichtigkeit für das im Archipel geltende Erbrecht ist." Es handelte sich um die Abtretung der Insel Santorin (Thera). Diese war durch die Vermählung eines der kleinen Inselfürsten, Domenico Pisani, mit Fiorenza, der Tochter des bisherigen Beherrschers der Insel, Jacopo Crispo, an die Pisani gekommen. Jacopos Bruder aber nahm sie dem Domenico wieder weg mit der Begründung, die Insel sei ein Lehen, das die Crispos seit mehr als hundert Jahren besessen hätten, und das wohl an eine Seitenlinie, niemals aber an Frauen vererbt worden sei. Dagegen machten die Pisani geltend, daß zum Beispiel die Inseln Andros und Milos zweimal an Frauen aus dem Geschlechte der Sanudi gefallen seien, und daß noch jetzt, zurzeit des Prozesses, zwei Frauen im Besitze der kleinen Inseln Anaphi und Antiparos seien. Santorin blieb zwar in den Händen der Crispos, die Giltigkeit des salischen Gesetzes war aber für die Inseln erwiesen, und noch heute lebt es als eine historische Reminiszenz aus jener Zeit in dem Privatrecht der Bewohner fort, wahrscheinlich auch auf Rhodos.

Digitized by Google

Kos und Rhodos, die beiden festesten Stützen der Johanniter, haben sich endlich lange Zeit um das Eigentumsrecht eines wohlbekannten poetischen Stoffes gestritten, der seinen Ursprung in der Ritterzeit hatte, der Sage vom Drachenkampf. Bisher nahm man, wie auch Schiller, allgemein an, daß die Szene dieses Kampfes auf Rhodos zu suchen sei, und der Historiker Vertot berichtet sogar, daß ein Reisender des sechzehnten Jahrhunderts noch den Kopf des Ungeheuers gesehen habe, der über einem Tore der Stadt befestigt gewesen sei. Auch zeigt man noch heute, etwa eine halbe Stunde von der Neustadt Rhodos entfernt, einen Sumpf, wo der Drache gehaust haben soll. Nun hat aber schon ein Florentiner Reisender des fünfzehnten Jahrhunderts, Bondelmonte, den Schauplatz des Kampfes nach der Insel Kos verlegt, und zwar zwischen die Dörfer Antimachia und Kephalos. Er sagt darüber in seinem lateinisch verfaßten Reisewerk, daß dort vor nicht langer Zeit eine große Schlange erschienen sei, die die Zugtiere aufgefressen habe, und vor der alle die Flucht ergriffen hätten. „Da nimmt ein tapfrer Mann zum Heile des Volks den Kampf auf, während sie sich unter die Tiere stürzen wollte. Als das die Schlange bemerkte, streckte sie das Pferd durch Bisse zu Boden und tötete es; der junge Mann aber machte in hartem Kampfe die Natter endlich nieder." Es ist nun auffallend, daß an beiden genannten Orten die Johanniter starke Burgen besaßen, von denen eine noch heute wohlerhalten ist und auf der Angriffsseite eine Front von dreihundert Metern zeigt. An diese Tatsache sowie an die Stelle des Florentiners Bondelmonte anknüpfend hat nun neuerdings ein jüngerer Archäologe, der Entdecker des Asklepiosheiligtums auf Kos, Prof. R. Herzog, den Nachweis geführt, daß die Sage tatsächlich auf dieser Insel entstanden und erst viel später auf Rhodos übertragen worden ist. Auch ist die Sage noch heute im Volksmunde auf der Insel Kos lebendig, nur erscheint darin der Drache als die verwunschne Tochter des Hippokrates. Der Streit und seine Entscheidung ist darum von hohem kulturgeschichtlichem Interesse, weil er zeigt, in wie enger Verbindung beide Inseln in der Johanniterzeit miteinander gestanden haben, und eine wie große Rolle das kleinere Kos damals gespielt haben muß.

Heute freilich ist Kos verödet und abgeschlossen vom Verkehr; sogar die kleinen griechischen Lokaldampfer laufen es nur einmal wöchentlich an. Rhodos dagegen, dessen Hauptstadt schon als Sitz der Behörden des Wilajets sowie der fremden Konsulate und Postämter eine bevorzugte Stellung einnimmt, ist eine wichtige Station sämtlicher Dampferlinien zwischen Konstantinopel und dem eigentlichen Orient, und wenn es einen bessern Hafen hätte, würde es ein noch bedeutenderer Platz besonders für den Warenverkehr sein. Immerhin ist es schon jetzt nach Smyrna das größte Absatzgebiet für die europäischen Industrieartikel. Österreich und Belgien stehn hier an erster Stelle und haben Frankreich schon überflügelt. Wie Konstantinopel und Smyrna hat auch Rhodos sein bon marché, wie man im Orient die Warenhäuser europäischen Charakters nennt. Sie sind das Eldorado aller von der modernen Zivilisierungssucht ergriffnen Orientalen, wenn auch nur der christlichen, und haben als Verbreiter occidentalischer Kulturgüter eine nicht geringere Bedeutung als

Digitized by Google

einſt die Handelsartikel, mit denen die Ritter den Orient zu europäiſieren ſtrebten. Ob es dem dreiſtöckigen, mit allen Erzeugniſſen moderner Induſtrie gefüllten Magazin von Rhodos beſſer gelingen wird als ihnen? Wenn es meiſtens die Griechen ſind, die jetzt dieſe Rolle der Vermittlung materieller Güter zwiſchen zwei feindlichen Kulturſphären übernommen haben, ſo gebührt ihnen auch das nicht geringe Verdienſt, daß ſie wenigſtens zeitweiſe in die furchtbare geiſtige Stagnation der rhodiſchen Hauptſtadt einiges Leben zu bringen ſuchen. Griechiſche Schauſpielertruppen, die im Winter den Orient durchziehn, laſſen dann ihre Kunſt auch auf der alten Sonneninſel leuchten, und die Ariſtokratie der Hauptſtadt pilgert dann an den dunkeln Winterabenden, mit Stalllaternen bewaffnet, zu dem Tempel des Theſpis, einem geräumigen Bretterbau außerhalb der Stadt. Außer griechiſchen Poſſen werden auch beliebte fremde Stücke in griechiſcher Überſetzung aufgeführt, und ich mußte erſt bis nach dem fernen Rhodos ziehn, um eine Komödie kennen zu lernen, die auch bei uns vor Jahren die Gemüter erregt hat, jetzt aber bald vergeſſen iſt: Charleys Tante! Die übermütige Poſſe, die während der Zeit meines Aufenthalts wiederholt gegeben wurde, fand großen Beifall ſowohl bei den türkiſchen Notabeln wie bei der griechiſchen Damenwelt und wurde nicht ſchlecht geſpielt. Es war für den Europäer ein eigentümliches Gefühl: eine engliſche Poſſe in griechiſcher Sprache auf türkiſchem Boden! So platzen auch in Rhodos die Kulturgegenſätze ſchon ſcharf aufeinander, wie überall im vordern Orient. Vielleicht kommt auch für dieſe geſegnete Inſel eine Zeit, wo die Sonne europäiſcher Kultur wieder über ihr aufgeht und ſie zu neuem, eignem Leben erweckt.

(Fortſetzung folgt)

Bartholomäus Saſtrow

Von F. Kuntze in Weimar

(Schluß)

Am 29. Auguſt, alſo kurz vor der Eröffnung des Reichstags, traf Saſtrow in Augsburg ein. Er fand Unterkunft am Weinmarkt bei einem alten Zunftmeiſter und beſtellte hier auch Quartier für ſeine pommerſchen Landsleute. Ebenfalls am Weinmarkte, bei den Fuggers, wohnte der Kaiſer, nicht weit davon, im Welſerſchen Hauſe, der gefangne Kurfürſt von Sachſen. Er durfte Geſellſchaft bei ſich ſehen, ſeinem Lieblingsſport, dem Reiten und Fechten, obliegen, auch frei in der Stadt umhergehn, wobei ihn freilich immer eine ſpaniſche Wache begleitete. Wieder konnte Saſtrow gleich nach ſeiner Ankunft eine Militärrevolte erleben. Und wieder waren es die Deutſchen, die dieſesmal aufſäſſig waren, weil ſie keinen Sold erhalten hatten — es hieß, das Geld ſei von Herzog Alba verſpielt worden — und nun mit dem Rufe „Entweder Geld oder Blut“ die Stadt durchzogen. Sie wurden ſchließlich abgelohnt und entlaſſen. Aber als ſie die

Digitized by Google

Stadt verlassen hatten, setzten Späher ihnen nach, und als sie des Abends weidlich über den povern „Karl von Gent“ herzogen, wurden die Rädelsführer ergriffen, nach Augsburg gebracht und dort an den Galgen gehängt, der mitten auf dem Markte vor dem Rathause errichtet war. Und weil man einmal dabei war, wurden gleich zwei Spanier mit aufgeknüpft; „die werden gewißlich gestolen haben, als jr Art ist.“

Auf den Reichstag selbst wirft Sastrows Bericht ein helles Licht. Selten mochte in Deutschland eine so glänzende Versammlung stattgefunden haben. Außer dem Kaiser und dem König Ferdinand waren sämtliche Kurfürsten anwesend, dazu unter andern Heinrich von Braunschweig, Moritz von Sachsen, der dem Kaiser zum Siege verholfen hatte, sein damaliger Busenfreund, späterer Gegner Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach und eine unzählige Menge Bischöfe, Äbte, Grafen und Herren. Nimmt man dazu noch die Abgeordneten der freien Städte und die Gesandten deutscher und außerdeutscher Fürsten, unter denen der gelehrte Däne Petrus Suavenius, ein Freund Luthers, und der intelligente und liebenswürdige Pole Stanislaus Lasky besonders erwähnt werden, und erwägt man weiter, daß viele der Anwesenden auch „das Frauenzimmer“ mitgebracht hatten, so wird man sich das Menschengewimmel und das Treiben, das damals in Augsburg herrschte, vorstellen können. Besonders glänzend hielt König Ferdinand Hof. Da gab es täglich Festmahl und Tanz, und inmitten der erlauchten Gesellschaft führte der redselige Wirt ununterbrochen die Unterhaltung. Sonst war Spielen und Trinken der gewöhnliche Zeitvertreib. Moritz von Sachsen und Albrecht Alcibiades trieben es mit am schlimmsten; ja in Moritzens Herberge, die einem doctor medicinae gehörte, der eine schöne Tochter hatte, hielten sie so Haus, daß „der Teuffel darüber lachen mochte und viell Sagens in der gantzen Stadt davon war.“ Wie frei zu jener Zeit der Verkehr unter Männern und Frauen war, kann man aus Sastrows Schilderung deutlich ersehen. Natürlich kostete eine solche Wirtschaft ein Sündengeld; Kurfürst Joachim von Brandenburg verließ tiefverschuldet den Reichstag, andre, wie Albrecht von Bayern, König Ferdinands Schwiegersohn, verloren leichten Herzens im Spiel die Tausende, die ihre Untertanen „zu ihrer Verehrung“ zusammengebracht hatten. Da war es denn in der Ordnung, daß auch der Bankier zur Stelle war, der den vornehmen Herren das fehlende Geld vorschoß, das war „Michael Jud,“ wie er kurzweg genannt wurde, ein ansehnlicher Mann, der immer den Hals voll goldner Ketten auf einem „wohlstaffierten“ Pferde zu sehen war, während ein Dutzend Diener, alle Juden, aber wie reisige Knechte gekleidet, jederzeit um ihn herum waren; und so imponierend war das Auftreten des stattlichen Mannes, daß der alte Erbmarschall von Pappenheim, der etwas kurzsichtig war, in der Meinung, einen großen Herrn zu sehen, ihm einmal seine ehrerbietigste Reverenz machte — ein Irrtum, den er freilich alsbald korrigierte, indem er ausrief: „Daß dich Gotts Element schände, alles schelmischen Juden!“ Übrigens sagte man, daß jener Michael der unechte Sohn eines Grafen von Rheinfelden sei.

Von all diesem Treiben hielt sich Kaiser Karl gänzlich fern. Er gab keine Bankette, speiste für sich allein, höchst mäßig mit Essen und Trank, indem

Digitized by Google

er auf das zierlichste die vorgesetzten Speisen zerlegte, achtete kaum auf die Späße der hinter ihm stehenden Narren, hörte nach Tisch eine gratias, wusch sich und empfing dann Audienzen. Dies alles hat Sastrow mit anziehender Ausführlichkeit geschildert; da aber gerade diese Schilderung nicht allein bei Freytag, sondern auch sonst vielfach wiederholt ist, braucht sie hier nicht hergesetzt zu werden.

Fast ebenso zurückgezogen wie der Kaiser lebten auch die pommerschen Gesandten. Sie waren verstimmt, daß es mit dem Ausgleich nicht vorwärts wollte; denn Karl war übel zu sprechen auf ihre Herzoge wegen ihrer zweideutigen Haltung und machte sie namentlich mit verantwortlich für den brüsken Absagebrief, den der Schmalkaldische Bund von Ingolstadt aus erlassen hatte. Vorstellungen und Supplikationen bei einflußreichen Herren und Reichsfürsten fruchteten nichts, ja Adolf von Schaumburg, damals Kurfürst von Köln, verglich einmal das Verhalten des pommerschen Kanzlers, der immer von neuem wieder mit seinem Anliegen kam, mit dem einer Henne, die nach vielem Gekakel doch nur ein kleines Ei legt. „Ich halt es aber mit der Gans, sagte er weiter, die setzet sich fein still auf den Misthauffen und legt ein Ey, so groß als ein Kinderkopff." Schließlich versuchten sie es mit dem Mittel, das schon ein alter Meister auf dem Gebiete der Diplomatie, König Philipp von Mazedonien, in drastischem Vergleich als das sicherste hingestellt hat. Der kaiserliche Rat Johann Marquard erhielt, wie er gewünscht hatte, ein hübsches Rößlein pommerscher Zucht mit Sattel und Zaum, dazu noch drei Portugaleser, „die er gerne und mit gutem Willen annahm," für den ältern Granvella, der im Rate des Kaisers eine gewichtige Stimme hatte, wurden gar zwei schwere goldne Becher besonders angefertigt. Es war eine falsche Delikatesse des pommerschen Kanzlers, daß er aus vermeintlichem Mangel an passender Gelegenheit dieses Geschenk nicht schon in Augsburg an den Mann brachte; denn Granvella genierte sich ebensowenig zu ernten, wo er nicht gesät hatte, wie Marquard und andre, ja er hat nach Sastrows Bericht einen förmlichen Schatz kostbarer Gold- und Silbersachen „auf Zentnerwagen und starken Mauleseln" von Augsburg fortgeführt; auf die Frage aber, woraus die Ladung bestünde, habe er lakonisch geantwortet: peccata Germaniae.

Die Zurückgezogenheit der pommerschen Gesandten ist somit begreiflich genug. Sie ergötzten sich dafür an den Flugschriften, die damals in zahlloser Menge die Luft durchschwirrten, und sahen auch wohl einmal einen Gast bei sich, wie zum Beispiel den Abgeordneten der Stadt Straßburg Jakob Sturm — nicht zu verwechseln mit seinem jüngern Mitbürger, dem bekannten Humanisten Johannes Sturm —, der sie durch sein erstaunliches Wissen und seine geistreiche Unterhaltung fesselte. Als einmal die Rede auf das Bistum Kammin kam, erzählte er, ohne sich zu besinnen, die Geschichte des Stifts von der Gründung bis auf die Gegenwart, und als er von einem vornehmen Manne gefragt wurde, ob sich alle Städte des Schmalkaldischen Bundes mit dem Kaiser vertragen hätten, antwortete er mit geistreichem Doppelsinn: Constantia desideratur. „Wöllten meine Kinder, sagt Sastrow, seine recht eigentliche Conterfey gerne sehen, so schauen sie meine Conterfey nur mit Fleisse ahn. Der gerumpter

Digitized by Google

Maler Apelles hette Herr Jacobum Sturmium nicht eigentlicher treffen können als er jm selbigen getroffen ist." Von Sastrow ist kein Porträt mehr erhalten, aber das Bild des alten Stettemeisters, der auch die Universität seiner Heimatstadt ins Leben gerufen hat, ist seit dem 12. Mai 1897 in Straßburg in der Aula des neuen Universitätsgebäudes zu sehen, von der Stadt Straßburg zur fünfundzwanzigjährigen Feier der Erneuerung der Hochschule gestiftet. Aus ihm können wir nun umgekehrt lernen, wie etwa der Stralsunder Amtsgenosse Sturms ausgesehen hat.

Nach diesen und andern Mitteilungen unterbricht Sastrow den fortlaufenden Fluß seiner Erzählung und schiebt eine ganze Reihe von Aktenstücken ein, die sich auf die Verhandlungen des Augsburger Reichstags beziehn. Da finden wir die Propositionen des Kaisers über die Neuordnung der Angelegenheiten des Reichs und die Antworten der Stände, sodann verschiedne Schriftstücke, die zwischen der kaiserlichen Kanzlei und der Kurie über die Beschickung des damals in Bologna tagenden Tridentiner Konzils gewechselt wurden, Briefe und Verhandlungen, die eine der brennendsten Fragen des Reichstags, das Interim, betreffen, weiterhin die Beschwerde des schon erwähnten Gesandten der Krone Polen darüber, daß der Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg, da er das Ordensland als weltliches Herzogtum von der Krone Polen zu Lehen genommen hatte, in die Reichsacht erklärt war, und die Widerklage des Deutschmeisters Wolfgang von Schutzbar, die Bitte der Ungarn um energische Fortsetzung des eben durch einen Waffenstillstand unterbrochnen Türkenkriegs, endlich Eingaben der Landgräfin von Hessen und der Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg zugunsten des immer noch gefangen gehaltnen Landgrafen Philipp samt den Antworten des Kaisers. Aber so interessant diese Dinge auch sein mögen, wir müssen sie hier mit Rücksicht auf den Raum und auf unser Thema übergehn. Nur das mag hier erwähnt werden, daß unter den sich auf den Interimsstreit beziehenden Schriftstücken auch einige Kundgebungen Melanchthons sind, vor allem der vielberufne Brief des Reformators an den kursächsischen Kanzler Karlowitz, worin er sich über Luthers Eigensinn und Herrschsucht beklagt und wegen des Interims die weitgehendsten Zugeständnisse macht — ein Schreiben, dessen Erlaß Sastrow, da es in der Tat Wasser auf die Mühle der Römlinge war, auf das lebhafteste beklagt. Ganz anders klingt eine ebenfalls von Sastrow mitgeteilte Fabel Melanchthons, worin leider in allzu breiter und doktrinärer Ausführung die Protestanten mit den Schafen, die Papisten mit den Wölfen und die Fürsten mit den Hirten verglichen werden.

Auf welche Hindernisse übrigens die Durchführung des Interims stieß, wie zahlreiche Geistliche, darunter die hervorragendsten, lieber ihr Amt aufgeben als sich unterwerfen wollten, braucht man nicht erst aus Sastrow zu erfahren; aber wie es der Rat der Stadt Stralsund machte, als ihm die Weisung, das Interim durchzuführen, zugegangen war, das ist nicht überall zu lesen und soll deshalb nach Sastrows Bericht hier in Kürze mitgeteilt werden. Man versammelte die Geistlichen der Stadt und legte ihnen auf, bei Verlust ihres Amtes das Wort interim auf der Kanzel nicht zu nennen, noch weniger darauf zu schelten, er-

Digitized by Google

leubte ihnen dagegen, die darin enthaltnen Lehren zu taxieren und sie aus Gottes Wort zu widerlegen, ein Auskunftsmittel, das dem diplomatischen Geschick der Herren am Sunde alle Ehre macht. Trotzdem reichten die Geistlichen der Stadt mit Ausnahme eines einzigen eine Supplikation ein, worin sie erklärten, sie könnten sich die Freiheit nicht nehmen lassen, öffentlich von der Kanzel zu verkündigen, daß unter dem Interim der höllische Teufel begraben sei.

Ein Jahr war Sastrow in Augsburg gewesen, da folgt er dem kaiserlichen Hofe auf Befehl seines Landesherrn nach Speyer, wohin er auch sonst gegangen wäre, um wiederum, da das Reichskammergericht inzwischen neu besetzt war, nach dem Prozeß seines Vaters zu sehen. Aber als er in Speyer ankam, war der Kaiser schon nach den Niederlanden aufgebrochen. Nun eilt auch er samt seinen pommerschen Kollegen dahin. Er kommt nach Köln und findet in Aachen eine „altfränkische" Stadt in unfruchtbarer Ebene auf Steinkohlen und Schiefergrund, bewundert aber das trefflich eingerichtete Bad, das dem von Baden-Baden oder Wildbad nicht nachstehe, den zum Rathaus umgewandelten Palast Karls des Großen und erfreut sich am Dom und seinen Kunstwerken, wobei er auch des Mirakels „der Josephhosen" gedenkt. In Brüssel angelangt, findet er ein Schreiben seines Landesherrn des Inhalts, daß er sich unverzüglich in die Heimat begeben solle, um als sollicitator, d. h. als fürstlicher Anwalt, an das Reichskammergericht abgefertigt zu werden. So reitet er auf schwierigen und unbekannten Wegen durch Westfalen wieder der Ostsee zu. Zunächst nach Stettin, dann nach Hinterpommern ins Land der Kassuben, wo der Kanzler Zitzewitz auf seinen Gütern weilte und dem für Sastrow unschmackhaften Vergnügen der Jagd oblag, zuletzt nach Wolgast. Hier wurde er vom Herzog Philipp überaus freundlich empfangen, aber gemahnt, sich künftig weniger offenherzig über Politik und hohe Personen auszusprechen, als er von Augsburg aus getan habe. „Denn wären die Briefe, sagte der Herzog, intercipiert worden, hätte man dich an den nächsten Baum hängen lassen." Er erhielt dann seine Bestallung als fürstlicher sollicitator und machte sich nach einem kurzen Besuch im Elternhause auf einem ihm vom Herzog gestellten „tüchtigen Klöpper" wieder auf den Weg nach dem Süden; diesesmal wieder auf der Hauptstraße durch Thüringen und Hessen nach Frankfurt zu, wobei er den ihm wohlbekannten Ordenssitz Niederweißel berührte, ohne jedoch seiner Insassen weiter zu gedenken. In seiner neuen Stellung fand sich Sastrow bald zurecht, ja er hatte Muße genug, noch allerlei Notariatsgeschäfte zu übernehmen, wodurch er sich nicht nur reiche Geschäftskenntnis, sondern auch erkleckliche Einnahmen verschaffte. „Schreiber, meint er, ist woll ein vorächtlicher Name, ich aber habe menniches leckerisch Bislein und mennichen guten naturlichen Drunck bey dem vorächtlichen Namen bekommen, genossen und gebraucht."

Von Speyer aus tritt Sastrow auch in Beziehung zu Sebastian Münster, dem weltberühmten Verfasser der Kosmographie, der bekanntlich in Basel seinen Wohnsitz hatte. Ihm hatte Zitzewitz im Namen seiner Fürsten Materialien aus der pommerschen Landeskunde für das eben genannte Werk versprochen, aber die Sendung war beim Abschluß des Werkes, das zur Frankfurter Fastenmesse erscheinen sollte, noch nicht eingetroffen. Nun hatte Sastrow von Speyer aus

Digitized by Google

die Verhandlungen geführt und dieserhalb einen Brief von des „Hochberumpten, woll verdienten, getrewen, tewren Mans eigen Handt" erhalten, den er für seine Kinder als Reliquie zu Luthers oben erwähntem Schreiben gelegt hat. Im Frühling aber, zur Zeit der Osterferien, machte er sich selbst zur mündlichen Unterredung nach Basel auf den Weg. Zu Fuß marschierte er nach Straßburg, wo er von Daniel Capito, dem Sohne des Reformators, wohl aufgenommen wurde und den Münsterturm bestieg, und zog dann weiter durch die gesegneten Gefilde des Oberelsaß dem Rheine zu. Nachdem er in Basel die Statue des Erasmus besichtigt hatte, stattete er dem berühmten Gelehrten, den er zu sprechen gekommen war, seinen Besuch ab, und dieser zeigte ihm bereitwillig alle die Formen, Kupferplatten, Karten und Apparate, die er für seine „Sternkiekerische Kunst" brauchte. Die Einladung, noch ein paar Tage in Basel zu verweilen, lehnte Sastrow jedoch aus Mangel an Zeit ab; er kehrte am nächsten Tage, wie er gekommen, auf „Apostelpferden" nach Speyer zurück.

Schon im Mai erhielt er den Auftrag, die goldnen Pokale, die in Augsburg eigens als Geschenk für Granvella angefertigt, dann aber nach Speyer mitgenommen und dort, man sieht nicht weshalb, deponiert worden waren, nach Brüssel zu bringen. Karls des Fünften Sohn Philipp wurde damals in den Niederlanden erwartet, und da die pommerschen Gesandten auf seine Vermittlung in der immer noch schwebenden Angelegenheit ihrer Landesfürsten hofften, war es natürlich, daß sie nun auch ihre Bemühungen, den guten Willen der kaiserlichen Räte zu gewinnen, wieder aufnahmen. So kam denn Sastrow zum zweitenmal in die Niederlande und fand jetzt Zeit, sich Land und Leute etwas näher anzusehen. Er besuchte Gent, sah das alte verfallne Schloß, worin Karl der Fünfte geboren war, und die Zitadelle, die er errichtet hatte, um die auffässige Bürgerschaft im Zaum zu halten, und bestieg den berühmten Bergfried (beffroi), wo er die mit Rotstift hingemalten Namenszüge Karls des Fünften und König Ferdinands sah. In Antwerpen, wo er einen Landsmann findet, besucht er das weit und breit berühmte Landhaus des Rentmeisters Kaspar Duitz, eines gebornen Italieners, woran der alte Graf Maximilian von Büren nur das eine auszusetzen hatte, daß vor dem Tore kein Galgen stünde mit dem Körper des Besitzers daran, und kommt dann nach Mecheln, wo vor einiger Zeit eine durch Blitzschlag verursachte Pulverexplosion furchtbare Verheerungen angerichtet hatte. Hier wurde auch der Vogel Hein gezeigt, von dem man erzählte, er sei dem Kaiser Maximilian immer bis an den Ort vorausgeflogen, wo er des Abends Einkehr halten wollte.

Bald nach seiner Rückkehr traf des Kaisers Sohn König Philipp in Speyer ein, der damals zweiundzwanzig Jahre alt war. „Die lineamenta faciei zeigten woll an, das nicht sonderliche Scharffinnicheit vorhanden, unnd ers dem Herrn Vater schwerlich nachthun wurde." Auch die Leutseligkeit des Vaters fehlte dem Sohne ganz und gar. Während Karl den deutschen Fürsten immer freundlich die Hand reichte, ja oft zuerst das Haupt zum Gruß entblößte, ließ Philipp sich aufwarten und sah sich niemals auch nur um nach seinem Gefolge; nur ein Zeichen gab er manchmal mit der Hand, daß die Begleiter an

Digitized by Google

seiner Seite gehn sollten, was trotzdem niemand wagte. Als dann sein Hofmarschall ihn einmal auf das Beispiel seines Vaters und auf den Unterschied hinwies, der zwischen den Reichsfürsten deutscher Nation und den spanischen Großen bestünde, antwortete Philipp, es sei auch ein großer Unterschied zwischen ihm und seinem Vater; denn der wäre nur eines Königs, er selbst aber eines Kaisers Sohn. Aber die pommerschen Bevollmächtigten hatten sich in Philipp nicht geirrt. Er legte wirklich ein gutes Wort für ihre Herren ein, und so kam denn endlich die Aussöhnung mit dem Kaiser zustande, die freilich 90000 Gulden kostete, ganz abgesehen von den Liebesgaben, die den kaiserlichen Räten zugeflossen waren.

Saftrows Aufenthalt in Speyer näherte sich seinem Ende. Am Anfang des Jahres 1550 konnte er sich noch an den Lustbarkeiten beteiligen, die damals zwischen Dreikönigstag und Fastnacht am Rhein allgemein stattfanden; er spielte in der von seiner Tischgesellschaft gebildeten Tafelrunde den König, während sich der Wirt, ein Geistlicher, mit unvergleichlichem Geschick in die Rolle des Hofnarren fand. Aber bald wurde ihm sein Amt durch allerlei in der Heimat gegen ihn angezettelte Intriguen verleidet. Er rechtfertigte sich zwar glänzend gegen die wider ihn erhobne Beschuldigung der Fahrlässigkeit, kam aber doch um seine Entlassung aus dem fürstlichen Dienst ein. Vergeblich suchte man ihn zurückzuhalten. So wurde er gnädig entlassen und beschloß seine politische Tätigkeit.

Nachdem er sich in Wolgast bei seinem „Gnädigen Herren" verabschiedet hat, begibt er sich nach Greifswald und verlobt sich sofort mit der Schwester seines Schwagers. Die Präliminarien waren schon von seiner Schwester, während er noch in Speyer weilte, geordnet, und so traf er denn, als er im Januar 1551 in die Heimat zurückkehrte, die Brautschaft fix und fertig vor, sodaß es nur noch des „Zuschlages" der Eltern bedurfte. Acht Tage später wird er mit seiner Braut zu einem Feste nach Stralsund eingeladen, wo er sich mit dieser „beim Tanz, jedoch modeste wenig mahl vorwendet," d. h. herumdreht. Das ist nun sicherlich ein harmloses Vergnügen. Aber der Rat hatte kurz vorher ein Mandat „wider das unverschampte Umnekuselen mit Frawen und Jungfrawen" erlassen, und so wurde denn Bartholomäus am nächsten Tage vor den „Lübeschen Baum" — d. i. die Schranke des nach Lübischem Rechte tagenden Gerichtshofs — gefordert, um sich wegen Übertretung der genannten Verordnung zu verantworten; denn es kann ja sein, daß die bei dem Feste Anwesenden über die „modeste Vorwendung" des Gastes etwas anders dachten als er selbst. Saftrow war mit diesem Abschluß des Festes übel zufrieden. Er sah darin eine üble Vorbedeutung, und es wurmte ihn tief, „von dem Hencker — den Fronboten meint er — empfangen zu werden," da er doch nur „mit seiner eigenen Braut, und dazu gar zuchtig, umhergesprungen war." In dieser Not ging er zum Bürgermeister Peter Gruwel und stellte ihm die Sache vor. Der hatte denn auch ein Einsehen, und die Vorladung wurde zurückgenommen.

Die alte Regel, der in Shakespeares König Lear der Narr einen so drastischen Ausdruck gibt, hat Saftrow nicht beherzigt. Er verheiratete sich

Digitized by Google

schon im Februar, wenig Wochen nach seiner Heimkehr, ohne zu wissen, wovon er leben sollte. Nach altem Brauch, der aber bald nachher abgeschafft wurde, ging er vor der Hochzeit „auf den Stein.“ Vor einem Hause nämlich, an dem einen Ende des Marktes, lag ein vierkantiger Stein. Dahin begab sich der Bräutigam, geführt von den beiden Bürgermeistern und begleitet von der ganzen Hochzeitgesellschaft. Dann trat er, indem die andern ungefähr fünfzig Schritte zurückblieben, allein auf den Stein und blieb dort etwa ein „paternoster lang“ stehn, während eine Musikbande ihm mit ihren Pfeifen aufspielte. Nach Beendigung der Zeremonie, die den Sinn hatte, daß sich der Bräutigam vor der Hochzeit öffentlich zeigen sollte, um etwaiger Einsprache gegen die Vermählung gewärtig zu sein, folgte alsbald die Trauung. So auch hier. Aber leider fehlte dem jungen Ehemanne, wie gesagt, noch jede sichere Einnahmequelle, wenn auch seine Notariatsmatrikel nach der Neubesetzung des Reichskammergerichts erneuert war. Er verfertigte Eingaben und Schriftsätze für solche, die der Feder nicht hinlänglich mächtig waren, aber das brachte herzlich wenig ein. So war denn im Hause der Neuvermählten Schmalhans Küchenmeister, und der junge Ehemann bekam nicht nur von Verwandten und Bekannten höhnische Worte zu hören, sondern mußte auch die Vorwürfe seines Weibes hinnehmen. Aber Saftrow verzagte nicht. Die unfreiwillige Muße, die ihm durch die Verhältnisse auferlegt war, benutzte er, um fleißig zu studieren; denn er sah ein, daß er, wenn er als Notar sein Glück machen wolle, seine lückenhaften Kenntnisse in der Rechtswissenschaft vervollständigen müsse. Darum verschmähte er es nicht, sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Er hörte Vorlesungen über römisches Recht, ja er bezog eine besondre Wohnung und hauste — abgesehen davon, daß er daheim zu Mittag aß — den ganzen Tag nach Art eines Studenten mit einem „Jungen,“ der ihm das Zimmer heizen und die Laterne vorantragen mußte. Sein junges Weib maulte darüber, sie meinte, es sei bei jedermann verächtlich, daß er wieder in die Schule ginge, und die Verwandten fragten, ob er jetzt erst lernen wolle, womit er seine Kinder ernähren könnte; aber Bartholomäus ließ sich durch das Gerede nicht irre machen.

Und die Zeit lehrte, daß er Recht hatte. Als er sich auf Zureden von Freunden um eine Prokuratur am fürstlichen Hofgericht zu Wolgast beworben und sie auch erhalten hatte, trat ein gänzlicher Umschwung in Saftrows Verhältnissen ein. Er bekam eine ausgedehnte Praxis in der Stadt wie auf dem Lande, und wenn er dann nach verrichteten Sachen nicht nur Geld, sondern auch „allerley Kuchensteuer“ an Lämmern, Hasen, Rehschlegeln, Schinken usw. heimbrachte, war er immer willkommen und bekam die traurigen, verdrießlichen Worte: „Mutter, ihr habt mich nicht beraten, sondern verraten,“ nicht mehr zu hören.

Von den Rechtsfällen, zu denen er als Anwalt zugezogen wurde, beschreibt er manche mit gewohnter Ausführlichkeit, und wir erhalten dadurch ein anschauliches Bild von den Zuständen, wie sie damals im pommerschen Lande herrschten. Leider waren sie nicht durchweg erfreulich. Freilich übte Herzog Philipp, der sonst ein wohlwollender und jovialer Herr war, ein strenges und umsichtiges Regiment, aber allem Unfug zu steuern hatte er nicht die Kraft,

Digitized by Google

und namentlich an der mecklenburgischen Grenze war Landfriedensbruch und Gewalttat — mehr freilich durch die Schuld der Mecklenburger — an der Tagesordnung. Auch die Stralsunder waren manchmal widerspenstig und übermütig. Als einmal wegen Jagd und Fischerei zwischen Greifswalder und Stralsunder Bürgern Streitigkeiten entstanden waren, erschienen an der Stelle, wo die Sache durch Verhandlungen friedlich ausgetragen werden sollte, die Sundischen mit Waffen und Wehr, um die Abgesandten der Gegenpartei zu überwältigen und gefangen fortzuschleppen, ein Anschlag, der ihnen zweifellos gelungen wäre, wenn nicht jene, rechtzeitig gewarnt, es vorgezogen hätten, zuhause zu bleiben und die weitern Verhandlungen schriftlich zu führen.

In solchen Händeln und den daraus entspringenden Prozessen hat Saftrow bald der einen, bald der andern Partei gedient und hat bei solcher Gelegenheit auch einmal sein liebes Speyer wieder gesehen. Seinen vielfachen Erfolgen verdankte er es aber, daß im Jahre 1555 die beiden Städte Greifswald und Stralsund ihm zugleich die erledigte Stelle eines Stadtschreibers antrugen. Die Bedingungen der Sundischen waren günstiger; so nimmt denn Saftrow ihr Angebot an und siedelt alsbald in den neuen ihm doch so wohl bekannten Wohnort über, wo er nun die Meisterjahre beginnt.

Hier nun — am Ende des dritten Buches — brechen die Denkwürdigkeiten Saftrows ab. Auf vier Bücher hat er sie, wie er mehrmals versichert, bringen wollen. Aber das vierte Buch ist nicht vorhanden, sei es, weil das Alter den Verfasser an der Ausführung seines Vorhabens gehindert hat, sei es, daß seine Erben den letzten Teil des Werkes beseitigten, weil sie nicht wollten, daß die letzten, wahrscheinlich an offnen, rücksichtslosen und einseitigen Urteilen überreichen Aufzeichnungen des in den letzten Lebensjahren vereinsamten und verbitterten Mannes an die Öffentlichkeit gelangten. Daher kommt es, daß wir über die letzte Periode von Saftrows Leben nur wenig wissen.

Saftrow trat 1562 in den Rat seiner Vaterstadt und wurde sechzehn Jahre später zum Bürgermeister gewählt. In dieser Stellung hat er oftmals weite und beschwerliche Reisen unternehmen müssen. Dreimal war er in Speyer, einmal in Augsburg, sehr oft in den Hansastädten Hamburg, Lübeck, Rostock und andern; er hat an den Friedensverhandlungen teilgenommen, die zwischen den nordischen Reichen und der Hansa 1570 in Stettin gepflogen wurden, nicht zu gedenken der vielen Geschäfte, die ihn in die andern pommerschen Städte führten. Mehrfache Zwistigkeiten Saftrows mit Bürgern der Stadt finden sich in den Ratsprotokollen verzeichnet, für seinen langwierigen Streit mit Nikolaus Sasse, der ihm Eigennutz und Untreue vorgeworfen hatte, hat er selbst eine umfangreiche Denkschrift verfaßt; und wie sauer es ihm seine Widersacher gemacht haben, beweist die in der Vorrede seiner Lebensgeschichte vorkommende Äußerung, er sei in Stralsund recht in des Teufels Badestube gekommen. Nach dem Tode seiner Gattin verheiratete er sich alsbald — sehr gegen den Willen seiner Kinder — mit seiner Dienstmagd, wie er selbst in einer deswegen an den Rat gerichteten Eingabe ausführt, weil er als alter und gebrechlicher Mann einer Stütze bedürfe, die Tag und Nacht um ihn sein könne. Im Jahre 1603 ist er gestorben, seinen einzigen Sohn Johannes hat er überlebt, seine beiden Töchter

Digitized by Google

waren an Ratsherren verheiratet. In ein paar lateinischen Gedichten, die nach seinem Tode verfaßt sind, wird er wegen seiner vielfachen Verdienste und trefflichen Eigenschaften höchlich gerühmt.

Sastrow ist in seinem ganzen Wesen ein getreuer Spiegel seines Landes und seiner Zeit. Er ist verständig, praktisch, ohne jede Spur von Sentimentalität, und er nimmt das Leben, wie es einmal ist. Nach echt niederdeutscher Art ist er auch einseitig, eigensinnig und schroff, verschmäht auch seinen Vorteil nicht, wo er ihn wahrnehmen kann, aber ebenso fähig ist er auch, seine Person rücksichtslos für die von ihm vertretne Sache einzusetzen. Mit vielen hervorragenden Männern seiner Zeit teilt er den entschiednen Zug zur Lehrhaftigkeit, und nicht minder hat er die seinem Volksstamm eigentümliche Ader des Humors, der sich in der Vorliebe für den derben Spaß und die schwankhafte Anekdote äußert. Sastrows Welt- und Lebensanschauung ist genau bestimmt und umgrenzt durch die Reformation. Er ist ein überzeugter Anhänger Luthers und ihm ganz ergeben. Wie Luther stellt er sich das Leben als einen Kampf zwischen Gott und den Engeln auf der einen und dem Teufel auf der andern Seite vor, und mehrfach erzählt er, es sei ihm ein Engel erschienen, um ihn aus dieser oder jener Gefahr zu erretten. Natürlich glaubt er fest an die Wirksamkeit des Exorzismus, wie er denn eine in Stralsund mit allen Zeremonien vollzogne Teufelsbeschwörung mit der größten Teilnahme berichtet. Dagegen bezweifelt er ganz im Widerspruch mit den Anschauungen seiner Zeit die Zweckmäßigkeit der Tortur, ja er behauptet, indem er sich auf eigne Erlebnisse beruft, daß durch die peinliche Befragung oft Unschuldige veranlaßt würden, sich schuldig zu bekennen. Politisch ist er ein strenger Anhänger der Ordnung und der oligarchischen Regierungsform. Das Regiment des Herrn Omnes ist ihm gründlich zuwider, und schon deshalb schilt er auf die Schwarmgeister, die in seiner Jugend auch Pommern durchzogen und die Fundamente aller kirchlichen Ordnung zu zerstören drohten. Vorwiegend wurzelt sein Interesse in den Angelegenheiten seiner Heimat; in den großen Fragen des Reichs zeigt er eigentlich, abgesehen von den religiösen Fragen, eine kühle Unparteilichkeit. Die offne Auflehnung der protestantischen Fürsten gegen den Kaiser tadelt er als ein unseliges Unterfangen, den Abfall Moritzens von Sachsen sieht er als eine Strafe für den Erlaß des Interims an. Wie sehr das Interim den treuen Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses aufregte, ist aus vielen seiner Äußerungen zu entnehmen.

Sastrow hat, wie man aus den mitgeteilten Proben leicht ersehen haben wird, seine Denkwürdigkeiten nicht etwa in dem heimischen Plattdeutsch abgefaßt, sondern in der deutschen Gemeinsprache, die aus den Kanzleien hervorgegangen ist, für ihn um so natürlicher, da er jahrelang in Süddeutschland gelebt hat und darum das Oberdeutsche auch aus der Umgangssprache kennt. Trotzdem kommen ihm zahlreiche niederdeutsche Wörter und Wortformen in die Feder, ja man kann seine Sprache, namentlich in den ersten Büchern, geradezu als „missingsch“ bezeichnen. Im übrigen trägt seine Sprache durchaus den Stempel der Kanzlei, wo er ja auch das Schreiben gelernt hat. Oft hängt er die Sätze ohne jede Verbindung lose aneinander, oft aber unterbricht er

Digitized by Google

auch die Periode durch zahlreiche größere und kleinere Schaltsätze, sodaß oft wahre Satzungetüme entstehn, eine lange fortgeführte Unsitte, die bekanntlich Friedrich dem Großen so unangenehm auffiel. Dazu kommen noch Anakoluthe und der häßliche Gebrauch, die persönlichen Fürwörter wegzulassen und statt des verbum finitum in der Erzählung mit Wegwerfung der Hilfszeitwörter „sein“ und „haben“ das Partizipium der Vergangenheit anzuwenden. Originell ist Sastrow oft in Redewendung und Ausdruck, doch kann man nicht sagen, daß er etwa wie Luther einen persönlichen Stil hat. Auf jeden Fall aber sind Sastrows Denkwürdigkeiten auch für die Geschichte der deutschen Sprache eine höchst beachtenswerte Quelle.

Kunstliteratur

1

Wir beginnen unsre länger unterbrochne Übersicht mit drei in ihrem Werte sehr ungleichen Gesamtwerken. Ludwig von Sybels „Weltgeschichte der Kunst im Altertum“ (Marburg, Elwert, 10 Mark) liegt in einer sorgfältig verbesserten zweiten Auflage mit 380 sehr guten Textbildern und drei Farbentafeln vor. Ein vornehmes Buch großen Stils mit weitausgreifenden geschichtlichen Leitsätzen, in einer hohen, edeln Sprache geschrieben, das keiner Empfehlung mehr bedarf. Der Verfasser ist ein namhafter Archäolog; Sachkenntnis und Stoffbeherrschung sowohl in der Gruppierung wie in der Behandlung des Einzelnen verstehn sich bei ihm von selbst. Wir haben uns gefragt, wie es zugehn möge, daß ein an sich so tüchtiges und verhältnismäßig billiges Werk fünfzehn Jahre auf eine neue Auflage hat warten müssen, mit andern Worten: daß sich der weitere Leserkreis, dem der Fachmann seine gemeinverständliche Darstellung bestimmte, nur zögernd und allmählich eingefunden hat. Eine Art Antwort scheint der Verfasser selbst auf diese Frage erteilt zu haben, indem er die neue Auflage mit zahlreichen Literaturzitaten ausgestattet hat, zum Gebrauch für die Studierenden, wie er in der Vorrede sagt. Diese unter allen Seiten hinlaufenden gelehrten Fußnoten gereichen seinem feinen Buche nicht gerade zur Zierde, und sie könnten außerdem auf die Nichtstudierenden, die es in die Hand nehmen, den Eindruck von Warnungstafeln machen, die ihnen sagen, daß für sie hier nicht viel heraushängt. Und in der Tat dürfte diese Weltgeschichte der Kunst für einen Nichtarchäologen kaum verständlich sein, denn sie operiert zuviel mit Fachausdrücken, die nur der Archäologiestudent lernt und gebraucht, sie setzt ungewöhnliche Vorkenntnisse voraus, und die äußerst knappe, oft nur andeutende Besprechung der einzelnen Kunstdenkmäler hat zwar vom Standpunkte des Verfassers die volle Präzision, vielfach aber wirkliche Klarheit nur für solche Leser, die mit den Sachen schon vertraut sind. Gewiß gehört zum Beispiel die Laokoongruppe zu den allerpopulärsten Werken der antiken Kunst, und doch müßte der nichtarchäologische Leser erst geboren werden, der mit dem

Digitized by Google

Passus über sie bei Sybel etwas anzufangen wüßte. Hoffen wir also im Sinne des Verfassers, daß sein Buch in der neuen Auflage den Studierenden gute Dienste leiste, wenngleich Studenten ja im ganzen nicht gerade viel Bücher kaufen. Vielleicht wird es denen aber auch nicht ausführlich genug sein.

Da wir einmal das Wort haben, möchten wir diese Gelegenheit noch zu einer allgemeinen Betrachtung benutzen. Der Sinn für Kunst geht mit jedem Jahre mehr in die Breite, aber dieses Wachstum ist hauptsächlich den neuern Richtungen — seit der Renaissance — zugute gekommen, und die reine Antike steht den Menschen nicht mehr so nahe wie noch vor dreißig Jahren, wo sie beinahe das Einzige war, was der Gebildete unter Kunst verstand, oder wenigstens das Erste, was er von ihr aufnahm, der Zugang zur Kunst überhaupt. Den ganz modernen Menschen berührt das Antikisieren in der heutigen Kunst, das seinen Vorfahren als eine Veredlung galt, fremdartig, dafern ihm nicht die absolute Modernität des Künstlers von der geltenden Meinung verbürgt wird, denn die meisten sprechen ja nur nach, was ihnen andre vorsagen. Und diese Geschmacksänderung, zu der natürlich auch die Entwertung des klassischen Jugendunterrichts vor der öffentlichen Meinung ihr Teil beigetragen hat, ist eingetreten während eines Zeitraums, worin die antike Kunstwissenschaft durch Entdeckungen und methodische Arbeit zu einer hohen und stolzen Blüte gelangt ist. Neue Museen werden gebaut und füllen sich mit Abgüssen und ausgegrabnen Originalen; die Wissenschaft versieht jedes Stück mit ausführlicher Aufschrift und ladet das Publikum zu mühelosester Betrachtung ein. Die Wissenschaft hat dem Publikum auch ausgezeichnete Lehrbücher beschert, um die uns jede frühere Zeit beneiden würde: Bücher, wie das vorliegende oder die Bearbeitung des ersten Bandes der Springerschen Kunstgeschichte von Michaelis. Aber welchem Publikum? Wir haben uns kürzlich aus einer Besprechung des zweiten Werkes in der Kreuzzeitung folgende Sätze notiert: „Desto mehr bedauert man darum den Zwang der populären Form. Hätte das Buch Anmerkungen unter dem Text, Literaturangaben über jedem Kapitel, so würde es den Studenten noch bessere Dienste leisten."

Dieses Gutachten ist typisch. Hat man schon jemals von einem „Zwang der populären Form" gehört? So spricht der Schulmeister, der alles, was antike Kunst heißt, ohne weiteres für sich und seinesgleichen einschlachtet, und der in seiner Herzensnaivität noch nie daran gedacht hat, daß es auch noch andre gebildete Leute geben könnte, die daran Anteil nehmen wollen und nach den Absichten von Michaelis es auch sollen. Dieser hat mit richtigem Takt die Literaturnachweise auf einer Anzahl von Blättern gesondert seinem Buche beigegeben. Und mit Recht, denn ehe nicht der Schulmeistergeist ausgetrieben ist, dem nur wohl wird, wenn er auf Anmerkungen und Zitate sehen kann, wird man Leser, die um ihrer höhern Bildung willen etwas von der antiken Kunst wissen möchten, vergebens zu Tische laden. Es mag ja in Wirklichkeit zutreffen, daß bis jetzt alle diese Bücher fast nur von Gymnasiallehrern und Studenten gekauft und gelesen werden, wie man ja auch seit etwa zehn Jahren eifrig bemüht ist, durch archäologische Ferienkurse und Studienreisen der Lehrer den Gymnasialunterricht aufzufrischen. Wie uns scheint, ist hier weniger das Interesse der Schule be-

Digitized by Google

stimmend gewesen, die ja nicht einmal ihren frühern Lehrstoff hat festhalten können, als das Bedürfnis der Wissenschaft, die nach einem Ventil für ihre Ergebnisse verlangt. Dies ist vom Standpunkt der jetzt so energisch betriebnen archäologischen Wissenschaft aus vollkommen begreiflich; ihre Vertreter wollen nicht unter sich bleiben und bloß zueinander reden, sie brauchen Resonanz. Aber die Einwirkung dieser Studien auf das Bildungsbedürfnis unsrer Zeit ist lange nicht so bedeutend, wie man nach dem großen Aufwand von Mitteln erwarten möchte. Und wenn das Gymnasium einmal fallen sollte wegen seiner nicht mehr zeitgemäßen Lehrstoffe, die Archäologie würde ihm nicht aufhelfen trotz allen Bemühungen ihrer Vertreter, für ihre Ergebnisse in der Schule Absatz zu gewinnen. Andrerseits pflegt ein der Schule entwachsner gebildeter Mensch die Schulmeisterei in jeder Gestalt so gründlich satt zu haben, daß er sich eine Schriftstellerei, die die populäre Form als Zwang empfindet, füglich vom Halse halten wird.

Unser zweites Werk hat den Titel: „Geschichte der kirchlichen Kunst, mit 74 Abbildungen von Richard Bürkner; Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzel“ und kostet 8 Mark. Unter kirchlicher Kunst versteht man den Kirchenbau mitsamt seiner Ausstattung an Gerät und Skulpturschmuck, wozu für die innere Einrichtung noch Altarblätter und viel seltner Fresken hinzukommen können. Aber die Malerei, bloß insofern als sie religiöse Gegenstände behandelt, gehört nicht dazu, und zum Beispiel Rembrandt gehört wegen seiner biblischen Bilder noch nicht in eine Geschichte der kirchlichen Kunst. Noch weniger aber der Bauernbrueghel oder der Höllenbrueghel oder Velazquez, und Herr von Uhde erst recht nicht, obwohl ihn der Verfasser sogar unter die Muster für eine künftige kirchliche Malerei einreiht. Dagegen fehlt bei ihm ein wirklicher Kirchenmaler, der nebenbei auch in der Zeichnung und in der Farbentechnik ein sehr tüchtiger Künstler war, und der innerhalb Norddeutschlands wohl mehr Bilder für Kirchen geliefert hat als irgend ein Maler des neunzehnten Jahrhunderts: Pfannschmidt. Vielleicht ist das zufällig, vielleicht aber liebt ihn der Verfasser auch nicht, so wenig wie Overbeck, den er mit mehr Behagen als Geschmack vermöbelt. Die längst überwundne Nazarenerkunst brauchte nicht noch einmal nachträglich abgeschlachtet zu werden. Der Verfasser ist, wie es scheint, ein Geistlicher, und da er außerdem seine protestantenvereinliche Richtung stark betont, so findet er kein Verhältnis zu der kirchlichen Malerei, denn die ist bekanntlich katholisch gewesen, soweit sie überhaupt etwas zu bedeuten gehabt hat. Mit dem Protestantenverein und Schlagwörtern wie „Mehr Dürer“ oder „Rembrandt als Erzieher“ läßt sich keine religiöse Kunst aufrichten. Über die „kirchliche Kunst“ in der oben angedeuteten Umgrenzung der Disziplin haben wir eine ganze Anzahl von Lehrbüchern, ausführlicher und kürzer gefaßte (unter diesen zum Beispiel die sehr nützliche „Vorschule“ von Lübke, der für eine solche Aufgabe gerade der richtige Mann war), aber des Verfassers Werk ist vielmehr ein Auszug aus der allgemeinen Kunstgeschichte mit Rücksicht auf das, was ihm nach seiner Auffassung der kirchlichen Kunst belangreich erschienen ist. Am vollständigsten sind die Abschnitte über den Kirchenbau des romanischen und des gotischen Stils, ganz unzulänglich ist die Behandlung der Renaissance; Plastik

Digitized by Google

und Malerei gehn in kurzen, zufällig ausgeschnittnen Kapiteln daneben her, und man sieht nicht ein, zu welchem Zwecke. Denn hier mußte in großen Eindrücken gezeigt werden, wie jede Kunstgattung als Ganzes innerhalb des Kirchenraums wirkt, das Fresko, die Pfeilerplastik, das Grabmal, Relief, Mosaik, Intarsia usw., wie verschieden ferner die Aufgaben der Ausstattung nicht nur nach den Baustilen, sondern auch nach den geographischen Hauptgebieten sind.

Die Muster für diese Art der Auffassung und Darstellung in großen Zügen liegen längst in ausgezeichneten Büchern vor. Statt dessen werden hier wie in einem Abriß der Kunstgeschichte beliebige Bildhauer und Maler mit einzelnen Werken aufgezählt, wovon doch schon ein bescheidner Aufwand an Nachdenken hätte abhalten müssen. Die zwanzig hier aufgeführten Maler der italienischen Renaissance, die zum Teil übrigens noch sehr viel weltliches gemalt haben, geben noch lange keinen Begriff von der kirchlichen Malerei der Renaissance. Ebensoviele mit Verständnis ausgewählte Beispiele von bedeutend ausgemalten Kirchenräumen hätten ihn aber geben können. Wir bemerken ausdrücklich, daß es sich hierbei und überhaupt für unsre ganze Beurteilung keineswegs um Fragen der Auswahl handelt, die der eine Autor so, der andre anders erledigt, und über die sich auch der Verfasser in der Vorrede äußert, sondern um grundlegende Merkmale, mit denen eine Sache steht oder fällt. Dagegen kann es einem Leser im Grunde ziemlich gleichgiltig sein, ob sich ein Autor vorgenommen hat, „im allgemeinen nur die Kunstwerke zu schildern und zu beurteilen, die ich auf mannigfachen Reisen selbst gesehen habe, also aus eigner Anschauung kenne," denn beim Bücherschreiben kommt es nicht allein auf die Reisegelegenheiten, sondern auch etwas mit auf die Beschaffenheit der Reisenden an. Der Verfasser erzählt uns nun weiter in seinem Vorwort, „bei dem landläufigen Betriebe der kunstgeschichtlichen Wissenschaft trete der kirchliche Gesichtspunkt deshalb kaum zutage, weil unsre Kunsthistoriker gewohnt seien, in ihren schreibenden Darstellungen überwiegend ästhetische Rücksichtnahme walten zu lassen, und dabei vergäßen, auf das Inhaltliche der Kunstbildungen, wie sie dem Vorstellungskreis einer bestimmten Zeit nachkamen, zu achten." Er selbst wolle darum „ein in großen Zügen entworfnes Gesamtbild der kirchlichen Kunstgeschichte darbieten, sein Hauptaugenmerk vornehmlich auf eine flüssige, gut lesbare Schreibart legen usw." Wer mit solchen Ansprüchen ein völlig mißglücktes Werk in die Welt setzt, zeigt, daß ihm außer der Sachkenntnis auch die Selbsterkenntnis fehlt. Hinzu kommt der schulmeisternde Ton durch das ganze Buch, sowie die geschmacklose Art, den angeführten Autoren Zensuren zu erteilen (feinsinnig, sehr hübsch, bahnbrechend), und zwar auch für allgemein bekannte, triviale Dinge. Es widersteht uns, die Beispiele auszuschreiben. Der Leser mag selbst auf unser Urteil die Probe machen. Danach wird er wohl gern zu den Büchern des „landläufigen Betriebes" zurückkehren.

Der „Kunstwart" von Avenarius pflegt es in seinen klugen Literaturübersichten mit Genugtuung hervorzuheben, wenn er keine neuerschienene „ganze" Kunstgeschichte zu verzeichnen hat, eine Empfindung, die wir im Hinblick auf die Produktionen der letzten Jahre nur teilen können. Es freut uns, ein Buch anzeigen zu dürfen, das diesem Verdikt entzogen zu werden verdient, die kurz-

Digitized by Google

gefaßte „Kunstgeschichte von Max Schmid, mit 400 Abbildungen und 10 Farbendrucktafeln“ (Neudamm, Neumann, 7,50 Mark). Durch Beseitigung des vergleichsweise Nebensächlichen und strenge Kürze des Ausdrucks hat sich der Verfasser den zur Entwicklung seiner Gegenstände nötigen Raum geschafft, er beherrscht den Stoff und die Sprache. Der Leser fühlt sich nicht zudringlich belehrt, sondern angenehm unterhalten, und er bekommt dabei lebendige Eindrücke. Das Buch enthält außerordentlich hübsche Partien und auch eigne Gedanken. Wir wollen das Vergnügen, das es uns gemacht hat, nicht durch einzelne Einwendungen, die man ja wohl gegen jedes Buch erheben kann, einschränken und möchten nur bemerken, daß uns das Altertum auf 284 Seiten unnötig ausführlich behandelt zu sein scheint; das ist kein Verhältnis gegenüber den 350 Seiten der ganzen neuern Kunst vom Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Die Illustration ist bei dem ungewöhnlich niedrigen Preise sehr reichhaltig. Ein als Anhang beigegebner „Kurzer Abriß der Geschichte der Musik und [der] Oper von Clarence Sherwood“ scheint uns dagegen nur einen sehr geringen Wert zu haben. Die „neue Zeit“ (seit Haydn und Mozart) mag noch hingehn als eine allererste Orientierung für den ganz Unkundigen. Das Frühere ist so oberflächlich und ungenügend, daß es in dieser Form gar keinen Zweck erfüllen kann.

(Fortsetzung folgt)

Glücksinseln und Träume

Von Friedrich Ratzel

(Fortsetzung)

3. Heimweh

Ja, ein Weh gibts, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht sein eignes Maß zerbräche.
Friedrich Hebbel

1

Ich liebe zwar sehr den Quarkkuchen und habe ihn geliebt, solange ich denken kann, aber es ging heute nicht recht vorwärts damit. Ich hatte mir vorgenommen, drei Stücke davon zu essen, nun war ich noch am ersten. Die Bissen waren so sonderbar schwer, ihre Süße so aufdringlich, fast anwidernd, und sie schienen im Munde zu wachsen. Ich hatte, als man den Kuchen hereintrug, wie immer, das herrliche kräftige Braun seiner Oberfläche, in dem eine verborgne Glut ist, und als man ihn anschnitt, das blühende Gelb seiner Innenseite bewundert, aus dem purpurschwarze Rosinen fröhlich herauszwinkerten. Jedesmal, wenn ich einen solchen Kuchen sehe, muß ich an kostbare Orchideen denken, bei denen eine ähnliche Kombination von tiefen, satten Farben um Braun und Gelb herum vorkommt. Der Vanillegeruch mag dazu beitragen. Die Vanilleschote kommt ja von Orchideen. Heute vermochte ich gar nicht so weit hinauszudenken. Ich hatte vielmehr eine Vision ausschließlich in die Höhe: das grautapezierte Zimmer, worin ich stand, hatte seine Decke verloren, seine Wände waren ungeheuer weit nach oben gewachsen,

Digitized by Google

die blauen Wellenlinien darauf schlängelten sich ins Unendliche hinaus und brachen endlich nackt wie Drähte in der Luft ab, ich kam mir wie in einem Schornstein vor, der oben nicht ganz fertig ist; und richtig, nun schauten auch von ganz weit oben her die Sterne herein, von denen ich gelesen hatte, daß man sie bei Tage durch einen Schornstein erblicke. Je höher das Zimmer wurde, desto langsamer ging es mit dem Quarkkuchen. Diese Vision schnürte mein ganzes Ich und damit natürlich auch meine Kehle zusammen. War es ein Wunder, daß mir plötzlich zwei heiße Tränen über die Wangen liefen, da ich fühlte, wie ich immer länger und schmäler wurde? Es legte sich mir jetzt auch eine sonderbare Schwere auf die Brust und den Leib, und ich dachte: So mag es einem nassen Handtuche sein, das von den kräftigen Händen einer Waschfrau ausgewunden wird. Da meine Wangen jugendlich gewölbt waren, flossen die Tränen mit starkem Gefäll ab, sie fanden zum Glück keine Höhlungen, wo sie verweilen, und keine Bartstoppeln, an denen sie Tautropfen spielen konnten; es gelang mir, sie mit dem Restchen Kuchen, das ich gerade in der Hand trug, aufzuhalten, und dieser letzte Bissen, seltsam zu sagen, schmeckte mir besser als die andern. Das hing wahrscheinlich damit zusammen, daß mir gerade eben die Erinnerung an einen Satz kam, den ich irgendwo in einem Heldenbuche gelesen hatte: er verbiß den Schmerz, schluckte die Tränen hinunter und nahm sich vor, den Kampf mit dem Leben mutig aufzunehmen. Dem wollte ich nachleben, und zunächst gelang mir der erste Schritt: das Salz meiner Tränen wohlschmeckend zu finden.

Ich stand an einen eisernen Ofen gelehnt, der an dem warmen Herbsttag eine wohltuende Kühle abgab und kräftig nach altem Rauche roch. Beides empfand ich als Stärkung meines Entschlusses. In der andern Ecke des niedern grauen Zimmers saßen auf dem Ledersofa meine Eltern, und ihnen gegenüber ein älterer Mann mit schraubenförmiger Hausmütze auf den silbergrauen Löckchen, und eine alte Dame, in deren Gesicht mir nur die drei Erhebungen der Backenknochen und der Nase auffielen, die fast in einer Linie lagen. Es schien mir eine erwünschte Ablenkung von der unersprießlichen Vertiefung in die Züge dieser Dame zu sein, ihr Gesicht als Landkarte aufzufassen, aus der der Hohentwiel, der Hohenstoffel und der Hohenhöwen als drei markante Erhebungen herauswuchsen, während der ziemlich breite Mund mit einem Zahn, den man Mainau oder Reichenau nennen konnte, den Bodensee vertrat. Diese vier Leute waren offenbar in großer Verlegenheit. Die lieben faltigen Züge meiner Mutter schimmerten von Tränen, mein Vater schaute ernst, fast grimmig drein, noch ernster, wenn sein Blick auf mich fiel, während meiner Mutter, wenn sie mich anschaute, eine solche Mischung von Heiterseinwollen und hilflosem Schmerz im Gesicht stand, wie ich sie nie etwas gesehen hatte. Beide hatten noch ihr erstes Stück Kuchen auf dem Teller, meine Mutter hatte noch nicht ihr Glas des zweifelhaft gelblichrötlichen Weins angerührt, den man in jener Gegend Schieler nennt. Diesen beiden Menschen war es offenbar geradeso unbehaglich zumute wie mir selbst. Vergeblich wollte mich der realistische Gnom, der alles sehende Portier am Tor meiner Seele, darüber täuschen, der mich hieß, doch die Zusammensetzung der schraubenförmigen Hausmütze des alten Herrn aus keilförmigen gelben und grauen Tuchflecken näher zu erwägen. Ich versuchte es, aber die Augen flimmerten, und der lang zurückgehaltne Druck auf der Brust machte sich in einem lauten Seufzer Luft, dem neue Tränen folgten.

Fritz, gehn Sie einmal hinüber in die Apotheke, schaun Sie sich um, es ist ganz interessant, hörte ich eine Stimme aus der Tiefe des Bodensees. Ich folgte der Aufforderung, doch zögernd, nicht aus gnomischem Zweifel an der Interessantheit dieser Umwelt, sondern weil ich deutlich fühlte, es halte mich ein Band an die alte Frau, die dort weinend in die Sofaecke zusammengesunken war; es mußte reißen, wenn sich die Tür zwischen uns schloß. Ich hatte die Hand auf der Türklinke, da ließ das Band sich nicht weiter dehnen, ich fühlte, daß es in diesem Augenblick kein höheres Glück für mich gab, als meine Tränen mit denen meines

Digitized by Google

alten Mütterchens zu mischen, und als dürfte ich dieses Glück nicht von mir stoßen. In einem Augenblick lag ich dort vor dem Sofa, das Gesicht auf ihren Knien, und aller Schmerz war weg, als ich diese lieben Hände fühlte, die sich an Wangen und Ohren überzeugten, daß ich es sei. Ich glaubte auch einen Augenblick die schwere Hand meines Vaters auf meinem Haupte zu fühlen, die ich wohl kannte; aber sie zog sich rasch wieder zurück. Ich dachte nichts als: nicht von hier weggehn, beisammen bleiben, so kniend oder kauernd, selbst hundeartig unter dem Sofa, nur bleiben. Es dauerte aber leider doch nicht lange, da stand ich wieder aufrecht, mein Vater und meine Mutter hielten meine Hände in den ihren, die Schraube und die Landkarte waren verschwunden, ich weinte nicht mehr, doch war es mir viel weher zumute, so wie wenn man das Wort: Ich meinte, ich müßte vergehn, wörtlich nimmt. Ich hörte Ermahnungen und versprach, was man wollte, aber in meinem Innern wunderte ich mich, wann ich eigentlich vergehn, versinken sollte.

* * *

Unser Land besteht aus gelblichem Keupersandstein, der ziemlich weich, und aus schiefrigem Ton, der sehr weich ist; deshalb steigt man beständig rundliche Hügel hinan, die nicht sehr hoch, und breite Mulden hinab, die nicht sehr tief sind. In den Mulden gehn stille Bäche unter Erlen über grüne, wohldrainierte Wiesen, an ihnen ziehn sich Dörfchen von mäßiger Größe hin, an den Hängen liegen die Felder, und oben stehn dunkle Wälder mit ganz geraden Rändern. Es ist eine weiche, liebliche Welt, für den Menschen wie gemacht, dem sie keine großen Beschwerden entgegensetzt, und diese Welt besteht wieder aus ebensovielen kleinen Welten, als Dörfer sich um Kirchtürme gesammelt haben, jede von der andern so weit entfernt, daß sich die Herren Pfarrer und andre, die übrige Zeit haben, bequem an schönen Nachmittagen besuchen können. Oben auf den Höhen laufen die bequemen Landstraßen, unten in den Tälern die lauschigen Fußwege, die diese kleinen Welten untereinander und mit der weitern Welt draußen verbinden. An den Landstraßen stehn große Obstbäume und längs den Fußwegen an den Bächen Erlen, deren Blätter fast schwarzgrün und glänzend sind, und wo Wege über Wiesen führen, Hecken, die Brombeere und Waldrebe dicht übersponnen haben. Es liegt in der Natur eines solchen Landes, daß es viele idyllische Winkel hat, und die Menschen, die sich darin angesiedelt haben, haben viele Jahrhunderte lang dazu beigetragen, solche Winkel zu hegen und zu vermehren. Sie wissen, daß das schön ist und wohl tut, reden aber nicht davon; es muß so sein.

Als ich unter dem großen Nußbaum oben auf der Höhe stand, die die Landstraße überschreitet, und den grünen Stellwagen in einer Staubwolke hinunterrollen sah, der meine Eltern von mir wegtrug, empfand ich das Menschenfreundliche dieser Landschaft nicht sogleich, meinte vielmehr zu fühlen, daß dieses Hinunterrollen besonders grausam sei. Hätte ich dem Wagen auf ebner Straße lange nachsehen können, wäre die Trennung leichter gewesen. Aber so mußte er im Nu in der Mulde dort unten verschwinden, man konnte es berechnen; und nun rollte er wohl schon in dem Dorfe, dessen Turmspitze ich über den Bäumen noch eben auftauchen sehe. Aber schon meinen ersten Blick, als ich mich wandte, um dem Dorfe zuzuschreiten, das meine Heimat für Jahre sein sollte, traf ein versöhnendes Bild: ein hohes Kreuz aus Stein, ohne den Gekreuzigten zwar, aber mit einem Weihespruch auf dem Sockel, und auf dem Rand des Sockels stand ein weißes geblumtes Töpfchen mit einem Strauß der lilafarbnen kleinen Astern, wie sie in Strichen dieser Gegend im Herbste blühn. Dieses einfache Kreuz mit seinem frommen Spruch und der bescheiden schönen Opfergabe irgend eines kindlichen Gemüts machte damals einen großen Eindruck auf mich, und auch heute noch steht es in meiner Erinnerung als ein Sinnbild der Erhabenheit eines einfachen Glaubens, der nicht viel Schmuck und Farbe nötig hat. Auf der andern Seite des Weges ging es eben in einen kleinen Steinbruch hinein, wo schöne gelbe

Digitized by Google

Platten lagen. Ich setzte mich so, daß kein Vorübergehender mich sehen konnte, während mir der Blick in den Westen offen war, wo eben die Sonne an einem ganz reinen Horizont Abschied nahm. Nur mildes Gold färbte den Abendhimmel, es war kein Sonnenuntergang mit Feuerwerk. Und so färbte sich nun auch das blaue Gewölbe über mir weißlich, und die Wälder und die Felder wurden langsam blässer und dann schattenhaft und dunkler, ohne daß es doch eigentlich gedämmert hätte. Es war fast mehr Sonnenaufgangs- als Sonnenuntergangsstimmung, wie sie eben an schönen Herbstabenden manchmal zu erscheinen pflegt.

Ich wüßte heute nicht zu sagen, was daran mit der Stimmung in meinem Innern harmonierte. Den heißen Augen und Wangen mag die stille Abendluft wohl getan haben, die allmählich kühler wurde, und daß die Nacht so zögernd kam, mag als Hinausdehnen dieses Tages gefühlt worden sein; denn der morgen kommende war ja der erste in der Fremde.

2

Der erste Abend in einem fremden Hause gehört für ein junges Gemüt zu den geheimnisreichsten Erlebnissen. Was mag alles in diesem Dunkel liegen, das zuerst aus Büschen und Baumkronen herüberschaut, dann ins Haus kommt, immer dichter durch Gänge und Türen zieht und durch die offnen Fenster in breiten Massen aus dem frühen Herbstabend hereinfließt? Wenn dieses junge Gemüt wund ist, gibt es nichts Linderderes als den Schleier, in den sich Abends die fremde Welt hüllt, denn er legt eine Wand um das Gemüt; die Fremde bleibt draußen, sie berührt mich nicht mehr, sie läßt mich endlich, endlich allein mit mir. Wie kühlt das die Augen, so weit offen in ein Dunkel zu schauen, wie schwinden die Entfernungen, die mich von den Lieben trennen, wenn alles das Nächste und Nahe hinuntergesunken ist, das sich sonst zwischen uns drängt!

Heimweh! Wer dich nicht kennt, wie vermöchte der die Tiefe der Schmerzen zu erfassen, die du bringst? Unmöglich kann er sich eine Vorstellung von dir machen, so wenig, wie sich jemand die Liebe „einbilden" kann, der sie nicht erlebt hat. Heute, wo lange, lange mein Heimweh hinter mir liegt, unter soviel andern Lebenserfahrungen fast begraben, freue ich mich, auch dieses Leiden durchgemacht zu haben. Wohl ist diese Freude keine stolze Freude, denn, um offen zu sein, besiegt habe ich das Heimweh nicht, es verließ mich einfach eines Tages, als es meine Seele wie ein Vampir ausgesogen hatte; aber dieser Tag leuchtet wie ein ewiger Sonnenaufgang in mein Leben, und das frohe Licht seiner Erinnerung wird mir nie verblassen.

Ich bin niemals tränenreich gewesen, aber weiß der Himmel, wie es kam, ich hatte damals trocknen Auges beständig das Gefühl zu weinen, doch ging dieses Weinen nach innen, und mein ganzes Wesen wurde vertränt. Mein Auge blickte trüb, die Welt lag so sonderbar bläulich, so einförmig und einfarbig vor mir, sie war mir so gleichgiltig, ich kam mir wie in Wasser gesetzt vor. Wenn ich sprechen sollte, legte sich mir ein eiserner Ring in die Kehle. Ich konnte jedoch handeln, und da mich mein junger Beruf dazu zwang, wurde ich glücklicherweise jeden Augenblick inne, daß ich noch ein Mensch von Fleisch und Bein, kein tränendurchfeuchtetes Gespenst sei. Ich richtete nun mein Leben so ein, daß es von Morgen bis Abend in demselben Rahmen und denselben Zeitabschnitten dahinfloß wie das meiner Lieben in der Heimat. So weit es möglich war, begleitete ich sie im Geist zu allen Genüssen und Arbeiten des täglichen Lebens, stand mit ihnen auf und setzte mich mit ihnen zu Tische, weilte in ihren Zimmern und wandelte in ihrem Garten. Ich begann nichts, ohne sie im Geist zu fragen, und vollendete nichts, ohne es ihnen in Gedanken vorzustellen und mich ihres Urteils zu freuen. Wenn etwas von Westen herüberhallte, klang es mir wie ein Gruß, ich horchte den ganzen Tag in ihrer Richtung hinaus und ließ Gedanken über Gedanken in den Abendhimmel steigen. Dabei machte ich eine sonderbare Erfahrung. Ich hatte

Digitized by Google

nie gewußt, wie müde die weithin hallenden Töne in solchem Wellenlande klingen. Der Westwind trug aus dem Hardtwald dann und wann einen Schuß herüber, der dem Reh, das er traf, scharf ins Ohr geklungen haben mochte; zu mir kam er verhallend, fast verhauchend, wobei mich die verhallende Melodie eines alten Liedes umsummte: Vom Eichenwald die Stimme schallt, so fern, so fern, so fern. Und so flog das Rasseln der Eisenbahn, auf deren Lokomotive sich meine Gedanken schwangen, um sie immer und immer wieder heimwärts zu lenken, wie eine Kette von müden Windstößen widerwillig hoch durch die Luft, und jeder Raubvogelruf klang wie ein Klagen. Nahrung für mich! Das Fädlein Fremdsein und Alleinsein fand kein Ende; ich spann zu allen ruhigen Stunden daran fort, es war ein düster-schönes Gefallen an diesem planlosen Phantasieren, das mich selbst immer tiefer einspann und alle Menschen um mich her draußen ließ, während dieselben Fäden, die ich mir ums Haupt zog, die Bäume und die Pflanzen, die Wolken und die Sterne mit umspannen und an mich heranzogen. Dieses willkürliche Aussondern des Nahen und Heranziehen des Fernen, dieses Vergesellschaften und Befreunden mit einer fernen reichen Welt war nun im Grunde doch nur ein beschönigendes Ausstaffieren der selbstgewollten Einsamkeit. Aber es war immerhin ein Sichverbinden mit einer lebendigen Wirklichkeit, das mir manchmal das Gefühl eines unerschöpflichen Reichtums gab. Ich ahmte den jungen Wordsworth nach, von dem ich einmal gelesen hatte, er habe in seiner träumerischen Periode eine solche Kraft des Sichhinausversetzens aus der Wirklichkeit gehabt, daß er auf Spaziergängen plötzlich einen Baum umarmt habe, um sich zu versichern, daß er noch in der Welt sei. Das gelbe Blatt, das mir durch die Herbstluft zuschwebte, sagte. Siehe die reiche Welt um dich her, öffne deine Seele, sie ist dein.

Die Welt war in dieser Zeit voller Wunder für mich, und ich hätte insofern glücklich sein können, als ich jede halbe Stunde einen Schatz heben konnte. Jedes späte verkümmerte Gänseblümchen am Wege, jedes verwehte Herbstblatt, das einen roten Fleck trug, schien mir zu sagen: Ich bin für dich da, staune mich an, pflücke mich, trage mich in deine Schatzkammer. Solcher Wunderglaube ist nur für den, der ihn hegt, und wehe ihm, wenn er Kunde davon über den engsten Bereich seines Seelenlebens gelangen läßt. Als einst ein Glas hellgelben Weines vor mir stand, bei dessen kristallnem Glanz mich der Gedanke befiel, ob das wohl dieselbe Farbe und dasselbe Licht sei, die der liebe Gott in den Topas gelegt hat, hob ich das Glas, um dieses Feuer gleichsam mit den Augen zu schlürfen. Aber rasch setzte ich es nieder, als die Stimme der Schraube scheltend über den Tisch klang: Der Wein ist dir wohl nicht gut genug, daß du ihn so zweifelnd anschaust? Zweifel, o Gott! Nichts war mir in diesem Augenblick ferner als Zweifel; danken hatte ich dem lieben Gott wollen, daß er etwas so Schönes geschaffen hat. Aber ich konnte davon nichts verlauten lassen, mußte schweigen. Und da mir nun das Herz in der Kehle schlug, brachte ich keinen Tropfen hinunter, was mir nun erst recht übel gedeutet wurde. Und so kam es, daß ich zum Dank für mein Anstaunen des Wunders des Schöpfers im gelben hellen Wein längere Zeit keinen Wein mehr zu sehen bekam. Ich hatte, wenn die andern ihre Gläser leerten, Zeit, darüber nachzudenken, daß sich der Urvater Noah einer lebhaften Anerkennung seiner Weinfreude erfreut hatte als ich, und da ich gerade von dem Nachteil gelesen hatte, worin die Epigonen gegenüber den Vorfahren zu sein pflegten, fühlte ich mich als Epigone, fand Wort und Stellung schön und sog daraus Trost für „entgangnen" Genuß der Kristallhelle des Weines. Wie, dachte ich, wenn ich nun erst der Schraube sagen würde, ich verzichtete gern darauf, den Wein zu trinken, wenn man mir erlaubte, mich nur an seiner Farbe zu erfreuen wie an einem glänzenden Kristall? Ich glaube, sie hätten mich für einen Narren gehalten.

Es war ein seltsames Doppeltleben, von dem ich zwar recht wohl fühlte, daß es, wie alles Doppeltselige, nicht bestimmt war zu dauern, in das ich mich aber

Digitized by Google

für den Augenblick um so tiefer einzuspinnen strebte. Es war eine höchst unbillige, ja eine unkluge Teilung meines Innern: das Beste an die Ferne, den trüben Rest an die Nähe. In diesem Alter ist das Gefühl der Pflicht schwach entwickelt, sonst hätte diese sich einer solchen Teilung widersetzen müssen. Aber so kam es, daß ich alles tiefe Fühlen und alles Mitdenken und Miterleben mit Seelenanteil der Heimat vorbehielt, mit allem mechanischen Tun, aller Handwerksmäßigkeit, allem Auswendiggelernten meine nächste Umgebung abspeiste. Die ganze Liebe ins Erinnern, sodaß für das Tun des Tages nichts mehr übrig blieb: das war die kurzsichtige und selbstzerstörende Losung, die der Gegenwart gleichsam das Blut entzog, um es einem Schatten zu opfern, der dadurch doch kein Gegenwartsleben gewinnen konnte. Welche Torheit, dieses Auswandern der Seele, die mit Schatten in der Ferne lebt, während sich die Gegenwart entseelt, blutleer, entschlußarm hinschleppt. Es ist eigentlich ein Spielen mit dem Besten des Lebens.

Das „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" ergreift mich, wenn ich es lese oder höre, heute wie am ersten Tag und wird nie seine Wirkung verlieren. Doch meine ich, wenn ein Dichter das Elendgefühl gesungen hätte, das uns vor dem Tageslicht bangen, das uns den Morgen verwünschen und die Nacht segnen macht, das uns darum das Verlassen des Lagers wie ein Hinaustreten aus warmer schützender Hütte in einen stürmenden Wald voll Widerwärtigkeiten und Gefahren fürchten läßt, er würde aus der Tiefe von noch viel mehr Herzen herausgesprochen haben und von noch viel mehr verstanden worden sein. Dort hängen die Kleider, siehe sie nicht an, du hast es aufgegeben, andern Menschen zu begegnen; hier liegt die angefangne Arbeit, berühre diesen Sisyphusstein nicht, er wird zurückrollen, wie du ihn auch bewegst; die Bücher schlage nicht auf, sie wollen dich deine Lage vergessen machen, und du fühlst dich doch nur sicher, so lange sie dich umgibt; vor allem aber trete nicht vor den Spiegel, der dich höhnend daran erinnert, daß und wie du wirklich bist, und du möchtest doch alles vergessen, was dich angeht, möchtest nicht wirklich und jedenfalls so nicht wirklich sein. Es gibt kein Heil als das Bett, wo du dem Schicksal die kleinste Angriffsfläche bietest; es sind Augenblicke, wo du dich nicht einmal zu strecken wagst; gekrümmt zu liegen, die Decke über die Augen gezogen, das gibt das letzte Gefühl von Sicherheit.

3

Eine alte Landapotheke war noch nach der Mitte des vergangnen Jahrhunderts eine der altertümlichsten und barocksten Einrichtungen weit und breit. Viele von den Herrschaftssitzen, deren es in unsrer Landschaft sehr viele gibt, waren im Vergleich damit modern. An und für sich ist eine Apotheke ein buntes Wirrwarr von Büchsen und Gläsern, Kisten und Flaschen, und der hundertfältige Inhalt zahlloser Gefäße besteht bald aus uralten Pflanzen- oder Tierstoffen, nach denen kein vernünftiger Mensch mehr fragt, bald aus den modernsten Präparaten, die tödliche Eigenschaften hinter dem reinlichsten Vorhemd bergen. Die schwarzen Totenköpfe, die auf viele von diesen Behältern gemalt sind, die Aufschriften Gift! und Vorsicht! vermehren die Schauer, die in den Räumen der Apotheken walten. Nun war aber damals eine Zeit, in die noch die obsoletesten Arzneimittel der Zeit der Goldmacher und Wunderdoktoren hineinreichten. Man zeigte mir in einem alten irdnen Topfe von der plumpsten Gestalt braune Erdstücke mit anhängenden Leinwandfetzen als Mumia vera, und in einem lavendelgefüllten Glase steckte eine weißbäuchige Eidechse, trocken wie Papier, Scincus marinus; auch Hechtkiefer und Kellerasseln waren in Gläsern aufgestellt. Man zeigte mir lachend getrocknete Schlammhäufchen von der Straße, die mit geschmolznem Schwefel dünn überstrichen waren, und nannte sie Sulfur caballinum, Roßschwefel; früher hatte diesen Namen eine unreine, billige Schwefelsorte getragen, und da es jetzt nur reinen Schwefel zu kaufen gab, kam man auf diese billige Art der fortdauernden Nachfrage nach unreinem Schwefel nach. Der Schinder verkaufte uns das halbflüssige graulichge Hundefett, Abfall der Hundebraten, die er sich schmecken ließ, und wir befriedigten damit den Wunsch der Bauern nach

Digitized by Google

Armesünderfett, Menschenfett, Affenfett, Katzenfett, Bärenfett. In staubigen Winkeln standen Windöfen und Retorten, in denen vielleicht einst der Stein der Weisen geglüht oder die Mutterlinktur aller Heilsäfte zum Lebenselexier digeriert, gekocht und destilliert worden war. Täglich wurde gestoßen, gerieben, gehackt, geschnitten. An einem der ersten Tage wurde Benzoesäure sublimiert: man erhitzte köstlich riechendes Benzoeharz in einem eisernen Topfe, dem ein Hut aus Papier aufgeklebt war, in dessen Innerm nach dem Erkalten sich ein dichter Schnee von seidenglänzenden Kristallen angesetzt hatte. Manchmal wurde ein großer Windofen ins Freie getragen, wo dann übelriechende Gase entwickelt oder Stoffe hergestellt wurden, deren Bereitung mit Explosionsgefahr verbunden war. Dazwischen durch wurden die Arzneien bereitet, wie die Rezepte der Ärzte verlangten, viele durch Kochen; in einige kamen höchst kostbare Stoffe, in manche Gifte, bei deren Handhabung und Abwägung die größte Vorsicht nötig war. An sonnigen Tagen wurden große „Hürden" mit frischen Blättern, Blüten und Wurzeln, die trocknen sollten, ins Freie getragen. Es war ein beständiges Regen und Tun. Und da dieses alles ganz auf das Wohlsein der Menschen gerichtet war, hätte man glauben sollen, es wäre ein höchst ideales begeisterndes Tun gewesen. O nein! Es schwebte vielmehr eine Mischung von Geschäftsmäßigkeit und Ironie darüber. Der Apotheker hat das Gefühl, dem Arzt über die Schultern zu sehen, hat er sich doch in langjährigem Verkehr mit den Kranken selbst eine gewisse Kenntnis von den Übeln erworben, die mit seinen Arzneien geheilt werden sollen, und er ist von der völligen Bedeutungslosigkeit vieler Verschreibungen vollkommen überzeugt. Kleine Übel kuriert er selbst, und hauptsächlich ist er immer bereit, an sich selbst mit selbstbereiteten Mitteln zu doktern. Irgend eine Mixtur ad libitum zusammenzusetzen und zu kosten, wird ihm Bedürfnis, und er läuft Gefahr, zunehmend mehr Alkohol dazu zu verwenden. Man erzählt sich mythische Geschichten von Apothekern, die ihren eignen Alkoholvorrat bis zum Seifenspiritus und noch übler schmeckenden geistigen Getränken ausgeleert haben. Doch weg damit! Lieber will ich mich an eine eigentümliche Art von Poesie erinnern, die dieses geschäftige Treiben mit kleinen und zum Teil nichtigen Dingen gleichsam an den äußersten Rändern umwitterte, glitzernd mit spielendem Licht aufstrahlte. Ich meine die Poesie der Wichtigtuerei. Wenn ich ein paar Jahre später auf der Kasernenfensterbrüstung saß und meinen Faschinenmessergurt mit Schmierlack polierte, daß man sich in dem Lederriemen spiegeln konnte, hatte ich dasselbe Gefühl von Liebe, die man in etwas Unbedeutendes hineinlegt, das man vor sich erhebt, bis es bedeutend wird; dann sträubt eine lebendige Faser aus unserm eignen Wesen zu diesem Ding hinüber, und aus ihm senkt sich eine ähnliche in unser Herz, und wir hängen dieses Herz an einen Ledergurt oder einen Messingknopf oder nun gar an den Winkel zwischen Fuß und Knöchel beim Parademarsch. Welcher Tau, welcher Segen in diesem Schwerbinden mit so kleinen Dingen, das in Wirklichkeit ein Sichverbünden gegen die Prosa der Alltäglichkeit ist. Wenn wir grünliches Chlorgas destillierten und alles ringsumher sich die Nase zuhielt, und der blauhändige Färber, unser Nachbar, von jenseits der Hofmauer rief: Nächstens krepiert mein Schwein von euerm Gestank! da schwollen unsre Herzen. Es ist wahr, es riecht schlecht, es verursacht Hustenreiz, aber es ist Chlor! Wie das schon klingt! Und wir husteten und fühlten unsre Augen brennen; aber nur nicht klagen, sondern mit ernster Würde wiederholen: Chlor! Dörfliche Einsamkeit ist gerade der rechte Boden für das Gedeihen dieses bescheidnen Gewächses. Im Winter, wenn tiefer Schnee den Verkehr auf das allernotwendigste beschränkte, die weite Welt wie verschlafen unter ihrer Decke lag, und wir uns mit Muße dem Destillieren und Sublimieren im qualmenden Laboratorium, genannt Hexenküche, hingeben konnten, kam etwas von alchimistischer Stimmung über uns. Gold oder den Stein der Weisen machen zu wollen, dafür waren wir ja zu aufgeklärt; aber wenn die Destillation irgend eines bekannten Stoffes gelang, sahen wir in jedem Tropfen, der in die Phiole fiel, „das Werk, das gelungen," und es wurde uns weiter um die Brust.

Digitized by Google

Wohl waren das Lichtblicke, die durch weite Strecken von Routinearbeit getrennt waren; man stieg bis zur Herstellung einer flüssigen Stiefelwichse hinab, deren Unzweckmäßigkeit dem kritischen Geiste junger Alchimisten vollständig klar war, und fabrizierte ein Tintenpulver, von dem niemand zu sagen wußte, warum man nicht seine Galläpfel abkochte und seinen Eisenvitriol auflöste, um gleich eine tüchtige schwarze Tinte daraus zu machen? Da aber das liebe Publikum diese wie viele andre Produkte unsrer Offizin bereitwillig aufnahm, steigerten alle diese Quacksalbereien und Pfuscherein nur das Gefühl der Wichtigkeit und Unfehlbarkeit, womit wir uns zwischen unsern tausend Büchsen und Flaschen bewegten.

Man wird erwarten, daß sich in diesen Verhältnissen, die mir soviel Neues brachten, ein ungeheuer lebhafter Briefverkehr mit den Meinen entwickelt hätte, aber dazu kam es merkwürdigerweise nicht; denn zu einem Briefwechsel gehören zwei, und wenn ich auch schrieb, so nahm sich im Elternhause niemand die Zeit, mir mehr zu schreiben, als in den normalen Beziehungen zwischen Sohn und Eltern und Bruder und Geschwistern natürlich und notwendig schien. Damals schrieben sich nur Verliebte und Geschäftsleute häufig, und die Postkarte war noch nicht erfunden; auch kostete ein Brief auf eine kleine Entfernung sechs und auf eine größere neun Kreuzer, und die Groschen und Sechser rollten nicht so leicht und so massenhaft in der Welt herum wie heutzutage. Gerade begann der Lohn des erwachsnen Arbeiters die Summe von dreißig Kreuzern zu übersteigen, und ich erinnere mich noch recht gut, wie Burschen aus unserm Dorf vom Rhein zurückkehrten, wo sie Gold gewaschen hatten; da hörte man, daß der Rheinsand im besten Falle vierundzwanzig bis dreißig Kreuzer Gold bei angestrengter Tagesarbeit liefere, und daß man nun mit leichterer Mühe sechsunddreißig durch gewöhnliche Taglöhnerarbeit gewinne. Sie behaupteten, die Elsässer hätten das Goldwaschen schon viel früher aufgegeben, und nun drohe außerdem auch noch der Wettbewerb der badischen Regierung, die in Köln eine Maschine zum Goldwaschen bauen lasse, die unglaubliche Mengen Sand an einem Tage verarbeiten werde. Ich glaube, das war das Ende des Goldwaschens in Deutschland überhaupt. Von der badischen Maschine habe ich nie etwas weiteres gehört, habe aber manchmal an sie gedacht, wenn ich von andern Leistungen der aufgeklärten Bureaukratie des „Musterländles“ vernahm, die immer ihrer Zeit so weit voraus war.

4

Es war nun Spätherbst, alle Zugvögel hatten uns verlassen, nur dürre Blätter flogen am Boden vor den Novemberwinden und hoch oben graue Wolken, deren stürmisches Ziehen tagelang kein Ende nahm. Eine verspätete Biene, ein erstarrter Käfer, das waren die Lebensspuren draußen. Um so lebendiger regte es sich in meinem Innern. Wind und Wetter störten mich nicht in meinen wandernden Gedanken, stauten sie nur zu größerer Tiefe auf.

Wenn es regnet, „was vom Himmel herunterkann,“ wenn es „mit Bütten schüttete,“ wenn der Witzbold fragte: Ist denn Quatember, daß der liebe Herrgott alle seine Stockfische wässert?, wenn die Bäche rechts und links vom Hause anschwollen und sich schlammig gelb färbten, wenn auf die Brücke die Bächlein von der Straße hin und über ihre niedre Mauer weg die Bäche in den Bach stürzten, wenn sich keine Katze geschweige denn ein Mensch ins Freie wagte und der böseste Hofhund sein Haus nicht mehr verließ, mochte um ihn passieren, was da wollte, kurz, wenn eine neue Sündflut einzubrechen drohte, da fühlten wir uns zwar abgeschnitten von der Welt, da wurden wir zu Insulanern, die ihre wasserumflutete Insula fortunata in diesem Augenblick um kein Königreich der Welt vertauschen mochten. Da fing zwar das Leben in und um uns an zu ebben, aber durch den dünnen Schleier der Wirklichkeit, die nur allein noch blieb, schimmerte es jetzt wie von einer andern Welt, die bisher übersehen, überhört worden war. Es ist so still, die Stürme haben uns verlassen, die Wolken sind fortgezogen, man hört die Zeit verrinnen, die Sterne singend ihre Bahn ziehn. Nun kommen die Frosttage, wo es im Straßenkot

Digitized by Google

wie von Edelsteinen glitzert und statt des Taues Reifkristalle auf den Halmen liegen. Da wird es wohl in einer Dezembernacht noch viel stiller, und man wacht Morgens von der ungewöhnlichen Ruhe auf, in die die Welt tief versunken zu sein scheint, vielleicht auch von der Kälte, besonders aber von dem sonderbaren Schein, der durch die Fenster fällt. Das ist ein Schneetag. Die ganze Nacht hat es ohne Aufhören heruntergeschneit, und nun reicht die Straße fast bis an die Fensterbrüstungen, und die Dächer sind erhöht, der Brunnen trägt eine weiße Mütze, und jeder Dornzweig ist um einen Silberstreifen verdoppelt. Nichts ist vergessen, nicht einmal die dürren Wegwartstengel, sie leuchten von ihrer weißen Auflage. Und alle diese weißen Lasten scheinen den Geräuschen des Tages die Hand auf den Mund zu legen. Nur Licht der Wolken und leuchtender Schnee, der einförmige, tiefe Himmel um eine Idee grauer als die Erde, Grau und Grau, nur Morgens und Abends bei tiefstehender Sonne lange bläuliche Schatten; aber über das alles eine Einheit der Stimmung, der nur wir gegenüberstehn, wir, eine kleine Welt, die sich nie so sich selbst fühlt wie in diesen abgeschlossenen Tagen, wo die „andre Welt" wie verloren gegangen ist.

Als der Geistliche am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis über die Bekehrung des Kämmerers aus dem Morgenlande predigte, wo es im Text hieß: „Stehe auf und gehe gen Mittag auf die Straße, die von Jerusalem gehet hinab nach Gaza, die da wüste ist; und er stand auf und ging hin," und weiter: „Er aber zog seine Straße fröhlich," überfiel mich eine solche Sehnsucht, hinauszuziehn auf irgend einer Straße, und ob sie noch so wüst wäre, daß ich nach der Kirche, ohne einen Menschen zu sprechen oder zu grüßen, hinauseilte und von der Bank am Föhrenwald in die Ebne schaute, bis ich sie weit, weit hinaus nach Westen geöffnet und an ihrem äußersten Rande befreundete Türme ragen sah. Und da ich nun zum Überfluß in denselben Tagen in Thomas a Kempis den Spruch las: „Halte dich wie einen Pilger auf Erden, den der Welt Geschäfte nichts angehn. Bewahre ein freies und zu Gott gerichtetes Herz, weil du hier keine bleibende Stätte hast," so fühlte ich mich nur um so mehr berechtigt, geistig zu wandern, und hoffte es mit der Zeit noch dahin zu bringen, meine sterbliche Hülle allein hier zu lassen und mit der Seele dort zu weilen, wo es sie hinzog. Die Beschäftigung mit den Giftstoffen der Apotheke war sehr geeignet zu Betrachtungen über die tötenden und die bloß betäubenden Mittel. Man unterhielt sich gern über das auch heute noch rätselhafte Aqua tofana, dessen furchtbare Wirkungen ähnlich der des Hundswutgiftes und andrer Krankheitskeime sich erst nach geraumer Zeit äußern, oder über die traumerzeugenden Dämpfe der Stechapfelsamen, unter deren Einfluß der Geist dessen, der sie einatmete, den Körper verläßt, um umherwandernd die seltsamsten Erfahrungen zu sammeln. Welche interessante Stufenleiter von diesen trägen und aussetzenden Giften bis zu der schlagartig wirkenden Blausäure! Kein Wunder, daß Manfred-Byrons letzte Worte: Old man, 't is not so difficult to die dem Jüngling-Knaben durchaus nicht mehr fremd ins Ohr klangen. Es schien ihm ja gar nichts so Unvermitteltes und Unvorbereitetes mehr, was man Sterben nannte. Ist Sterben denn notwendig immer Tod? Könnte nicht der Geist diese Hülle verlassen und wieder in sie zurückkehren? Die Alten glaubten, daß er in ihrer Nähe noch längere Zeit verweile, nachdem der Leichnam kalt geworden, und sie ehrten sie, brachten ihr Opfer dar. Was wissen wir denn überhaupt vom Tode? Es hängt doch alles, was wir davon halten, vom Glauben ab. Das Sterben allein ist gewiß, vom Tod, der dahintersteht, wissen wir nichts. Wie wenn sich nun die freigewordne Seele aufschwänge und zu den lieben Orten flöge, an denen ohnehin unsre Gedanken weilen? Dann wäre ja der Tod das Schönste, was nur zu denken ist. Es gibt kein andres Mittel, zu wandern. Körperlich bin ich für viele lange Jahre an diese Stelle gebunden, seelisch steht mir die Welt offen. Versuche ichs nicht einmal, zu fliegen? Hier steht in steinernen Krügen Kirschlorbeerwasser, ein blausäurehaltiges Präparat, dessen scharfer Duft etwas Ele-

Digitized by Google

gantes hat. Der Totenkopf über dem altmodisch geschnörkelten Aqua Laurocerasi schreckt mich nicht. Der Blausäuregehalt des Destillats ist nicht allzu stark. Vielleicht ist die Wirkung nur Betäubung, Traum und Rückkehr, vielleicht allerdings auch Sterben. Was macht mir das für einen Unterschied? Hier ist ein altes Glas aus böhmischem Kristall, an dessen Klarheit ich mich schon lange ergötze. Wie unschuldvoll darin die giftige Flüssigkeit ins Bläuliche schimmert! Ein langer Zug, und noch einer, ich meine beim zweiten schon die Hände zittern zu fühlen, doch stelle ich den Krug ordnungsmäßig an seinen Platz und steige wie im Traum die Kellertreppe hinauf.

Ich erwachte aus meinem langen Schlaf, die Glieder zerschlagen, der Kopf dumpf, aber mit unzweifelhaftem Lebensgefühl. Ist meine Seele gewandert, so kann sie nur kurze Zeit draußen gewesen sein, ich meine nur Minuten hier zu liegen. Draußen dieselbe Schneelandschaft, die ich verlassen habe. Man spricht an meinem Bette von einem ungewöhnlich heftigen Anfall von Nervenfieber, von einer Reihe von Tagen, die ich besinnungslos gelegen bin, und freut sich offenbar über mein Wiedererwachen. Briefe, deren Entzifferung mir Kopfschmerz macht, liegen auf dem Tische; ich fühle einstweilen nur die Liebe, die sie ausstrahlen. Der erste Gedanke, der mir halbwegs klar wird, ist die Erwägung, daß es noch Menschen gibt, denen mein Dasein nicht gleichgiltig ist. Sogar der Mann mit der schraubenförmigen Mütze scheint ehrlich Anteil zu nehmen. Mein Blut stürzt nicht mehr wie ein Katarakt durch die Adern und schwillt bedrohlich in das bebende Herz zurück, es wallt ruhig und gibt mir mit der Ruhe das unbeschreibliche Gefühl der Genesung, das wohl wert ist, daß man um seinetwillen eine Krankheit durchmacht. Mir freilich war es nicht vergönnt, dieses Gefühl auszukosten. Wie konnte, wie durfte ichs? Habe ich nicht freventlich diese Krankheit heraufbeschworen? Ich fange an, wie ein Fremder auf meine Tat hinzusehen, und ich schäme mich derselben vor diesem Fremden, ich wünsche, daß sie verborgen bleibt. Einige Tage später, als ich wieder lesen konnte, bringt man mir unter andern der damals üblichen Miniaturbändchen in Goldschnitt und schwarzer Leinwand auch das Bändchen Faust von Nikolaus Lenau mit der Jahreszahl 1836. Als ich im Schlußgesang die Worte Fausts lese,

Ich bin ein Traum, entflatternd deiner Haft,
Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz
Und träume mir das Messer in das Herz!

überfällt mich ein so heftiges Gefühl der Reue, daß ich mir entfliehen möchte, und ich weine Tränen der Scham.

(Fortsetzung folgt)

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

5

Julie Sack konnte sich ihrer Mutter nicht erinnern. Doch, ganz dunkel, sie war aber doch nicht so recht sicher darüber: einmal, als sie noch ganz klein war, da war die Mutter die Treppe herabgekommen und hatte Gäste empfangen. Julie erinnerte sich ihres Lächelns und ihrer ausgestreckten Hände; es mußte kurz vor ihrem Tode gewesen sein. Aus späterer Zeit entsann sie sich nur der Hausjungfer Ulla, des Vaters und der Jungen.

Die „Jungen," das waren Erik und Arvid; zuerst Erik, dann Arvid. Natür-

Digitized by Google

lich waren alle beide viel älter als Julie, aber sie waren jedenfalls die einzigen Spielkameraden, die sie in ihrer ersten Kindheit gehabt hatte. Erik ruderte fast jeden Nachmittag über den See: auf Markbyhof gab es ja Pferde und Hunde und Knechte im Überfluß, und es war keine Hausfrau da, die reine Stiefel, Kratzfüße und schöne Redensarten verlangen konnte; da tat ein Junge, was ihm beliebte, und hatte vollständig freien Spielraum. Und als Frau Sack starb, hatte der „Alte," wie Juliens Vater immer genannt wurde, Arvid von Hall, sein Patenkind und Mündel, einen Jungen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, der also fast in demselben Alter stand wie Erik, zu sich genommen.

Nicht daß die Jungen sich jemals viel um „Julle" gekümmert hätten, denn sie war noch zu klein, als daß sie an ihren Spielen hätte teilnehmen können, und sie war außerdem „nur ein Mädel"; aber deren Gegenwart allein war für Julie schon ein intensives Vergnügen. Daß sie die beiden an den Sonntagsmorgen mit den Flinten über den Hof gehn sah, daß sie ihre Schulgeschichten, ihren Jargon, ihre Streitereien, ihre Prahlereien und ihre Zukunftspläne mit anhören, ja daß sie Zeuge sein durfte, wenn sie sich balgten und wenn sie sich wieder versöhnten, alles das brachte ihrem Leben in der Kinderstube bei Jungfer Ulla Abwechslung und Inhalt.

Jungfer Ulla war schon bei Juliens Mutter Kinderfrau gewesen; sie war zuverlässig wie ein Hofhund und treu wie Gold, aber die Jahre und eine zunehmende Kränklichkeit hatten sie allmählich zu einem so sauertöpfischen und launischen Wesen gemacht, wie man sich nur eins denken konnte. Sie hatte eine Tochter, die ihre eigne Mutter „Tante" nannte und auch auf dem Hof diente. Diese Tochter rückte allmählich zu einer Art Haushälterin auf, war redlich und pflichttreu, sehr strenggläubig und hatte den heftigen Charakter ihrer Mutter. Zwischen diesen Frauenzimmern nun wuchs Julie auf, bis sie vierzehn Jahre alt wurde.

Juliens hauptsächliche Zerstreuung waren „unterhaltende Bücher" — meist Reisebeschreibungen und Gedichte — und dann „spazieren gehn" oder besser gesagt, „sich ohne Aufsicht und Kontrolle auf dem Gute herumtreiben." Sie hatte auch viel Freude an einer Anzahl von Kupferstichen und Radierungen, die fast vergessen in einem Wandschrank der sogenannten Bibliothek durcheinander lagen. Julie suchte sie zusammen, eignete sie sich an und bewahrte sie in der „grünen Stube" auf, wo sie allmählich alle ihre Schätze aufhäufte. Sie hatte zwar nicht eigentlich künstlerische Anlagen und hatte niemals die geringste Lust verspürt, in dieser Hinsicht selbst etwas zu leisten, aber die Umgebung allein, in der sie ungestört heranwuchs, ihre Liebhaberei, zu allen Jahreszeiten allein in Wald und Flur umherzustreifen und — im Anfang unbewußt, später aber mit immer zunehmender Freude — auf die verschiednen Beleuchtungen derselben Gegend acht zu geben, sowie die Vorliebe, mit der sie sich immer von denselben originellen alten Gegenständen umgeben sah, hatten allmählich einen vielleicht angebornen künstlerischen Geschmack bei ihr entwickelt. Sie sprach zwar das Wort „Kunst" nie aus, aber, wie ihr Vater einmal mit einem gewissen Stolz gesagt hatte, sie trug etwas von dem in sich, was einen französischen Bauern, der noch nie in einem Museum gewesen ist und nun in ein solches kommt, veranlaßt, sogleich auf das Meisterwerk zu deuten und zu sagen: Tiens, c'est beau, ça!

Herr Sack, der den Doktorgrad erworben hatte und streng auf seine akademische Würde hielt, unterrichtete seine Tochter selbst. Er schwur darauf, daß keine „Dame" aus ihr werden dürfe. Schließlich aber gab er doch den wiederholten Vorstellungen der Familie um des Kindes willen nach und suchte eine Erzieherin für sie.

Aber die erste Erzieherin, die Julie bekam, heiratete er; und das Mädchen wurde in eine Pension nach Genf geschickt.

Als Julie nach fünf Jahren wieder heimkam, fand sie von den Helden ihrer Kindheit nur noch Arvid vor. Erik war schon lange außer Landes, und Arvid, der zu

Digitized by Google

einem äußerst liebenswürdigen, aber ungewöhnlich schweigsamen Oberleutnant im Södermanländischen Regiment avanciert war, kam ihr ganz fremd vor. Julie machte nun Bekanntschaft mit ihrer „Familie," d. h. sie „ging aus," wurde ein recht gefeiertes junges Mädchen und lebte, wenn sie daheim war, meist für sich. Denn statt wie vorher zwei weibliche „Feinde" in ihrem Heim zu haben, hatte sie nun deren drei; die Stiefmutter Olga betrachtete sie nämlich auch nicht viel anders als einen Feind.

Ihre Zuflucht war die Tante Pröpstin und Cousine Bibbi, die während Juliens Aufenthalt in der Schweiz in den Seitenflügel gezogen waren. Der alte Herr Sack war nach seiner zweiten Heirat noch wunderlicher und sonderbarer geworden, als er vorher schon gewesen war, sodaß der Tochter durch ihn nicht viel Freude zuteil wurde. Die lange Heimatlosigkeit unter Fremden, die Gewohnheit, sich immer abgemessen und in einer fremden Sprache auszudrücken, hatten ihrem ganzen Auftreten eine gewisse reservierte, konventionelle, etwas nichtssagende Liebenswürdigkeit verliehen, die ihr mit der Zeit fast zur zweiten Natur geworden war. Die immer gutmütige Frau Briant, die mit dem kleinen, einsamen Mädchen, das so unnatürlich wohlerzogen, schweigsam und nachgiebig war, Mitleid fühlte, sagte einmal zu ihrem Sohn, es komme ihr vor, als ob in Julie etwas „erfroren" sei.

Findest du das, Mutter? erwiderte Erik in seiner ruhigen Weise, ohne sich auf eine weitere Erörterung einzulassen; dies tat er selten, wenn von Julie die Rede war, aber im stillen fand er den Ausdruck durchaus nicht zutreffend, obgleich er recht gut wußte, was die Mutter damit gemeint hatte. Juliens allzu abgeschliffnes Auftreten, die Gleichgiltigkeit, die ihr zur Gewohnheit geworden war, sie war es, die das Urteil über sie verwirrte und irreleitete. Und kein Mensch — sonderbarerweise auch nicht einer — schien ihre nervöse Empfindsamkeit, ihren unbeholfnen sensitiven Schrecken vor der Welt und den Menschen um sie herum zu ahnen — ja, nicht einer, nur er allein! Und er?

Ach, als er jetzt im Frühjahr heimkam — in den acht bis neun Jahren, die er weg gewesen war, hatte er keinen Augenblick an Julie Sack gedacht — und sie wieder sah, da wußte er — schon nach den ersten malen, die er mit ihr zusammengetroffen war, wußte er es —, daß es vielleicht am klügsten und ehrenhaftesten wäre, wenn er ohne weiteres wieder abreiste. Aber gleich wußte er auch, daß dies das letzte war, was er im Sinn hatte. Sie sahen sich sehr oft, er und Julie, fast täglich, und mit jedem Tage wurde es ihm deutlicher, daß er, ganz allmählich, Schritt für Schritt vorwärts tastend, bei ihr etwas fand, was er unbewußt schon lange gesucht hatte, etwas, das ihm eigentlich recht wohl bekannt war, das er aber noch nie bei irgend einem andern Menschen entdeckt hatte.

Im Anfang war er — merkwürdig genug! dachte er später — auf seinen alten Freund Arvid Hall gar nicht eifersüchtig gewesen. Es war eine bekannte Tatsache, daß der alte Herr Sack die Verlobung gerade vor seinem Tode ins Werk gesetzt hatte. Er hatte Arvid immer als seinen Sohn betrachtet und war ihm gegenüber fast ebenso schwach wie seiner Tochter gegenüber, und man nahm allgemein an, und vielleicht nicht am wenigsten Arvid selbst, daß er im Sinne habe, ihm einen bedeutenden Teil seines Vermögens zu hinterlassen. Aber in den letzten Jahren stiegen ihm Bedenken auf: Olga mußte ja auch versorgt werden, und er konnte doch Julie nicht dessen berauben, was ihr von Rechts wegen zukam; auch konnte der Hof nicht ohne Kapital bewirtschaftet werden. Da verfiel er auf einen Kompromiß — wenn Arvid Julie heiratete, so ordnete sich alles von selbst, und niemand wurde betrogen. So wurde dies allmählich sein Lieblingsplan, seine fixe Idee, und er sprach beständig ganz offen mit dem jungen Mann über diese Angelegenheit.

Sie gefällt dir doch, mein Junge? Nicht wahr, sie ist eigentlich hübscher und feiner als die meisten andern jungen Mädchen? pflegte er zu sagen, und

Digitized by Google

dabei zeigte sich eine Unruhe in seinen Augen und eine nervöse Bewegung in dem magern Hals, wie wenn er etwas hinunterwürgen müßte.

Gewiß gefällt sie mir, antwortete der Hauptmann offenherzig und halb scherzend. Julie hat mir von jeher gefallen. Aber sie? Sie ist so verdammt verschlossen.

Das ist nur Schüchternheit, nichts als Schüchternheit. Arme Kleine! Deine Sache ist es, ihre Schüchternheit zu überwinden.

Arvid erhielt sogleich das Jawort, als er um sie warb. Der alte Herr Sack war seelenvergnügt, und jedermann war befriedigt; es war ja gerade das, was man sich gedacht hatte, sehr passend und in jeder Beziehung ausgezeichnet.

Und der Hauptmann war wirklich recht entzückt von seiner Braut; er bewunderte ihren „Stil," ihr aristokratisches Auftreten und ihre Art, sich zu kleiden. Und überdies hatte sie ja alle Reize der fügsamen Frauen! Ihr Charakter war der sanfteste und beste, den man sich denken konnte, und immer war sie gleich freundlich; ja, „freundlich," das war der richtige Ausdruck. Etwas formell und wie fremd war sie allerdings auch immer, aber das kam natürlich von der ausländischen Pensionserziehung, die sie erhalten hatte. Er war ein eifriger Sportsmann, und sie machte bereitwillig seine Interessen zu den ihrigen, und so wurde sie allmählich sehr tüchtig und abgehärtet in jeder Art modernen Sports, aber so recht frisch, froh, impulsiv und freudig war sie doch nicht. Er pflegte bisweilen scherzend zu ihr zu sagen, daß bei ihr auf allem, was sie unternehme, ein Dämpfer liege.

Sie lächelte nur dazu, schweigend und zuvorkommend, wie sie allezeit gegen ihn und gegen alle andern war.

Sie waren schon ein paar Monate verlobt, als Juliens Vater starb, und sowohl er wie die jungen Leute selbst und alle andern Menschen hielten Arvid und Julie für das musterhafteste Brautpaar in ganz Schweden. Jetzt warteten die beiden, wie es der Alte gewünscht hatte, nur noch, bis das Trauerjahr vorüber war, um ihre Hochzeit mit Glanz zu feiern.

Gleich nach Neujahr war der alte Sack gestorben, und im März war Erik Briant von Indien heimgekehrt.

Wie ist es nur gekommen, daß du dich mit Julie Sack verlobt hast? fragte Erik seinen alten Kameraden einmal gerade heraus, als die beiden acht Tage nach Eriks Heimkehr diese bei einem vertraulichen Glas Punsch in Arvids Junggesellenwohnung feierten.

Wie es kam? Aber, lieber Fremd, es lag ja eigentlich auf der Hand. Niemand, und wir am wenigsten, hätten es uns je vergeben, wenn nichts daraus geworden wäre.

Gerade deshalb, sagte Erik, und gleichgiltig fügte er hinzu: Es pflegt ja sonst nie so zu gehn, wie man es sich denkt.

Später sprachen sie nie wieder darüber.

Mittlerweile sahen sich Julie und Erik das ganze Frühjahr eigentlich täglich. Von Anfang an suchte er ihre Gesellschaft auf, und sie wich ihm nicht aus. Warum hätte sie das auch tun sollen? Er war einer der ältesten und besten Freunde Arvids, und die beiden kamen ungewöhnlich gut miteinander aus. Allen fiel es auf, daß sich Julie, der man ja sonst „nur schwer näher trat," plötzlich offen und herzlich an den heitern und lustigen Erik Briant anschloß. Das tue ihr gut, wenn sie etwas „lebhaft" werde und wie andre junge Mädchen spaße und scherze, meinte sogar Arvid, der es vielleicht fühlte, daß er selbst zu ernst und zu schweigsam war.

Und später waren sie immer ungezwungner zusammen gekommen — Julie und Erik. Frau Olga war nämlich im Monat Mai ein paar Wochen nach Göteborg gereist, und deshalb hatten Briants Julie eingeladen, solange bei ihnen auf der Villa zu wohnen. Aber natürlich wußte oder ahnte niemand, daß Julie,

Digitized by Google

wenn sie sich mit Erik unterhielt, und das tat sie in Wirklichkeit noch öfter als die Leute dachten, immer mehr von sich selbst redete, als sie es früher auch nur für möglich gehalten hätte. Er zeigte ihr alles gewissermaßen in einem neuen Lichte, er sagte die verkehrtesten Dinge und machte ihr Lust, da zu widersprechen, wo sie von jeher zu schweigen gewohnt war; er gab ihr Mut, Dinge anzugreifen oder zu verteidigen, die ihr vorher ganz und gar ohne persönliche Bedeutung für sie selbst vorgekommen waren. Mit einem Wort, er brachte sie dazu, da etwas Bestimmtes zu fühlen und zu denken, wo sie früher keine bewußten Gefühle und Gedanken gehabt hatte, und da zu entscheiden, wo sie früher hatte fünfe gerade sein lassen.

Und dann sprach Erik nicht wie die andern Menschen, die sie kannte. Er fürchtete sich nicht davor, Fremdwörter und eigentümliche derbe Ausdrücke zu gebrauchen. Der Sonnenschein Frankreichs und Spaniens und die Hitze Indiens hatten seinem ganzen Benehmen und seiner Sprache Glanz und Feuer verliehen. Wenn er sprach, fand er Ideenverbindungen, auf die kein andrer gekommen wäre, „weil er eben so unendlich viel mehr gesehen habe als die andern," meinte Julie. Und er hatte auch viel mehr gelesen, viel mehr als Arvid. Von Anfang an war zwar die Erziehung der beiden ganz gleich gewesen, nämlich das nordische Gymnasium und Abiturientenexamen; aber später!

Immer hatten sie sich soviel zu sagen, sie und Erik. Und sogar dann, wenn sie nicht gerade sprachen, war es, als ob sie sich einander auf irgend eine Weise mitteilten — nur, weil sie beisammen waren. Sogar ihr Schweigen, das allen andern leer vorkam, hatte für ihn Tiefe und Reichtum; und ebenso schien er ihre nur halb ausgedrückten Gedanken, die in Wirklichkeit meist Gefühle waren, zu verstehn.

Sogar ihre eigentümliche Art, sich auszudrücken, verstand er, ihre zugleich scheue und doch kühne Anwendung von Bildern, ihre plötzlichen Übergänge, ihre unerwarteten und derben Gedankenverbindungen, ja, mit ihm sprach sie schließlich eine ganz andre Sprache als mit allen andern; wenn aber jemand dazu kam, verstummte sie, oder sie redete von etwas anderm, leicht und nichtssagend liebenswürdig, wie das ihre gewöhnliche Art war.

Du bist doch das sonderbarste Geschöpf unter der Sonne, sagte Erik einmal bei einer solchen Gelegenheit. Es war in der Villa, an einem der letzten Tage im Mai, während sie noch bei Briants auf Besuch war, und es waren einige Gäste, zu denen auch Arvid gehört hatte, zum Abendessen dagewesen. Jetzt eben waren sie gegangen, und Erik und Julie hatten sich auf eine Gartenbank am Fuß der Treppe gesetzt, während drinnen die Lichter, eins nach dem andern, gelöscht wurden. Die Stimmen der Gäste waren von dem Wege her noch vernehmbar.

Was meinst du damit? rief Julie, die mit unbedecktem Kopf, das Kinn tief in ihre Pelzboa gedrückt, zerstreut einige Pfingstnelken zerpflückte, die sie in ihrem Gürtel getragen hatte.

Gerade das, was ich sagte. — Er saß, beide Hände in den Taschen, nachlässig auf der rechten Seitenlehne der Bank und beugte sich vor, während er sprach. Du bist wie eine Auster in der Schale, empfindlich, lichtscheu, ängstlich vor allem und immer bereit, dich zu verschließen, sobald jemand naht.

Sie lächelte, und beide schwiegen ein paar Sekunden.

Aber was du selbst nicht weißt, sagte er leise und langsam, indem er sich zu ihr hinabbeugte, und auch sonst niemand, als nur ich allein, das ist, daß tief drinnen in der Muschel eine Perle ist — die feinste, die seltenste Perle.

Julie erwiderte nichts, sie senkte nur den Kopf noch tiefer.

Ist es nicht merkwürdig, erklang seine Stimme noch leiser, abgerissen und nicht ganz so sicher, daß nur ich allein die Ursache erkenne, warum du so verschieden von allen andern Frauen bist? schloß er warm.

Julie schaute scheu auf, und ihre Blicke trafen sich. Sie sah einen Ausdruck

Digitized by Google

in seinen Augen, den sie in der letzten Zeit oft gesehen hatte, und nach dem sie sich immer sehnte. Er war heiß, aber zugleich sehr freundlich, er erschreckte sie nie.

Ja, sagte sie leise. Ich habe auch bisweilen gedacht, daß — daß — daß dies merkwürdig sei. Ja, ich meine —

Nun sag mir einmal klar und deutlich, was du meinst. Er setzte sich auf die Bank, stützte die Ellbogen auf die Knie und beugte sich vor; sie aber schaute zu Boden.

Ja, wiederholte sie zögernd und mit einer gewissen Unentschlossenheit. Ich habe bisweilen — ganz dasselbe gedacht, sagte sie schließlich energisch. Es herrscht zwischen uns das, was man ganz einfach Sympathie nennt. Aber, versuchte sie dann leichthin zu sagen, ich weiß nicht einmal, ob du mich verstehst ...

Glaubst du, daß das so leicht sei? Er wandte sich ihr ganz zu; das eine Bein über das andre geschlagen, lehnte er den Nacken an die Mauer und sah ihr lächelnd in die Augen. Ist es überhaupt so leicht, ein junges Mädchen zu verstehn, das, wenn es je einmal gesprochen hat, ebenso schnell wieder bereut und tut, als ob es gar nichts gesagt habe? Glaubst du wirklich, daß das so leicht sei?

Sie lachte nervös und wich seinem Blick aus.

Nein, es ist nicht leicht, Julie — Sancta Julia mia ...

Julie stand etwas hastig auf, aber doch mit einer gewissen Würde. Zum erstenmal seit ihres Vaters Tode war sie heute in Weiß gekleidet, und schon am Nachmittag, gleich als er sie sah, hatte es Erik Spaß gemacht, ihr zu sagen, daß sie einer Heiligen gleiche, einer kleinen illegitimen Renaissanceheiligen. — Erik! — Es war gewesen, ehe die Gäste kamen, und sie war eben dabei, ihr Haar vor einem der Spiegel im Wohnzimmer noch einmal zu ordnen. — Ja, denn dein eigner Name ist doch eigentlich nicht der einer Heiligen, hatte er weiter geneckt. Und als sie nicht antwortete, fuhr er fort: Aber weißt du, was dein Name ist? Es ist der höchste und teuerste Name in der Geschichte der Liebe; Juliet — Julie ... Ich glaube, du mußt meine „Heilige“ werden.

Jetzt fiel ihr all das wieder ein — es war auch nicht möglich, es zu vergessen, und auch er dachte daran. Denn als sie sich nun so schnell erhob, um hineinzugehn, ergriff er plötzlich neckisch und wie im Scherz das eine Ende ihrer langen Boa, und indem er es festhielt und mit dem weichen Fell über seine Wange strich, sagte er leise:

Sancta Julia, ora pro nobis! Das heißt für mich und für dich.

Aber Erik! — Julie entzog ihm die Boa. Sie empfand es geradezu als eine Erleichterung, daß in diesem Augenblick Dagny die Glastür öffnete und sie rief.

Aber von diesem Abend an wich Julie Erik so viel als möglich aus. Und die eigentümliche, schnell entstandne und sie vollständig in Anspruch nehmende Vertraulichkeit der letzten Monate hörte ebenso plötzlich, und wie andre meinten, ebenso unmotiviert, als sie begonnen hatte, wieder auf.

6

Elli und Dagny waren bis Groß-Markby spazieren gegangen. Es war an einem sehr schönen, klaren und ungewöhnlich ruhigen Herbsttag mit Sonnenschein und frischer Luft unter den schlanken Nadelholzbäumen, die am Strande entlang wuchsen. Sie hatten die Erlaubnis, den ganzen Nachmittag auszubleiben, denn Fräulein Bibbi hatte eine dringende Einladung zu „Kaffee und Kuchen“ geschickt; jede Art andrer Bewirtung betrachtete die alte Pröpstin als „neumodisch“ und „überflüssig.“ Und mit der Aussicht, kein Mittagessen zu bekommen, machten sich die beiden jungen Mädchen gleich nach dem Gabelfrühstück fröhlich auf den Weg. Erik sollte sie dann am Abend mit dem Wagen abholen, das hatte Tante Ada versprochen. Auf dem kiesbestreuten Hof trafen sie mit Bibbi zusammen, die eben vom Garten herkam. Sie hatte die ganze Schürze voller Georginen und trug

Digitized by Google

einen roten weichen Filzhut auf dem Kopf, einen sogenannten Knock about. Elli dachte, etwas Groteskeres ... Nein, es wäre doch Unrecht, wenn sie es zu Dagny sagte ...

Schon! Das ist wirklich hübsch von euch! rief Bibbi mit herzlichem Lachen und öffnete freundlich die grünangestrichne Tür. Ich bin eben drüben gewesen und habe Arvid und Julie gebeten, auch ein wenig hereinzusehen; Olga — sie zog das Wort etwas in die Länge — macht sich ja nichts aus solchen Festlichkeiten.

Nein, Gott sei Dank! dachte Elli.

In dem großen Wohnzimmer, wo solide, langweilige, mit blauem Wolldamast überzogne Möbel aus den vierziger Jahren und auf den niedern Fenstersimsen hinter den Zwirngardinen Topfpflanzen standen, und eine vergoldete Tafeluhr zwischen unzähligen Kabinettbildern der ganzen Familie Garde prangte, saß die alte Pröpstin und strickte. Vor ihr stand der Sofatisch schon zierlich gedeckt und erwartete die Gäste. Die Sonne schien auf das weiße Tischtuch und das blankgeputzte Silberzeug, während die Fliegen um die gefüllte Kuchenschale und die altmodischen großen „echten" Tassen summten, die in einem Kreis auf dem Tische standen.

Die Pröpstin war eine runzlige, gebückte kleine Dame von ungefähr siebzig Jahren. Sie war merkwürdig gelbbraun im Gesicht, mit scharfen pfefferbraunen Augen unter einer ungeheuern Haube aus cremefarbigen Spitzen und lilaseidnen Bändern. Vorgebeugt und zusammengesunken unter ihrem schneeweißen gestrickten Schal saß sie in ihrer Ecke und musterte die jungen Mädchen, ehe sie sich erhob.

Die alte Dame verneigte sich zierlich und würdig; es war immer, als habe sie die dreihundert fetten Tonnen Landes der schonenschen Propstei hinter sich, deren Einnahmen der verstorbne Propst in den sechziger Jahren verspielt hatte.

Julie läßt grüßen, und sie werde in fünf Minuten da sein. Arvid kommt auch, aber etwas später, und vielleicht auch Robert.

Kommt er auch? fragte Dagny eifrig, geriet aber gleich darauf in Verlegenheit darüber, daß sie gefragt hatte.

Dann sag Lovisa, daß sie mit dem Kaffee warten soll. Ich kenne Juliens „fünf Minuten." Nun ja, fügte die Pröpstin etwas steif hinzu, sie hat es ja auch nie nötig gehabt, sich zu beeilen.

Elli mußte im stillen zugeben, daß sie einen solchen Meister im Ausfragen, wie die alte Frau Garde einer war, noch nirgend getroffen hatte. Ehe Juliens „fünf Minuten" auch nur annähernd verflossen waren, konnte die Pröpstin schon die ganze Bertelsche Familie mit deren verschiednen angeheirateten Verwandten sowie deren Verzweigungen in Smaaland und Mittelschweden an den Fingern aufzählen. Sie wußte auch, wie viele Geschwister Elli hatte, sowie was ungefähr die Lennsjöer Station „eintrug."

Ob die Mutter des Fräuleins eine Rudeberg sei, fragte sie. Ja, dann habe sie wahrhaftig den Großvater, den alten Pfarrer Rudeberg gekannt, und zwar in seiner Jugend, als er in Lund studierte. Ach ja! Er sei auch dabei gewesen, als man ihr einmal ein Ständchen gebracht habe, sie könne sich noch recht gut daran erinnern ...

Lieber Gott! Welchen Geschmack der Großvater gehabt haben mußte! dachte Elli gereizt. Sie haßte es, daß sie mit allem von daheim „auftischen" mußte.

Julie erschien, eilig aber lächelnd, fröhlich und freundlich wie immer. Die Frau Propst preßte die Lippen etwas zusammen, Fräulein Bibbi rief schallend nach Lovisa, und der Kaffee erschien sogleich.

Dagny war indessen herumgegangen und hatte stillschweigend Tante Albertinens „Sachen" betastet, die ihr heute noch ebenso merkwürdig vorkamen wie damals, wo sie noch ein kleines Kind gewesen war. Da war der Uhrenständer in Form einer Leier; er war mit braunem Haar auf weißen Atlas gestickt und hatte der Großmutter der Pröpstin gehört. — Denk dir nur, Elli, sie war von Upsala und mit

Digitized by Google

Anna Lenngren etwas verwandt ... Und da in dem Glaskästchen lag eine halbvermoderte seidne Maske, die der Großvater der Pröpstin auf dem Opernhausball an jenem ominösen 16. März getragen hatte, wo Gustav der Dritte von der Kugel Ankarströms gefallen war. Neben dem Glaskästchen stand auch der kleine Becher aus Buchsbaum, den er sich in Rußland kunstfertig geschnitzt hatte, wo er nach dem Kriege gefangen gesessen hatte. Tante Albertine war eine geborne von Selchow, „livländischer Adel aus der Zeit Karls des Elften," pflegte sie zu sagen. Diese Tatsache betonte sie nicht selten und recht gern. Außerdem fanden sich unter den Merkwürdigkeiten eine Urne mit dem Monogramm „Sophia Magdalena," ein geschnitzter Elfenbeinfächer, der auf irgend eine Weise in eine Glasflasche gebracht war und aufgeschlagen dalag, ein paar Miniaturbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert, eine Schnupftabakdose mit dem Porträt der Königin Desideria und viel andrer Krimskrams, den Dagny immer wieder mit derselben Ehrerbietung betrachtete; sie brannte darauf, Elli damit zu imponieren.

Erik kam viel später, als man erwartet hatte, und es war schon beinahe dunkel, als man den Wagen auf den Hof rollen hörte.

Dagny, die die Abendluft nicht gut vertragen konnte, saß bei der Pröpstin drin im Zimmer und hielt einen Strang Baumwollgarn, den die alte Dame langsam und zierlich von ihren Händen wickelte. Aber die beiden andern jungen Mädchen saßen noch in der Glasveranda, während Bibbi half, den Tisch nach der frühen Abendmahlzeit abzudecken.

Das ist nett von Ihnen, daß Sie wenigstens zum Tee kommen, hörten sie die laute Stimme der Pröpstin drinnen zu Erik sagen.

Julie hatte es versucht, Elli mit einer Beschreibung der Umgegend zu unterhalten; das war aber ein undankbares Thema, und das Gespräch zog sich wie gewöhnlich nur schleppend zwischen den beiden hin. Und jetzt geriet es sogar ganz ins Stocken; Elli merkte, wie die andre plötzlich den Faden verlor und sich widersprach.

Wie schwer es ihr doch wird, es zu verbergen! dachte Elli halb verächtlich, wenn auch mit einem Stich der Demütigung und fast des Neides, aber doch mit einer gewissen Schadenfreude. Mitleidig und empört stand sie auf. Wenn die beiden allein sein wollten, dann ... sie verschwand gern!

Mit ein paar kühlen, nichtssagenden Worten, daß es hier draußen etwas ziehe, öffnete sie die Glastür und ging zu den andern hinein.

Bibbi versuchte, Erik zu überreden, doch wenigstens eine Tasse Tee zu trinken; er aber dankte höflich, sagte, er habe durchaus nichts nötig, und es solle sich niemand seinetwegen Mühe machen.

Weder Elli noch Bibbi entging es, wie zerstreut er war, und wie offenbar enttäuscht er aussah, während er sich unwillkürlich wie suchend umsah. Elli fühlte sich plötzlich sonderbar befangen, und ohne jemand anzusehen trat sie an den Sofatisch, wo sie dann mit niedergeschlagnen Augen schweigend in einem Album blätterte.

Julie ist draußen in der Veranda, hörte sie Bibbi mit leiserer Stimme als gewöhnlich und etwas zögernd wie mit einem ängstlichen Vorwurf im Ton sagen.

Er aber sprach von etwas ganz andern, von Wind und Wetter, und unterhielt sich fortgesetzt mit Bibbi. Es war, als wolle er sich selbst zwingen, nicht auf die Veranda zu gehn, als habe er erraten, was Bibbi dachte, und wolle nun ihr Mitleid oder ihr Vertrauen stolz zurückweisen.

Jedermann im Zimmer hörte, daß Julie von ihrem Platz aufstand und in den Garten hinausging. Da verließ Erik seine Selbstbeherrschung plötzlich. Er murmelte ein paar Worte, wandte sich unvermittelt von Bibbi ab und öffnete die Verandatür; Elli sah von ihrem Album auf, und unwillkürlich trafen sich ihre und Bibbis Blicke. Es dauerte nur eine Sekunde, dann wandten sich beide ab, und Bibbi begann sich laut und anscheinend unbefangen mit Dagny zu unterhalten.

Auf dem schmalen Kiesweg vor der Veranda stand Erik Julie gegenüber.

Digitized by Google

Sie hatte nur einen kleinen Spaziergang im Garten machen wollen, ehe sie zu den andern hineinging.

Wolltest du hineingehn? — Er ergriff ihre Hand und beugte sich zur Begrüßung darauf nieder.

Ja, guten Abend, Erik . . . Ich . . . Sie stockte und konnte sich durchaus nicht mehr darauf besinnen, was sie hatte sagen wollen. Ihre Hand lag noch in der seinigen.

Ihre tödliche Verwirrung, ihre bebende Angst, die sie, wenn sie allein mit ihm war, durchaus nicht zu verbergen verstand, das Bewußtsein, daß er sie und sich selbst, wenigstens vor Bibbi, unrettbar kompromittiert hatte, die pechschwarze Dunkelheit hier draußen, dies alles miteinander gab ihm einen entschlossenen, rücksichtslosen Mut, der ihm bis jetzt gemangelt hatte. Indem er sich tief über ihre beiden Hände beugte und diese an sich zog, flüsterte er undeutlich:

Ich bitte dich, Julie — bleib!

Und als sie nichts erwiderte, sondern nur willenlos stehn blieb, fuhr er ruhiger und seiner selbst etwas mehr mächtig fort:

Nur einige Minuten . . . Nur so lange, daß ich wenigstens fühlen kann, daß du mir nahe bist.

Erik! murmelte sie leise und klagend, mit einem so hilflosen Schrecken in der Stimme, daß dies eine Wort, das beredter war als tausend Bekenntnisse, die schon vorher stark untergrabne, papierdünne Scheidewand weltlicher Formen, die bis jetzt trennend und beschützend zwischen ihnen gestanden hatte, niederwarf.

Ach Gott, Julie . . . Er wußte selbst nicht, daß er es murmelte, und sie hörte es auch nicht. Einen Augenblick gab sie nach und lag willenlos und regungslos in der sie umgebenden Dunkelheit warm und innig in seinem Arm.

Aber nur einen Augenblick. Von drinnen öffnete Bibbi bereuend die Glastür und rief nervös in die Dunkelheit hinaus:

Julie! Arvid und Robert sind hier und wollen dich holen!

Julie lehnte sich eine Sekunde lang an die Glaswand der Veranda. Erik berührte sie nicht mehr, aber sie fühlte ihn trotz der Dunkelheit noch an ihrer Seite. Bibbi hatte die Tür angelehnt gelassen, und instinktmäßig wußten die beiden, daß drin im Zimmer jedes Wort, das sie sprachen, gehört werden konnte, wenn jemand darauf achtgab.

Sie hörten, wie die Herren die Damen begrüßten, hörten den Hauptmann Tante Albertine ehrerbietig fragen, wie es mit ihrem Rheumatismus gehe.

Julie richtete sich auf; sie führte die Hand an den Hals; es war, als müsse sie etwas hinunterwürgen, als sei sie in Gefahr, zu ersticken. Hierauf faßte sie ganz mechanisch nach ihrem Haar, wandte sich um und ging hinein.

Um die Lampe auf dem Sofatisch wurde eine lebhafte Unterhaltung geführt, während Fräulein Bibbi spanischen Wein und echte Gravensteiner anbot. Niemand schien auf Julie zu achten oder schien auch nur zu bemerken, daß sie so lange draußen gewesen war. Nur Elli, die noch immer stumm vor dem Album stand, wandte sich halb um und warf ihr einen eiskalten, höhnischen und erzürnten Blick zu. In den fünf Minuten, die verflossen waren, seit Erik zu dieser Tür, zu der Julie jetzt hereinkam, hinausgegangen war, hatte sie dagestanden und sich selbst in Zorn gebracht, bis sie eine grenzenlose Indignation und eine neugierige, sonderbar fieberhafte Erbitterung über dieses junge Mädchen fühlte, das nicht älter war als sie, und das nun soviel erlebte. Aber zu Julie sagte sie nichts weiter als:

Wie blaß du bist, Julie . . . (Selbstverständlich standen sie nun auf „du.")

Es wird auch nachgerade kühl draußen, murmelte Julie und rieb sich mit beiden Händen verlegen die blassen Wangen, als ob sie fröre, während sie vor Ellis verständnisvollem, zornig verächtlichem Blick unwillkürlich die Augen niederschlug.

Seit der Rechtsanwalt Garde mit dem Hauptmann das Zimmer betreten hatte, war Dagny auf einmal äußerst lebhaft geworden. Sie und Bibbi — sogar

Digitized by Google

die alte Bibbi, die überdies seine Cousine war — hatten ihn in dem Grade mit Beschlag belegt, daß Elli, die sich doch ein gewisses Vergnügen von seiner Anwesenheit versprochen hatte, nicht ein einziges Wort mit ihm reden konnte. Übrigens — das konnte ihr ja eigentlich ganz einerlei sein. Denn ein junges Mädchen mit nur einem Funken von Ehrgefühl konnte doch nicht daran denken, vergnügt zu sein, wenn es sah, wie sich ein andres so schamlos betrug wie diese Julie. Man war ja die ganze Zeit wie auf Kohlen über eine solche Frechheit. Und da saß nun der prächtige Hauptmann so liebenswürdig und behaglich und schälte sich einen Apfel, ohne zu ahnen, daß sie, die ihm Treue versprochen hatte, ihn jetzt eben ganz gehörig betrog. Erik trat ein — ganz ruhig und still. Elli konnte mit dem besten Willen nichts Reuevolles oder Überspanntes an ihm entdecken. Er hatte sogar die Frechheit, dem Hauptmann die Hand zu drücken und überdies noch mit ihm anzustoßen. Fräulein Bibbi war unermüdlich, den spanischen Wein zu kredenzen.

Hör nun, kleine Dagny, sagte Erik, wir müssen wohl ans Aufbrechen denken, sonst ängstigt sich Mama um dich.

Aber Dagny lauschte gerade dem Bericht einer Fußreise durch Telemarken, die der Rechtsanwalt gemacht hatte. Er erzählte sehr ausführlich und strich sich einmal übers andre selbstzufrieden mit dem Daumen und Zeigefinger über das Kinn, „das er nicht hatte," wie sich Elli, ärgerlich über all das Gerede von etwas, das für sie gar kein Interesse hatte, ausdrückte. Dagnys große Augen aber strahlten; sie setzte sich tiefer in den Lehnstuhl, und die Arme auf die Seitenlehnen gestützt, schaukelte sie kokett mit ihren kleinen Füßen. Nun war Elli nicht länger im Zweifel, wer „ein Herr" war.

Der Hauptmann sprach mit seiner Braut. Sein Arm lag nachlässig auf der Sofalehne hinter ihr, sie aber saß mit gesenktem Kopf so aufrecht wie eine Kerze da und spielte mit ihren vielen schönen Ringen. Die Pröpstin thronte auf ihrem dunkelblauen Sofa unter den alten Familienbildern; sie hatte ihre Strickerei sinken lassen und schaute mit ihren runden, klugen Pfefferkörneraugen von dem einen zum andern. „Wie eine Eule in einem Turmloch," pflegte Erik in Beziehung auf ihre ungeheuern Hauben zu sagen.

Dann begann man sich zu verabschieden; im letzten Augenblick fand der Rechtsanwalt doch noch Zeit, sich an Elli zu wenden und sich mit ihr zu unterhalten, und zwar in ganz andrer Weise als mit Dagny und Bibbi, das hörte Elli sofort. Hierauf reichte er ihr die Hand, denn Dagny durfte nicht länger aufgehalten werden, und sagte, er hoffe, sie bald wieder zu sehen. Elli lächelte auf ihre freimütige Weise und sagte aufrichtig, daß sie es auch hoffe. Ja, schöne Augen hatte er, das war ganz gewiß, und distinguiert sah er auch aus, da konnte man das mangelnde Kinn schon übersehen.

Der Hauptmann blieb, während Abschied genommen wurde, neben seiner Braut, die sich auch erhoben hatte, stehn. Erik beugte sich tief über Juliens Hand, aber er wich ihrem und Arvids Blick aus.

Julie neigte nur den Kopf, ohne einen Abschiedsgruß herauszubringen. Sie war sehr blaß, und ihre Hand ruhte vollständig passiv, aber nervös und feucht in der Eriks.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Auf die lippische Angelegenheit an dieser Stelle zurückzukommen, würde kaum eine Veranlassung vorliegen, wenn nicht die Vossische Zeitung die im vorigen Reichsspiegel ausgesprochne Ansicht, Minister Gevekot würde richtiger gehandelt haben, wenn er, anstatt das Telegramm des Kaisers zum Gegenstand einer sensationellen Erörterung zu machen, sich zuvor mit dem Reichskanzler in Verbindung gesetzt hätte — mißbilligte und dabei behauptete, die Grenzboten seien eins der Blätter, die sich für die Schaumburger erklären. Dieses ist nicht der Fall. Ein ordentlich geleitetes Publikationsorgan kann in einer solchen Frage wohl Ansichten pro et contra zur Veröffentlichung bringen, eine Rechtsfrage zu entscheiden, und um eine solche handelt es sich doch, ist die Publizistik gar nicht in der Lage. Unsre Ansicht über den Minister Gevekot und sein Verfahren können wir dagegen nur im ganzen Umfange aufrecht erhalten. Wenn die Vossische Zeitung meint, eine Kommunikation des Ministers mit dem Reichskanzler hätte schon deshalb den gewünschten Erfolg nicht haben können, weil Graf Bülow nicht einmal sage, daß seine Interpretation dem Kaiser vorgelegen habe und von ihm gebilligt worden sei, so ist das doch ein Versteckenspielen mit Worten. Graf Bülow wird doch nicht halbamtliche Erklärungen, die zur Veröffentlichung in so delikaten Verhandlungen bestimmt sind, schriftlich von sich geben, wenn er nicht der vollen Übereinstimmung mit dem Kaiser gewiß oder überzeugt ist, daß er diese Übereinstimmung herstellen werde. In Angelegenheiten, die ohnehin heikel sind, muß im staatsrechtlichen Verkehr zwischen zwei Regierungen mit um so größerer Vorsicht und Korrektheit verfahren werden. Die Presse und die öffentliche Meinung kritisieren so lebhaft das Kaisertelegramm, weit mehr der Kritik ausgesetzt ist aber doch wohl das Verfahren des Ministers, der, ohne sich zuvor mit der für die Angelegenheiten des Reichs doch einzig verantwortlichen Stelle in Verbindung zu setzen, jenes Telegramm in den Mittelpunkt einer erregten Diskussion stellte. Es wäre doch für ihn eben so einfach als naheliegend gewesen, an den Reichskanzler zu telegraphieren: „Hier ist das folgende Telegramm Sr. Majestät des Kaisers eingegangen ... Da ich genötigt bin, morgen dem Landtage diese Eröffnung zu machen, so erbitte ich zuvor bei Eurer Exzellenz Auskunft darüber, wie der Herr Reichskanzler amtlich zu der Sache Stellung nimmt.“ Darauf würde Minister Gevekot wahrscheinlich eine Antwort erhalten haben, die ihn und den Landtag vollkommen befriedigt hätte.

Die neueste Hiobspost aus Südwestafrika über den Hottentottenaufstand wird erträglicher durch den Umstand, daß die Hereros nach Ansicht des in die Heimat zurückgekehrten Chefs des Stabes des Generals von Trotha in Wirklichkeit als besiegt, wenn auch nicht als unterworfen gelten können. Die Tatsache, daß sie nicht nur Waffen und Beute, sondern auch ihre Weiber und ihr Vieh im Stich gelassen haben und geflohen sind, darf in dieser Hinsicht als überzeugend gelten; auch ihre Verluste scheinen sehr groß gewesen zu sein. Dem Hottentottenaufstande liegt dieselbe Ursache zugrunde wie dem der Hereros: die Absicht, die Weißen zu verjagen, um wieder alleinige Herren im Lande zu sein. Die Furcht vor der Entwaffnung spielt dabei eine große Rolle. Die Hottentotten wollen ein Krieger- und Jägervolk bleiben, das nach Gefallen frei umherschweift, und nicht in die Abhängigkeit von den Weißen und in deren Dienste geraten. Die Engländer haben in der Kapkolonie dieselben blutigen und kostspieligen Erfahrungen gemacht, und wer heute in Kapstädter Hotels Hottentotten als Hausknechte oder Stiefelputzer sieht, denkt selten daran, wieviel Tropfen Schweiß und Blut haben fließen müssen, bevor eine solche kulturgeschichtliche Wandlung möglich wurde. Es geht in Südafrika wie vordem den Amerikanern mit den Indianern, nur daß die Kämpfe gegen diese weniger umfangreich waren und keine so großen Anstrengungen über die See forderten. Was Humboldt einst prophetisch gesagt hat: der letzte Indianer wird

Digitized by Google

seinen letzten Pfeil in das Herz des letzten Büffels begraben, hat sich dort nahezu erfüllt; in Südafrika werden die Dinge einen ähnlichen Verlauf nehmen. Der Aufstand der Hottentotten erleichtert und beschleunigt diese Entwicklung, weil er mit den verhängnisvollen Selbsttäuschungen endgiltig aufräumt, in denen sich das Gouvernement bisher bewegt hat. Die Entwaffnung und die Neuansiedlung der Stämme ist fortan für das deutsche Regiment ein Gebot der Selbsterhaltung, denn das Land soll ferner nicht nur verwaltet, sondern beherrscht und erschlossen werden.

Die „französischen Jäger" in Baden und Elsaß-Lothringen sind im Laufe dieses Jahres wiederholt Gegenstand lebhafter Erörterung in der Presse gewesen, und diese Erörterungen haben zeitweise eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen. Noch in der letzten Woche fanden sich Klagen, die an die Tatsache anknüpften, daß die Präfektur in Nancy einem Straßburger Jagdfreunde einen Jagdschein für das französische Grenzgebiet mit der Motivierung verweigert hatte, an Ausländer, die in Frankreich nicht ansässig seien, würden Jagdscheine überhaupt nicht erteilt. Vom französischen Standpunkt aus ist das eine ganz korrekte Vorsicht, zumal die Franzosen von der Spionenfurcht um so mehr beherrscht sind, als sie selbst die Spionage an der deutschen wie an der italienischen Grenze im größten Umfange betreiben. Die Frage ist nun, ob es nicht an der Zeit wäre, daß deutscherseits mit voller Gegenseitigkeit geantwortet und der Grundsatz festgehalten würde, daß an in Deutschland nicht ansässige Ausländer keine Jagdscheine vergeben werden. Was in Frankreich recht ist, sollte in Deutschland billig sein. Man muß bei der Beurteilung dieser Verhältnisse zunächst die Jagd selbst ins Auge fassen. Die Franzosen betreiben in Frankreich die Jagd in einer Weise, die tatsächlich eine Jagdverwüstung darstellt. Daher die große Wildarmut in Frankreich und daher wiederum der Eifer, mit dem sich französische Jagdliebhaber den wohlgepflegten deutschen Wildbeständen zuwenden. Es ist nicht Auskundschaftung, die diesen französischen Jagdpachtungen auf deutschem Gebiet zugrunde liegt, sondern die Wildarmut in Frankreich. Namentlich in der badischen Rheinebne ist so ganz und gar nichts mehr auszukundschaften, nicht einmal auf der badischen Seite der Straßburger Befestigungen, sodaß das Auftreten zahlreicher französischer Jagdpächter in Baden kaum zu Befürchtungen Anlaß bieten kann. Zu befürchten ist eher für die Jagd. Was die Gefahren einer Auskundschaftung anlangt, so hat sowohl der Großherzog als auch das Karlsruher Generalkommando ein sehr scharfes Auge darauf, und namentlich dem kommandierenden General des vierzehnten Armeekorps, von Boc und Polach, der als früherer Stabschef des Straßburger Armeekorps auch mit den Verhältnissen im Elsaß und namentlich mit den Umgebungen von Straßburg genau vertraut ist, darf man getrost vertrauen, daß seiner Wachsamkeit so leicht nichts entgehn wird. Weit bedenklicher als diese Jagdpächter in der badischen Rheinebne sind die zahlreichen französischen Sommerfrischler im Schwarzwald und in den Vogesen, die seit der auch aus diesem Grunde recht bedauerlichen Aufhebung des Paßzwangs in auffallendem Maße zugenommen haben, und bei denen die Gefahr einer sehr eingehenden Auskundschaftung nicht nur viel größer, sondern auch viel wahrscheinlicher ist. Dagegen aber läßt sich nichts tun, wenn man die Paßpflicht nicht wieder herstellen will, die wenn auch keine absolute Verhinderung, so doch eine wesentliche Erschwerung der Spionage bedeutete.

Etwas anders liegen diese Dinge im Elsaß und in Lothringen. Wenn zum Beispiel im Hannoverschen Courier darüber Klage geführt wird, daß der französische aktive Leutnant Graf Berthier die Jagd bei der Festung Diedenhofen von der Eskarpemauer bis weit vor das in seinem Revier liegende, kaum zwei Stunden von der französischen Grenze entfernte neue Fort Gentringen in Pacht habe, so scheint der Beschwerdeführer nicht zu wissen, daß Graf Berthier dort mit einer großen Herrschaft ansässig ist, die er von seinem Urgroßvater, dem Generalstabschef Napoleons, geerbt hat. Er kann vom Dache seines Schlosses die ganzen Befestigungen von Diedenhofen, von seinem Park aus, den er übrigens den Ein-

Digitized by Google

wohnern von Diedenhofen, die Garnison eingeschlossen, in liebenswürdiger Weise öffnet, die Munitionsräume der Festung einsehen. Aber daran läßt sich nichts ändern, höchstens durch eine sehr kostspielige Expropriation, für die der Reichstag die Mittel schwerlich bewilligen würde. Ob etwa ein Ausweg dahin getroffen werden könnte, daß das Reich nur den für die Sicherheit der Festung nötigen Teil, den übrigen, wohl größern Teil Elsaß-Lothringen als Domäne übernähme, entzieht sich unsrer Kenntnis. Expropriationen von Teilen des Berthierschen Terrains für Festungsbauten bei Diedenhofen sind allerdings schon geschehen. Von einem französischen aktiven General, der in der Gegend von Niederbronn ansässig ist, las man bei den diesjährigen Herbstübungen in den Zeitungen, daß er deutsche Soldaten, die während einer Übung seinen Park betreten hatten, in freundlichster Weise bewirtet und ihnen dann seine Karte eingehändigt habe. Das sieht für normale Friedensverhältnisse, soweit sie dort überhaupt normal sein können, ganz niedlich aus, in ernstern Zeiten könnten daraus große Unbequemlichkeiten erwachsen.

In den gesamten Verhältnissen von Elsaß-Lothringen muß Deutschland wohl oder übel die Folgen davon in den Kauf nehmen, daß man im Jahre 1871 nicht entschiedner vorgegangen ist. Fürst Bismarck verlangte damals von dem schlesischen Magnaten Grafen Guido Henckel von Donnersmarck, der als sehr genauer Kenner Frankreichs nach dem Fall von Metz zum Präfekten von Lothringen ernannt worden, später auch an den finanziellen Abmachungen in Versailles hervorragend beteiligt gewesen war, eine Denkschrift darüber, wie deutscherseits in Elsaß-Lothringen zu prozedieren sei. Graf Henckel wies in dieser Denkschrift darauf hin, daß die Beantwortung der Frage in dem deutschen Überfluß an Menschenmaterial liege und schlug vor, alles, was an Franzosen im Lande sei, aus den französischen Milliarden zu expropriieren und dafür deutsche Reservisten und Landwehrmänner anzusetzen, vor allem solche, die durch den Krieg in ihren Verhältnissen geschädigt worden seien. Damit schaffe sich Deutschland an seiner verwundbarsten Stelle eine starke Militärgrenze. Bismarck erklärte sich mit dem Vorschlage durchaus einverstanden und stellte nur die Bedingung, daß der Verfasser die Ausführung übernähme. Graf Henckel aber beharrte darauf, daß er im Frieden niemals ein Staatsamt zu übernehmen wünsche, und daran scheiterte sowohl die Ausführung als der treffliche Gedanke selbst. Hoffentlich bleibt er in petto für den Fall, daß wir noch einmal mit Frankreich zu ringen haben sollten und ihm dann wiederum die Bedingungen des Friedens vorschreiben könnten. Wie ganz anders würde sich die Entwicklung der Reichslande in diesem Menschenalter vollzogen haben!

Abgesehen von den in Elsaß-Lothringen selbst ansässigen französischen Jagdbesitzern wird mit der Erteilung von Jagdscheinen dort sehr vorsichtig umgegangen. Erstlich erfolgt sie nur an Angehörige dort lebender Familien, die aus Frankreich zu Besuch kommen, für französische Offiziere immer nur auf einen Tag für die an diesem Tage abgehaltne Jagd; aber auch dann immer nur unter Begutachtung der Polizeibehörde. Da überdem bei der Bedeutung der Sache und bei dem Aufsehen, womit diese Frage in der deutschen Presse behandelt worden ist, der Reichskanzler und der Kriegsminister den Gegenstand in einem gemeinsamen Vortrage behandelt haben, so darf lieb Vaterland ruhig darüber sein, daß nichts verabsäumt wird, was innerhalb der Grenze des Notwendigen und — des Möglichen liegt. Merkwürdig ist nur, daß ein großer Teil der Blätter, die über die „französischen Jäger“ jetzt Feuer! schreien, seinerzeit mit die eifrigsten waren, die Abschaffung der Paßpflicht an der französischen Grenze — eine der verständigsten Maßregeln, die dort jemals getroffen worden war — aus allen Tonarten zu befürworten. Die Paßpflicht hatte nicht nur die Frage der französischen Jagdpächter, sondern die noch viel bedenklichere der französischen Sommerfrischler in den Vogesen und im Schwarzwalde in der einfachsten Weise gelöst. Jetzt werden die dortigen Sommerfrischen, zumal in den Südvogesen, allsommerlich mehr und mehr von den Franzosen überschwemmt. Für die Gastwirte mag das angenehm sein, aber um ihretwillen haben wir doch eigentlich

Digitized by Google

Elsaß-Lothringen nicht zurückgenommen. Es geht in der Politik wie im Leben: wenn man das Stalltor offen läßt, darf man sich nachher nicht wundern, daß die Kuh heraus ist. Diesen Verhältnissen gegenüber liegt für Bundesrat und Reichstag jedenfalls ein um so zwingenderer Grund vor, auf die im Straßburger Landesausschuß betriebne Ausschaltung des Reichstags aus der Gesetzgebung des Reichslandes unter keinen Umständen einzugehn. *§*

Noch einmal die lippische Erbfolge. Es hat sich herausgestellt, daß die für den Aufsatz in der vorigen Nummer „Zur lippischen Erbfolge" benutzte Stammtafel insofern unvollständig war, als sie einige erloschne Zweige nicht mit aufführte. Dadurch ist in die Angaben über die Ehen aus dem achtzehnten Jahrhundert eine tatsächliche Ungenauigkeit gekommen, deren hier der Korrektheit halber gegebne Richtigstellung aber die gezognen rechtlichen Schlüsse nicht widerlegt, sondern bestätigt. Es sind nämlich im achtzehnten Jahrhundert von den männlichen Mitgliedern des Gesamthauses Lippe nicht, wie Seite 68 unten angenommen wurde, zwanzig, sondern einunddreißig Ehen geschlossen worden, eingerechnet eine Ehe aus dem Jahre 1700, nicht eingerechnet eine solche aus dem Jahre 1800. Von diesen einunddreißig Ehen sind dreiundzwanzig mit gebornen Gräfinnen oder Prinzessinnen eingegangen; das Verhältnis bleibt also ziemlich genau dasselbe wie das angenommne von zwanzig zu sechzehn. Die acht Ausnahmen erhärten indirekt die behauptete Observanz, wie ihre nähere Betrachtung ergibt.

1. In drei Fällen ist die vorherige, in einem Fall die nachträgliche Erhebung der Gemahlinnen in den Reichsgrafenstand erwirkt worden, woraus klar hervorgeht, daß deren gräflicher Stand prinzipiell gefordert wurde. Von den ersten sind die Ehen von Trotha und von Meinertshagen (diese Familie ist übrigens erst 1748 geadelt worden, also nicht altadlich) auf Seite 68/69 schon erwähnt worden; hinzu kommt die 1721 geschlossene Ehe des Grafen Albrecht Wolfgang zu Schaumburg-Lippe mit der vor der Eheschließung zur Reichsgräfin erhobnen Gertrud von Oeynhausen. Die nachträgliche Erhebung betrifft den schon Seite 69 genügend gewürdigten Fall Friesenhausen. Hinzuzufügen wäre nur noch, daß die vorherige Erhebung in diesem Fall allein deshalb unterblieb, weil die damalige Gräfinregentin zur Lippe-Alverdissen diese Ehe ihres Sohnes aufs schärfste verurteilte und weder seine Gemahlin noch deren Nachkommenschaft zunächst anerkennen wollte.

2. Die zwei von den erwähnten acht Ehen, die mit Frauen bürgerlichen Standes geschlossen wurden, haben anerkanntermaßen immer als unebenbürtig — morganatisch —, und die aus ihnen hervorgegangnen Nachkommen als successionsunfähig gegolten, wie übrigens auch der Dresdner Schiedsspruch feststellt. Hierher gehört außer dem schon Seite 68 unten erwähnten Fall Elisabeth (nicht Isabella) Kellner aus dem Jahre 1786 (nicht 1785) die 1714 eingegangne Ehe des Grafen Christoph Ludwig zur Lippe-Detmold mit Anna Susanna Fontanier, deren angeblicher französischer Adel nie bewiesen worden ist.

3. Es bleiben noch zwei Fälle: die zweite Ehe des siebzigjährigen Grafen Friedrich Christian von Schaumburg-Lippe mit der aus kleinem tirolischem Adel entsprossenen Viktoria von Gall und die zweite Ehe des Grafen Friedrich zur Lippe-Weißenfeld mit Wilhelmine Reichsfreiin von Hohenthal aus der bekannten seit 1717 adlichen, seit 1736 freiherrlichen, seit 1790 gräflichen Familie; jene 1725, diese 1775 geschlossen. Diese Ehen, von denen die erstgenannte ohne Nachkommen blieb, während der andern zwei heute blühende Zweige des Hauses Lippe-Weißenfeld entstammen, müssen als unebenbürtig im Sinne der Hausobservanz bezeichnet werden. Im Falle Gall ist dies unbestreitbar, da diese Dame infolge eines nach dem Tode ihres Gemahls von dessen Söhnen erster Ehe beim Reichshofrat wider sie angestrengten Prozesses es vorzog, sich dahin zu vergleichen, daß sie gegen eine mäßige Geldabfindung auf den gräflichen Titel, Namen und Wappen

Digitized by Google

verzichtete. Der einzige Fall Hohenthal endlich kann unmöglich den Beweis gegen eine damals längst feststehende und später nicht aufgegebne Hausobservanz erbringen; er ist deshalb schon in dem Verfahren vor dem Dresdner Schiedsgericht von schaumburgischer Seite als die Thronfolgefähigkeit der betreffenden Weißenfelder Zweige vernichtend ganz richtig verwertet worden. Infolgedessen ist auch der aus dieser Ehe stammende, Seite 72 oben und Seite 73 unten als ebenbürtig bezeichnete Graf Ernst zur Lippe-Weißenfeld nicht als successionsfähig zu erachten; der Irrtum war dadurch entstanden, daß in der benutzten Stammtafel die Freiin von Hohenthal als Gräfin von Hohenthal bezeichnet war, während in Wirklichkeit die Familie erst nach ihrem Tode gegraft worden ist.

Als Beweis für das hohe Alter der dargelegten Hausobservanz sei ergänzend noch bemerkt, daß von den achtzehn Ehen, die die männlichen Angehörigen des lippischen Gesamthauses im siebzehnten Jahrhundert eingingen, siebzehn mit gebornen Gräfinnen und Prinzessinnen geschlossen wurden. Die einzige Ausnahme war die notorisch unebenbürtige, auch im Schiedsspruch als solche festgestellte Ehe des Grafen Georg zur Lippe-Brake mit Marie Sauermann; aus ihr stammten drei Töchter, die sich immer nur de Lippe nennen durften und dem gräflichen Hause nicht angehörten.

Berichtigend möge weiter bemerkt sein: a) daß die Seite 71 Mitte erwähnte Freiin von Sobbe nicht einer altadlichen, vielmehr einer erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Preußen geadelten Familie angehörte; b) daß die an derselben Stelle namhaft gemachte Freiin von Thermo nicht wie die neben ihr genannten Damen nur für ihre Person in den Freiherrnstand erhoben wurde; vielmehr erstreckte sich die wenig Wochen vor ihrer Verheiratung erfolgte Erhebung auf ihren Vater und dessen gesamte Nachkommenschaft; c) daß unter den Seite 71 unten aufgezählten freiherrlichen Familien, mit denen sich die Grafen zur Lippe im neunzehnten Jahrhundert — nach der vertretnen Ansicht unebenbürtig — verbunden haben, versehentlich die Freiherren Schenk von Geyern (1851) nicht mit aufgeführt sind; d) daß die Seite 72 unten genannte Gemahlin des Grafen Erich zur Lippe-Weißenfeld, Marie Schröder, nicht vor der Eheschließung, sondern erst zwei Monate später vom Herzog von Sachsen-Meiningen zur Freifrau (nicht Freiin) von Saalberg erhoben wurde, mithin insofern allerdings ein Unterschied gegenüber der vor der Ehe erfolgten Erhebung von Elise Emminghaus besteht.

Schließlich sei noch festgestellt, daß die Seite 71 behandelte Auffassung der gräflichen Linien, es sei freiherrlicher Stand zur Ebenburt nötig und ausreichend, allerdings insofern eine gewisse Grundlage hat, als sie auf eine Bestimmung des sogenannten Biesterfeldisch-Weißenfeldischen Brüdervergleichs von 1749 zurückgeht, die mindestens freiherrlichen Stand der Gemahlinnen vorschreibt. Diese Bestimmung bezieht sich aber, wie in dem Schiedsspruch von 1897 eingehend und überzeugend dargelegt worden ist, ausschließlich auf die Succession in das Biesterfeldisch-Weißenfeldische Familienfideikommiß (Paragium), an dessen Stelle seit dem Detmolder Hauptvergleich von 1762 eine aus dem Hausgut zu zahlende Rente getreten ist. Wenn also verschiedne Zweige des Hauses auf freiherrlichen Stand der Gemahlinnen noch in neuster Zeit Wert legten und solchen hier und da durch ad hoc erwirkte Standeserhebungen herbeigeführt haben, so geschah das aus dem sehr begreiflichen Grunde, die Berechtigung an jener Rente nicht einzubüßen, auf die nach Ansicht der Familie (die man allerdings rechtlich anzweifeln kann) die gedachte Bestimmung des Brüdervergleichs übergegangen ist. Allein auf diese Rente bezieht sich das vom Grafen Erich zur Lippe-Weißenfeld erstrittne, neuerlich oft genannte Urteil des Landgerichts Detmold, das dem verstorbnen Regenten das Recht auf die Rente abgesprochen hat, weil er vermöge der Abkunft von seiner Großmutter, der vermutlich überhaupt nicht adlichen, keinesfalls aber freiherrlichen Modeste von Unruh das Erfordernis freiherrlicher Abkunft nicht erfülle. Mit der Thronfolgefähigkeit hat das alles nicht das geringste zu tun; diese muß vielmehr ganz selbständig beurteilt werden.

Digitized by Google

Der hundertarmige Riese. Karl der Fünfte hat angeblich einmal gesagt, mit Gott müsse man spanisch reden; die alten Theologen vertraten die Ansicht, daß im Himmel nicht anders als hebräisch gesprochen werde. Ach, zu tausend Himmelsliedern, Judendeutsch, begeisterst du! — Es ist aber schwer, über die Himmelssprache ins klare zu kommen, denn noch viele andre Idiome sind vorgeschlagen worden. Die Benediktiner haben sich bald für das Latein, bald für das Griechische entschieden; die türkischen Ulemas natürlich für das Arabische. Wozu nun noch die verschiednen Engelzungen kommen. Vielleicht könnten uns die Spiritisten Auskunft geben? Leider sprechen die lieben Geister an jedem Orte anders, nämlich immer die Landessprache, damit sie verstanden werden.

Nun, es ist gut, daß wir wenigstens zwei Worte aus der Göttersprache sicher kennen, weil sie uns zufällig von den Dichtern verraten worden sind: das Wort Bier und den Namen des hundertarmigen Riesen, den Namen Briareos. Daß der Ausdruck Bier den Göttern angehöre und in der Walhalla gebraucht werde, wissen wir aus der Edda; in dem sogenannten Alvismal, dem Gespräche des Allweisen, das von himmlischen, irdischen und unterirdischen Synonymen handelt, wird mit dürren Worten gesagt: Bier oder Bior heiße der Gerstensaft bei den Asen, bei den Menschen dagegen heiße er Öl oder Ale. Es läßt sichs mancher bei einem Glas Bier nicht träumen, daß er mit den Asen rede. Von dem hundertarmigen Riesen aber berichtet es Homer, daß er den Namen Briareos bei den Göttern führe; die Menschen nennten ihn Ägäon. Es sind nur zwei Worte, noch dazu aus verschiednen Himmeln; aber es ist doch ein Anfang.

Und es wäre schade, diese beiden Götterworte zu vergessen und mit den Norwegern Öl und mit den Gelehrten Ägäon oder gar Aigaion zu sagen — den hundertarmigen, fünfzigköpfigen Briareos, der den gefangnen Kronos in Thule bewachen mußte, kennt man doch von langer Hand her. Er ist von jeher sprichwörtlich für alles Gewaltige und alles Ungeheure, sogar in der Beredsamkeit; Lord Byron hat zum Beispiel den vielzüngigen, achtundfünfzig Sprachen sprechenden Kardinal Mezzofanti the Briareus of Languages getauft. Ob der Sprachenkönig auch die Sprache der Götter verstanden hat? Übrigens sind eben diese heidnischen Götter selbst sehr häufig mit vielen Armen und mehreren Köpfen abgebildet worden; in Ostindien und anderswo.

Augenscheinlich hat man mit den vielen Armen ihre übermenschliche Kraft andeuten wollen. Der Hundertarm oder der Hekatoncheiren waren in der griechischen Mythologie drei, drei Brüder, alle drei Söhne des Uranos und der Gäa: Kottos, Briareos und Gyges. Ungeheure Riesen, die die Kraft und anscheinend auch den Verstand von fünfzig Männern in sich vereinigten, wie es in den deutschen Heldensagen heißt, daß dem Zwerge Laurin ein Gürtel Zwölfmännerkraft verleihe, und daß der Zwerg Alberich von seiner Tarnkappe die Kraft von zwölf Männern habe. Diese Vervielfachung ist charakteristisch für eine Zeit, wo man noch keine oder noch keine andern als die einfachsten Waffen hatte, der Mensch also vor allem noch auf seine eignen, schwachen Organe angewiesen war. Denn an sich wiegen hundert Hände nicht einmal einen Kieselstein auf, den ein Gassenjunge in die Hand nimmt, um ihn dem Riesen an den Kopf zu werfen, geschweige denn unsre Bomben und Granaten; und erst wenn sich die Hekatoncheiren in der Titanenschlacht mit Steinen bewaffnen und dem Feinde einen Hagel von hundert Felsstücken versetzen, werden sie ernst genommen. Solange sie nichts als ihre bloßen Fäuste haben, werden sie ausgelacht.

Auf dem Felsen von Gibraltar leben bekanntlich Affen, die, man weiß nicht wie, hierher gekommen sind; sie fallen den Anwohnern oft lästig. Sie kommen in die Gärten, plündern die Obstbäume und beschädigen die Weinberge. Die Gärtner hassen sie und machen ihnen drohend eine Faust — mehr dürfen sie nicht, denn die zudringlichen Gesellen werden von den Engländern geschützt. Die Affen antworten damit, daß sie Steine umwälzen und den Berg hinabrollen, wohl auch hinunterwerfen. Es ist, als wollten sie den Spaniern eine Vorlesung über Kultur-

Digitized by Google

geschichte halten. Als wollten sie sagen: Guten Morgen, Herr Briareus! Wir sind Ihnen über! — Daß die Affen mit Steinen werfen, wird manchmal bezweifelt, ist aber Tatsache; auf der Chaussee von Blida nach der Chiffaschlucht im Departement Algier kann man sich davon überzeugen. Die Gorillas sollen sogar zu ihrer Verteidigung Knüppel brauchen und Elefanten prügeln; die Schimpansen entreißen den Jägern ihre Speere und schlagen damit um sich. Aber daß sie sich so gut wie die Hekatoncheiren mit Felsstücken bewaffnen, berichtet schon der karthagische Seefahrer Hanno, in dessen Reisebeschreibung der Name Gorilla zum erstenmale vorkommt. Dazu stimmt auch, daß die Affen von den Kokospalmen Kokosnüsse herunterwerfen, wenn sie selbst mit Steinen geworfen werden, wie Sindbad der Seefahrer erzählt.

Für die Menschen ist nun ganz gewiß der mit der Hand geworfne Schleuderstein die älteste und natürlichste Fernwaffe gewesen, deren sie sich auch nach der Erfindung besserer Geschosse immer noch bedienten, im Notfall heute noch bedienen; in Rom haben sich die Trasteverner und die Montigiani, die Bewohner der alten sieben Hügel, bis zum Jahre 1838, also noch vor hundert Jahren, Schlachten geliefert, die vollkommen an die Kämpfe der hundertarmigen Riesen und der Titanen erinnerten. Der Kampfplatz war das Forum, das verlassene und mit der notwendigen Munition, das heißt mit Steinen übersäte Forum. Die Stunde des Angriffs wurde festgesetzt, die feindlichen Heere rückten, in Haufen geteilt, von beiden Seiten an, und ein Hagel von Steinen, die sogenannte Sassaiuola, flog hinüber und herüber. Natürlich setzte es Wunden um Wunden, Beulen um Beulen und blutige Köpfe, oft auch eine blutige Niederlage und eine wilde Flucht der Titanen; in der Regel aber wurde die Sassaiuola nicht eher eingestellt, als bis eine Reiterschwadron erschien und die hundertarmigen Riesen auseinanderjagte. Die Polizei konnte froh sein, wenn sie nicht selbst etwas abbekam; so wie sie weg war, ging die Sassaiuola wieder los, und das benachbarte Hospital der Maria vom Troste füllte sich mit Verwundeten und Toten.

Die alten Römer nannten ein Treffen Pugna, das heißt einen Faustkampf oder ein Handgemenge; gegenüber einer Pugna bezeichnet eine Sassaiuola schon einen großen Fortschritt. Hundert Fäuste sind offenbar nicht so viel wert als eine einzige Faust mit hundert Steinen. Wir sind freilich geneigt, die Kraft unsrer Arme zu überschätzen und die Organe richtigen Waffen und Werkzeugen gleichzustellen. Der römische Lustspieldichter Plautus hat eine Komödie verfaßt, die den Titel Captivi, d. i. die Gefangnen, trägt; nach dem Urteile Lessings das vortrefflichste Stück, das je über die Bretter gegangen ist. Darin zählt ein Briareus die großen Maschinengeschütze der alten Römer auf und prahlt, daß er sie alle zusammen selber repräsentiere, sintemalen er an seinen Fäusten ein Wurfgeschütz, an seinen Ellbogen eine Armbrust und an seinen Schultern einen Mauerbrecher habe; er tut so, als ob er den römischen Feldzeugmeistern Modell gestanden hätte. Er spricht die denkwürdigen Worte:

> Meus est Balista Pugnus, Cubitus Catapulta est mihi,
> Humerus Aries.

Aries heißt eigentlich der Widder; so nannte man den Mauerbrecher oder den Sturmbock. Es war ein langer, vorn mit einem eisernen Widderkopfe versehener Balken, der zum Einrennen der Festungsmauern diente. Jede Ramme ist so ein stößiger Bock; das Wort Ramme bezeichnet offenbar nichts weiter, der Ramm ist der Schafbock. Also unser plautinischer Held ist ein schreckliches Stück von einem Manne; er wiegt nicht bloß eine Armee, er wiegt einen Belagerungspark auf. Es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß der Kerl tatsächlich etwas von einer Maschine hat, und daß er im Gedränge vorkommt und Bahn macht wie ein Sturmbock, darin besteht eben der Witz. Man könnte meinen, daß der Mann mit den Wurfgeschützen und mit den Katapulten nur seine eignen Organe verdopple, und daß er mit jedem

Digitized by Google

Schüsse, wie in einer eigentlichen Pugna, Faustschläge austeile. Was er aber im Ernstfalle ausrichten würde, wie wenig, sobald Waffen und Geschütze gebraucht werden, die persönliche Stärke in Betracht kommt, das liegt auf der Hand.

An einem Geschütze hat man offenbar etwas viel besseres als hundert Arme, und wären sie noch so stark. Über ihre geringe Widerstandskraft ist kein Wort weiter zu verlieren; es bleibt aber noch etwas andres zu erwägen. Was zunächst an einem Werkzeug auffällt, ist seine Selbständigkeit. Es muß zwar in die Hand genommen werden, es gehört aber nicht zur Hand. Ein Werkzeug besteht für sich, es liegt vor uns wie ein besondres Wesen, wie ein Tier, wie ein Individuum; es hat deshalb auch oft einen Namen wie ein Individuum, zum Beispiel das Schwert Cids (Tizona) oder der Hammer Thors (Mjölnir) oder der Hammer Krupps (Fritz). Die Faust ist ein Stück von uns. Nach der Faust brauchen wir nicht erst zu greifen, wenn wir zuschlagen wollen, wir haben sie an und bei uns; das ist ein Vorzug und ein Nachteil. Da sie uns angewachsen ist, können wir sie nicht wegwerfen wie einen Stein oder eine Kugel; wir können sie nur in nächster Nähe brauchen. Jede Fernwirkung ist bei den Organen ausgeschlossen, abgesehen etwa von den Sprachorganen. Darum auch den menschlichen Geist in der Urzeit nichts so anhaltend beschäftigt hat als die Erfindung von Fernwaffen, deren erste der Stein gewesen ist. Freilich mag der Schlag oder der Stoß, den wir jemand mit den Gliedmaßen versetzen, physiologisch betrachtet, auch eine Art Wurfbewegung sein; man wirft sich ja in einen feindlichen Haufen, an den Kopf oder in die Arme. Aber mit uns selber werfen wir nicht weit. Wie weit werfen wir denn? So weit wie mit dem Türklopfer an der Haustür. Aber den Hammer vermögen wir auch zu schleudern wie Gott Thor oder wie Briareus. Alle unsre Geschosse sind ja weiter nichts als Hämmer oder Steine, die wir werfen, direkt oder indirekt.

Und wenn heutzutage ein japanischer oder ein russischer Kanonier mit der Kartätsche oder mit dem Schrapnell hundert Kugeln auf einmal streut, so ist er ein moderner Briareus.

Rudolf Kleinpaul

Ein italienisches Urteil über deutsche Musik. Die Mozartfestspiele in München haben einem Italiener — Umberto Novati —, der darüber in Nummer 38 des Fanfulla della Domenica berichtet, nicht unbedingt gefallen. Zwar die Inszenierung der Stücke und die Leistungen des Orchesters erfüllen ihn mit Bewunderung, auch dem Genius Mozarts bringt er seine rückhaltlose Huldigung dar: er gibt eine feine Charakteristik seiner Tonsprache und vergleicht ihren Eindruck geistvoll mit einem Gemälde Watteaus, der Abfahrt nach Cythera (l'embarquement pour Cithère), wo sich nach dem Feste ein Maskenzug von einer blumigen Anhöhe herabsteigend einem Flusse zubewegt, um sich auf einer vergoldeten, blumengeschmückten und erleuchteten Galeere nach dem unbekannten Cythera einzuschiffen, alle fröhlich und doch nachdenklich, lächelnd und doch eine Träne im Auge, glücklich und doch nicht völlig überzeugt von dem verheißnen Glück. Aber mit der Verkörperung des musikalischen Gedankens des großen Meisters durch die Darsteller auf der Bühne ist der Berichterstatter keineswegs einverstanden. „Ich bewundre, sagt er, die Korrektheit ihres Gesanges, ihren gewissenhaften, unermüdlichen Fleiß, infolgedessen jeder Künstler seine Rolle vollkommen beherrscht, aber ihre Art zu singen kann ich so wenig bewundern wie ihre Stimme. Die rauhen und heisern Töne (le note aspre e chioccie), die aus den Kehlen dieser Sänger dringen, sind für ein italienisches Ohr kaum erträglich, die Opern Mozarts müssen vielmehr gesungen werden, wie man in Italien zu singen versteht, wenn der Künstler auf wohlfeile Effekte verzichtet und sich darauf beschränkt, seine Partie nach den Absichten des Komponisten wiederzugeben." Er spricht dann den Wunsch aus, die Direktion der Scala möge ihre Absicht, den Don Juan und die Hochzeit des Figaro aufzuführen, verwirklichen, und fährt fort: „Vielleicht können wir Italiener, die Wolfgang Amadeus Mozart so sehr liebte, weil er seine musikalischen Gedanken großenteils

Digitized by Google

aus italienischen Quellen geschöpft hat, seinem Gedächtnis eine bessere Huldigung darbringen, als die ist, die ihm Deutschland gewidmet hat. Das wird ein Kranz auf dem Grabe des Meisters sein, ein Kranz aus Blumen gewunden, wie sie nur in unserm Vaterlande, der Wiege der Kunst und der Wissenschaft, sprießen."

Eine solche Huldigung wäre in der Tat an der Zeit; sagt der Berichterstatter doch selbst, daß man Mozart in Italien eigentlich nur dem Namen nach kenne, und daß höchstens einmal der Don Juan, und zwar fast immer in modo pessimo aufgeführt werde. Das möchte ja nun anders werden. Die Zauberflöte soll der italienischen Bühne freilich auch jetzt noch fern bleiben. Der Fanfullakorrespondent hat zwar Worte der Anerkennung für die markige Wucht dieser Musik, für die meisterhafte Behandlung der Instrumentation und den modernen Zug, der in den Chören zutage tritt, aber die Handlung findet er wegen ihrer eigentümlichen Phantastik geschmacklos und langweilig, und er billigt deshalb durchaus, daß die in München anwesenden Vertreter der Direktion des Scalatheaters den Entschluß gefaßt hätten, auf die geplante Aufführung der Zauberflöte lieber zu verzichten. Über das abfällige Urteil, das der italienische Berichterstatter über den deutschen Gesang fällt, werden sich die Sänger wohl zu trösten wissen, es erinnert ein wenig an ein Wort des Kaisers Julian, der einmal den deutschen Gesang mit dem Gekrächze wilder Vögel verglichen hat. Aber ganz grundlos ist die Kundgebung des Italieners doch wohl nicht; ist es doch eine alte Klage, daß die in Deutschland herrschende Pflege der Wagnermusik Stimmgebung und Vortragsweise der Sänger zuungunsten Mozarts mehr oder weniger stark beeinflußt hat. F. Kuntze

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 43

Ausgegeben am 27. Oktober 1904

Inhalt:

	Seite
Auf rätischen Alpenstraßen. Von Otto Kaemmel	179
Der oberösterreichische Bauernaufstand	190
Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste. Von Ludwig Remmer in München. (Fortsetzung)	198
Die Stellung unsrer Sanitätsoffiziere. Von Generalmajor z. D. von Gersdorff	209
Glücksinseln und Träume. Von Friedrich Ratzel. 4. Mit Kressensamen, der es schnell verrät	212
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling. 7—8	224
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Der Verleger Georg Müller in München	232

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

1804 — 1904

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Berlin W 64. Unter den Linden No. 24.

Hundertjahrs-Cigarren-Sortiment Pro Memoria

50 Stück, 5 Marken zu 10 Stück von 5—10 Pfg. kosten Mk. 3.60
50 „ 5 „ „ 10 „ „ 17—25 „ „ „ 9.—

Diese 100 Stück kosten bei freier Zusendung und Barzahlung Mk. 12.50

Hohenzollern-Cigaretten

Feinschmeckender, kräftiger Westind.

von 82 Kaffee gerostet 100

Ludwig Hacker
Hamburg A.

Kaffee-Import, Rösterei-Grossbetrieb

Seidenhaus Freund & Kuttner

Breslau I, Schweidnitzerstrasse 9, Eckhaus Carlstrasse.

Spezialität: **Seidenwaren und Wollstoffe.**

Nur erstklassige Fabrikate. • Steter Eingang vornehmer Neuheiten.

Muster umgehend franko. Telephon 2448.

Krauskopf
Roman
von
Hermann Wette
Verlag von FR. WILH. GRUNOW
LEIPZIG
Zweites Buch. Geb. 5½ M.; Brosch. 4½ M.

Auf rätischen Alpenstraßen

Von Otto Kaemmel

1

Rätien, dieser fremdartige und rätselhafte Name, der auf den Zusammenhang mit dem nicht minder rätselhaften Volke der Etrusker, der Rasen oder Rasenner hindeutet, scheint durchaus in die antike Geographie zu gehören und mit der Gegenwart nichts zu tun zu haben. Das trifft aber keineswegs zu. Der Gebirgszug, der das untere Tal der Landquart vom Montafun scheidet, heißt noch jetzt das Rhätikon. Die Eisenbahnen, die von Landquart her nach Davos, Chur, Ilanz und Thusis führen, heißen die rätischen, in Chur gibt es ein „Rätisches Volkshaus“ und erscheint „Der freie Rätier,“ ein im Lande weit verbreitetes Blatt von stark demokratischer Richtung; dort braut auch eine „rätische Bierbrauerei“ ein gar nicht übles Getränk, und „Alt fry Rätia“ ist noch heute ein oft gehörtes Schlagwort. Dieser moderne Gebrauch des Namens beruht auch nicht etwa nur auf einer gelehrten Reminiszenz. Im ganzen Mittelalter hieß vielmehr die Landschaft nach ihrer uralten kirchlichen Hauptstadt Churrätien; der Name Graubünden oder kurzweg Bünden, den sie jetzt führt, kam erst mit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf, als sich „die drei Bunde in Hohenrätien“ 1471 zu einem selbständigen Bundesstaate zusammengeschlossen hatten. Und diese Fortdauer eines ehrwürdigen Namens hat auch seinen innern Grund. Denn den größten Teil der Bodenfläche des heutigen Graubündens, das im ganzen 7184 Quadratkilometer einnimmt, also etwa halb so groß ist wie das Königreich Sachsen, bewohnen die romanisierten Räter (36508), die mit den Italienern der südlichsten Täler zusammen (17883) auch die größere Hälfte der Bevölkerung (104254 im Jahre 1900) bilden und die Landgenossen deutschen (schwäbischen) Stammes (48937) noch um mehr als 5000 Köpfe übertreffen. Alles Land südlich von Chur und westlich von Ilanz im Vorderrheintal ist romanisch mit Ausnahme einer deutschen Sprachinsel am Splügen, eine nicht unbedeutende romanische Presse hält neben der Volksschule die Sprache lebendig, und in Disentis bestehen romanische Druckereien. Bis in das Ende des Mittelalters war auch der nördliche Teil des Landes noch romanisch, das Prätigau, das Tal der Landquart, ist erst mit dem sechzehnten Jahrhundert durch den Protestantismus germanisiert worden, und

Digitized by Google

rätisch-romanisch sind heute noch fast alle Ortsnamen des Landes, die uns, namentlich in deutscher Umbildung, oft so seltsam klingen.

Das Deutschtum ist erst seit der Verbindung des Landes mit dem Herzogtum Schwaben, also seit dem zehnten Jahrhundert, mit schwäbischen Herrengeschlechtern längs der Rheinstraßen, die sie mit ihren deutsch benannten Burgen besetzten, langsam eingedrungen und später natürlich durch die enge Verbindung mit der deutschen Schweiz sehr gefördert worden. Heute lernen die romanischen Kinder vom zehnten Jahre ab in der Volksschule deutsch (in den italienischen Tälern nur als Fremdsprache), und es wird überall verstanden, auch vom Staate in den romanischen Tälern angewandt. Aber man kann nicht sagen, daß die Entwicklung des Staatswesens und der Kultur in Graubünden von den Deutschen ausgegangen sei, wie sonst in der Schweiz; ihre Träger waren überwiegend Romanen, Romanen zum Beispiel auch der Held der Freiheitsschlacht an der Calven bei Mals 1499, Benedikt Fontana, der Landvogt von Oberhalbstein, und der kühne Befreier Graubündens aus französischer und spanischer Umstrickung im Dreißigjährigen Kriege, Jürg Jenatsch aus Samaden im Ober-Engadin. Das Merkwürdigste an dieser Entwicklung ist doch, daß hier drei verschiedne Volksstämme eine politische Einheit zustande gebracht und sogar trotz der spätern konfessionellen Spaltung behauptet haben, auf einem Boden, der von den stärksten Naturgrenzen Europas, den höchsten Bergketten durchzogen wird, der in etwa hundertundfünfzig, im Winter oft lange Zeit völlig voneinander abgeschnittne und nur durch hohe Pässe miteinander verbundne Täler zerfällt, wo auf engem Raume die größten Gegensätze des Klimas, der Vegetation und der Kultur nebeneinander stehn, vom ewigen Schnee des Hochgebirges bis zum heißen Klima des oberitalienischen Tieflandes, vom kahlen Steingeröll seiner Pässe bis zu den Edelkastanienwäldern und den Weingärten des Bergells und des Misox, von den einsamen Alpenweiden bis zum städtischen Leben und den anspruchsvollen Fremdenkolonien des Engadins. Das Bewußtsein der Eidgenossenschaft und der republikanischen Freiheit hält diese Gegensätze heute wie sonst zusammen, obwohl häufig genug wilde Parteikämpfe das Land erschüttert haben. Sie hingen aufs engste mit der Bedeutung des Landes als Paßstaat zusammen, auf dieser beruhte zumeist seine zeitweilig geradezu europäische Stellung.

Mit der seit 1815 völkerrechtlich gesicherten Neutralität der gesamten Schweiz ist eine solche Stellung nicht mehr vereinbar, und auch die wirtschaftliche Bedeutung Graubündens als eines wichtigen Durchgangslandes zwischen Deutschland und Italien ist seit der Eröffnung der Gotthardbahn 1882 so gut wie verloren, denn keine nordsüdliche Eisenbahnlinie überschreitet hier die Alpen; der große Fremdenzug mündet im Engadin. Und doch liegen die Vorzüge der Graubündner Pässe so sehr in dem ganzen Aufbau des Gebirges gerade im alten Rätien, daß die dort noch immer festgehaltne Hoffnung auf die Erbauung einer neuen großen Durchgangslinie vielleicht doch noch erfüllt wird. Es wiederholt sich ja hier der entscheidende Vorzug des St. Gotthards, daß nämlich immer nur ein einziger, von Norden wie von Süden her durch tief eindringende nordsüdliche Quertäler leicht zugänglicher Gebirgsrücken über-

Digitized by Google

schritten werden muß, während weiter im Osten jede nordsüdliche Alpenstraße mehrere Joche zu übersteigen hat. Dazu münden diese Quertäler auf beiden Seiten in große Seen, die immer die allerbequemste Fortsetzung des Weges darboten und in veränderter Weise auch noch darbieten, im Norden vom Rheintal aus durch die Senkung des Walen- und des Zürichersees nach dem Rheinknie bei Basel oder geradeaus nach dem Bodensee, im Süden nach den oberitalienischen Seen. Die den Rhein heraufkommende Straße verzweigt sich von Chur ab in drei Richtungen: durch das Vorderrheintal über Disentis nach dem Lukmanier, durch das Hinterrheintal über Thusis nach dem Bernhardin und dem Splügen, über die Lenzer Heide an der Julia hinauf nach dem Engadin. Von diesen Paßstraßen laufen auf der Südseite zwei nach dem Ticinotale und also nach dem Lago Maggiore, nämlich der Lukmanier und der Bernhardin, zwei treffen in Chiavenna zusammen: der Splügen und die im Bergell wieder vereinigten Stiege über den Septimer und den Julier, von dort erreichen sie alle den Comersee. Alle diese Straßen aber konvergieren schließlich nach Mailand, dem großen Zentrum des Polandes. Ein weiterer Vorzug dieser Übergänge ist der langsame Anstieg auf der Nordseite. Vom Bodensee nach Chur beträgt die Steigung kaum 200 Meter, von 398 auf 590 Meter, und von diesem Niveau aus schwankt die Höhendifferenz der Pässe zwischen 1300 und 1700 Metern, indem sie im ganzen von West nach Ost zunimmt. Diese Erhebungen aber werden überall auf verhältnismäßig langen Wegstrecken überwunden, und der letzte Aufstig zum Paßjoch beginnt überall in schon beträchtlicher Höhe (Disentis-Lukmanier 1147 bis 1917 Meter, Hinterrhein-Bernhardin 1627 bis 2063 Meter, Dorf Splügen-Paßhöhe 1460 bis 2117 Meter, Bivio 1876 Meter nach dem Septimer 2311 Meter, zum Julier 2287 Meter), und überall boten die breiten Talstufen, die sich zwischen die steilern Partien einschieben, ebensowohl Erholung von der Anstrengung als auch reichliches Futter für Reitpferde, Saum- und Zugtiere. Viel steiler ist nach dem ganzen Aufbau der Alpen bei allen Übergängen der Abstieg nach dem Süden: Chiavenna liegt in einer Seehöhe von nur 317 Metern, der Comersee liegt mit 213 Metern, der Lago Maggiore mit 194 Metern noch um reichlich 100 Meter tiefer, und alle diese Punkte sind den Paßhöhen viel näher als die entsprechenden auf der Nordseite.

Die ersten Kunststraßen haben nun hier wie überall in ihrem Bereiche die Römer angelegt, nachdem sie im Jahre 15 v. Chr. die Räter unterworfen und den Bodensee (Lacus Brigantinus) erreicht hatten. Sie benutzten dabei die Wege und die Erfahrungen der Eingebornen, paßten ihre Straßen möglichst dem Terrain an, vermieden es also, nach der Weise der heutigen Straßenbautechnik die Abhänge anzuschneiden, und gaben damit ihren Straßen zwar viel stärkere Steigungen, verringerten aber auch die Gefahren der Beschädigung und Zerstörung durch Erdrutsche und Wildwasser. Sie wählten, wenn irgend möglich, die Sonnenseite eines Tals, weil auf dieser der Schnee früher schmilzt, und solche Übergänge, die möglichst lange schneefrei blieben und den Lawinen nicht ausgesetzt waren. Sie umgingen dabei möglichst enge schluchtenähnliche Täler sogar auf weiten Umwegen. Sie bauten den Fahr-

Digitized by Google

damm niemals breiter als zwei Meter, berechneten ihn also nur für Reiter und Saumtiere, auf bequemern Strecken allenfalls für leichte, zweirädrige Karren, aber sie stellten ihn häufig mit Pflasterung so dauerhaft her, daß sich auf ihren wenig veränderten und verbesserten Straßen der ganze Verkehr bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bewegt hat. So haben sie von den rätischen Alpenpässen sicher den Julier mit dem Zugang über die Majola und der Fortsetzung über die Lenzer Heide nach Chur und den Splügen ausgebaut; die übrigen Pässe hatten damals wohl nur lokale Bedeutung und wurden erst im Mittelalter Durchgangsstraßen. Aber auch der Bernhardin oder der Lukmanier ist von den Römern benutzt, wenn auch nicht ausgebaut worden, denn im Jahre 354 n. Chr. marschierte Kaiser Constantius von der Gegend um Bellinzona (Bilitio) aus durch Rätien gegen die Alamannen. Hinter Chur teilte sich die Rheinstraße bei Magia (Mayenfeld); der westliche Zweig ging auf dem linken Ufer nach dem Walensee hinüber, der östliche setzte sich auf dem rechten Ufer nach Brigantium (Bregenz) fort, wo er mit der über den Arlberg kommenden Brennerstraße zusammentraf.

Die Auflösung des weströmischen Reichs in germanisch-romanische Staaten, wobei Rätien erst bei dem ostgotischen Königreich Italien blieb, dann nach dessen Zusammenbruch in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts an das fränkische Reich gelangte, und der damit verbundne, längst vorbereitete Rückfall des Abendlandes in die Naturalwirtschaft entzog den rätischen Alpenstraßen ihre militärische Bedeutung und zugleich den bisherigen regen Handelsverkehr, da die bedürfnislosen Bauernstämme nördlich von den Alpen die Produkte des Südens nicht begehrten. Ihre militärisch-politische Wichtigkeit gewannen sie erst einigermaßen wieder, als das römische Kaisertum und damit die Herrschaft über Italien seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts dauernd mit der deutschen Königskrone vereinigt wurden; seitdem traten die rätischen Pässe neben den Brenner, die bevorzugte „Kaiserstraße" des Mittelalters. Für den friedlichen Verkehr hatte von Anfang an fast nur die Kirche Interesse, hier wie in andern Beziehungen die Erbin des römischen Reichs und seiner Kultur. Denn sie hielt grundsätzlich die geistliche und geistige Verbindung mit Rom und Italien fest, und sie bewahrte eine höhere wirtschaftliche Stufe, die ihr manche Erzeugnisse des Südens unentbehrlich machte. Sehr früh, schon in römischer Zeit, ist sie in den rätischen Alpentälern heimisch geworden und hat hier vermutlich, wie in Gallien, das Wesentlichste zur Romanisierung des Landes getan, denn römische Kolonien hat es in Hochrätien niemals gegeben, nur Poststationen, weshalb hier auch römische Inschriften fast gänzlich fehlen. Das Bistum Chur, dessen Schutzpatron der heilige Lucius, der Apostel Rätiens ist, taucht zum erstenmal 452 auf, wo es auf einer Synode in Mailand vertreten ist, gehörte also zur Erzdiözese Mailand; im sechsten Jahrhundert wird ein Bischof Valentinianus erwähnt, und im Jahre 613 erscheint ein Bischof Viktor auf einer Synode in Paris, denn damals gehörte Churrätien schon zum fränkischen Reiche. Die Abtei Disentis (Desertina, Disiert) zu St. Martin ist nach der Legende eine Gründung des heiligen Sigbert, der ein Schüler des Iren Columba heißt, vom Jahre 614. Aus dem siebenten

Digitized by Google

Jahrhundert mag sie ja wohl stammen; sicher erwähnt wird sie erst im Jahre 766. Rätisch ist auch das Kloster Pfäfers zu St. Marien hoch über dem Rheintale, das um 730 als Filiale der Abtei Reichenau im Bodensee entstand und 762 auf einer fränkischen Synode in Attigny vertreten war. Hinter diesen drei großen weithin wirksamen Stiftungen standen Kazis zu St. Marien bei Thusis, das Bischof Viktor von Chur um 700 gründete, und Reichenau am Zusammenflusse des Vorder- und Hinterrheins, das auch aus dem achten Jahrhundert stammt, an Bedeutung wesentlich zurück.

Eine enge Verbindung zwischen dieser Kirche und dem Kaisertum lag um so näher, als beide die römische Tradition, damit aber auch die höhere Kultur in einer barbarischen Welt vertraten; sie wurde deshalb schon von den Karolingern eifrig gepflegt, und sie wurde geradezu zur Grundlage der Reichsverfassung, als Otto der Große die Bischöfe und Reichsäbte seines deutsch-italienischen Reichs zu seinen wertvollsten und zuverlässigsten Beamten machte, da sie, in einem großen Zusammenhange stehend und zur Verfolgung großer idealer Interessen ebenso verpflichtet wie befähigt, auch große politische Ziele zu vertreten wußten, während der damalige Laienadel nur die Interessen seines Geschlechts und seiner Landschaft kannte, also für die Leitung des Reichs fast unbrauchbar war. Deshalb ging die kaiserliche Politik planmäßig darauf aus, den Besitz und die weltlichen Rechte der Kirche durch Schenkungen und Privilegien, namentlich durch die Übertragung der obrigkeitlichen Rechte auf ihren Gütern, die dadurch von der Amtsgewalt der Grafen eximiert und zu „Immunitäten" wurden, zu vermehren, indem sie zugleich diese vortrefflich bewirtschafteten und leistungsfähigen geistlichen Gebiete für den königlichen Dienst scharf heranzog. Nirgends war eine solche Organisation notwendiger als an den großen Alpenstraßen. Wie deshalb am Brenner die Straße fast ganz in die Hände der dortigen Bischöfe von Brixen und Trient gegeben wurde, seit 1027 mit den gräflichen Rechten in diesen Gauen und im Vintschgau, der Querverbindung nach Rätien hinüber, so stattete Otto der Große das Bistum Chur an der Linie über den Septimer und den Julier wie im Engadin aufs reichste aus. Er übertrug ihm 951 alle königlichen Einkünfte in der Grafschaft Chur (Hohenrätien), 952 und 960 den Königshof in Chur und die königliche Hälfte dieser Stadt, vier Dörfer in der Nähe, Güter im Engadin und im Vintschgau und das Tal Bergell (vallem Pergalliae), weiter die Zölle in Chur und Malans, wozu Otto der Zweite im Jahre 980 noch den Zoll in Chiavenna an der Mairabrücke fügte, endlich das Recht der zollfreien Schiffahrt auf dem Walensee und das Münzrecht. Seitdem beherrschte Chur die ganze Linie von Chur über den Julier und den Septimer bis nach Chiavenna. Aber auch die Abtei Disentis erwarb große Güter diesseits und jenseits der Berge, den ganzen obersten Teil des Vorderrheintals, das Tal Urseren jenseits des Oberalppasses, ein Stück des Misox jenseits des Bernhardins und das Val Blegno im Süden des Lukmaniers, die also beide gangbar sein mußten; gingen doch über den Lukmanier auch die Zinsen von der Abtei Massino für St. Gallen nach Disentis. Dem Kloster Pfäfers gehörte um 998 die Kirche des heiligen Gaudentius oberhalb von Casaccia im Bergell am

Digitized by Google

Fuße des Septimers (ad pedem Septimi montis), deren Schutzheiliger nach der Legende der Apostel des ganzen Bergells gewesen war. Da nun der Sprengel des Bistums Chur von der Furka bis nach Meran, vom Misox bis fast an den Bodensee reichte, und da auch schwäbische Klöster wie St. Gallen und Reichenau Güter in Oberitalien besaßen, so hatten alle diese geistlichen Stiftungen das größte Interesse an diesen Päßen und an der Erhaltung ihrer Straßen.

Neben diesen geistlichen Grundherrschaften kamen auch bald mächtige weltliche Grundherren empor, fast alle deutschen und zwar schwäbischen Ursprungs, da Rätien seit den Karolingern zu Schwaben gehörte. Mit den geistlichen Stiftern traten sie in um so engere Verbindung, als sie Lehen von ihnen nahmen und die bald erblich werdende Vogtei erwarben. Das waren in Unter-Rätien (unterhalb der Landquart) vor allem die Grafen von Montfort und Feldkirch an der östlichen Rheinstraße als Erben der Grafen von Bregenz, die zugleich die Vogtei über das Bistum Chur ausübten und zuweilen auch einen jüngern Sohn auf den bischöflichen Stuhl brachten. Von ihnen zweigten sich vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts die Grafen von Werdenberg und Sargans (auf dem linken Rheinufer) ab. Weiter hinauf im Rheintale um Mayenfeld und im Prätigau saßen die Grafen von Nellenburg, Achalm und Kirchberg und die Edeln von Aspermont bei Malans, alle an der rechtsufrigen Rheinstraße nach Chur. Im Vorderrheintale hausten schon um 970 die Welfen, die Belmont (bei Flims), die Wildenberg (nordöstlich von Ilanz), denen schon im neunten Jahrhundert die Vogtei des Klosters Reichenau über dessen Güter in dieser Gegend zustand. Im Hinterrheintal, in Domleschg, Schams und Rheinwald bis zum Splügen geboten die Edeln von Vaz neben denen von Räzüns (am Eingange des Domleschg), die um 1170 die Vogtei des Domkapitels von Chur besaßen; doch die Stammgüter der Vazer lagen an der Landquart bis Davos und an den Straßen nach dem Ober-Engadin, wo Belfort an der Albula ihre Hauptburg war. Im Ober-Engadin hatten die Grafen von Gamertingen lange Zeit den größten Besitz inne, im Unter-Engadin die Edeln von Tarasp, die auch an der Julierstraße im Oberhalbstein und im Bergell begütert waren, in den östlichen Tälern die Vögte von Mätsch als Inhaber des Bergwerkregals; im Vintschgau (Vallis Venosta) und im Veltlin hat sich ein Zweig bis in die Gegenwart behauptet. In den südlichen Tälern, im Misox, im Val Blegno und in Bellinzona, also an den Straßen über den Bernhardin und den Lukmanier, herrschten die Grafen von Sax (westlich von Ilanz), im Blegno als Vögte von Disentis. Manche ihrer Burgen haben diese Geschlechter mitten in romanischer Umgebung deutsch benannt und wohl auch mit deutschen Vasallen besetzt (Werdenberg, Freudenberg bei Ragaz, Ortenstein und Rietberg im Domleschg, Bärenburg im Schams u. a.), aber germanisiert haben nur die Edeln von Vaz, die im dreizehnten Jahrhundert deutsche Walliser um Davos und im Rheinwald am Aufstieg zum Splügen ansiedelten. Für die Kultivierung der Gegend an dem nördlichen Teile der Julierstraße über die Lenzer Heide sorgte besonders das um 1140 begründete Prämonstratenserkloster Churwalden; von hier ging um 1200 St. Jakob an der obern Landquart („Klosters") aus.

Digitized by Google

Da der Laienadel überall geneigt war, seine Kirchenlehen der Kirche zu entfremden und seine Vogteirechte in Herrenrechte umzuwandeln, so strebten die rätischen Stifter, besonders das Bistum Chur, danach, diese weltlichen Grundherrschaften möglichst an sich zu bringen und die Vogtei abzulösen. Das gelang ihnen auch in ziemlichem Umfange. Schon um 1139 gingen die Gamertingischen Güter im Ober-Engadin durch Kauf an Chur über, durch testamentarische Verfügungen von 1160/77 auch die Besitzungen der Edeln von Tarasp im Unter-Engadin, vor dem Ende desselben Jahrhunderts ebenfalls durch Schenkung die Kirchbergischen Güter im Prätigau, um Malans und Jenins. So wurde das Bistum Chur die größte Grundherrschaft des Landes, und es organisierte diese umfänglichen Güter nach dem Hofrecht, wie es für die früher Gamertingischen Güter im Ober-Engadin im Antiquum registrum von 1290/98 aufgezeichnet wurde. Im Turm von Zuoz, dem Hauptort, saß der villicus major mit seinen beiden Gehilfen, dem saltarius (Flurschütz) und dem sagnione (Senn, für die Alpenweiden). Der ganze Besitz zerfiel in Maierhöfe (majoriae) und zinspflichtige Bauernhöfe, Huben (coloniae), deren es zum Beispiel in Zuoz neun, in Samaden acht gab. Die Leistungen dieser Höfe bestanden ganz überwiegend aus Naturalien (Vieh, Käse, Korn) und aus hausgewebtem Tuch, nur zum allerkleinsten Teil aus Geldzinsen. Die Rechtspflege übte im Namen des Bischofs ein Ammann (Minister, roman. mastral) an zwei jährlichen Gerichtstagen in Zuoz aus unter Mitwirkung der Hofleute, die auch bei der Wahl der drei Oberbeamten (aller fünf Jahre) ein Vorschlagsrecht hatten. In den übrigen Herrschaften des Bistums standen ein Vogt für die Rechtspflege und das Kriegswesen, ein Vizdum (vicedominus) für die wirtschaftliche Verwaltung nebeneinander, so im Ober-Engadin, im Münstertal, im Vintschgau, im Domleschg. Daneben aber erhielt sich überall die alte Talgenossen (vicini, roman. vischins) umfassende alte Markgenossenschaft (commune, roman. cumein) unter einem Ammann oder Talkanzler (cancellarius vallis), dem die Versammlung der Talgenossen zur Seite stand. Auch dieses außerhalb des Hofrechts stehende Amt geriet gelegentlich in den erblichen Besitz einer Familie, im Ober-Engadin um 1244 an die reichen Planta in Samaden, die auch das Amt des Ammanns als Lehen an sich brachten. In ähnlicher Weise waren alle Grundherrschaften organisiert. Die von Disentis zerfiel im dreizehnten Jahrhundert in vier „Großhöfe" unter Locotenenten; die Vogtei übten bis 1247 die Grafen von Sax-Misox, seitdem die von Werdenberg-Heiligenberg. Die Vasallen und Ministerialen, die freien Markgenossen und die Hörigen bildeten mit dem Klosterkonvent die universitas Disertinensis. Indem gerade die geistlichen Grundherrschaften nicht nur ihren Vasallen, sondern auch ihren Untertanen einen reichlichen Anteil an der Verwaltung und der Rechtspflege gewährten, haben sie die Grundlage geschaffen, auf der seit dem vierzehnten Jahrhundert die republikanische Freiheit und Selbstregierung Rätiens erwachsen ist.

Wie Wirtschaft und Rechtspflege grundherrschaftlich waren, so war auch der Verkehr auf den rätischen Alpenstraßen von den Grundherrschaften und in ihrem Interesse organisiert, vor allem durch und für das Bistum Chur. Ihm

Digitized by Google

gehörten die Zölle in Chur und an der Septimerstraße in Promontogno und Chiavenna, die im dreizehnten Jahrhundert verpachtet waren, ihm die Burgen von Marmels und Splügatsch zwischen Tiefenkastel und Bivio. Es gründete am Septimer das erste Hospiz (senodochium Sancti Petri), das ihm schon 831 von Ludwig dem Frommen bestätigt wurde, also wahrscheinlich viel älter ist und ihm jahrhundertelang gehört hat, und auch andre rätische Stifter sorgten für Herbergen an den Paßstraßen. Als solche diente auf der Lenzer Heide das Kloster Churwalden, Kazis hatte Herbergen in Chur und Tiefenkastel, und am südlichen Fuße des Julierpasses entstand 1233 das Hospiz Silvaplana. Für die Beförderung, Beherbergung und Verpflegung des Königs und seiner Beamten aufzukommen waren von jeher die geistlichen und die weltlichen Grundherren verpflichtet, in Anlehnung an die römische Reichspost, für die die possessores noch unter ostgotischer Herrschaft die Vorspann- und Reitpferde (paraveredi) zu stellen hatten; Ludwig der Fromme bestätigte zum Beispiel 829 dem Kloster Reichenau ausnahmsweise die Befreiung von diesen Leistungen außer der Verpflegung für die Fahrt des Königs auf Konstanz und Chur. Auch im eignen Interesse traf das Bistum Chur besondre Verkehrseinrichtungen. Es hatte schon 843 ein Schiff auf dem Walensee stationiert (neben vier königlichen Fahrzeugen, die später verschwunden sind) und erhielt für dieses 952 Zollfreiheit; gegen Ende des zwölften Jahrhunderts hatte es Relaisstationen für Saumtiere in Flums an der Straße von Sargans nach dem Walensee und auf der Septimerstraße in Praden und Bivio. Was also die römische Reichspost auf diesen Straßen mit ihren Stationen für den Reichsdienst geleistet hatte, das leistete jetzt für beschränktere Zwecke eine geistliche Grundherrschaft. Oft genug haben auch die Kaiser die hier vorhandnen Verkehrseinrichtungen in Anspruch genommen. Die sächsischen Kaiser benutzten neben dem Brenner am meisten die rätischen Pässe, die fränkisch-salischen Herrscher gar nicht, um so mehr die Hohenstaufen, weil das Hauptziel ihrer Unternehmungen so häufig Mailand war und ihnen zwar Como, aber nicht immer das den Ausgang der Brennerstraße beherrschende Verona zur Verfügung stand.

Mit dem Zerfall der Reichsordnung seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lockerte sich auch das Verhältnis Rätiens zum Reiche wie das der jungen Schweizerischen Eidgenossenschaft, und wie dort erhoben sich gegen die Grundherrschaften die demokratischen, auf Selbstverwaltung und Beseitigung der grundherrlichen Lasten gerichteten Bewegungen ihrer Untertanen. Das Aussterben alter Geschlechter, die damit verbundnen Besitzwechsel und Teilungen erleichterten das. Als 1337 der Mannesstamm der Edeln von Vaz erlosch, gingen ihre Güter in den Rheintälern an die Grafen von Werdenberg-Sargans, die im Osten des Rheintals, im Prätigau und in Davos an die Grafen von Toggenburg über. Die Besitzungen der Edeln von Belmont im Vorderrheintal fielen 1371 den Sax-Misox und den Edeln von Räzüns zu, deren Erbe 1459 wieder an die Werdenberg-Sargans gelangte. Inzwischen erloschen 1436 auch die Toggenburger. Das Bistum Chur benutzte diese ganze Entwicklung, die Vogtei 1299 einzulösen, ebenso Disentis 1401.

Andrerseits suchten sich die Habsburger, seit 1363 Herren von Tirol, die

Digitized by Google

1375 bis 1380 das Erbe der Grafen von Montfort und Feldkirch (Vorarlberg) ankauften und die durch Fehden und Untertanenaufstände verschuldeten Grafen von Werdenberg-Sargans in ein abhängiges Dienstverhältnis brachten, auch das Bistum Chur zu unterwerfen. Gegen diese zäh festgehaltnen Pläne schlossen sich schon 1367 die Untertanen des Bistums zum „Gotteshausbund" zusammen und erneuerten ihn 1396 unter dem Eindrucke der glänzenden Siege der Eidgenossen bei Sempach 1386 und Näfels 1388, die dort die Macht der Habsburger vollends zerstörten. Diesem Beispiele folgten 1395 die Herren und die Gemeinden des Oberlandes, indem sie mit der Abtei Disentis vereinigt den obern oder Grauen Bund (so genannt nach der grauen Tracht der Bergbewohner, der Grischuns, Grigioni, Grisons) errichteten. Sie erneuerten ihn 1424 durch feierlichen Eidschwur bei der Annakapelle vor Truns unter einem mächtigen Ahornbaume, der noch lange gestanden hat. Endlich vereinigten sich die zehn Gerichte des Toggenburgischen 1436 angesichts des Aussterbens der Toggenburger und gegen den Erbanspruch der Vögte von Mätsch in Davos zum Bund der zehn (ursprünglich nur acht) Gerichte, und im Jahre 1471 stifteten die Gesandten aller „drei Bünde von Hochrätien" im Hofe Vazerol den selbständigen rätischen Bundesstaat. Zugleich suchten die Bünde oder ihre Glieder adliche Güter an sich zu bringen und ihre Besitzungen vorzuschieben. Schon 1408 unterwarf sich das milde schöne Puschlav (Poschiavo) am Südfuße des Berninapasses freiwillig dem Bistum Chur. Von den Grafen von Werdenberg-Sargans kaufte das „Gotteshaus Chur" 1456 Schams, das Bistum Chur 1475 die von dem 1458 erloschnen Hause Räzüns ererbten Güter im Domleschg, von den Sax-Misox 1483 einen Teil ihres Besitzes in Vorderrheintal (Flims, Lugnez, Vals u. a. m.). Die Sax-Misox veräußerten freilich auch Misox und Rheinwald an die Mailändischen Trivulzio 1497, wenig Jahre, bevor sie ausstarben (1500), und der letzte Graf von Werdenberg, Georg, verkaufte die Stammherrschaft Sargans 1483 an die Eidgenössischen Stände, die sie nun durch ihre Landvögte als Untertanenland regieren ließen.

Trotzdem blieben manche Verhältnisse noch sehr verworren. Vor allem verkauften die Mätsch 1477 und 1496 ihre ererbten Rechte in den zehn Gerichten an Österreich, sodaß dieser Bund noch in einer halben Abhängigkeit von den Habsburgern blieb. Grenzstreitigkeiten mit Tirol im Unter-Engadin drängten endlich den Gotteshausbund und den Grauen Bund 1498 zu einem Waffenbündnis mit der Eidgenossenschaft, und da diese zu derselben Zeit die Unterwerfung unter die Reichssteuer und das Reichskammergericht verweigert hatte, so brach im Januar 1499 der Krieg aus auf der ganzen langen Front von Basel bis an die graubündische Ostgrenze gegen Tirol. Die Bündner selbst hatten sich dreier Angriffe zu erwehren, aber am 22. Mai trugen sie unter Benedikt Fontana, dem Landvogt des Oberhalbsteins auf Reams, an der Calven bei Mals einen glänzenden Sieg davon, den Fontana freilich mit dem Leben bezahlte. Der Friede von Basel am 22. September 1499 besiegelte die tatsächliche Unabhängigkeit auch Graubündens; dieses dem Reiche einst so unentbehrliche Paßland trennte sich ebenso vom Reiche wie die Schweiz, der es verbündet, „zugewandt" blieb, ohne zu ihr zu gehören.

Digitized by Google

Und schon griffen die Bündner wie die Eidgenossenschaft erobernd nach Italien hinüber, um sich der Ausgänge ihrer Paßstraßen zu versichern. Schon im Jahre 1500 nahmen die Urkantone das längst begehrte Livinental (Valle Leventina) in Besitz, im Jahre 1512 entrissen sie den Mailändern auch das übrige Tessin mit Bellinzona und erreichten damit den Lago Maggiore. In demselben Jahre besetzten die Bündner, denen sich das Misox schon 1496 angeschlossen und damit den Zugang zur Gotthardstraße bei Bellinzona eröffnet hatte, auf Grund einer etwas zweifelhaften Schenkung des Mastino Visconti von Mailand an den Bischof von Chur, bei dem er 1404 Zuflucht gefunden hatte, Chiavenna, den Schlüssel zum Comersee, Bormio (Worms) am Südfuße des Stilfser Jochs und das ganze reiche Tal der Adda, das weingesegnete Veltlin, bis an den Comersee. Seitdem geboten bündische Landvögte in Sondrio und Chiavenna über italienische Untertanenlande. Chiavenna mußten allerdings die Bündner im sogenannten Müsserkriege gegen den mailändischen Condottiere Gian Giacomo Medici, der 1525 bis 1531 von der Burg Musso am Nordwestufer des Comersees den ganzen See beherrschte und gelegentlich sogar das feste Schloß von Chiavenna überrumpelte, jahrelang verteidigen, aber sie behaupteten die italienischen Vogteien bis 1797.

Infolge dieser politischen Umgestaltungen übernahmen allmählich die Talgemeinden an Stelle der Grundherrschaften oder wenigstens mit ihnen die Sorge für die Paßstraßen und die Organisation des Verkehrs, und zwar um so mehr, als die Konkurrenz der am 1230 neu eröffneten Gotthardstraße allmählich fühlbar wurde, und der deutsch-italienische Handel in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters einen großen Aufschwung nahm. Der rätische Hauptpaß blieb nach wie vor der Septimer, das dortige dürftige Hospiz das einzige dieser Gegend, und da das Straßenprivileg Karls des Vierten gegen die Einrichtung neuer Straßen wenig half, so wurde dieser Paß nach einem Abkommen der beteiligten Grund- und Geleitsherren von 1387 für den Verkehr mit leichten Wagen ausgebaut, die erste mittelalterliche Fahrstraße über die Alpen.

Wohl zu derselben Zeit trat nun hier auch die Organisation der „Porten," der monopolisierten Transportgesellschaften der Talgemeinden mit ihren Raststellen (Susten, vom italienischen sosta) ins Leben, die zum erstenmal 1391 erwähnt werden und 1498 eine neue Ordnung erhielten. Ein Vertrag mit den oberdeutschen Handelsgesellschaften sicherte deren Warenzüge 1499 für den Septimer, und neue Zollstätten zwischen den ältern sollten die vermehrten Kosten der Straße aufbringen. Der Weg über die Maloja und den Julier vermochte damals gegen die Septimerstraße nicht aufzukommen. Um dieselbe Zeit aber entwickelte sich der Verkehr auch über den Lukmanier, auf dessen Paßhöhe schon um 1300 ein Kreuz errichtet worden war. Den freien Durchzug der Waren sicherte dann 1374 ein Vertrag zwischen der Abtei Disentis, der Ca Di (Casa di Dio), und dem Val Blegno, Hospize entstanden auf beiden Seiten des Passes, und um 1390 gab es auch hier (19) Susten und (11) Zölle für den Verkehr zwischen Konstanz und Mailand über Chur und Bellinzona. Diesen Paß überschritt auch der Kaiser Sigismund zweimal, 1413 und 1431. Am spätesten von allen rätischen Pässen kam der Splügen auf. Ein nachbar-

Digitized by Google

sicher Verkehr bestand freilich von jeher, schon um 1200, aber es gab noch 1439 hier keine Transportgesellschaften, freilich auch keine Zölle. Gerade diese Zollfreiheit lockte die Kaufleute an, und so verbündeten sich 1473 die Talgemeinden am Hinterrhein und im Jakobstal (Val San Giacomo auf der Südseite) zur Erbauung der ersten Fahrstraße durch die hintere Via mala und zur Gründung einer Portengesellschaft. Ohne solche Einrichtungen blieb die Straße über den Bernhardin, der seinen alten Namen Vogelsberg (wegen des Flugs der Zugvögel) erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit seinem jetzigen (nach dem heiligen Bernhard von Siena, gestorben 1444) vertauschte.

Diese Verkehrsorganisationen und diese Straßen haben jahrhundertelang den Bedürfnissen des Handels und des Reisens genügt. Sie verschafften dem jungen graubündischen Freistaat vorübergehend sogar eine selbständige europäische Bedeutung, als im Dreißigjährigen Kriege Spanien und Österreich verbündet waren und dieser Pässe bedurften, um von Mailand und Tirol aus auch ihre militärische Verbindung zu sichern, und ohne die rücksichtslose Energie des Jürg Jenatsch hätten sie der rätischen Freiheit den Untergang gebracht. Auch in den Koalitionskriegen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind nicht selten Heeresabteilungen auf diesen Straßen marschiert. Aber allmählich wurden das Monopol der Porten, die zahlreichen Durchgangszölle und die trotzdem schlechte Beschaffenheit der Straßen als unerträglich empfunden, und nach 1815 begann Graubünden, seit 1803 vollberechtigter Kanton der Schweizerischen Eidgenossenschaft, von dieser unterstützt, den Bau moderner Kunststraßen, 1818 bis 1825 über den Splügen, 1820 bis 1840 in mehreren Abschnitten über den Julier und die Majola, 1823 über den Bernhardin, endlich auch über den Lukmanier. Und wie nun hier Kanton und Bund die Fürsorge für die Straßen übernahmen, so ging die Post 1813 an den Kanton, 1849 an den Bund über. Die letzten Rechte der Porten wurden aber erst durch den Bundesratsbeschluß vom 23. Juli 1861 aufgehoben. Auch die Eisenbahn fand bald Eingang, denn im Jahre 1858 wurde die Linie von Rorschach bis Chur eröffnet. Den Bau der geplanten Durchgangslinie über den Lukmanier vereitelte die Entscheidung für den St. Gotthard, es blieb bei einzelnen kürzern Strecken bis Ilanz und Thusis, und auch die erst im Juli 1904 vollständig dem Verkehr übergebne landschaftlich wunderschöne Albulabahn nach dem Ober-Engadin stellte keine durchgehende Linie nach Italien her. Die nächste Verbindung würde von ihrem Endpunkte St. Moritz aus über den Berninapaß nach Tirano im Veltlin führen, doch ist diese Bahn wie alle rätischen Eisenbahnen zunächst nur schmalspurig erbaut. So hat Graubünden seine alte Bedeutung als Paßland für den Weltverkehr vorläufig eingebüßt.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Der oberösterreichische Bauernaufstand

Wie hoch man auch den Einfluß der Reformation auf geistigem Gebiete für das deutsche Volk anschlagen muß, politisch hat sie ihm keinen Gewinn gebracht. Sie hat einen Riß durch alle Verhältnisse gemacht, der sich bis auf den heutigen Tag noch nicht hat heilen lassen. Ein Teil der deutschen Nation, die Deutschösterreicher, stehn außerhalb des neuen Deutschen Reichs mit einer nichtdeutschen Übermacht im Kampfe, den sie nicht zu führen verstehn, weil ihnen die Führereigenschaften fehlen, und sie bloß den Weg der Verteidigung und der Opposition kennen; im Reiche selbst wirkt die Glaubensspaltung weiter als unversiegliche Quelle der Parteiverbitterung. Die belebende Wirkung, die der protestantische Geist auf das deutsche Volk ausgeübt hat, hatte sich in gewaltigen Fortschritten im sechzehnten Jahrhundert gezeigt, Deutschland bot beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges den Anblick eines gedeihenden und blühenden Landes voll regen geistigen Lebens, das auch die geringen Reste der katholisch gebliebnen Bevölkerung umfaßte. Das unselige Geschick, daß Deutschland ein Wahlreich war, verhinderte, daß die neue erfrischende Strömung zum Wohle des Ganzen ausgenutzt wurde, sie wandte sich vielmehr gegen die eignen Volksgenossen. Ein Verhängnis war es, daß in entscheidender Stunde ein Fremder zum Kaiser erkoren wurde, der zwar der mächtigste Monarch der Welt war, aber kein Verständnis für eine Erhebung im Volke hatte, wie sie größer seit der Stauferzeit nicht dagewesen war. Fremde Söldnerscharen trugen infolgedessen dazu bei, den Brudermord zu vergrößern und vorläufige Entscheidungen zu bewirken, die jedoch nie endgiltig werden konnten, weil die Mehrheit der Bevölkerung widerstand. Nicht einmal ein dreißigjähriger Krieg brachte eine, sondern endete wegen allgemeiner Erschöpfung. Aber Kraft, Wohlstand und Sitte des deutschen Volkes waren gebrochen, das Reich wurde ein leeres Gehäuse ohne lebenskräftigen innern Kern, aus ihm war eine neue feste Grundlage für die österreichische Monarchie hervorgewachsen. Es würde ein müßiges Gedankenspiel sein, die möglichen Folgen für den Fall auszuklügeln, daß im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts ein Deutscher zum Kaiser gewählt worden wäre, der die Bewegung seines Volkes zu leiten verstanden hätte. Unstreitig ist wohl nur eins: Rom würde sich gehütet haben, mit einem kirchenreformatorisch gesinnten Deutschen Reiche zu brechen, und die Kirchenspaltung mit allen Folgen wäre vermutlich unterblieben. Nachdem der deutsche Kampf einmal ausgebrochen war, blieb der Kirche freilich nichts andres übrig, als sich für den Teil zu entscheiden, der ihr am nächsten stand. Das Schicksal des entvölkerten Deutschen Reichs war trostlos, zwei Jahrhunderte bot es das Schlachtfeld dar, auf dem andre Völker ihre Kämpfe austrugen, bei denen Deutsche in

Digitized by Google

beiden Lagern freiwillig Heerfolge leisteten oder gezwungen mitstreiten mußten. Erst eine neue Volksbewegung, die nationale, die ihre richtigen Führer fand, hat vor kaum einem Menschenalter die Fremden endgiltig vom deutschen Boden weggefegt.

Das neue Ostreich krankt dagegen daran, daß es in unsern Tagen der nationalen Staatenbildung keine ausschlaggebende Nation hat, während ihm doch die Einheitlichkeit des Glaubens seinerzeit erhalten blieb. Namentlich die Deutschen, die den historischen Beruf zur Vorherrschaft als Nation so unzweifelhaft zu haben schienen, daß sich die Magyaren durch den Dualismus und einen Ausgleichsvertrag davor zu schützen suchten, haben diese Erwartung nicht erfüllt. Sie bringen keine Führer mit weitem staatsmännischem Blick hervor, über die leichte Taktik der liberalen Opposition hat sich keiner zu erheben vermocht. Ihre Stellung ist und bleibt die nationale Defensive, die nie zum Siege führen kann; denn alle Teilniederlagen bleiben eben Niederlagen, weil sie durch keinen nationalen Fortschritt im großen Stil ausgeglichen werden. Ihre nationalen Bestrebungen, wenigstens die der maßgebenden Mehrzahl, weisen eine wunderliche Verwechslung des großen nationalen Grundgedankens mit dem antiklerikalen Standpunkt auf, der es einem ansehnlichen kerndeutsch gesinnten Teile der Deutschösterreicher schwer macht, sich den liberal gesinnten Stammesgenossen, bei denen sie sogar schon direkte Zurückweisung erfahren haben, dauernd anzuschließen. Beide Erscheinungen lassen sich auf einen gemeinsamen historischen Ursprung zurückführen, auf den schon, bevor die heutigen nachteiligen Folgen hervorgetreten waren, Gustav Freytag hingewiesen hat. Die folgenden Darstellungen aus der Zeit der deutschen Zertrümmerung verfolgen den Zweck, an einem Einzelbeispiel zu zeigen, wie das gekommen ist.

Es war weder dem Kaisertum noch der Kirche des Mittelalters gelungen, die alte Eigenwilligkeit der deutschen Stämme zu beugen. Dabei hatten sich Papst und Kaiser im Kampfe miteinander nach und nach gegenseitig die Grundlage ihrer Macht untergraben; der Kaiser war im Reiche, der Papst in der Kirche der Deutschen nicht mehr Herr. Auf kirchlichem Gebiete hatte das gemütlose Treiben der römischen Klerisei erst zum Abfall Einzelner, dann ganzer Gemeinden, endlich der Mehrheit des Volks geführt. Das Aufbieten des weltlichen Arms hatte mit Ketzerverbrennungen und Verbannungen nicht auf die Dauer gefruchtet; als das große Feuer der Reformation aufflammte, nahm das gesamte deutsche Volk an der Bewegung teil. Auch die durchaus deutsche Bevölkerung Oberösterreichs ging darin auf, und zu Ende des Jahrhunderts war das ganze Land mit Ausnahme des Prälatenstandes und weniger Adlicher protestantisch. Auch in den andern habsburgischen Ländern war es nicht anders, und der Jesuit Canisius, der die Verhältnisse genau kannte, bestätigte, daß kaum noch ein Achtel der Bevölkerung als „wirklich katholisch" angesehen werden könnte. Es war zugleich die gelobte Zeit des „lutherischen Junkertums," fast alle Großen und Adlichen waren Anhänger des neuen Glaubens, in Oberösterreich gab es schließlich nur noch zwei katholische Ständemitglieder. Der Adel spielte dort eine ähnliche Rolle wie die Fürsten im Reiche; wie diese ihre Länder, so reformierten jene ihre Gutsgebiete, zahlreiche Städte folgten

Digitized by Google

dem Beispiel des Adels, die Bischöfe taten nichts dagegen, oder sie waren machtlos.

Kaiser Ferdinand der Erste hatte aus den Vorgängen im Reiche, die seinen Bruder zur Abdankung bewogen hatten, Mäßigung gelernt. Die gewaltsame Unterdrückung der neuen Lehre erschien ihm nicht möglich, sie hatte schon zu viele Anhänger und hatte sich mit den ständischen Bestrebungen in allen Ländern verbunden, sodaß überall die einflußreichsten Ämter in den Händen von Protestanten waren. Er war wegen der fast ununterbrochnen Türkenkriege auf den guten Willen der Stände seiner Erblande angewiesen und trat ihnen darum nie schroff entgegen. Aber die Forderungen gesetzlicher Begünstigung des Protestantismus lehnte er ab, und gegen die kommunistischen Wiedertäufer, die Katholiken wie Protestanten gleich verhaßt waren, wurde namentlich in Böhmen, Mähren und Tirol mit grausamer Härte vorgegangen. Er erkannte die Hauptursache der raschen Ausbreitung des Protestantismus in dem Mangel an „ehrbaren, geschickten, wohlgelehrten, verständigen Predigern" und wollte für die Heranbildung eines tüchtigern Priesterstandes sorgen. Bei einer von ihm mit Zustimmung des päpstlichen Nuntius vorgenommnen Visitation der österreichischen Klöster wurden in 36 Männerklöstern mit zusammen 182 Konventualen 135 Weiber und 223 Kinder gefunden. Unter den Weltgeistlichen stand es nicht viel anders, und auch der Kardinal Klesel mußte noch viele verheiratete katholische Geistliche anstellen. Der Versuch Ferdinands, durch Umgestaltung der Wiener Universität einen bessern Priesterstand heranzuziehn, schlug fehl, erst durch Herbeiziehung der Jesuiten wurde später besseres erreicht. Hatte unter Ferdinand der Protestantismus noch zugenommen, so war dies unter Kaiser Maximilian dem Zweiten, in dessen Augen Protestanten und Katholiken gleich viel galten, noch mehr der Fall. Den oberösterreichischen Ständen erlaubte er sogar die Errichtung einer protestantischen Schule für Adliche in dem ehemaligen Franziskanerkloster zu Enns. Alle Forderungen der Stände in bezug auf gleichberechtigte Zulassung des Protestantismus lehnte er jedoch ab und gab nur dem Adel volle Freiheit, verweigerte aber den landesfürstlichen Städten und Märkten die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes. Da er ihn trotzdem in den Städten duldete, so hatte sein Verhalten nur zur Folge, daß das städtische Bürgertum im Adel seinen Hort sah, und daß die adlich-protestantische Opposition gegen den Landesfürsten Zuwachs erhielt.

Vor Rudolf dem Zweiten, der in Spanien erzogen worden war, hegten die Protestanten einige Besorgnis; er hatte auch die Absicht, seine Untertanen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, aber nicht die nötige Ausdauer und Kraft dazu. Allerdings erlangten die Jesuiten unter ihm herrschenden Einfluß und trieben den Kaiser und die katholischen Stände an, den Protestanten nach den Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens entgegenzutreten. Den oberösterreichischen Ständen hatte Rudolf die Bestätigung der von seinem Vater gewährten Zugeständnisse verweigert, aber sie kümmerten sich wenig darum, ebensowenig um seine Verordnungen, die die Ausübung der protestantischen Religion auf die Besitzungen des Adels beschränken wollten. Erzherzog Ernst, der eigentlich im Namen des Kaisers Österreich verwaltete

Digitized by Google

und einige Bischöfe gingen dagegen mit Energie und einigem Erfolg vor, doch die protestantischen Bürger und Bauern vertrieben an den meisten Orten die eingesetzten katholischen Geistlichen wieder, wobei es auch schon zu bewaffneten Zusammenrottungen kam, wie 1588 in Stierling. Auf eine Beschwerde der Stände wies der Kaiser die Prälaten an, sie sollten nicht mit Gewalt, sondern mit Glimpf und Überredung vorgehn. Fünf Jahre danach forderte Rudolf aber selbst den Erzherzog Ernst auf, schärfer gegen die Protestanten vorzugehn, worauf diese in den nächsten Jahren wieder durch Zusammenrottungen antworteten und die neu eingesetzten katholischen Geistlichen verjagten. Die Bewegung, die am stärksten im Mühlviertel war, hatte zunächst einen ausschließlich religiösen Charakter und wollte nur die Freiheit des protestantischen Gottesdienstes, deshalb verwandten sich auch die weltlichen Stände mehrfach für die Begehren der Bauern.

Aber die Gedanken wohnen nahe beieinander, namentlich die Bauern im Hausruckviertel fanden bald, daß ihre Lage auch sonst sehr bedrängt sei. Da schlug natürlich bei den protestantischen Ständen die Stimmung um; die Regierung hatte keine Truppen im Lande, und der Landesobrist Weikhart von Polheim, selbst Protestant, der mit vierhundert Knechten die aufrührerischen Bauern auseinandertreiben wollte, wurde am 13. November 1595 bei Neumarkt überfallen und in die Flucht geschlagen. Der Landeshauptmann vermittelte ein Abkommen mit den bei Grieskirchen stehenden Bauern, wonach sie dem Kaiser ihre Beschwerden vortragen sollten; auf Ablieferung der Waffen gingen sie nicht ein. Der Kaiser war eigentlich den Grundherren wenig günstig gesinnt, die Beschwerden der Bauern entrollten auch ein sehr trauriges Bild ihrer Lage. Nachdem aber der erste Schrecken vorüber war, wuchs den Ständen der Mut wieder, und zwar um so mehr, als der Kaiser auf Niederlegung der Waffen bestand, worauf aber die Bauern nicht eingingen. Erst am 6. April erfolgte die Entscheidung des Kaisers, die zwar Verzeihung gewährte, aber die Erledigung der Beschwerden auf die Untersuchung durch eine Kommission verwies und von der freien Religionsübung kein Wort enthielt. Dieser Bescheid war von den Vertretern der Stände „mit etwas Ergötzlichkeit und Verehrungen“ an die kaiserlichen Räte in Prag durchgesetzt worden, konnte aber die Bauern nicht befriedigen. Sie halfen sich einstweilen selbst und setzten protestantische Geistliche ein, lieferten aber die Waffen nicht ab.

Im Herbst kam es zu neuen Unruhen. Die Stände hatten für den Türkenkrieg Steuern und Mannschaften bewilligt, die Bauern aber verweigerten sie und bedrohten selbst den kaiserlichen Burggrafen von Steier, Ludwig von Starhemberg. Als auf Befehl des Kaisers die beiden Hauptschuldigen enthauptet worden waren, erhoben sich die Bauern in Masse unter Führung von Georg Tasch, der behauptete, in einem Prozesse gegen einen Adlichen ungerechterweise um seinen Gasthof gekommen zu sein. Er war ein für seine Verhältnisse recht gebildeter Mann, und die von ihm aufgestellten Forderungen waren mäßig, er wollte sie auch ohne Blutvergießen durchsetzen. Er beabsichtigte, zunächst mit den Bauern des Traunviertels die dortigen Klöster, Schlösser und Städte zum Anschluß zu nötigen und dann gegen Linz zu ziehn, um die

Digitized by Google

dort seit Mitte August tagende kaiserliche Kommission endlich zu einer Entscheidung zu zwingen. Anfangs Dezember schlossen sich ihm bei Wels die Bauern des Hausruckviertels an, die des Mühlviertels hatten sich auch erhoben, und aus Niederösterreich waren bei Steier 5000 Bauern aus dem Viertel ob dem Walde zur Unterstützung erschienen. Die Gefahr brachte Leben in die sehr untätige Kommission, sie sandte zwei ihrer Mitglieder an Tasch, und diese bewogen die Bauern, nach Hause zu gehn und aus den Vierteln Ausschüsse nach Linz abzuordnen, denen die inzwischen ausgewirkte neue kaiserliche Entscheidung mitgeteilt werden solle. Diese enthielt aber eigentlich wieder nichts, die Verhandlungen der Bauernausschüsse mit den Vertretern der Stände führten trotz der Vermittlung der Kommission auch zu keinem Ergebnis, und es wurde nur mit Mühe ein „artikulierter Stillstand" durchgesetzt, nach dem beide Teile versprachen, eine neue kaiserliche Entscheidung in Ruhe abzuwarten. In Prag waren nun die Führer des oberösterreichischen Adels unter Führung des Freiherrn Erasmus von Tschernembl sehr rührig, an „Verehrungen" für die kaiserlichen Räte wurde nicht gespart, und so fiel denn das kaiserliche Patent vom 8. Mai 1597 nicht ungünstig für die Grundherren aus. Nur die Robot wurde auf vierzehn Tage im Jahre herabgesetzt, das Freigeld von Feld- und Ackergeräten, von gewöhnlichen Kleidern und von Heiratsgut sollte nicht mehr erhoben werden, im übrigen alles beim alten bleiben. Dagegen sollten bis zum 9. Juni die protestantischen Geistlichen vertrieben, die katholischen wieder eingesetzt und die Waffen abgeliefert sein.

Die protestantischen Stände hatten sich mithin um die religiösen Bedürfnisse ihrer Bauern wenig gekümmert und nur ihre Standesinteressen im Auge gehabt; das sollte sich in spätern Jahren bitter rächen. Die Bauern hätten jetzt freilich klug getan, sich mit dem wenigen, was sie erreicht hatten, zu begnügen, denn in Niederösterreich hatte der Generaloberst Morakhsy die Bauern im März bei St. Pölten geschlagen und „beruhigte" nun das Landvolk damit, daß er mit 140 Gefangnen von Ort zu Ort zog, „von denen er einige täglich richten ließ." In Oberösterreich ging es kurz darauf nicht anders. Die Stände hatten, durch die Vorgänge in Niederösterreich ermutigt, ohne jede kaiserliche Erlaubnis im Juni 500 Landsknechte anwerben lassen, mit diesen und 100 ständischen Reitern durchzog Gotthard von Starhemberg das Land und ging, obwohl er nirgends Widerstand fand, und der Kaiser nicht einmal dem Landeshauptmann Hinrichtungen erlaubt hatte, mit der größten Härte vor. Tasch wurde vom Burggrafen von Wels zu einer Unterredung aufgefordert, gefangen genommen und später mit zwei andern hingerichtet, außerdem wurden noch 27 Bauern gehängt und so viele eingekerkert, daß die Schlösser in Linz und Steier nicht alle zu fassen vermochten. Mit hohen Geldstrafen wurden 402 Personen, ganze Gemeinden und Herrschaften belegt, doch nur wenig davon eingezogen, da die Grundherren ihre Leute nicht zu Bettlern machen wollten. Für die vom Kaiser gewollte Gegenreformation tat jedoch Starhemberg nichts, da er selbst Protestant war. Das wurde nach ihm durch den Landeshauptmann Löbl von Greinburg um so gründlicher besorgt. Die Bauern mußten schwören, sich der katholischen Kirche zu unterwerfen, und auch in den Städten

Digitized by Google

wurde der Katholizismus wenigstens äußerlich wiederhergestellt. Zum letzten Widerstande kam es im Jahre 1600 im Salzkammergut. Auch dort wollte der Landeshauptmann die Gegenreformation durchführen, obwohl noch kaum jemand lebte, der sich persönlich erinnern konnte, daß man früher katholisch gewesen war. Die Bewohner sandten zunächst eine Beschwerde an den Kaiser, da aber ihr Vertreter in Prag einfach eingesperrt worden war, und ihnen der Salzhauptmann ein kaiserliches Schreiben bekannt machte, wonach alle, die nicht katholisch werden wollten, ihre Güter verkaufen und binnen drei Monaten das Land verlassen sollten, da kam es am 30. Juli 1601 in Hallstadt zum Aufruhr, der Salzhauptmann wurde nebst mehreren andern in Haft genommen und nach Ischl abgeführt. Die katholischen Geistlichen wurden wieder vertrieben, und am 25. Oktober schwuren in Ischl Bürger, Salzarbeiter und Bauern unter freiem Himmel, daß sie bis zum letzten Blutstropfen ausharren würden. Wegen Truppenmangels geschah längere Zeit nichts gegen sie, und sie richteten sich unter ihrem Führer, dem Richter Schwärzl in Ischl, zur Verteidigung ein. Auf Ersuchen des Erzherzogs Matthias schickte der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg im nächsten Februar 1200 Mann in das Salzkammergut, vor denen nach den ersten Schüssen alles auseinanderlief. Nun wurden auch hier die Anführer hingerichtet, die Häuser der geflüchteten Schuldigen niedergebrannt, und der katholische Gottesdienst wurde eingeführt. Damit war der erste Teil des oberösterreichischen Aufstandes zu Ende.

Inzwischen wurde die Gegenreformation auch in den andern österreichischen Erblanden unternommen. In Tirol gelang die Durchführung leicht, da es dort keinen protestantischen Adel gab, in Steiermark und Krain ging der junge Erzherzog Ferdinand (später Kaiser Ferdinand der Zweite) mit großer Klugheit vor, und seine Erfolge regten den Kaiser und seine Brüder zur Nacheiferung an. Das hatte schon 1603 die oberösterreichischen Stände veranlaßt, Verbindungen mit glaubensverwandten Reichsfürsten anzuknüpfen. Der Aufstand Bocskays in Ungarn und der bedenkliche Zustand, den die melancholische Gemütsart des Kaisers Rudolf annahm, bot aber einstweilen allen Schritten gegen den Protestantismus Halt. „Wegen der an römisch-kaiserlicher Majestät zu unterschiedlichen Zeiten sich zeigenden Gemütsblödigkeit“ erklärten 1606 die Erzherzöge den Erzherzog Matthias zum Haupte ihres Hauses, dem der Kaiser durch den Vertrag von Lieben am 24. Juni 1608 die Herrschaft in Ungarn, Österreich und Mähren übertragen mußte. Ohne Zustimmung der Stände wären diese Schritte nicht durchzuführen gewesen: diese hatten aber Matthias nur unterstützt, weil sie von ihm, dem Schwächern, die Genehmigung ihrer ständischen und religiösen Forderungen erwarteten. Er zögerte, und nun traten sie gegen ihn in ebenso schroffe Opposition wie gegen seinen kaiserlichen Bruder. Sie hatten schon 1606 zu Sterbohol ein geheimes Bündnis abgeschlossen und erklärten 1608, sie würden nur nach Anerkennung ihrer Privilegien und nach Abstellung ihrer Beschwerden die Huldigung leisten. Am weitesten gingen wieder die oberösterreichischen Stände, die sich bis zur Huldigung für souverän erklärten, den Landeshauptmann absetzten und in den meisten Städten den protestantischen Gottesdienst wiederherstellten. Sie sandten auch Richard von

Digitized by Google

Starhemberg an die kurz vorher gebildete protestantische Union im Reiche, baten um Unterstützung und stellten Gegenleistungen in Aussicht. Nach langen Weigerungen bewilligte Matthias durch den Revers vom 13. März 1609 freie Religionsübung für den Adel und die Städte in Österreich. Die böhmischen Stände erzwangen durch den Majestätsbrief vom 9. Juli 1609 vom Kaiser Rudolf noch größere Rechte.

In unsrer Zeit muß dieses Verhalten der Stände, das zuweilen bis zu Verhandlungen mit dem Auslande gegen den Landesfürsten ging, auffallen, war aber damals nichts ungewöhnliches. Die Rechte der altösterreichischen Stände waren bis zu Joseph dem Zweiten überhaupt weit größer als die, die allen modernen Kammern zustehn. Ein Bündnis gegen den Landesherrn war auch die „Generalzusammenkunft" der österreichischen und der ungarischen Stände vom Jahre 1452 gewesen, auf der die gewaltsame Befreiung des Ladislaus Posthumus aus der Gewalt des Kaisers Siegmund verabredet und dann auch wirklich durchgeführt wurde. Jedem Unbefangnen leuchtet ein, daß solche Zustände mit dem Wesen des modernen Staates absolut unverträglich wären, und daß sie jede Großmachtspolitik unmöglich machen würden. Erzherzog Ferdinand, der eben seine Länder wieder katholisch gemacht hatte, war der Habsburger, der das klar erkannte und entschlossen war, der Monarchie freien Raum zu verschaffen. Er fühlte sich durch sein religiöses Gewissen dazu berufen, sein Volk wieder katholisch zu machen, und überall stand ihm da die ständische Opposition entgegen, die in der letzten Zeit neue Kraft aus den Nachfolgestreitigkeiten im Hause Habsburg zog. Erzherzog Matthias war schon mit Waffenmacht gegen seinen Bruder gezogen, um sich die Nachfolge zu sichern, dann zerfiel er selbst mit seinen Brüdern, weil er sich nicht entschließen mochte, bei Lebzeiten seinen Nachfolger zu ernennen. Zwar kam es diesesmal nicht wieder zu kriegerischen Maßregeln, aber die später durch den Erzherzog Maximilian veranlaßte Verhaftung des Kardinals Klesel, des Ratgebers des Kaisers Matthias, zeigte deutlich, wie die Sachen standen. Endlich wurde Ferdinand zum Nachfolger bestimmt, fast einstimmig im Landtage zum König von Böhmen „angenommen" und einstimmig zum König von Ungarn gewählt. Kaum war er am 19. Juni 1617 zum König von Böhmen gekrönt worden, so begannen auch seine Anhänger mit der Gegenreformation. Die Entscheidung mußte schließlich zugunsten Ferdinands, der katholischen Stände und der Jesuiten ausfallen, weil diese genau wußten, was sie wollten, während die protestantischen Stände der Erbländer wesentlich Kirchturminteressen verfochten und den Ernst der Lage verkannten.

Die Entwicklung in Böhmen führte zu dem historischen Fenstersturz in Prag; das war „der Anfang und die Ursache alles folgenden Wehs." Böhmen stand in vollem Aufruhr gegen den Kaiser, der ein Jahr darauf starb. In Österreich und in Ungarn waren die Stände vollkommen mit den Böhmen einverstanden, konnten sich aber niemals zu gemeinsamem Vorgehn verbinden. Am weitesten gingen wieder die oberösterreichischen Stände, die sich abermals für souverän erklärten, sich mit den Böhmen verbündeten und Hohenfurt besetzen ließen, um den Zuzug des für Ferdinand in Deutschland angeworbnen Kriegs-

Digitized by Google

volkes zu verhindern. Die Böhmen wählten am 26. August 1619 den Kurfürsten von der Pfalz zum König; zwei Tage darauf wurde Ferdinand in Frankfurt einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt. Aber auf der Rückreise mußte er seinem immer gut rechnenden Freunde, dem Herzog Maximilian von Bayern, für dessen Beistand sämtliche Provinzen seines Hauses verpfänden und ihm die Rechte des Landesfürsten zusichern, sobald er einen Teil von Oberösterreich in seine Gewalt gebracht haben würde. Inzwischen hatten sich die Stände von Österreich, Ungarn, Mähren und Schlesien gegen ihn verbündet, die Niederösterreicher schickten den Freiherrn von Kufstein an die protestantische Union und beteiligten sich sogar an einer Gesandtschaft um Hilfe an den Sultan; Bethlen Gabor hatte sich Preßburgs bemächtigt, das Land wurde durch unerhörte Plünderungen und Verwüstungen heimgesucht, und schon ein Jahr lang wurde ein nichts entscheidender Krieg im südlichen Böhmen, in Mähren und Niederösterreich geführt. Aber Ferdinand war entschlossen, seine Existenz an die Sache zu wagen, und verhielt sich sogar gegen die Vermittlungsversuche Englands und Frankreichs ablehnend.

Herzog Maximilian näherte sich Ende Juli 1620 der oberösterreichischen Grenze und ließ den überraschten Ständen, die ihm Deputierte um Aufklärung entgegengeschickt hatten, in Linz durch Herrn von Wensin mit dürren Worten erklären, er komme, um sie zum Gehorsam und zur Huldigung zu zwingen. Er überschritt die Grenze am 24. Juli ohne Widerstand, erst bei Haag stieß er auf einige tausend Bauern, die den Weg mit Bäumen verrammelt hatten und vermeinten, damit die Greuel des Krieges von ihrem Lande abhalten zu können. Aber sie wurden bald auseinandergetrieben, und nun wüteten die „Strafbayern" in der unmenschlichsten Weise, bis Maximilian selbst auf die Beschwerden der Stände rücksichtslos dagegen einschritt und die Schuldigsten sogar ans Kreuz schlagen ließ. Darauf beruhigten sich die Bauern, Maximilian erschien schon am 31. Juli vor Wels und lehnte jede Unterhandlung mit den Ständen ab, die gänzlich entmutigt Linz übergaben und am 20. August die vorläufige Huldigung leisteten und dem Bündnis mit Böhmen entsagten, ohne irgend eine Zusicherung in bezug auf die Religionsübung erreicht zu haben. Von den Bauern waren die Stände aus naheliegenden Gründen nicht unterstützt worden. Der Widerstand in Niederösterreich dauerte fort, die Stände wählten am 1. August in Retz den König von Böhmen als ihren Schutzherrn und verpflichteten sich durch einen Eid zum treuen Festhalten. Ende August rückte Maximilian in Niederösterreich ein, und zugleich erschien ein Patent Ferdinands, das dreiunddreißig Angehörige der edelsten Geschlechter des Landes, die in Retz den Eid geleistet hatten, des Lebens und des Vermögens verlustig erklärte.

Die Entscheidung über alles brachte in wenig Stunden die Schlacht am Weißen Berge am 8. November, wo nicht nur die böhmische Königsherrlichkeit Friedrichs in nichts zerrann. Ferdinand war unerbittlich, und seine jetzt machtlosen Gegner hatten nicht nur mit der Ungnade des beleidigten Herrschers, sondern auch mit der Härte des religiösen Feindes zu rechnen. Die oberösterreichischen Stände schienen darüber noch in einer großen Täuschung befangen

Digitized by Google

zu sein, denn sie schickten einen Gesandten an Maximilian mit der Bitte, es möge mit den gegen einzelne Standesgenossen eingeleiteten Prozessen eingehalten werden. Die Antwort lautete derb abweisend, und als die Stände trotz Maximilians Verbot die einlaufenden Steuern weiter zur Bezahlung der von ihnen während des Aufstandes gemachten Schulden verwandten, erfolgten von Wien aus Achtserklärungen. Die Mehrzahl derer, die die Huldigung verweigert hatten, floh, die Zurückgebliebnen wurden verhaftet. Eine Bittschrift an den Kaiser hatte keinen Erfolg, die Güter der Rebellen wurden eingezogen. Bei denen, die im Lande geblieben waren, ging man später milder vor und begnügte sich mit hohen Geldstrafen. Helmhold von Jörger wurde zum Tode verurteilt, doch unterblieb auf Verwendung einflußreicher Verwandter die Hinrichtung. Er starb 1623 im Gefängnis, sein Vetter Karl von Jörger in demselben Jahre im Kerker zu Passau. Eine ganze Reihe von Namen der glänzendsten Adelsgeschlechter verschwand aus der oberösterreichischen Geschichte.

(Schluß folgt)

Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste

Von Ludwig Kemmer in München

(Fortsetzung)

In den einundsiebzig Strandungsfällen, die sich zwischen 1720 und 1744 an der ostfriesischen Küste ereigneten, erhielten die Berger zweiunddreißigmal ihr Drittel des Strandgutes. Die Güter, von denen sie ihren vollen Anteil erhielten, waren meist nicht besonders wertvoll. Ihr Anspruch auf den dritten Teil der Waren in natura wurde nicht immer berücksichtigt, auch der Bruchteil mußte sich Verkleinerungen gefallen lassen. Manchmal wurde bei der Verteilung der Güter, wie es scheint, individualisiert, so erhielten von 2400 Apfelsinen und Zitronen, die 1730 auf Juist geborgen wurden, die Berger nur ein Achtel, die übrigen sieben Achtel der Fürst, ein andermal, als eine Ladung Wein gestrandet war, wurden vor der Teilung Sekt und Rheinwein für den Fürsten vorweggenommen und nur die geringern Weinsorten verteilt. In andern Fällen wurden die Güter in drei Teile geteilt, zur Vermeidung einer Ungleichheit losten die Vertreter der Regierung und die Insulaner, den übrigen dritten Teil erhielt der Eigentümer des Gutes. Erhob dieser keinen Anspruch, so erhielt der Fürst zwei Drittel, wovon er einen Teil der Armen-Strandkasse zuzuweisen pflegte. Doch wurde nicht selten auch dann, wenn der Eigentümer bekannt war und seine Rechte vertrat, zugunsten des Fiskus bei der Verteilung individualisiert. So blieb von einigen Fässern Wein und Branntwein, die 1737 auf Juist geborgen wurden, dem Eigentümer, einem

Digitized by Google

Hamburger, nur ein Drittel des Branntweins, je ein Drittel Wein und Branntwein erhielten die Berger, ein Drittel Branntwein und zwei Drittel Wein fielen dem Fürsten zu. Wurde der Eigentümer durch einen geschickten und energischen Mandatar vertreten, so fiel die Verteilung günstiger für ihn aus. Er erhielt dann gegen Bezahlung der Bergearbeit und eine meist nicht gering bemessene Rekognition, die der „Hofstaat" und der Armen-Strandkasse zukam, die Waren in natura zurück. Die Grundlage dieser Vergleiche war gewöhnlich der Gedanke, daß der Eigentümer nur auf ein Drittel seines Gutes Anspruch hatte. Bei der Unordnung, die auf den Inseln herrschte, wickelten sich diese Geschäfte nicht immer glatt ab. So erhielt ein Amsterdamer zwar sein Drittel und auf Grund eines Vergleichs das Recht, die dem Landesherrn und den Bergern zukommenden zwei Drittel gegen Erlegung „des bestimmten Werthes," im besten Falle also für die Summe, die er bis dahin auf die Waren verwandt hatte, loszukaufen. Allein die Insulaner hatten sich ihre „Portion" schon in natura angeeignet und zum Teil veräußert. Die Regierung rügte das eigenmächtige Verfahren der Insulaner, doch konnte sie ihnen nur befehlen, die noch nicht verkauften Waren dem Eigentümer „für den bestimmten Preiß" heimzugeben. Bei der Strandung einer Ladung Wein und Gewürze erhielten die Berger den dritten Teil des Weines in natura, „außgenommen den Seet und Rheinwein." Diese reservierten Güter fielen mit einem Teile der übrigen zwei Drittel der Gütermasse dem Fürsten zu. Ein Teil von den zwei Dritteln wurde verkauft, von dem, was daraus gelöst wurde, erhielt der Eigentümer deductis deducendis die Hälfte, 174 Gulden 7 Stüber, die andre Hälfte floß in die Armenkasse. Bisweilen wurden auch verschiedne Waren einer Ladung verschieden behandelt. So wurde, als im Jahre 1733 ein mit Indigo, Tabak und andern Waren befrachtetes Schiff bei Norderney strandete, „in Ansehung des Indigo mit dem Mandatario auf 800 fl. accordiret," die zur Armen-Strandkasse flossen. Die übrigen Waren wurden verkauft und zwei Drittel des Erlöses eingezogen. Ob das übrige Drittel den Bergern oder dem Eigentümer zufiel, ergibt sich aus den Akten nicht. „In Ansehung des Berger Antheiß aber ist an die Beamte zu Berum rescribiret worden, daß obgleich die Mandatarii der Insulaner auf Norderney um ½ der geborgenen Güter angehalten hätten, ihne solches jedoch abgeschlagen und bedeutet sei, daß sie bei diesem Vorfall mit einem billigen Berge-Lohn an Gelde, zufrieden sein müsten, und mit 1000 fl. ostfr. sich begnügen könten."

Der Landesherr betrachtete die determination des Anteils der Berger als sein Recht, „als wornach beständig auch bei größern Strandungen verfahren sei." Als im Jahre 1739 bei Norderney ein Schiff mit Leinen, Tischzeug, Garn, Wachslichtern und andern Waren gestrandet war, schloß die Regierung mit dem Mandatar der Eigentümer einen Akkord, wonach der Fürst und die Strandkasse zweitausend Reichstaler und die geborgnen Wachslichter in natura erhielten, und dem Mandatar gegen Erlegung von hundert Dukaten an die regierende Fürstin dreißig der besten Garnituren des damastnen Tischzeugs von der Masse überlassen wurden. Von dem Reste bekamen die Berger ein

Digitized by Google

Drittel, die Eigentümer zwei Drittel. Die Bergekosten für das Schiff und das Geräte wurden vom Landesherrn festgesetzt, „damit Insulani nicht zuviel nehmen durften." Der Mandatar mußte noch hundert Dukaten und die Sporteln zahlen. Die Insulaner wurden noch dadurch verkürzt, daß die Regierung von dem Anteil der Berger siebenhundert Taler für den Kirchenbau zurücklegen ließ. Von einem Teile dieser Ladung, der am Strande des Berumer Amts geborgen worden war, beanspruchte der Landesherr ein Drittel, während die übrigen zwei Drittel dem Mandatar der Eigentümer überlassen wurden. „Als Beamte solches einsenden solten, remonstrirten sie wie es von jeher gebräuchlich gewesen, daß sie mit den Bergern aequalem partem gezogen und bathen da die Strandportionen einen Teil ihres Salarii ausmachten ihnen auch ihr Anteil von dem Leinen zufließen zu laßen. Hierauf rescribirt, wie vermöge älterer und neuer Strandungs Acten weder in frühern noch gegenwärtigen Zeiten, den Bergern und den an derselben portion teilhabenden Beamten und Gerichts Bedienten niemals selbst bei Strandungen an den Inseln der dritte Teil fest und positive eingeräumet und zugestanden worden, sondern wie durchgängig vornehmlich bei großen Strandungen das ihnen zugeflossene quantum den befundenen Umständen nach variiret habe, und die LandesHErrn sich nie der Determination dieses quanti begeben hätten und wie noch weniger die Strandungen und Berglohn wegen der an den Deichen angetriebenen oder in dem Haft (?) gefundenen Güter mit den Strand und Bergungen auf den Inseln parificiret worden." Die gestrandeten Schiffe, die noch abgebracht werden konnten, die Schiffsgeräte und das Privatgut des Schiffers und der Matrosen wurden „gegen billiges Berglohn" dem Schiffer zurückgegeben. Die Regierung wachte darüber, so gut sie konnte, und „moderirte," wenn es not tat, die Forderungen der Berger. Strandgut geringen Wertes erhielten die Insulaner unverkürzt, so einmal verdorbnen „Raapsamen," ein andermal naß gewordnen Tabak.

Natürlich suchten sie sich für die Verkürzung ihres Anteils, die fast zur Regel wurde, schadlos zu halten. So kam es bei den Strandungen zu Raub und Diebstahl. Ihr Anspruch stützte sich auf die Seeusancen der Hansestädte, die als einförmigen Lohn für die meist mühsame und gefahrvolle Arbeit der Berger ein Drittel des geborgnen Gutes festsetzten, sodaß der Bergelohn bald überreich und bald karg ausfiel. Der Regierungsrat Grems, der in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts das Amt Norden verwaltete, bespricht diesen Punkt in einem Bericht an die fürstliche Regierung folgendermaßen: „Bey kostbaren und wenig Mühe erfordernden Stücken, scheint die Forderung des dritten Theils, insonderheit in Absicht Derer, die den Verlust leiden, unbillig zu seyn. Ich bin auch, soviel mich betrift, mit dem principio, quod afflicto non sit addenda afflictio, einstimmig: Hingegen wird in gnädigste Consideration zu ziehen seyn, daß die Insulaner mit dem dritten Theil zufrieden seyn müssen, wenn solcher auch den wenigsten Theil ihrer Arbeit bezahlen könte. . . . Solten die Insulaner in dem Berglohn ihrer Meinung nach zu sehr bekürtzet werden, muß man besorgen, daß sie bey gefährlichen Umständen, und harten Sturm-Wetter, da es mannichmal auf ihre Schiffe

Digitized by Google

und Leben ankommt, bey Strandungen nicht so ernstlich zugreiffen auch Menschen und Waaren retten werden. Und obgleich der Insulaner Pflicht mit sich führet, in Schiffsbruchs- und Strandungs-Fällen nach Möglichkeit zu bergen; so ist doch leicht zu ermessen, was in Gefahr und Nothfällen, worin die äußerste Kräfte anzuspannen sind, unter der Aufsicht eines Vogts an einem öfters nicht abzusehenden sich weit extendirenden Strand mit unwilligen Arbeitern und Helfern zu salviren stehe."

Als im Spätherbst 1744 Ostfriesland unter die preußische Regierung kam, wurde zwar, vermutlich um die Assimilation des neuen Landesteils nicht zu erschweren, nicht sofort die treffliche, seit 1743 auch am pommerschen Strande geltende Strandungs-Ordnung für das Königreich Preussen vom 10. November 1728 eingeführt, doch wurde der harte ostfriesische Strandbrauch gemildert. Das Strandgut wurde auch jetzt noch in drei Teile geteilt, aber der Begriff der Strandfälligkeit wurde eingeschränkt. Die Güter eines Schiffes, das wieder flott wurde, galten nicht als strandfällig. Die Insulaner erhielten für ihre Bemühungen um ein solches Schiff nur einen von der Regierung bemessenen Bergelohn. Der Grundsatz, von dem die preußische Verwaltung geleitet wurde, geht aus einem 1760 erfolgten, den Anspruch der Insulaner auf das Drittel des Strandguts in natura zurückweisenden Bescheid der ostfriesischen Krieges- und Domainen-Cammer hervor. Es heißt darin, „daß die Insulaner nie ein Recht hätten, ⅓ in natura zu praetendiren; der gemachte accord auch gantz billig sei, zumahl S[t] (?) K. Maj. das Strand-Recht überhaupt nicht nach der äusserstten Rigeur, außgeübt wissen wollen." Gewöhnlich teilte die Regierung die Summe, womit der Mandatar der Eigentümer die Güter auslöste, mit den Bergern. Die Ansprüche der Insulaner auf ein Drittel des Strandgutes und besonders auf ein Drittel in natura wurden regelmäßig zurückgewiesen. Wollten sie sich nicht zufriedengeben, so wurde ihnen angedroht, daß sie ein Kommando auf ihre Kosten zum Gehorsam bringen solle. Die Strandvögte auf den Inseln waren den Insulanern gegenüber machtlos und konnten den Fiskus nicht vor Schaden schützen. Traf einer die Insulaner bei Strandiebstählen, oder fand er bei Visitationen Strandgut in ihren Häusern, so begegneten sie seiner Aufforderung, das Gut abzuliefern, mit Hohn und Drohungen. Sie zogen die Glocke, riefen dadurch die Gemeine zusammen und verteilten die „Strandportionen." Und wer wollte ihnen nachweisen, daß das verteilte Gut nicht aus einer Tiefe von zehn Faden geborgen sei? Nach der Strandungsordnung des Fürsten Georg Albrecht vom 11. Februar 1728 war aus solcher Tiefe geborgnes Strandgut freies Eigentum der Berger, wenn die Eigentümer es nicht zurückforderten. Diese „Verordnung wegen der Strandungen und gestrandeten Gühter auf der Insul Jüst, vom 11. Febr. 1728" vertritt mit trostloser Nüchternheit das fiskalische Interesse. Die Begriffe Retten und Menschenleben kommen darin nicht vor, es ist nur von der Bergung gestrandeter Güter die Rede. Eine Vergleichung der ostfriesischen, zunächst für Juist bestimmten, doch wohl auch auf den übrigen Inseln geltenden Strandungsordnung mit der nur neun Monate jüngern preußischen beleuchtet den Kulturunterschied, der die ostfriesische und die preußische Regierung im Jahre 1728 trennte.

Digitized by Google

Die ostfriesische Strandungsordnung schärfte den Insulanern ihre Pflicht, bei Strandungen zu bergen und in allen Angelegenheiten der Bergearbeit und des Strandguts dem Vogte zu gehorchen, mit strengen Worten ein, verbot „eigenmächtige Zusammenrottirung," das „Strand-Lauffen" und das Verschleppen der gestrandeten Güter bei fünfzig Gulden Strafe und bestimmte, „daß von denen Gütern, so außerhalb denen Watten auff der wilden See in Gegenden, weit vom Lande, und, wo bey der Ebbe, das Waßer zehn Faden tief ist, geborgen werden, wenn sich der rechte Eigenthumes Herr nicht meldet, die Bergere nur ¼ Theil an Uns herauszugeben gehalten, die übrige ¾ Theile aber für sich zu behalten, befugt, wann aber der rechte Eigenthums-Herr sich angiebet, von solchem ihrem ¾ Theile den einen dritten Theil demselben abfolgen zu lassen, schuldig seyn sollen: Sonsten aber, und wann die Güter näher am Strande oder wo das waßer bey Ebbe Zeiten unter zehn Faden tieff ist, oder auf den Watten geborgen worden, soll es nach dem ordinairem Strandrecht gehalten werden." Georg Albrechts Sohn, Karl Edzard, erneuerte diese Verordnung und bestimmte, „daß sie alle Jahr am Zweyden Feyertage des Christ-Festes auff der Insul Jüst von der Kantzel solle publiciret werden."

Für die preußische Strandungsordnung ist schon die Überschrift des zweiten Kapitels „Was für Præcautiones gegen die Strandungs-Gefahr zu beobachten" charakteristisch. Hier ist von dem Baakenwesen die Rede, von dem Wachdienste der Strandreiter, von den schweren Pflichten der Lotsen, die nicht das eigne Urteil, sondern nur das Gutachten der erfahrensten Seeleute auch bei offenbarer Todesgefahr von dem Zwange befreite, zur Führung eines in Not befindlichen Schiffes hinauszugehn. „AM Strande sollen die Strand-Reuter und (Lizent-)Cammer-Knechte sich bey aller Gelegenheit des Strandes so viel möglich erkundigen, die gefährlichsten Oerter wohl anmercken, auch insonderheit bey stürmigen Wetter den ihnen angewiesenen District fleißig bereuten, und da sie einige in Gefahr seyende Schiffe bemercken, alles mögliche thun, umb sie von der Strandung oder wenigstens von gefährlichsten Orten abzuhalten, mithin bey zeiten alles zu veranstalten, was zur Rettung der periclitirenden Schiffe, Menschen und Güter von nöthen und möglich ist." Übermäßig große Bergegelder, die von den Strandbewohnern mit den Schiffbrüchigen „unter der Bedrauung sie zu verlassen" vereinbart waren, brauchten die Geretteten nach einer Bestimmung des dritten Kapitels „Wie man sich bey ereignender Strandungs-Gefahr zu verhalten" nicht zu bezahlen.

Die bei einer Strandung anwesenden Strandbedienten waren verpflichtet, „das Bergelohn zur Stelle zu reguliren, und die verunglückte See-Leute mit denen Bergenden desfalls so viel möglich in der Güte zu vergleichen, auch pflichtmäßig dahin zu sehen, damit die arme nothleidende Leute nicht übersetzet, und mit unbilligen Unkosten beschweret werden." Das Bergegeld sollte so bemessen werden, „daß solches höchstens das dritte Theil des Werths der geborgenen Güter niemahlen übersteige." Beamte, die in den Dörfern gestohlnes Strandgut finden, sollen mit dem vierten Teile des Gefundnen belohnt, Stranddiebe und Strandräuber „an Gut auch Leib und Leben nach Bewandniß der Umstände" gestraft werden. Das geborgne Gut soll dem be-

Digitized by Google

der Strandung anwesenden Eigentümer gegen Bezahlung der Zollgebühren, des Bergelohns und der sonstigen Kosten übergeben, für den abwesenden oder unbekannten „Jahr und Tag" aufbewahrt werden. Erhebt innerhalb dieser Frist nach dreimaliger Bekanntmachung des Strandungsfalls niemand Anspruch auf das Strandgut, so soll es verkauft und „Seiner Königl. Majest. verrechnet . . . werden." Ob verspätete Ansprüche noch berücksichtigt werden sollen, entscheidet der König.

Die preußische Regierung hätte sich durch den Versuch, diese den bisherigen Gepflogenheiten so schroff widersprechende Strandungsordnung in Ostfriesland einzuführen, einen großen Teil der neuen Landeskinder zu Feinden gemacht. Schon die vorsichtigen Änderungen, die sie an dem ostfriesischen Strandbrauche vornahm, riefen bei den Inselfriesen nicht nur heftigen Widerspruch, sondern offnen Widerstand hervor, und nicht immer scheint sie in dem Kampfe mit den neuen Untertanen Siegerin geblieben zu sein.

Die in der preußischen Strandungsordnung enthaltne Bestimmung, daß die geborgnen oder am Strande gefundnen herrenlosen Güter zur Sicherung so bald als möglich nach der nächsten Lizentstadt gebracht werden sollten, wurde auch in Ostfriesland geltend gemacht. Die Regierung ordnete an, daß bei Strandungen die ganze Strandgutmasse, wenn der Eigentümer unbekannt oder nicht vertreten sei, nach Norden geschafft, hier öffentlich verkauft und zur Bezahlung des Anteils der Berger und der sonstigen Kosten verwandt werde. Der drohende endgiltige Verlust des schon unter der ostfriesischen Regierung viel umstrittnen Strandgutdritteils in natura erbitterte die Insulaner aufs höchste. Ein Versuch des Großkanzlers von Cocceji, die nach Aurich vorgeladnen Altmänner der Juister „zurechte zu weisen," blieb erfolglos. Als bald danach ein mit Eisen und Weizen beladnes Schiff auf Juist strandete, weigerten sich die Insulaner zu bergen, sodaß die wertvolle Ladung ganz verloren ging. Ob sie wenigstens die Besatzung retteten, ist aus den Akten nicht klar. Darauf soll nach einer Aufzeichnung des Dr. med. Wenckebach, der 1750/51 auf Juist war, den Insulanern durch einen Beschluß der ostfriesischen Kammer wieder erlaubt worden sein, „den $\frac{1}{3}$ Berger Anteil in natura auf der Insel zurück zu behalten." Dem widersprechen allerdings Kammerbescheide vom Jahre 1760, die den Anspruch der Borkumer auf das Strandgutdritteil in natura zurückweisen und dem Amtsverwalter Damm zu Norden in Aussicht stellen, „daß, wofern die Insulaner sich ferner wiederseßlich bezeigen mögten, ein Commando Sie auf ihr Kosten, zum Gehorsahm bringen solle." Es blieb bei dieser Drohung. Denn das gewaltige Ringen gegen halb Europa ließ Preußen zur Beseitigung der Willkür, die auf dem Strande des entlegnen Gebiets herrschte, keine Kräfte übrig.

So liegen auch unter der ersten preußischen Herrschaft schwere Schatten auf den ostfriesischen Inseln. Zu Anfang des Siebenjährigen Kriegs war in den Wintermonaten, wenn die Stürme den Strand mit Schiffstrümmern und Gütern deckten, auf Juist ein Soldat stationiert, um dem Strandvogt zu helfen, „die Insulaner bey denen Strandungen in Zaum zu halten." Der Vogt Oltmann Dircks auf Juist war den Übergriffen der Insulaner gegenüber

Digitized by Google

machtlos. Mehr als einen Mann konnte die Kriegs- und Domänenkammer zu Aurich, wie es scheint, zur Aufrechterhaltung der staatlichen Autorität nicht auf die Insel entsenden. Oltmann Dircks war nach dem Urteile des Amtsverwalters Damm „sehr ungeschickt und sehr versoffen." Damm läßt uns in einem Berichte, den er am 25. Januar 1770 der Kammer zu Aurich erstattete, einen tiefen und sehr unerfreulichen Blick in die Strandverhältnisse auf der Insel Juist tun. Es heißt in diesem Schreiben: „Gar seltene Exempel, wenigstens auf Juist, werden es gewesen sein, daß Prediger und Vogd in guter Harmonie gelebt haben, jeder hat seinen Anhang unter den Insulanern, und diese scheinen durch ihre Klatschereyen die uneinigkeit gerne zu stifften und zu unterhalten. Der Prediger will sowohl von dem Strande das seine, als der Vogd haben, die Strandportionen dererselben ist vorhin der gröseste Theil ihres Salarii gewesen. (Der Prediger bezog als festen Gehalt rund 30 Taler, der Vogt 19 Taler) .... vor die eine oder zwey Kühe haben sie kein Weidegeld, item wenn sie etwa ein Schaaf halten. Heu haben sie vor Zeiten auf der Insul Band genug machen und holen können. Lebensmittel sind auf dieser Insul äußerst theuer, da ihnen nichts zuwächst, als ein bisgen armseliger Braun-Kohl, und im Sommer haben sie Milch von ihren Kühen und Schaafen; Eyer Geld wird zwar von den Inf. bezahlt, aber es sind blutwenig VögelEyer dort zu finden, so gar glaube nicht mahl, daß ein Kind expreß darauff ausgehen wird, umb VögelEyer zu suchen.... Die Strand acta werden geben daß alles, was an dieser Insul getrieben, und keine Kauffmanns Waare gewesen, unter Prediger Vogd Kirch und Armen vertheilt, und dem Amtsverwalter Vor seine portionen, wann mahl ein brauchbahres Stück Holtz geborgen, solches am Deich gesanndt seye. Also ist es bey des Vogdts Bolenii Zeiten ohne den allergeringsten Widerspruch gehalten, obgleich dieser mit dem Prediger Boyunga auch eben nicht gut Freund war. Als man den wunderlichen Vogd aus Marjenhar, weil man dorten oder vielmehr niemand mit Ihn fertig werden könndte, den Oltmann Direks mir auff der Juist zum Vogd hinsanndte, meinete derselbe: alles gehöre Ihm, was er nur sahe. Er war in beständigen Streite mit dem Prediger und Insulanern zu meinem gröseten Verdruße. Alles was ich auch that umb Sie auszusöhnen war vergeblich. Oltman war blutarm, ich declarirte, daß wann eine Emder See Tonne, oder andere, oder Dryff Baacken geborgen wurden, ich keine 10 portionen, sondern nichts mehr dann der Prediger oder der Vogd verlangte, und also ist es vor dieses Vogdts (Feldhausen) Zeiten, nämlich als Olt: Dirks Vogt war, gehalten. Der Prediger Boyunga ist über diese mit dem Oltmañ gehabte offtere Verdrieslichkeiten, so Ihn äußerst chagrinirten mit Tode abgegangen, und als Oltman einen Schiffer Marcus Godbergs muhtwilliger weyse mit seinen Leuten umkommen laßen, weil Er kein Pfehrd hergeben wollen, die Leute zu retten, obgleich der Prediger Vechtman u die Insulaner Ihn gebeten u vor das Pfehrd einstehen, auch einer damit an das etwa auff 40 Schritte von Ihnen liegende Schiff reiten wolte: So gerieht Er in inquisition, es waren schon eine große Menge Zeugen abgehöret, welche alle gegen Ihn ausſagten: es wurde Ihm angst; er reisete auff Aurich, und möchte mercken, daß es sehr

Digitized by Google

windig für Ihm aussah; Er kahm in Norden u wolte nach Juist gehen, u starb zu rechter Zeit. Nachher ist Feldhausen Vogd geworden, auch dieser u der Prediger scheinen die beste Freunde nicht zu seyn. Zur Probe, und daß der Prediger allerdings eine decision verlange, lege deßen Bericht d. d. 10. Jan: allerunthgst an. Daß der Mastbaum, deßen in diesem Schreiben erwehnet wird wieder fortgetrieben, solches wird dem Vogd eben so leyd, als dem Prediger thun. In der unvermuhteten und gantz außerordentlichen hohen Fluht von 4 auff d. 5ten Jan: soll dieser Mastbaum weggetrieben seyn."

Das erwähnte Schreiben des Predigers vom 10. Januar habe ich nicht gefunden. Ein an Damm gerichtetes, mit diesem Berichte vielleicht identisches Schreiben des Predigers Leiner vom 18. Januar enthält die charakteristischen Sätze: „Nun hat der Voigdt diesen Winter schon 3 Emder Seetonnen, mit Kette gebogen, so wie vor zwey Jahr einen, ein schön accident, wenn er es so behalten wird. ich denke aber, daß Ew. Wohlgeb: ihm ein anders erklären werden . . . Der neulich gestrandete herrliche Mast ist wieder fort, da er doch so schön ohne Pferde und Wagen hätte aufs land gebracht werden können, er sol unten, wie eine Saltztonne dick und über 50 Fuß lang gewesen seyn. . . . P. S. ich verlange recht nach denen Zeitungen. Die holländischen halten Ew. Wohlgeb. wohl nicht, sonst möchte mir selbige gleichfals gehorsamst ausgebeten haben." In seinem Rechtfertigungsschreiben wirft der Vogt Feldhausen dem Amtsverwalter Damm vor, daß er alles für sich beanspruche. Die Tonnen fielen nicht unter das Strandrecht, da die fünf Taler, die die Stadt Emden für eine geborgne Seetonne zahlte, nur ein Arbeitslohn seien. Die von Damm befohlne Verteilung der sogenannten Kleinigkeiten unter den Amtsverwalter, den Prediger, den Vogt und die Kirche beeinträchtige ihn bei seinen geringen Einkünften sehr. Er zählt die Anteile des Amtsverwalters und des Predigers auf und klagt: „ . . . . ich kann nicht absehen wie der Amtsverwalter und Prediger ein mehres praetendiren können, wenn ein Vogt auf der Insul Juist mit seiner Familie Ehrlich bestehen soll, außer meinen geringen gehalt Von 19. rthlr. kan ich jährlich meine Gerichtsgebühren auf keine halbe Pistahle baares Geld rechnen, und alles was ich Von denen Streitigen Kleinigkeiten seit anno 1765. habe machen können beträget jährlich nicht einmahl 10. Rthlr." Der Vogt verdient auf Juist mit Hökerwaren bei weitem nicht so viel wie auf Norderney und Borkum, „weil Juist nicht an der Paßage lieget, so daß frembde Schiffe daselbst anlanden und ihre provision einnehmen können, auch fast alle Einwohner Schiffer und kaum ¼tel vom Jahre zu Hause sind, und wenn sie zurückkommen fast alle Höckerwaaren die sie daß jahr durch nöthig haben selbst mitbringen." Der Amtsverwalter gründet seine Ansprüche auf den zu den Zeiten des Vogts Bolenius auf Juist üblichen Verteilungsmodus, nach dem bei Strandungen der Amtsverwalter neun, der Pastor zwei, die Kirche und die Armen ebenfalls zwei, der Vogt drei Portionen erhalten sollten, das Treibholz „von etwaigen Werth" ebenfalls zur Verteilung kam und nur „alt Teich Holz einige wenige Stücken" dem Vogte zufielen. Schlimm ist der Vorwurf, den der Amtsverwalter gegen den Vogt erhebt: „Es wehen wohl Sand Dünen, aber kein so kostbahres Hauß in 4 Jahr auf Juist zusammen." Da

Digitized by Google

die Umfrage, die die Kammer bei den Strandbeamten anstellt, ergibt, daß auf Borkum nach der „Borkommer Rolle oder Ordinantz am 14. Novembres 1682" „Von Wracken" der Vogt vier, der Pastor und der Schulmeister je zwei Teile, die Kirche und die Armen und alle übrigen Insulaner einen Teil bekamen, das der Gemeinde zukommende Wrackholz gegen eine Pachtsumme von zehn holländischen Gulden, die Kleinigkeiten aber ohne Entgelt dem Vogte überlassen wurden, auf Langeoog der Vogt eine doppelte Portion erhielt, das übrige Strandgut unter die Haushaltungen verteilt wurde, auf Spiekeroog Prediger und Vogt je eine doppelte Portion erhielten, die Insulaner den ihnen zufallenden Rest, der die Mühe des Verteilens nicht lohnte, der Kirche schenkten und die Beamten auf die Kleinigkeiten fast ausnahmslos „gäntzlich renunciiret" hatten, so gibt die Kammer, in der Hauptsache nach der Borkumer Rolle, dem Amtsverwalter am 13. Juni 1771 folgenden Bescheid: „Von gestrandeten See Tonnen soll niemand, als der solche birget und dazu hilft, participiren. Von altem Holtz und anderen Kleinigkeiten, nemlich von Wracken, Pfahlwerck, Brettern, Rudern, Schwerdten, Stücken Seegel Tuch, Tau und altem Eisenwerck die nicht reclamiret werden, auch der Mühe nicht verlohnen, daß man sie zum besten der Armen-Strand-Casse verkauffet, könnet Ihr gleichfals nicht profitiren, weilen deren geringer werth nur eine Vergeltung der daran verwandten Mühe ausmachet und zum Soulagement des Vogts und insulaner gereichet. Wenn solches aber eine Quantität ausmacht, so sollen davon allein der Prediger, Vogt, Schulmeister, die Kirche, die Armen und die Haushaltungen welche zum Bergen behülflich gewesen, ihre Portiones erhalten. Werden hingegen einzelne kleine Stücke so nur zum Brennen gebraucht werden können, geborgen, so soll entweder der Vogt oder auch derjenige Insulaner solche erhalten, der selbige wegtragen kann und will, ohne sie zu zerhauen. Damit aber unter dergleichen geborgenen Kleinigkeiten, welche wie vorgedacht, von denen Insulanern getheilet werden sollen, keine neue oder importante alte Sachen untergeschlagen werden, und Ihr allenfalls deshalb eine Untersuchung anstellen könnet: So ist unser allgdster Wille, daß solche Bergungen, ehe zur Theilung geschritten wird, Euch zuförderst gemeldet werden sollen."

Der Streit zwischen den Strandinteressenten war geschlichtet, aber der Friede war nicht hergestellt. In einem Berichte vom 28. September 1772 beschwert sich der Amtsverwalter bei der Kammer über das grobe Betragen des Vogts. Er stellt der Kammer anheim, die Kosten für Fuhren usw. bei Kleinigkeiten von dem ganzen Ertrage abzuziehen, und begründet seinen Antrag mit den Worten: „Des Juister Predigers größester Theil seines Salarii sollen eigentlich die Strandportiones ausmachen, und Kirche und Armen auf der Iüist haben keine andere Einkünffte als das wenige KlingbeutelGeld, und was der Strand einträgt. Wolte nun der Amtsverwalter von solchen Strandungen Seine zehn Theile fodern, wenn der Vogdt zuforderst von dem Ganzen, ohn gefer die Helffte an Kosten abgezogen, So würden der Prediger und Kirche und Armen, ein sehr geringes erhalten." Es wurde auch am Ende des achtzehnten und in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts nicht Friede auf den Inseln. Das fremde Gut brachte den Insulanern kein Glück. Der alte Kampf der Berger um ihr Strandgutdrittel in natura dauerte

fort. Da die Regierung nach vorübergehenden Zugeständnissen immer wieder den Transport des Strandguts nach Norden anordnete und die Insulaner zur Bezahlung eines Drittels der Transportkosten heranzog, wurde der Anteil der Insulaner stark vermindert. Für die Arbeit, die ihnen aus dem Bergen und dem Wiedereinladen des Strandguts erwuchs, und für die Kosten des Transports nach Norden bot das seit 1781 durch den Abzug von zehn Portionen für die ostfriesische Kriegs- und Domänenkammer geschmälerte Drittel des Reinertrags, das ihnen nach dem Verkaufe der Strandgüter zugewiesen wurde und nicht selten nur ein Viertel war, nach ihrem Ermessen besonders bei „kleinen unerheblichen Strandungen" keine Entschädigung. So erhoben sie mit lauten, zornigen Worten Protest auf Protest gegen die Schmälerung ihres Rechts. Sie machten es der Regierung sehr schwer, die vorsichtige Haltung, die sie gegenüber dem ostfriesischen Strandrechte beobachtete, beizubehalten. Die Hauptaufgabe der preußischen Regierung, die Angleichung des neuen Preußenlandes an das alte, gebot ihr die Schonung eines Brauchs, der so fest in dem zähen Volkstum Ostfrieslands wurzelte. Der Notwendigkeit, das Zusammenwachsen des neuen Landes mit Altpreußen zu fördern und vor Störungen zu bewahren, mußte der Wunsch, die Strandungsordnung, womit das damalige Preußen seiner Zeit vorausgeeilt war, nach Ostfriesland zu übertragen, zunächst weichen. Dennoch bekämpfte die neue Regierung das rückständige ostfriesische Strandrecht mit einer Zähigkeit, die der seiner Verteidiger gleichkam. Die Verfügungen, daß das Strandgut nicht auf den Inseln in natura verteilt, sondern nach Norden geschafft, verkauft und in Geld verteilt werden solle, daß die Insulaner das geborgne Strandgut wieder einladen und einen Teil der Kosten des Transports tragen sollten, die allmählich zur Regel werdende Gepflogenheit, nicht den wirklichen Wert des Strandgutes zu beanspruchen, sondern mit dem Eigentümer eine Art Lösegeld zu vereinbaren, dessen der Armenstrandkasse und den Bergern zufallende Hälften weit geringer waren als ein Drittel der Masse, endlich der Anspruch, den die ostfriesische Kammer auf zehn Portionen des Anteils der Berger erhob, all diese Änderungen, die die Strandguternte allmählich zu einem oft kaum mehr der mühe- und gefahrvollen Bergearbeit entsprechenden Arbeitslohne herabdrückten, scheinen darauf berechnet gewesen zu sein, die wirtschaftliche Bedeutung der Strandguternte unter möglichst weitgehender Schonung der Form des Brauchs allmählich zu vermindern, zugleich aber die Ersetzung des Strandgutdrittels durch einen Bergelohn und damit die Einführung der preußischen Strandungsordnung vorzubereiten. So scheinen auch die Insulaner das Vorgehen der Regierung aufgefaßt zu haben, daher der laute Zorn, der aus ihren Protesten gegen die Eingriffe in ihr Strandrecht klingt. Es ist möglich, daß ihre zornigen Proteste Friedrich dem Großen noch in seinen letzten Lebensjahren zu Ohren kamen. Vielleicht waren es aber auch auf Vorgängen in Ostfriesland beruhende Klagen von Kaufleuten über Strandrechtsexaktionen an der preußischen Küste, die seine immer wache Sorge auf die in seinen alten Küstenprovinzen schon lange musterhaft geordneten Strandverhältnisse lenkten.

In einer die Kombination des Ostpreußischen Kommerzien- und Admiralitätskollegiums betreffenden Kabinettsorder d. d. Potsdam den 25. Juli 1783

Digitized by Google

spricht er sein Befremden aus, daß in dem miteingereichten Reglement gar nichts von der Strandung, „wenn nehmlich Schiffe, an einer Küste wie in Preussen stranden, und wie es dabey zu halten," erwähnt wird, und fährt dann fort: „Das ist aber eine nötige Sache und muß deren allerdings darin mit Erwehnung geschehen. Denn Ich will die, an einigen Orten, gebräuchliche übele Gewohnheit, daß wenn ein Schiff das Unglük hat, zu stranden, die KüstenBewohner, sich dessen sammt der Ladung, soviel sie davon, nur retten können, ganz und gar zueignen, und das unglükliche Schiffs-Volk nakend und blos, fortschiken, weder in Preussen noch in Pommern, gestatten; Vielmehr sollen die Leute an den Küsten schuldig und gehalten seyn, bey solchen Vorfällen, dem verunglükten Schiff, auf das schleunigste zur Hülfe zu kommen, und alle Menschmögliche Mühe anzuwenden, umb von den Güthern und Waaren aus dem Schiff, so viel zu bergen und zu retten, wie sie nur können, ohne das mindeste davon sich zu zueignen, sie sollen auch hiernächst, für die geleistete Hülfe, keine übermäßige Forderungen machen, sondern mit einer billigmäßigen Bezahlung für die Arbeit, sich begnügen, die obengedachtes Collegium reguliren kann."

Die Erhebungen, die darauf der Kanzler von Carmer durch die ostpreußische Regierung, das Kommerzien- und Admiralitätskollegium und den Königsberger Magistrat veranstaltete, ergaben, daß Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Kurland und Ostfriesland, trotz seiner Zugehörigkeit zu Preußen, noch das Strandrecht handhabten und durch preußische Retorsionsmaßregeln getroffen werden konnten. Auf die von der pommerschen Regierung gestellte Frage, ob der König durch seine Kabinettsorder die in seiner Deklaration der Strandungsordnung erwähnten Retorsionsmaßregeln aufgehoben wissen wollte, scheint jedoch keine Antwort mehr erfolgt zu sein. Auch ob und wie der Magistrat von Königsberg auf seinen Antrag, das Strandrecht in Kurland durch eine Konvention zu beseitigen, beschieden wurde, konnte ich nicht feststellen. Der müde König schloß die Augen. Am Strande des vom Stammlande so weit entfernten Gebiets an der Ems Ordnung zu schaffen, blieb andern Kräften und Zeiten vorbehalten. Doch ragt in die letzten Jahre des Königs noch der Beginn einer höhern Auffassung der Pflichten gegenüber dem mit der See ringenden Nächsten. Fast schien es, als sollte die musterhafte Strandungsordnung Friedrich Wilhelms des Ersten von seinem Sohne durch die Schaffung von Rettungseinrichtungen auf die Stufe unsrer Zeit erhoben werden, als der Kolberger Tuchmachermeister Ehrgott Friedrich Schaefer im Jahre 1784 seinem König ein Verfahren zur Rettung Schiffbrüchiger vorlegte und der greise Herrscher die Erfindung prüfen ließ. Doch damit waren der König und der Bürger ihrer Zeit vorausgeeilt.*)

*) Vergleiche den Aufsatz: „Zur Geschichte des Rettungswesens an der deutschen Küste" in Nummer 24 des Jahrgangs 1903 der Grenzboten.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Stellung unsrer Sanitätsoffiziere

Von Generalmajor z. D. von Gersdorff

Nächst dem Fortschritt der Wissenschaft hatten die blutigen Erfahrungen auf den Schlachtfeldern der Kriegsperiode von 1864 bis 1870/71 eine Reorganisation des Sanitätskorps nötig gemacht. So wurden denn dessen Verhältnisse durch die Allerhöchste Verordnung vom 6. Februar 1873 neu geregelt. Seitdem rangiert das deutsche Sanitätsoffizierkorps neben dem Offizierkorps. Hiermit ist die Gleichberechtigung der Sanitätsoffiziere mit den übrigen Offizieren des Heeres sanktioniert; trotzdem ist die Gleichstellung der Sanitätsoffiziere noch nicht in allen Stücken erreicht. Sie stehn, was ihre ökonomischen Verhältnisse und ihre Dienststellung anlangt, ihren Kameraden von der Waffe noch immer nach.

Die ökonomischen Verhältnisse der Sanitätsoffiziere sind zwar seit dem Erlaß dieser Allerhöchsten Verordnung vom 6. Februar 1873 wesentlich aufgebessert worden. So erhält ein Teil der Stabsärzte den Gehalt für Hauptleute erster Klasse, und die Regimentsärzte beziehn meist den Gehalt eines Majors. Aber ein großer Teil ist immer noch den Offizieren gegenüber im Nachteil, und bei der jüngst erfolgten Erhöhung der Gebührnisse der Oberstleutnants der Fußtruppen sind die ihnen im Range gleichstehenden Generaloberärzte, die als Divisionsärzte wirken, wiederum zu kurz gekommen.

In der Reichstagsitzung vom 11. März dieses Jahres wurde dieses Mißverhältnis durch den Abgeordneten Dr. Becker (Hessen) zur Sprache gebracht, der sich am Schluß dahin äußerte, es müsse eine solche Zurückstellung der Sanitätsoffiziere bei diesen den unerwünschten Eindruck aufkommen lassen, daß sie gewissermaßen als Offiziere zweiter Klasse angesehen und hiernach behandelt würden. Die Sanitätsoffiziere müßten im Rang und im Gehalt den aktiven Offizieren gleichgestellt werden.

Bei dem hohen Interesse, das alle Kreise an der Gewinnung der besten Ärzte für die Armee nehmen müssen, kann man sich der Forderung des Abgeordneten Becker nur anschließen. Man bringe hiergegen nicht vor, der Sanitätsoffizier sei auf seine Privatpraxis neben seinen Gehaltsansprüchen angewiesen. Nur wenig Sanitätsoffizieren ist es zurzeit möglich, sich eine private Praxis zu schaffen. Hieran hindern sie meist die starke Beschäftigung im Dienst, vielfache und länger andauernde Abwesenheit aus der Garnison und die häufigen Versetzungen.

Wie gegenwärtig die Gehaltsverhältnisse unsrer Sanitätsoffiziere gegenüber denen der übrigen Offiziere beschaffen sind, geht aus folgendem hervor: Das preußische Sanitätsoffizierkorps hat nach dem Etat eine Generalleutnant- oder Generalmajorstelle, 18 Oberststellen, 37 Oberstleutnantstellen, 335 Majorstellen,

Digitized by Google

431 Hauptmannstellen, 393 Oberleutnantstellen, 500 Leutnantstellen. Von den 18 in Oberststellungen aber erhalten nur 9 einen dieser Stellungen entsprechenden Gehalt von 7800 Mark, 9 andre müssen sich mit 7200 Mark begnügen. Während sämtliche Majors als Bataillonskommandeure jährlich 6000 Mark Gehalt erhalten, haben die Sanitätsoffiziere von entsprechendem Rang nur zur Hälfte 5850 Mark, zur andern Hälfte 5400 Mark jährlichen Gehalt.

Es ist ferner einleuchtend, daß ungünstige Beförderungsverhältnisse auf die wirtschaftliche Stellung einer Berufsklasse einwirken müssen. Wie steht es aber mit dem Avancement im Sanitätskorps? Auf etwa 1700 Sanitätsoffiziere fällt nur eine einzige Generalstelle. Auf etwa 1650 fallen nur 18 Oberststellen. Auf etwa 1550 Sanitätsoffiziere nur 37 Oberstleutnantstellen; mit dem Generaloberarzt im Rang eines Oberstleutnants fängt aber erst die höhere Laufbahn im Sanitätskorps an, und ebenso die volle Zulänglichkeit der Pension. Eine Gleichstellung der Sanitätsoffiziere könnte man durch die nachfolgend skizzierten Änderungen des Etats erreichen, wobei wir bemerken, daß die durch sie hervorgerufne Mehrbelastung des Etats etwa 300000 Mark jährlich betragen würde.

Der an der Spitze des Sanitätskorps stehende Chef dürfte entsprechend der Bedeutung der unter ihn gestellten Institution für die gesamte Armee Anspruch auf den Rang und die Gebührnisse eines kommandierenden Generals, auch nach Analogie andrer Chefs, zum Beispiel der des Ingenieur- und des Pionierkorps und der Landgendarmerie, erheben können. Einige Generalleutnantstellen müßten zur Unterstützung des Chefs in der Leitung und in der Inspektion der Sanitätsanstalten eingerichtet werden. Die jetzt vorhandnen 18 Oberststellen, die meist die als Korpsärzte wirkenden Generalärzte einnehmen, müßten in Generalmajorstellen mit entsprechendem Gehalt verwandelt werden, ebenso wenigstens die Hälfte der Stellen der Divisionsärzte, die zurzeit von Generaloberärzten mit dem Rang eines Oberstleutnants besetzt sind, in Oberststellen. Die übrigen Divisionsärzte sind, was ihre Gebührnisse anlangt, den Oberstleutnants gleichzustellen. Sämtlichen Sanitätsoffizieren in Majorstellen (Oberstabsärzten) ist der volle Bataillonskommandeurgehalt zu bewilligen; die Gehaltsstufen, wie sie bisher innerhalb des Gehalts der Oberstabsärzte beliebt wurden, müssen in der Zukunft wegfallen. Hinzugefügt sei noch, daß sämtliche freie Oberarztstellen durch Beförderung von Assistenzärzten besetzt gehalten werden müßten, damit diese möglichst schnell den höhern Gehalt erreichen.

Mit der Erfüllung dieser hier bezeichneten Wünsche wäre die ökonomische und die rangmäßige Gleichstellung der Sanitätsoffiziere mit ihren Kameraden von der Waffe nach Möglichkeit erreicht.

Unabhängig von dem hier vorgeschlagnen Ausbau bedürfen die speziellen Rechte und Gerechtsame der Sanitätsoffiziere, die mit ihrer Dienststellung zusammenhängen, einer bessern Regelung. Dies betrifft vornehmlich die Befugnis zur Urlaubserteilung, die Disziplinarstrafgewalt und das Recht auf Ehrenbezeugungen.

Die Befugnisse der Sanitätsoffiziere, den unter sie gestellten Sanitätsoffizieren Urlaub zu bewilligen, ist bisher wie folgt geregelt: der Generalstabs-

Digitized by Google

arzt der Armee (Generalleutnant oder Generalmajor) erteilt drei Monate Urlaub, der Korpsarzt (Oberst) einen Monat, der Divisionsarzt (Oberstleutnant) sieben Tage, der Regimentsarzt (Major) vierzehn Tage.

Hieraus ist der Widerspruch erkennbar, der darin liegt, daß der im Range höher stehende Divisionsarzt eine niedrigere Befugnis hat als der im Range niedriger stehende Regimentsarzt. Ein Austausch beider Kompetenzen entspräche dem militärischen Bedürfnis. Unter die Disziplinarstrafgewalt der ärztlichen Vorgesetzten fallen „alle gegen ihre Autorität begangnen Vergehn, ingleichen die Verstöße gegen Vorschriften, die für den Dienst der Krankenpflege gegeben sind." Diese Strafgewalt erstreckt sich auf die Sanitätsoffiziere und auf das Sanitätsunterpersonal. Und zwar hat der Generalstabsarzt der Armee die Disziplinarstrafgewalt eines Divisionskommandeurs, der Korpsarzt die des Regimentskommandeurs, der Divisionsarzt die eines nicht selbständigen Bataillonskommandeurs. Diese drei militärärztlichen Vorgesetzten sind befugt, sowohl die Sanitätsoffiziere wie das Sanitätsunterpersonal ihres Dienstbereichs mit Disziplinarstrafen zu belegen. Der Chefarzt eines Lazaretts hat die Disziplinarstrafgewalt eines nicht detachierten Kompagniechefs doch nur gegenüber dem Sanitätsunterpersonal. Es hat also weder der Regiments- noch der Bataillonsarzt irgendwelche Disziplinarstrafgewalt, die Chefärzte der Lazarette, gleichviel welchen Rang sie bekleiden, nur gegenüber dem Sanitätsunterpersonal die geringe Disziplinarstrafgewalt des Kompagniechefs.

Eine Erweiterung der bisherigen Disziplinarstrafgewalt der militärärztlichen Vorgesetzten in folgenden Richtungen scheint der Billigkeit zu entsprechen. Zunächst müßte den Regiments- und den Bataillonsärzten die ihrem Rang entsprechende Disziplinarstrafgewalt verliehen werden. Die Disziplinarstrafgewalt der militärärztlichen höhern Vorgesetzten wäre allgemein auch auf die unter sie gestellten Sanitätsoffiziere auszudehnen. Die Chefärzte der Lazarette müßten eine ihrem Rang entsprechende Disziplinarstrafgewalt erhalten.

Zur Hebung des militärischen Ansehens des Sanitätsoffizierkorps und zur Kräftigung der Disziplin würde es beitragen, wenn ihm eine Erweiterung des Rechts auf Ehrenbezeugungen eingeräumt würde, wie es andre Armeen ihren Sanitätsoffizieren schon längst zugestanden haben. Es ist nicht klar, aus welchen Gründen das disziplinär unter die Sanitätsoffiziere gestellte Sanitätsunterpersonal von der Verpflichtung enthoben ist, vor ihrem militärärztlichen Vorgesetzten Front zu machen, ein Honneur, das gewissermaßen das persönliche Verhältnis des Untergebnen zu seinem direkten Vorgesetzten bekundet. Auch dem Sanitätsoffizier in Generalsrang gebührte von den Wachen dieselbe Ehrenbezeugung wie dem General. Geschlossene Abteilungen sollten dem Sanitätsoffizier gegenüber zu denselben Ehrenbezeugungen verpflichtet sein wie dem Frontoffizier. Es mögen wohl dem Unbeteiligten die hier erhobnen Forderungen als nebensächlich erscheinen. Wer aber aus eigner Erfahrung die Verhältnisse im Heere kennt, wird andrer Meinung sein. Gerade solche scheinbaren Äußerlichkeiten haben für den Stand großen Wert. Nach ihnen wird von der Allgemeinheit seine Bedeutung bemessen.

Was nun die Erfüllung ihrer Ansprüche anlangt, so sind die Sanitäts-

Digitized by Google

offiziere in der ungünstigen Lage jeder Minorität. Auch ist ihre „Rückständigkeit“ gegenüber den übrigen Offizieren eine Folge der geschichtlichen Entwicklung aus der Zeit, wo die Militärärzte zu den höhern Militärbeamten zählten, und unter ihnen noch Leute von geringerer wissenschaftlicher Vorbildung angetroffen wurden. Da solche längst aus ihren Reihen verschwunden sind, und nachdem durch Allerhöchste Entschließung nunmehr der Militärarzt seinen Funktionen entsprechend vollberechtigt neben den übrigen Offizieren der Armee als Sanitätsoffizier rangiert, ist kein erkennbarer Grund vorhanden, ihm ferner den vollen Genuß derselben wirtschaftlichen Stellung und der berechtigt erscheinenden Prärogativen seines Ranges vorzuenthalten.

Glücksinseln und Träume

Von Friedrich Ratzel

(Fortsetzung)

4. Mit Kressensamen, der es schnell verrät ...

Bei den jungen Bäumen kommt es vor, daß sie auf eine harte Bodenschicht stoßen, die ihre Wurzeln nicht zu durchdringen vermögen, da sieht man, wie plötzlich ihr Wachstum stockt; sie sterben nicht ab, aber sie machen auch keine Fortschritte, denn es geht gegen ihre Natur, die Nahrung in der Breite zu suchen. Wozu haben sie ihre starken Wurzeln, als daß sie damit in die Tiefe gehn? Sie sollen sich nicht bloß damit festhalten, sondern auch die Nahrung und die Feuchtigkeit in tiefern Schichten erreichen. So werden nun ihre Schosse jeden Frühling dünner, ihre Blätter bleiben klein, ihrer Blüten sind weniger, als es sein sollten, und die Früchte, die sich daraus entwickeln, fallen zum größten Teil vor der Reife ab. Man sagt: Das Bäumchen hat keinen Trieb. Da plötzlich ändert sich das alles: in einem Frühling sproßt es stärker, sein Laub wird mehr und dunkler, seine Blütenfülle ist unerhört und gibt die schönsten Hoffnungen für die Zeit der Reife. Es ist, wie wenn eine Lust und Freude zu leben über das Bäumchen gekommen wäre. Man sagt jetzt: Es ist in den Schuß gekommen. Wie kam das? Seine eifrig suchenden Wurzelfasern haben eine Spalte in der Steinschicht des Bodens gefunden, sind durchgedrungen, und nun erweitern sie die Spalte in fröhlichem Wachstum und speisen die letzten Zweige aus der frischen, inhaltreichen Nahrungsquelle, die sie da unten erschlossen haben. So war es mir nach meinem gewagten Blausäureexperiment gegangen: es war da eine harte Zwischenschicht über meinen Lebensquellen gewesen, ich glaubte innerlichem Verschmachten nahe gekommen zu sein, und nun plötzlich hatte sich in einer starken Krisis des Körpers und der Seele die Verbindung wiedergefunden. Und da in der Zeit des heftigsten Heimwehs die Seele in sich zurückgescheucht worden war, streckte sie nun mit Wonne alle Fühler in die Welt hinaus und suchte Anschluß an Licht und Luft, Fels und Baum, Blume und Biene, und der Reichtum des Lebens übergrünte wie in einer fruchtbaren Sturmnacht den Riß meines Innern. Ich wäre aber wohl nicht so rasch meiner harten, steinernen Winterschale ganz ledig geworden, wenn ich nicht gerade in diesem Vorfrühling Adalbert Stifter entdeckt hätte. Wie jeder Mensch von Gemüt lag ich nun an den Bänden der „Studien,“ einem durstigen Wandrer an Quellen gleichend, und konnte mich nicht satt trinken an dem klaren, frischen Tau ihrer schönen Worte. Ich schlug zufällig im „Abdias“ auf: ungewiß ist, ob sein Schicksal ein seltsameres Ding war

Digitized by Google

der sein Herz, und meinte, nach der Weise der Jugend, das Wort auf mich selbst beziehen zu müssen. Ich las aber auch die herrlichen Frühlingsschilderungen in den „Feldblumen," die schönsten, die wir in deutscher Prosa haben, und lernte sehen und tiefer empfinden, wenn ich mir jenen Jüngling zum Muster nahm, von dessen Frühlingsbeobachtungen Stifter dort erzählt: „Heute ist weithin heiterer Himmel mit tiefem Blau, die Sonne scheint durch mein geöffnetes Fenster; das draußen schallende Leben klingt klarer herein, und ich höre das Rufen spielender Kinder; gegen Süden stellen sich kleine Wolkenballen auf, die nur der Frühling so schön färben kann; ein ferner Taubenflug läßt aus dem Blau zuzeiten weiße Schwenkungen vortauchen, der Vorstadtturm wirft goldne Funken." Eine Schilderung wie diese wirkt auf empfängliche Seelen unmittelbar bereichernd; sie regt an, in allem die Poesie zu suchen, die nie fehlt, oder sie in alles zu legen, wo sie dann überall Wurzeln schlägt. Besonders erinnere ich mich, daß mein Verhältnis zum Licht nun ganz anders wurde. Es strömte mir, wo ich vorher dunkle Äste und Blätter und dazwischen lichte Zwischenräume gesehen hatte, durch die schwarzen Gitter des Ast- und Zweigwerks wie glühendes Silber und rann an all den dunkeln Linien hin, umsäumte wie ein zarter Flaum jede Kontur, troff von den Knospen und drang in allen Abstufungen von Grün durch die Blätter, das Ganze ein Ineinanderweben und -wogen von Körper und Licht, ein Schwimmen des Körperlichen in einer Lichtflut. Ich sah aber auch mit nicht geringerer Freude dem Leben zu, das der rauschende Regen in der Krone der alten Linde weckte, in die man gerade von den obersten Fenstern unsers Hauses hineinschaute, ich staunte über das Mischen von Grün und Silber und Wasserglanz, wenn der Regen hereinprasselte und die Blätter sich hin und her warfen, als wüßten sie nicht, ob sie die Unterseite oder die Oberseite vor der Flut schützen sollten, und konnte minutenlang dem ruhigern Erguß zuschauen, wo sich Tropfen um Tropfen auf den Blättern sammelten, die sich wie erleichtert aufrichteten, wenn wieder ein Tropfen von der Spitze abgeronnen war. Und das gleichmäßige Rauschen eines sanften Regens in der Baumkrone war mir ein süßer beruhigender Ton.

Möchte doch das Schicksal jedem erwachenden Jüngling die „Studien" in die Hände spielen, möchte jeder ältere Freund den jüngern auf diese reinen, reichen, die Sinne für die außermenschliche Welt öffnenden, das Herz für Edles weckenden Schilderungen und Geschichten hinleiten. Wir alle haben es beständig nötig, aus unsern egoistischen Schranken, die wir uns kurzsichtigerweise immer wieder aufrichten, herausgeführt zu werden, und zwar nicht in die ähnlich beschaffnen Vorstellungskreise und Empfindungsweisen andrer Einzelmenschen, sondern in die weite, reiche Natur, die nichts von Leid und Lust der Menschen weiß und eben darum beiden so wohltätig ist. Noch vor ein paar Wochen hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: Die Welt so schön, und ich so unglücklich! Und je schöner sie wird, desto breiter klafft der Gegensatz zwischen der Herrlichkeit außen und der Armut innen. Mein Inneres ist wie wund, jede Berührung schmerzt, ich spüre die Berührung des Blumenduftes und des Sternenstrahls an dieser schwärenbedeckten Seele. — Jetzt machte ich einen überzeugten, dicken Strich durch und schrieb darunter: Dieses ichsüchtige Sichabwenden von der Natur ist auch ein Abfall von Gott. Ich nehme mir vor, aus mir hinaus in die wunderbare Gotteswelt statt immer nur in mich hineinzusehen. Und die unmittelbar folgenden Seiten desselben Tagebuches zeigen mir den Fortschritt vom Sehen zum Beobachten und die Anfänge des Schauens ins Innere der Dinge. Die Nacht war mir bisher nur Schutz gegen die harten, scharfkantigen Dinge des lichten Tages gewesen, ich hatte sie als die Wohltäterin gepriesen, die unmerklich die Fäden auflöst, die wir am Tage um uns und durch die Welt hinspinnen, die unsre Seele lockert, frei macht, den Traumgeistern Raum gibt, sich zu regen und zu wandern. Nun lauteten die Ergüsse meiner innersten Gefühle ganz anders: In diesem einzigen Lichtpunkt des Morgensterns, der kleinen Sonne, die der großen vorfährt und vorleuchtet, des Dämmerungssterns, dessen

Digitized by Google

Herrschaft beginnt, wenn die Dämmerung alle andern Sterne auslöscht, und die Sonne noch nicht emporgestiegen ist, liegt mir mehr als in der ganzen übrigen Natur. Der Morgenstern, wie er einsam in der Vordämmerung steht, ist ein Tor ins große Helle, ein Lichtmeer scheint herauszufließen, das dahinter glüht. Mut und Hoffnung strahlen mich aus seiner milden Glut an, Mut, als Stern der Nacht in den Tag hineinzuleuchten, Hoffnung, daß keine Finsternis jemals die Lichter des Himmels ganz verdunkeln wird.

Der Herr Apotheker, der jeden Morgen nach dem Frühstück in Schlafrock und Pantoffeln die Runde durchs Haus machte, die schraubenförmige Mütze auf dem Haupt, in der Hand ein altes Salbentöpfchen, worin er unermüdlich den Seifenschaum zum bevorstehenden Geschäft des Rasierens schlug, pflegte auf diesem Gang die geschäftlichen Befehle zu erteilen, die wir Ordre du jour nannten. Als an einem der ersten Tage nach meiner Genesung die Vorfrühlingssonne eifrig beschäftigt war, die grauen, alten Schneereste aus den Schatten der Mauern und Hecken herauszuschmelzen, und ein milder, hellblauer Tag heraufzuziehen versprach, ein Tag für frisches, frohes Hinauswandern, trat er zu mir und sagte unter eifrigem Rühren des Töpfchens: Fritz, es wird Ihnen vielleicht gut tun, die linde Luft zu genießen. Ich schicke heute Nachmittag den Johann mit dem Wagen an die Eisenbahnstation, um meine Nichte Luise aus Mannheim abzuholen. Sie könnten bei dieser Gelegenheit in der dortigen Apotheke den Topf mit Bilsenkrautextrakt abgeben, den der Kollege neulich bestellt hat, und dann meine Nichte hierherbegleiten. Sie ist ein recht liebes Mädchen. Ihr Vater ist so beschäftigt, daß er sie leider nicht selbst hierherbringen kann. Er wird später kommen.

Ich war natürlich gleich bereit. Was konnte es Schöneres geben, als in diese Luft hineinzufahren? Und außerdem war ich, seitdem ich das Krankenbett verlassen hatte, bereit, zu tun, was man von mir forderte, denn ich fühlte eine unbestimmte Pflicht der Abbitte und eine noch umfassendere, aber nicht schwächere Regung, dankbar zu sein. Beide mochten mir wohl auch den Mut verliehen haben, knabenhafte Schüchternheit abzutun. Ich empfing am Wagenschlag des langsam unter das kleine dunkle Stationsdach hereinrollenden Zuges das schlanke Mädchen, das reisefroh dem engen Abteil entschlüpfte. Bald saßen wir in dem leichten Wägelchen nebeneinander und überholten stolz den alten grünen Stellwagen, der mir Gelegenheit zu Erzählungen gab, die meine Dame in Heiterkeit versetzten. Wie der ältere Bruder dieses klappernden Fuhrwerks letzten Winter bei heftigem Winde auf offner Landstraße bis auf die Räder abgebrannt war, wobei die Passagiere kaum zwar nicht ihr nacktes, aber doch ihr in Wintermäntel gehülltes Dasein retteten, so rasch hatte ein unvorsichtig weggeworfnes Streichholz die dichte Strohlage des Bodens entzündet, schilderte ich mit lebhaften Farben und vergaß nicht den Haupteffekt, wie der dicke Handelsjude Schlome, ein Stammgast dieses Fahrzeugs, noch dicker durch seinen Pelzmantel, durch das enge Fenster mit Mühe herausgezogen worden war. Auch daß im Winterschnee, wenn engspitzige Schlitten an die Stelle des Wagens treten, die Post Passagiere verliert, die lautlos in den tiefen Schnee fallen, sodaß der Postschaffner angeblich deren Abgang erst merkt, wenn er, am Ziel angekommen, sie vermißt, worauf er zurückeilend sie im Schnee weiterschlafend findet, und andre Beiträge zur Mythologie des Postwagens trug ich meiner Zuhörerin vor. Zweimal müssen die Fuhrwerke auf unsrer Straße „Steigen" hinauffahren, und beide Höhen krönt eine Waldparzelle; ich ging, so lange der Wagen im Schritt zu fahren hatte, neben ihm her, und es war mir ein wohltuendes Gefühl, die Hand auf demselben Polster ruhen zu lassen, in dem das junge Mädchen lehnte. Anemonen und Schlüsselblumen ziehn dort unter den Buchen, die erst in Knospen standen, an die Straße heraus. Ich reichte die schönsten, die ich pflücken konnte, in den Wagen. Es ist nichts besondres, wenn ein Menschenkind, und nun gar ein junges, sich an Frühlingsblumen freut, die, so unvermittelt und unvermutet, wie sie aus der braunen Erde hervorsprießen, doch so recht geschenkt sind. Wer wäre nicht dankbar, sie zu empfangen?

Digitized by Google

Als ich aber dem Mädchen sagte: Ich habe Ihnen da eine Schlüsselblume gereicht, an der schon ein paar Blüten verwelkt sind, werfen Sie sie weg, wir finden gleich schönere! — antwortete es: Es ist mir so schwer, mich von dieser Schlüsselblume zu trennen, wenn auch einige von den chromgelben Blütenköpfchen schon bräunlich angehaucht sind. Warum sie deshalb gleich wegwerfen? Sie bleiben doch immer ein herrliches Werk der Schöpfung, das ich ungern von mir tue. Wir werfen doch auch ein Kunstwerk nicht in den Staub, wenn es alt geworden ist. Und diese Blumen sind außerdem lebende Wesen, die verschmachten, wenn wir unsre Hand von ihnen abziehen. Wir haben sie nun einmal aus ihrem Boden gerissen, sorgen wir nun dafür, daß sie solange wie möglich am Leben bleiben, es ist doch eigentlich eine Art Pflicht. Gleich nach der Ankunft werde ich sie ins Wasser stellen.

Ich mag das Mädchen erstaunt angesehen haben; das klang ja wie aus Stifter; so hatte ich überhaupt noch niemand sprechen hören, nicht einmal meinen alten Lehrer der Naturgeschichte, der mich zuerst die Pflanzen kennen und lieben gelehrt hatte. Ich schwieg, da mir die Empfindung, die da ausgesprochen worden war, zu fein und zu eigentümlich vorkam, sie zu wiederholen oder mich nachträglich dazu zu bekennen. Aber ich fühlte tief, daß ich eigentlich ebenso denken und handeln müßte, wenn ich nicht noch zu tief in schlechten Gewohnheiten steckte, und ich war gespannt, was dieser feine Mund mir wohl noch offenbaren werde. Einstweilen ahmte er mein Schweigen nach, und ich hatte Zeit, über den wundervollen Effekt nachzudenken, den der Mannheimer Dialekt, aus solchem Munde solche Empfindungen tragend, in dem Ohre eines Hörers hervorbrachte, der ihn bisher als das Idiom von Getreide- und Hopfenhändlern oder Rhein- und Neckarschiffern vernommen hatte.

In den angebräunten niedern Räumen des Apothekerhauses, wo sonst nur die Alten grämlich und heiser redeten und die Jungen verdrossen schwiegen, klang Luisens Stimme hell und heiter. Diese Stimme war vielleicht in ihrer Weise ebenso um einen Ton zu hell, wie Luisens Auge um eine Idee zu groß und zu klar war. Wenn es singend den dunkeln Gang herklang, bald ferner, bald näher, mußte ich an Töne einer Glasharmonika denken, und es drängte sich mir die Frage auf: Kann in so hohem, feinem Tone Seele sein? Lebt etwas darin? Oder klingt nur kalter, heller Kristall? Luisens Auge beruhigte darüber. Es war nur eines. Wer in dieses Gesicht blickte, sah zuerst den viereckigen schwarzen Fleck eines an einem feinen Band um den Kopf befestigten Stückchens Seide, das das rechte Auge bedeckte. Das Auge war bei einer Operation entfernt worden, die Lider hatten sich für immer geschlossen, die Augenhöhle war etwas eingesunken. Ich fand die Stelle nicht häßlich, aber es lag mir ein schmerzlicher Zug um die zusammengezognen Lider, den der schöne heitere Schwung der Augenbrauen und die freie glatte Stirn wie ein trübes Wölkchen an einem völlig heitern Himmel erscheinen ließ. Jedenfalls stießen sich auch viele andre nicht an dem schwarzen Band und Fleck, denn das übrig gebliebne Auge war von einer solchen Klarheit, daß es mehr als genügte, das Gesicht des Mädchens zu erleuchten, zu beleben. Ich weiß nicht, ob es auch auf andre einen so seltsam anziehenden Eindruck machte, jetzt die augenlose Hälfte dieses Gesichtes, und dann wieder die Hälfte mit dem Leben und Leuchten des Auges zu sehen. Der Wechsel von Schatten und Licht erinnerte an den Neumond und den Vollmond. Kehrten sie mir die Seite mit dem schwarzen Seidenviereck zu, so lag es wie ein leichter Schatten auf allem, was uns umgab. Jeder Sonnenstrahl, jede Blume leuchtete weniger, und ich glaubte über das feine Gesicht einen Hauch von Trübung sich ausbreiten zu sehen. Wandte Luise den Kopf, da ging es hell durchs Zimmer, und mir kam es vor, als müßte ich im Strahl ihres Auges Sonnenstäubchen tanzen sehen. Ja, diese sonnige Bläue strahlte für mehr als ein Gesicht Licht und Frohsinn aus, das konnte man sehen, wenn Luise unter andern Menschen war: unwillkürlich blieb der Blick an diesem Auge haften. Ich nehme an, daß es etwas größer war, als ein Auge gewöhnlich ist, jedoch gewiß nur um so viel, daß es sie eben gerade überstrahlte; damals dachte ich übrigens niemals

Digitized by Google

daran, sondern sonnte mich nur in seinem Lichte, dankbar wie für eine schöne Blume, für einen hellen Stern. Luisens Gesichtszüge will ich nicht beschreiben; sie waren fein, die Gesichtsform schmal, und über einer schönen Stirn, die keine Falten zu kennen schien, lag aschblondes Haar in einer schönen Bogenlinie, die ein glatter Scheitel in der Mitte teilte; das paßte alles so gut zusammen, daß man in dem Gefallen an der Harmonie der Erscheinung die Regelmäßigkeit und die Lieblichkeit einzelner Züge ganz vergaß.

In den Mienen und in dem Benehmen Luisens war die Mischung entlegner Gaben und Neigungen, die uns mehr als alles andre zu Menschen hinzieht, an Menschen fesselt. Auf ihrer Stirn wohnte Hoheit, in ihrem Auge warme Freundlichkeit, die so weit über Schönheit hinausreicht, aber ihre feinen Nasenflügel sprachen von Ungeduld, vielleicht manchmal von Stolz. In dem weichen Munde zeigte sich ganz von fern eine kommende Weisheit, wie ein Festes, das werden will, und wenn auf ihrer Oberlippe das Licht eines Lächelns aufging, hatte es zwar noch das unbestimmt Heitere der Jugend, aber ich dachte: So muß Pallas Athene gelächelt haben, als sie noch ein Mädchen war. In ernsten Augenblicken fiel aber ein Schatten aus dem klaren Auge darüber, wie wenn in dessen dunklem Hintergrund ein Gedanke von Wehmut und Trauer vorüberglitte. Sie fühlte wohl die Kühle dieses Schattens, und er verschwand bald.

Alle Menschen, die durch eine auffallende körperliche Eigentümlichkeit, einen Fehler, einen Mangel „gezeichnet" sind, neigen zu Nachdenklichkeit. Ein Teil ihres Wesens ist einwärts gekehrt, sie besinnen sich mehr als andre auf sich selbst. Gemeine Naturen gehen im Egoismus oder im Hader mit dem Schicksal auf, edlern ist der Kampf mit dem Wunsche, anders zu sein, nicht erspart. Wer diesen Wechsel von Licht und Schatten einmal erfahren hatte, dem gehörte er zu dem Menschenkind. So dachte der Photograph nicht, der in jener Zeit der erst werdenden Lichtbildkunst mit einem unvollkommnen Apparat und mangelhafter Fähigkeit von Dorf zu Dorf zog. Er nahm Luise natürlich von der sehenden Seite auf, und wer das Bild sah, mochte denken: Wie neckisch trägt diese junge Dame ein schwarzes Bändchen schief über dem Ohr. Als ich das Bild sah, das nach der damaligen Mode wie lackiertes Blech glänzte, entfuhr mir der Ausruf: Welche Lüge, welche Feigheit! Nur ihr ganzes Gesicht ist ähnlich. Ohne das andre Auge ist es gefälscht!

Ein ganz wolkenloser Himmel kann nicht über einem solchen Leben stehn. Freundschaft und Liebe bringen ihm heißere Sonne, aber auch schwerere Stürme. Es neigt sich gern zu andern, die freier, heiterer im Leben aufgewachsen sind, und rankt sich an ihnen auf bis zum Verluste des eignen Schwerpunkts. Uns andre reizt nur das Schöne, für jene hat immer auch das Gesunde, Normale einen Wert, den wir nicht nachfühlen. Kurz, es gibt für sie mehr Anziehungspunkte außerhalb ihrer Persönlichkeit, die darum leichter schwankt und sich neigt.

In Luisens Wesen überwog nun äußerlich der Eindruck des Ruhens in sich selbst, gesteigert bis zum Herben, Verschlossenen. Es ist etwas vollkommen Blumenhaftes um die frühe volle Entwickeltheit junger Mädchenseelen; wie eine Blume kommt sie über Nacht, und man freut sich ihrer ohne Warum? und Wohin? Der junge Mann, der nicht aus dem Werden herauskommen kann, der das Gefühl hat, nie fertig werden zu sollen, steht bewundernd im Anblick einer solchen Menschenblume, deren Reiz ihn kein Lesen und kein Lernen lehren konnte. Sie steht hoch über ihm, wie eine nie gesehene Alpenblume in unerreichbarer Felsenhöhe, er begnügt sich, sie bewundernd anzusehen. Aber warum öffnet sich diese Blume nicht? Kann es Menschen geben, die nur knospen?

Wir jungen Leute lebten in dem engen Hause so nahe beisammen, wie konnte es fehlen, daß wir uns näher kamen? In die Ferne hinauszuschweifen, entdeckungslustig „mit tausend Masten" ist Jugendrecht. Glücklicher Heißhunger der Jugend nach neuen Menschen, neuen Dingen! Der Horizont war lange so enge, und was er umschloß, war längst bekannt; was nun neu an ihm auftaucht, ist eine Ent-

Digitized by Google

deckung, und nichts kann uninteressant sein, was die Erfahrungen eines jungen Gemütes zu bereichern verspricht. Es war mir schon eine Freude gewesen, die freie Stunde eines stillen Winternachmittags in der Schusterwerkstätte des alten Adam zu sitzen, wo der Glanz der wassergefüllten Glaskugeln zum Nageln und Hämmern und zu den Erzählungen von Handwerk und Wanderschaft leuchtete. Ich hatte auch des Abends mit Knechten und Mägden um das Herdfeuer gesessen und hatte gern dem ewig passenden Knecht einen glühenden Span für die Pfeife gereicht. Aber die Unterhaltung mit Luisen war doch etwas ganz andres, denn auf das, was sie sagte, kam es dabei gar nicht an; der Laut ihrer Stimme und der Glanz ihres Auges lieh allem einen höhern Wert, ihr Gespräch kam mir wie ein blühendes Bäumchen oder wie eine Druse köstlicher Kristalle vor. Wenn ich von den Meinen in der Heimat sprach, hörte sie mit stummer Teilnahme zu, wenn wir aber unsre gemeinsamen Erinnerungen an die Straßen der Stadt und die Waldwege, die sie umgeben, an den Markt und das Theater, an die stadtbekannten Persönlichkeiten austauschten, da lebte sie auf, da leuchtete manchmal sogar ihr Auge und stieg eine Röte in ihre Wangen, die von einer freudigen Teilnahme zeugte. Es war ihr vielleicht von meinem Heimwehzustand des vergangnen Winters berichtet worden, und ich wagte mir einzubilden, daß sie mir mit dem Eingehen in diese Heimatsgespräche noch nachträglich wohltun wolle. Jedenfalls geizte ich nicht mit dem wärmsten Gefühle des Dankes.

Dabei konnte ich nicht aufhören, die Weltkenntnis und das sichere Urteil Luisens zu bewundern. Mit der richtigen Ahnung für das Wirkliche, die Mädchen schon in die Kinderschule mitbringen, nahm sie aus ihrer engen Welt die Maße für die weitere. Was war nicht alles willkommner Gegenstand unsrer Gespräche! Von den Geheimnissen des Glaubens bis zu denen der Küche oder des Gartens reichte die Skala. Die Rätsel des Lebens lagen noch so tief in der Erde, wir warfen sie uns einander zu, wie Knaben mit Eicheln oder Roßkastanien Ball spielen, aus denen ein mächtiger Baum werden wird.

An schönen Maitagen war es Sitte, auf den Basaltkegel des Steinberges zu steigen, der unsre Gegend beherrscht, und sich einmal die Welt von oben anzuschauen. Es war, als wollten sich die Menschen nach dem langen Winter versichern, daß sie wieder, wie letztes Jahr, im Sonnenglanz vor ihnen liege. Und da dort oben ein paar Pflanzen wuchsen, die in unsrer Flora selten sind, der Sage nach sogar der schöne Frauenschuh, verschönte noch der Reiz des Schätzesuchens diesen Ausflug. Luise und ich verabredeten, den Sonnenaufgang von dort oben zu sehen, und die alten Schauinslands ließen uns in dunkler Nacht hinausziehen, nachdem sie einen Tag lang die Köpfe geschüttelt und über die warme Kleidung, die für Luise geboten sei, lange Gespräche geführt hatten. Für mich hatte es nur eine Sorge gegeben: welche Laterne für die erste dunkle Stunde den Weg am hellsten erleuchten möchte, damit Luise sicher dahinschreite.

Wer, der einen Menschen gern hat, wünschte nicht, einmal mit ihm auf einem Berggipfel zu stehn, eine ferne Welt zu Füßen und den Himmel allein ganz nahe zu Häupten? Es ist der Gipfel der Einsamkeit, und da wir nur von Erhabnem rings umgeben sind, fällt alles Niedrige von uns ab. Wir brachen lange vor der Dämmerung auf. Dort stand die scharfgezeichnete und doch so zarte, fast durchsichtige Silbersichel: ihr Licht kam mir golden vor, und von der Kühle der Frühmorgenluft spürte ich nichts. Wir schritten durch die Tauperlen des Grases, ohne eine abzustreifen, so kostbar kamen sie uns vor, wir sahen den Morgenstern noch heller und die Mondsichel blässer werden, wir hörten die schlafenden Dörfer erwachen und sahen die ersten Arbeiter aufs Feld hinausziehn. Bis wir an den Fuß des Steinbergs kamen, lagen auf manchen Wiesen schon dichte Reihen gemähten Grases. Der Morgenwind ging warm von Südost her und schob lange, schwere, graue Wolken vor die Sonne. Nicht als Feuerball stieg diese empor, sondern als glühender Lavastrom floß sie durch die Spalten des Gewölks, das sich auszubreiten

Digitized by Google

und in Nebelwolken heraufzuwogen begann, die das zerstreute junge Sonnenlicht golden anglühte. Auf dem runden Gipfel, wo die schwarzen Blöcke des Basalts wie eine zerbrochne Mauer liegen, stand der Nebel vor dem West- und Nordhimmel dicht, als gelte es, eine neue Mauer aufzubauen, und nur hoch oben blaute es unbestimmt. Mit der Aussicht war es nichts. Von Osten her drang nur noch ein silbernes Licht durch, dieses aber warf unmerklich dunkler den Schatten des Berges auf die graue Wand vor uns, sodaß man jeden Block unterscheiden konnte, und unsre Gestalten dazu, seltsam in die Höhe gereckt. Es war sonderbar, wie jede Bewegung in die Höhe zu schießen schien. Manchmal umgaben goldne und bläuliche Säume die Umrisse. Als ich hinter Luise trat, wollten unsre Nebelbilder sich verschmelzen, Luise aber trat zur Seite und beeilte den Abstieg zu einer mauergeschützten Stelle, wo wir uns mit befreundeten Wandrern trafen, die von andern Seiten heraufgestiegen waren. Diese hielten nicht viel von einem Berggipfel im Nebel und saßen schon um ein loderndes Reisigfeuer, über dem der Kaffeekessel hing. Wir aber waren in aller Stille stolz, früher oben gewesen zu sein und mehr gesehen zu haben, und aus Luisens Gesprächen hörte ich mit inniger Freude ihren warmen Anteil an unsrer gemeinsamen Wanderung heraus. Welches Glück in dem gemeinsamen Besitz noch so beschränkter Erfahrungen! Waren nicht sogar die Sterne unser, die wir am Morgen bewundert hatten und am Abend bei der geräuschvollern Heimkehr wiedererkannten?

Ich vermied es, auf dem ganzen Wege Luisen zu berühren, da ich ahnen mochte, daß ein für Körperelektrizität nicht leitender Zwischenraum für uns von Heil sei. Ich war es zufrieden, wenn ihr freundlicher Blick dem meinen antwortete, und wenn wir in unsrer Unterhaltung dem Gewöhnlichsten den Reiz persönlichen Interesses beilegten, der allen Dingen Wärme und Leben gibt. Freundschaft und Liebe übertreffen noch weit Kunst und Dichtung in der Gabe, alles und jedes aus der Sphäre der Gleichgiltigkeit erheben, beseelen, idealisieren zu können. Sicherlich haben beide dazu beigetragen, die Welt schöner, befreundeter zu machen, denn nicht alle Gefühle dieser Art gehen mit dem Augenblick verloren, der sie hatte entstehn lassen. Die Schlüsselblumen haben dauernd für mich an Wert gewonnen, seitdem ich wußte, daß Luise sie so sehr liebte. Und das Brückengeländer, wo wir beide oft standen und in Pausen ernster Gespräche den stillen Bach unter uns wegfließen ließen, kam mir wie ein Sinnbild des Glücks vor, das fest steht, während die Zeit darunter unmerklich rasch vorübergeht. Freunde sollen einander fördern, sagte ich einmal, als wir zusammen dem Bache nachblickten. Das können sie am besten, wenn jeder die Arme frei hat. Nehmen wir an, wir sollten diesen Bach auf einer schmalen Planke überschreiten, Sie gehen hinüber, ich halte die Planke, damit sie nicht zittert. Leute, die einander lieb haben, meinen, sie müssen mit verschlungnen Armen zusammen hinübergehn, und eins zieht das andre hinab. Ein Freundespaar handelt also vernünftiger als ein Liebespaar. Ist es nicht so in vielen andern Fällen?

Luise lächelte fein. Ihre Rechnung wäre richtig, wenn nicht diese Leute sich glücklicher fühlten, wenn sie zusammen ins Wasser gefallen sind, als andre, die den Weg trocken zurückgelegt haben.

Es mag nicht ganz ungefährlich sein, in das Wasser zu fallen, über das die Planke der Freundschaft führt. Ich habe die Idee, es sei tief. Es ist so schön, in stilles tiefes Wasser einzutauchen. Aber werden die beiden so leicht wieder ans Licht kommen?

Das brauchen sie vielleicht gar nicht. Es soll Augenblicke geben so voll Glück, daß dahinter nichts mehr ist, was die Mühe zu leben lohnte.

Was mochte das Mädchen denken? Ich verstand es nicht. Daß diese Freundschaft jeden Tag verschönte, stand mir fest genug! Nichts auf der Welt kam mir so sicher vor. Ein Händedruck, ein stummer Vertrag, und daruntergesetzt die Unterschrift eines jungen Herzens voll Glaube: was gibt es Sichereres für dieses Herz?

Ich ging ganz in dem Genuß des Umganges mit einem Menschen auf, der besser, schöner und viel, viel gescheiter war als ich. Im Grunde war es der Ehrgeiz

Digitized by Google

einen solchen Kameraden zu gewinnen, der mich zu ihr hintrieb, und später der Stolz, sie zum Freunde zu haben. Darum durfte auch neben dieser Kameradschaft noch so manches andre in meiner Seele Raum haben; wäre es Liebe gewesen, die hätte jede andre Regung ausgetrieben. Für so junge Gemüter, wie das meine, liegt in früher Liebe die Gefahr, daß sie den Menschen allein haben will, ihn im wahren Sinne des Worts beherrscht, deshalb ein Stehenbleiben der ganzen innern Entwicklung, soweit sie eben nicht Liebe ist, ein in die Blätter verfrühtes Schießen ohne Blüten und Frucht, was der Gärtner Vergeilen nennt. Dem Gefährten, den man bewundert, es nachzutun, die Freude darüber, daß er unsre Freuden teilt, vereint zu denken und zu wollen, was man vorher einsam und freudlos gedacht und gewollt, das ist die Blüte der Freundschaft. In einem werdenden Menschen ist der Trieb zur Unterordnung, er will folgen, will geführt werden, und diesem Trieb nachzuleben, macht sein Glück aus. Mein Blick zu dem Mädchen war immer nur aufwärts gerichtet, und wenn sie etwas billigte, was ich tat, oder einen Gedanken teilte, war ich eben so glücklich, wie wenn ich etwas besser machen konnte, was sie rügte. Ich erinnere mich, daß ich einen ganzen Tag glücklich war, als Luise mit einer Nelke von wunderbarer Weiße im Mund mir früh aus dem Garten entgegenkam. Es war eine Antwort auf die Rede von gestern Abend, wo ich von den Nelken erzählt hatte, die eben aufgingen, und gemeint hatte, sie seien weißer als weiß, weißer als Schnee, und man müsse in ihrem Anschauen glücklich sein, ein solches Wunder sehen zu dürfen. Nelkenkenner wissen wohl, welches Weiß ich meine; es gibt nämlich weiße Nelken, denen durch eine ganze entfernte Beimischung von Purpur eine Glut ihres Weiß verliehen wird, für die ich in der Natur nur blendende, leuchtendweiße Sommerwolken zum Vergleich nennen könnte. Von diesen Wunderblumen trugen wir nun beide, solange sie blühten, recht volle Exemplare im Munde. Und als Luise sich eine nach Bauernart hinters Ohr steckte, tat ich es natürlich nach, ließ es jedoch auf ein vernehmliches „Narr!", das brummend aus dem Munde der Schraube kam.

So wie zwei unsichtbare Linien von unsern Augen ausgingen, die sich in jenen Himmelslichtern schweigend trafen und begrüßten, so strahlten von unsern Herzen Linien in die ganze Welt, die uns umgab. Es wurden ihrer immer mehr, und sie flochten sich immer dichter zusammen. Wie konnte es anders sein?

So natürlich, wie Knospen junger Pflanzen die Erdschollen heben und zur Seite drängen, um in Licht und Sonnenwärme zu gelangen, schlossen wir zwei jungen Menschenkinder uns gegen den Druck des alt und kalt gewordnen Hauswesens bei Schauinslands zusammen, und indem wir uns gegenseitig zustrahlten, wurde es lichter und wärmer um uns her.

Schöne Tage, wo alle Wünsche schweigen. Keins von uns wollte, daß es anders kommen, niemand dachte daran, ob solche Freundschaft nicht einmal die Blüte der Liebe treiben werde.

Es kam die Zeit, wo auch in den Gärten die Erde umgegraben wird, nachdem auf den Äckern draußen die Sommerfrucht längst eingeeggt ist. Es ist nicht gerade eine leichte Arbeit, die schweren Erdschollen zu durchschneiden, umzuwenden und zu zerkleinern, aber es ist eine hoffnungsvolle, und trotz den Schweißtropfen, die sie kostet, hat sie etwas von der Vorbereitung einer Frühlingsfeier: das häßliche, vom Frost entfärbte und vom Schnee zur Erde gedrückte Herbstgestrüpp wird nun entfernt, der Boden wird gereinigt, das Umgraben bringt frische Erde an die Oberfläche, die braun glänzt, Hacke und Rechen säubern sie, und alles ist zum Säen und Pflanzen bereit. Ist es nicht, als ob alle die Schätze, die die Sonne aus dieser Erde hervorlocken wird, nur warteten, bis die Strahlen sie wecken? Wenn die Erde im Herbst verarmte, im Frühling wird sie wieder reich, und ich zerbröckelte jede Erdkrume mit dem Gefühl: Wieviel Keime mag sie bergen! Jetzt ist sie in Wahrheit die Muttererde! Glücklich, wer säet und erntet! Er lebt etwas vom Leben der Natur mit, das sein eignes Lebensgefühl erhöht.

Digitized by Google

Ich pflanzte vielerlei in diesem Frühling, ein Apothekergarten trägt alle die Würzpflanzen, deren Pflege Karl der Große in einem berühmten Briefe seinen Gutsverwaltern ans Herz gelegt hat, und dazu noch vieles andre, was die Zeit dazugefügt hat. Außerdem sind die Apothekersleute Menschen wie andre, die Gemüse und Salate, Rettiche und Gurken, Lauch und Zwiebeln brauchen. Das alles ist beetweise abgeteilt, und während einiges fortwächst, wie es gesät wurde, sät man andres in besondre geschützte Kastenbeete, aus denen dann die Pflänzlinge, wenn sie stark geworden sind, ins freie Land verpflanzt werden. Kressen gehören zu den Gartenpflanzen, die man am frühesten aussät; wenn der Winter früh gegangen ist, vertraut man die kleinen rotbraunen Körnchen schon in den letzten Tagen des Februars der Erde an. Man sät sie, um einen frühen Ostersalat zu haben, und weil ihr Grün früh die braunen Beete verschönt.

So wie der Malerlehrling, der zum erstenmal einen vollen Pinsel in die Hand bekommt, an die nächste beste Wand unfehlbar die Linien kleckst, die ihm gerade als schaffenswert vorschweben, so trieb es mich, von der Keimkraft der Körnchen, die mir anvertraut waren, den schönsten besten Gebrauch zu machen. Wie oft schon hatte ich der unverständigen Neigung nachgegeben, ihren Namen dorthin zu schreiben, wohin nur die Sonnenstrahlen ihn zu lesen kamen. Und so säte ich denn, oder es säte ein Wille in mir, der halb Spieltrieb war, ein schöngeschwungnes L auf ein noch freies Beet. Nach zehn warmen Frühlingstagen, die ein kräftiger Regen unterbrach, sah ich die winzig kleinen Doppelblättchen der Sämlinge hervorkeimen, alle rundlich, auseinandergefaltet, wie bittende Händchen, in deren Mitte dann erst die zerschnittenen und krausen Blättchen der Gartenkresse wie zierliche grüne Blütchen aufsprossten. Dazwischen kamen junge Gräser, die senkrecht wie ganz feine grüne Linien, ein Heer von Spießen, erschienen; manche waren auch zusammengebogen, und die Spitze konnte sich nur freimachen, indem sie die dunkle Erde mit Schnellkraft empor und beiseite schob. Mein erster Gedanke war Freude über das gelungne Werk. Wenn das so fortsproßte, mußte das L bald sichtbar sein, und schon sah man einige Umrisse seiner Bogenlinien. Den nächsten Tag war es schon fast zu erkennen. Da kam mir eine Art Scham über die unzarte Entschleierung eines tiefen Gefühls, verschärft durch Zweifel, wie Luise meine Freiheit aufnehmen werde; und zum erstenmal dachte ich daran, daß alle es sehen würden, und was ich antworten würde, wenn sie fragen: Warum? Ich trat an das Beet heran und sah die Pflänzchen und Keime zerstreut stehn und die braune Erde dazwischen vorschauen; da war kein L zu sehen, ich schöpfte die Hoffnung, es sei nicht aufgegangen. Aber wenn ich zurücktrat, da leuchtete der liebe, gefürchtete Buchstabe mich verhängnisvoll deutlich an, und der folgende Tag verscheuchte jeden Zweifel. Nun mußten es auch die sehen, denen es im Grunde gleichgiltig sein konnte, ob ein L oder ein X, für die aber die Frage von brennendem Interesse war: Wer hat den Buchstaben hingesät? Und was hatte er für eine Absicht dabei?

Des Mittags nach der Suppe kam die Frage, die kommen mußte: Wer hat nur die Kressen in so sonderbaren Schnörkeln gesät? Die Hälfte des Beetes ist leer. Das ist sehr unökonomisch und hat doch gar keinen weitern Zweck. Also sprach der Mann mit der Schraube und rückte seine Mütze aufs Ohr. — Die Kressen habe ich gesät, antwortete ich mit einer Stimme, von der ich mir später vorredete, sie sei eisig gewesen; vielleicht zitterte sie jedoch etwas, denn ich fühlte mein Herz so gegen die Tischkante pochen, daß ich von ihr abrückte in der Furcht, der Tisch mit allem, was darauf war, werde ins Pulsieren und Klirren kommen. — Und warum haben Sie das Beet nicht vollgesät? — Ich hätte nun antworten können: Weil der Samen nicht reichte, schämte mich aber jeder Ausflucht. — Es kam mir so der Gedanke, es sei schöner, auch einmal eine Figur hineinzusäen. — Und was soll es denn vorstellen? — Das weiß ich augenblicklich selbst nicht, es wird mir erst einfallen, wenn es weiter heraus ist.

Die fragende Miene des Inquisitors belehrte mich, daß er das L noch nicht

Digitized by Google

so bestimmt gesehen hatte wie ich. Die praktische Erwägung seiner Hausfrau: Das gibt nicht einmal eine ordentliche Schüssel voll Salat! schloß brummend das Verhör. Aber im Aufstehn vom Tisch, das ich heute beeilte, traf mich ein so neckischer Blick aus Luisens Auge, daß ich meinte, es träte der allerhellste Stern hinter Wolken vor. Sie weiß es, was kümmern mich die andern; und sie zürnt nicht!

Wir lehnten den Nachmittag an der Brücke, die über den Bach rechter Hand in den Garten führt; an dem leuchtenden Frühlingssonntag war es eine Wohltat, den Bach entlang über den dunkeln Wasserspiegel hinzusehen, auf den Erlen niederhingen, deren Laub noch nicht schwarzgrün wie im Sommer war. — Sehen Sie, wie ernst im hellgrünen Glanze die schwarzen Früchtchen stehn? Das ist gerade das Gegenteil von dem, wie es am Abend hier aussieht, wenn die Sterne in dem schweigenden Wasser liegen wie eingesprengtes Gold in einem ganz dunkeln Kristall. — Solcherlei und andres, meist wohl ziemlich weit hergeholtes, sprach ich zu dem Mädchen, das nicht viel antwortete, aber nicht ungern zuzuhören schien. Ich hatte mit der Zeit das Gefühl, daß das ein Herumreden sei. Das blaue Auge richtete sich sehr hell auf mich, aber nicht so völlig kristallhaft kalt, wie es wohl blicken konnte: ich dachte an einen ganz hellen Saphir, den ich auf dunkelm Sammet hatte liegen sehen. Ihre Lippen öffneten sich nicht, sie wußten wohl, daß die Frage dieses Auges mir nicht unverstanden blieb; auch meine Lippen waren versiegelt, aber mein Auge sagte: Ja, ich habe das L gesät, und die Röte, die ich in den Wangen fühlte, bekräftigte es: Ja, er hat wirklich die Keckheit gehabt. So sahen wir uns an, und ich weiß nicht, warum ich meinen Blick nicht von dem ihren lösen konnte. Es war ein unbestimmtes Vertrauen, dessen ich aus diesem Auge nicht genug schöpfen konnte. Und endlich brach es wie ein Quell hervor: Wie schön ist es doch, daß Sie jetzt da sind, wo die Sonne jeden Tag heller und wärmer scheint, Fräulein Luise. Es wurde vorher schon schön und gut von dem Augenblick an, wo Sie kamen, und nun wird jeder Tag herrlicher. Für mich sind Sie der einzige Mensch, an den ich mich hier anschließen konnte, sie sind jung — Aber nicht so jung wie Sie, Fritz, warf sie lächelnd ein — und haben nichts mit dem Geschäft zu tun, sie kommen aus meiner Stadt und kennen sogar die Straße, wo meine Eltern wohnen, für das alles bin ich Ihnen dankbar. Ich weiß wohl, daß das Dinge sind, die Sie ganz gleichgiltig lassen, Sie sollen sich auch gar nicht darum kümmern, Sie haben ja besseres zu tun. Aber wenn ichs kurz sagen soll, ich freue mich eben einfach, daß Sie da sind, sehen Sie, es ist nicht anders, als wenn wir jetzt Morgens einen so recht dicken Strauß Anemonen in das alte dunkle Apothekenzimmer stellen, das leuchtet wie ein Sonnenstrahl, und alles nimmt von dem Licht der frohen Blumen an und wird selbst hell und froh davon. Der Blumenstrauß allein weiß nichts davon. So, Fräulein Luise, ist es mit Ihnen.

Luisens Auge lachte hell, als sie sagte: Es ist ja recht schmeichelhaft, mit einem ganzen Strauß Frühlingsblumen verglichen zu werden. Mir wäre es genug, wenn Sie mich mit einer einzigen Blume verglichen.

Nein, das geht nicht, sagte ich; wegen des Lichts muß es ein Strauß sein, denn im Vergleich mit der Freude, die aus Ihrem Gesicht auf die Welt ausgeht, ist eine Anemone nur Dämmerung. Nein, es muß etwas Leuchtendes sein, was man mit Ihrem Angesicht vergleicht.

Luise errötete, wollte nicht weiter darüber geredet haben, ob Strauß oder Blume, sondern fragte mit demselben schelmischen Lächeln, das ich vorhin über ihr Gesicht hatte gleiten sehen: Ist es wirklich ein L, das Sie mit Kresse angesät haben?

Ja, und Ihr L, nur Ihres, das höchste L, das es gibt. Mit Kressensamen, der es schnell verrät, sät ich es gern auf jedes frische Beet.

Nicht weiter, fiel mir Luise ins Wort, und ich verstummte, im stillen halb und halb erstaunt, mich freuend über meine eigne Kühnheit. Als aber nun Luise mit kühler, absichtlich gesetzter, fast geschäftsmäßiger Stimme sagte: Es ist nun da und wächst. Was tut man damit? Zum Ausroden ist es zu spät! — bewunderte

Digitized by Google

ich, wie so oft schon, ihre ruhige Überlegenheit und wollte nicht zurückbleiben: Befehlen Sie es, so rode ich es doch noch aus.

Dazu ist es schon zu spät. Man hat den Buchstaben einmal erkannt. Die Frage ist nur: Was tun wir damit? Onkel, Tante, die Köchin Kathi und alle, die in den Garten kommen, sehen es, und bei diesem Wetter wird es jeden Tag auffallender, nächstens — und sie lächelte höchst liebenswürdig — wird es wie ein Transparent in die Welt hinausleuchten. Ich frage Sie, was fangen wir damit an, ehe es uns über den Kopf wächst?

Ich wußte keinen Rat, meinte aber, die Sache sei ja gar nicht so gefährlich, jetzt, wo ich wisse, daß sie es nicht mißverstehe und mir nicht zürne, nähme ich es gern auf mich, möchten doch die andern sagen, was sie wollten.

Fräulein Luise schien nicht damit einverstanden zu sein, das grünende L so auf die leichte Schulter zu nehmen. Man wird fragen, warum Sie den Anfangsbuchstaben gerade meines Namens hingesät haben, warum nicht des Ihrigen? Ein F ist gerade so leicht zu säen wie ein L, und gewöhnlich verewigen doch die Leute am liebsten ihren eignen Namen.

Fräulein Luise, Sie wissen ja jetzt, warum ich es getan habe. Ich konnte wahrlich nicht anders.

Mein Onkel wird es kaum glauben, und Tante sicherlich nicht, sie werden annehmen, Sie seien in mich verliebt! — Dabei errötete sie sehr lieblich, wirklich anemonenhaft, und ich fand es sehr lieb, daß sie diese Worte so zögernd aussprach, gerade weil sie dabei noch mehr errötete. Zum Glück war aber mein Gewissen ganz rein. Verliebt? Kein Gedanke. Ich konnte ihr mit der offensten Miene von der Welt antworten: Von Liebe ist keine Spur dabei, dafür stehn Sie viel zu hoch über mir. Mein Ehrenwort, daß ich auch nicht mit einem Gedanken an Liebe gedacht habe, als ich die gefährlichen Körnlein da ausstreute. Warum soll man denn nur den Namen einer Geliebten mit Kressensamen auf ein frisches Beet streuen können, und nicht den eines Freundes, einer Freundin? Muß denn überall Liebe mit dabei sein? Wäre ich Kressensamen, ich verbäte mir, so ohne weiteres und einseitig immer nur mit Liebe verbunden zu werden. Ich habe einmal von der Liebe gelesen, daß wenn sie einmal gekommen ist, sie wächst und wächst, wie die Flut, überall hindringt, alles ausfüllt. Das muß wahr sein, denn überall liest, überall hört man von ihr, und die reinste selbstloseste Freundschaft muß sich für Liebe beargwöhnen lassen. Ich weiche dieser Flut nicht, und wenn ich so einsam in ihr stünde wie die Felsenklippen vor Helgoland.

Ich mußte wohl bei dieser Rede wider die Liebe etwas pathetisch geworden sein und die Hand aufs Herz gelegt haben, denn Luise bat mich lachend, keine so bedenklichen Gebärden zu machen. Aber ich war glücklich, einmal so offen reden zu dürfen. War es doch nicht bloß ein Bekenntnis an das Mädchen, sondern die Aussprache einer jugendlichen selbsterrungnen Anschauung von Dingen, die mir die wichtigsten erschienen.

So tief wie Paris unter den Helden der Ilias steht mir die Liebe unter der Freundschaft. Mögen die Dichter sie in krankhaften Versen besingen, die Freundschaft steht wenigstens mir in jeder Hinsicht höher, und das ist es, wenn ichs denn offen sagen soll und darf, was ich für Sie empfinde, aber ich würde durchs Feuer für Sie gehen.

Luise war nachdenklich geworden. Dann verlangen Sie dasselbe auch von mir? Und wenn ich nun nicht dazu bereit wäre? Freundschaft muß gleich an Opfern und Empfangen sein.

Wie könnte ich an Gleichheit denken, Ihnen, Ihnen gegenüber! Unmöglich. Ich bin Ihnen so verschuldet, werde niemals imstande sein, das abzutragen, was Ihre Gegenwart mir ist, und was Ihr Erscheinen in diesem Hause mir geworden ist. Dulden Sie es einfach, daß ich Sie dankbar verehre, ganz von unten herauf nur, und fragen Sie nicht weiter. Wenn ich lästig bin, sagen Sie mir ein Wort, es genügt, und ich ziehe mich zurück.

Digitized by Google

Sie übertreiben augenscheinlich. Denn was kann mein Erscheinen für Ihre hiesige Existenz bedeutet, was bewirkt haben? Soweit ich sehe, ist sie noch eben so, wie sie vorher war. Was sollte ein Mädchen daran ändern können? Doch gut, Sie wollen nicht, daß ich frage. Da wir aber gute Freunde sein sollen, so erlauben Sie mir den Rat, zu dem ich als Freundin berechtigt bin, die vier Jahre älter ist: Leben Sie nicht in Illusionen, besonders nicht mit Bezug auf mich; ich bin ein äußerst fehlerbehaftetes Geschöpf.

Ich ließ Luise nicht ausreden, denn das klang ja fast absurd, und reichte ihr die Hand. Sie drückte sie lachend und meinte, es solle damit allen Förmlichkeiten und für immer genügt sein. Ja, für immer! rief ich begeistert; aber das grünende L erschien mir, und ich fragte kleinlaut: Wie ist es nun mit den Kressen?

Die nehme ich auf mich, und wenn sie herangewachsen sind, essen wir sie als Pfand der Freundschaft auf, recht jung und zart, damit das L bald verschwindet, und Onkel und Tante werden dazu geladen.

Und müssen noch obendrein Acetum vulgare und Oleum olivarum dazu geben.

* * *

Es war eine ganz hübsche Episode gewesen. Aber ich müßte lügen, wenn ich nicht einräumte, daß mir ein Stein vom Herzen fiel, als das grüne L in Gestalt eines Kressensalats, wie er so zart noch kaum gegessen worden ist, verschwand. Ich hatte mit steigendem Mißfallen und sogar mit Reue die Kressen wuchern und treiben und den Buchstaben wie mit Bosheit immer deutlicher machen sehen, und ich sehe jetzt ein, daß der Hauptgrund davon eine innere Unsicherheit war, ob nicht dennoch Liebe es gewesen sei, die im Gewande der Freundschaft mir das Samenkorn dieser lyrischen Idee in die Seele geworfen hatte. Am Abend des verzehrten L lag auf meinem Tisch ein feines Sträußchen aus Kresse mit einer Aurikel in der Mitte, und von diesem Grün und Goldbraun umhüllt trug ein schmaler, langer, zusammengerollter Streifen Papier folgenden Vers:

Wenn es die Kressensaat zu schnell verrät,
Was für ein Name dir im Herzen steht,
So nimm und mische alles zum Salat
Und salze ihn mit Tränen, dies mein Rat.
Doch iß die Kresse jung, wenn sie recht zart,
Und sprich dazu: Mein Herze, werde hart.

Ich kannte nicht die Hand, doch ertappte ich mich, wie ich den Streifen küssen wollte. Ich zerdrückte eine Träne und sagte froh nichts weiter als: Freundin!

* * *

In meinem Tagebuch finde ich folgende Aufzeichnung aus dieser Zeit: Nun leimt es wieder Blättern und Blüten entgegen. Aus dem steinigsten Erdreich treiben grünende Keime, und schwache Hälmchen spalten mit gewaltiger Triebkraft die Erdschollen. So leuchten am Himmel neue Sterne auf aus dem Dunkel, man ahnt kaum, woher und warum? Doch freut man sich, daß die Welt nicht feiert, und daß der alte Gott nicht karg geworden ist. Ein solcher Stern warst du. Als du in unsre Nacht hineinleuchtetest, sagten wir: Das Schicksal hat noch immer Gaben frei.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

7

Elli und Fräulein Bibbi hatten sich sehr befreundet. Sonderbar ist sie freilich auch, wie alle drüben auf Groß-Markby, sagte Elli überlegen zu Erik, als dieser sie mit ihrer neuen „Inklination“ neckte, aber „ganz klug.“ Dies „ganz klug“ — sie beschränkte es immer mit „ganz,“ wenn von andern die Rede war — war das größte Lob, das Fräulein Elli Bertel in geistiger Beziehung einer Mitschwester zuteil werden ließ.

Ihre — Ellis und Bibbis — gegenseitige Zuneigung stammte eigentlich von dem Tage her, wo sie einen gemeinschaftlichen Spaziergang in den Markbyer Wald gemacht hatten, um Champignons zu suchen. Auch Julie hatte sich angeschlossen, als man jedoch die Hütte der Weber-Inger oben auf dem Hügel erreicht hatte, wollte sie nicht weiter gehn. Sie blieb, die Hände um die Knie gefaltet und den fast leeren Korb neben sich, auf der hohen steinernen Türschwelle sitzen.

Elli und Bibbi blieben eine Weile vor ihr stehn und betrachteten sie, dann sagte Bibbi eindringlich:

Ja, bleib du nur da, meine Liebe.

Ich habe schreckliche Kopfschmerzen, murmelte Julie sich entschuldigend. Sie hatte jetzt immer „Kopfschmerzen.“

Die beiden andern suchten weiter nach Schwämmen, aber nachdem sie eine gute Strecke im Walde drin waren, und Weber-Ingers Haus nicht mehr zu sehen war, nahm Elli entschlossen das Blatt vom Munde und sagte:

Daß sie doch, wenn sie allein sein will, keinen andern Vorwand ausfindig machen kann als diese ewigen kindischen Kopfschmerzen.

Fräulein Bibbi sah rasch auf; sie war eben im Begriff, sich nach einem nicht allzu feuchten Sitzplatz umzusehen; nun aber ließ sie sich ohne weiteres schwer auf die Preißelbeerbüsche niedersinken.

Arme Julie! — Sie schwieg eine Weile und seufzte, sah aber Elli nicht an. — Und eigentlich müßte sie ja recht glücklich sein! fügte sie leiser, wie unwillkürlich hinzu.

Ja, so wie sie alles in Hülle und Fülle hat, dachte Elli. Ein andrer armer Tropf aber ... Sie seufzte und las die Tannennadeln von ihrem abgetragnen Cheviotkleid ab.

Ach Elli! — Fräulein Bibbis Stimme klang recht sonderbar, halb neidisch, halb sehnsuchtsvoll. — Du bist noch so jung.

Elli versuchte zu lachen, es rührte sie, daß jemand sie beneidete. Ja, jung und arm wie eine Kirchenmaus, vervollständigte sie.

Was tut das? sagte Bibbi, an einem verdorrten Grashalm kauend. Wenn man nur jung ist und eine Stimme und ein Aussehen hat wie du ...

Ach, daß Gott erbarm! Elli war ungewöhnlich befangen, sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte; es kam nicht oft vor, daß sie von einer Vertreterin ihres eignen Geschlechts so offenherzig bewundert wurde.

Digitized by Google

Aber Bibbi sprach ihren Gedanken ganz aus. Was soll ich dann sagen? fragte sie.

Ach, diese stille, hoffnungslos klagende Stimme, so verschieden von ihrer gewöhnlichen, fast lauten Fröhlichkeit! Es war, als flehe sie Elli an, sie zu trösten, ihr auf irgend eine Weise zu widersprechen.

Liebe Bibbi! murmelte Elli ungewöhnlich innig und ein wenig unbeholfen, indem sie ihre große warme Hand auf die von Fräulein Bibbi legte, die noch immer den verdorrten Grashalm festhielt.

Ja, du bist wohl sehr erstaunt über so ein altes Ding, begann diese plötzlich gefaßt, als ob sie versuchen wollte, das auszulöschen, was sie gesagt hatte. Wenn man in meinem Alter ist und so aussieht wie ich — wieder der unsichere, halb ängstliche Blick, als ob sie darum bäte, daß ihr widersprochen werde —, dann müßte man eigentlich — Verzicht leisten.

Ich kann nicht glauben, daß irgend eine Frau Verzicht leistet, wenn es darauf ankommt, murmelte Elli mit niedergeschlagnen Augen leise und ernsthaft. Ich meine, wenn es darauf ankommt, glücklich zu werden.

Ach, der Tag kommt schon von selbst, erwiderte Bibbi bitter und gezwungen, wo man sieht, daß man muß.

Elli wußte gar nicht mehr, was sie sagen sollte. Sie beugte ihren Kopf nur noch tiefer über Bibbis weiße volle Hand und streichelte sie sanft.

Ja, du wunderst dich wohl sehr über mich, sagte Bibbi, indem sie die Worte fast flüsternd hervorstieß und förmlich nach Luft schnappte. Aber es kommt ein Tag, wo man merkt, daß man keinen Stolz mehr hat ... wo man fühlt, daß einem das Leben gleichsam unter den Fingern zerrinnt, und wo man klar und deutlich sieht, ach, so unbarmherzig deutlich — es klang wie eine dumpfe Klage durch ihre sonst so helle Stimme —, daß man vergebens gelebt hat!

Hier habe ich nun auf diesem herrlichen Markby gelebt, fuhr sie plötzlich energisch fort, mit einer Stimme, die von haßerfüllter Erbitterung bebte, habe Dutzende von Schuhen auf denselben Wegen zertreten, Kaffee getrunken, mich unterhalten, Romane gelesen und meine Kleider nach dem „Bazar“ verändert ... ich habe geknickst und mich verbeugt, war für die einen zu arm und für die andern zu fein ... und habe Tag für Tag gesehen, wie alles um mich herum gleichsam erlosch und verdorrte ... Niemals — sie richtete sich auf, und es trat ein fast tragischer Klang in ihre Stimme —, niemals, nicht eine einzige Stunde lang, nicht einmal da, wo ich mein Bestes tat, es mir einzubilden, bin ich wirklich glücklich gewesen!

Bibbi brach plötzlich in Tränen aus. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, und wie sie so zusammengekauert auf den Preißelbeerbüschen saß, erbebte ihr ganzer großer, kräftiger Körper unter ihrem Schluchzen.

Elli zerbrach sich den Kopf, etwas zu finden, was sich tröstend ausnähme — aber sie fand nichts. Sie warf einen verstohlnen Blick auf Bibbi: ja, eigentlich hatte diese eine recht stattliche Figur und schöne Hände und Füße. Auch schöne Augen, wenn man es sich genauer überlegte.

Ein heller Stanleyhut tauchte zwischen den niedern Tannen auf. Elli legte wie warnend die Hand auf Bibbis Arm.

Um Gottes willen, Bibbi! Fasse dich, da kommt ein Herr!

Bibbi wischte sich rasch das Gesicht mit dem Taschentuch ab. Kann man es sehen? fragte sie eifrig und befangen.

Nicht sehr, wenn du den Schleier vorziehst. Es wurde ihr plötzlich ganz leicht, Bibbi zu duzen, wozu sie sich vorher trotz der wiederholten freundlichen Aufforderung nicht hatte bequemen können. Aber, großer Gott, das ist ja Erik!

Und plötzlich alles andre vergessend, sah sie Bibbi bestürzt und mißbilligend an, als habe sie eben eine Romanintrigue schlimmster Art entdeckt.

Ja, es sieht so aus; außer Erik trägt hier niemand einen Stanleyhut, sagte Bibbi und wurde mitten in ihrem ernsten Gefühlsausbruch auch ein wenig neugierig.

Digitized by Google

Aber das ist doch unverantwortlich! rief Elli erschüttert und empört.

Er ist geradezu vernarrt in sie, murmelte Fräulein Bibbi unter ihrem Schleier, den sie aufgeregt ordnete, um ihre Augen zu verdecken. Ich habe es schon den ganzen Sommer gesehen, gleich nachdem er heimgekommen war. Es ist ein rechtes Elend!

Und sie? fragte Elli schnell; Erik war jetzt keine zwanzig Schritte mehr von ihnen entfernt.

Das weiß ich nicht. Man wird nicht leicht klug aus Julie, denn sie ist so still und so gewohnt zu schweigen. Aber ich glaube, daß sie Arvid aufrichtig ergeben ist.

Nein, sieh da, Erik! grüßte sie mit ihrer gewohnten, forciert lustigen, etwas männlichen Stimme. Du bist wohl hier draußen, um einem armen Lampe das Lebenslicht auszublasen?

Das ist schon geschehen! rief er und zog triumphierend einen Hasen halb aus der Jagdtasche. Nun, Elli, darf man sich morgen auf eine Omelette-aux-Champignons zum Frühstück freuen? Es ist ja Sonntag!

Er ist doch unglaublich frech! dachte Elli, die ihn unwillkürlich halb bewunderte.

Und er ging sogar noch weiter in seiner Frechheit, als sie ihm jemals zugetraut hätte.

Ist Julie nicht bei euch? fragte er, sich umschauend, vermied es aber, die beiden Mädchen anzusehen. Ich meinte, Dagny habe es gesagt.

Doch, erwiderte Bibbi frischweg, obgleich sie sich ein wenig beklommen fühlte. Aber sie wurde gleich im Anfang müde, und wir verließen sie an Ingers Hütte.

Dann will ich dorthin gehn und ihr Gesellschaft leisten, bis ihr kommt und sie abholt. — Er suchte sehr eifrig und ohne aufzusehen seine losen Patronen in seinen Rocktaschen zusammen. — Adieu so lange! — Er lüpfte den Hut und wandte sich zum Gehen.

Bibbi und Elli sahen ihm schweigend nach. Der schmale mit Tannennadeln bestreute Pfad, der von den grauen Schatten der Tannenstämme wie gestreift aussah, zog sich braunrot im Abendsonnenscheine hin.

So etwas habe ich doch noch niemals ... rief Elli energisch und wandte sich Bibbi zu.

Ja, so soll ein Mann doch wohl sein, wenn er ... ich meine, entschlossen muß er sein, sagte Bibbi, das Wort stark betonend.

Nein, weißt du was — Elli war ganz empört, Bibbi konnte gar nicht verstehn, warum sie so zornig war —, ich meine wirklich, daß dies geradezu unehrenhaft ist. Glaubst du, wandte sie sich beinahe herausfordernd an Bibbi, glaubst du, daß Hauptmann von Hall sich auf diese Weise aufführen könnte, wenn er es wäre ...

Der ein andres Mädchen liebte? vervollständigte Bibbi.

Nein, das habe ich eigentlich nicht gemeint, sagte Elli, plötzlich bedeutend weniger kampflustig. Ich meine, wenn er es wäre, der nun — an Eriks Stelle wäre, Julie gegenüber, meine ich.

Das ist wahrhaftig nicht leicht zu wissen, antwortete Bibbi skeptisch. Sie hatten sich beide fast augenblicklich nach Eriks Weggang in Bewegung gesetzt und langsam den Weg nach der Hütte eingeschlagen. Hast du noch nie gehört, daß man, wenn ein Soldat auch noch so ausgezeichnet und pflichtgetreu in der Friedenszeit ist, doch nie wissen kann, wie er sich in einer Schlacht halten wird? Und so ist es eigentlich bei allen Menschen, meine ich.

Sie seufzte. Elli aber erkannte an ihrem Blick und hörte aus ihrer Stimme, daß sie aus persönlicher Erfahrung sprach und nicht mehr von Arvid und Erik.

Da meint man nun, man kenne die Menschen, fügte sie wie eine Art allgemeiner Erwägung hinzu, und wenn es wirklich darauf ankommt, merkt man, daß man sich doch getäuscht hat.

Digitized by Google

Auf der Schwelle der Weber-Inger war niemand, aber als die beiden näher kamen, vernahmen sie durch die offne Haustür Stimmen in der Stube. Neugierig steckte Elli den Kopf in die niedre mit Wacholderbeerzweigen bestreute Küche.

In der Stube des alten Weibes an dem braungestrichnen Tische saß Julie, den weißen Filzhut neben sich, ganz friedlich und trank mit Inger Kaffee, die, während sie ihr Getränk aus der Untertasse schlürfte, die sie mit allen fünf Fingerspitzen hielt, ernsthaft von der Preißelbeerernte und ihrer Weberei sprach.

Es war so lächerlich unerwartet, Julie da zu sehen, so ganz verschieden von dem, was Elli nach der romantischen Begegnung mit dem Jägersmann Erik erwartet hatte, daß sie alsbald unwillkürlich in ein helles Gelächter ausbrach.

Da sind wohl die andern Fräulein, sagte die alte Inger vergnügt und machte sich eifrig daran, zwei weitere Tassen aus ihrem Wandschrank zu nehmen. Die alte Inger war als die gastfreundlichste Frau der ganzen Gemeinde bekannt.

Julie machte bereitwillig auf der Bank neben sich Platz, damit sich Elli auch setzen konnte, und als diese den freundlichen Blick aus Juliens Augen sah, hatte sie nicht das Herz, sie zu fragen, ob sie Erik gesehen habe.

Aber Elli war während des Kaffeetrinkens in unnatürlich guter Laune, und Julie unterhielt sich in der friedfertigen offnen Art, die sie von ihrer Kindheit an immer zum erklärten Liebling der Bewohner von ganz Markby gemacht hatte, weiter über das Preißelbeerenpflücken und das Weben.

An der Allee, die nach Groß-Markby führte, verabschiedeten sich Julie und Bibbi von Elli, die, noch immer in ungewöhnlich guter Laune, den Weg um den See herum einschlug. Gerade vor dem Gittertor der Villa wurde sie von Erik eingeholt.

Aber was seine Laune anlangte, so schien es damit nicht besonders gut beschaffen zu sein, das merkte sie sogleich, schon an der Falte zwischen den Brauen. Und die Jagdtasche sah auch recht mager aus, sodaß Elli dachte, es werde wohl außer dem einen Hasen, den er gezeigt hatte, kein weiterer darin sein, und sie konnte sich natürlich nicht enthalten, ihn das merken zu lassen.

Nun, ist die Jagd gut gewesen? fragte sie, und ihre Augen lachten ihn dabei schadenfroh an.

Nicht mehr, nachdem ich dich und Bibbi verlassen hatte, antwortete er; Frauenzimmer bringen kein Glück, weder auf der See noch auf der Jagd, das weißt du doch.

Und doch suchtest du Julie?

Erik sah sie scharf an und dachte ungefähr: Das Teufelsmädchen, was geht es denn die an! sagte aber nur nachlässig: Ja, da ihr mir nun doch schon mein Jagdglück geraubt hattet, so ... Ich fand sie übrigens nicht, also ist sie unschuldig an meiner magern Jagdbeute.

Wer weiß! konnte Elli nicht umhin zu sagen, aber Erik tat, als höre er es nicht.

Aber im stillen tat Elli an diesem Abend Julie Abbitte. Nichts hätte unschuldiger sein können, als ihr Wesen bei dem Kaffee. Sie ist zwar ein Gänschen — zu diesem Schluß kam die scharfsinnige Elli —, aber unschuldig, das ist sie jedenfalls.

8

Es hatte in der Nacht geregnet; der Herbstnebel lag feucht und schwer über Wald und Moor, und auf den unebnen Wegen heftete sich die aufgeweichte Erde in großen nassen Klumpen an die Hufe der Pferde. Nun aber begann es plötzlich stark zu wehen, und Juliens Reitkleid flatterte lustig in der frischen Luft, während sie neben Erik Briant auf der Landstraße dahingalopperte.

Es nützt nichts, Julie, und wenn wir auch noch so schnell reiten, sagte er und legte die Hand auf ihre Zügel, wir können die andern doch nicht mehr einholen, wir sind zu spät weggeritten.

Digitized by Google

Julie sah dies ein; gehorsam ließ sie das Pferd im Schritt gehn, und so ritten sie eine lange Strecke schweigend nebeneinander her. Der berühmte Arzt, der vor kurzem wegen Dagnys konsultiert worden war, hatte dieser starke Bewegung in frischer Luft verordnet, und Hauptmann Hall, der ein vortrefflicher Reiter war, hatte sich galanterweise sofort angeboten, sie und Elli reiten zu lehren; Pferde konnte man jederzeit von Groß-Markby haben, wo außer den zum Hof gehörenden immer noch ein paar Kavallerlepferde gehalten wurden. An diesem Tage nun hatte sich auch der Rechtsanwalt Garde, der als Juliens Vetter und juristischer Ratgeber sehr oft auf Markby war, der kleinen Kavalkade angeschlossen.

Aber als sie am Morgen wegreiten wollten, hatte es verschiedne Erörterungen gegeben, denn erst im letzten Augenblick hatte sich Julie entschlossen, auch mitzureiten, und während man auf sie wartete, war Elli schlechter Laune geworden.

Reitet ihr nur voraus, sagte Erik schließlich auf seine ruhige Art. Arvid steht ja Mutter für Dagny ein, und sie sollte auch nicht frieren! Tjö kann für Elli sorgen.

Es war für Dagny eine unaussprechliche Qual, daß Erik „einen Herrn" fortgesetzt „Tjö" nannte. Diesen Namen hatte der arme Robert schon in der Schule bekommen, und zwar wegen eines ihm eigentümlichen langgezognen „unterirdischen" Hustens, den er immer hatte, und „für den er doch nichts konnte," wie die entrüstete Dagny sagte. Er selbst hatte übrigens gar nichts dagegen, „Tjö" genannt zu werden; alle seine nähern Freunde taten es, und er wurde nun eigentlich als ein Kosenamen betrachtet.

Aber Julie? wandte Arvid zögernd ein.

Ich werde auf Julie warten. — Bei diesen Worten fuhr Bibbi, die in ihrem Knockabout und in einen wollnen Schal gehüllt vor der Tür stand, um die Gesellschaft wegreiten zu sehen, heftig zusammen. — Das heißt, fuhr Erik schnell fort, wenn ihr es alle nicht vorzieht, zu warten, dann ...

Mich friert, sagte Dagny; sie hielt neben Tjö und hatte in diesem Augenblick die Aussicht, diese Stellung beibehalten zu können.

Das war entscheidend. Es wurde verabredet, daß man sich an einer bestimmten Stelle treffen wolle, und während die vier andern zum Hof hinausritten, sprang Erik geduldig wieder vom Pferd, „um die Beine zu rühren." Auf Markby war niemand sanguinisch, wenn es sich darum handelte, daß Julie sich beeilte.

Auch Bibbi hatte sich in ihrem wollnen Schal zähneklappernd auf die Treppe gesetzt, um den Ausgang abzuwarten, und drüben im Flügel sah man die runden Augen und die ungeheure Haubentolle der alten Pröpstin über den Geranienstöcken.

Du solltest nicht auf der steinernen Staffel sitzen, Bibbi, sagte Erik fürsorglich. Dann sah er auf seine Uhr und fragte: Glaubst du, daß sie nun fertig ist?

Ich kann ja nachsehen, wenn du es wünschst, sagte die gutmütige Bibbi und erhob sich auch schon bereitwillig, wenn auch etwas nervös.

Seit dem Kaffee bei der Pröpstin war eine Woche vergangen, und Bibbi, die ja mit eignen Augen gesehen hatte, wie mißlungen Eriks Jagdausflug in den Wald vor ein paar Tagen gewesen war, konnte es nicht unterlassen, darüber nachzudenken, ob er wohl später Gelegenheit gefunden hätte, Julie zu treffen und mit ihr zu reden. Sie glaubte es zwar nicht, aber ...

Nein, liebe Bibbi, laß es lieber! Er sah an sich hinunter und fuhr mit der Reitgerte über seine hohen Stiefel, und Bibbi erriet scharfsinnig, daß er etwas auf dem Herzen habe.

Hast du Julie in den letzten Tagen gesehen? fragte er schließlich so gleichgiltig, als es ihm möglich war.

Ja, wir sehen uns ja für gewöhnlich alle Tage, antwortete Bibbi diplomatisch. Sicherlich war sie nur ein schwaches Weib und nicht besonders hartherzig, aber niemand sollte sie dazu bringen, in einer solchen Sache mitschuldig zu werden.

Ja, denn ... murmelte Erik ungewöhnlich verlegen und schlug immer eifriger auf seine Stiefel. Er fühlte Bibbis ängstliche Augen fortwährend auf sich gerichtet.

und bereute, daß er sich darauf eingelassen hatte, über Julie zu sprechen. Ich fand nur, daß sie an dem Abend bei euch recht schlecht aussah.

Fandest du das? fragte Bibbi unschuldig. Sie machte gestern mit Arvid einen Spaziergang bis zur Fichtenbucht und war dann am Abend, als Robert kam, ganz froh und vergnügt.

Ja dann! sagte Erik. — Niels, wandte er sich hierauf an den Stallknecht, dem es schwer fiel, die beiden ungeduldigen Pferde zu halten, führen Sie Elan vor! Eben kommt das Fräulein!

Und da erschien Julie auch richtig oben auf der Treppe, das Kleid über dem Arm, in Hut und Schleier und langen Handschuhen. Richtig stolz und froh, wie Bibbi sagte. Jedenfalls hatte sie rote Wangen.

Erik? Sie blieb plötzlich mitten auf der Treppe stehn und sah sich fragend, ja unentschlossen um.

Ja, antwortete Erik leise — er stand unten und wandte nur den Kopf —; Arvid wagte es nicht, Dagny zu verlassen.

Julie sah unsicher — ratlos und zögernd von ihm auf Bibbi.

Kommst du nun, Julie? fragte er beinahe befehlend.

Ja. Rasch schritt sie die letzten Stufen hinunter. Er half ihr ruhig und sorgsam aufs Pferd und sprang dann selbst auf sein eignes.

Es stand Erik gut, wenn er zu Pferd saß: er sah breitschultrig und sicher aus. Freigebig reichte er Niels eine große Silbermünze und sagte: Sind wir nun fertig?

Adieu, liebe Bibbi, murmelte Julie, über die Mähne des Pferdes gebeugt, fast tonlos. Zum erstenmal in ihrem Leben bekam Bibbi eine richtige Vorstellung davon, wie es sein müßte, bei einer Entführung mitzuhelfen.

Sie blieb stehn und sah den beiden nach, als sie in scharfem Trab durch die nasse, sich schon gelb färbende Birkenallee ritten. Jetzt ... jetzt waren sie hinter der steinernen Einfassung ... nun draußen auf der Landstraße. ... Obgleich sie sie nicht mehr sehen konnte, blieb sie doch stehn und sah gerade aus. Dann wandte sie sich um, seufzte und ging hinein, um den Kaffee für ihre Mutter zu bereiten.

Aber drüben auf dem Wege sprachen Erik und Julie nach den ersten gleichgiltigen Worten, die sie gewechselt hatten, nichts mehr miteinander. Sie ritten schnell, als ob sie Eile hätten, er kaum eine Pferdekopflänge hinter ihr. Die ganze Zeit konnte er ihren elastischen geraden Rücken und die fein geformten Schultern sehen und unter dem Filzhut den dunkeln Kopf, den sie so keck zurückwarf, während sie, mit leicht blinzelnden Augen unter dem schmalen Hutrand, mit halboffnem Mund begehrlich die reine Luft einatmete.

Er fühlte es, er müßte eigentlich die ungestörte Einsamkeit dieses Augenblicks, die vielleicht nicht so schnell wiederkam, nützen, sich richtig mit ihr auszusprechen und seinen heftigen Ausbruch an jenem Abend in Bibbis Garten zu erklären und zu rechtfertigen. Aber er wagte es nicht recht; er wußte ja, daß sie nun da auf dem Pferd saß und an ganz dasselbe dachte wie er, vielleicht nicht auf dieselbe Weise, aber jedenfalls an dieselbe Sache. Er wußte, daß sie da saß voller Angst und doch von sehnsüchtigem Verlangen erfüllt, und daß sie ebensogut begriff wie er, daß das, was nun kommen mußte, unumgänglich war, daß das nächste Wort, das Erik aussprechen werde, vielleicht die Frage wäre, ohne die ihrer beider Dasein jetzt und nachher bedeutungslos und unmöglich sein würde; ja, nur eine unerträgliche Bürde für sie beide. Denn sie, die früher tausenderlei zwischen Himmel und Erde gehabt hatten, worüber sie sich unterhalten konnten, sie hatten sich jetzt nur noch eins zu sagen.

Immer wieder, tausendmal, hatte Julie in Gedanken die kurzen Minuten durchlebt, wo sie in der Dunkelheit vor der kleinen Glasveranda gestanden hatten; ja, immer und immer wieder hatte sie ihn die wenig Worte, die er zu ihr gesagt hatte, wiederholen hören, und jedesmal hatte dasselbe Beben ihren ganzen Körper

Digitized by Google

erfaßt, derselbe betäubende Schrecken und dasselbe heiße, heftige, wie befreiende Glücksgefühl. Aber jedesmal erinnerte sie sich mit einer gewissen Befriedigung an ihr eignes Schweigen und ihre Bewegungslosigkeit: sie hatte ihm nicht — nein, das hatte sie wirklich nicht! — das geringste Zeichen gegeben, das er sich zu seinen Gunsten auslegen konnte — das ihm irgend ein Recht gab. Sie hatte in ihrem Entsetzen seinen Namen gemurmelt — ja natürlich! Wer hätte an ihrer Stelle nicht dasselbe getan? Nein, was sie fühlte, dafür konnte sie nichts, aber, Gott im Himmel war ihr Zeuge, Arvid und das Vertrauen ihres Vaters betrügen, das war das letzte, was sie vermocht hätte.

Arvid? — Ja, natürlich hatte sie Arvid lieb. Sie konnte sich sehr gut denken — sie hatte es ja auch nun schon so lange vor sich, und sie hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht —, daß sie hier auf Groß-Markby ihr ganzes Leben lang mit ihm zusammen sein würde, wie der Vater es in seiner Fürsorge gewünscht hatte, und wie sie es ja auch selbst wünschte. Sich aber mit ihm beschäftigen auf dieselbe Weise wie mit Erik — nein! Aber brauchte er denn zu wissen, wie sehr sie sich mit Erik beschäftigte? Sie hatte nichts Unrechtes getan, nicht das geringste verraten — nicht einmal ihm —, sondern geschwiegen wie das Grab. Ach, wenn nur Erik selbst schweigen wollte, sie in Frieden lassen, dann würde es schon gehn! Er mußte ja doch wissen — er wie alle andern —, daß es unmöglich für sie war, wieder frei zu werden. Sie war für Arvid mehr als seine Braut, sie war seine Zukunft. Das hatte ihr der Vater zu verstehn gegeben, und nun verstand sie selbst, daß es um Arvids willen so sein mußte.

All das hatte sie so oft überlegt, daß sie von denselben, immer wiederkehrenden Gedanken und der einen wiederkehrenden Angst todmüde war. Aber jetzt, wo sie sich mit Erik allein sah, und wo sie wußte, daß sie so gut wie verloren sei, da fühlte Julie das Schweigen zwischen ihnen, dieses mit jeder Minute gefährlicher werdende Schweigen geradezu als einen Genuß. In den letzten Tagen hatte sie sich mit so vielen Gedanken geplagt, sich so viele Vorwürfe gemacht, so viele Vorsätze gefaßt, daß sie es nun als ein Behagen empfand, nicht länger denken zu müssen, nur abzuwarten . . .

Julie! Erik ritt plötzlich ganz nahe zu ihr heran.

Sie fuhr zusammen und wandte sich nervös um. Als sie dicht hinter sich seine Augen sah, senkte sie rasch den Kopf und sah zu Boden.

Da plötzlich, unvermittelt und mit unsicherer Stimme sagte er hastig, verzweifelt und ohne jegliche Einleitung: Beichst du mir darum fortgesetzt auf diese Weise aus, weil du trotz allem doch nichts von mir wissen willst, oder zu wissen wagst, so . . . aber ich glaube es nicht!

Sie gab keine Antwort, aber sie fühlte wohl, wie bleich sie war. Sie hatte nur diesen Gedanken, während er sprach, und sie beugte sich, halb unbewußt, tief auf das Pferd, um ihr Gesicht zu verbergen.

Julie, sagte er noch einmal leiser. Du könntest mich doch wenigstens anhören.

Da sah sie ihn an; bittend, hilflos sah sie ihm in die Augen und brach in heftiges Weinen aus.

Sicherlich zum erstenmal in diesem Sommer verstand Erik sie gar nicht. Hatte sie am Ende jemand erschreckt? Hatte sie wirklich so große Angst — vor ihm?

Aber Julie, murmelte er demütig, tröstend und doch voll Angst, denn die andern konnten im nächsten Augenblick umdrehn. Wenn ich geahnt hätte . . .

Noch während er sprach, fühlte er, wie unbeholfen er sich benahm, wie albern er sich in ihren Augen ausnehmen mußte. Natürlich „hätte er ahnen können," daß sie über seine brutale Art, plötzlich so direkt auf die Sache loszugehn, aufgebracht sein würde, dann . . .

Julie weinte nur; den Kopf tief auf das Pferd gebeugt, weinte sie sich nach all der Angst, der Verstellung, dem Schmerz und der Gewissensqual aus. Sie weinte zum Herzzerbrechen, und die ganze Zeit über war es ihr doch eine halb unbewußte Befriedigung, daß er Zeuge davon war.

Digitized by Google

Nun nun, Julie, begann er wieder, immer unglücklicher und ungeduldiger. Wenn du nicht versuchst, dich zu beruhigen, dann ist es mir ja unmöglich ...

Ich kann nicht mit dir sprechen — jetzt nicht! Sie schluchzte so heftig, daß die Worte beinahe erstickt wurden. Und außerdem, sagte sie mit nassen, vorwurfsvollen Augen, was könnten wir einander wohl zu sagen haben — jetzt noch?

Er mußte lächeln; das sah ihr so ganz ähnlich! Noch nicht einen einzigen Satz hatte er gesagt, und doch wußte er, daß in ihrer Seele schon das Echo aller der Worte klang, die ihm sein Gefühl auf die Zunge gelegt hätte, von all dem, was er hätte sagen können.

Sachte, aber sehr bestimmt legte er seine Hand auf die ihrige, die nur lose den Zügel hielt.

Sag mir dann nur, wann ich dich treffen kann — allein und ungestört natürlich. So wahr ich lebe, ich werde nichts weiter von dir verlangen, als daß du mich anhörst.

Aber Julie wußte — und das wußte er natürlich auch —, daß ihn anhören gerade das war, was sie nicht durfte. Wenn er sich einmal aussprechen durfte, dann war es auch aus mit ihr; sie war kein Weib, das geschaffen war, dem Manne, den sie liebte, zu widerstehn.

Plötzlich richtete sie sich im Sattel auf und machte eine letzte Anstrengung: Aber das will ich nicht — nein, ich will es nicht. Es ist ... kannst du denn nicht einsehen, daß es unrecht von dir ist, zu versuchen, mich zu zwingen, jetzt, wo ich mich doch nicht freimachen kann?

Du glaubst ja selbst nicht, was du sagst, antwortete er kurz. Was kann ich denn andres tun, als die Gelegenheit benützen? Zuerst und vor allem will ich wissen, warum du mir ausweichst? Ist es um andrer Leute oder um deiner selbst willen?

Sie hatten den steinigen Waldweg erreicht und ritten nun im Schritt ganz nahe nebeneinander unter den fast entlaubten Bäumen. Julie wandte den Kopf und sah ihm zum erstenmal gerade in die Augen.

Ich bitte dich, Erik, flüsterte sie leise, ich bitte dich, laß alles so, wie es ist.

Er beugte sich vor, faßte ihr Handgelenk mit hartem Griff und sagte aufgebracht: Du überlegst nicht, was du sagst. Wie ist es möglich, daß du etwas so ... so Dummes verlangen kannst? Als ob es noch in meiner Macht stünde, alles zu lassen, wie es ist. Lüge und Betrug also — das ist es, was du nach allen Richtungen hin haben willst!

Julie hatte bei seinem heftigen Ausbruch sofort den Kopf gesenkt. Nun sah sie Erik wieder an und sagte mit bebenden Lippen: Meinst du wirklich, daß ich — jetzt — so wie es jetzt steht — Arvid betrüge?

Ja, bei Gott, das meine ich, sagte er unbarmherzig. Oder wagst du mir gerade in die Augen zu sehen, mir, hörst du — und hoch und heilig versichern, daß du noch dasselbe junge Mädchen seist, das sich vor einem Jahre mit ihm verlobt hat? Wagst du das?

Sie schwieg eine Weile mit abgewandtem Gesicht.

Nein, sagte sie schließlich leise, merkwürdig betrübt und gedemütigt, ohne ihn anzusehen. Ganz dasselbe bin ich wohl nicht mehr. Aber — sie hob den Kopf wieder, und zum erstenmal nahm er in ihrem Blick einen selbstbewußten und stolzen Widerstand wahr, den er nicht erwartet hatte, und dem er noch nie bei ihr begegnet war — schlimmer bin ich jedenfalls nicht.

Julie, flüsterte er leidenschaftlich, ja fast angstvoll, und ohne es zu wissen, preßte er ihr Handgelenk hart. Du kannst tun, was du willst, und zu mir sagen, was du willst, aber du darfst in deinem Innersten — in deinem Herzen meine ich — nicht gegen mich sein.

Als ob ich das könnte! murmelte Julie leidenschaftlich, aber so leise, daß er ihre Worte beinahe nur ahnte.

Ihre Blicke trafen sich in einem beredten, unverstellten Verständnis. Vom Hügel her, der sich mitten durch den Wald zog, vernahmen sie nun ein schwaches

Digitized by Google

Geräusch von Stimmen, von Hufschlägen, die sich näherten. Schnell und erschrocken führte Julie die Hand an den Schleier.

Jetzt, flüsterte er hastig und aufgeregt, indem er sich vorbeugte, jetzt kann ich ja unmöglich all das sagen, was ich zu sagen habe. Aber von nun an sind wir ehrlich gegeneinander, nicht wahr, Julie?

Julie hörte die Pferde unten am Hügel — Stimmen — Lachen — das Knacken von Zweigen ... sie wagte Erik nicht mehr anzusehen und zog nur nervös den Schleier vor das Gesicht.

Aber danke du deinem Schöpfer, mein Lieb — sie fuhr zusammen, als sie „mein Lieb" hörte, und wurde blutrot vor Scham und Freude —, danke du Gott, daß ich so zeitig und nicht ein Jahr später heimgekommen bin.

Julie setzte sich fester im Sattel zurecht; sie wollte nicht antworten, wagte es auch nicht. Sie dachte, wenn sie nur erst die nächsten Minuten hinter sich hätte! ... Jetzt sah sie deutlich Arvids große rote Crispimütze über dem Niederwald auf dem Hügel. Nein, sie konnte ihm nie wieder in die Augen sehen — ach! wenn es nur schon überstanden wäre! Plötzlich, ungeduldig diesem unerträglichen Augenblick ein Ende zu machen, trieb sie unaufgefordert ihr Pferd zu rascherm Lauf an; Erik folgte dicht hinter ihr. Nun hob Arvid die Mütze, während die jungen Mädchen riefen und winkten.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. In dem trefflichen alten „Berlinischen Lesebuch für die höheren Schulen," aus dem ich vor mehr als einem halben Jahrhundert — just vierundfünfzig Jahre sind es her — die ersten tiefern Eindrücke für mein junges Gemüt geschöpft habe — namentlich der schlesische Schulmeister und Organist ist mir unvergeßlich, der im Siebenjährigen Kriege aus dem Schallloche des Kirchturms spähend von einem schwarzen Husaren überrascht wird, dem er dann auf der Orgel die Melodie „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" vorspielen muß —, also in diesem Lesebuche fand sich auch eine Glosse des Inhalts: „Schlag halb neun — kriecht Hans Sachs in diese Flasche rein." An diese Ankündigung gemahnt es mich allemal, wenn von unsern Zeitungen eine „Krisis" angesagt wird, umgefähr wie die Plakate in kleinen Städten anzukündigen pflegen: Der Zirkus kommt!

Eine solche Ansage hat die Vossische Zeitung dem Berliner Philister jüngst zum Morgenkaffee serviert, und da zwischen der Vossischen und der Wiener Neuen Freien Presse neuerdings intime landsmannschaftliche Beziehungen bestehn, so fand ich in Meran, wo ich das genannte Wiener Blatt auf Nachrichten aus der deutschen Heimat durchstöberte, einen langen telegraphischen Auszug dieser Krisisansage als einziges bemerkenswertes Geschehnis aus „dem Reich." Armes Deutschland, dachte ich, hier so viel blauer Himmel und dort so viel blauer Dunst! Mein Tischgegenüber, ein echter lustiger kölnischer Junggesell, der mir versichert, zuhause nur Moselwein zu trinken, Rheinwein nur, wenn er Wasser trinken soll, hat heute Mittag zwischen dem dritten und dem vierten Gang erklärt, daß die Deutschösterreicher, zumal die Deutschtiroler, viel bismarckwütiger seien „als wir Deutschen alle zusammen." Da fiel mir die Neue Freie Presse mit ihrem Vossischen Telegramm ein, und ich fand es begreiflich, daß bei solchen Nachrichten den Deutschösterreichern das heutige Deutschland außerordentlich dürftig, geistig und politisch dürftig, erscheinen muß.

Was ist denn nun eigentlich laut der Vossischen Zeitung bei uns „so kritisch"?

Digitized by Google

Was prägt unsern Verhältnissen einen „hippokratischen Zug“ auf? Die Vossische weiß es. Erstens hat der Landwirtschaftsminister ein Gesetz durchgebracht, wodurch den Städten die nochmalige Prüfung des von auswärts gekommnen Fleisches untersagt wird. Ein neues modernes Blättchen aus der Geschichte des sechs- bis siebenhundertjährigen Feldzuges zwischen Städter und Junker. Aber wenn der Minister, der im Dolman und Pelz der Zietenhusaren wirklich wie der lebenslustigste Typus der roten Nachkommen des alten Zieten aussieht, ein solches Gesetz „durchgebracht“ hat, so muß er doch die Mehrheit der beiden Häuser des Landtags dafür gehabt haben. Wenn aber ein Minister über eine solche Mehrheit verfügt — wo steckt da die „Krisis“? Nach dem sonstigen Glaubensbekenntnis der Vossischen sollte eine Krisis doch nur bei mangelnder, nicht trotz vorhandner Majorität zulässig sein. Aber mit der politischen Rechtgläubigkeit ist es allemal eine eigne Sache, sobald der Gegner in Betracht kommt. Sodann soll der Minister des Innern in der Mirbachaffäre, der Justizminister wegen verschiedner Vorkommnisse auf dem Gebiet der Justizverwaltung für den Schnitter reif sein. Ein Teil der Presse kann jahrein jahraus den politischen Herbst nicht anders einleiten, als dadurch, daß sie den Schnitter die Sense für einige Minister dengeln läßt. Nun ist aber doch die Justizverwaltung kein politisches Ressort. Sind Unzuträglichkeiten abzustellen, so kommt dabei nicht notgedrungen die Person des Ministers in Frage, und wäre es der Fall, so hätte das eine rein ressortmäßige und keine politische Bedeutung, am allerwenigsten könnte man daraus einen „hippokratischen Zug der Regierung“ konstruieren. Nicht viel anders steht es mit der Ankündigung, wonach dem Minister des Innern mit Hilfe einer freisinnigen Interpellation wegen der Mirbachaffäre die Axt an die Wurzeln gelegt werden soll. Was auf diesem Gebiete zu tun war, ist — wenn man von der Aufgabe des Gerichts absieht — geschehen. Der Freiherr von Mirbach ist jetzt nur noch oberster Hofbeamter der Kaiserin, die hohe Frau ist durchaus nicht geneigt, ihn preiszugeben. In Berlin verlautet sogar, daß die bisher eingetretne Remedur dem Kaiser recht große Mühe gemacht habe, und daß ihre Erreichung ein tüchtiges Stück Arbeit für die daran beteiligten Persönlichkeiten gewesen sei. Was dem Kaiser nicht gelungen ist, wird eine freisinnige Landtagsinterpellation wohl noch weniger zustande bringen. Endlich soll auch gar der Reichskanzler wegen der lippischen Sache in Verlegenheit sein oder doch durch den Reichstag in Verlegenheit gebracht werden. Ein Zeugnis für die politische Einsicht des Reichstags würde das gerade nicht sein, verständige Leute würden in dieser Frage die Arbeit des Reichskanzlers erleichtern und nicht erschweren. Mehr tun als sich dafür verbürgen, daß die Angelegenheit ihre rechtmäßige und rechtliche Erledigung finden soll, kann doch auch der Reichskanzler nicht. Die ohnehin verworrenen Fäden sind durch das Telegramm des Grafregenten an den Kaiser und durch das nicht wohl überlegte Verfahren der lippischen Regierung nur noch mehr verschlungen worden, und der Reichstag ist doch nicht das Forum, vor dem die Sache zum Austrag gelangen kann. Deshalb sollten doch alle Parteien, denen es nicht nur um Krakeel zu tun ist, mit einiger Vorsicht und vieler Weisheit Stellung nehmen.

Gerade in der kommenden Arbeitsperiode unsrer Volksvertretung sind so ernste und dringende Aufgaben zu erledigen, daß wirklich aller Grund vorliegt, das Trennende in den Hintergrund zu schieben. Das tönende Erz und die klingende Schelle wohlgesetzter Redeergüsse haben in dieser Zeit der Vielrederei ohnehin sehr an Kredit eingebüßt. Fraktionen, die etwa des Glaubens sind, durch rednerische Aktionen ihren politischen Kredit auffrischen zu können, dürften sich doch stark verrechnet haben. Die Nation ist gerade der Reden, bei denen schließlich nichts herauskommt, außerordentlich müde und will Taten sehen, cash down, wie der Amerikaner zu sagen pflegt.

Mit Reden ist das Reich weder geschaffen worden, noch wird es mit Reden erhalten werden, aber wie sehr unser Publikum schon verlernt hat, die ernste Tat zu würdigen, und wie sehr dagegen der Weihrauch der Fest- und Gelegenheits-

Digitized by Google

rederei ihm den Sinn umfangen hält, beweist u. a. die auffallend geringe Teilnahme, die in den weitern Kreisen für die unübertrefflichen Leistungen unsrer Truppen in Südwestafrika besteht. Obwohl die Stärke der Aussendungen schon eine ziemliche Höhe erreicht hat, und fast alle deutschen Landschaften davon berührt sind, ist die Teilnahme der Heimat sehr lau, sowohl was die Fürsorge für die Verwundeten und Kranken als was die Liebesgaben für die Kämpfenden anlangt. Früher war das anders. Fast scheint es, als warte man auf das amtliche Signal, auf die offizielle Anerkennung der Leistungen der braven Truppen, von der allerdings bisher auch wenig verlautet. Eine Mahnung von hoher Stelle, das Interesse an dem, was an unserm eignen Leibe vorgeht, nicht hinter das am russisch-japanischen Krieg zu stellen, wäre vielleicht recht am Platze. Möglicherweise kommt aber dieses Interesse, sobald die Rechnung an den Reichstag gelangt. Dann wird der Philister doch wohl inne werden, was die Sache für Deutschland bedeutet, nach dem Kampfe nicht weniger als während des Kampfes, denn nach Niederwerfung der Eingebornen kommen erst die großen Aufgaben der wirklichen Erschließung, die eine Wiederholung unmöglich machen muß. Zwanzig Millionen Mark rechtzeitig ausgegeben würde uns jetzt zweihundert Millionen erspart haben. Es ist eine völlig falsche Art, mit einer wohlfeilen Verwaltung zu prunken, die nachher, wenn es zu Kämpfen kommt, versagt und für diese nichts vorgesehen hat. Die Abgeordneten, die sich ehedem vor ihren Wählern der Abstriche in den Kolonialausgaben gerühmt haben, werden jetzt bekennen müssen, daß sie sich einer großen Kurzsichtigkeit schuldig gemacht haben. Ob aber die gewonnene Erkenntnis jetzt schon so weit reicht? Warnende Stimmen weisen auf die Gefahr hin, die uns in Kamerun mit einer zweiten Auflage der Not droht, die wir gegenwärtig in Südwestafrika mit so großen Opfern beschwören müssen. Es wird die Aufgabe sein, unser gesamtes Kolonialwesen in dieser Richtung einer ernsten Nachprüfung zu unterziehen. Auffallend ist dabei, daß alle kolonisierenden Nationen immer wieder dieselben Erfahrungen machen, und daß keine von den andern zu lernen scheint. Es ist immer wieder derselbe Fehler der Anwendung einer völlig mißverstandnen europäischen Humanität auf den gänzlich anders fühlenden und denkenden Eingebornen, der in dem Weißen nur seinen Herrn oder seinen Feind sieht.

Die Enthüllung des Roondenkmals — der hervorragende Soldat, Organisator und Patriot hat etwas lange darauf warten müssen — legt die Erinnerung an die Bedeutung nahe, die ehedem der Armee in der Gesamtheit unsers staatlichen Organismus zufiel. Ein württembergischer, äußerst nationalgesinnter Abgeordneter sagte mir einmal um die Mitte der achtziger Jahre: „In Preußen kommt es in allen politischen Fragen auf das erste Garderegiment an.“ Das war nun entschieden unrichtig und bedenklich übertrieben, wohl aber kam es in Preußen ehedem sehr viel mehr als jetzt auf die Armee und deren Stimmung an. Diese Stellung hatte sich die Armee dadurch erworben, daß sie sich in der Bewegung von 1848/49 als das Rückgrat des Staats, als der Fels im brandenden Meer erwies. Sogar Kaiser Friedrich hat bis zu seinem Ende unter diesem Eindruck gestanden, er hat ihm an dem Tage, wo er seinen ältesten Sohn, unsern jetzigen Kaiser, in das erste Garderegiment einführte, beredt Worte verliehen. Aber je mehr aus dem Heere wie aus dem Staatsleben die Männer geschwunden sind, die die Jahre 1848/49 mit wachen Augen durchlebt haben, je mehr ferner die preußische Armee den Charakter eines deutschen Heeres angenommen hat und im preußischen Offizierkorps das Preußentum in den Hintergrund tritt, während die Offizierkorps von Sachsen, Bayern, Württemberg ihren landsmannschaftlichen Charakter bewahren, desto mehr verkleinert sich auch das politische Gewicht, das ehedem der Armee auf der Wagschale der Entscheidungen zufiel. Noch Feldmarschall Manteuffel konnte wiederholt von einem „Armeegefühl“ sprechen, das in unsre Zeit kaum noch hineinragt. Aus dem Jahre 1894 ist von dem damaligen Kriegsminister General von Bronsart II ein tapferes mutiges Wort dieser Art in die Geschichte unsrer Tage eingetragen worden — aber seit Jahren lebt die Armee nur noch von der Sehnsucht, in

großen Entscheidungen zu zeigen, daß sie noch die alte geblieben und des Ruhmes der Väter nicht unwert geworden sei. Der letzte und in seiner Bedeutung seitdem unerreicht gebliebne Repräsentant des Armeegedankens ist Roon gewesen; schade, daß sich das bei der Enthüllung seines Denkmals nicht aussprechen ließ.

Der Straßburger Landesausschuß hat nun tatsächlich den Beschluß gefaßt, daß Elsaß-Lothringen als „eigner Bundesstaat zu konstituieren und den andern Reichsgliedern verfassungsrechtlich gleichzustellen sei." Ein unmöglicherer Beschluß konnte im heutigen Deutschen Reiche kaum gefaßt werden. Es ist ein verspäteter Niederschlag der seit den siebziger Jahren dort von preußischen und nichtpreußischen Beamten ausgegebnen Losung: Los von Berlin! Oberpräsident von Moeller, Manteuffel, Hohenlohe, sie wollten alle von der „Berliner Einmischung" nichts wissen oder nur so weit, als sie ihnen bequem war, ein großer Teil ihrer Untergebnen erst recht nicht. Es war immerhin ein zwar leichtes, aber nicht unbedenkliches Spiel, die Berliner Zentralstellen nebst dem Reichstag als die Ursache aller Hindernisse für die Beglückung des Reichslandes darzustellen. In Berlin hatte man eben Größeres als die Straßburger Kirchturminteressen ins Auge zu fassen. Als zum Beispiel der Paßzwang an der französischen Grenze eingeführt werden sollte, wehrte sich Fürst Hohenlohe mit Macht gegen die unpopuläre Maßregel, bis Bismarck ihm schreiben ließ, alle deutschen Regierungen hätten sofort zugestimmt, nur der Statthalter von Elsaß-Lothringen mache ihm Schwierigkeiten. Da verstummte der Widerspruch. Die Tendenz im Reichslande wird immer darauf gerichtet sein, in Straßburg ein neues Nest der Zannkönige zu erbauen, und es kann nie schwer halten, die Landesvertretung zu veranlassen, dazu Ja und Amen zu sagen, die begreiflicherweise den Reichstag ebenso ungern als höhere Instanz über sich sieht, wie die Straßburger Verwaltung den Reichskanzler und den Bundesrat. Aber diese Instanzen ausmerzen, würde den ersten Schritt in der Richtung auf die Rückkehr zum Dreißigjährigen Kriege bedeuten. Wir glauben nicht, daß sich dazu irgend ein Glied des Reiches bereit findet. Dem Reiche in seiner Gesamtheit sollte eine so unglaubliche Politik nicht erst zugemutet werden. Das berühmte Rathaus von Schilda können wir in unsern Tagen wirklich nicht mehr bauen. *s*

Der Verleger Georg Müller in München benutzt ein kleines Mißgeschick, das einem unsrer Mitarbeiter widerfahren ist, dazu, die ungeheuerlichsten Vorwürfe auf die Grenzboten zu schleudern. Der Sachverhalt ist der, daß in unserm Artikel „Kaiser und Kanzler" in Heft 37 und 38 einige kurze Stellen, alles in allem etwa 25 Zeilen, soviel wir sehen, in einem 20 Seiten langen Artikel (die Seite zu 45 Zeilen!) Sätze und Ausdrücke wiedergeben, die in einer bei Müller erschienenen anonymen Broschüre „Der Kaiser, die Kultur und die Kunst" vorkommen. Unser Mitarbeiter versichert uns, daß er rein aus Versehen unterlassen habe, an dieser Stelle die Broschüre zu nennen, deren Besprechung noch hatte erfolgen sollen; er hatte in den Tagen, als er an seinem Artikel — der ein Glied einer ganzen Artikelreihe bildet — arbeitete, die übrigens beachtenswerte Broschüre bei ihrem Erscheinen zum Teil gelesen, und hatte dabei gesehen, daß er in mancher Hinsicht mit ihr übereinstimme; daraus erklärt sich die Übereinstimmung in einer Reihe von Gedanken und Ausdrücken in Broschüre und Grenzbotenartikel, die aber gänzlich unwesentlich für den übrigens vollständig selbständigen Inhalt des Artikels sind. Selbstverständlich hatte die Redaktion keine Ahnung davon, daß überhaupt Entlehnungen in irgend einem Umfange, willkürliche oder unwillkürliche, geschehen seien, sie würde sonst ihren Mitarbeiter darauf aufmerksam gemacht haben, daß die Broschüre als Quelle genannt werden sollte, auch wenn das nach dem Gesetz nicht geboten gewesen wäre.

Diese geringfügige Unterlassung, die natürlich sofort durch nachträgliche Nennung der Quelle gut gemacht worden wäre, wenn der Verleger der Broschüre die Re-

Digitized by Google

daktion der Grenzboten auf sie aufmerksam gemacht hätte, benutzt nun der genannte Verleger, dem mit einer so einfachen Erledigung der Sache offenbar nicht gedient gewesen wäre, die Grenzboten des Plagiats zu beschuldigen, den Staatsanwalt anzurufen und „im Interesse der Ehrenhaftigkeit der Publizistik“ an die deutsche Presse zu appellieren. Die ganze ungeheuerliche Aufbauschung ist so offenbar ohne Not und mit Gewalt unternommen worden und zeigt so deutlich die eigentliche Absicht des Verlegers, eine möglichst gewaltige Reklame für sein Verlagswerk in Szene zu setzen, daß die Grenzboten es als unter ihrer Würde hätten erachten können, überhaupt ein Wort über diesen plumpen Anfall auf ihre Ehre zu äußern, wenn die Sache nicht noch von einem besondern Umstand begleitet gewesen wäre. Während ein Teil der Presse wahrscheinlich das Rundschreiben des Münchner Verlegers einfach in den Papierkorb befördert haben wird, hat es ein andrer Teil, dessen Mißfallen sich zuzuziehen die Grenzboten die Ehre gehabt haben, nicht über sich vermocht, die schöne Gelegenheit unbenutzt vorübergehn zu lassen, den Grenzboten eins auszuwischen. Diese Zeitungen geben sich den Anschein, als merkten sie die Absicht des Verlegers der Broschüre nicht, und geben sich dazu her, seinem Reklamekarren Vorspanndienste zu leisten, indem sie das Rundschreiben ohne eigne Nachprüfung in größerm oder kleinerm Umfange abdrucken, um den Anschein zu erwecken, als habe der Verleger, der ganz offenbar nur Lärm zu erregen suchte, ein Recht zu der Insinuation, daß die Grenzboten ein Blatt seien, dem Unehrenhaftigkeiten zugetraut werden könnten. Die Böswilligkeit, aber auch blinde Ungeschicktheit geht so weit, daß Zeitungen, die die Grenzboten heftig wegen der Anschauungen ihres Artikels in Heft 37 und 38 angegriffen hatten, jetzt die Broschüre, trotzdem daß sie dieselben Anschauungen vertritt, ihren Lesern empfehlen!

Diesen Zeitungen über ihren edeln Liebesdienst zu quittieren, wollen wir doch nicht unterlassen; wir richten dabei nur noch die Frage an sie, was sie wohl denken, wohin es führen würde, wenn alle solche „Plagiate,“ wie den Grenzboten eins unabsichtlich und in geringem Umfange passiert ist, wie sie aber von andern Leuten sogar oft wissentlich und oft in großem Umfange mit Schere und Kleistertopf begangen werden, bei der Staatsanwaltschaft anhängig gemacht würden, und wenn das zum Beispiel von den Grenzboten getan würde? J. G.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 44

Ausgegeben am 3. November 1904

Inhalt:

	Seite
Rückblick auf die Schicksale des Königreichs Sachsen im Jahre 1866. Von Hermann Ortloff in Weimar	237
Der oberösterreichische Bauernaufstand (Schluß)	247
Eindrücke bei der Ausbildung von Regierungsreferendaren. Von P. von Hedemann	254
Zwei Werke über die Sprache	263
Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln. Von Karl Dieterich. 3. Samos	274
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling. 9—10	281
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Russische Zustände	290

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause! **Mutterlaugen-** Neuregen **Badesalz**
m. neuem eisenhalt.
gegen Skrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Ko. M. 6.50, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird unbestreitbar erhöht durch Abreibungen mit dem angefeuchteten, aber noch nicht polirten Neuregen während des Bades. Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig 4.

H. W. Schöttler,
Cigarrenfabrik.

Lager: Leipzig, Weststr. 31/33. Lager: Hamburg, Vorsetzen 49.

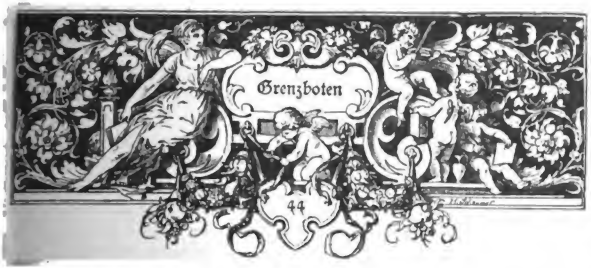
Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.
Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Berlin W. Hotel „Der Kaiserhof"
Zimmer von 3,50 Mk. an. Nähe u. vornehmste Lage Berlins.

Buchführung
O. KAERTEL, Gotha.

JLSE
BRIKET
Produktion
63000 Waggons



Rückblick auf die Schicksale des Königreichs Sachsen im Jahre 1866

Von Hermann Ortloff in Weimar

1

In dem für die Auflösung des Deutschen Bundes kritischen Jahre 1866, wo die Souveränität der mächtigern Staaten durch das Emporstreben Preußens als norddeutscher Großmacht aufs äußerste gefährdet war, suchte auch die Regierung des Königreichs Sachsen ihre Souveränität bis aufs äußerste zu schützen. König Johann, der gelehrteste unter den deutschen Fürsten, und Kronprinz Albert, der ein persönlicher Freund des österreichischen Kaisers Franz Joseph war, neigten schon wegen ihrer streng konservativen Gesinnung für die Vorherrschaft Österreichs im Deutschen Bunde und als treue Anhänger der katholischen Kirche mehr zu dem südlich angrenzenden Großstaate als zu dem auf den andern Seiten Sachsen umfassenden Preußen hin, zumal da es ja schon die Provinz Sachsen hatte abgeben müssen. Beide Fürsten hatten sich von der Preußen feindlich gegenübertretenden Politik des Ministers von Beust zum nächsten Anschluß an die österreichische Politik bestimmen lassen, der nach der Schilderung Heinrich Friedjungs im ersten Bande des Geschichtswerks: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866," Seite 280, in seiner Beweglichkeit ihre Absichten mitunter lauter wiedergab, als sie es wünschten, sich durch Noten und Reden mehr als ein deutscher Minister bemerkbar machte und sich in seinem geschäftigen Treiben mit großem Selbstbewußtsein wohlgefällig hervorzutun bemühte, ja sich sogar getraute, mit dem preußischen Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck in einen Wettstreit zu treten. Nach der Revolution von 1849 hatte Beust erst ein strenges konservatives Regiment eingeführt, lenkte aber dann in etwas liberalere Bahnen ein, betonte selbstgefällig, wie sich die sächsische Freiheit von dem preußischen Druck abhebe, und gefiel sich in dem Bemühen, Bismarck mit einem ehrlichen Haß zu ärgern. Beust war kein ungefährlicher Gegner, er war voll diplomatischer Intriguen und galt an den kleinen deutschen Höfen als eine Art politischen Genies. Seit Jahren stand er mit dem Wiener Kabinett in vertraulicher Verbindung als Ratgeber und Warner in guten und bösen Tagen,

Digitized by Google

weshalb ihn Fürst Schwarzenberg auch als seinen „besten Leutnant“ in Deutschland bezeichnen durfte, sodaß man ihn schon damals als den kommenden österreichischen Minister ansah.

Beusts Plan war, mit dem bayrischen Minister von der Pfordten ein alle Staaten außer Österreich und Preußen umfassendes „Drittes Deutschland“ zu einem engern Bunde zu vereinigen, und er betrieb deshalb vor dem Kriege Preußens gegen Österreich ein festes militärisches Zusammenwirken mit Bayern, dessen Heer gegen die sächsische Grenze, etwa nach dem Vogtlande, vorgeschoben werden sollte, worauf sich die Sachsen bei dem Einmarsche der Preußen auf ihre süddeutschen Bundesgenossen zurückziehn und so sich eine achtunggebietende militärische dritte deutsche Gruppe bilden sollten. Aber Minister von der Pfordten widerstand diesen sowie auch den spätern österreichisch-sächsischen Verlockungen unter dem Vorgeben, es müsse Bayern sein Heer zum Schutze seiner Grenzen für sich verwenden, was sich auch später bei dem Vordringen Preußens bis in das Eisenacher Oberland und gegen die Rhön hin als nötig zeigte. So kam es, daß Sachsen dank der Beustschen Politik isoliert und genötigt war, sich gegen Preußens Vordringen an Österreich anzuschließen — aber es geschah das nicht gegen den Willen des Königs Johann und des Kronprinzen Albert, zumal da Beust glaubte, den Kampf, ungeachtet der ihm von Herzog Ernst dem Zweiten von Koburg am 18. April 1866 ausgesprochnen Warnungen, bei der vermeintlichen militärischen Überlegenheit Österreichs mit Zuversicht erwarten zu können.

Preußens Unmut gegen Sachsen wuchs, als Beust am 5. Mai infolge drohender Depeschen Bismarcks den Deutschen Bund um Schutz gegen Preußen anrief. Sachsen bot dem ersten preußischen Ansturm die Stirn; seine Truppen waren mit österreichischen Armeekorps die austro-sächsische Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert mit dem General der Kavallerie Grafen Clam-Gallas, gewissermaßen die Avantgarde der Nordarmee für Böhmen, die unter wechselnder Anordnung des österreichischen Oberbefehlshabers Benedek nach seinem „geheimen Plane“ die vordringenden Preußen, ohne sich in einen ernstlichen Kampf einzulassen, zurückhalten sollte, bis das österreichische Hauptheer aus Mähren auf Josephstadt herangezogen wäre. Die sächsische Regierung, von Bayern im Stiche gelassen, hatte den Österreichern zugesagt, im Falle eines feindlichen Angriffs ihre Truppen über Teplitz und Theresienstadt ungefähr in fünfzehn Tagen auf Josephstadt zurückzuführen, mußte aber durch den nach Dresden gesandten österreichischen General Ringelsheim erfahren, daß das österreichische Heer noch nicht ausreichend gerüstet sei, den Sachsen Hilfe zu leisten. Nach dem Plane des obersten Befehlshabers, Benedeks, sollte Graf Clam-Gallas, der ein Armeekorps von zusammen 37000 Mann befehligte, während das Hauptheer der Elbe zustrebte, das sich aber in Mähren erst sammeln mußte, die Iser als natürliche Verteidigungslinie einhalten, wo bei Gitschin eine Schlacht geplant war, und hinter diesem Flusse wollte er die sächsische, 23000 Mann starke Armee auf ihrem Rückmarsch nach Böhmen aufnehmen, um das übrigens der Oberleitung in Berlin allzu langsam erscheinende Vordringen der Preußen mit der ersten Armee unter dem Prinzen

Digitized by Google

Friedrich Karl aufzuhalten. Bis aber diese Vereinigung zustande kam, verging eine für den Kronprinzen Albert peinlich unsichre Zeit, während der die Preußen mit der zweiten Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm einen bedeutenden Vorsprung erlangten, aber von einer unerwarteten Seite her, aus der Grafschaft Glatz, nach Böhmen eindrangen, wo die Gefechte bei Trautenau und Nachod usw. stattfanden. Unsicher stand die austro-sächsische Armee von 60000 Mann, des Kampfes harrend, an der Iser gegen den Prinzen Friedrich Karl mit einer Macht von 140000 Mann, bis auch ihr die Stunde des unglücklichen Kampfausgangs schlug, der nach der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 und einigen Nachgefechten mit dem Rückzuge nach der Donau endete. Österreich nahm die angebotne Vermittlung Frankreichs an, und bei der Gewagtheit noch einer Hauptschlacht um Preßburg herum willigte Preußen am 19. Juli auf dem Schlosse zu Nikolsburg in eine fünftägige Waffenruhe vom 22. bis 27. Juli, während der die Friedensverhandlungen stattfanden.

Was war nun das Schicksal Sachsens in dem Nikolsburg-Prager Friedensschluß? Darüber bietet die Geschichtschreibung folgendes: Bei den Verhandlungen zu Nikolsburg vom 18. Juli ergaben sich die eigentlichen Schwierigkeiten erst, als Preußen von Österreich die Anerkennung seiner Eroberungen in Norddeutschland forderte; denn Kaiser Franz Joseph konnte seine Bundesgenossen nicht preisgeben, namentlich nicht die, die ihm treu zur Seite gestanden hatten, Sachsen und Bayern; der Kaiser wurde von der mit Bayern am 14. Juni getroffnen Vereinbarung, nur mit diesem gemeinsam Frieden zu schließen, dadurch befreit, daß Minister Pfordten sich unmittelbar mit Bismarck zu verständigen versuchte, was ihm anfangs, als ein Waffenstillstand zwischen Preußen und Bayern noch nicht geschlossen war, und Pfordten in Nikolsburg bei Bismarck Gehör erbat, nicht glücken wollte, da er von diesem barsch mit den Worten empfangen wurde: „Wissen Sie, daß ich Sie als Kriegsgefangnen verhaften lassen könnte?“ Aber diesem lag viel an einer Trennung der Süddeutschen von Österreich, da seine Pläne damals schon auf einen Anschluß jener an den zu errichtenden norddeutschen Bundesstaat gerichtet waren. Pfordten ging auf den Vorschlag einer Lostrennung Bayerns ein, verlangte aber, als Bismarck die Abtretung des Gebiets von Kulmbach beanspruchte, die Herausgabe des Innviertels von Österreich an Bayern, womit denn das lockere Band zwischen beiden Bundesgenossen gelöst wurde.

Dagegen stand es weit schwieriger mit Sachsen, dessen Herrscherhaus sich mit Österreich auf Leben und Tod verbunden hatte; zum Ruhm muß es dem Kaiser Franz Joseph angerechnet werden, daß er mit aller Zähigkeit die Selbständigkeit des Königreichs Sachsen zu retten versucht hat aus Anerkennung für die von der Armee des Kronprinzen mit Bundestreue gebrachten Opfer an Blut und an Geld, sowie aus Verehrung für den hochgeachteten König Johann. Preußen forderte in den Friedenspräliminarien die Zustimmung zur Einverleibung des ganzen Königreichs Sachsen, ebenso wie von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, von Oberhessen und dem bayrischen Distrikt Kulmbach. Österreich war bereit, alles andre geschehn zu lassen, da sich Napoleon der Dritte, körperlich und geistig erschlafft, nun in der Rolle eines

Digitized by Google

Friedensstifters dagegen gleichgiltig erwies in der Hoffnung auf einen gelegentlichen Zuwachs zu französischem Gebiete, aber der Kaiser Franz Joseph wollte Sachsen nicht fallen lassen. In den Beratungen mit dem König Johann und Beust hatte er sich zur Aufrechterhaltung der vollen Integrität Sachsens verpflichtet, er wollte dem Könige den Eintritt in den Norddeutschen Bund vermutlich ersparen und ihm den zum Südbund ermöglichen. Mit allem Ernst erklärten die österreichischen Bevollmächtigten, Kaiser Franz Joseph werde lieber nochmals das Schlachtenglück versuchen, ehe er Sachsen preisgebe. Und daß die österreichische bei Preßburg und Wien stehende und durch Eintreffen des Hilfsheers aus Norditalien verstärkte, zum äußersten entschlossene Armee den endlichen Sieg der durch die Cholera und Strapazen erschöpften preußischen Armee sehr in Zweifel stellte, ist auf beiden Seiten anerkannt worden. Da Bismarck die Unüberwindlichkeit des österreichischen Widerstandes erkannte, ermäßigte er seinen Anspruch und verlangte wenigstens die Abtretung der Kreise Leipzig und Bautzen an Preußen; aber auch das lehnte Österreich bedingungslos ab und drohte, alle weitern Verhandlungen abzubrechen.

Damit schloß die erste Sitzung, und die Fortsetzung des Krieges war zu erwarten, weil König Wilhelm mit derselben Entschiedenheit auf der Einverleibung eines Teils von Sachsen bestand. Bemerkenswert war das Verhalten Napoleons infolge der geschickten Diplomatie des preußischen Botschafters von der Goltz in Paris. Mit dem Beginn der Unterhandlung über den Frieden sollte die Vermittlung Frankreichs aufhören. Napoleon erhob gegen die Einverleibung des Leipziger und des Bautzener Kreises in Preußen keinen Einspruch, ermunterte sogar zu einer solchen von Oberhessen und eines Teils von Thüringen, sodaß Goltz von solcher Liebenswürdigkeit fast in Verlegenheit versetzt war, da nur Meiningen zu Österreich gehalten hatte und die andern thüringischen Fürsten doch ihrer Länder nicht ohne Grund beraubt werden konnten — alles aus schlauer Berechnung wegen einer eignen Gebietserwerbung, in der er sich aber schließlich doch getäuscht sehen mußte.

König Wilhelm, der mit dem Großen Hauptquartier nach den ersten glücklichen Kriegserfolgen am 30. Juni von Berlin nach dem Kriegsschauplatz abgereist war und von da an die Heeresleitung mit Roon und Moltke übernommen hatte, beanspruchte, abweichend von seinem die Aufrichtung eines einigen Deutschlands als größten Gewinn Preußens und der deutschen Nation ins Auge fassenden Minister Bismarck, als Sieger größere Erweiterungen seines Landesgebiets, am meisten von dem Norden des Königreichs Bayern die alten hohenzollernschen Markgrafschaften Ansbach, Bayreuth und Kulmbach, die Stammsitze seines Hauses*); auch auf den nordwestlichen Teil Böhmens, auf das von Deutschen bewohnte Vorland vor dem Erzgebirge, das breite Egertal von Eger und Karlsbad bis Teplitz und bis Reichenberg, lenkte Prinz Friedrich Karl die Aufmerksamkeit des Königs. Dieser fand aber eine Großmut gegen Sachsen und den Plan, dieses aus seiner Niederlage unge-

*) Was aber blieb schließlich als Siegespreis? Der in seiner Rechtsgestalt zweifelhafte Mitbesitz der Burg zu Nürnberg mit der Krone Bayerns! Die komische Schilderung der Verhandlungen hierüber siehe bei Lorenz, „Kaiser Wilhelm usw." S. 80.

Digitized by Google

schmälert hervorgehn zu lassen, jetzt um so weniger angebracht, als er der sächsischen Regierung die größte Schuld an der Erklärung des Bundeskriegs gegen Preußen beimaß. Welche schweren Kämpfe Bismarck diesen von den Generalen unterstützten Ansprüchen gegenüber zu bestehn hatte, hat er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" lebhaft geschildert; ihm schwebte damals schon eine aufrichtige Versöhnung mit Österreich und den süddeutschen Staaten vor, die durch allzu weit gehende Gebietserweiterungen vereitelt werden konnte. Tief erschüttert von der beharrlichen Ablehnung seiner Ermäßigungsversuche entwarf er nach einem am 23. Juli gehaltnen Kriegsrate an demselben Tage eine Denkschrift über die bevorstehenden Gefahren der geplanten Gebietserweiterungen und eines weitern Feldzugs im August angesichts der im Heere stark verbreiteten Cholera, wodurch die gewonnenen Kriegsergebnisse ganz in Frage gestellt werden könnten, und lehnte am Schluß die Verantwortung ab, wenn der schleunige Abschluß des Friedens erschwert werde. Ergreifend schildert Bismarck seine verzweifelte Lage, aus der ihn der Kronprinz von Preußen gerissen hatte durch eine ernste Fürsprache für Bismarcks Vorschläge bei seinem Vater, denen der König mit einer Randbemerkung fast widerwillig zustimmte: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stich läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauern Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." Zum Kronprinzen hatte der König geäußert: „Sprich du im Namen der Zukunft."

In der zweiten Sitzung der preußischen und der österreichischen Bevollmächtigten am 25. Juli einigten sie sich über die Schonung Sachsens und über die Höhe der Kriegskosten; aber auch hier kam es noch zu einem erregten Auftritt, als Graf Karolyi vorschlug, es solle Sachsen freistehn, sich dem zu erwartenden Südbunde anzuschließen. Darüber aufgebracht fuhr Bismarck von seinem Sitze auf mit lauter Rede: die Verhandlung sei abgebrochen, wenn Österreich auf einer solchen Forderung bestehe; darin sei er unerschütterlich und werde augenblicklich seine Entlassung nehmen, falls der König ihm die Annahme dieser Bedingung befehle. Diese Drohung konnte er so schroff leicht aussprechen in dem Bewußtsein, daß der König in seinen Forderungen härter war als er. Da es sich um größere Dinge als um die Zukunft Sachsens bei der Entscheidung über Krieg und Frieden handelte, trat König Johann von dem Wunsche eines Anschlusses an den Südbund selbst zurück, um so eher, als ein solcher von den in Dresden zurückgebliebnen Ministern, die einen ehrlichen Anschluß an Preußen für ersprießlicher hielten, nicht gebilligt wurde. Kaiser Franz Joseph hatte es seinem Bundesgenossen nämlich überlassen, ob der Kampf wieder aufzunehmen sei, aber für den Fall eines unglücklichen Verlaufs desselben erklärt, Österreich werde dann beim Friedensschlusse nur seine eignen Interessen berücksichtigen*); hierauf erklärte Beust,

*) Daß diese Zwischenbemerkung vom Kaiser gemacht worden sei, erklärt Friedjung a. a. O. II S. 501 Anm. 1 als auf einer Versicherung von berufenswerter Seite beruhend.

Digitized by Google

sein König könne eine Verantwortung für die Fortsetzung des Kampfes nicht übernehmen, wenn der Kaiser Frieden schließen wolle. Jedoch die später von dem Ministerkollegen Friesen in den „Erinnerungen“ II Seite 225 gegen Beust erhobnen Vorwürfe, daß dieser Sachsens Interessen vernachlässigt habe, hat Beust in den „Erinnerungen zu Erinnerungen“ und in seinen „Denkwürdigkeiten“ zurückgewiesen.

Der endgiltige Friede zwischen Österreich und Preußen wurde am 23. August 1866 zu Prag unterzeichnet und am 30. August ratifiziert; darin war Preußen ein Gebietsgewinn von 1300 Quadratmeilen und ein Personenzuwachs von 3170632 Einwohnern zugesichert. Mit den süddeutschen Staaten wurden besondre Friedensverträge abgeschlossen; die Bedingungen des mit Sachsen am 21. Oktober abgeschlossenen Friedens galten insofern für hart, als es zehn Millionen Taler Kriegskosten zahlen und bis 1867 preußische Truppen im Lande behalten mußte. In dem definitiven Prager Friedensschlusse war es Preußen vollkommen überlassen, das engere Bundesverhältnis Norddeutschlands selbständig zu gestalten; dagegen verpflichtete es sich zur Aufrechterhaltung des bisherigen Territorialbestandes Sachsens und die Stellung dieses Königreichs innerhalb des Norddeutschen Bundes „durch einen mit Sr. Majestät dem König von Sachsen abzuschließenden Friedensvertrag zu regeln.“

Nachdem durch die Botschaft des Königs von Preußen vom 17. August an die hohen Häuser des Landtags die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt vollzogen war und durch Zirkulardepesche vom 4. August alle übrigen norddeutschen Staaten zum Eintritt in den neuen Bund aufgefordert worden waren, begannen am 20. August die Friedensverhandlungen zwischen Bismarck und den sächsischen Bevollmächtigten Herrn von Friesen und Grafen Hohenthal, denen Bismarck die anfangs in Aussicht gestellten härtesten Bedingungen schließlich in den Hauptpunkten über die souveräne Stellung des sächsischen Königtums nach außen und die militärischen Beziehungen ermäßigte. Alle Versuche, durch Vermittlung auswärtiger Mächte, insbesondre Frankreichs, Sachsen eine günstigere Stellung zu gewinnen, wies Bismarck scharf zurück. Mochte in dem Prager Frieden die sächsische Dynastie in der Gewährleistung des territorialen Bestandes Sachsens nicht mit eingeschlossen sein, so wurde doch schließlich der ehrlichen und ritterlichen Versicherung des Königs Johann, daß sich ihm Sachsen nach Aufnahme in den neuen Bund rückhaltlos fügen wolle, volles Vertrauen beigemessen. An eine baldige Räumung Sachsens war noch nicht zu denken, da das sächsische Heer in voller Kriegsstärke und Bewaffnung noch auf österreichischem Boden stand, und besonders Napoleons Neigung, die von ihm beanspruchte Kompensation durch einen etwaigen Krieg zu erlangen, bekannt war. Vor allem wurde ein Waffenstillstand mit den sächsischen Friedensbevollmächtigten verabredet, um für den Fall eines von Frankreich zu erwartenden Angriffs oder eines solchen gegen jenes aus Notwendigkeit eine Rückendeckung zu haben; denn Beust hatte sich immer noch der Hoffnung hingegeben, daß es zum Kriege kommen werde, von dem er die Ausführung seiner Pläne erwarten könne. Obschon die Entlassung Beusts vom König angenommen worden war, glaubte Bismarck ein

Digitized by Google

fortdauerndes Spiel des langjährigen, unruhigen Gegners Preußens auch im feindlichen Lager erwarten zu müssen. Ottokar Lorenz in Jena schreibt in seinem Geschichtswerk: „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866 bis 1871," Seite 99: „Für die Gestaltung der künftigen Bundesverfassung und Reichseinheit blieben indessen alle Versuche fremder Einwirkung vergeblich, und bevor noch die Grundzüge derselben in Preußen selbst festgestellt waren, hatte Bismarck die Grenzen der sächsischen Souveränität so fest und klar, insbesondre in betreff der militärischen und internationalen Verhältnisse, gezogen, daß sich die persönlichen und staatlichen Bundesverhältnisse zwischen Sachsen und Preußen ohne irgend welchen Gegensatz in günstiger Weise gestalten ließen. Und es hatte der ehrliche und rückhaltlose Anschluß Sachsens, der insbesondre dem König Johann als ein in der Geschichtschreibung viel zu wenig anerkanntes Verdienst persönlich zuzuschreiben sein wird, darin einen außerordentlichen Wert vor Europa, weil die besonders in Süddeutschland verbreitete Behauptung, eine Unterordnung der Königreiche unter das preußische Bundespräsidium werde niemals zu einem wohlgeordneten Staatsverhältnis führen, klar widerlegt worden war." Der Friedensvertrag mit Sachsen wurde am 21. Oktober unterzeichnet, und danach umfaßte der neue Deutsche Bund zweiundzwanzig Staaten, die am 21. November 1866 zu einer Konferenz, auf der die Verfassung des Norddeutschen Bundes beraten und festgestellt werden sollte, berufen wurden; die Konferenz wurde von den verbündeten Regierungen am 15. Dezember in Berlin begonnen.

2

Eine besondre Berücksichtigung in den Nikolsburg-Prager Friedensverhandlungen verdiente Sachsens Schicksal einerseits wegen seiner isolierten Lage, nachdem Bayern und Österreich Sachsen sozusagen gegen Preußens Großmachtspläne im Stiche gelassen hatte, Sachsen sich sonach zur Rettung seiner Dynastie an den größten Staat des alten Bundes hingedrängt sah, andrerseits deshalb, weil seine Armee, deren Disziplin während des kurzen, aber die höchsten Anforderungen stellenden Kampfes allseitig gerühmt wurde, trotz der anerkannten Befähigung ihres Befehlshabers, des Kronprinzen Albert, unter der schwankenden, überhaupt unsichern österreichischen Oberleitung und der Schlamperei der österreichischen Verwaltung zu leiden hatte und somit in den Strudel der Kriegswogen hineingerissen wurde. Vielfach wurde die Ursache der Niederlage in der Überlegenheit der preußischen Infanterie gesucht, nicht bloß in deren Führung, sondern vorzugsweise in der Bewaffnung mit dem neuen Dreyseschen Hinterlader, dem Zündnadelgewehr, womit die österreichische Stoßtaktik gelähmt worden sei; aber in der Artillerie und der Kavallerie wurde Österreich ein Übergewicht zuerkannt, dessen Stärke freilich unter den Massenerfolgen des Schnellfeuers der Infanterie stark vermindert wurde. Der Verwirrung in der österreichischen Heeresleitung wird hauptsächlich die Niederlage zugeschoben, und darunter hatte die österreichisch-sächsische Nordarmee gleich von Anfang des Zusammentreffens mit der ersten preußischen Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl bei Münchengrätz und Gitschin zu leiden;

Digitized by Google

in ihrem Plan lag es, die Iserarmee zu umfassen und gefangen zu nehmen, eine Taktik, die später 1870 von Preußen angewandt wurde.

Die durch Objektivität und Quellenzuverlässigkeit gleich ausgezeichnete Darstellung des bei Gelegenheit des Heidelberger Jubiläums zum Ehrendoktor ernannten Heinrich Friedjung in Wien (Aufl. 5, Bd. II) erzählt davon viel. Gegenüber dem Vordringen des Prinzen Friedrich Karl im Nordwesten Böhmens sei dem Kronprinzen Albert und dem Grafen Clam-Gallas nichts wichtiger gewesen, als klar zu wissen, was man in Benedeks Hauptquartier von ihnen erwarte. Da aber sei verhängnisvoll das Schwanken dazwischen getreten, dessen sich die österreichische Heeresleitung schuldig gemacht habe; bald schien sie vor Begierde zu brennen, den Kampf an die Ufer der Iser zu tragen, dann wieder sammelte sie Heeresmassen gegen die Armee des Kronprinzen von Preußen, der im Nordosten Böhmens vordrang, ohne jedoch von ihnen Gebrauch zu machen. „Dieser Übelstand allein hätte noch nicht das kommende Unheil herbeigeführt, wenn sich nicht verhängnisvoll die Nachlässigkeit in der Bestellung der Befehle aus dem Hauptquartiere gerächt hätte. Die Österreicher führten Krieg im eignen Lande, zwischen Benedek und dem Kronprinzen von Sachsen konnte also unaufhörlich der Telegraph spielen, der dem Korps an der Iser auftrug, Halt zu machen oder sich zurückzuziehen. Wenn die österreichische Heeresleitung in Josephstadt noch so oft schwankte, so hatte sie es immer in der Hand, von allem, was sie bewegte, die Unterbefehlshaber rasch zu verständigen. Aber ihre Befehle kamen, wie zum Teil schon dargestellt worden ist, fast niemals in die Hand des sächsischen Kronprinzen."

Anfangs lag es im Plane Benedeks, dem Vordringen des Heeres des Prinzen Friedrich Karl nach Vereinigung der Hauptarmee mit der Nordarmee an der Iser durch eine Schlacht bei Gitschin entgegenzutreten. Als der Kronprinz von Sachsen nach dem unglücklichen Gefecht bei Podol erwog, ob er die Iserlinie noch länger gegen die Preußen halten solle, war für ihn maßgebend, ob die Hauptarmee in den allernächsten Tagen zur Vereinigung mit seinem Heere heranrücken werde. Um Mitternacht zum 27. Juni langte ein Telegramm Benedeks des Sinnes an, der Armeekommandant könne nicht hoffen, rechtzeitig an der Iser einzutreffen, er überlasse es deshalb dem Kronprinzen, über sein längeres Verweilen dort zu entscheiden. Nach dieser Botschaft war an eine Offensive nicht mehr zu denken, und da die Meldung von dem Überschreiten der böhmischen Grenze durch den preußischen Kronprinzen dem sächsischen mitgeteilt war, erschien es diesem ehrenvoll, wenn es dort zum Kampfe kam, den Prinzen Friedrich Karl aufzuhalten, wenn auch dieser sich zwischen seine und die Hauptarmee schieben und dadurch von dem Rückzug auf Josephstadt abgeschnitten werden konnte. Er erwartete am 27. Juni einen preußischen Angriff, aber dieser erfolgte nicht, was die Kritik vielfach getadelt hat. Erst am Abend war die preußische Armee an der Iser konzentriert, etwa 100000 Mann stark, während das Heer der verbündeten Austrosachsen bei Münchengrätz lag. Am 28. Juni kam es, da es die Leitung der ersten preußischen Armee auf einen leichten Sieg und ein Abfangen der Austrosachsen

Digitized by Google

abgesehen hatte, Vormittags zu einem Treffen bei Münchengrätz, das zu dem Rückzug der verbündeten Truppen führte, ohne daß Prinz Friedrich Karl die Österreicher zu einer Schlacht zwingen und die Iserlinie ganz gewinnen konnte. Bis Gitschin hatten der Kronprinz von Sachsen und Graf Clam-Gallas das vereinte Heer mit leidlichem Glück, etwa mit einem Verlust von 2000 bis 3000 Mann, zurückgeführt, und wieder war es die Hauptsache zu wissen, ob das Hauptquartier vor dieser Armee standhalten oder den Rückzug erwarte. „Während nämlich die Befehlshaber in Gitschin mit brennender Ungeduld auf Befehle aus Josephstadt warteten, lagen diese, wiewohl von Benedek unterschrieben, unausgefertigt in der Operationskanzlei. Was jetzt eintrat, das war die geschichtliche Sühne für die Österreich zu allen Zeiten verderbliche Saumseligkeit — für das, was der Österreicher halb verdammend, halb entschuldigend »Schlamperei« nennt. Wo solche Zustände herrschten, da hätte auch ein besserer Führer als Clam-Gallas erliegen müssen, da wurde auch ein so hervorragender General wie der Kronprinz von Sachsen in die Niederlage hineingerissen."

Bei seinem Rückzuge nach Gitschin am Mittag des 28. Junis mußte sich Kronprinz Albert nach der am 27. Abends an ihn gelangten Depesche Benedeks: „Armeehauptquartier am 29. nach Miletin, am 30. Gitschin" sagen, daß er bis zum Eintreffen des Oberfeldherrn in Gitschin diesen so wichtigen strategischen Punkt zu halten habe. Davon, daß am 28. Juni die Österreicher von der zweiten preußischen Armee schwere Niederlagen erlitten und infolge davon Benedek den Marsch nach der Iser aufgegeben hatte, wußte der Kronprinz am Vormittag des 29. noch nichts und telegraphierte in Ungeduld an Benedek nach Josephstadt um zwölf Uhr Mittags um weitere Befehle, aber ohne Antwort zu erhalten. Benedek hatte am 29. früh alle Befehle zum Vormarsch gegen Gitschin zurückgenommen, die Korps auf die Hochfläche marschieren lassen und in Dubenetz das Hauptquartier aufgeschlagen. Erst Nachmittags zwei Uhr am 29. Juni erscheint ein Kurier aus dem Hauptquartier — und der umfangreiche Befehl an den Kronprinzen trägt das Datum des — 27. Juni, worüber die Frage entstand, ob der Kurier für eine Strecke ebnen Weges von fünf bis sechs Meilen zwei Tage gebraucht habe? Der umfangreiche Generalbefehl war am 28. Juni Abends sechs Uhr erlassen und kündigte den Anmarsch von vier Infanteriekorps und drei Reiterdivisionen gegen die Iser und Gitschin an; vermutlich war er am 27. Juni entworfen und erst am folgenden Tage abgesandt worden, aber neunzehn Stunden waren seit der Ausfertigung vergangen, während ein Reiter von Josephstadt nach Gitschin den Weg in drei Stunden zurücklegen kann. Eine solche Nachlässigkeit hätte die schwerste Strafe verdient. Aber bei dem Eintreffen des Befehls am 29. Juni war er ja nicht mehr giltig, sondern das Umgekehrte war jetzt im Hauptquartier beschlossen: die beabsichtigte Offensive sollte einer bedächtigen Verteidigung weichen. Früh 7¾ Uhr war alles zurückgenommen, und auf den Marsch nach Gitschin hatte man verzichtet. Dazu kam noch, daß der zur Meldung an den Kronprinzen abgesandte Major Graf Sternberg, der den Kronprinzen zum Rückzug auf die Haupt-

Digitized by Google

armee veranlassen sollte, übermäßig mit der Ausführung seines Auftrags säumte, indem er, anstatt dem auf dem Schlosse Milicowes erwarteten Kronprinzen entgegenzureiten, ihn hier ruhig erwartete bis zum Abend. Der Kronprinz und Graf Clam-Gallas glaubten Mittags, sie seien genötigt, weil hier die Hauptarmee eine Schlacht dem Prinzen Friedrich Karl zu liefern beabsichtigte, Gitschin zu halten; das Mißgeschick wollte, daß das Telegramm nach Josephstadt abging, während das Hauptquartier nach dem mit einem Telegraphen nicht versehenen Dubenetz verlegt und ein Feldtelegraph von da noch nicht errichtet war. Eine Antwort auf seine telegraphische Anfrage hat der Kronprinz nicht erhalten, denn als sie ankam, war die Schlacht von Gitschin am Nachmittag des 29. Juni schon für die Verbündeten verloren, und die Preußen konnten am Telegraphenapparat die vergeblich erwartete Antwort Benedeks ablesen, als die verbündeten Truppen Gitschin geräumt hatten. Für die Erkenntnis der tiefern Ursachen der österreichischen Niederlagen war es von der Geschichtschreibung wohl angebracht, solche Ereignisse zu kennzeichnen.

In den ersten Nachmittagsstunden verriet noch nichts den Anmarsch der Preußen gegen die günstige Stellung der Verbündeten, die für den unausbleiblichen Kampf von ihnen gewählt worden war. Der Kronprinz stattete seinem in der Nähe von Gitschin angelangten Vater, König Johann, einen Besuch ab; währenddes erhielt Graf Clam-Gallas um $3^1/_2$ Uhr die Meldung von der Annäherung vorgeschobner preußischer Reiterabteilungen und hielt sich, auf Grund der Abrede, die erste feindliche Armee bis zum Anmarsch der österreichischen aufhalten zu sollen, für stark genug, den Kampf aufzunehmen, ohne daß man sich überhaupt überzeugt hatte, ob das nahestehende dritte Korps, das nächste der österreichischen Hauptarmee, im Anmarsch sei. Hätte eine Verbindung mit dem dieses nur drei Meilen entfernt stehende Korps befehligenden Erzherzog Ernst bestanden, so konnte von ihm, da er Vormittags im Besitze der um $7^3/_4$ früh getroffnen Marschänderung und der Aufgabe der Offensive an der Iser war, eine Mitteilung davon an Graf Clam-Gallas, der standhalten wollte, erfolgen. Schon gleich nach dem Verluste der noch am späten Nachmittag geschlagnen Schlacht bei Gitschin lehnte der Kronprinz in seinem an Benedek gesandten Bericht die Verantwortung für das Verhalten seines Mitbefehlshabers ab; später aber in dem offiziellen sächsischen Werke über diesen Feldzug hat er sich mit dem österreichischen General für solidarisch erklärt, weil am Vormittag des 29. Junis tatsächlich die Aufnahme des Kampfes zwischen beiden beschlossen worden sei.

Ein Teilgefecht bei dem Dorfe Unter-Luchow hatte den General Ringelsheim schon schwere Opfer gekostet; doch das Hauptgefecht fand zu gleicher Zeit nördlich von Gitschin statt. Hier focht die preußische fünfte Division in einer Stärke von 13000 Mann gegen eine Überzahl, die jedoch nicht gleich und niemals mit voller Kraft zur Entfaltung kam; als das Gefecht seinen Höhepunkt erreichte und sich die Preußen zum Sturm anschickten — da plötzlich $7^1/_2$ Uhr Abends sprengte Graf Sternberg, der auf Schloß Milicowes den Kronprinzen Albert erwartet hatte, von dem Kanonendonner veranlaßt,

Digitized by Google

heran nach dem Schlachtfeld und überbrachte den Befehl Benedeks, unter Vermeidung jedes Gefechts vor allem die Vereinigung mit der Hauptarmee im Auge zu behalten. Das war die verspätet eingetroffne Antwort auf des Kronprinzen Anfrage an Benedek, ob die österreichische Hauptarmee bei Gitschin einzutreffen gedenke. Die beiden Heerführer sahen sich genötigt, das für sie günstig verlaufne Gefecht abzubrechen und den Rückzug zu befehlen, der mit den Rückzugsgefechten zu einer Niederlage der Verbündeten führte. Das war das erste Mißgeschick der Sachsen.

Der oberösterreichische Bauernaufstand

(Schluß)

Im März 1621 wurde den Oberösterreichern durch ein kaiserliches Patent bekannt gemacht, daß das Land pfandweise dem Herzog von Bayern überlassen sei. Von diesem hatten die Bewohner noch weniger zu erwarten als vom Kaiser, der doch wenigstens ihr Landesherr war; erbitterte Gegner ihres Glaubens waren beide. Vom Kaiser und vom Herzog wurde als Statthalter Freiherr Adam von Herbersdorf eingesetzt, der in der Zeitgeschichte das Los aller Männer geteilt hat, die in aufgeregten Zeitläuften, namentlich aber in Religionskriegen, eine hervorragende Rolle gespielt haben und von der einen Partei hoch erhoben, von der andern tief verlästert zu werden pflegen. So sagt sein über zwei Meter hoher Grabstein aus rotem Marmor in der Kirche zu Altmünster, auf dem er lebensgroß in voller Rüstung dargestellt ist, von ihm, er sei „eine große Seyle und Beschützer der heil. Kathol. Kirche gewest," während die von ihm unterdrückten Protestanten behaupteten, der Teufel in eigner Person habe ihn geholt, als er am 11. September 1629, bei dem Herzog Maximilian wegen seiner Geldforderungen in Ungnade gefallen, auf seinem Schlosse Ortl plötzlich an der Schwindsucht gestorben war. Von Person rauh, hart und unbeugsam, teilte er durchaus die Auffassung des Kaisers und des Herzogs Maximilian, daß Oberösterreich als erobertes Land zu betrachten sei, und daß man sich um die Rechte der rebellischen Stände nicht zu kümmern brauche. Das rief wohl bei diesen die größte Erbitterung hervor, die sich aber nicht auf die Bauern übertrug, da diese nach den Vorgängen von 1600 für ihre Grundherren keine Anhänglichkeit mehr hatten. Herbersdorf bemühte sich auch anfangs, den Bürgern und den Bauern die Lasten zu erleichtern und sie durch Milde zu gewinnen.

Der Krieg in Deutschland zog Herbersdorf zunächst zum Heer der Liga, wo er den Rang eines Generalwachtmeisters bekleidete und sogar im Winter 1622/23 in Vertretung Tillys den Oberbefehl führte. Währenddem nahmen die Prozesse gegen die rebellischen Stände und die Güterkonfiskationen ihren Fortgang. Herbersdorf kehrte im Herbst 1623 zurück und benutzte die Gelegenheit, Herrschaften und Güter in Oberösterreich, Böhmen und Steiermark für

Digitized by Google

sich zu erwerben, was den Haß des Adels gegen ihn noch erhöhte. Im übrigen hatte er alle Anwendung von Gewalt widerraten, und er mußte ja auch die Leute und die Verhältnisse im Lande besser zu beurteilen verstehn als der päpstliche Nuntius und andre Prälaten und weltliche Räte in Wien, die den Kaiser unausgesetzt zu größerer Härte gegen die Ketzer drängten. Wie sehr dabei oft weniger die Sorge für Glauben und Seelenheil als vielmehr die Sucht, sich auf Kosten der Unterlegnen zu bereichern, die Triebfeder war, hat die Geschichte des hochgestellten Münzkonsortiums bewiesen, das mit der Münzverschlechterung nicht nur das Volk, sondern auch den Kaiser betrog. Der erste entscheidende Schritt zur Gegenreformation in Oberösterreich geschah erst im Jahre 1624. Laut kaiserlichen Dekrets hatten sämtliche protestantischen Geistlichen und Lehrer binnen acht Tagen das Land zu verlassen, wo nur noch die katholische Religion geduldet werden sollte. Diese Maßregel rief ungeheure Aufregung in der durchweg protestantischen Bevölkerung hervor, und zwar um so mehr, als sie das Schauspiel vor Augen hatte, daß die katholischen Geistlichen, die auf den konfiszierten Besitzungen der Adlichen eingesetzt worden waren, wie Wölfe hausten, und wie Herbersdorf selbst berichtete, meist ein „bübisches Leben" führten. Er ging auch sehr milde mit der Durchführung des kaiserlichen Dekrets vor und war sogar nachsichtig bei einzelnen Widerstandsversuchen. Ende Februar 1625 waren die Konfiskationsprozesse zu Ende, und ein kaiserliches Dekret an die drei weltlichen Stände gab bekannt, daß die Konfiskationen bestätigt und die übrigen Stände zu Gnaden aufgenommen worden seien unter der Bedingung, daß sie sich dem Kaiser in allen Religionsverordnungen vollkommen fügen, auf die Verwaltung der ständischen Kasse verzichten und eine Million Strafe zahlen wollten. Darüber erhob sich allgemeines Klagen, die Stände erreichten aber nichts als die Herabsetzung der Strafsumme auf 600000 Gulden.

Wie die übrigen Bedingungen gemeint waren, zeigte die Verschärfung des vorjährigen Religionsdekrets dahin, daß alle Einwohner bis zum folgenden Ostern sich entweder zur katholischen Kirche zu bekennen oder nach Erlegung des zehnten Pfennigs von ihrem Vermögen auszuwandern hätten. Die Erbitterung hiergegen wie gegen das bayrische Regiment war ungeheuer, und bald kam es zum Aufruhr, den österreichische Adliche, die auch mit dem Grafen Mansfeld und dem Könige Christian von Dänemark in Verbindung standen, und denen von dort Unterstützung in Aussicht gestellt worden war, eifrig schürten. Der erste größere Aufruhr fand im Mai statt und hing mit der Einsetzung eines katholischen Pfarrers in Zwiespalten zusammen. Dort rotteten sich 5000 Bauern zusammen, verjagten den Pfarrer wie den herrschaftlichen Pfleger und belagerten diesen im Schlosse Frankenburg. Maximilian, dem die Katholisierung überhaupt zu langsam ging, befahl seinem Statthalter, alle Rädelsführer an den Straßen aufzuhängen. Herbersdorf kam diesem Befehl getreulich aber in eigentümlicher Weise nach. Er traf mit 1200 Mann, 50 Reitern und einigem Geschütz ein und bestellte alle Untertanen aus den am Aufstande beteiligten Pfarreien für den nächsten Tag an die große Linde auf dem Haushammerfelde zwischen Vöcklamarkt und Pfaffing. Die Bauern

Digitized by Google

kamen auch im Vertrauen auf ihr gutes Recht, der Statthalter ließ sie aber von Soldaten umringen, ritt in ihre Mitte und befahl, die Richter von Frankenburg und Vöcklamarkt und die Ausschüsse, die sogenannten Achter, der Pfarreien vor ihn zu führen. Es waren im ganzen 38 Personen. Diesen erklärte er, sie hätten eigentlich alle das Leben verwirkt, er wolle es aber der Hälfte schenken, und sie müßten darum würfeln. Es wurde ein schwarzer Mantel ausgebreitet, und man zwang die Unglückseligen zu dem Spiel. Von den Verlierenden wurden noch zwei auf Bitten des Priesters begnadigt, die übrigen siebzehn aber aufgehängt, zum Teil gleich an der Linde. Über dieses Verfahren kann nur einerlei Meinung gelten, und es ist auch nur zu erklären aus der grausamen Härte jener Zeit und aus der allgemeinen Mißachtung der rechtlosen Bauern, die nicht einmal einen Stand bildeten, keine Richter und keine Vertretung hatten. Übrigens erzählt man eine ähnliche Würfelgeschichte um ein Jahrhundert früher vom Herzog Ulrich von Württemberg aus dem Bauernaufstand des „armen Konrad." Die Bauern des Traunviertels hatten die empörende Gewalttat ohne Widerstand geschehen lassen, da sie unbewaffnet waren.

Äußerlich herrschte vollkommne Ruhe im Lande, aber die Linde auf dem Haushammerfelde war nicht vergessen. Es ging eine stille Bewegung durch das Land, die zum Teil durch die protestantischen Stände genährt wurde, die von einem allgemeinen Widerstande auch für sich Besserung hofften. Die geheimen Fäden liefen in der Hand des Hutmachers Stephan Fadinger zusammen, der sehr umsichtig verfuhr. Als Ostern 1626 zur Ausführung des zweiten Religionsdekrets geschritten wurde, Edelleute und Bürger das Abendmahl in der katholischen Kirche nehmen und die widerstrebenden Bauern durch Einquartierung zur Auswanderung gezwungen werden sollten, da brach der allgemeine Sturm los. Fast am Jahrestage der Frankenburger Greueltat, am 17. Mai, wurde am Fadingerhof bei Aschau im Hausruckviertel das Zeichen gegeben, und binnen kurzem stand das ganze Land zu beiden Seiten der Donau in vollem Aufruhr. Herbersdorf, der gerade auf dem ihm vom Kaiser geschenkten Schlosse Orth im Traunsee war, eilte kurz entschlossen nach Linz, das er noch glücklich erreichte. Er raffte eilig die nächsten Besatzungen zusammen und zog, als er etwa 1200 Mann beisammen hatte, den Bauern entgegen in der Meinung, er werde mit ihnen ebenso leicht fertig werden wie im Jahre vorher. Er führte auch gleich den Scharfrichter mit, der reichlich mit Stricken und Ketten versehen war. Am 21. Mai stieß er zwischen Peuerbach und Weizenkirchen auf Fadinger, der dort gegen 8000 Mann beisammen hatte und mit verschlagner Umsicht vorging. Er ließ nur eine kleine Abteilung am Saum des Waldes sehen, und als Herbersdorf sofort auf diese losgehn und Feuer geben ließ, brachen plötzlich die Bauern von allen Seiten über die überraschten und ungeordneten Truppen herein, die gar nicht so weit kamen, sich wehren zu können. Die Stückknechte jagten in eiligster Flucht dahin, die Geschütze kamen nicht zum Schuß, von den Söldnern wurden zweihundert erschlagen, die übrigen zerstreut, kaum rettete sich der Statthalter mit wenig Reitern nach Linz.

Digitized by Google

Das unverkennbare Geschick, womit Fadinger dieses Gefecht leitete, die Art und Weise, in der er die Bauernhaufen organisierte und mit ihnen überall die im Lande verteilten bayrischen und kaiserlichen Truppen schlug, zeigten ihn als einen Mann von ungewöhnlicher militärischer Begabung. In wenig Wochen hatte er ganz Oberösterreich bis auf Enns und Linz in seiner Gewalt und stand am 20. Juni mit 50000 Mann vor Linz. Er richtete einige Tage darauf einen Aufruf an den protestantischen Adel um Anschluß an die gemeinsame Sache der Glaubensfreiheit. Er tat damit nicht klug, weil er die volle Leitung aus der Hand gab. Die protestantischen Standesherren haßten zwar Herbersdorf wie die bayrische Herrschaft glühend, aber sie sahen ein, wenn sie den Erfolg den Bauern verdankten, werde ihre Stellung zu diesen ganz anders werden müssen. Sie rieten deshalb zu Verhandlungen; sie standen auch mit dem König Christian von Dänemark in Verbindung, der auf die erste Kunde von den Unruhen den Prediger Scultetus nach Oberösterreich sandte, und hofften, durch die Verhandlungen Zeit zu gewinnen, die Stadt Linz in ihre Hand zu bringen und dadurch wie durch ausländische Hilfe die Führung der Bewegung zu erlangen. Statt das nahezu wehrlose Linz nachdrücklich zu belagern, ging Fadinger auf Verhandlungen ein und stellte als Hauptbedingung die Auslieferung Herbersdorfs, an dem die Bluttat auf dem Hanshammerfelde gerächt werden sollte. Der Statthalter ging klug auf die Verhandlungen ein, denn auch ihm handelte es sich darum, Zeit zu gewinnen, um die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen und Verstärkungen aus Bayern auf der Donau herabkommen zu lassen. Er beurteilte die Menschen und die Verhältnisse sehr kühl und klar, war gar nicht im Zweifel darüber, daß er in der Stadt fast nur Gegner um sich habe, und daß die Standesherren die gefährlichsten seien, und sagte es ihnen auch ganz ungescheut ins Gesicht. Als sie ihm rieten, er möge doch, da die Aufständischen durchaus auf seiner Auslieferung bestünden, die Stadt verlassen, um sich und die Seinigen zu retten, da wies er sie derb zurück. Lebend werde er Linz nie aufgeben, und er habe seinen Leuten befohlen, ihn niederzuschießen, wenn die Stadt doch überwältigt würde, „euch aber zum Schloß hinaus zu henken." Das Parteienspiel zu durchschauen, dazu reichte Fadingers Bauernschlichtheit nicht aus, er ließ sich hinhalten, und Feindseligkeiten wechselten mit Waffenstillständen, die Herbersdorf benutzte, um Mundvorräte heranzuziehen und sich schließlich des gefährlichen Bauernführers zu entledigen.

Während eines Waffenstillstandes machte Stephan Fadinger, der sich „Oberhauptmann des christlichen Feldlagers von Linz" nannte, am 28. Juni mit seinen Leibschützen einen Umritt um die Stadt. Da traf ihn auf Anstiften Herbersdorfs eine verräterische Kugel, die ihm den Schenkel zerschmetterte und sein Pferd tötete. Er starb am 5. Juli in Ebersberg, und wenig Tage darauf fiel in den wieder ausgebrochnen Kämpfen sein Schwager Feller. Nun entbehrten die Bauern eines überlegnen Führers, denn Fadingers Nachfolger im Kommando, Achaz Wiellinger von der Au, Herr von Kathering im Hintertobel, also ein Adlicher, galt zwar für „gefroren" (unglaublich), und es wurde von ihm erzählt, eine Kanonenkugel habe ihn sieben Schritte zurückgerissen, ohne ihn zu

Digitized by Google

verletzen, aber dieser zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht seltne Ruf war wohl geeignet, ihm in den Augen abergläubischer Leute zu Ansehen zu verhelfen, vermochte aber nicht den Mangel an militärischer Begabung auszugleichen. Oberst Löbel entsetzte bald Enns, schlug den herbeieilenden Wiellinger und eroberte Steier, Wels und Lambach, auch bei Kerschbamm erlitten die Bauern eine Niederlage. Ihr Heer war zwar mitterweile auf 80000 Mann angewachsen, da sich aber Verpflegungsschwierigkeiten einstellten, ließen sie sich auf Unterhandlungen mit kaiserlichen Abgesandten ein, es wurde am 7. September ein zehntägiger Waffenstillstand abgeschlossen, und der größte Teil der Bauern begab sich nach Hause. Linz war schon Ende August durch die Tatkraft Herbersdorfs befreit worden.

Inzwischen hatte Maximilian, der mit der Kurwürde belehnt worden war, Truppen gesammelt und ließ Mitte September zwei Abteilungen davon unter Herzog Adolf von Holstein und General Lindlo in Oberösterreich einrücken; das Hauptheer unter dem später so berühmt gewordnen Pappenheim, dem Schwiegersohne Herbersdorfs, folgte nach. Maximilian sah durch die Unterhandlungen sein und des Kaisers Ansehen für geschädigt, und seine Truppen hielten sich nicht an den Waffenstillstand. Da sie „wie eine Meute losgelassener Schelme" im Lande hausten, erhoben sich die Bauern aufs neue. Die Kämpfe bis zur vollständigen Vernichtung der todesmutigen Oberösterreicher bilden eine so grauenhafte Kette der schrecklichsten Blutszenen, daß Nerven aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges dazu gehören würden, eine ausführliche Schilderung zu ertragen. Hier sei nur das wesentlichste erwähnt. Der Herzog von Holstein wurde mit seinen 2300 Mann in der Nacht überfallen und bis zur Vernichtung geschlagen, er selbst mußte im Hemde entfliehen. Die 6000 bayrischen Söldner unter Lindlo wurden ebenfalls vernichtet, und Herbersdorf, der mit 1500 Mann ausgerückt war, erlitt eine empfindliche Schlappe, bei Wels wurde Oberst Löbel geschlagen. Die Bauern, die aus allem erkannten, daß man ihnen niemals Versprechen und Wort halten würde, wollten von Verhandlungen nichts mehr wissen und wüteten nun auch gegen Klöster, katholische Pfarrhäuser, Märkte und Schlösser, das ganze Land war mit allen Untaten des greulichsten Bürgerkriegs erfüllt.

Nun trat Pappenheim den Bauernführern mit seiner überlegnen Kriegführung entgegen. Er täuschte die Wachsamkeit der Gegner und erreichte durch Nachtmärsche und auf Umwegen Linz, wo er sich Anfang November mit den Resten der kaiserlichen und der bayrischen Truppen vereinigte. Schon am 9. fand die Hauptschlacht bei Efferding statt. Wie Pappenheim selbst berichtet, fochten die Bauern mit der größten Verzweiflung, sie stürzten sich, Psalmen singend, mitten in die Glieder der Truppen, rissen die Reiter vom Pferde, trieben die Kaiserlichen mehrfach in die Flucht, und nur mit Mühe vermochte er das Gefecht wiederherzustellen. Er und die Mehrzahl seiner Generale wurde verwundet, Wiellinger wurde von einem Pappenheimschen Offizier getötet. Schließlich siegte die überlegne Bewaffnung und Führung, das große Bauernheer wurde vernichtet. Aber noch standen die Bauern des Traunviertels in Waffen, und gegen sie wandte sich nun Pappenheim. Schon am 13. November

Digitized by Google

entsetzte er Gmunden, schlug am folgenden Tage in vierstündiger Schlacht die Bauern, die unter der Führung eines gewissen Glacianus, gemeiniglich „der Student" genannt, standen, und entsetzte am 19. auch Vöcklabruck. Die letzte Bauernschar vernichtete er am 30. bei Schloß Wolfseck, wo auch Glacianus, eine geheimnisvolle Person, auf der Flucht nach dem See getötet wurde. Seinen Kopf stellte man in Linz auf einer Stange, seinen Körper in Vöcklabruck zur Schau. Noch heute legt der sogenannte Bauernhügel bei Pinsdorf, worin 4000 Bauern begraben liegen sollen, Zeugnis ab von den Schrecknissen jener Tage, noch heute heißt das Wäldchen in der Nähe der heiligen Eiche bei Pinsdorf das „Pappenheimerswäldle." Wenig Tage darauf umzingelte Pappenheim bei Peuerbach die letzten Schanzen der Bauern und zwang sie zur Übergabe. Er beendigte so binnen Monatsfrist den gefährlichen Bauernaufstand an derselben Stelle, wo er begonnen hatte. Die letzten Aufständischen des Hausruckviertels unterwarfen sich allerdings erst am 27. April 1627.

Der große Kampf war zu Ende, dem Lande wurden dadurch Wunden geschlagen, an denen es noch heute leidet. Es war durch den Bauernaufstand viel stärker geschädigt worden als 1620 durch die Revolution der Stände. Nach der Niederlage begannen in Linz die Exekutionen gegen die zahlreichen Gefangnen. Die Reformationskommissionen zogen mit Truppenabteilungen durch das Land und zwangen den Widerspenstigen durch Einquartierung und Druck aller Art den wahren Glauben auf. Noch einmal wurde ein schwacher Erhebungsversuch gemacht, als Gustav Adolf 1632 auf seinem Siegeszuge in die Nähe kam. Die Bauern sandten Thomas Ecklechner zu ihm ins Lager bei Nürnberg, und er versprach, 6000 Mann über Passau und Schärding ins Hausruckviertel zu senden. Unter Anführung eines gewissen Grindel hatten sich auch 6000 Bauern erhoben und die gegen sie ausgesandten kaiserlichen Truppen vertrieben. Als aber die schwedische Hilfe ausblieb, erlagen die Bauern abermals bei Efferding. Es folgten nun wieder Hinrichtungen der Rädelsführer, Einsperrung und Verbannung andrer und die gewaltsame Bekehrung der übrigen. Noch 1633 kam es zu einzelnen Widersetzlichkeiten ohne Belang, denn die Kraft der oberösterreichischen Bauernschaft war schon sechs Jahre vorher gebrochen worden. Das Endergebnis war, daß viele Tausende das Land verlassen hatten, darunter viele Angehörige des Adels, Tausende hatten ihr Leben im Kampfe verloren, viele waren dem Henker zum Opfer gefallen. Die übrigen fügten sich, zum Teil innerlich gebrochen, zum Teil materieller Vorteile wegen. Aber noch viele Jahrzehnte klang das bittere Leid nach, das das kernige Volk erlitten hatte und mit dem allgemeinen Unglück, das ein dreißigjähriger Krieg über das ganze Vaterland gebracht hatte, in ein einziges großes Leid zusammenfloß; noch heute bezeugt das Volkslied „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn," daß einst eine gewaltige Bewegung das Volk durchdrang, der sich die Pinzgauer, die ihr fern standen und mit ihrem Landesherrn, dem Erzbischof von Salzburg, im Glauben der Väter geblieben waren, ferngehalten hatten, was den Hohn der Nachbarn herausgefordert hatte. Noch bis heute hat sich im Lande die Tradition von Pappenheim erhalten, der wohl wie der „leibhaftige Teufel" über die Bauernscharen herge-

Digitized by Google

fallen war, aber sie spricht nicht mit Verachtung von ihm, denn er war ein ehrlicher Kriegsmann und nicht schuld, daß die von ihm zur Beschwichtigung gegebnen Versprechungen von andern nicht gehalten worden sind.

Der große Krieg hatte die österreichische Monarchie geschaffen, die aber zugleich aus dem Deutschen Reiche hinausgewachsen war, denn die Mehrzahl der Mitglieder des Reiches sah sie, ebenso wie die Schweden, als eine halbfremde Macht an. Trotzdem bestand das alte historische Band noch über zweihundert Jahre weiter, bis die größte Entscheidungsschlacht des vergangnen Jahrhunderts, die von Königgrätz, neue politische Klarheit brachte. Die Brechung der Macht der Stände in Österreich war nötig, zum Einheitsstaat und zur Großmachtstellung zu gelangen, sie vollzog sich auch in England und in Frankreich in ähnlicher Weise; die tief einwirkende Beimischung religiöser Bestrebungen lag in den Zeitströmungen. War schon das Wahlkaisertum zum politischen Widersinn geworden, weil es den Kaiser jeder politischen Initiative beraubte, so brachte die Verpflichtung der Fürsten, vor der Huldigung die Vorrechte der Stände zu bestätigen, nicht bloß eine Schmälerung der Staatsautorität mit sich, sondern war auch ein Hindernis jedes staatlichen Fortschritts. Jede soziale Änderung wurde dadurch unmöglich gemacht, und tatsächlich ist die Befreiung und die Hebung des Bauernstandes überall erst Schritt für Schritt mit der Beseitigung der Standesvorrechte vorwärts gegangen. Ob es aber auch nötig war, mit der Brechung der Macht der Stände eine mit den härtesten Gewaltmitteln durchgeführte und die Leute zur Verzweiflung treibende Gegenreformation zu verbinden, darüber ist noch heute keine einheitliche Meinung vorhanden. Die Religionseinheit hat unstreitig viel zur Förderung der Staatseinheit in Österreich beigetragen, aber dieser Vorteil ist durch den schweren Verlust, der namentlich die deutsche Bevölkerung, aber auch die tschechische, traf, teuer erkauft worden. Es waren sicher die Tüchtigsten, die selbständigen und denkenden Köpfe, die eigentlichen Führer des Volkes, die an der Spitze ihrer Landsleute für ihren Glauben fielen, hingerichtet wurden, im Kerker starben, heimlich oder nach Opferung des zehnten Teiles ihres Vermögens das Land verließen. Die Zurückgebliebnen bestanden aus klug rechnenden Leuten, aus Fügsamen und Schwachen, schließlich aus armen Teufeln. Die Folge davon hat sich zwei Jahrhunderte lang in der tiefen politischen Ruhe der kaiserlichen Erbländer gezeigt, die man mit Unrecht politischem und kirchlichem Druck allein zugeschrieben hat. Die Bevölkerung hat weder Druck noch Anregung von außen empfunden, weil ihre Kraft gebrochen war, weil sie keine Nachkommenschaft führender Geister hatte. Was die ungebrochne Kraft eines deutschen Volksstammes vermag, bewiesen 1809 die Tiroler, auf denen doch der angebliche Druck am längsten gelastet haben mußte; ihre Taten sind auch ebenso im deutschen Liede besungen worden wie die Leistungen nördlicher deutscher Provinzen, wo sich Alt und Jung unter die Waffen reihte zur Befreiung des Vaterlandes.

Nur schwer läßt sich die geistige Blüte eines Volkes wieder aufziehn. Auch das übrige Deutschland war um dreiviertel seiner Bevölkerung gebracht worden, aber es lebten doch noch viele, die an großen Kämpfen führend teilgenommen hatten, sich dessen bewußt blieben und diesen Geist vererbten, der in

Digitized by Google

dem an Zahl geminderten Volk darum niemals erstarb. Schon das nächste Jahrhundert sah die friderizianische Zeit und den neuen literarischen Frühling, den Ruhm von Lessing, Schiller, Goethe und Kant. Man darf also doch annehmen, daß die Deutschösterreicher durch den Krieg der dreißig Jahre noch mehr gelitten haben als die übrigen Deutschen. Sie sind so gut wie konfessionell ungeteilt, und doch lebt unter ihnen eine fast krankhafte Scheu vor klerikaler Reaktion, die man anderswo nicht kennt. Oberflächliche Beobachter wollen sie auf die „Konkordatswirtschaft" des vorigen Jahrhunderts zurückführen. Sie irren, dergleichen vergißt sich leicht, aber die Sache liegt tiefer. Noch nach beinahe drei Jahrhunderten liegt in der Seele der Deutschösterreicher und der auch immer hussitischer Anwandlungen verdächtigen Tschechen die dunkle Erinnerung, daß ihrem Volke einmal ein schweres Unrecht, das bitterste Weh, das nur zu denken ist, zugefügt worden ist, und zwar von einer Macht, deren Gebete sie heute eifrig und gläubig mitsprechen. Während jede andre Nation ihre liberalen und entgegenstehenden Parteiunterschiede vergißt, sobald es sich um die Stellung gegenüber andern Nationen handelt, stehn besonders die Deutschösterreicher immer in zwei getrennten Lagern. Es bedarf nur einer leisen Berührung der geheimen Saite ihres Gemüts durch die Presse, die gar keinen nationalen Frieden will, weil sie nicht deutsch ist, und sofort stehn sich Deutschliberale und Deutschklerikale wieder feindlich gegenüber, obgleich sie eines Glaubens sind.*)

—v—

Eindrücke bei der Ausbildung von Regierungsreferendaren

Von P. von Hedemann

Die Ausbildung der Referendare in den Präsidialgeschäften ist schon darum schwierig, weil sie nur wenig Monate in einem und demselben Geschäftszweige beschäftigt, nur so kurze Zeit ein und demselben Dezernenten anvertraut sind. Zuerst müssen sie einmal die Schwierigkeit der neuen Geschäftsformen überwinden lernen; die Hauptaufgabe dabei ist, zu verhüten, daß sie sich — das bequemste ist es ja — einfach dem Kanzleistile hingeben, von dessen Blüten sie sich allenthalben umduftet fühlen, den sie in allen den alten Akten immer wiederfinden, deren eifriges Studium man ihnen, im ganzen gewiß mit Recht, so warm empfohlen hat. Nichts schwieriger, als sich die geistige Freiheit eines eignen Gebrauchs seiner deutschen Sprache trotzdem zu bewahren. Der Kanzleistil ist nichts als das Ringen mit dem Ausdruck, den eine im Schreiben unbeholfne Zeit für schwierig wiederzugebende Dinge niemals recht zu finden vermochte; man sieht ordentlich, wie der Schreiber die Anstände, die gegen den

*) Als Quellenmaterial sind benutzt worden: A. Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs (Leipzig, G. Freytag), A. Huber, Geschichte Österreichs, 5 Bände (Gotha, F. A. Perthes).

Digitized by Google

Eindruck jedes seiner Worte vom Leser erhoben werden könnten, immer von neuem abzuwehren sucht und so sich windend oder spreizend nur von einer Anfechtung in die andre gerät; der Kanzleistil ist ein mühsamer, ein gequälter Stil; er ist der natürliche Stil derer, die die Hoheit der Obrigkeit schriftlich einprägen sollen, ohne daß sie selbst kraft ihrer Bildung von dieser Hoheit erfüllt sind. Kein besseres Mittel gegen diesen innerlich verarmenden Stil gibt es, als das, sich reichlich mit Leuten geringern Standes in ihrer Mundart zu unterhalten, aber nur über Dinge, die ganz in deren eignem Gesichtskreise liegen. Niemals, glaube ich, hat mir ein so lebendiger Ausdruck für meine Gedanken zu Gebote gestanden, als in der ersten Zeit, nachdem ich von einer mehrjährigen landwirtschaftlichen Tätigkeit, die mich täglich viel mit einfachen Leuten zusammenbrachte, in eine amtliche Stellung zurückkehrte. Gar nicht unwichtig in der Ausbildung der Referendare ist auch, auf eine gute Handschrift zu halten. Leserlich zu schreiben, gehört zur Höflichkeit, und jeder oder fast jeder kann es lernen.

Gerade die wichtigsten und lehrreichsten Sachen kann zu seinem Bedauern der Dezernent deswegen, weil ihre Erledigung zu sehr drängt, den Referendaren nicht zuschreiben, weil sie sich nicht von heute auf morgen in einen neuen schwierigen Stoff einarbeiten können; er wird sie ihnen dann aber oft mit Nutzen hinterher zum Studium geben können.

Nicht leicht ist es, die Arbeiten der jungen Herren richtig zu verbessern. Schwierige Aufgaben wird man am besten, bevor sie die Feder zur Hand nehmen, mit ihnen besprechen; man muß sich dann selbst vorher völlig mit Stoff und Rechtslage vertraut gemacht haben, aber auch verlangen, daß sich der Referendar über beides so weit unterrichtet hat, als es ihm ohne Anleitung möglich war. An dem von ihm abgelieferten Entwurf soll man nicht unnötig ändern, nicht seinen eignen Geschmack, namentlich in der Form, unbedingt zur Geltung bringen wollen. Schon ein durch viele Korrekturen unsauber gewordnes Konzept stört dem Verfasser, der es — wie hier immer — später wiederbekommt, sehr die Lust an der Arbeit und erzeugt in ihm den Eindruck, es dem Vorgesetzten nie recht machen zu können. Niemals wird der Dezernent nur korrigieren, um die Spuren seiner Handschrift jedem Schriftstück einzuverleiben, dem Vorgesetzten einen äußerlichen Nachweis seiner Tätigkeit zu liefern. Muß man aber doch ändern — und das ist bei Anfängern schließlich unvermeidlich —, so gibt es zwei Wege. Im allgemeinen empfiehlt es sich, es ohne weiteres zu tun; man muß dem Lernenden zutrauen, daß er bei der Wiederdurchsicht seiner Arbeit schon von selber sieht, warum man so verfahren ist, und dem Lehrenden, daß er die Sache so beherrscht, wie es nötig ist, um nicht unüberlegt einen guten Gedanken, eine wohlbeabsichtigte Wendung des Referendars zu beseitigen oder zu verzerren. Mitunter freilich wird es sich nicht umgehn lassen, ihn ausdrücklich auf einen Fehler, auf den Grund einer notwendigen Änderung mündlich oder seltener schriftlich hinzuweisen; häufige Rücksprache aber ermüdet und erschwert dabei außerordentlich den ohnehin umständlichen Geschäftsgang der Bezirksinstanz. Es kommt ja gerade in der Verwaltung oft genug vor, daß man so oder so verfahren kann; wie in einer

Digitized by Google

schöngeritten Quadrille gerade das unser Auge entzückt, daß nach seinem Temperament jeder der vier Reiter sie ganz anders und doch alle dasselbe reiten, so wird, um ein und dasselbe Ziel zu erreichen, der eine Dezernent lieber von dem kräftigen Einfluß einer lebensvollen Persönlichkeit einen schnellen Erfolg erwarten, der andre die Wirkung der Zeit und den Druck der Verhältnisse zum Bundesgenossen anrufen, der einst das Werk den Untertanen mehr als Tat ihres eignen Willens erscheinen läßt; der eine legt der juristischen Sicherung größere Bedeutung bei als der andre, und meist ist es richtig, jeden nach seiner Eigentümlichkeit möglichst gewähren zu lassen und den Untergebnen, der die eine Alternative gewählt hat, nicht zu einer Änderung nach der andern von einem selbst für besser gehaltnen Richtung zu veranlassen. Denn die Freude des Untergebnen an der Arbeit zu erhalten, die doch auf der Geltung der eignen Persönlichkeit so sehr mit beruht, ist meist für den ganzen Betrieb der Geschäfte wichtiger, als daß im Einzelfalle eine an sich haltbare Auffassung durch eine für noch richtiger gehaltene verdrängt wird. Es gibt ja Fälle, namentlich bei Bescheiden, oder wo man durch gütliche Verständigung rechtlichem Zwange vorbeugen oder gegen eine obere Behörde eine von ihrer bisherigen ganz abweichende Ansicht vertreten will, Fälle, in denen jedes Wort und jedes Schweigen, jede Einzelheit der logischen Anordnung abgewogen werden muß. Hier wird der, den die Verantwortung für das Schriftstück trifft, vor keiner Änderung der Vorarbeit eines Untergebnen zurückschrecken dürfen; hier wird er sich ja auch der Verantwortlichkeit jeder Änderung besonders klar bewußt bleiben.

Was hier von dem Verhältnis des Referendars zum Dezernenten gesagt ist, gilt natürlich großenteils auch von der dienstlichen Beziehung, in der der Dezernent zum Abteilungsdirigenten steht, nur daß dieser zu unmittelbaren Untergebnen Leute mit abgeschlossener Ausbildung hat, die in ihrem Geschäftsbereich meist gründlich zuhause sind; es ist dies einer der Gründe, warum die Stellung eines Oberregierungsrats in den Präsidialsachen ein Maß von Verzichten fordert wie kaum eine andre Verwaltungsstellung. In den Schul- und Finanzsachen ist der Abteilungsdirigent meist deshalb viel freier, weil sich der Präsident der Regierung hier nicht so viel um die Einzelheiten kümmern kann. Im Betriebe der Eisenbahndirektionen zeichnet bekanntlich unter der Herrschaft derselben Vorschriften, wie sie das Landesverwaltungsgesetz über die Tätigkeit des Oberregierungsrats in Präsidialsachen enthält, in jedem Falle entweder nur der Präsident oder der Oberregierungsrat, und in den großen militärischen Zentralbehörden sind ähnliche Vorkehrungen getroffen, um den Geschäftsgang nicht zu überlasten durch das Übereinander von Ressortchef, Departementsdirektor (Oberquartiermeister), Abteilungschef und Referent.

Ganz neu tritt dem Referendar, wenn er zuerst an die Bearbeitung von Verwaltungsgeschäften gelangt, die Notwendigkeit entgegen, jedesmal zu prüfen, ob die angerufne Behörde, die Regierung, auch zur Entscheidung zuständig ist. In den streitigen Sachen vor den Gerichten, die der Referendar bisher fast allein gründlich kennen gelernt hat, ist die Kompetenzfrage viel einfacher. Von der Staatsanwaltschaft und ihren Hilfsbeamten, von den Anwälten werden nur sehr selten Sachen an das Gericht gebracht, für die ein andres Gericht oder

Digitized by Google

eine andre Behörde zuständig ist. In zwei großen Prozeßgesetzen ist die Zuständigkeit für streitige Prozeßsachen von Reichs wegen übersichtlich und bestimmt geregelt. Ganz anders bei den Verwaltungsbehörden. Nicht nur daß sich das Publikum oft absichtlich sogleich an die Provinzialbehörde wendet und die zunächst zuständige Unterbehörde — oft gerade aus Furcht vor ihrer Sach- und Personenkenntnis — übergeht, nein, die Kompetenzfrage wird infolge der gesetzlichen Lage immer wieder wie von selbst aufgeworfen. Durch eine kaum übersehbare Fülle alter und neuer Gesetze ist das Gebiet der Wirksamkeit nicht bloß für höhere und niedere Behörden, sondern auch für ganze Behördenreihen nebeneinander bunt und mannigfaltig abgesteckt. Man denke an Regierung und Generalkommission, Konsistorium und Regierung, Regierung und Bezirksausschuß, die staatlichen Selbstverwaltungsbehörden für die Veranlagung der verschiednen Steuern und für die Heeresergänzung, an die Handels-, Handwerks- und Landwirtschaftskammern, die sich in die Fondsverwaltung mit den Staatsbehörden teilen, an die Organisation der Arbeiterversicherung, an die Organe der Kommunalverwaltung, denen heute die Erfüllung so vieler staatlicher Aufgaben obliegt. Welcher Laie könnte sich da noch mit völliger Sicherheit zurechtfinden, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Regierung fast täglich Dienstsachen erhält, die eigentlich für eine andre Behörde bestimmt sind. Nur ausnahmsweise wird man den Antragsteller ganz abweisen oder einfach bloß auf den richtigen Weg verweisen, so wenn er den Rechtsweg einzuschlagen hat; meist empfiehlt es sich, die Eingabe an die zuständige Behörde weiterzugeben und ihren Verfasser kurz zu benachrichtigen. Hin und wieder wird man die Weitergabe mit ein paar Bemerkungen begleiten, die späteres Schreibwerk ersparen, mit einer Direktive, wenn es an eine Unterbehörde geht, und man deren Entscheidung beeinflussen will. Wie vorsichtig man dabei meist vorgeht, habe ich schon früher ausgeführt, und auch dann, wenn eine untere Behörde geradezu fragt, ob man gegen eine von ihr beabsichtigte Entscheidung Bedenken trägt, oder wenn sie vor einer Genehmigung anfragt, die sie selbst zu erteilen hat, ist es für die Regierung etwas ganz andres, als wenn sie unmittelbar als zuständige Behörde selbst zu entscheiden hat. Es kommt dann nicht darauf an, ob man es selber gerade so machen würde, wie es die untere Behörde beabsichtigt, sondern nur, ob deren Absicht auf wirklich wesentliche Bedenken stößt. Oft wird man nur allgemein auf die wesentlichen Gesichtspunkte für die Amtshandlung hinweisen. Es ist etwas andres, andre im Bereiche ihrer verantwortlichen Tätigkeit gewähren zu lassen, und etwas andres, selber unmittelbar verantwortlich zu wirken oder ein verbindliches Muster für fremdes Wirken aufzustellen. Denn mit der eignen Verantwortung nimmt man der untergeordneten Stelle nicht nur eine Last, sondern auf die Dauer auch Kraft, Kern und Selbständigkeit ihres Schaffens. Diese Grenzen bevormundender Fürsorge gelten, wie gegenüber Unterbehörden, natürlich auch gegenüber Korporationen und Vereinen, wenn sie eine Genehmigung nachzusuchen haben.

Die kurze Zeit der Ausbildung läßt es nur sparsam zu, dem Referendar ein Bewußtsein von den allgemeinen Grundlagen seines künftigen Berufs einzuflößen. Bekämpft muß die Neigung werden, gewisse Kräfte des öffentlichen

Digitized by Google

Lebens, mit denen die Verwaltung häufig in Berührung kommt, zu überschätzen. So ist zum Beispiel gerade in kleinen Blättern der Provinz die Neigung groß, „Mißstände“ der Verwaltung zur Sprache zu bringen. Daß die lokalen Notizen, die diese Dinge behandeln, bei den Behörden sorgsam durchgesehen werden, ist selbstverständlich. Auf den Regierungen pflegen sie einzeln ausgeschnitten und aufgeklebt den zuständigen Dezernenten vorgelegt zu werden. Weitaus das meiste erweckt nur ein flüchtiges Interesse, bestätigt amtlich Gemeldetes, enthält oft offenbare Mißverständnisse, schlechtversteckte Übertreibungen. Andres hat zwar Bedeutung, aber man überläßt es den zuständigen Unterbehörden, sich damit abzufinden. Nur vereinzelt findet die Regierung Anlaß zu eignem Eingreifen auf Grund solcher Zeitungsnotizen. Aber auch dann empfiehlt es sich gewöhnlich nicht, die Notiz der Unterbehörde zum Bericht oder zu andrer Veranlassung zuzusenden. In den Verhältnissen kleiner Städte und unterer Behörden verstehn es gerade die Zeitungen, die in „Mißständen“ machen, oft, mit dem einen oder dem andern Beamten der Lokalbehörde, der sich nicht genügend anerkannt fühlt, in ein vertrautes Verhältnis zu kommen; die Schriftleitung erfährt dann leicht, daß wieder diese oder jene auffallende Notiz in ihrem Blatt die Beachtung der Provinzialbehörde gefunden hat, und das steigert ihr ungesundes Gefühl von ihrer eignen Wichtigkeit ganz überflüssigerweise. Meist tut der Regierungsdezernent am besten, auf irgend einem andern weniger bemerklichen Wege die in der Notiz berührte Sache weiter zu verfolgen, was meist nicht schwierig ist, oder sie ganz zurückzulegen bis zu einer gelegentlichen mündlichen Besprechung mit dem Chef der Lokalbehörde, was bei den wichtigsten Sachen gerade am besten zu gehn pflegt.

Durchaus nötig finde ich es, den Referendar darauf hinzuweisen, eine wie geringe Rolle die politischen Parteianschauungen im täglichen Dienste der Verwaltungsbeamten in der Provinz spielen, die Sozialdemokratie und andre umsturzdrohende Richtungen natürlich ausgenommen. Sonst findet auch der überzeugteste politische Parteigenosse im täglichen Leben wenig Gelegenheit, seine „Prinzipien“ in ihrer schönen Allgemeinheit zur Entfaltung zu bringen; sie eignen sich für die Festtagsstimmung der Parlamentsreden, für die Phrasen der Preßartikel; im nüchternen Berufsleben läßt sich der „unentwegte“ Parteistandpunkt gewöhnlich gar nicht anbringen, und darum begegnet ihm der Verwaltungsbeamte in seinem dienstlichen Leben außer den Wahlzeiten auch so selten; nur dann bemerkt er mit Staunen, wie das bisherige ungestörte Zusammenwirken zwischen Eingesessenen seines Bezirks einen Abgrund politischer Gegensätze ganz verdeckt hat.

Man hat in der Tat oft das Gefühl, daß es eine besondre Berufsklasse gibt, hauptsächlich dargestellt durch die Vertreter der politischen Parteipresse, deren einzige Aufgabe, ähnlich der des bekannten Sklaven des persischen Großkönigs, darin besteht, unermüdlich, am lautesten aber in Wahlzeiten, die harmlose Bevölkerung daran zu erinnern, daß sie in abgrundtiefer Trennung in politische Parteien eingeteilt ist, was sie sonst nur gar zu leicht vergessen könnte.

Weil der Referendar bei der Regierung zunächst nur das Bureau- und Aktenleben zu sehen bekommt, ist es doppelt nötig, ihn darauf hinzuweisen, daß

Digitized by Google

es später in seinem Berufe vor allem darauf ankommt, mit eignen Augen zu sehen, aus erster Quelle zu hören. Sich zuverlässige Nachrichten über Tatsachen zu verschaffen, ist namentlich auf dem platten Lande viel schwieriger, als man wohl glaubt. Gewiß sind Neuigkeiten auf dem platten Lande ein sehr begehrter Artikel, nächst dem gewöhnlich recht knappen baren Gelde vielleicht der begehrteste. Aber es ist merkwürdig, wie sehr die Scheu, für zudringlich oder neugierig gehalten zu werden, den einzelnen im Fragen zurückhält, sodaß man über Verhältnisse schon im Nachbardorfe ganz gewöhnlich nur wenig Kunde erhält, sicher keine zuverlässige. Wer im Manöver öfter Patrouillen geritten hat, weiß ein Lied davon zu singen. Sogar die Frage nach dem Wege findet nicht immer eine Antwort, nicht immer die richtige wenigstens. Also selber sehen! Daß das nachher im praktischen Dienste so enge Grenzen findet, braucht man dem Referendar eigentlich noch gar nicht zu verraten. Auch für den Landrat hat der Tag nur vierundzwanzig Stunden, und die weiten Entfernungen der großen Kreise zwingen ihn oft, mit fremden Augen, mit denen seiner Gendarmen oder Ortsvorsteher, zu sehen, auch dann, wenn es recht nötig wäre, sich einmal selber zu überzeugen. Auch das ist einer der Umstände, die die leicht vergessen, die über die Schablone, bureaukratische Erstarrung und ähnliches klagen; andre Ursachen liegen mitunter in dem Bleigewicht häuslicher Verhältnisse, die die Frische des Beamten für seinen Dienst erdrücken.

Auch das kann man dem jungen Beamten gar nicht eindringlich genug zum Bewußtsein bringen, wie schmerzlich die Regierten, die mit einem Anliegen herangetreten sind, meist auf einen Bescheid warten, wie oft und bitter sie, vielfach natürlich mit Unrecht, über die Langsamkeit der Behörden klagen. Gewiß läßt es sich zum Beispiel bei Beschwerden nicht umgehn, zuerst die untere Behörde mit ihrer Erklärung anzuhören und den Sachverhalt gründlich zu ermitteln, und beides kostet Zeit. Dann aber soll auch durch den bloßen Geschäftsgang, durch die Notwendigkeit der vielen Hände, der Arbeitsteilung im Betriebe der Behörde möglichst wenig Zeit verloren gehn, und man muß sich daran gewöhnen, vierundzwanzig Stunden Zeitersparnis auch dann für wertvoll zu erachten, wenn die Sache keinen ausdrücklichen Eilvermerk trägt. Hier und da wird man auch die kleinen Handgriffe der Verwaltungspraxis dem Referendar bei passender Gelegenheit mitteilen können, wie es nützlich ist, bevor ich eine Arbeitsstätte einer mir unbekannten Industrie besehe, den zugehörigen Artikel in einem guten Konversationslexikon aufmerksam und gründlich durchzulesen; denn nachher im Werke sieht man wohl vieles, aber der organische Zusammenhang, die Prinzipien des Verfahrens treten selten sinnfällig vor Augen, und auch die beste Führung versagt mitunter bei dem Geräusch des Betriebes. Fertigfabrikate sieht man übersichtlich und reichhaltig ja nur auf Ausstellungen.

Ich weiß von einem Amtsvorsteher, der in einer eiligen Sache die ganze Arbeiterschaft eines großen Gutes protokollarisch zu vernehmen hatte. Es waren die Tage des Rübsendreschens. Jede Stunde war kostbar. Einen halben Tag die ganze Arbeiterschaft vermissen und sie nach dem entlegnen Sitze des Amtes schicken, ganz unmöglich! Aber der Amtsvorsteher war wirklich ein praktischer Verwaltungsbeamter. Er packte sein Schreibzeug zusammen, setzte sich auf den

Digitized by Google

Wagen, fuhr eine Stunde weit auf das Feld des Gutes und richtete sein Bureau neben der Dreschmaschine ein. Hier auf freiem Felde vernahm er die Arbeiter, einen nach dem andern, zu Protokoll, und das Gut hatte nur nötig, für den halben Tag einen überzähligen Mann einzustellen, sodaß der Betrieb nicht stockte. Ich glaube, von diesem Amtsvorsteher kann mancher jüngere und vielleicht sogar der eine oder der andre ältere Beamte lernen.

Alles muß herangezogen werden, was dazu dienen kann, dem jungen Beamten etwas Liebe zu seinem schönen Beruf einzuflößen; man kann auch erwarten, daß der Regierungsreferendar, der mit etwa fünfundzwanzig Jahren seine Ausbildung in der Verwaltung beginnt, reif und ernst genug ist, für die Wahrheit empfänglich zu sein, daß in der Berufstüchtigkeit der Wert des Menschen liegt; nur kerngesunde Naturen können gute Berufsleistungen mit einem vollen Lebensgenusse in jüngern Jahren vereinigen; bei allen andern beschränken sich beide gegenseitig, und sie stehn täglich vor der Wahl zwischen beiden. Wo dann das Bedürfnis nach Lebensgenuß zu groß ist, kann es mitunter vergebliche Mühe sein, dem jungen Beamten das nötige Interesse für die ersten spröden Anfänge seines Berufslebens beizubringen und ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß er nicht nur, um seinem Standesgefühl zu genügen, Beamter sein wollen darf, daß er sich freimachen muß von der dekorativen Behandlung des Berufslebens, die heute auf allen Gebieten deutsche Arbeit ihres rechten Gehalts zu berauben droht. Es ist gewiß ein Fortschritt, wenn heute mehr als früher die ästhetische Seite des Daseins gepflegt wird. Aber vergessen soll man nicht, daß einst der große Religionskrieg darin doch sein Gutes gehabt hat, daß er dem deutschen Volke für Jahrhunderte eine Einfachheit der Lebenshaltung aufgezwungen hat, die vielleicht zu den Hauptquellen seiner spätern Überlegenheit über die feinere Kultur seiner westlichen Nachbarn gehört hat. Wohl ist es gut, daß auch bei uns der Sport gepflegt wird; aber wertlos wird er, wenn die in seiner Übung erworbnen Kräfte niemals ernsten Zwecken dienstbar gemacht werden, wenn er die einzige Unterbrechung eines Drohnendaseins ist. Die Gefahr besteht heute, daß in den führenden Ständen ein ausschließlich dem Gesellschaftsleben und oft recht luxuriösen Ansprüchen entnommener Maßstab an den Wert des einzelnen gelegt wird. Der gesellschaftliche Maßstab hat seine Berechtigung nur so lange, als er keine Alleinherrschaft anstrebt, als er die sittlichen Werte und vor allem die Leistungen des Berufslebens neben sich in die Schale aufnimmt. Zu jeder wahren Bildung gehört die Duldsamkeit, die ein Defizit auf dem einen durch einen Überschuß auf dem andern Gebiete ausgeglichen sein läßt. Die ästhetische ist nur eine Seite jeder Kultur und für den Bestand eines Volkes und die innere Kraft seiner führenden Schichten nicht die wichtigste.

Es mag schwer sein für den jungen Beamten, auf die einseitige Pflege einer Seite des Lebens zu verzichten, die ihm nach seiner Meinung sicherer als manche andre die Aussichten auf eine höhere Laufbahn eröffnet. Der junge Beamte ist ja nicht in der glücklichen Lage des Leutnants, der vor den Augen auch seiner höchsten Vorgesetzten immer wieder Gelegenheit erhält, sich in der Ausübung seines Dienstes zu zeigen, bei Besichtigungen, Übungen,

Digitized by Google

Manövern; der weiß, verstecken kann man ihn nicht. Über die dienstlichen Leistungen des jungen Beamten ist dagegen der Schleier der Anonymität gebreitet; auch da, wo er als Berichterstatter ausdrücklich genannt wird, wissen doch nur die nächsten Vorgesetzten, wie viel an dem einzelnen Schriftstück seine eigne Leistung, was von ihnen selbst erst nachher hineingebracht worden ist.

Mancher, dem es an dienstlicher Befriedigung fehlt, sucht und findet die Freude am Leben in künstlerischen oder schriftstellerischen Neigungen, denen er neben dem Dienste huldigt. Die Lehre vom verfehlten Beruf halte ich in den meisten Fällen für eine Irrlehre; selten wird ein Beruf verfehlt sein, an den man ein großes Maß von Pflichttreue gewandt hat, und eine tiefe und ernste Neigung zu einem andern Wirkungsgebiet, das als Beruf zu wählen das Schicksal einem versagt, hat oft genug den großen Vorzug, das Berufsleben mit ganz neuen besondern Ideen aufzuschließen und zu befruchten, und dieses erweist sich wieder dankbar in ganz derselben Art, wenn in den freien Stunden die Pflege einer Lieblingstätigkeit ihr Recht erhält. Gerade bei großen Männern hat man diese doppelte Bereicherung mitunter beobachten können.

Einen starken Halt gegen Strebertum und mangelnde Befriedigung im Dienst findet der Beamte in dem Bewußtsein, seiner engern Heimat zu dienen. In der großen Vermehrung und Verstärkung der Grenzgarnisonen haben bekanntlich die Ideen Verdys über den Grenzschutz vorläufig einen Sieg über die Anhänger eines rückwärtigen Aufmarsches der Armee errungen; bekanntlich sind dadurch einzelne Übelstände im innern Leben der Armee eingetreten. Wahrscheinlich wäre es nicht schwierig, auch im Offizierkorps allen Mißständen der kleinen Grenzgarnisonen für die innere Gesundheit der Armee mit einem Schlage ein Ende zu machen, wenn es möglich wäre, den Ersatz der Offizierkorps aus dem Boden dieser Grenzgegenden zu entnehmen. Wo ich meine engere Heimat habe und mir alles vertraut ist, wird mein Interesse durch tausend Dinge, die mir in der Fremde zunächst wenigstens gleichgiltig sind, in gesunder Weise gefesselt. Es bedarf keiner künstlichen Reizungen des Interesses, den Geist zu beschäftigen.

Die Gefahr, in üppig materiellem Leben Zerstreuung, in ruheloser Geselligkeit Anregung zu suchen, ist für den in die Fremde versetzten Beamten oder Offizier viel größer als für den in seiner heimatlichen Gegend angestellten. Wo über übertriebnen Luxus geklagt wird, lohnt sich wohl, nach einem Heilmittel auch einmal in dieser Richtung zu suchen. Die Anhäufung der Grenzgarnisonen hat doch hauptsächlich den Nachteil, daß einem so großen Teile des Offizierkorps die rege Pflege idealer, namentlich geistiger Interessen deshalb erschwert wird, weil die Entfernung von den Hauptmittelpunkten deutscher Bildung auf zu lange Zeit zu groß wird und die Höhe der Kosten es verbietet, durch Versetzungen und Kommandos so ausgiebig abzuhelfen, wie es wünschenswert wäre. Daß Lektüre diesen Mangel nur unvollkommen ausgleicht, liegt auf der Hand; ich will dafür nur einen Grund anführen, der leicht übersehen wird. Auch die beste und geistvollste Literatur bleibt hinter dem geistigen Leben ihrer Erzeugungsstätten sogar zeitlich immer zurück. Zuerst müssen neue und bedeutende Gedanken, Entdeckungen, Erfindungen eine Zeit

Digitized by Google

lang in der Luft gelegen haben, in den interessierten Kreisen erörtert und geprüft, bestritten und gereift sein, ehe sie ihren Niederschlag in der Literatur finden, die sie auch den entlegnen Reichsteilen zugänglich macht, und zwar erst dann, wenn sich die geistige Atmosphäre ihrer Geburtsstätte schon wieder mit neuen Ideen, die um Geltung kämpfen, zu füllen beginnt. Nicht nur daß der Offizier der Grenzgarnison auf diese Weise oft recht verspätet an dem geistigen Leben des Bildungszentrums seinen Anteil erhält, er entbehrt überdies noch des Vorteils, an der Bildung der geistigen Strömungen teilzunehmen, sich innerlich dabei zu stärken und auszureifen oder aber doch wenigstens diese Einflüsse aufnehmend auf sich wirken zu lassen. Es ist dies einer der Gründe, weswegen ich an der Richtigkeit der mitunter gehörten Behauptung zweifle, die sehr reichlichen Kommandos von Gardeoffizieren zur Kriegsakademie beruhten mitunter nicht auf ihrer bessern Reife, sondern auf unsachlicher Bevorzugung. Freilich einen Ausgleich für solche Nachteile durch die Verwendung im heimatlichen Bezirk zu bieten, wird nur bei einer bescheidnen Zahl von Offizieren der Grenzgarnisonen möglich sein. Wo er aber möglich ist, wird er sicher wertvoll sein.

Hat doch auch für die Mannschaften in ihren kurzen Dienstjahren ein heimatlicher Truppenteil eine ganz besondre Bedeutung. Es gibt und gab noch mehr Regimenter, die seit Generationen ihren Mannschaftsersatz in ihrer Heimatgegend fanden, und die Verbindung zwischen Truppenteil und Gegend, die beiden selbstverständlich geworden war, hatte für den Dienst der Truppe und für die Gesinnung der Bevölkerung gleich segensreiche Folgen; die dienstlichen Rücksichten, die das Zerreißen eines solchen Bandes verlangen, müssen schon sehr stark sein, wenn sie als durchschlagend gelten sollen.

Das Verhältnis zur Heimat freilich muß für den Offizier und den Beamten in einem Punkte immer verschieden bleiben. Der junge Offizier kann, wird er nicht abkommandiert, mitunter zwei bis drei Jahrzehnte in einer Garnison bleiben; dann, mit der Stellung des Stabsoffiziers, beginnen für den Offizier die Wanderjahre. Immer kürzer wird die Zeit, die er an ein und demselben Orte verbringt; seine Kinder wissen kaum noch, was überhaupt eine Heimat bedeutet, außer vielleicht bei den Großeltern. Umgekehrt der Beamte. Ihm sind die Jahre seiner Ausbildung, und wenn das Glück es gut mit ihm meint, auch noch eine Reihe Anfangsjahre seiner eignen verantwortlichen Tätigkeit die Zeit des Wanderns. Es gehört nicht so sehr viel dazu, daß er in einem Jahrzehnt ein halbes Dutzend Provinzen durchstreift, immer neue Eindrücke aufnehmend, nirgends wirklich heimisch geworden. Dann erst kommt für die meisten die Zeit einer oft jahrzehntelangen Seßhaftigkeit, wie sie den ältern Jahren des aktiven Soldaten nie beschieden sein kann. Der Offizier wird in den Anfangs-, der Beamte in den spätern Jahrzehnten seiner Laufbahn das Glück suchen müssen, mit der engern Heimat die Dienste seines Berufs zu verknüpfen, aus ihr für diese immer neue Kraft zu schöpfen und volle Befriedigung auch dann, wenn das Los seiner Laufbahn ihm nur bescheiden fällt. Er kann es wohl, wenn ihm das tiefere Vertrauen seiner Landsleute zeigt, daß auch als Obrigkeit der Landsmann doch ganz anders von den Untertanen verstanden wird als

Digitized by Google

jeder Freunde, der auch nach Jahren nur selten das instinktive Gefühl für die Erdgeister seiner dienstlichen Heimat vollständig erwirbt. Vom Landrat gilt dies namentlich dann, wenn er lange, am besten lebenslang in seinem Kreise wirkt. Gewiß ist es heute, wo sich die Bevölkerung aller Stände mündig glaubt, viel schwerer für den Landrat, der Vertrauensmann seines Kreises zu werden, als früher, um Rat und Hilfe gebeten zu werden auch in Dingen, die sein Amt nicht unmittelbar oder nicht notwendig berühren; aber in einer langen Amtszeit wird ihm ein solcher Erfolg doch auch heute noch meist zuteil, wie die Erfahrung zeigt, ähnlich wie dem Einzelrichter, der viele Jahre lang durch Obervormundschaft, Erbschichtung, Grundbuchführung in die persönlichen Verhältnisse der Gerichtseingesessenen eingedrungen ist.

Mächtigere Gefühle mag es vielleicht geben als das Heimatsgefühl, aber wohl keins bleibt ein so treuer Begleiter durch die lange Reihe der Jahre, und keines belebt wie dieses alle schöpferischen Keime im Menschen. Jedesmal, meine ich, wenn eine Anordnung der Zentralbehörde einen ihrer Beamten wenigstens der reifern Jahre dem Dienste in seiner engern Heimat wiedergibt, befreit sie eine Fülle latenter Energie, die sie damit dem Staatszwecke dienstbar macht, vermehrt sie wesentlich die lebendigen Kräfte, indem sie sie dem öffentlichen Leben so viel nutzbarer macht.

Zwei Werke über die Sprache

Das gebildete Publikum hat im vorigen Jahrhundert die Entstehung und die Ausbildung der Sprachwissenschaft mit lebhaftem Interesse verfolgt, und die Zeitungen und die Zeitschriften haben es durch fleißige Berichterstattung auf dem laufenden erhalten. Von den neuesten beiden großen Werken*) ist, so weit ich es übersehen kann, noch wenig die Rede, und doch sind beide, jedes in andrer Weise, in hohem Maße geeignet, die Kenntnis des Gegenstandes zu fördern. Als eine ansehnliche Bereicherung der Wissenschaft werden die Fachmänner wohl nur das Werk von Wundt einschätzen. Hier jedoch muß Mauthners der größere Teil des Raums gewidmet werden, einmal, weil dieser über die Sprachwissenschaft weit hinausgreift, um das gesamte Wissen der Menschheit — zu vernichten, dann aber auch aus dem Grunde, weil sich Rezensent bei dem Wundtschen Werke, dem er als lernender Laie gegenübersteht, auf eine kurze Berichterstattung beschränken muß, während er sich der Kritik gewachsen fühlt, zu der Mauthner herausfordert.

*) **Völkerpsychologie.** Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte von **Wilhelm Wundt.** Erster Band: **Die Sprache.** (Erster Teil 627 Seiten, zweiter Teil — mit Register — 644 Seiten.) Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900. — **Beiträge zu einer Kritik der Sprache** von **Fritz Mauthner.** Erster Band (657 Seiten): Sprache und Psychologie. Zweiter Band (735 Seiten): Zur Sprachwissenschaft. Dritter Band (mit Register 666 Seiten): Zur Grammatik und Logik. Stuttgart, J. G. Cotta, 1901 und 1902.

Digitized by Google

Wenn der Sprachkünstler, der so schön „nach berühmten Mustern“ gedichtet hat, ein Werk über die Sprache schreibt, so erwartet man etwas durchaus erfreuliches. Leider ist er ein Opfer des fanatischen Scharfsinns geworden, der die Bretter so fein schneidet, daß sie nicht bloß nichts mehr zum Bauen taugen, sondern aus der Welt der Greifbarkeit ganz verschwinden; jedes Stück seiner philosophischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und linguistischen Gelehrsamkeit — und die ist für einen Novellisten und Theaterkritiker erstaunlich — wird ihm zu einem Werkzeuge der Vernichtung. Wenn das Ganze trotzdem nicht unerfreulich wirkt, so ist das, abgesehen von zahlreichen wohl wirklich wertvollen Beiträgen zur Sprachwissenschaft, nicht allein den vielen geistreichen Einfällen zu verdanken, die Mauthner zu haben auch hier nicht umhin kann, sondern vorzugsweise einem Umstande, der ihm selbst keine Freude machen wird. Gegen Ende des dritten Bandes schreibt er: „Dieser äußerste Skeptizismus, der doch wohl die eine Seite meiner ganzen Lehre ist, läßt mich wieder die leise Furcht empfinden, nicht ohne Lächeln empfinden, es könnten die aufmerksamen Verfechter des kirchlichen Dogmatismus auch aus der Sprachkritik Wortwaffen schmieden.“ Er wird sehen, daß seine Furcht begründet war; nur daß meine Waffen keine leeren Worte sind, und daß man noch lange kein Dogmatiker, gar kirchlicher Dogmatiker ist, wenn man den Nihilismus ablehnt, auf den sein Skeptizismus hinausläuft. Ich versuche zunächst, das Wesentliche seiner im ersten und im dritten Bande entwickelten Lehre in einigen Sätzen zusammenzufassen.

Die Welt ist aus ihren Elementen, deren Natur uns unbekannt bleibt, durch Zufall entstanden, und jede Stufe ihrer Umbildung war nur das Ergebnis eines weitern Zufalls. „Kein Strahl irgend eines Wissens dringt zu dem ersten Zufall, der uns die Weltvibrationen nach unsern spezifischen Sinnesenergien als sichtbare, hörbare, fühlbare usw. Wirkungen unterscheiden läßt.“ Unsre Sinne sind Zufallsinne, entstanden durch Anpassung an zufällig gewordne Lagen. Vom Zufall hat es dann weiter abgehangen, „welche kleine Ausschnitte aus dem ungeheuern Kreise des für Menschensinne Unwahrnehmbaren“ als wahrnehmbar ausgesondert wurden. Die Sprache oder das Denken kann demnach nur ein Zufallbild von der Wirklichkeit enthalten, weil wir von der Wirklichkeitswelt nur wissen, „was die Siebe unsrer Zufallsinne passieren konnte.“ Sprache und Denken sind nämlich eins oder doch beinahe eins, wie einmal einschränkend bemerkt wird. Denken ist weiter nichts als Erinnerungsbilder von Wahrnehmungen vergleichen und verknüpfen, und die Sprache ist eine Sammlung von Zeichen für solche Erinnerungsbilder. Man kann deshalb die Sprache auch das Gedächtnis der Menschheit nennen. Da nun aber unsre Sinne, wie gesagt, Zufallsinne sind, und weil außerdem unser Wahrnehmungsvermögen beständig von Interessen beeinflußt und auch aus diesem Grunde keine ehrliche Camera obscura ist, so können Sprache und Wissen, die ja eins sind, niemals zur Photographie der Welt werden. Unsre Welterkenntnis „ist eine Assoziation unsrer Sinnesempfindungen, die wesentlich Sinnestäuschungen sind.“ Darum vermag die Sprache, so brauchbar sie für die Kunst, für die Poesie ist, der Wissenschaft nichts zu nützen, Kenntnisse weder zu erschließen noch zu über-

Digitized by Google

mitteln. Sie ist ein Mittel zur Verständigung nur im allerrohesten Sinne, für den bürgerlichen Verkehr, aber nicht zur Erkenntnis der Welt und des Menschen. Kein Mensch kennt den andern. Geschwister, Eltern, Kinder kennen einander nicht. Worte erzeugen immer nur Mißverständnisse. Die Fortschritte der Wissenschaften haben daran im wesentlichen nichts geändert. Die Gelehrten, die Forscher lassen sich von Worten foppen. Alle unsre Wissenschaften sind Mythologien. Ehemals ließ man jede Gruppe von Veränderungen von einer Gottheit hervorgebracht werden, heute nennt man eine Kraft: die Gravitation, die Elektrizität als Ursache, die nichts ist als ein Name für die unbekannte Ursache, und die zum mythologischen Wesen, zur Gottheit wird, wenn man sie für etwas wirkliches hält. Die „grauenvolle" Entdeckung, daß dem so ist, bedeutet den Selbstmord des Menschengeistes. Das Denken, diese zufällige Verbindung zufälliger Erinnerungsbilder, verläuft nicht nach Gesetzen; die ganze Logik ist, je nachdem man es nimmt, eine Illusion oder ein frivoles Spiel. „Ich scheue mich nicht, das grauenhafte Ergebnis meiner kritischen Betrachtung der Logik schon hier [am Anfange der Untersuchung] auszusprechen: Wie die Begriffe nebelhaft sind und nicht in zwei Gehirnen an dieselben Sinneseindrücke erinnern, wie darum die Menschen einander niemals auf die Wirklichkeit hin verstehen können, so wechselt in einem und demselben Gehirn der bewußte Begriff, die Definition, die Besinnung auf seinen Inhalt, je nach Zeit und Umständen, und so wird in einem und demselben Kopfe die Rede oder der Gedankengang ungenau, zitternd, verschwimmend wie ein Nebelbild. Wer sich gegen das Entsetzen gerüstet hat, um daraufhin selbst unsre besten Schriftsteller zu prüfen, der wird bescheiden denken lernen von den Zielen wissenschaftlichen Fortschritts, und nur eine übermächtige Illusion wird ihn verhindern [können], die Feder wegzulegen." In einer Kritik Herbert Spencers, der trotz besserer Einsicht der alten Überschätzung der Sprache zum Opfer gefallen sei, unterbricht er sich mit dem Geständnis: „Mit einem unaussprechlichen Gefühl schaudernden Ekels frage ich mich in diesem Augenblicke wieder, worin ich selbst der Narr der Sprache bin, während ich sie zu meistern suche." Und am Schlusse bekennt er, oft habe er verzweifelte Stunden erlebt, wo es ihm nützlicher schien, Dünger auf den Acker zu fahren, als seine Arbeit fortzusetzen. „Nichts erschien dann törichter als der letzte Versuch, mit Worten, die niemals einen Inhalt haben können, endlos von nichts zu sprechen als von der eignen Unwissenheit. Gerade aber solche schwarze Stunden und Tage endeten häufig mit dem spornenden Gefühl: jawohl, es ist der letzte Versuch, es ist das letzte Wort, und weil es nicht die Lösung des Sphinxrätsels sein kann, so ist es wenigstens die erlösende Tat, die die Sphinx zum Schweigen zwingt, weil es die Sphinx vernichtet. . . . So ist das Entsetzliche gewiß, daß kein sterblicher Mensch die Worte seiner Sprache jemals verstehen könnte mit all ihrem historischen Gehalt, weil seine Lebenszeit und seine Fassungskraft nicht hinreichen würden zur Aufnahme dieses ungeheuern Wissens; daß aber auch dann, wenn es einen solchen Menschen gäbe, seine Worte keine Wirklichkeit bezeichnen könnten, weil die Wirklichkeit nicht stillsteht. . . . So muß die Menschheit ruhig verzweifeln, jemals die Wirklichkeit zu erkennen. Alles Philosophieren war nur das Auf und Ab zwischen wilder

Digitized by Google

Verzweiflung und dem Glücke ruhiger Illusion. Die ruhige Verzweiflung allein kann — nicht ohne dabei über sich selbst zu lächeln — den letzten Versuch wagen, sich das Verhältnis des Menschen zur Welt bescheidentlich klar zu machen durch Verzichten auf den Selbstbetrug, durch das Eingeständnis, daß das Wort nicht hilft, durch eine Kritik der Sprache und ihrer Geschichte. Das wäre freilich die erlösende Tat [jetzt ists also schon mit dieser Erlösung auch wieder nichts], wenn die Kritik geübt werden könnte mit dem ruhig verzweifelnden Freitode des Denkens oder Sprechens, wenn sie nicht geübt werden müßte mit scheinlebendigen Worten." Der erste Band schließt mit dem Bekenntnis: „So ist es die Sprache allein, die für uns dichtet und denkt, die uns auf einiger Höhe die Fata Morgana der Wahrheit oder der Welterkenntnis vorspiegelt, die uns auf der steilsten Höhe losläßt und uns zuruft: Ich war dir ein falscher Führer! Befreie dich von mir! Die Kritik der Sprache muß Befreiung von der Sprache als höchstes Ziel der Selbstbefreiung lehren. Die Sprache wird zur Selbstkritik der Philosophie. Diese selbstkritische Philosophie wird durch ihre Resignation nicht geringer als die alten selbstgerechten Philosophien. Denn von der Sprache gilt wie von jedem andern Märtyrer der Philosophie das tapfere Wort: qui potest mori, non potest cogi. Auch die Sprache muß sterben können, wenn sie noch einmal lebendig werden will." Dieses „wenn" ist eine des kühnen Verfassers unwürdige verföhnende Phrase, denn wer seiner Kritik beipflichtet, der muß ein neues, wirkliches Leben der Sprache für unmöglich halten.

Die Ausführungen, in denen Mauthner seine Ansicht auseinanderlegt, und mit denen er sie zu beweisen versucht, gruppieren sich mir in solche, die ich ablehne, und in solche, denen ich beipflichte. Von jeder Gruppe sollen ein paar Proben vorgelegt werden. Auf die scharfsinnige und höchst interessante Unterscheidung der verschiednen Bedeutungen des Wortes Zufall, die man in dem Werke findet, kann ich nicht eingehn. Ich muß mich auf das Geständnis beschränken, daß mir die Entstehung der Welt, der Organismen, der Sinne durch Zufall so undenkbar erscheint, wie sie dem gemeinen Manne und den meisten Philosophen vorkommt. Mauthner ist abweichend von Cicero so kühn, den Fall für möglich zu halten, daß die Ilias herauskommen könnte, wenn die nötige Zahl von Lettern aufs Geratewohl ausgeschüttet würde. Es würde das, meint er, eigentlich kein Zufall sein, sondern nur einer von den möglichen Fällen. Denn mit diesen Lettern könne eine unendliche Reihe von Permutationen und Variationen vorgenommen werden, und wenn nun das Experiment lange genug fortgesetzt würde, so müßte nicht bloß die Ilias, sondern auch der Faust und Kants Kritik der reinen Vernunft herauskommen. Dagegen ist einzuwenden: da die Reihe unendlich ist, so ist die Wahrscheinlichkeit für einen dieser Fälle eins dividiert durch unendlich; aber $\frac{1}{\infty} = 0$, d. h. die Sache ist praktisch unmöglich. Und dabei hat der Verfasser zwei Umstände übersehen, die das Experiment von vornherein sinnlos erscheinen lassen: Ausschütten aufs Geratewohl ergibt überhaupt keine Schrift; die Buchstaben müssen reihenweise gelegt werden; d. h. es wird ein absichtliches Anordnen vorausgesetzt, was kein Zufall mehr ist. Und die Zahl der Lettern für jeden Buchstaben des Alphabets muß für das Schriftwerk abgepaßt, es müssen so und so viel a, b, c usw. vorhanden sein;

Digitized by Google

hat der Experimentierende von einer Sorte mehr oder weniger als das Gedicht oder die Abhandlung erfordert, so kann diese in aller Ewigkeit nicht herauskommen. Sogar die auf Null reduzierte Möglichkeit des Gelingens setzt also schon eine Berechnung voraus. Mauthner fragt sich selbst einmal: wie kann ein solcher Automat, ein Organismus, sich selbst bilden und gewöhnlich seinem Nutzen gemäß arbeiten? Darauf antwortet er an einer ganz andern Stelle: auch ein Staat, eine Stadt sei ein sehr zweckmäßiges Ganze (na na!); und doch werde es von zentrifugalen Kräften beherrscht und sei ohne Plan und absichtliche Leitung zustande gekommen. „Man stelle sich eine moderne Großstadt vor. Man wird nicht mit ernster Miene behaupten wollen, daß ein Oberbürgermeister den Plan zu ihrem gegenwärtigen Blühen gefaßt habe. Es gibt in der ganzen Stadt keinen Menschen, der im Dienste der Allgemeinheit Gas- und Wasserröhren, Telegraphendrähte, Pferdebahnschienen usw. gelegt hätte. Es gibt immer nur Menschen, die ihren Vorteil wollten. Durch Gas, durch Wasser, durch Elektrizität und Pferdebahnen sind Millionen verdient worden. Ist bei diesen großen Unternehmungen mitunter auch die Kraft des Ehrgeizes vorhanden, so gehören zu den Bequemlichkeiten einer Großstadt eine Menge Dinge — von den Bedürfnisanstalten angefangen bis zu dem Institut der Stiefelwichser —, bei denen von irgend einer höhern Absicht nicht die Rede sein kann, und die dennoch mehr als bildlich eine Einheit, einen Organismus zustande bringen. Nicht der Oberbürgermeister sondern irgend ein Vorarbeiter legt die Röhren einer Bedürfnisanstalt, und dennoch gehn diese Röhren ordentlich zwischen elektrischen Kabeln und Gasröhren hindurch, fügen sich den Verhältnissen, nicht viel anders als die Kanäle von den Nieren zwischen Muskeln und Nerven und Blutgefäßen den Weg gefunden haben, den wir den richtigen nennen." Ähnlich hat Herbert Spencer an der Entstehung einer Kolonie von Auswanderern klar zu machen versucht, wie ein Zellenstaat entstehen, wie sich ein Embryo zum Tier- oder Menschenleibe auswachsen könne. Die Grenzboten haben dazu im 10. Hefte (S. 583) bemerkt: „Den Verlauf sich vorzustellen, das ist eigentlich gar nicht schwer; den lehren ja Embryologie und Anatomie. Nur das Weben und Wirken von Spencers units sich vorzustellen ist schwierig oder vielmehr unmöglich, weil ja diese Dingerchen nicht, wie die Kolonisten, Hände, Augen, Verstand, Willen, Lehrmeister und die zum Zusammenwirken nötigen Verständigungsmittel haben." Mauthners Gleichnis aber ist so findlich, daß man sich erstaunt fragen muß: wie wars möglich, daß der kluge Mann die Falle nicht bemerkt hat, die er sich selber legt! Von den Berliner Oberbürgermeistern hat allerdings keiner das Genie des Städtegründers offenbart, aber andre Leute, wie der große Alexander und so mancher mittelalterliche Fürst, haben planmäßig Städte angelegt, von denen sie richtig vorausgesehen haben, daß sie blühen würden. Die meisten Städte freilich sind aus zufälligen Ansiedlungen entstanden. Aber wenn ihre Anlage bei späterm Wachstum den Bedürfnissen des Verkehrs entsprach, so haben sie das nicht dem zufälligen Zusammenwirken und der unbewußten Anpassung der selbstsüchtig Erwerbenden zu danken. Sondern entweder die Ansiedler sind gleich anfangs als geordnetes, von einem Oberhaupt geleitetes Gemeinwesen aufgetreten und haben nach einem Plane gebaut, der sich, wie der

Digitized by Google

Plan des nach dem Mongoleneinfall 1242 neu aufgebauten Breslau, jahrhundertelang bewährt, oder ein Fürst, eine Regierung hat später eingegriffen, wie bei der Anlage der Berliner Friedrichstadt, bei den Stadtregulierungen von Paris, von Wien, von allen Städten, die heute zur Großstadt heranwachsen. Mauthner stellt sich, als habe er sein Lebtag nichts vernommen von Bebauungsplänen, Bauordnungen und Polizei. Die Röhren und Kabel werden freilich nicht vom Bürgermeister sondern von Arbeitern gelegt; aber die Arbeiter schaffen unter der Leitung ihrer Vorarbeiter, diese befolgen die Anweisungen der Techniker, diese führen den von ihnen im Auftrag einer Aktiengesellschaft oder Behörde entworfnen Plan aus, und wo viele Einzelunternehmer sich beteiligen, müssen sie sich, damit keine Verwirrung entsteht, untereinander verständigen. Gewöhnlich, bei der heutigen Organisation der Kommunalverwaltung darf man sagen immer, sorgt der Magistrat, wo nicht, wie in Berlin, das Staatsoberhaupt selbst für Einordnung der neuen Anlagen in das Gewebe und Getriebe. Man denke sich einen modernen Verkehrsorganismus ohne ordnende und leitende Intelligenz, etwa die Eisenbahn ohne Fahrplan! Wie gründlich würde die der Übervölkerung abhelfen! Es gibt nirgends auf Erden sogenannte Gesellschaftsorganismen ohne bewußt zusammenwirkende Intelligenzen. Bei sehr kleinen Gemeinwesen mag gegenseitige Verständigung dieser Intelligenzen hinreichen; bei größern ist eine Zentralleitung nötig, und je größer sie sind, desto straffer muß die Zentralleitung sein. Da kein Mensch so verrückt sein kann, zu glauben, die Atome, Molekeln, Units, oder wie man die Dinger sonst nennen will, verständigten sich zum Aufbau einer Zelle, und die Zellen verabredeten den Bau von Knochen, Muskeln und Gefäßen, so heißt die Organismen mit Gesellschaftskörpern erklären so viel, wie den göttlichen Ingenieur, Baumeister und Oberbürgermeister fordern. Selbstverständlich liebt Mauthner wie alle, die dem Götzen Zufall huldigen, die unendlich langen Zeiträume; aber was an sich unmöglich ist, das wird auch in Billionen Jahren nicht möglich. Daß sich ein Organismus durch Anpassung an die veränderte Umgebung selbst verändert, glauben wir, weil wir es sehen, obwohl wir keine Ahnung davon haben, wie es seine Organe anfangen; haben wir doch auch keine Ahnung davon, wie sie geworden sind und wirken. Aber wenn er sich anpassen soll, muß der Organismus vorhanden sein, und zwar ein Organismus von dieser bestimmten Art; daß aus nicht organisierten Atomhaufen durch Anpassung ein Organismus werden könne, ist ein völlig ungereimter Gedanke. Schon Darwin hat sich vergebens gefragt, was einem Wurme die höhere Organisation für einen Vorteil bringen könne; für einen unorganisierten Atomhaufen aber verliert das Wort Anpassung jeden Sinn. Können die Atome nur ihrem Expansionsdrange und dem Zuge ihrer chemischen oder elektrischen Verwandtschaft Genüge tun, dann ist es ihnen im übrigen ganz gleichgiltig, wie oder wo sie liegen oder fliegen. Wäre es anders, gehörte das Eingehen organischer Verbindungen zu ihren Daseinsbedingungen, dann würden wir auch heute noch überall aus unorganischen Stoffen neue organische Verbindungen, neue Organismen entstehn sehen. Das ist bekanntlich nicht der Fall; seit dem Abschluß der Schöpfung gilt der Satz: omne vivum ex ovo, oder wenigstens e cellula. Nicht die unorganischen Stoffe suchen Be-

Digitized by Google

friedigung, Ergänzung, Anpassung, wenn sie in einen Organismus eingehn, sondern der Organismus ergreift sie und würde sie in sein Inneres einzudringen auch gegen ihren Willen zwingen, wenn sie einen Willen hätten.

Unglücklich ist auch die Analogie gewählt, mit der Mauthner das Ich vernichten will (selbstverständlich bekämpft er den Glauben an die Substantialität der Seele auf das entschiedenste und heftigste). „Das Regiment Deutschmeister in Wien oder die Gardekürassiere in Berlin sind so organisiert, daß nach einigen Jahren auch nicht ein einziger Mann mehr vom alten Bestande vorhanden ist. Trotzdem behält das Regiment (oft gegen den Einfluß von oben) in Vorstellungen und Handlungen einen bestimmten Charakter bei." Den Wechsel der Bestandteile hat das Regiment zwar mit dem Menschenleibe und vielleicht sogar mit dem Ich gemein; Herbart z. B. meint, man dürfe einen Menschen kaum für das verantwortlich machen, was er vor langen Jahren gedacht, gewollt und getan habe. Und daß sich hier wie dort trotz manchem Wandel Temperament und Charakter im großen und ganzen gleich bleiben, ist auch richtig. Aber „ich" kann das Regiment nicht sagen. Wenn man mich ins Bein gezwickt hat, schreie ich „au!" Wenn ein Kürassier gezwickt wird, schreit weder der Oberst noch das ganze Regiment.

Mauthner weiß natürlich, daß Farbe, Ton, Wärme nicht Eigenschaften der Dinge, sondern Empfindungen, Bewußtseinszustände unsrer Seele, und daß die körperlichen Dinge nur Haufen qualitätloser Atome sind, die bei wechselnder Gruppierung durch Schwingen jene Empfindungen in uns hervorrufen. Trotzdem aber daß er diese psychophysische Tatsache oft genug zu erwägen sich veranlaßt sieht, verspottet er den Satz, mit dem Leibniz und Kant Lockes Entdeckung ergänzt haben (es ist nichts im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre — „ausgenommen der Intellekt selbst"), als einen Purzelbaum und will von einem a priori nichts wissen. Er klammert sich an die freilich unbestreitbare Tatsache, daß der Intellekt nicht in Tätigkeit tritt, wenn nicht das Gehirn durch Vermittlung der Sinnesorgane von außen erregt wird, und stellt den von Locke entdeckten Tatbestand, daß wir die sogenannten sekundären Qualitäten der Dinge schaffen (Kant hat diese Erkenntnis auf die primären ausgedehnt), auf den Kopf. Er behauptet, das Wahrnehmen sei etwas Passives; nicht der Wahrnehmende, sondern das Wahrgenommene verhalte sich tätig, und man müßte eigentlich sagen: „der Baum grünt mich, die Rose duftet mich, wie mich das Feuer wärmt, und wie mich der Esel lächert, der darüber lacht." Er sieht sich immerhin genötigt, dem a priori eine gewisse Bedeutung zuzugestehn; er will „die alten Ungeheuer a priori und a posteriori" nicht vernichten, sondern sie nur „auf ihre bescheidne wirkliche Größe zurückführen." Er sagt ziemlich richtig: „Der tiefste Sitz des a priori muß da sein, wo wir unsre Sinnesempfindungen in Wahrnehmungen verwandeln [schon die Empfindung ist ja etwas aprioriſches, d. h. von der Seele, nicht von irgend etwas körperlichem, und sei dieses auch unsre Gehirnmasse, vollbrachtes, denn zwischen den die Empfindung verursachenden chemischen Prozessen und der Empfindung selbst, einem Bewußtseinszustande, besteht keine Ähnlichkeit; beides sind Vorgänge zweier wesensverschiedner Ordnungen], die wir dann nach außen projizieren.

Digitized by Google

Ohne diese aprioristische Tätigkeit könnten wir ebensowenig sehen oder hören, wie eine Statue. Da nun die Tiere sehen und hören, so müssen sie eben dieses »Organ der Philosophie« auch haben. Hätten sie also auch keine Sprache, so hätten sie doch das Höhere, das a priori." Trotzdem spricht er von dem Hochmut, der den Menschen hindre, „seine Sinne als Spielzeug der Dinge sprachlich anzuerkennen. Wenn ich mit der Katze spiele, spielt vielleicht die Katze mit mir. Der Mensch will nicht begreifen, daß die Welt, weil sie stärker ist, die Spielregeln stellt." Kant habe das noch nicht einsehen können, weil er von der Entwicklung der Sinnesorgane nicht gewußt habe, was wir heute wissen (daß sich z. B. das Auge im Laufe von Jahrmillionen aus einem fürs Licht empfindlichen Fleck der Haut entwickelt hat), und daß sich der Verstand mit den Sinnen entwickle und verändre.

Kant hat seine richtige Erkenntnis mit seiner scholastischen Sprache nicht klar zu machen vermocht, andre haben das nach ihm getan, und am besten ist es Lotze gelungen. Dieser hat aus dem, was wir heute von der Physiologie der Sinne, von der Mechanik der Körperwelt und von unsrer eignen Seele wissen, den unabweisbaren und unwiderleglichen Schluß gezogen, daß das einzige Wirkliche in der Welt der bewußte Geist, die Körperwelt nur die uns unbegreifliche Maschinerie ist, durch die Tier- und Menschenseelen in Tätigkeit versetzt werden, und daß, wenn kein Geist vorhanden wäre, die Körperwelt nicht allein sinnlos sondern nichts sein würde; denn ein Ding, das weder wahrgenommen wird noch selbst wahrnimmt, ist nichts. Soll demnach vor der Entstehung des ersten fühlenden Wesens eine Körperwelt vorhanden gewesen sein, so muß es ein göttliches Bewußtsein gegeben haben, in dem sie da war. Der Geist ist also notwendigerweise vor dem Körper da, und von ihm geht die Wahrnehmung des Körperlichen aus, sie ist aprioriſch, das Wahrnehmende ist vor der Wahrnehmung da, wenn es sich auch, sofern es ein Geschöpf ist, erst durch die Wahrnehmung und in ihr seiner selbst bewußt wird. Im Geschöpf nun kann man zwei Stufen dieser aprioriſchen Tätigkeit unterscheiden: die Wahrnehmung und das mannigfache Verbinden der Wahrnehmungs- und der Erinnerungsbilder, das wir bald denken, bald phantasieren, bald wollen nennen. Beides erfolgt nach unverbrüchlichen Regeln, die in der ursprünglichen Einrichtung der Seele begründet, also ebenfalls aprioriſch sind. Wir wissen nicht, ob die Empfindung blau in allen Seelen dieselbe ist; aber wir wissen, daß jeder — die Farbenblinden ausgenommen - von demselben Gegenstande solange dieselben Eindrücke empfängt, als dieser sich nicht auch für die übrigen Menschen verändert, und diese Übereinstimmung der Sinneseindrücke macht die Verständigung und den geordneten Verkehr der Menschen miteinander möglich. Und dieser Verkehr kann sich über die gemeinsame Nahrungssuche und Verteidigung bis zu den höchsten Kulturleistungen erheben, weil die Verbindung der Wahrnehmungs- und der Erinnerungsbilder auch in den verwickelten Operationen, die wir wissenschaftliches Denken nennen, gleichförmig bleibt und nach unverbrüchlichen Regeln vor sich geht. Die Wissenschaft von diesen Regeln heißt bekanntlich die Logik, und deren Richtigkeit nachzuweisen, darauf hat es Mauthner hauptsächlich abgesehen: die Begriffsbildung hängt von der Willkür des Einzelnen

Digitized by Google

ab, alle Urteile sind unnütze Tautologien, und die Operation, die man schließen nennt, gibt es überhaupt nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in den Büchern und Vorträgen der Logiker; die ganze Logik ist ein nichtiges Spiel mit Worten. Mit Hilfe der Sprache (also wohl auch des Denkens, das ja mit Sprechen eins sein soll) wird nichts erschlossen, als was wir schon wissen. Unser Wissen (soweit nach dem oben Gesagten von Wissen die Rede sein kann) wird nicht durch Worte und nicht durch logische Operationen, sondern ganz allein durch neue Wahrnehmungen vermehrt.

Das Übertriebne dieser Behauptungen liegt auf der Hand. Zunächst gilt der Satz, daß das Wissen nicht durch Worte, sondern nur durch neue Wahrnehmungen vermehrt werde, höchstens von der Gesamtheit der zivilisierten Menschen, aber nicht von dem einzelnen. Jedem Kinde und Schüler wird das Wissen der Gesamtheit, natürlich nur ein Teil davon, durch Worte vermittelt. Gute Beschreibungen geben uns ein so vollständiges und genaues Bild entfernter Gegenden, daß uns, wenn wir hinkommen, die lebendige Anschauung, so erfreulich sie sein mag, nichts wesentlich Neues mehr bietet. Zum Aufnehmen von Wahrnehmungen muß der Schüler erst angeleitet werden, weil er sonst achtlos an den wichtigsten Dingen vorübergeht, und ohne Erklärung in Worten versteht er das Experiment nicht, das er wahrnimmt. Dann aber gilt der obige Satz auch nicht ohne Einschränkung für die Gesamtheit, denn logische Operationen erschließen erst den vollen Inhalt und Sinn des Wahrgenommenen und leiten zu neuen Wahrnehmungen über, die ohne jene nicht gemacht worden sein würden. Den glänzendsten Beweis dafür liefert die Entdeckung des Neptun. Bessel, Leverrier und Adams entdeckten Unregelmäßigkeiten im Laufe des Uranus, schlossen, daß diese nur durch einen jenseits des Uranus kreisenden Planeten verursacht sein könnten, berechneten dessen Ort, und Galle fand ihn am 23. September 1846 an dem ausgerechneten Orte. Mauthner ist so kühn, zu behaupten, daß auch hierbei von logischen Operationen keine Rede sein könne. „Nicht die Logik hatte den Neptun erschlossen, sondern unsre alten zuverlässigen Sinne [jetzt sind diese betrügerischen Zufallsinne auf einmal zuverlässig!] hatten ihn wahrgenommen, wenn auch indirekt.... Indirekt sehen wir die Sterne durch das Fernrohr immer.... Gibt es aber einen Menschen, der das Sehen durchs Fernrohr eine logische Operation nennen möchte?... Wenn ich des Morgens ans Fenster trete und die Blätter der Bäume sich bewegen, die Zweige hin und her schwanken sehe, so denke ich sofort: es ist windig. Wenn ich die ganze Straße naß erblicke, so denke ich: es regnet. Ist dieser Gedanke der Schlußsatz einer logischen Operation? Hier scheine ich mich gefangen zu haben, denn der Logiker wird allerdings ausrufen: jawohl, da haben Sie logische Schlüsse gemacht; auf die Schnelligkeit des Schließens kommt es nicht an. Auf die Schnelligkeit wohl nicht, doch aber darauf, ob — wenn auch noch so blitzschnell, noch so unbewußt — der Weg von der Wahrnehmung zu dem Gedanken, daß es windig sei oder regne, durch einen Syllogismus hindurchgehe."

Allerdings, Sie haben sich gefangen! Den Wind sehe ich nicht, sondern erschließe ihn. Das Sehen durchs Fernrohr ist nicht indirekter als das durchs bloße Auge, denn es geht nach denselben Gesetzen vor sich, indem nur der

Digitized by Google

natürlichen Linse noch eine künstliche vorgeschoben wird; dieses vorgeblich indirekte Sehen für denselben Vorgang ausgeben wie der Schluß: hier muß ein Planet sein, bei dem gar nichts gesehen wird, ist ein grobes Sophisma, und dieses Schließen ein indirektes Sehen nennen, ist eine willkürliche Änderung der allgemein anerkannten Bedeutung der Worte.

In der Abneigung gegen einen Betrieb der Wissenschaft, bei dem die Logik aufdringlich vorherrscht, sympathisiere ich mit Mauthner. Ich halte die Berechnung, nach der es eigentlich vierundsechzig, in Wirklichkeit aber nur neunzehn Schlußweisen geben soll, für eine unnütze Spielerei und habe oft hervorgehoben, daß die Logik geradezu gefährlich wird, wenn man sie einseitig und mit Vorliebe pflegt, wie die spätern Scholastiker getan haben, und die Jesuiten noch heute tun. Diese einseitige Pflege übt zweierlei schlimme Wirkungen. Einmal verleitet sie dazu, bei den Beweisführungen so ausschließlich auf die saubere Ausgestaltung der Schlußketten zu achten, daß man darüber die Hauptsache, die Prüfung der Prämissen, versäumt und die Schlußketten in die leere Luft hängt. Dann aber verleitet die Virtuosität im schließen und folgern zur Sophistik und Rabulisterei. Aber überflüssig ist die Logik trotzdem nicht. Wenn ein altes Weib schließt: meine Kuh gibt keine Milch, also ist sie verhext (nach Mauthner schließt sie nicht, sondern nimmt die Hexe indirekt wahr), so sagen wir ihr: du hast falsch geschlossen; denn erstens gibt es keine Hexen, zweitens gibt es mehrere Ursachen, die mitunter die Kühe am Milchgeben verhindern; du hast demnach zu schließen: es muß entweder diese oder jene oder jene dritte Ursache vorliegen, und sodann nicht durch weiteres Schließen, sondern durch Musterung der Tatsachen ausfindig zu machen, welche dieser verschiednen Ursachen hier obwaltet. Mauthner beschreibt oft und schön, in welchem Grade unser Urteil vom Willen, vom Vorurteil, von der Leidenschaft beeinflußt wird; daß davon schon die elementarste Wahrnehmung und dann das Gedächtnis abhängt, indem wir sofort sehen und hören, was uns interessiert, und wenn unsre Aufmerksamkeit auf den uns interessierenden Gegenstand gerichtet ist, den tollsten Lärm nicht hören, das tollste Gewirr eines großstädtischen Straßenbildes nicht sehen; daß wir schleunigst vergessen, was wir uns nicht merken mögen. Noch stärker macht sich natürlich dieser Einfluß in unserm Denken geltend. Die Masse schließt ganz allgemein: diese zwei, drei Katholiken, Lutheraner, Juden, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten usw. habe ich (vielleicht bloß aus einem Romane) als Schurken (oder Dummköpfe) kennen gelernt, also sind alle Katholiken, Lutheraner, Juden, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten usw. Schurken (oder Dummköpfe). Sollte es ganz überflüssig sein, der Jugend zu sagen, daß man von wenig Exemplaren einer Gattung nicht auf alle schließen dürfe, und ihr die Falschheit solcher Urteile an Formeln zu demonstrieren, die ja, wenn der Lehrer nicht besonders geschickt ist, recht läppisch ausfallen können? Mauthner hat vollkommen Recht, wenn er sagt, alle unsre Induktionen, demnach alle Erfahrungswissenschaften, beruhten auf partikulären Urteilen, und daß vollständige Induktion nur möglich ist, d. h. von allen Individuen einer Gattung nur dann mit Bestimmtheit etwas ausgesagt werden kann, wenn man diese sämtlichen Individuen kennt, in einem Falle also, wo Induktion keine Induktion mehr ist,

Digitized by Google

sondern Anschauung. Uns Menschen ist solche vollständige Kenntnis nur gegeben bei solchen Gattungen, die sehr wenig Individuen umfassen — dazu gehören z. B. die Planeten unsers Sonnensystems —, und wenn wir uns auf die Erforschung eines Individuums beschränken. Die Logik leitet nun eben dazu an, Übereilung im Induzieren zu vermeiden. Sie sagt uns, daß jede Induktion nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung ist, daß die Wahrscheinlichkeit wächst mit der Zahl der beobachteten Individuen, und daß die Induktion positiv falsch ist, wenn von wenig Exemplaren auf eine ungeheure Anzahl geschlossen wird. Die Logik wird dadurch nicht umgestoßen, daß die meisten Menschen immer, und daß alle manchmal unlogisch urteilen; denn wenn es ihnen zum Bewußtsein gebracht wird, sehen sie sich gezwungen, die Falschheit ihrer Urteile und Schlüsse einzugestehn. Ganz unverwirrt vom Willen bleibt der Verstand nur dort, wo kein Mensch ein Interesse daran hat, die Wahrheit durch falsche Schlüsse zu verbergen, in der Mathematik und in der Astronomie. Mauthner nimmt es Kant übel, daß er die Logik habe ethisieren wollen. Nun, das haben schon Christus und Paulus getan, die es für Sünde erklären, wenn jemand seinen Verstand nicht auf die richtige Weise gebraucht und sich damit die Erkenntnis der Wahrheit versperrt. Der Menschengeist ist so eingerichtet, daß alle gesunden Menschen die Zahlenverhältnisse, die Raumverhältnisse, die Gliederung der Dinge in Arten und Unterarten, die Verkettung der Erscheinungen zu Reihen, in denen jedes Glied Wirkung des vorhergehenden und Ursache des nachfolgenden ist, übereinstimmend erkennen. Dummheit, Faulheit, Unwissenheit und Leidenschaft sind schuld, daß die Erkenntnis in vielen undeutlich bleibt, manchem gar nicht aufgeht, aber keiner, dem der Zusammenhang klar geworden ist, vermag zu denken, daß die Dinge auch anders zusammenhängen könnten.

Nach Mauthners Grundansicht müßte die Welt das reine Chaos sein; daß sie es nicht ist, gesteht er gelegentlich ein. „Daß sich die Menschen trotz der durchgehenden Ungleichheit ihrer Begriffsumfänge und der nur scheinbaren Gleichheit ihrer Begriffsinhalte durch Sprache dennoch so weit verständigen können, als etwa die groben Zwecke ihres Zusammenlebens verlangen, ist vielleicht der schlagendste Beweis dafür, daß es in der Wirklichkeit irgendwo eine geheimnisvolle Harmonie gibt, die weder in den Sinneswahrnehmungen noch in den Erinnerungen und Abstraktionen der Menschen ganz verloren gehen konnte." Diese Harmonie setzt sich aus drei Harmonien zusammen: der Naturordnung, der Einrichtung der Seele und der Zusammenpassung beider zueinander. Sie wird verdunkelt durch die dem Menschen verliehene Gabe, aus Unwissenheit und Leidenschaft zu irren, und wie es im gewöhnlichen Leben zugeht, läßt Goethe in den Unterhaltungen der Ausgewanderten den alten Hausfreund sagen: „Ich finde am bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr sein lassen, was wahr sein kann." Man habe, heißt es weiter, die Bemerkung gemacht, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfahre. Aber eine exakte Wissenschaft hätten wir nicht, wenn die Forscher ebenso verführen; diese müssen folgerichtig schließen und zwischen einem richtigen und einem Fehlschluß unterscheiden können. Auf Worte und Namen kommt übrigens

Digitized by Google

nichts an; es ist gleichgiltig, ob man die Operation schließen, induzieren oder assoziieren und mit Mauthner einen richtig denkenden Kopf ein gesundes Gedächtnis nennt. Nur dieses muß anerkannt werden, daß Begriffe sowohl richtig als auch falsch miteinander verbunden werden können, folgerichtig oder wirr wie im Traume, und daß es möglich ist, zwischen richtig und falsch zu unterscheiden. Geworden ist freilich unser Verstand mit den Sinnen und mit der Erziehung, wenn man den aktuellen, den entwickelten Verstand meint. Aber daß auch die Regeln geworden seien, nach denen er zu denken genötigt ist, daß sich diese im Laufe der Zeit geändert hätten, daß er mit andern Sinnen anders werden und zweimal zwei fünf sein lassen könne, ist eine leere Einbildung. Daß, wie gesagt, alle Induktionen unvollständig sind — sonst wären sie ja gar keine Induktionen —, gehört mit zu den Einsichten, die die Logik gewährt, und darum auch das andre, daß jede aus Induktion gewonnene Kenntnis durch neue Erfahrungen berichtigt werden kann. Der Schluß: dieses neu entdeckte Tier ist ein warmblütiger Vierfüßler, also muß es lebendige Junge zur Welt bringen, wurde hinfällig, als man das Schnabeltier Eier legen sah, und das Radium scheint einige Gesetze der Physik und der Chemie korrigieren zu wollen.

(Fortsetzung folgt)

Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln

Von Karl Dieterich

(Fortsetzung)

3. Samos

Die Insel Samos ist gleichsam eine Synthese der bisher betrachteten beiden Inselgruppen: sie vereinigt die natürliche Fruchtbarkeit von Kos und Rhodos mit der politischen Freiheit von Kalymnos und Syme. Es ist die einzige der kleinasiatischen Inseln, die einen eignen Staat bildet; sie spielt für die Türkei eine ähnliche Rolle wie die Republik San Marino für Italien. Aber während diese Staatsbildung, als in einem Kulturland erwachsen, eigentlich nur einen Kuriositätenwert hat, könnte Samos ein kleiner Musterstaat inmitten einer kulturfeindlichen Despotie, ein politisch und wirtschaftlich starker und fester Kristallisierungspunkt aller Europäisierungsbestrebungen im Orient werden.

Hat Samos Aussicht, ein solcher Sammelpunkt zu werden? — Apriori betrachtet, müßten die natürlichen und die politischen Verhältnisse diese Entwicklung begünstigen. Das äußere Bild, das die Insel bietet, ist das einer ausgesprochnen Kulturlandschaft, und zwar einer mit mittelgebirgsartigem Charakter, der sich nur im Westen zu einem hochgebirgsartigen steigert. Hier bildet der bis zu 1500 Metern hohe mächtig hingelagerte Kerkys, der nördlichere der beiden Gebirgszüge, die die Insel von Westen nach Osten durchschneiden, einen majestätischen Abschluß, während sich die andre südlich davon parallel laufende, niedrigere, aber ausgedehntere Gebirgskette des Ambelos in der Höhe von 1200 Metern hält. Sie sind beide nur spärlich bewaldet, meist mit stachligem Buschwerk bewachsen, nur hier und da mit dichtern Beständen

Digitized by Google

von Aleppokiefern. Das eigentliche Kulturgebiet sind die Täler und Ebnen, die sich zwischen den Gebirgen ausdehnen und von wasserreichen Bächen bewässert werden. Da die beiden genannten Gebirgszüge durch eine kleinere, von Norden nach Süden laufende Kette in Verbindung stehn, bilden sich vier große Ebnen, südlich vom Ambelos die beiden Ebnen von Mesokambo und Chora, dann im Süden der Ambelos und Kerkys verbindenden Kette die Ebne von Marathokambo, endlich nördlich von ihr die von Karlovassi. In drei dieser Ebnen liegen, wie schon die Namen andeuten, die Hauptortschaften der Insel, nach denen sich wieder die administrative Einteilung in Distrikte richtet; wenigstens gilt das für die drei von Chora, Marathokambo und Karlovassi, während der vierte Distrikt mit der Hauptstadt Vathy das östliche bergige Hochplateau umfaßt.

Auf diese Ebnen also erstreckt sich die Hauptvegetation der Insel, die wilden wie die Kulturgewächse, nur daß diese, die Olive und vor allem die Rebe, jene immer mehr zurückdrängen und den Charakter einer Kulturlandschaft immer mehr hervortreten lassen. Zypressen, Platanen und Kastanien zeigen sich nur vereinzelt, während in dem westlichen Teile die Olive, im östlichen Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume die Einförmigkeit der Weinfelder unterbrechen. Sonst ist der noch unbebaute Boden nur von Myrten- und Arbustumsträuchern sowie an dem Lauf der Bäche, die sich durch die zahlreichen Täler ergießen, von Keuschlamm und Oleander bedeckt. Aus dem Gebüsch lugt hie und da eine Wassermühle malerisch hervor, ein in diesen Gegenden seltner Anblick, der den Charakter der Kulturlandschaft noch vervollständigt.

Was dieser aber den eigentlichen Stempel aufdrückt und Samos namentlich von den „türkischen" Inseln so vorteilhaft unterscheidet, das sind die zahlreichen blühenden Dörfer und Städtchen,*) die sich teils in den Ebnen ausdehnen, teils an den Hängen der Berge entlang ziehn, und deren man dreißig zählt mit zusammen etwa 35000 Einwohnern. Rechnet man dazu noch etwa 15000 Einwohner auf die vier Bezirksstädte, so beläuft sich die Gesamtbevölkerung auf ungefähr 50000, bei einem Umfang von 130 Quadratkilometern gewiß eine bedeutende Zahl. Und diese Zahl spricht um so mehr für die Ergiebigkeit des Bodens und den Fleiß der Bewohner, wenn man weiß, daß Samos vom Ende des fünfzehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts fast ganz entvölkert war und erst von den verschiedensten Gegenden aus, von den umliegenden Inseln sowie dem griechischen und kleinasiatischen Festlande, kolonisiert werden mußte. Die heutigen Bewohner der Insel sind also sämtlich zugewandert, und daraus erklärt sich manches in ihrem physischen und geistigen Habitus: zumal der Kräftigung der Rasse ist diese vielfache Kreuzung sicher zugute gekommen. Nirgends auf den Inseln habe ich solchen Kinderreichtum beobachtet, und wiederholt wurde mir bestätigt, daß Frauen noch im Alter von fünfzig Jahren fruchtbar sind. Nicht wenige der Familien, bei denen ich logierte, hatten acht bis zehn Kinder, und dabei machten sich noch weitere bemerkbar.**) In geistiger Hinsicht zeigt sich der Mischcharakter der samischen Bevölkerung an einer auffallenden Fähigkeit, die Mundarten der umliegenden Inseln nachzuahmen, was den übrigen Insulanern nicht gelingt; auch sprechen sie selbst einen stark abgeschliffnen Dialekt, der sich auch von Dorf zu Dorf wenig modifiziert. Auch Volkstrachten würde man auf Samos vergebens suchen.

*) Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Dorf und Stadt läßt sich im Orient nicht aufstellen: jedes Dorf ist eine kleine Stadt, jede Stadt ein großes Dorf. Die Häuser stehn in den Dörfern ebenso dicht zusammengedrängt wie in den Städten, die Gärten liegen außerhalb des Dorfes.

**) Auch Fälle von Langlebigkeit, besonders bei den Frauen, sind auf Samos häufig. Ich habe mich wiederholt mit Hundertjährigen unterhalten, die geistig noch äußerst rege waren.

Digitized by Google

Aber es ist eine rührige und fleißige Bevölkerung, die hier wohnt, und ihr Bestreben, alles fruchtbare Land der Insel in Kulturland zu verwandeln, ist unverkennbar und von schönem Erfolg gekrönt. Schon vor etwa fünfzehn Jahren standen 80000 Morgen Land unter Kultur, davon waren allein 45000 Morgen Weinfelder. Außerdem zählte man über 800000 Ölbäume. Wein und Öl sind ja die Hauptprodukte,*) und zwar ist der Distrikt von Chora das eigentliche Weinland, der von Marathokambo das eigentliche Olivenland; jener produziert fast die Hälfte des Weins der ganzen Insel, dieser über die Hälfte ihres Öls. Auch der jährliche Ertrag aus beiden Haupterzeugnissen hielt sich fast die Wage; er belief sich für den Wein auf etwa $1^1/_4$ Million Franken, für das Öl auf $1^1/_2$ Million Franken. Johannisbrot, Zwiebeln und Seide brachten zusammen gegen 300000 Franken. Den Wert sämtlicher Produkte taxierte man auf etwa 5 Millionen Franken jährlich. Da die Unterhaltungskosten für eine Bauernfamilie sich auf etwa 650 Franken im Jahre belaufen, so wären allein die Bodenprodukte imstande, die Bevölkerung zu ernähren, ganz abgesehen von dem nicht unbedeutenden Handel der Insel.

Im allgemeinen ist also Samos als ein kleiner Agrarstaat zu betrachten, und als solcher könnte er mit seinem Schicksal ganz zufrieden sein: ein ergiebiges, gut bestelltes Land, eine fleißige, von keinem Joch gedrückte Bauernschaft, die über ihren Grundbesitz frei verfügt und mäßig besteuert wird — und dementsprechend findet der Reisende, der das Innere durchstreift, nirgends das entsetzliche Elend, das auf Kos und Rhodos herrscht, ja man kann sagen, daß sich ein gewisser Wohlstand bemerkbar macht, der sich in einem gewissen Sinne für behagliche Lebensführung und in der Intelligenz der Menschen bemerkbar macht, sowie in ihrem freien und offnen Wesen. Es ist ein herzliches, biedres Bauernvolk, gastfrei und zuverlässig, ein Volk, das sich ehrlich plagt und doch das Bewußtsein hat, daß es sein eigner Herr ist. Seine Tugenden sind die des freien wohlhabenden Bauern; darum findet man hier weder die sklavische Demut und das menschenunwürdige Hinvegetieren der Bauern von Kos und Rhodos noch den stolzen und habsüchtigen Kaufmannsgeist des Kalymniers. Man fühlt hier etwas von dem Hauch der Freiheit und des Fortschritts, natürlich immer im Rahmen der trotz alledem noch recht patriarchalischen Zustände. Wenn man nämlich einmal einer Trauung auf dem Dorfe beigewohnt hat mit dem ganzen martervollen Zeremoniell der griechischen Kirche, den endlosen Gesängen der Priester und den stumpfen Gesichtern des wie zum Tode verurteilt dreinblickenden Brautpaares, wenn man einen über hundert Jahre alten Hirten auf seinem Strohlager aufgesucht und auf die Frage, wer denn für ihn sorge, zur Antwort erhalten hat: „Kein Mensch!“, wenn man auf sich und alle seine lebenden und toten Verwandten den hundertfachen Segen des Himmels herabgefleht hört, weil man einem steinalten Mütterchen, das nur noch halbe Schuhe an den Füßen hatte, ein Paar ganze gekauft hat — dann schätzt man es um so höher, wenn man hört, wie die Lehrer eines Dorfes Abendschulen eingerichtet haben, um nach des Tages Last und Mühe lernbegierigen alten Bauern die Elemente des Lesens und Schreibens beizubringen, oder wenn man sieht, daß die Gemeinde von Karlovassi ein eignes Institut errichtet hat zur Aufnahme von Krüppeln, die im Orient so erschreckend häufig sind. Man schätzt es, weil man weiß, wie tief auch hier noch die soziale Fürsorge daniederliegt. Und man schätzt es, weil man weiß, wie stark auch noch im Fürstentum Samos der orientalische Fatalismus der Menge ist, der unselige Fatalismus, der das arme Volk fast um alle seine Mühe betrogen, es dem wirtschaftlichen Ruin entgegen getrieben

*) Von sonstigen Produkten fallen nur noch ins Gewicht: Johannisbrot, das aber nur im Distrikt Marathokambo kultiviert wird, außerdem Zwiebeln und Seide.

Digitized by Google

und die blühende Insel zu einem großen Teil in wüstes Brachland verwandelt hat. Der Fatalismus war es, der die unheilvolle Phylloxera zu so verheerendem Umfange hat erwachsen lassen, daß die fast ganz vom Weinbau lebenden Dörfer der Osthälfte der Insel schon jetzt, nach fünf bis sechs Jahren, ein trauriges Bild des Verfalls zeigen, eines zum größten Teile selbstverschuldeten Verfalls. Als sich damals die ersten Spuren der Krankheit zeigten und einzelne Einsichtige die Weinbauer warnten, steckten diese wie der Strauß den Kopf in den Sand und meinten mit der stereotypen Beruhigungsphrase: „Schadet nichts, es wird vorübergehn." Es ging aber nicht vorüber, sondern verwüstete ganze Distrikte und verbreitete Not und Elend. In vielen Dörfern konnte ich vor zwei Jahren zur Zeit der Weinlese weder eine Weintraube noch einen Tropfen Wein bekommen. Einige Wohlhabende haben amerikanische Reben eingesetzt, von denen man mehr Widerstand gegen das Übel erwartet, aber das sind nur wenige, den meisten fehlen die Mittel, oder sie verhalten sich mißtrauisch gegen jede Neuerung.

Ein Gutes hat nun das Unglück doch gehabt. Der Regierung sind die Augen aufgegangen, sie hat erkannt, daß die Masse kein Verständnis hat für einen rationellen Betrieb der Landwirtschaft, und darum hat auch sie sich aus ihrer Passivität aufgerafft und im vorigen Herbst zum erstenmal einen Landwirtschaftskongreß in dem Sitzungssaale der samiotischen Kammer zusammen berufen, dessen Verhandlungen unter der Leitung eines aus Griechenland berufnen wissenschaftlich gebildeten Landwirts standen. Dieser soll zugleich die gesamte Landwirtschaft der Insel reorganisieren, zu welchem Zwecke er ein großes Programm ausgearbeitet hat. Der Kongreß selbst war gut besucht, und es war eine Freude, zu sehen, wie sich die kräftigen, großen Gestalten der Bauern mit ihren weiten, schwarzen Pluderhosen, hellen Wadenstrümpfen und Schuhen und ihren gebräunten, von einer fesartigen Mütze gekrönten Gesichtern offenbar als wahre Vertreter des Volks und seiner wahren Interessen fühlten in den Räumen, wo sonst nur die Berufspolitiker zum Unsegen des Landes ihr Wesen treiben. Die meisten nahmen auch wirklich tätigen Anteil an den Verhandlungen, wenn es auch nicht an mißtrauischen Gemütern fehlte, die zugleich ehrlich genug waren, ihr Mißtrauen zu äußern, und meinten, das alles, was die Regierung wollte, sei ja nur dazu da, neue Steuern herauszupressen! Immerhin wird, wenn es nicht gelingen sollte, die geplanten Reformen durchzuführen, die Schuld weniger dem Volke noch der Regierung, sondern allein der auf der Lauer liegenden Oppositionspartei zuzuschreiben sein.

Damit kommen wir auf den Kern und die Wurzel des Übels, das alle Früchte des Bodens und der Freiheit illusorisch zu machen droht: den Parteihader und den Parteikampf, dieses unaufhaltsam am Körper wie des griechischen Volks überhaupt, so auch an dem nur einen Teil von ihm bildenden samiotischen fressende Geschwür. Wie in Griechenland, so hat sich auch in Samos dieses Parteiwesen seinen verhängnisvollen Ausdruck geschaffen in einem sogenannten Parlament, das aber weiter nichts ist als die organisierte, in ein System gebrachte Parteiwut, die nur auf gegenseitige Vernichtung gerichtet ist und schließlich zur Selbstzerfleischung führen muß. Es soll hier nicht die Rede davon sein, ob es richtig war, eine beliebig herausgegriffne, verhältnismäßig kleine Insel zu einem halb selbständigen Staat zu erheben, wie es 1834 durch den unerforschlichen Ratschluß der europäischen Diplomatie mit Samos geschehen ist; es war wohl überhaupt keine ernst gemeinte, reiflich überlegte Tat, sondern eine jener damals beliebten diplomatischen Spielereien und Experimente, durch die zum Beispiel auch die Insel Astypaläa, die erst Griechenland zugesprochen worden war, die dann aber, als man sah, daß sie über den 26. Längengrad hinausging, auf der Londoner Konferenz an die Türkei fiel, zu trauriger Berühmtheit gelangt ist. Die Kosten dieser Spielerei aber hat, wie das Kind

Digitized by Google

eines leichtsinnigen Vaters, die arme Bevölkerung der Insel Samos zu tragen. Denn doppelt ungerecht war dieser anscheinende Beweis des Wohlwollens gegenüber einer Volksgruppe, die gar nicht imstande war, sich selbst zu regieren, und denen die offizielle Freiheit zur schlimmsten Despotie werden mußte; denn in politischer Hinsicht sind die braven Samioten ebensogut Kinder, und zwar ungezogne Kinder wie alle Griechen, und bedürfen ebensosehr einer festen, aber wohlwollenden Leitung wie diese, nicht einer Freiheit, die nur in Zügellosigkeit umschlägt. Wie furchtbar das Parteiunwesen auch in Samos grassiert, mag folgendes Erlebnis lehren. Als ich bei der Ankunft in einem Dorfe der Insel in einer Kaffeeschenke abstieg, schickte ich nach einem mir aus Deutschland bekannten Herrn, der dort ansässig war; als er erschien und ich ihn hereinnötigte, machte er Schwierigkeiten und geriet in Verlegenheit; auch die Gäste des Cafés wurden schweigsam. Schließlich mußte ich meine Sachen nehmen und mit ihm gehn. Unterwegs gestand er mir, daß er nicht in dem Café verkehre, weil es nur von der ihm feindlichen Partei besucht werde. In einem andern Falle beobachtete ich, daß die Politik sogar die den Griechen so heiligen Familienbande zerreißen kann.

Die jetzige Regierungsform der Insel dient nun zu weiter nichts als aus diesem unausrottbaren Fehler des Volkscharakters eine Tugend zu machen. Beide stehn darum in einem grellen Mißverhältnis zueinander. Das Parlament ist ein verderblicher Luxus für das Land, das für seine Unterhaltung sorgen muß und nicht den geringsten Nutzen davon hat. Denn seine Tätigkeit ist keine aufbauende, sondern nur eine zerstörende. Es denkt nicht an den Fortschritt des Landes, an die Verbesserung des Verkehrs und der Verwaltung. Tut das die eine Partei, so weiß es die andre sofort zu vereiteln. Und der Fürst, der diesen Staat regieren soll, ist in einer bedauernswerten Stellung: er steht zwischen der Pforte und der Kammer wie zwischen Baum und Borke. Er muß immer mit den Parteien zu paktieren suchen; verdirbt er es mit einer, so schwärzt ihn diese beim Sultan an, und er ist abgesetzt.*)

Zu einer gedeihlichen Kulturarbeit kann es deshalb das Parteiregiment des Fürstentums Samos nicht kommen lassen, und tatsächlich ist in den siebzig Jahren der Freiheit kaum etwas für den Schutz der wenigen Waldungen noch für die Erschließung — die wirtschaftliche und die Verkehrserschließung — der Insel geschehen. Waldbrände sind noch an der Tagesordnung, doch werden sie leider von der Bevölkerung mit der größten Gleichgiltigkeit behandelt. Im Innern kann man fast nur auf dem Maultier reisen, denn erst neuerdings fängt man ernstlicher mit dem Straßenbau an, und der gebirgige Charakter der Insel setzt ihm allerdings große Schwierigkeiten entgegen. Man sollte aber erwarten, daß es wenigstens einen regelmäßigen gut organisierten Postdienst gäbe; doch ist auch davon keine Rede. Nach Marathokambo z. B., das im westlichen Teil der Insel liegt, brauchen Postsachen aus Vathy oft mehrere Tage, obwohl die Entfernung nur etwa dreißig bis vierzig Kilometer beträgt. Über eine wohltätige moderne Kulturerrungenschaft verfügt jedoch Samos, die aber kein Werk der Regierung, sondern eines rührigen Privatmannes ist: nämlich über ein Telephonnetz, das sämtliche Hauptortschaften miteinander verbindet und wenigstens einen schnellen indirekten Verkehr ermöglicht. Es verdankt seine Anlegung der Initative des österreichischen und italienischen Konsuls in Vathy, Herrn Ar. Stamatiadis, dessen Familie sich auch sonst um die Insel große Verdienste erworben hat.

Erst neuerdings scheint sich in dem Schoße der Bevölkerung selbst ein Umschwung der Stimmung zu vollziehn: man ist der politischen Zustände

*) Wie es denn im Mai dieses Jahres geschehen ist, wo Mavrojenis wieder durch Karatheodori-Pascha ersetzt wurde.

Digitized by Google

herzlich satt. Als ich mich einmal bei dem Wirt meines Hotels darüber beklagte, daß unmittelbar vor der Tür am Quai Fässer beschlagen wurden, was einen Höllenlärm verursachte, bedauerte er, dagegen nichts tun zu können, setzte aber mit heftigem Ingrimm hinzu: „Dieses Land wird nicht eher in Ordnung kommen, als bis es irgend eine europäische Macht an sich nimmt.“ Und diese Äußerung hörte ich später noch wiederholt, sodaß ich hoffentlich keine Indiskretion begehe, sondern nur im Interesse der aufrichtigen Patrioten handle, wenn ich diesen Notschrei hier zur Kenntnis bringe. Vielleicht nimmt die hohe Diplomatie, die sich an der Insel so versündigt hat, Gelegenheit, ihre Fehler wieder gut zu machen und den Wunsch des Volkes zu erfüllen.

Übrigens scheint jetzt, in der Zeit der Not, auch der Fürst aus seiner Reserve herauszutreten auf seines Daches Zinnen und seine Stimme zu erheben in einer Angelegenheit, die zugleich Licht wirft auf die eigentümlichen Verwaltungszustände. Die frühern vier Regierungspräsidenten, in Samos Minister genannt, schuldeten der Staatskasse Geld, und da sie es nicht bezahlen konnten oder wollten, wußten sie einen Kammerbeschluß zustande zu bringen, durch den sie von ihrer Schuld befreit wurden. Der Beschluß mußte nur noch dem Fürsten unterbreitet werden, dessen Bestätigung man sich schon versichert glaubte. Dieser aber legte Veto ein gegen den Mißbrauch öffentlicher Gelder und erklärte den Kammerbeschluß für ungiltig. Das Volk aber, so heißt es, jubelte dem Fürsten zu, weil es sah, daß über den willkürlichen Gesetzwidrigkeiten der Kammer und der Minister die starke Hand des Fürsten waltet, die sie in Ordnung zu halten und ihnen zu zeigen versteht, was ihre Pflicht zum Wohle des Landes ist.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel dazu beitrüge, eine geordnete Finanzverwaltung zu schaffen. Dann brauchte man nicht, wie es leider geschehen ist, zur Sanierung der zerrütteten Finanzen auf so verwerfliche Mittel zu sinnen, wie auf die Errichtung einer Spielhölle, ein Vorschlag, der vor etwa zwei Jahren aufgetaucht, aber zum Glück von der Kammer abgelehnt worden ist.

Natürlich hat die Freiheit der Insel auch manches Gute gebracht, und auch nicht gegen diese selbst soll hier geeifert werden, sondern gegen ihre verkehrte Form. Es soll nicht geleugnet werden, daß die jetzige kleine Hauptstadt des Fürstentums, Vathy, einen recht freundlichen, modernen Eindruck macht. Sie liegt an der südlichen Seite der tief einschneidenden Hafenbucht, während in deren Hintergrunde die alte Stadt auf einem hohen Berghange zerstreut liegt. Die Hauptgebäude der Neustadt liegen an dem Hafenquai entlang: wenn man einfährt, zeigt sich zuerst das Zollhaus, dann kommen mehrere Konsulate, hierauf eine schmucke kleine Markthalle und zwei Hotels. Nun öffnet sich die Häuserreihe zu einem kleinen quadratischen, mit Anlagen geschmückten Platz — Pythagorasplatz haben ihn die Samioten getauft —, der von den vornehmsten Kaffeehäusern und Konditoreien umgeben ist. Unter den weiter folgenden villenartigen Häusern ragt eins durch seine etwas größern Dimensionen und durch eine wehende Fahne auf dem Dache hervor — es ist das „Palästchen“ des Fürsten. Dahinter liegt, an der innern Hauptstraße, das Parlamentsgebäude und das Gymnasium — das einzige auf den südlichen Sporaden und darum eine Kulturstätte für das Griechentum. In den kleinen gepflasterten und ziemlich saubern Straßen herrscht wenig Leben, wie überhaupt die kleine Residenz einen recht idyllischen, sorglosen Eindruck macht; allzuviel zu tun gibt es nicht, geistige Anregungen und Zerstreuungen auch nicht, und so bleiben nur das Café und die Politik übrig, die so wenig wertvolle Zeit auszufüllen. Wöchentlich erscheinen auch zwei Zeitungen, das Regierungsorgan und ein noch junges unabhängiges Blatt, das ehrlich bemüht ist, in die zahlreichen politischen und sozialen Schäden der Insel hineinzuleuchten und deshalb das „Licht“ heißt.

Digitized by Google

Daß die Samioten Kosmopoliten sind, wenn auch in anderm Sinne als die Kalymnier, erfährt man bald, wenn man Geld zu wechseln hat. Wie nämlich die Kalymnier mit den verschiedensten Sprachen, so werfen die Samioten mit den verschiedensten Münzsorten um sich. Es gelten nämlich hier sämtliche Münzen der Welt, was sich wohl aus der neutralen Stellung der Insel erklärt. Schon am zweiten Tage meines Aufenthalts hatte ich eine Sammlung von Münzen fast sämtlicher europäischer Länder in meinem Portemonnaie. Und es ist zu bewundern, welche Virtuosität die Leute in dem Umrechnen der verschiednen Geldsorten, die übrigens in türkischer Währung erfolgt, entwickeln. Jedenfalls empfindet diesen Zustand niemand als einen Mangel. Man fühlt sich wohl in dieser Münzverwirrung, schon weil es einen eignen Reiz hat, auf einer so fernen Insel mit heimischem oder doch mit europäischem Gelde zahlen zu können.

Überhaupt ist die Türkei ein Land, worin man seine Rechenkunst erproben kann; denn fast in jeder Stadt und auf jeder Insel ist der Kurs verschieden. Das erste ist, daß man fragen muß, wieviel der Medjit gilt: in Konstantinopel hat er z. B. 20 Piaster, in Smyrna dagegen 29, auf Rhodos steht er wieder anders, und so schwankt es beständig hin und her.

Außerdem aber gibt es noch zwei Dinge, die einem das Reisen in der Türkei oft verleiden können: die völlig zwecklose Vorschrift des Inlandpasses und der inländischen Gepäckrevision. Jeder, der innerhalb der Türkei reist, muß sich in Konstantinopel für teures Geld und viel Scherereien einen sogenannten „Teskereh" ausstellen lassen, der nur für das Inland gilt und von Ort zu Ort, von Insel zu Insel visiert werden muß. Ohne dieses Visum der türkischen Polizei kann man weder den einen Ort verlassen noch den andern betreten. Er wird bei der Landung abgenommen und ins Regierungsgebäude, den Konak, gebracht, und man hat dann selbst zuzusehen, wie man ihn wieder herausbekommt. Für dieses Visieren wird natürlich eine Gebühr erhoben — das ist ja der Hauptzweck dabei —, und die Wiedererlangung kostet dann auch noch wiederholte Laufereien und Backschisch, um die trägen Beamten anzutreiben oder ihren Ausflüchten und Vorwänden zu begegnen: entweder ist der betreffende Beamte nicht zur Stelle, oder er kann den Paß nicht finden, oder die Dienststunden sind vorüber — wenn sie vorüber sind, und wann sie anfangen, konnte ich eigentlich nie ergründen; es war fast immer entweder zu früh oder zu spät. Alle diese Hindernisse sind aber meist sofort beseitigt, wenn der Backschisch zum Vorschein kommt.

Ähnlich ist es mit der sich ebenfalls auf jeder Insel erneuernden Gepäckvisitation. Als ob man in einen andern Staat käme. Und da gibt es wieder mehrere Unterschiede: auf den „freien" Inseln, sagte man mir, sei die Revision leichter, während sie auf den türkischen Inseln, auf Kos und Rhodos, mit großer Strenge gehandhabt werde. Ich habe gerade die umgekehrte Erfahrung gemacht. In Rhodos wurden meine Koffer nicht einmal geöffnet, in Kalymnos aber streng visitiert; man weiß in der Türkei nie, wie es kommt. Natürlich kommt dabei immer viel auf Nationalität an; der Deutsche ist ja in der Türkei verhältnismäßig noch am besten daran — eine der wenigen Annehmlichkeiten der türkischen Freundschaft. Immer aber wird scharf auf Bücher und Zigarren gefahndet, auf jene wegen ihrer Staatsgefährlichkeit, auf diese, weil Tabak in der Türkei Monopol ist. Trotzdem hat man bei mir weder die einen noch die andern entdeckt oder entdecken wollen. Nur einmal fand der Zollbeamte meine in einer Seitentasche aufbewahrten Privatbriefe, an deren Verbergung ich auch gar nicht gedacht hatte, und meinte, dafür müßte ich noch fünf Piaster bezahlen. Er hat sie natürlich nicht bekommen. Der Fall zeigt aber das unbegrenzte Mißtrauen der Türken gegen alles Geschriebne und Gedruckte. Um allen Scherereien zu entgehn, wäre es ratsam, bei Reisen in der Türkei

Digitized by Google

nur Koffer mit doppeltem Boden zu verwenden und besonders große und wichtige Bücher direkt an die deutschen Konsulate, wo solche bestehn, vorauszuschicken. Denn diese Sendungen dürfen von der türkischen Behörde nicht geöffnet werden. Man muß eben zu solchen Mitteln greifen, wenn man unbehelligt in der Türkei reisen will. So lange aber diese den freien und schnellen Verkehr lähmenden mittelalterlichen Zustände noch bestehn, ist nicht daran zu denken, daß die türkisch-griechische Inselwelt einem lebhaftern Reiseverkehr erschlossen werde.

(Schluß folgt)

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

9

Julie war selbst in den Stall hinuntergegangen, um mit dem Pferdeknecht Niels wegen einer bösen Wunde, die Elan am rechten Vorderbein bekommen hatte, zu beratschlagen. Barhäuptig, einen Pelzkragen um die Schultern und das Kleid ringsum aufgeschürzt, kniete sie in dem Stande, während Niels die trübe brennende Laterne fast ganz auf den Boden hielt.

Es war ein altmodisches Stallgebäude aus Feldsteinen mit ellendicken Mauern und einer elenden Beleuchtung durch kleine schmutzige, ovale Fenster. Der Boden war mit runden Feldsteinen gepflastert, und über den breiten Ständen standen die Namen der Pferde höchst primitiv auf aufgeleimter Pappe. Draußen in dem Futterraum ging die Futterschneidemaschine ihren gleichmäßigen Gang, und vor dem weit geöffneten gewölbten Tor hob sich der alte viereckige Brunnen von dem sternhellen Abendhimmel ab.

In zugeknöpftem Überrock, eine alte Dienstmütze auf dem Kopf, trat der Hauptmann, ein Lied vor sich hin summend, aus der Sattelkammer neben dem Futterraum. Überrascht blieb er an dem Stande stehn, wo Niels und Julie noch immer bekümmert die Wunde des Pferdes untersuchten.

Aber liebstes Kind, warf ihr Arvid ein wenig väterlich vor, warum bittest du denn nicht mich, es zu untersuchen?

Ach, sagte Julie sich aufrichtend und ihr Kleid loslassend. Ich habe zuerst auch die Absicht gehabt, aber dann ...

Du hättest ja nur jemand hinunterschicken oder an mein Fenster klopfen dürfen! Er hatte Juliens Platz eingenommen und hob schon, während er sprach, das Bein des Pferdes in die Höhe.

Julie hatte ein paar Stücke Zucker in der Tasche, die sie nun dem Tiere gab, während sie still mit dem Kinn über dessen Mähne strich. Das Pferd rieb dankbar den Kopf an ihrer Brust und Schulter.

Komm nun, Julie, Olga wartet gewiß mit dem Abendbrot auf uns.

Sie gingen über den großen, unregelmäßig gepflasterten Hofplatz. Die langen Scheunen standen niedrig und dunkel unter dem sternfunkelnden Herbsthimmel. Einer der Knechte zog drüben Wasser aus dem Brunnen herauf, sodaß die Eisenketten an der Winde klirrten. Julie schaute im Vorübergehn durch die offne Tür in den Kuhstall. Eine schläfrige Lampe hing an einem Nagel neben der Tür und beleuchtete das Vieh, das in zwei langen Reihen in den Ständen stand oder lag.

Digitized by Google

Ein Knecht trällerte ein Lied drüben am andern Ende des Stalls, dort wo die Leiter zum Futterboden stand, und sie hörte das Vieh träge und gesättigt brummen.

Ich wünschte, ich könnte auf irgend eine Weise ... nicht malen, denn das ist nicht genügend ... sondern wiedergeben, was ich sehe. — Julie war vor dem Stall stehn geblieben und sprach leise und wie abwesend. Langsam und mit einer liebkosenden Bewegung streckte sie die Hand aus, als ob sie etwas an sich ziehn wollte.

Würdest du dann damit anfangen, die Kühe wiederzugeben? fragte er gutmütig lachend.

Sie war sogleich eingeschüchtert und hatte nicht den Mut, sich weiter auszusprechen; sie lächelte nur nichtssagend. Und wieder, wie so oft in diesem Jahre, empfand sie es als einen drückenden Zwang, daß er sie nie recht verstand und niemals, nicht einmal in den allergewöhnlichsten Dingen, dasselbe sah wie sie. Sie konnte es nicht erklären, aber sie fühlte es gerade in diesem Augenblick so deutlich, und zwar gerade wegen der alltäglichen und nichtssagenden Worte, die sie gewechselt hatten.

Nein, wenn ich mir ein Talent wünschen dürfte — sie hatten nun eine der dunkeln Birkenalleen betreten, die wie die Radien eines Kreises von allen Seiten zu dem Hauptgebäude führten —, wenn ich mir ein Talent wünschen dürfte, wünschte ich, daß ich spielen oder singen könnte wie ...

Wie Fräulein Bertel, fügte er hinzu.

Ja, entgegnete sie gleichgiltig, das könnte auch recht angenehm sein.

Dann schwiegen sie ein paar Minuten.

Hör einmal, sagte Arvid plötzlich. Apropos, Fräulein Bertel! Glaubst du nicht, daß Frau Briant ... ich meine ... glaubst du nicht, daß sie ihre Pläne hatte, als sie sie hierher einlud? Ich meine, fügte er rasch hinzu, daß Fräulein Bertel ein junges Mädchen wäre, das Erik endlich einmal beständig machen könnte.

Julie fühlte, wie sie errötete, und sie dankte Gott inbrünstig für die Dunkelheit ringsum. Kein Mensch auf der Welt, dessen war sie ganz sicher, errötete so wie sie. Ja sogar ihr Arm, der auf dem Arvids ruhte, schien ihr glühend heiß zu sein.

Das glaube ich nicht, murmelte sie, es würde wenigstens Tante Ada gar nicht ähnlich sehen. Sie hat nicht die geringste Anlage zum Intrigieren.

Ach, das haben doch wohl alle Frauen mehr oder weniger, antwortete der Hauptmann. Wenigstens alle Mütter, fügte er mildernd hinzu.

Julie gab keine Antwort, sie hörte kaum mehr, was Arvid sagte. Seine ersten Worte hatten einen Brand in ihre Seele geschleudert. War das der Grund, warum Elli so mißtrauisch und so — unbarmherzig gegen sie war? Ja, denn das war sie, ohne ein Wort zu sagen, natürlich!

Glaubst du — die Worte klangen zögernd und nicht so sicher, wie Arvid sonst sprach —, daß sie — daß sie sich etwas aus ihm macht?

Wie sollte ich das wissen können? Wir sind uns ja noch so fremd! — Julie zwang sich, ausführlich zu antworten.

Ach zwischen jungen Mädchen ... sagte er nachlässig.

Aber da war eine Frage, die Julie schon die ganze Zeit auf der Zunge gebrannt hatte.

Ist denn Erik — es wurde ihr entsetzlich schwer, es herauszubringen — wirklich so ... so „unbeständig," wie du sagst?

Ja natürlich ist er das, ist es wenigstens gewesen. Mehr als die meisten andern. Das ist ja sehr bekannt.

Briants haben sich übrigens, sagte er, das Thema mit mehr Interesse verfolgend, nur bei sich selbst dafür zu bedanken. Er hatte ja schon hier in Stockholm ein recht ernsthaftes Abenteuer gehabt, als sie ihn — obgleich er noch so jung war — nach Frankreich schickten. Und später nach Cadiz. Und er ist nie schüchtern gewesen.

Digitized by Google

Julie fühlte sich beinahe krank, als sie die Flur des Herrenhauses betraten. Mitten an der Wand hing eine große Lampe mit einer Messingscheibe dahinter; diese beleuchtete unbarmherzig ihr Gesicht.

Was ist dir, Julie? — Er zog sie zärtlich in seine Arme und schaute ihr ängstlich in die Augen. Du bist so bleich! ... Bist du noch müde von dem Ausflug?

Julie erwiderte nichts, aber sie drückte sich, beide Arme um seinen Hals geschlungen, heftig an ihn an und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

Mein liebes Mädchen! — er küßte sie mehreremal zärtlich, wärmer, als es sonst seine Art war. Allerdings sah er wohl, daß sie bei weitem nicht so viel Geist und Charakter hatte wie — viele andre Frauen, aber diese schmiegsame, weiche Unselbständigkeit, die ihr eigen war ... Nein! er würde nicht tauschen! Jedenfalls war sie die, die am besten für ihn paßte!

Julie, flüsterte er ihr leise ins Ohr, du — du darfst nicht glauben, daß ich eifersüchtig sei, aber — meinst du nicht selbst, daß du etwas weniger mit Erik zusammen sein solltest?

Es wurde ihr so todesangst zumute, daß sie alles andre vollständig vergaß. Ihre hellen Augen blickten scheu und rasch in die seinigen.

Ja, du verstehst doch! murmelte er, seine Worte schon halb bereuend. Nicht, daß ich einen einzigen Augenblick geglaubt hätte, du ...

Ach Arvid! — Sie schluchzte beinahe krampfhaft, vor Scham, vor Selbstverachtung, vor Verzweiflung wegen dessen, was sie eben über Erik gehört hatte. Und dann auch, weil seine rührende, selbstbewußte Arglosigkeit sie in hohem Grade schmerzte und empörte. — Es war ja fast beschränkt von ihm, keinen Verdacht zu schöpfen. Ach, Arvid, wie kannst du ...

Aber mein geliebtes Kind, wenn ich gewußt hätte! — Er stand ganz bestürzt und hilflos da, bei dieser „übertriebnen Art," seine unschuldige Bemerkung aufzunehmen.

Nein, denn du weißt nichts! rief sie plötzlich erzürnt, vorwurfsvoll und zum äußersten gebracht.

Ich weiß ... Nun nun, meine liebste Julie, ich weiß, daß ich ein klotziger Bär bin, ein richtiges Ungeheuer, sagte er mit einem unbeholfnen Versuch, es wieder gut zu machen.

Abgekühlt, fast ein wenig verächtlich wandte sie das Gesicht ab. Und vor einem Augenblick war sie auf dem Punkt gewesen, ihm alles zu gestehn, was sie auf dem Herzen hatte — jedes Wort, das Erik zu ihr gesagt hatte. Aber nun? — Nein ... es war auch einerlei. Sie hatte ja eigentlich nicht das geringste getan, worüber sie sich hätte schämen müssen. Sie hatte Erik am Vormittag sprechen lassen, ihn ein paar Minuten lang angehört, das war alles!

Arvid fühlte, wie sie gleichsam in seinen Armen erstarrte und ihm fremd wurde. Und er begriff nichts davon und wußte nichts andres zu tun, als ein wenig matt zu sagen:

Nicht wahr, Julie, du hast mich doch lieb?

Natürlich, murmelte sie etwas ungeduldig, gewiß habe ich dich lieb. Und zu sich selbst sagte sie: Es ist ja wahr, es ist ja wahr! Ich habe ihn sehr lieb!

Aber dann, liebste Julie ... er sah ganz dumm drein, als er ihr den Pelzkragen abnahm und ihr dabei ins Gesicht sah. Dann ist ja alles, wie es sein soll!

Julie lächelte und schlug die Augen wieder nieder. Ach, dieses flüchtige, weiche, schmiegsame Lächeln, aus dem er nicht recht klug werden konnte! Manchmal — wie eben jetzt — schnitt es wie eine unauflösbare Dissonanz in ihr ganzes Verhältnis ein.

Meinst du, Olga könne sehen, daß ich geweint habe? fragte Julie plötzlich ängstlich mit ihrer gewöhnlichen Stimme. Sie stand vor dem Wandspiegel und ordnete ihr Haar sorgfältig mit dem Kamm.

Digitized by Google

Sie pflegt ja nie etwas zu sehen! antwortete er leichthin, tröstend.

Das weiß man gerade nicht! Und du — der du dich nicht auf die Frauen verstehst —

Nein, erwiderte er halb ironisch, halb scherzend, ich fange wahrhaftig an, es zu glauben!

Julie lachte gleichgiltig; sie dachte natürlich nur an Olga.

* * *

Elli Bertel war mit der Aufrichtigkeit, die sie gegen sich anzuwenden pflegte zu dem Schluß gekommen, daß sie „die Zeit benutzen" müsse. Sie war schon vierundzwanzig Jahre alt, sie hatte keinen roten Heller, und sie mußte eine gute Partie machen. Es ist natürlich schlecht und berechnend von mir, auf diese Weise zu überlegen, sagte sie zornig und verächtlich zu sich, aber es wäre doch noch schlimmer, wenn ich auch noch vor meinem eignen Gewissen Theater spielen und mir einreden wollte, es sei alles so, wie es sein sollte.

Übrigens kam ihr auf halbem Wege, ja auf mehr als dem halben Wege, der Rechtsanwalt Garde entgegen, denn in seiner Gesellschaft natürlich war es, daß sie „die Zeit benutzen mußte." Im Anfang hatte sie eigentlich nur mit ihm kokettiert, und zwar, gerade heraus gesagt, weil sie sich nun einmal daran gewöhnt hatte, zu glauben, daß es fast ein Unrecht wäre, wenn sie irgend ein männliches Individuum unbeachtet vorbeigehn ließe. Und dann war sie eitel — warum sollte sie sich also dareinfinden, in den Gedanken eines Mannes Nummer zwei zu sein, wo sie mit Leichtigkeit Nummer eins sein konnte? Es war ja an und für sich schon recht angenehm, allezeit gern gesehen zu werden; erst nachträglich — aber jedenfalls zeitig genug! — hatte sie erfahren, daß er eine gute Partie sei.

Und daß dieser Robert jetzt ernstlich in sie verliebt war, das war Elli selbst und auch den andern so klar wie der Tag; ob er aber im Sinne hatte, um sie zu werben, konnte sie nicht so gewiß wissen, hoffte es jedoch aufrichtig. Wenn er es tut, sagte sie sich trotzig, sage ich sofort ja. Es wäre ja unverzeihlich von mir, wenn ich es nicht täte! Und dann — sie seufzte ungeduldig —, dann wäre man ja aus dem ganzen Elend heraus.

Was das „ganze Elend" war, damit wollte sie nicht so recht herausrücken, nicht einmal vor sich selbst. Elli hatte nämlich die starke, bis jetzt unerprobte, aber starke theoretische Überzeugung, daß man viel „totschweigen" könne, „wenn man nur wolle." Und hier war nun etwas, was sie instinktiv vor sich selbst zu Tode schweigen wollte.

Sie hatte nämlich angefangen zu finden, daß es ganz ungeheuer angenehm sei, des Morgens mit Hauptmann Hall auszureiten. Daß Dagny dabei war, tat weder etwas dazu noch davon, sie sprachen deshalb doch nur miteinander. Und es war eigentlich merkwürdig, wieviel sie einander immer zu sagen hatten. Sie kannten sich doch erst seit ganz kurzer Zeit! Aber es war ja alles so durchaus unschuldig, daß ihr ganzes so albern empfindliches Gewissen dazu gehörte, wenn es sich darum handelte, daß sie selbst . . . Ja gewiß war es dumm! Als ob es irgend einer Seele auf der Welt etwas schaden konnte, wenn sie — da jedes auf seinem Pferde saß — ein wenig miteinander plauderten, und zwar von nichts anderm, als was Dagny und Gott und jedermann ruhig hören durften. Besonders auch Julie! Nun, das ging sie ja übrigens nichts an!

Alle, nur die unschuldige Dagny nicht, die sich in ihre undankbare Schwärmerei für „einen Herrn" blind weiter verrannte, merkten, daß Robert Garde ein „gutes Auge," wie sich die Pröpstin sein ausdrückte, auf Elli geworfen hatte. Und alle unterstützten seine Courmacherei; so ein kleiner anständiger Roman gab dem einförmigen Alltagsleben doch ein gewisses Interesse. Alle, sogar Frau Briant, die trotz des Hauptmanns Vermutungen doch nicht besonders darauf aus war, eine Schwiegertochter zu bekommen, weil sie wohl wußte, daß sie zehn statt einer be-

Digitized by Google

kommen könnte. Im Gegenteil, sie gönnte ihren Erik Elli nicht (sie gönnte Erik überhaupt keiner Frau unter der Sonne!), aber Robert Garde gönnte sie gern ihre arme Verwandte, und sie schmeichelte sich überdies, daß sie mitgeholfen habe, die Partie ins Werk zu setzen.

Alles ließ sich so günstig wie möglich an; er wollte es, sie wollte es, alle, die auf irgend eine Weise auch nur im geringsten mit der Sache in Verbindung standen, wollten es auch sehr gern. Aber da . . .

Eines Tags kam Elli mit einigen Stickereivorlagen, die Tante Ada aus der Stadt hatte kommen lassen, zu der Pröpstin. Als sie die blaue Wohnstube mit den Kabinettbildern und den Kuriositäten betrat, saß gerade Hauptmann Arvid darin und ging einige Rechnungen mit Fräulein Bibbi durch.

Elli mußte den Mantel abnehmen und durchaus einen Elfuhrkaffee annehmen. Die Kaffeekanne, so eingepackt, daß sie einem Bündel glich — ganz ähnlich der in Lennsjö —, stand ja bei der Frau Propst den ganzen Tag auf dem Herde. Dagny schwur darauf, daß Bibbi und Tante Albertine ihre braune Hautfarbe dem ewigen Kaffeetrinken verdankten.

Nun, meine Liebe, begann die Pröpstin ihren Gast zu unterhalten. Der Hauptmann und Bibbi hatten die Köpfe wieder über die verwickelten Zahlen der armen Bibbi zusammengesteckt. Nun, meine Liebe, wir waren also vorgestern in der Oper mit Robert?

Ja, bekannte Elli notgedrungen und fast etwas verlegen — Gott mochte wissen, warum, denn sie hatte wahrhaftig nicht nötig, über irgend etwas verlegen zu werden! Onkel und ich waren drin, um den „Fliegenden Holländer" zu hören. Es war furchtbar interessant, fügte sie mit übertriebner Begeisterung hinzu, um womöglich die Alte in eine andre Spur zu leiten.

Aber die Pröpstin interessierte sich unendlich viel mehr für ihren Neffen Robert als für alle fliegenden Holländer der ganzen Welt. Sie fuhr fort, Elli „durch die Blume," wie sie selbst zu sagen pflegte, auszuforschen.

Ja, Robert versteht es, so etwas angenehm zu arrangieren. Ihr habt wohl nachher zusammen soupiert?

Ja, antwortete Elli resigniert. Bei Rydberg. Wenn nur der Hauptmann nicht dagesessen und diskreterweise getan hätte, als passe er gar nicht auf — warum in aller Welt brauchte er denn diskret zu sein? —, dann hätte die Alte gern alles hören dürfen und noch mehr dazu.

Und dann weiß man ja auch, daß er die Mittel dazu hat, sagte die Pröpstin wohlwollend. Das ist so ein sicheres Gefühl . . .

Ach deswegen! dachte Elli. Sie war überzeugt, daß sie einen Abend lang in der Oper auch recht gut mit Leuten hätte vergnügt sein können, die nicht halb so wohlhabend waren als Robert.

Ja, wen der heiratet — die Pröpstin lächelte geheimnisvoll und nickte Elli über ihre Stickerei hinweg zu —, die bekommt es wahrlich gut und sorgenfrei.

Elli, die wahrhaftig sonst nicht sehr schüchtern war, wußte plötzlich nicht mehr, wo sie hinsehen sollte. Da schaute sie nun der Hauptmann mit seinem vollen düstern Blick über das Papier weg gerade an.

Endlich erschien Lovisa als Rettungsengel mit dem Kaffee, und Bibbi wischte ihre tintenfleckigen Finger an ihrer schwarzen Satinschürze ab, während sie aufstand.

Nein, sagte der Hauptmann, ich kann durchaus nicht dableiben. Nun ja . . . fünfzehn Tropfen denn, wenn Tante es durchaus haben will.

Er trank sie stehenden Fußes — die fünfzehn Tropfen —, siedend heiß, und überdies wurden ihm noch zwei von Bibbis steinharten Pfefferkuchen aufgezwungen. Dann verbeugte er sich vor den Damen und ging, so schnell er konnte, seiner Wege.

Aber als Elli später nach Hause ging, war sie ganz ungerechtfertigt wütend über die alte wohlwollende Pröpstin, und sie versprach sich heilig und teuer, daß

Digitized by Google

ſie, wenn Robert Garde wirklich um ſie werben ſollte, nicht ſofort „ja“ ſagen wolle. Sich dieſem dummen ſtolzen Menſchen geradezu in die Arme werfen — nein!

Warum hatte nur der Hauptmann ſo furchtbare Eile gehabt, fortzukommen, ehe ſie mit ihrem Kaffee fertig geweſen war? Hatte er vielleicht Angſt gehabt, ein Stück Wegs Geſellſchaft zu bekommen? Ach du lieber Gott! — Sie pflegte nicht zu verlangen, daß ſie irgend jemand begleitete! ... Sie war Gott ſei Dank gewohnt, allein durchzukommen.

10

Die gute Frau Briant, die philanthropiſch und außerdem auch etwas religiös angelegt war, hatte noch ſpät im Herbſt einen Nähverein zum Beſten der „Weihnachtskobolde“ eingerichtet, und die Damen verſammelten ſich darum regelmäßig am Mittwoch einmal auf Groß-Markby und das andremal in der Villa. „Als geſellige Zuſammenkunft betrachtet — ſchrieb Elli freimütig an ihre Schweſter — ſind dieſe Nähvereine nicht viel beſſer als die Kaffeevifiten in Lennsjö. Und überdies wird verlangt, daß man Strümpfe ſtrickt. Du kannſt dir keinen Begriff davon machen, was für merkwürdige Ferſen daran ſind.“

Immerhin war die „allgemeine Stimmung“ dabei von der Art, von der die gute Tante Ada zu ſagen pflegte: Wenn man nur ein wenig Liebe zur Arbeit mitbringt.

Ja, das iſt es ja, was Segen bringen ſoll, ſagte die Pröpſtin beiſtimmend. Bei ſolchen Gelegenheiten erinnerte ſie ſich an die Forderungen, die ihr Titel an ſie ſtellte. Sonſt fiel es ihr ein wenig ſchwer — dies gab ſie vor jedem, der es hören wollte, offenherzig zu —, die Anſprüche zu erfüllen, die die Zeit an ſie ſtellte. Der ſelige Garde, pflegte ſie zu ſagen, wäre nie ſo impertinent geweſen, die Leute nach ihrem Seelenheil zu fragen, was ja heutzutage faſt à la rigueur iſt.

Aber Mutter, ſagte Fräulein Bibbi vorwurfsvoll, das Verlangen nach Vertiefung und Wahrheit hat ſich eben ſeit jenen Zeiten ſehr entwickelt.

Ja ja, erwiderte die alte Dame verletzt. Es iſt, wie ich ſage: man kommt nicht mehr mit. Aber dein Vater, mein Kind, iſt viele Jahre lang Hofprediger geweſen, ehe er Propſt wurde. Er wußte, was ſich ſchickte. Die Königin Deſideria hat oft Karten mit ihm geſpielt.

Solche Einſchaltungen waren Ellis Freude an den Nähabenden; ſonſt hätte man ſich eben nach Lennsjö verſetzt glauben können.

Die andern Damen vergnügten ſich nicht viel beſſer als die aufrichtige Elli über die philanthropiſchen Kattunſchürzen und all das Gerede über die Ferſen. Frau Olga ſteckte apathiſch die Nadel in ein Stück Dowlas und zog ſie ebenſo apathiſch wieder heraus, bis ſie nahe daran war, vor lauter Gähnen die Mundſperre zu bekommen; und Julie nähte, als gelte es ihr Leben, nur damit ſie nicht genötigt war, aufzuſehen oder zu ſprechen. Aber niemand hatte den Mut, bei ſo einem „Zweck“ fern zu bleiben.

Dann gab es Wein und Backwerk — die Pröpſtin war wie ein Schulmädchen auf Süßigkeiten aus —, und wenn die Teeſtunde kam, erſchienen die Herren, und dann ſchlug die Stunde der Erlöſung.

Den gewohnten Tee mit belegten Brötchen und Kakes hatte man an dieſen Mittwochen in ein ſolides Abendeſſen von drei Gängen und einen reichlichen „kalten Tiſch“ als Vorſpeiſe verwandelt. Die Pröpſtin machte ja in dieſer Beziehung Anſprüche, und es ging nicht an, nur mit ein paar belegten Broten aufzuwarten, wenn ſie daſaß und Aal à la Daube und als pièce de résistance einen gefüllten Puten erwartete. Sie machte nämlich kein Hehl daraus, daß ſie das „neumodiſche Hungerſyſtem“ nicht „goutiere.“

Nett und ſauber wie ein paar echte Kellnerinnen erſchienen die beiden jungen Mädchen, und da war beſonders Dagny in ihrem Element.

Darf ich Ihnen nicht noch einmal einſchenken, Herr Rechtsanwalt? Sie haben ja erſt eine Taſſe getrunken!

Digitized by Google

Der Rechtsanwalt war jetzt immer und ewig auf Groß-Markby und legte seine Besuche meist auf die Tage, wo seine Verwandten zu Briants eingeladen waren. Er hielt abwehrend die Hand über die Tasse auf die Gefahr hin, von der wohlmeinenden Dagny verbrüht zu werden.

Ach, nur ein ganz klein bißchen? Sie tat, als gelte es ihr Leben.

Wenn sich Elli über etwas entrüstete, so war es das „Wesen," das Dagny und Bibbi, ja sogar die mystische und träumerische Olga von diesem Robert Garde machten. Was sie selbst anbelangte, so hatte sie ja ihr Urteil schon lange gefällt und sich überdies mit dem Profil und dem Kinn, „das er nicht hatte," ausgesöhnt; in ihren Briefen nach Hause nannte sie ihn begabt und „sympathisch"; daß er aber in Wirklichkeit eine so starke Anziehungskraft auf die Frauen ausübte, das konnte sie trotz aller Hochachtung vor ihm offen gestanden nicht begreifen.

Sie verhielt sich reserviert, sah weder ihn noch einen der andern Herren an, sondern beschäftigte sich hilfreich, aufmerksam und liebenswürdig mit den Damen, redete Tante Albertine zum Essen zu und bereitete Onkel Briants Tee. Sie konnte schon großmütig sein, denn sie hatte ja immer ihren großen Trumpf in der Hinterhand, nämlich die Musik. Sie wußte, daß sie, sobald sie sich ans Klavier setzte, sofort den Hauptmann auf der einen und den Rechtsanwalt auf der andern Seite hatte, das heißt den Hauptmann natürlich nur um der Musik selbst willen. So eingebildet war sie selbstverständlich nicht, daß sie je etwas andres gedacht hätte!

Und ganz richtig, kaum war man — an diesem Abend wie an allen andern auch — aus dem Eßzimmer in den Salon getreten, als auch sofort der Ruf erklang:

Fräulein Bertel — wäre es zu viel verlangt, wenn man nach dem menschenfreundlichen Tagewerk um etwas Grieg bäte? . . . Nur ein einziges Lied?

Und die gute Tante Ada unterstützte den Rechtsanwalt sogleich:

Liebe Elli, sei einmal recht lieb!

Ich singe ja immer gern, antwortete Elli in ihrer frischen natürlichen Weise, während der Hauptmann schon eifrig in den Noten blätterte. Ich finde es nur äußerst angenehm, daß alle so freundlich sind und mich hören wollen.

Sie ordnete ihr dunkelgraues Cheviotkleid, sodaß sie die Füße am Pedal frei bekam, während der Rechtsanwalt die Klavierlampe näher rückte, sodaß das Licht heller auf ihr prächtiges Haar à la heilige Cäcilia fiel, das, wie Erik einmal neckend zu ihr gesagt hatte, „in ästhetischer Hinsicht des armen Tjös täglich Brot sei."

Elli brachte es auch nicht übers Herz, ihm dies zu rauben, obgleich das Licht ihr die Augen etwas blendete.

Den ganzen Abend hatte Julie kaum gewagt, den Kopf aufzurichten und den andern in die Augen zu sehen. Nun aber — bei den ersten Tönen, die Elli sang — setzte sie sich in den großen Lehnstuhl im Erker und gelobte sich hoch und teuer, daß nichts auf der Welt sie dazu bringen solle, von hier wegzugehn. Sie wollte nicht mit Erik sprechen nach all dem, was sie am Sonnabend im Walde zu ihm gesagt hatte; sie wollte ihm nicht in die Augen sehen — nicht um alles in der Welt!

Sie dankte Gott, daß Arvid wie gewöhnlich von der Musik so hingenommen zu sein schien, daß er fast gar nicht auf sie acht gab! Aber jedenfalls war es eine unaussprechliche Qual, mit ihm und Erik in demselben Zimmer zu sein. Sie hatte nicht gedacht, daß man sich so schuldbewußt fühlen und doch weiter leben könnte! Als Erik sie beim Abendessen begrüßt hatte mit dem festen zärtlichen Händedruck, der seine letzten Worte im Walde zu wiederholen schien, die Worte: Von jetzt an sind wir ehrlich gegeneinander — ach, da hätte sie in Tränen ausbrechen mögen! Ehrlich — wann war sie ehrlich? Eine elende Betrügerin war sie, treulos gegen beide, treulos gegen sich selbst. So schlecht und verächtlich, daß keiner von beiden sie auch nur mit einem Stecken anrühren würde, wenn sie wüßten, wie sie in

Digitized by Google

Wirklichkeit war. Anstatt sogleich selbst Arvid ihre Treulosigkeit zu bekennen — nun konnte sie sich ja nicht mehr selbst betrügen und sich einreden, daß es ihre Pflicht sei, zu schweigen —, lebte sie nun in beständiger Angst, daß er etwas entdecken und es ihr vorhalten könnte. Vor ihrem Bräutigam hatte sie sich von jeher etwas gefürchtet, sich immer etwas scheu und gedrückt in seiner Nähe gefühlt, und nun? Nein, niemals würde sie den Mut fassen, ihm das Entsetzliche, das sie nun auf ihrem armen Gewissen hatte, zu bekennen! Da war es viel bequemer, einfach den Kopf an seine Schulter zu pressen, seine ruhige Zärtlichkeit, die sie nicht zurückzuweisen wagte, zu ertragen und sich nachher vor Gewissensqual krankzuweinen . . . bis sie sich, ja bis sie sich in ihrer Überreizung und ihrer Verzweiflung einredete, daß es gräßlich dumm, ja geradezu blödsinnig sei, sich darüber Vorwürfe zu machen, daß sie nicht so gegen Erik sei, wie sie sein sollte. Ja, denn das allerverrückteste war ja gerade, daß sie ein schlechtes Gewissen Erik gegenüber hatte — ihm, Erik, der . . . der . . . so „unbeständig" war. Und dann vergaß sie alles andre über diesem einen, quälte sich selbst mit eifersüchtigen Vermutungen und — das schlimmste von allem — damit, daß sie sich zu überzeugen suchte, sie sei für ihn natürlich nur ein neues pikantes Abenteuer — bis sie plötzlich wieder seine Augen vor sich sah — so, wie sie sie im Walde gesehen hatte — so, wie sie sie tausendmal gesehen hatte! Und da wußte sie, sicher und bestimmt, mit einer geheimen, unerschütterlichen Überzeugung, die auf dem tiefsten Grunde ihres Herzens ruhte, fühlte es durch alles, was sie sagte, dachte und tat — daß er sie liebe, daß sie, wie sie auch sein mochte, doch mehr für ihn war, als irgend eine andre ihm je werden konnte.

Aber da erst wurde alles miteinander ganz schlimm, denn wenn sie im Innersten ihres Herzens der Liebe Eriks so sicher war, konnte sie doch unmöglich aus lauter Feigheit zugeben, daß Arvid sie noch länger als seine Braut betrachte. Lieber Gott! wie hatte sie sich doch benommen! Es wunderte sie nur, daß nicht alle miteinander sahen, wie jämmerlich es um sie stand!

Erik natürlich, der sah es! Und wenn es auch Augenblicke gab, wie zum Beispiel an diesem Abend, wo er von ihrem Schweigen bitter gekränkt und infolgedessen übertrieben erzürnt über sie war, so . . . Ja, allerdings war es erbärmlich, so ein kleines, hilfloses, feiges Wesen zu sein, wie sie eins war, aber . . . aber wäre sie anders gewesen, so wäre sie ja nicht seine Julie! Immerhin, kerzengerade dasitzen zu müssen und sie, so nervös und unglücklich, wie sie an diesem Abend war, mitten unter all diesen Menschen sehen zu müssen, ohne Gelegenheit zu bekommen, ihr auch nur ein einziges Wort sagen zu können, das war jedenfalls mehr, als er aushalten konnte!

Er trat ins Rauchzimmer, machte ein Fenster auf und zündete sein englisches Holzpfeifchen an. Die frische, etwas kühle Oktoberluft tat ihm wohl, und hier war man wenigstens vor dem ewigen Gerede der Pröpstin über Juliens Aussteuer und vor Bibbis bekümmerten Blicken sicher. Und ebenso vor Ellis ruhigen, gutsitzenden Sticheleien, bei denen man natürlich tun mußte, als fühle man sie gar nicht. Nein! lange, das schwur er hoch und teuer hier in der Einsamkeit, lange sollte dieses Komödiespiel nicht mehr dauern. Nun mußte es biegen oder brechen, aber ein Ende wollte er der Sache wahrhaftig machen!

Die Portiere zum Boudoir wurde ganz leise zurückgezogen, und Frau Olga trat langsam ein. Er stand schnell auf, legte seine Pfeife weg und schloß das Fenster.

Wünschen Sie vielleicht eine Zigarette, gnädige Frau? fragte er steif und förmlich, denn sie war ihm die langweiligste Person, die er kannte.

Olga schüttelte nur freundlich ablehnend, müde und melancholisch den Kopf. Ihr langes schwarzes Gewand fiel weich über ihre schlanken Hüften, der Kreppkragen saß wie ein Schraubstock um ihren Hals, das schwarze Haar lag glatt wie ein Rahmen aus Ebenholz um das schmale, gelbblasse Gesicht. Schön war sie wahr-

Digitized by Google

haftig noch immer, das mußte Erik zugeben, aber, daß Gott erbarm, wie langweilig war sie doch!

Und was in aller Welt konnte nun dieses Wesen dazu gebracht haben, so sans façon hereinzukommen und sich einem andern Menschen aufzudrängen?

Sie trat an den Tisch und blieb da, beide Hände auf die rote orientalische Decke gestützt, stehn.

Herr Fabrikant Briant! sagte sie zögernd. Es war, als überlege sie noch im letzten Augenblick, ob sie sprechen solle.

Aber setzen Sie sich doch, Frau Sack. Er zog einen Lehnstuhl herbei.

Sie setzte sich, stützte das Kinn in die Hand und sah nicht auf, als sie wieder begann:

Ja, ich weiß wirklich nicht, an wen ich mich wenden soll . . . es ist so delikat . . . aber Männer pflegen doch verständiger und vor allem andern — auch verschwiegner zu sein als Damen.

Erik verbeugte sich zustimmend, lächelnd, und sie bekam nun mehr Mut, offen mit der Sprache herauszugehn.

Es handelt sich um Julie, sagte sie entschlossen, aber mit etwas leiserer Stimme. Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß sie in letzter Zeit, ja eigentlich schon den ganzen Sommer, sich selbst gar nicht mehr so recht gleicht!

Erik wurde es plötzlich heiß um die Ohren. Lieber Gott! da kam nun dieses apathische Frauenzimmer, das er immer fast als ein Bildwerk behandelt hatte, und wollte ihn zurechtweisen! Ja, denn das wollte sie doch wohl tun!

Natürlich erwiderte er, daß er nicht die geringste Veränderung an Julie wahrgenommen habe.

Ebensowenig scheinen andre es bemerkt zu haben, fuhr Frau Olga fort, offenbar stolz darauf, die einzige zu sein, die so scharfsinnig war. — Natürlich hatte sie schon vergessen, daß sie ihre Weisheit und ihre Sorge von der alten Jungfer Ulla hatte! — Aber . . . ja, ich bin ja nicht viel älter als Julie und habe auch keine größere Lebenserfahrung, aber da ich für sie an Mutter- und Vaterstatt zugleich stehe, so meine ich, es sei meine Pflicht . . .

Natürlich, liebe Frau Sack! Erik wurde immer ungeduldiger. Aber sagen Sie mir doch aufrichtig, ohne Umschweife . . .

Ja, es muß etwas sein, was mit ihrer Verlobung zusammenhängt, brach Frau Olga endlich los. Was hat sie denn sonst, woran sie denken könnte? Aber die alte Ulla, die im Zimmer neben Julie schläft, hat sie schon mehreremal in der Nacht weinen und schluchzen hören.

Julie weint so leicht! sagte Erik, ohne aufzusehen. Er selbst war nun vollkommen beruhigt; er wußte ja wohl, warum sie weinte. So ist sie von Kind auf gewesen.

Aber könnte es nicht sein — ja, ich kann nicht umhin, daran zu denken, daß . . . daß es eine Art Eifersucht wäre?

Auf wen? fragte Erik überrascht. Er war aufgestanden und bohrte mit einem großen Falzbein in die dicke Decke des Tisches.

Natürlich ist es nur Einbildung von dem Mädchen, aber . . . ja, Arvid ist ja so musikalisch, er denkt ja gar nicht daran . . . und Elli, es ist ja gewiß nicht, um ihr etwas Böses nachzusagen . . . aber sie ist etwas frei in ihrem Benehmen, und wenn sich die beiden dann so eifrig unterhalten — über Musik selbstverständlich, dann — dann könnte Julie ja leicht mißverstehn, daß . . .

Erik trommelte mit seinem Falzbein auf den Büchern; er war ganz nachdenklich geworden.

Und sie ist ja so schüchtern, fuhr Olga fort, von ihrem ersichtlichen Erfolg als mère noble offenbar aufgemuntert; man weiß ja nie recht, was sie denkt, und man wagt . . . ja, ich wage es wenigstens nicht, über eine so delikate Angelegenheit mit ihr zu reden! Das einzige wäre, wenn Arvid selbst — wenn er es zu wissen bekäme, meine ich, und sie dann auf eine feine Weise beruhigen würde . . .

Digitized by Google

Ja, meinen denn gnädige Frau, daß ich . . .? fragte Erik ungewöhnlich befangen. Dieses „auf eine feine Weise“ ergötzte ihn übrigens.

Ich, ich dachte, daß Sie, Herr Fabrikant, der Sie doch einer von Arvids intimsten Freunden sind und ihn und Julie von Jugend auf kennen, ihm am leichtesten einen Wink geben könnten.

Das wird nicht leicht sein, sagte Erik, nur um etwas zu sagen. Und im stillen dachte er ungefähr: Zum Teufel mit all ihren Umschweifen! Wo will sie eigentlich hinaus?

Jemand faßte verlegen und schüchtern nach dem Vorhang, und sie hörten des Rechtsanwalts unterirdischen, diskreten Husten, der immer klang, als komme er direkt aus dem Hemdkragen.

Ja, du mußt entschuldigen, begann er, vermied es aber, die beiden anzusehen, sondern beugte sich über seine Uhr, die er hartnäckig anstarrte, aber der Zug . . . ich müßte ja eigentlich mit dem letzten Zuge heimfahren.

Nimm doch eine Zigarre, Tjö . . . sagte Erik, ihm die offne Kiste anbietend.

Olga stand auf, sie hob sich etwas auf den Zehenspitzen, warf einen Blick in den venezianischen Spiegel über der Tür und strich mit beiden Händen über ihr glänzendes Cléo-de-Mérodehaar. Hierauf verließ sie langsam und würdig das Zimmer. Der Rechtsanwalt wandte den Kopf ein wenig — er wählte noch immer zwischen den Zigarren — und betrachtete Frau Olga unter den halbgesenkten Augenlidern hervor. Aber nicht ein Wort sagte er über sie, und Erik auch nicht.

Kommst du morgen auf mein Bureau, Briant? — Der Rechtsanwalt steckte zwei Zigarren lose in seine Westentasche und biß von einer dritten die Spitze ab —, dann könnten wir vielleicht über diesen Möllerschen Kontrakt sprechen.

Ich will sehen, ob ich Zeit habe, antwortete Erik. Darauf verließen sie miteinander das Zimmer und traten wieder in den Salon.

Nun glaubt er bei Gott, dachte Erik, daß ich in Olga verliebt sei, und daß ich um ihretwillen nicht von Markbyhof wegbleiben könne. Na, er soll es nur glauben!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Streit um Lippe hat auf der Weltbühne durch die englisch-russische Differenz eine jähe Ablösung erfahren, die wieder einmal recht deutlich daran mahnt, daß der deutsche Michel sich nicht zu sehr in seine querelles allemandes vertiefen, sondern die Augen offen halten soll für das, was um ihn herum vorgeht. Für Deutschland hätte es außer einer eignen Verwicklung kaum etwas Unbequemres geben können als einen russisch-englischen Krieg, der, in seinen politischen Folgen gar nicht abzusehen, uns wirtschaftlich jedenfalls schwer geschädigt hätte. Dem Weltfrieden war es diesesmal von großem Nutzen, daß Frankreich unter allen Umständen eine Lage verhindern mußte, die es gezwungen hätte, zwischen Rußland und England zu optieren. Der französischen Vermittlung kam die friedliche Disposition des englischen Kabinetts zur Hilfe, das ebensowenig einen Konflikt mit Rußland wünschte, als es andrerseits sich gezwungen sah, der durch die Presse mächtig erregten öffentlichen Meinung Englands eine Genugtuung zu geben. Daher die mit einigem Geräusch inszenierte Kriegsbereitschaft der englischen Flotte auf der gesamten Weltkugel, eine Maßnahme, die, wenn sie ernst gemeint war und mehr bedeuten sollte als eine Demonstration, kaum gegen Rußland allein gerichtet sein

Digitized by Google

konnte. Wünschenswert bleibt es, daß englischerseits alle Maßnahmen vermieden werden, die unmittelbar oder in ihren weitern Folgen den Effekt haben, als sei England im Interesse Japans Rußland in den Arm gefallen. Dies würde mit jeder unnötigen Vermehrung der großen Schwierigkeiten, mit denen die Ausreise der baltischen Flotte ohnehin verknüpft ist, der Fall sein. Die auf Seiten der Japaner stehende öffentliche Meinung Englands hat die Ausfahrt dieser Flotte ohnehin als nicht im englischen Interesse liegend angesehen, und es ist begreiflich, daß sie dem Zwischenfall den Charakter eines ernsten Mißverständnisses zwischen beiden Nationen, eines untoward evenement, beigelegt wissen wollte. Dem gegenüber ist die englische Regierung mit einer bei ihrer schwachen parlamentarischen Stellung doppelt anerkennenswerten Geschicklichkeit verfahren.

Wir Deutschen mögen aus diesem Vorgange ein neues Argument für die bittere Notwendigkeit entnehmen, zur See stark zu sein, damit wir auch unvorhergesehenen Ereignissen gegenüber die wohl bewehrten Hüter unsrer Interessen bleiben können. Was es bedeutet, wenn ein großer Staat an irgend einer schwachen Stelle nicht für hinreichende Sicherheit sorgt, zeigt uns Südwestafrika. Nach zwanzig Jahren deutscher Herrschaft haben wir von der See her noch immer keinen genügenden Zugang; die zur Verstärkung bestimmten und dringend notwendigen Transporte müssen wochenlang in der Heimat zurückgehalten werden, weil sie auf unsrer südwestafrikanischen Küste nicht landen können, ebenso ist die Bewegung im Innern auf das denkbarste erschwert, weil wir weder Bahnen noch auch nur Straßen gebaut haben. Jetzt müssen die zwanzigjährigen Versäumnisse binnen zwei Jahren mit großen Opfern nachgeholt werden, Opfern nicht nur an Geld, sondern auch an Menschen, ganz abgesehen von der Zerstörung der ersten Ergebnisse einer langwierigen und mühevollen Pionierarbeit. Der Tod der wackern Männer, die den Hottentotten erlegen sind, kann nicht genug beklagt werden, aber die zwingende Veranlassung, nun endlich mit der falschen Behandlung der Eingebornen tabula rasa zu machen, sollen die aufrührerischen Stämme nicht umsonst geboten haben.

Die große Enttäuschung und die blutige Lehre, die wir in Südwestafrika erfahren, werden hoffentlich nicht nur für unsre gesamte Kolonialpolitik nicht verloren sein, sondern uns auch für das in unsern deutschen Grenzmarken inne zu haltende Verfahren von Nutzen sein. Die größte Gefahr für uns Deutsche besteht in unsrer Neigung, uns selbst Weihrauch zu streuen. In den Ostmarken ist das in ganz ausgesprochnem Maße der Fall. Wir erschöpfen uns in Festreden und Posaunenblasen, anstatt in stiller und geräuschloser Arbeit entschlossen zu handeln. Weniger Ankündigung an das Polentum, daß und wie wir es bekämpfen wollen, aber mehr wirkliche Bekämpfung nach einheitlichem, wohl durchdachtem Plan, woran alle Verwaltungsressorts gleichmäßig und geschlossen mitwirken. Die unaufhörlichen Ankündigungen zeigen der polnischen Agitation nur vorzeitig die Stellen, wo sie für Verstärkung zu sorgen hat.

Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grade für die Westmark, für Elsaß-Lothringen. Dem Beschluß des dortigen Landesausschusses auf „bundesstaatliche Gleichstellung" hat eine Anzahl meist demokratischer Blätter zugestimmt, die zum Teil von den Verhältnissen in Elsaß-Lothringen, ja sogar von den Grundlagen seiner Verfassung nicht die geringste Kenntnis haben. Alle Register der deutschen Phraseologie werden aufgezogen — um die Stellung Deutschlands an seiner gefährdetsten Stelle zu schwächen, denn jede Schwächung der Reichsgewalt in Elsaß-Lothringen ist eine Schwächung unsrer dortigen Stellung überhaupt. Auf den politischen Kleinkram, wie er von elsaß-lothringischen Kirchturmspolitikern angestrebt wird, darf und kann sich das Reich nicht einlassen, wir haben dort nicht politische Lustgärten anzulegen, sondern ein Glacis zu verteidigen. Gewiß ist auch heute noch der alte bismarckische Grundsatz giltig, daß man die Elsaß-Lothringer zunächst zu Partikularisten machen muß, um dann aus ihnen gute Deutsche

Digitized by Google

zu erziehn. Aber die partikularistische Arbeit ist seit dreißig Jahren im Gange, die jetzigen Anträge sind ihre Frucht. Ist der erste Teil der Arbeit in der bisherigen Staatsform geglückt, so wird diese auch für den zweiten Teil ausreichend sein: für die feste Verankerung des Zugehörigkeitsgefühls zu Deutschland, für ein starkes National- und Reichsgefühl zwischen Rhein und Vogesen. Das werden wir nicht dadurch erreichen, daß wir den dortigen Institutionen noch mehr den Charakter eines Duodezstaates verleihen, unter Ausschaltung der Reichsorgane und der Reichsgewalt, sondern im Gegenteil durch eine engere Verbindung mit dieser. Als König Wilhelm am Abend des 15. Juli 1870 von Ems in seine patriotisch hoch erregte Hauptstadt heimkehrte, fiel in einer Gruppe von drei jungen Leuten die Bemerkung, es sei auffällig, daß Berlin so wenig geflaggt habe. Ein andrer erwiderte: Wir sollten eine Fahne machen mit der Inschrift: Elsaß und Lothringen müssen die Morgengabe des deutschen Kaisers sein. Der Gedanke ist auch heute noch richtig. Wie einst Schleswig-Holstein und die deutsche Flotte unzertrennlich von der deutschen Einheitsidee waren, so hängt Elsaß und Lothringen an der Kaiserwürde und Kaiserkrone. Das „Reichsland" war schon im September 1870, nach Sedan, in feste Absicht genommen, als Präsident Delbrück in München zu erklären hatte, daß Preußen nichts für sich begehre, und damit einen dicken Strich durch die bayrischen Vergrößerungswünsche zog. Dann kam in den siebziger und den achtziger Jahren die Idee der Vereinigung des Landes mit Baden unter Erhebung Badens zum Königreiche. Das Projekt gilt als Roggenbachsche Arbeit, Bismarck erklärte es für eine Absurdität. Niemand hat sich entrüsteter über die Idee ausgesprochen als der damalige Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich, der an der Westgrenze keine andre Macht gelten lassen wollte als die Reichsmacht, und einer neuen Krone auch seinem von ihm so aufrichtig geschätzten Schwager gegenüber jede Daseinsberechtigung absprach. Elsaß-Lothringen ist gemeinsamer Besitz des Reichs und soll das bleiben, kein deutscher Bundesstaat dürfte geneigt sein, sein ideelles Mitbesitzrecht aufzugeben; die Versailler Abmachungen mit Bayern beruhn auf dieser Grundlage.

Was geändert werden könnte, wäre vielleicht die Stellung des Kaisers zum Lande, deren Form keine logisch durchgebildete ist. Nach dem Gesetz vom 4. Juli 1879 „übt der Kaiser die landesherrliche Gewalt in Elsaß-Lothringen aus." Da die Kaiserwürde erblich ist, ist demnach auch die Ausübung der landesherrlichen Gewalt eine erbliche. Trotzdem ist das Verhältnis des Kaisers zum Lande nicht das eines erblichen Landesherrn im Sinne des deutschen Staatsrechts, sondern der Kaiser ist gewissermaßen dort nur der erbliche Statthalter des Reichs, in dessen Namen er regiert. Aus Straßburg ist in den letzten Jahren die Idee einer „Erbstatthalterschaft" lanciert worden, die die dem „Bundesstaate Elsaß-Lothringen" fehlende Souveränität ersetzen soll. Der Erbstatthalter als Neuschöpfung hat keinen Sinn, Erbstatthalter ist der Kaiser selbst, der bei seiner Thronbesteigung dieses Mandat durch Erbgang und Verfassung empfängt. In frühern Jahrhunderten wäre Elsaß-Lothringen so ein Allodium der Kaiserkrone gewesen. Jetzt empfängt der Kaiser die Ausübung der landesherrlichen Gewalt gleichsam von sich selbst zum erblichen Lehen. Dieses verfassungsmäßige Recht sollte fortan auch im Titel zum Ausdruck gelangen, und hinter dem Titel des Königs von Preußen der des Landgrafen oder Markgrafen von Elsaß-Lothringen eingefügt werden, mit besondrer Stimme im Bundesrat für elsaß-lothringische Angelegenheiten, soweit es sich nicht um Verfassungsfragen handelt. Damit gelangte nicht nur die Stellung des Kaisers zum Lande, sondern auch die heutige und einzig mögliche staatsrechtliche Form zum vollen logischen Ausdruck, namentlich aber bliebe der Gedanke des gemeinsamen Besitzes neben der erblichen, am Kaisertitel haftenden Landgrafschaft unberührt. Daneben würde vielleicht die Frage eines Beitrags zur Kaiserlichen Zivilliste auftauchen. Bekanntlich bezieht der Kaiser vom Reiche keinen Pfennig. Als eine Art Ersatz hat der Reichstag seinerzeit die Erbauung der Jacht „Hohen-

Digitized by Google

zollern" und ihre dauernde Indienfthaltung angefehen, bei Repräfentationsreifen im Auslande gehn gewiffe Koften für Gefchenke ufw. auf den Etat des Auswärtigen Amtes über; in allem übrigen beftreitet der König von Preußen den gefamten Aufwand des deutfchen Kaifers. Sollte Elfaß-Lothringen fpäter feine „bundesftaatliche Gleichberechtigung" durch einen angemeffenen Beitrag zur Kaiferlichen Zivilliffe erhärten wollen, fo könnte der Gehalt des Statthalters auf diefe übergehn. Der jetzigen „Souveränitätsbewegung" in Elfaß-Lothringen liegt wefentlich ein „Los von Berlin" zugrunde, deffen Entftehung bis weit in die Moellerfchen Zeiten zurückreicht. Die Antwort des Reiches kann nur lauten: „Nicht los von Berlin, fondern enger verbunden mit Berlin, enger verbunden mit der Kaiferkrone."

S

Ruffifche Zuftände. Trotzdem daß die ruffifche Regierung ihr Land vom Auslande hermetifch abzufperren bemüht ift und in ihrem Machtbereich jede ihr unbequeme Preßäußerung unterdrückt, ift uns kein fremdes Land fo bekannt und verftändlich wie Rußland, weil, wie wir bei einer frühern Gelegenheit bemerkt haben, alle ruffifchen und nichtruffifchen Berichterftatter aller politifchen Parteien im wefentlichen übereinftimmen, und weil die foziale wie die geiftige Struktur des Volks fehr einfach find. Die Hauptzüge des Bildes, das uns alle Schilderer entwerfen, find: der indolente, willensfchwache Volkscharakter, die Aufopferung der wirtfchaftlichen Kraft für die Eroberungspolitik und für das Intereffe der Beamtenfchaft, und alle die Übel, die der Abfolutismus in einem Hundertmillionenvolke von folcher Befchaffenheit erzeugen muß. Die fpeziellen Züge, die in den letzten zehn Jahren hervorgetreten find, brauchen wir nicht auszuführen, da fie allwöchentlich von den Zeitungen befprochen werden. Kein neues Buch über Rußland ändert das Bild, das wir uns von dem Rieſenreiche gemacht haben, und das gilt auch von dem neuften: Vor der Kataftrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den ruffifchen Hauptftädten von Hugo Ganz. (Frankfurt am Main, Rütten & Loening, 1904.) Der Verfaffer hat Rußland im Januar, Februar und März diefes Jahres bereift und die Skizzen, die in diefem Buche zufammengefaßt werden, in verfchiednen Zeitungen veröffentlicht. Sie find nicht ganz sine ira et studio geſchrieben, denn der Verfaffer ift Jude, und mit der Lage und den Schickſalen der ruffifchen Juden befchäftigt er ſich vielfach. Es braucht deswegen nicht alles falfch zu ſein, was er darüber ſagt. Sehr glaublich klingt zum Beiſpiel, daß die polnifche Schlachta und die katholifche Geiftlichkeit die elende polnifche Judenraſſe gezüchtet haben, daß die Juden, die es zu etwas bringen, einer ganz andern Raſſe anzugehören ſcheinen, und daß ſich die Beamtenſchaft mit Händen und Füßen gegen die Aufhebung oder die Milderung der Judengeſetze ſträuben würde, weil die Umgehung dieſer Geſetze, die ſie erlaubt, eine Haupteinnahmequelle für ſie iſt, wie denn überhaupt der Druck des herrſchenden Willkürregiments durch die Beſtechlichkeit der Beamten einigermaßen erträglich gemacht wird. Juden, die zahlen können, ſchreibt Ganz, leben gar nicht ſchlecht. Das intereſſanteſte in ſeinem Buche iſt der Nachweis, daß die geſamte ruſſiſche Intelligenz in der Verurteilung des herrſchenden „Syſtems" und ſeiner damaligen Inkarnation, die Plehwe hieß, einig ſei. Alle ſeine Gewährsmänner, darunter Beamte in den höchſten Stellungen, behauptet er, haben ihm mit wunderbarer Übereinſtimmung genau dasſelbe geſagt. Alle aber, mit alleiniger Ausnahme des Fürſten Uchtomski, haben ihn verpflichtet, ihre Namen zu verſchweigen. Obwohl nach dieſen Schilderungen die Intelligenz größtenteils liberal iſt und es ausnahmslos ſein wird, wenn die jetzige Studentengeneration im Mannesalter ſtehn wird, war doch unter den von Ganz befragten auch ein „im Staatsdienſt ſtehender konſervativer Ariſtokrat," der zu des Beſuchers Verwunderung alles, was dieſem die Oppoſition geſagt hatte, bekräftigte. „Sie wundern ſich, daß ich als konſervativer Staatsdiener ſo ſpreche; aber ich hoffe, Sie werden nicht konſervativ und infam für identiſch halten, und wenn Sie das nicht tun, werden

Digitized by Google

Sie mir nicht zutrauen, daß ich das Regime Plehwe billige.“ Von der Opposition unterscheidet sich der Konservative nur dadurch, daß er das Heil von einem guten und starken Zaren erwartet, da das russische Volk für eine Verfassung nicht reif sei. Dem Charakter des gegenwärtigen Zaren lassen alle Gerechtigkeit widerfahren, aber bei seiner Weichheit vermöge er noch weniger als seine von Charakter ebenfalls untadligen Vorgänger die Mauer zu durchbrechen, mit der ihn die Beamtenschaft umgebe und vom Volke, von der Kenntnis der Wirklichkeit absperre. Die Drohbriefe, die der Zar wie seine Vorgänger so oft in seinem Kabinett, in seinem Schlafzimmer, unter dem Kopfkissen findet, würden von der Polizei hineinpraktiziert, die den Herrscher in wahnsinniger Angst vor Attentaten und vor der Revolution zu erhalten und ihn dadurch von Reformen zurückzuschrecken versuche. Eine Revolution sei nicht zu erwarten; die Intelligenz setze ihre Hoffnung auf die bevorstehende Niederlage im Kriege. Nach einer solchen werde sich der Staatsbankrott nicht länger verschleiern lassen, und werde der Zusammenbruch des herrschenden „Systems“ den Boden für eine Neuordnung freimachen. Der Verfasser ist ein geschickter Feuilletonist und erzählt hübsch. Ein Bankier, der die eben erwähnte Erwartung nicht zu teilen scheint, versichert ihm, daß Rußland auch für die Anleihen, zu denen es der Krieg zwinge, Kredit finden werde, weil es der Börse die höchsten Provisionen zahle, natürlich wie die Zinsen immer nur wieder von neuen Anleihen. Auf die Bemerkung, das könne doch nicht ewig so fortgehn, erwidert der Geldmann: Ewig dauert nichts, aber uns trägts noch. Als Ganz von der unabhängigen Presse spricht, die doch den innern Wert oder Unwert der russischen Anleihescheine aufdecken werde, schneidet der Bankier eine kuriose Grimasse und sagt: „Das ist nicht nett von Ihnen. Ich rede mit Ihnen, wie wenn Sie vom Fach wären, wie ein Augur zum andern. Und wenn wir auf Ihr Metier zu sprechen kommen, da heißen Sie auf einmal Mayer und wissen von nischt? Sie werden mir doch nicht von unabhängiger Presse reden wollen gegen den Druck der haute banque, der russischen und der deutschen Regierung?“

Das Schlußkapitel erzählt einen Besuch bei Tolstoi. Ganz begleitet die letzte der im Hause verbliebnen Töchter des Grafen, Sascha, auf einem ihrer Liebesgänge in die Dorfhäuser. Er findet es mit Recht echt russisch, daß der Heilige und seine Familie gar nicht daran denken, ihre Schützlinge zur Reinlichkeit zu erziehn; sie lassen den Muschik in seinem altehrwürdigen angestammten Schmutz. In den Gesprächen, die der Besucher mit Tolstoi führte, wurden hauptsächlich literarische Gegenstände behandelt. Tolstoi gab u. a. seiner Abneigung gegen Shakespeare, Goethe und Nietzsche und seiner Verehrung für Schiller Ausdruck.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Kupferberg Gold.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 45

Ausgegeben am 10. November 1904

Inhalt:

	Seite
Ein neuer Plan zu gemeinsamer Verwaltung des britischen Weltreichs	295
Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste. Von Ludwig Kemmer in München. (Fortsetzung)	300
Zwei Werke über die Sprache. (Fortsetzung)	312
Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln. Von Karl Dieterich. (Schluß). 4. Vergleiche und Ergebnisse	321
Glückinseln und Träume. Von Friedrich Ratzel. (Fortsetzung). 5. Mein Dorf	326
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling. II	334
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Ein neues Buch über England — Krauskopf — Die böse Sieben — Herr Dr. Moritz de Jonge	343

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Probieren Sie bitte meinen **Kaffee** Pfd. **80** Pfg.

Hamburger Mischung, sehr beliebt, Mischung von goldgelbem Java, Guatemala und Campinas gemahlen mit Ia. Kaffeegewürz, fertig zum Aufguss

Grosse Ersparnis

LUDWIG HACKER, Hamburg 6 A.

Otto Beyer's

Eigenmarke

Hohkönigsburg

M·60.– pro Mille; Originalkiste 300 St·M·18.– franco

CIGARREN-VERSAND Otto Beyer STRASSBURG i/E

Echt Stonsdorfer Bitter

Auf allen größeren Ausstellungen mit goldenen Medaillen ausgezeichnet.

Alle von anderer Seite unter gleichem oder ähnlichem Namen in den Handel gebrachten Fabrikate sind nur ganz minderwertige Nachahmungen, mit denen das Einfache Publikum sich gebraucht wird.

Der **ECHTE** Stonsdorfer ist der **BESTE** aller Bitterliköre. Verlangen Sie daher nur

echt Stonsdorfer Bitter von W. Koerner & Co.

Unser Rezept beruht auf einem streng gewahrten Familiengeheimnis.

W. KOERNER & Co., Cunnersdorf, früher in Stonsdorf

Alleinige Fabrik des echt Stonsdorfer Bitter

Musikinstrumente

für Orchester, Schule u. Haus.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Sommer's Mate

echten Paraguayers

Ein neuer Plan zu gemeinsamer Verwaltung des britischen Weltreichs

England ist gegen seine von Europäern bevölkerten Kolonien mit der erdenklichsten Großherzigkeit verfahren, so wie es überhaupt noch niemals in der Geschichte vorgekommen ist. Nachdem es durch eine verfehlte Gewaltherrschaft den besten Teil Nordamerikas verloren hatte, hat es alles aufgeboten, den Rest durch Liberalität an sich zu fesseln. Es hat zwar die überwiegend von Eingebornen bewohnten Kolonien, wie ganz Indien und die unzivilisierten Teile Afrikas und Australien, unter unmittelbarer Kronverwaltung behalten, den Europäerkolonien jedoch die äußerste Freiheit und Selbstverwaltung gewährt. Die Krone läßt sich nur durch einen Gouverneur vertreten, der regelmäßig seine Ministerien dem Kolonialparlament genehm wählen muß, genau so wie es im Mutterlande die Krone gegenüber dem Unterhause macht. In der Gesetzgebung und in der Besteuerung sind die Kolonien vollkommen frei, sogar in ihrer Handelspolitik, sodaß sich das gegen Schutzzölle so empfindliche England Absperrungsmaßregeln der Kolonien gefallen läßt. Zur Landesverteidigung brauchen die Kolonien nichts beizutragen, wenn sie nicht wollen. Maß, Münze, bürgerliches Recht und oberster Gerichtshof sind zwar gemeinsam, aber nur weil die Kolonien damit einverstanden sind. Nur diplomatischen Verkehr mit dem Auslande würde England wohl nicht dulden, falls die Kolonien einen solchen wünschten; auch die Konsulate sind nur allgemein britisch, die einzelnen Kolonien können keine unterhalten.

Zurzeit sind die separatistischen Strömungen in allen Kolonien so gut wie erloschen. Nur im Westen von Kanada vermutet man ihr gelegentliches Wiederaufleben. Im Osten, im eigentlichen Kanada, herrscht eine äußerst britisch-patriotische Stimmung, die es dahin gebracht hat, daß man der Einfuhr aus England Vorzugszölle eingeräumt hat, ohne eine Gegengabe vom Mutterlande abzuwarten, und obgleich diese immer unwahrscheinlicher geworden ist. Der Westen (Manitoba, Saskatschewan, Assiniboia, Victoria) ist von andern Gefühlen beseelt. Dort ist in den letzten Jahren eine starke Einwanderung geschehen, meist von Amerikanern, die nicht nur ihre republikanischen Ideen mitbringen,

Digitized by Google

sondern auch aus Interessenpolitik eine Gemeinschaft mit der Union anstreben. Jetzt liegt die Zollgrenze störend im Wege, sodaß die Kanadier ihr Getreide und verarbeitetes Holz nicht zollfrei nach den Vereinigten Staaten schaffen können, auch amerikanische Fabrikate, auf die sie wegen der geographischen Lage so sehr angewiesen sind, wegen der kanadischen Schutzzölle hoch verzollen müssen. England ist deshalb wegen Westkanada sehr vorsichtig. In andern Kolonien hat es keine Schwierigkeiten, denn die Burenbevölkerung in Südafrika ist entwaffnet und mutlos.

Das hindert jedoch nicht, daß das Problem der Weltreichsverwaltung als nur unbefriedigend gelöst gilt. Kritische Zeiten in der auswärtigen Politik, namentlich ein Krieg, unter dem die Kolonien vielleicht leiden müssen, können einen Umschlag herbeiführen. England ist auf eine Verteidigung Indiens eingerichtet; ob genügend, das ist die Frage. Es sorgt sich sehr um die Sicherheit des Landes und traut auch seinen farbigen Untertanen nicht durchaus. Es duldet zum Beispiel nicht, daß die nur halb unabhängigen Fürsten Kanonen haben, ja wenn es auch weitaus den größten Teil seiner indischen Truppen aus Farbigen bildet, so nimmt es doch keinen Indier in seine Artillerieregimenter auf. Die Eingebornen sollen gar nicht lernen, mit Geschützen umzugehn. In den Europäerkolonien tritt England ganz anders auf. Von Südafrika, das noch unter den Nachwehen des Kriegs leidet, sehen wir ab; im übrigen aber wird nirgends eine Besatzung unterhalten, die ausreichend wäre oder auch nur den Zweck hätte, die Bevölkerung in Schach zu halten. Alles ist auf die freie Zustimmung der Kolonialbevölkerung zur Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse gebaut. Auch in Neuseeland und in einzelnen der übrigen australischen Kolonien, wo ein kaum anders als sozialdemokratisch zu nennender Radikalismus sehr häufig die Parlamente, die Ministerien und die Gesetzgebung beherrscht (im australischen Bunde ist das sozialdemokratische Ministerium erst vor kurzem zurückgetreten), läßt England die Parteien vollkommen gewähren und zweifelt nicht an ihrem britischen Patriotismus. Auf eine Besatzung sich zu stützen, hält es für überflüssig, auch wohl für wenig erfolgversprechend.

Vor einigen Jahren hat man in verschiednen australischen Häfen Befestigungen angelegt. Man empfand doch ernstliche Besorgnisse vor der Möglichkeit eines Krieges und dem mit ihm verbundnen Erscheinen feindlicher Kreuzer, die den Handel stören und Schiffe wegnehmen, und — wo nur einige Befestigungen als völkerrechtlicher Vorwand vorhanden waren — vor dem Bombardement. Darum vereinbarten Kolonien und Mutterland, daß einige Hauptháfen befestigt werden sollten. Und zwar sollten die Kolonien die Kosten der Bauten und der Erdarbeiten tragen, das Mutterland die der Bewaffnung und der Besatzung. Außerdem wurde ein Vertrag vereinbart, kraft dessen das Mutterland sich verpflichtete, andauernd ein Geschwader von gewisser Stärke in den australischen Gewässern zu unterhalten, zu dessen Kosten die Kolonien einen gewissen Beitrag lieferten. Die Verwendung dieser Seemacht blieb aber allein in den Händen der Regierung zu London. Vor einigen Jahren ging von Südafrika der Anstoß zu einer freiwilligen Unterstützung des Mutterlandes durch Geld von den Kolonien aus. Die Sache kam auch in Gang. Es wurde

Digitized by Google

eine Imperial-Defence-League und eine National-Marine-League gegründet, die in ihren Zielen nicht ganz übereinstimmten. Schließlich sind sie beide wieder eingeschlafen. So sehr man von England aus die Gesinnung rühmte und förderte, so sehr betonte man doch immer wieder, daß es nicht angehe, Leute bezahlen zu lassen, die über die Verwendung des Geldes nicht mitzusprechen hätten. Gegebnenfalls würden sie sich darauf berufen, daß auch sie Beiträge geleistet hätten, und daraufhin diese oder jene Verwendung von Streitkräften oder eine bestimmte Friedens- oder eine bestimmte Kriegspolitik fordern. Das gehe nicht an. Die Entscheidung darüber könne nur an einer einzigen Stelle liegen, nur in der Regierung zu London, die aus dem großbritannischen Parlament hervorgegangen sei.

Damit war natürlich die große Frage nicht wirklich gelöst. Man fühlte immerfort, daß die Streitkräfte eigentlich einem so riesigen Reiche nicht gewachsen seien, daß wohl Mittel dazu in ungleich größerm Maße vorhanden seien, daß es aber schwer sei, aus ihnen einen Organismus zu schaffen. Nun kam die in dem Namen Greater Britain zusammengefaßte wirtschaftliche Bewegung hinzu, die jedoch zum guten Teil ihren Ursprung in Bedenken wegen des politischen Zusammenhalts hatte. Man fürchtete, daß ein Krieg schwere Verwicklungen in dieser Hinsicht bringen könne. Chamberlain, der Hauptverfechter des großbritannischen Zollvereins, ist zu seinem Eifer erst gelangt, als er den Krieg mit den Buren führte und die Abneigung des Auslandes gegen sein Vaterland sah. In einem Kriege tritt an jede Kolonie, falls sie von Feindseligkeiten bedroht wird, zum Beispiel von dem Erscheinen feindlicher Kreuzer in den Häfen oder von dem Einmarsch feindlicher Truppen (zum Beispiel aus den Vereinigten Staaten nach Kanada), die Versuchung heran, sich für unabhängig zu erklären und damit ein neutrales Land zu werden, das dem Kriege fernbleibt; in Kanada mag auch mit der Frage des Anschlusses an die Union zu rechnen sein. Dem soll nach Chamberlains Plan auch durch die auszubildende wirtschaftliche Gemeinsamkeit vorgebeugt werden. Wenn die Kolonien einen immer intimern Handel mit England unterhalten und den mit dem Auslande darüber zurücktreten lassen, so wird auch ihr „imperialistischer Patriotismus“ steigen. Darum, so möchte es der ehemalige Kolonialminister, sollen sich Mutterland und Kolonien gegenseitig im Handel bevorzugen. Diese sollen von englischen Erzeugnissen niedrigere Zölle erheben als von fremden, und das Mutterland soll von fremden Lebensmitteln und einigen fremden Rohstoffen (zum Beispiel Holz) einen mäßigen Zoll erheben, dieselben Artikel jedoch frei eingehn lassen, wenn sie aus den britischen Kolonien kommen.

Chamberlain kämpft wie ein Löwe für seinen Plan, dieser gilt aber bei seinen Landsleuten, sogar Gesinnungsgenossen, für wenigstens vorläufig undurchführbar. Er hat auch unter den Konservativen ausgesprochne Gegner. Das Ministerium ist gesprengt. Chamberlain trat nach der einen Seite aus, weil Balfour und die meisten Kollegen nicht mitgehn wollten; auf der andern Seite verließen der Herzog von Devonshire, der Handelsminister Ritchie und der Minister für Indien, der Herzog von Hamilton, das Kabinett, weil sie beim Freihandel bleiben und die von Balfour als Kompromiß vorgeschlagnen Kampfzölle nicht

Digitized by Google

gutheißen wollten. Ebenso ist die Partei der liberalen Unionisten gespalten. Die letzten Parlamentswahlen sind ganz überwiegend gegen Chamberlain und auch gegen Balfour ausgefallen. Es ist also wenig Aussicht für den Chamberlainschen Plan zu entdecken.

Unterdessen wird noch immer an der Erhöhung der politischen Einigung des Weltreichs gearbeitet, einerlei ob der frühere Kolonialminister nun schließlich seine Landsleute für sich gewinne oder nicht. Für eine solche Einigung sind auch viele Leute, die von dem großbritannischen Zollverein nichts wissen wollen. Besondres Interesse verdient ein Plan, den dieser Tage der Völkerrechtsgelehrte Sir Frederick Pollock im Namen einer Anzahl ungenannter „Personen, die in heimischen Angelegenheiten zu verschiednen Parteien gehören, aber darin übereinstimmen, daß sie die Einheit und die Wohlfahrt des britischen Weltreichs als eine über den Parteien stehende Angelegenheit ansehen," durch die Times der Öffentlichkeit übergeben hat. Der Verfasser betont, daß die Herstellung einer Imperial federation im strengen Sinne, auf Grund einer Bundesverfassung, wie sie die Vereinigten Staaten, die Dominion of Canada und der Commonwealth of Australia haben, sehr populär gewesen sei, jedoch um so mehr als chimärisch erschienen sei, je mehr man sich mit ihm beschäftigt habe. Weder das Parlament des Königreichs noch die Regierungen von Kanada oder Australien würden darauf eingehn wollen. Ein Bundesparlament, das das jetzige in Westminster zu einem bloß englischen herabdrücken solle, könne nicht in Frage kommen. Ebenso sei es unmöglich, in dieses Vertreter der Kolonien aufzunehmen, und desgleichen würden die Kolonien nicht wollen, daß ihre eignen Parlamente austrockneten. „Es bleibt jedoch ein Organ unsrer nationalen Verfassung, das für die Übertragung neuer Funktionen wohl fähig gemacht werden kann. Das ist der »Geheime Rat« (Privy Council), von dem das Kabinett selbst ein informeller Ausschuß ist, und von dem verschiedne Verwaltungszweige des Staats ihre Autorität herleiten, darunter das oberste Appellationsgericht für alle Teile des Reichs, ausgenommen das Mutterland. Es handelt sich nicht um die Schaffung einer neuen Exekutive oder einer Zwangsgewalt. Die Verantwortlichkeit der Minister dem Parlament gegenüber soll nicht vermindert werden, auch soll die Regierung nicht die Gewalt erhalten, in irgend einer Kolonie etwas zu tun, was diese nicht billigt; es handelt sich nur darum, Sicherheit für die Entscheidungen über allgemeine Reichsinteressen zu treffen und diese auf die besten Kenntnisse und Nachrichten zu basieren. Man könnte ein Komitee für Reichsangelegenheiten aus dem Geheimen Rat bilden, das die besten Kenner und Vertreter der Kolonien einschlösse. Oder man könnte auch das Ministerium verstärken, indem man Kolonialminister und andre geeignete Persönlichkeiten delegierte, um dessen Sitzungen (ohne Stimmrecht) beizuwohnen."

„Die gelegentliche Gegenwart solcher Personen im Kabinett würde der sicherste und kürzeste Weg sein, es mit den Meinungen des Reichskomitees bekannt zu machen. Dieses würde Material zu sammeln haben, teils vertrauliches, teils öffentliches, damit es bei den Entscheidungen zur Hand wäre; es würde von den berufensten Männern als neu und maßgebend anerkannt werden können. Damit das Kabinett sofort Gebrauch davon machen könnte, müßte ein Bureau

Digitized by Google

dafür eingerichtet werden, das unter dem leitenden Minister stehn könnte. Dieser müßte natürlich den Vorsitz im Komitee führen. Die kolonialen Mitglieder könnten durch Kabel beständig Fühlung mit ihren Regierungen unterhalten. Die dem Komitee zu überweisenden Fragen würden sein: Handelspolitik, Fremdenpolitik, Handelsflotte, Urheberrecht, Naturalisation, Eherecht usw. (Reichsverteidigung fehlt seltsamerweise). „Die Macht des sogenannten Reichsparlaments (zu Westminster), so sagt Sir Frederick, für das ganze Weltreich Gesetze zu geben, lebt nur noch in der Theorie; praktisch ist sie erstorben. Wenn darum irgend eine Einheit in der Aktion aufrecht erhalten werden soll, so muß man einen Apparat erfinden, um die Selbstregierungskolonien zur Beratung mit der Reichsregierung zusammenzubringen."

Als fremder, unbeteiligter Zuschauer kann man diese Pläne und Erörterungen mit Interesse verfolgen. Auch darf man sein Urteil aussprechen, ohne in den Schein zu verfallen, als wollte man in diese englische Angelegenheit hineinreden. Die Urheber des Gedankens täuschen sich augenscheinlich nicht im geringsten darüber, daß nur eine beratende Mitwirkung in Rede steht, nicht eine beschließende. Ob damit den Kolonien aber gedient ist, darf man bezweifeln. Natürlich geht alles gut, wenn die Entscheidung im Sinne des erteilten Rates fällt. Auch wird man sich in unwichtigen Angelegenheiten leicht darüber trösten, wenn der Rat nicht beachtet ist. Die Feuerprobe hat die Einrichtung zu bestehn, wenn in wichtigen Lebensfragen die betreffende Kolonie oder gar das ganze Imperial Comittee so rät und das britische Ministerium samt dem britischen Parlament anders entscheidet. Alsdann werden die Überstimmten das Gefühl einer Niederlage haben, um so unangenehmer, je feierlicher sie zur Mitberatung berufen worden waren. Gerade wenn ihnen ein förmliches Organ gegeben wird, ihre Wünsche und Ansichten geltend zu machen, und wenn das Mutterland ein so großes Gewicht auf die Heranziehung der Kolonien zur Mitberatung legt, wird die Nichtberücksichtigung als eine schwere Niederlage empfunden werden. Mit dem Unterliegen einer parlamentarischen Minderheit kann man das nicht vergleichen. Denn hier haben die Kolonialen gar kein Stimmrecht, also auch nicht die Hoffnung, daß sich das Glücksrad einst anders drehe. Die Kolonialen haben über englische Angelegenheiten gar nicht mitzustimmen, was man ja, wenn sie ein solches Recht hätten, als ein Äquivalent für das Stimmrecht des Mutterlandes in ihren Angelegenheiten ansehen könnte. Nein, sie haben in englischen und Reichsangelegenheiten nichts, die englische Regierung und das englische Parlament in allem, was sie als Reichsangelegenheit ansehen, alles zu sagen. In Frankreich haben die Kolonien Sitz und Stimme in der Kammer, in England nicht, und die neue Einrichtung soll es ihnen auch nicht schaffen. Die Kolonien haben also nur Rat zu geben; Gewalt haben sie nur in ihrer Selbstverwaltung, hier allerdings vollkommen. Alles geht gut, wenn man derselben Meinung ist, die Schwierigkeiten kommen nur, wenn die Interessen schwer vereinbar sind.

Weshalb man so großes Gewicht auf den Geheimen Rat legt, ist schwer zu erkennen, es sei denn, daß die Engländer große Abneigung gegen völlige Neubildungen haben, aber immer froh sind, wenn sie an vorhandne Schöpfungen

Digitized by Google

anknüpfen können. Der Geheime Rat besteht aus etwa zweihundert Personen, ehemaligen Ministern, Lords, Prinzen, Bischöfen, Politikern beider Parteien, Kapazitäten und feierlichen Nullen. Er wird nie berufen, wenigstens nie zu einer politischen Handlung. Er ist nur eine Gruppe von Personen, kein Organismus. Daß gerade er die richtige Körperschaft wäre, den Reichsrat, das Imperial Comittee, zu wählen, ist durch nichts verbürgt. Der vom englischen Ministerium beratne König ernennt die Mitglieder, das Ministerium hat also jede Entscheidung in der Hand. Weshalb also der Umweg gemacht werden soll, den Geheimen Rat um koloniale Mitglieder zu verstärken und dann durch ihn die Wahl vornehmen zu lassen, ist für den Ausländer schwer erkennbar. Jedoch: die Times behandelt den Gedanken ja als ein Geschenk vom Himmel zur Lösung der wichtigen Frage der Verstärkung der Reichseinheit. Warten wir also ab, was sich daraus weiter entfaltet.

Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste

Von Ludwig Kemmer in München

(Fortsetzung)

Der stille Kampf der preußischen Regierung gegen das ostfriesische Strandrecht und der laute Protest der Insulaner gegen die Verletzung ihrer Rechte dauerten bis zur Franzosenzeit.

Während der Zugehörigkeit des Landes zu Holland und Frankreich waren die Strandangelegenheiten Gegenstand eines Kompetenzstreits zwischen der Douane und der Marine. Am Strande herrschte infolgedessen Anarchie. Vom Jahre 1810 an wurden die Strandvögte im „Departement der Ostems“ als Maires auf den Inseln verwandt. Sie mußten die Abgaben eintreiben, wurden von den Franzosen ausgenutzt und erhielten erst wieder Bezahlung, als die Preußen auf kurze Zeit wieder Herren des Landes wurden. Der Stranddiebstahl, der nach einem Berichte des Landbaumeisters M. Franzius kurz nach dem Beginne der holländischen Herrschaft von einigen Festlandbauern in gedeckten Schiffen ausgeübt wurde, mag damals, soweit ihn nicht die Kontinentalsperre verhinderte, üppig geblüht haben. Die zweite preußische und die hannoversche Regierung stellten die Ordnung wieder her. Aber noch im Jahre 1841 wurden die Berger durch Strandgutanteile für ihre Mühe entschädigt und auf eine Eingabe des Pfarrers von Juist hin der Kirche, dem Prediger, dem Vogte und den Armen auf Juist je zwei „Strandportionen,“ die ihnen nach dem Reskripte der ostfriesischen Kriegs- und Domänenkammer vom 13. Juni 1771 zustanden, wieder zugewiesen. Das Reskript bezog sich auf die sogenannten Kleinigkeiten. In dem Schreiben des Pfarrers von Juist wurden je zwei Strandportionen für die Kirche und die

Digitized by Google

Armen beansprucht. Die Forderung erstreckte sich auf zwei Strandgutanteile und zwei Portionen der Kleinigkeiten. Eine ausdrückliche Beschränkung der Strandportionen auf die sogenannten Kleinigkeiten enthält der Bescheid der Landdrostei nicht. Auch mit dem von dem Pfarrer gestellten Antrage, daß zwei in einem Hause wohnenden Familien, die zwei Berger gestellt hätten, auch zwei Strandportionen zugewiesen werden sollten, erklärte sich die Behörde auf Grund der Strandordnung vom 29. August 1711 einverstanden.

Wo das Gotteshaus mit Strandgut gebaut war, und Strandgut dem Prediger sein ärmliches Haus wärmte, gedieh natürlich die Sage vom Strandsegen, mochte sie nun in einem vereinzelten Ereignisse in der dunkeln Tiefe der heimischen Geschichte wurzeln oder durch ein Samenwort aus der Ferne von Wandervögeln eingeschleppt worden sein.

Zuerst erwähnt ihrer der Pastor Gerhard Christoph Vechtmann, der von 1753 bis 1765 auf Juist im Amte war. Nach dem, was der Amtsverwalter Damm von Vechtmanns Versuche, den pflichtvergessenen Vogt Oltman Dircks zur Rettung eines Schiffers in Seenot zu bewegen, erzählt, war dieser Pastor ein guter Hirte seiner Inselgemeinde. Das Bild des ostfriesischen Strandes, das die Akten ergeben, ist düster genug, Versuche, das Strandrecht zu beschönigen, fand ich darin nicht, man darf also wohl dem freundlichen Lichte trauen, das gerade aus jener leidvollen Strandszene auf die Insulaner fällt. Es wird erzählt, daß sie mit ihrem Pastor den Vogt zu einem Rettungsversuche zu bewegen suchten, sich für das dazu nötige Pferd verbürgten, und daß ein herzhafter Mann aus ihrer Mitte den Ritt durch die Brandung wagen wollte.

Auch Vechtmanns Haus war mit Strandgut gebaut, er hatte in den zwölf Jahren seiner Tätigkeit auf Juist den mit dem Hunger nach Brot nah verwandten Hunger der Insulaner nach Strandgut kennen gelernt. Was er als Pastor von Werdum 1784 in den Ostfriesischen Mannigfaltigkeiten von dem Gebete um Strandgut schreibt, verdient unbedingten Glauben. Er nennt dort in seinem Aufsatze „Einige Nachrichten Harlingerland betreffend" die Inseln die Vormauern des festen Landes und bemerkt dazu: „In vormaligen Zeiten soll man auf den Inseln öffentlich gebeten haben: daß Gott den Strand segnen wolle. Unberichtete Leute sind in dem Wahn gewesen, als wenn die Insulaner gewünschet, daß an ihren Inseln sein viele Schiffbrüche geschehen mögten, welcher unmenschlicher und unchristlicher Wunsch doch wol nicht bey irgend einem aufgestiegen. Denn zu geschweigen, daß die Bergungen der verunglückten Menschen und Güter, zumal auf den westlichen Inseln, oft mit der größten Lebensgefahr verbunden, die guten Insulaner auch nur das wenigste davon krigen; so ist der Sinn des Wunsches, den mir ein alter redlicher Einwohner einer Insel erklärte, eigentlich dieser: daß die Vorsicht dadurch angerufen werde, um zu verleihen, daß der Strand, d. i. das zwischen der See und den Dünen oder Sandbergen befindliche Ufer, sich nicht vertiefe, sondern vielmehr sich erhöhe, damit nicht, wenn die See bis an die Dünen gehet, der Fuß derselben abspüle, die Dünen selbst nach, und in die Fluthen stürzen, als dadurch die Inseln und das feste Land in Gefahr kommen —.

Digitized by Google

So wenig es nun ein unchristlicher Wunsch wäre Gott zu bitten, daß er das Watt zumal vor dem Deiche, oder die Berme am Fuße deßelben, nicht wolle abnehmen, oder vertieft werden laßen, sondern vielmehr Erhöhung und Anwachs daselbst befördern: so wenig ist auch in dieser Hinsicht der Wunsch der Insulaner zu tadeln, daß Gott den Strand segnen wolle. In unserm öffentlichen Kirchengebete heißt es ja, daß Gott die Deiche und Dämme des Landes auch angehörige Inseln sich wolle empfohlen seyn laßen." Wenige Jahre nach dieser Veröffentlichung flog die Sage wieder durch das Land.

In einem 1796 zu Aurich erschienenen Buche über OstFrieß- und Harrlingerland erzählt der Königl. Preuß. Kriegeskommissär Johann Conrad Freese im Anschlusse an eine Beschreibung der ostfriesischen Inseln folgendes: „Bevor wir nun die Inseln verlassen, wird man mir hier noch eine kleine Digression erlauben, die zur Rettung des guten Namens der Insulaner und insbesondere auch der Prediger zu machen dienlich erachte. Sie betrift einen denselben gemachten liebloßen Vorwurf wegen eines vormaligen Gebets, welches sie zu Gott gerichtet und darin gebeten haben sollen, daß Gott den Strand segnen wolle. Ich würde davon nichts erwehnen, wenn nicht, in unsern Tagen, Schriftsteller es sich zum Geschäft machten, solches wieder hervorzurufen, und unbekümmert um den wahren Sinn des Gebets, es noch liebloser auszulegen suchten, daß sogar eine kleine gelehrte Streitigkeit darüber entstanden ist.

In Constants curiose Lebensgeschichte und sonderbare Fatalitäten. Von C. F. Salzmann 2ter Theil Leipzig 1792. S. 155. in der Anmerkung, schreibt der Verfasser wegen des Strandrechts, und des Gebets, welches nach seiner Meinung darauf lediglich gerichtet seyn soll: „Das Strandrecht ist ein Recht, welches verschiedene christliche Staaten, die nah dem Meere liegen, haben, die verunglükten Schiffe zu berauben, und diejenigen, die sich ans Ufer retten zu plündern. Es pflegen daher, in solchen Gegenden, die Herren Geistlichen den lieben Gott in ihren Kirchengebeten anzurufen, daß er den Strand segnen, oder, daß er recht viele Schiffe zerschlagen, und ihnen die Güter zur Plünderung zuführen wolle. ꝛc.

Der Regierungsrath und Professor Crome in dem 1sten Stük des 2 Jahrg. des neuen Journals für Staatskunde und Politik. Giessen 1793. S. 51. in der Anmerkung führt bei dem Strandrecht der zur Herrschaft Jever gehörenden Insel Wangeroge an: „Es wurde sonst in den Kirchen von Jeverland, von dem Prediger, für einen gesegneten Strand auf der Insel Wangeroge, öffentlich auf der Kanzel gebeten. Diese barbarische Gewohnheit soll jedoch jezt, wie ich höre, auch in Jeverland abgeschaft seyn, das Strandrecht aber wird noch ausgeübt." Derselbe ist also in der Auslegung des Gebets mit der Salzmannschen völlig einverstanden.

In der allgemeinen LiteraturZeitung vom Monat November 1793. S. 360, führte der Recensent von Constants curioser Lebensgeschichte mit Recht bei der Anmerkung über das Gebet an, „daß der Verfasser sich von seinem Hang, überall physische und moralische Gebrechen aufzufinden, um nur recht viel reformiren zu können, wieder gar zu weit irre führen lassen. Denn ganz gewiß

Digitized by Google

wird in keiner christlichen Kirche mehr, weder an der Nord- noch an der Ostsee so gebetet, und es ist eine grosse Frage, ob nicht die ganze Behauptung, daß jemals in einer christlichen Kirche an den Seeküsten so gebetet worden, unter die geographisch-statistischen Legenden gehöret. —"

Aus einem Misverstande dieser angeführten Worte, ließ Dr. Canzler zu Göttingen in den Reichsanzeiger Nr. 30. d. J. 1794 eine Belehrung für den Recensenten einrükken und sucht zu beweisen, daß derselbe in Irrthum versiere. „Ich habe" dies sind Dr. Canzlers eigne Worte, „selbst noch vor 12 Jahren auf Mönkguth auf der Insel Rügen, den Geistlichen beten hören, daß Gott das liebe Land und nicht minder auch den Strand seegnen möge. Unter dem Seegnen des Strandes versteht man aber nichts weiter, als daß der Himmel den Fischfang, der an der Küste getrieben wird, und welcher vielen Hunderten Nahrung und Verdienst verschaft, einen reichen Seegen verleihen möge." — Zur Unterstüzzung dieser Behauptung beruft sich Dr. Canzler zugleich auf das Journal von und für Deutschland, und bemüht sich darzuthun, daß und wie die irrige Meinung, daß unter dem Strand und dem Gebet für das Seegnen desselben, auch die verunglükten Schiffe und deren am Strande getriebenen Güter (die keinesweges von den Einwohnern geplündert, sondern gegen eine kleine Retribution aufbewahrt würden) entstanden seyn möchte.

Dr. C. beweiset, daß unter Strand, für dessen Segnung an den Küsten gebetet wird, gar nicht die durch die verunglükten Schiffe ans Ufer getriebenen Waaren verstanden würden, und von vernünftigen Leuten in jenen Gegenden wahrscheinlich nie darunter verstanden worden seyn. Er beweiset also eigentlich, daß Salzmanns Behauptung vom Strandsegen, und daß in den Kirchen jener Gegenden gebetet wird, daß recht viele Schiffe zerschlagen, und ihnen die Güter zur Plünderung zugeführt werden möchten, unrichtig; und mithin die Rüge des Recensenten, daß gewiß in keiner christlichen Kirche so gebetet werde, und vielleicht nie so gebetet worden, nicht ungegründet sey.

Darüber hat sich der Recensent sehr gut im Intelligenzblatt der Allgemeinen LiteraturZeitung Num. 53. vom 17 May 1794 S. 423. verantwortet, und zureichend bewiesen, daß er von Dr. Canzler offenbar nur misverstanden worden. Hier im Lande fehlt es an solchen Auslegern ebenwenig, die dem Gebet der Insulaner und der Prediger, aus Misverstand, einen so unchristlichen Sinn unterlegen. Andre verfahren darunter etwas glimpflicher und behaupten, die Meinung bei dem Gebete sey, daß Gott, wenn ja Schiffe und Güter nach seinem weisen Verhängniß zur See verunglükken sollten, sie ihnen alsdenn zur Bergung zuführen, und an ihre Inseln stranden lassen möge. Auch die leztere Auslegung ist zweideutig, und hat immer darnach das Gebet noch einen unchristlichen Wunsch zum Schaden andrer.

Der Ursprung des Gebets ist, wie ich dafür halte, in weit ältere Zeiten und ganz andern Begebenheiten zu suchen. Vormals waren unsre Inseln aneinanderhängend und gränzten nahe an das feste Land. Gewaltige Revolutionen der Erde rissen in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt die Inseln von einander, und die schrecklichen Wasserfluthen veranlaßten, daß das Meer sich immer mehr Oefnungen bohrte, die Inseln weiter vom festen Lande

Digitized by Google

trennte und ihre Ufer oder den Strand wegspülte, auch ganze Inseln nach und nach verschlang, und nichts als den Namen derselben und die Sandbänke, wo sie vormals gelegen, übrig ließ, wie wir selbst noch von den Inseln Bandt und Buyse wissen, die in diesem Jahrhundert vollends weggerissen sind. Bandt war um das Jahr Christi 785 eine ansehnliche Insel und wurde von Karl dem Grossen zum Sprengel des heiligen Ludger geleget, wovon wir noch einen kleinen Teil von einigen Diematen gekannt haben, wie die Abbildung auf der Coldeweyschen Charte zeiget. Die Wasserbaukunst war damals in ihrer Kindheit, und erst spät begann man, wie ich vorhin gezeiget, auf Konservation der Inseln zu denken, und thätig die Hand ans Werk zu legen. Es blieb also bei den oftmaligen zerstörenden Fluthen, bei dem Zerstäuben und Abreissen der Inseln, den guten Insulanern und ihren Predigern nichts anders übrig, als bei dieser traurigen und zerstörenden Lage ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen, und ihn zu bitten, daß er den Strand, das ist das Vorland der Inseln segnen wolle, damit die Fluthen solches nicht wegnehmen und ihre Inseln gar vertilget werden möchten. Unter Strand, litus, wird nichts anders als das Vorland, Gestade oder Ufer des Meers verstanden, und es ist daher, meiner Meinung nach, eine sehr erzwungene gewaltsame Auslegung, wenn man darunter einen Schifbruch verstehen will. Sobald ein Schif, Waaren oder Menschen, auf den Strand getrieben wird, so sagt man, sie sind gestrandet, oder auf das Vorland gerathen, und alles, was sich darauf durch Sturm und die Gewalt der Wogen werfen lassen muß, wird nomine collectivo eine Strandung genannt. Daher sagt man: das ist eine reiche Strandung, die bei der Insel vorgefallen, oder: in diesem Jahre sind keine Strandungen vorgekommen, daher auch die Rubrik in den vormaligen Fürstlichen und jezzigen Hauptrechnungen der Landesherrlichen Kasse: Einnahme von Strandungen nicht vom Strand. Wenn also die Prediger und Insulaner Gott um viele Schifbrüche an ihren Küsten hätten bitten wollen, so hätten sie auf reichen Segen der Strandungen antragen müssen, weil der liebe Gott durch Zweideutigkeiten nicht angerufen seyn will, sondern ein jeder so beten soll, wie es ihm ums Herz ist, und seine Lage es erfordert. So gut man also dem vormaligen Gebet der Insulaner, daß Gott den Strand segnen wolle, den bösen Sinn, daß sie darunter viele Schifbrüche und Güter zur Plünderung verstehen, unterzuschieben sich nicht entsiehet, eben so gut läßt sich, wenn man gar nicht auf die Entstehung und den Ursprung des Gebets zurückgehen, sondern blos bei den Worten stehen bleiben will, die Erklärung davon machen, daß Gott den Strand segnen, und keine Schiffe darauf verunglükken oder scheitern, vielmehr jeden Schiffahrenden seine Hülfe zu Teil werden lassen wolle. Man ist wenigstens zu dieser Erklärung eben so gut, als wie zu jener berechtiget, wenn man das menschliche Elend nicht immer durch Vergrösserungsgläser, und seine christlichen Nebenmenschen von der liebloseſten Seite ansehen will. Daß aber das Gebet seine Entstehung jenen traurigen Wasserfluthen und hülflosen Zeiten zu verdanken habe, hat der zwölf Jahre auf der Insel Juist gestandene Prediger Vechtmann, in seinen vortreflichen Nachrichten Harrlingerland betreffend, dargethan." Er führt dann Vechtmanns schon oben

Digitized by Google

mitgeteilte Deutung des Strandsegens an und schließt seine Digression mit den Worten: „So ist das Gebet Vernunft und Christenthum angemessen, und so wird es selbst von den Insulanern, wenigstens dem vernünftigen Teil derselben ausgelegt. Warum wollen wir Bewohner des festen Landes denn noch länger fortfahren, ihnen einen so boshaften und unchristlichen Sinn anzudichten?"

Wie das Strandrecht auf der zu der Herrschaft Jever gehörenden Insel Wangeroog gehandhabt wurde, habe ich nicht erfahren können. Daß die auf den übrigen ostfriesischen Inseln geltenden Grundsätze, besonders die Forderung des Strandgutdrittels für die Berger, auch auf Wangeroog in Geltung waren, ist bei dem die politische Trennung der Inseln überragenden Alter jener Grundsätze anzunehmen. Schuback weiß von den Bewohnern Wangeroogs und der benachbarten Inseln zu erzählen, daß sie beim Anblick eines auf ihrem Vorlande mit der See ringenden Schiffes „als uns! als uns!" (alles uns!) riefen. Auch Feltmann erzählt dieses von den Wangeroogern in seiner Apologie des Strandrechts und begründet den Strandguntanteil des Landesherrn mit der Mühe, die der Regierung daraus erwachse, daß sie die Bergearbeit überwachen müsse, „damit die Berger nicht All Use spielen, wie die Wanger-Ooger vor Zeiten, wenn sie ein Schiff stranden sahen." Nach dieser Interjektion des Eigennutzes hieß in Ostfriesland ein Nimmersatt „All use."

Darf man nach dieser Erzählung schließen, so bemaß man auf Wangeroog den Bergelohn und die Rekognition, die zu Schubacks Zeiten noch von den gestrandeten Schiffen gefordert wurden, nicht zum Schaden der Berger. Doch erzählt Schuback, der allerdings überhaupt mild urteilt, rühmend, daß 1736 durch die Milde des Fürsten die Rekognition den Eigentümern eines gestrandeten Schiffes geschenkt wurde, und daß ihm aus der neuern Zeit kein Fall der Einziehung des landesherrlichen Anteils bekannt sei. So viel steht fest, daß auch am Jeverschen Strande und auf Wangeroog der Boden für den Flugsamen der Strandsegensage bereitet war. Und sie faßte auch auf dieser Insel Fuß. Was Regierungsrat Crome 1793 von dem Gebete um Strandsegen auf Wangeroog erzählt, unterscheidet sich nur durch den Mangel des Märchenzeichens „Es soll" von der normalen Formel der Strandsegensage: „Es wurde sonst in den Kirchen von Jeverland, von dem Prediger, für einen gesegneten Strand auf der Insel Wangeroge, öffentlich auf der Kanzel gebeten." Seine Quelle oder seinen Gewährsmann verschweigt auch er. W. Lüpkes kritisiert in seinen Seemannssprüchen Cromes Behauptung scharf: „Diese Angabe, wenigstens die übliche Auslegung des Berichteten, steht auf schwachen Füßen. Wie sollte man in Jeverland dazu gekommen sein, in dem vermeintlichen Sinn für einen gesegneten Strand auf der Insel Wangeroge gebetet zu haben? Etwa, weil man sich mit den Insulanern in den Raub zu theilen gedachte oder im Interesse des landesherrlichen Antheils? Das ist gewiß abzuweisen. Das Gebet könnte wohl nur den Sinn der Fürbitte haben für die in jenen Zeiten so gefährdete Insel, die um so näher lag, als viele frühere Inselbewohner von Wangeroge aufs Festland gezogen waren (vergl. Neu-Wangeroog bei Varel) und Verwandte und Freunde auf der Insel zurückgelassen hatten."

Dieses Urteil wird durch eine Anzahl ehemals an der Nordseeküste üblicher

Digitized by Google

Gebetsformeln, deren Kenntnis ich Herrn Archivrat Dr. Wachter zu Aurich verdanke, kräftig gestützt. In der aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammenden Liturgia Nordana oder Gewöhnliche Formulen des Gottesdienstes in der Stadt Norden finden sich im Ordinari Gebet nach der Predigt die Worte: „Bewahr die Dämm und Teiche dieses Landes und gieb Deinen Segen zu der Viehzucht." Ein aus derselben Zeit stammendes Gebet, „so des Sontags nach den Predigten auf der Kantzell zu verlesen," enthält diese Formel nicht. Dagegen heißt es in einem Gebet für allgemeine Noht und Gefahr, welches an denen Buß- und Bettagen zu gebrauchen, aus derselben Zeit: „Du großer Gott, Du Herr der Heerscharen, dem Wind und Wasser und alle Creaturen gehorsamen, setze durch Dein allmechtiges Wort dem Meere den Sand zum Ufer, laß doch nicht weiter Unsere Teiche und Land mit den tobenden Wellen überschwemmet werden. Erbarme Dich Unser und wende von Uns alles Unheil und übel." Die Gemeinen Kirchen-Gebete im Fürstenthum Ost-Frießland, und denen Herrschafften Esens, Nedesdorff und Wittmund, etc. Aurich, 1739 enthalten in dem Gebete für die drey Stände und gemeine Noth der Christenheit die Worte „so wollestu .. auch zu der Viehnahrung und Schiffahrt Glück und Seegen geben und die Dämme und Teiche des Landes, auch angehörige Insuln, durch Deinen starken Arm bewahren." Diese Worte finden sich auch in dem Gebete für die drey Stände und gemeine Noth der Christenheit im Anhange zum Ostfriesischen Gesangbuche von 1754. Die Generalakte des Auricher Konsistoriums über das allgemeine Kirchengebet von 1744 enthält keine sich auf den Strandsegen beziehenden Angaben.

In der aus dem Jahre 1716 stammenden, „nach dem vorigen Exemplar de Anno 1631 gedruckten" Kirchen-Ordnung | WJe es in Religions und Glaubens-Sachen mit .... gewöhnlichem Gebet ... in dem Fürstenthum Ost-Frießland | Augspurgischer Confession zugethan | und in den beiden Herrschafften Esens und Wittmund hinführo einmühtiglich gehalten werden sol fand ich ein Gebet Umb die Früchte der Erden und eines Umb ein gnädiges Gewitter, ferner die Bitten „Du wollest den Erdboden segnen | und alle wachsende Früchte für Ungewitter behüten," „daß unser Land sein Gewächse gebe" und „Hilff endlich allen | die deiner Hülffe bedürffen | du starcker Helffer in aller Noth." In dem Gebet für die drey Hauptstände und gemeine Noth der Christenheit findet sich die Stelle: „Dieweil wir auch | o du mildreicher Vater | das liebe tägliche Brodt aus deiner Hand haben müssen | so wollestu alle Früchte der Erden | zur leiblichen Nothdurfft gehörig | mit bequemen Gewitter und fruchtbarer Erwachsung gerahten und gedeyen lassen | auch zu der Vieh-Nahrung und Schiff-Farth Glück und Segen geben | und die Dämme und Teiche des Landes | auch angehörige Insuln | durch deinen starcken Arm bewahren." Am Bet-Tage Exaudi betete man: „Schaffe. | O vielgütiger GOTT | daß unser Land dieses Jahr über sein Gewächs gebe | laß die Auen grünen | und segne den Acker | gib uns deinen Kindern unser tägliches Brodt | und dem Vieh sein Futter | behüte die edlen Früchte der Erden für Hagel | Frost und Ungewitter | für Wasser-Fluthen und bösen Thieren | für Mißwachs und für aller Verderbung."

Digitized by Google

Die beiden ebenfalls in der ostfriesischen Kirchenordnung enthaltnen Gebete „GOTT gib Fried in deinem Lande. Glück und Heyl zu allem Stande“ und „Leit uns mit deiner rechten Hand | Und segne unser Stadt und Land“ verraten eine Freude am Reime, die leicht die Bildung einer Variation wie „Und segne unser Land und Strand“ veranlaßt haben kann.

Die Bremische Kirchenordnung von 1534 und die Oldenburgische von 1573 enthalten keine auf die Verhältnisse der Strandbevölkerung bezüglichen Gebete, die zur Entstehung der Strandsegensage einen wenn auch noch so geringfügigen Anlaß hätten geben können.

4

Tiefer noch als die ostfriesischen Eilande ist durch die Geschichte des Strandrechts und durch die Sage vom Strandsegen die einsame Insel Helgoland verschattet.

Die Strandverhältnisse Helgolands beruhten auf dem dänischen und dem schleswig-holsteinischen Strandrechte. Von der Strandordnung Waldemars des Ersten, die im Jahre 1163 den Eigentümern gestrandeter Schiffe und Güter die freie Wahl der Berger zusicherte und für die Wiedergewinnung der Güter eine Frist von einem Jahr und einem Tag offen erhielt, bis zu Christians des Dritten neun Artikeln vom Jahre 1558, auf denen das dänische Strandrecht der folgenden Jahrhunderte beruhte, zieht sich eine lange Reihe von Verträgen hin, die zwischen Dänemark und den Hansestädten zur Bekämpfung des Strandrechts abgeschlossen wurden. Der Hamburger Publizist Professor Büsch hebt in seiner Darstellung des in den nördlichen Gewässern üblichen insonderheit des Schleswig-Holsteinschen Strandrechts rühmend hervor, daß in diesem Zeitraume „von der Ausübung dieses verhaßten Rechts fast alle Spuren fehlen.“ Diese Zeit der Sicherheit fällt mit der Blütezeit der Hanse zusammen.

Mit Christians des Dritten neun Artikeln wird das Strandrecht an den dänischen Küsten wieder lebendig. Natürlich war diese Wirkung nicht beabsichtigt, die neun Artikel waren so gut gemeint wie die frühern Verfügungen der dänischen Könige, aber einer von ihnen, der zweite, wurde durch seine Unklarheit für die Schiffahrt an der dänischen Küste und für den dänischen Strand verhängnisvoll. Niemand sollte es nach diesem Artikel erlaubt sein, auch dem Amtmann des Königs nicht, von dem Gute der Schiffbrüchigen irgend etwas anzutasten oder zu entfernen, bevor sie es selbst übergäben. Wenn aber die Schiffsleute ihre Habe übergäben und verließen, sodaß sie sich davon schieden und sagten, daß sie nicht durch eigne Kraft und nicht mit fremder Hilfe etwas von ihrer Habe retten könnten, und daß sie dieses auch nicht wollten, dann — nicht eher — sollte ihre Habe als verlassenes Wrackgut betrachtet werden und des Königs Amtmann dieses Gut bergen lassen.

Die hier als normaler Gegensatz zu der Überwachung und der Zurückforderung des gestandeten Guts durch die Eigentümer oder deren Vertreter angenommne Form der Dereliktion (die von der Besatzung eines gestrandeten Schiffes ein „auergenenn vnnde verlopenn [verlaufen]“ und die ausdrückliche, verklausulierte Erklärung voraussetzt, daß sie weder imstande noch willens sind,

Digitized by Google

das Gut mit eigner Kraft oder im Bunde mit fremder zu retten) berücksichtigte den Fall nicht, daß die Ladung eines Schiffes nach dem Tode der Mannschaft geborgen und von dem Eigentümer zurückgefordert werden konnte. Diese Definition ist so künstlich ausgedacht und so unwahrscheinlich, daß wohl nie ein königlicher Amtmann „solck verlatenn Schipbrackenn Gudt" hätte „retten vnde bargen lathen" können. Schlimmer noch als diese Verallgemeinerung eines seltnen, fast ausgeschlossenen Falles ist der Mangel jeglicher Bestimmung, was mit dem „von Koninges wegen" geretteten Gute geschehen solle. War dieses Gut dem Fiskus verfallen oder sollte es für die Eigentümer aufbewahrt werden? Da sich „Wrack Gudt" an andrer Stelle durch die Worte „vnnde dem Könige tho staen schall" erklärt findet und nach einer dritten Stelle der Amtmann angewiesen wird, bemannte Schiffe und begleitete Güter nur dann anzugreifen „edder van des Koninges wegen reddenn vnde bargenn" zu lassen, wenn festgestellt werde, „dat de Lude Sehe-Rouer werenn," neigt Schuback zu der Annahme, daß dieses Retten und Bergen im Namen des Königs eine Umschreibung des Begriffs konfiszieren sei. Die Interpretation dieser Bestimmung durch spätere dänische Strandordnungen und das Unheil, das aus diesem Artikel für den dänischen Strand und seine Opfer erwuchs, gibt ihm Recht. Statt auf den fast ausgeschlossenen Fall der Dereliktion zu warten, den der Artikel voraussetzte, sahen eifrige Beamte und habsüchtige Berger darin, daß die Besatzung das Schiff verließ, um sich zu retten oder um Hilfe zum Bergen der Ladung zu holen, und darin, daß die See das Schiff seiner Besatzung beraubte, indem sie Mann um Mann aus dem Takelwerk riß, eine zum „redden vnde bargenn van des Koninges wegen" berechtigende Dereliktion.

Als Christian der Dritte mit seinen Brüdern Johannes und Adolf die Herzogtümer Schleswig und Holstein teilte, fiel die Insel Helgoland zu dem Anteile Herzog Adolfs. So kam es, daß ein Privilegium, das dieser im Jahre 1559 der einsamen Insel gab, nicht Christians unseliger Artikel den gesetzlichen Strandraub auf das Eiland übertrug.

Dieses Privilegium gab Herzog Adolf den Helgoländern am 6. Juli 1584 auf ihre Bitte „umb Confirmation ihrer vor Alters her habender Gerechtigkeit." Es enthält folgende in der Bezeichnung der Strandgutanteile dunkle Bestimmungen: Wenn ein Schiff strandet, sollen die Berger „das 4te Part" der aus dem Schiffe geborgnen Güter bekommen, „das 3te part" dem Landesherrn aufheben, „2. part" dem Kaufmanne zurückgeben. Ist der Kaufmann nicht bei der Bergung zugegen, so sollen dem Landesherrn „3. part," den Bergern „das 4te part" zufallen. „Wann aber die Güther auf den Strand geborgen werden," wenn es sich um die Bergung strandtriftiger aus einem zerschlagnen Schiffe stammender Güter handelt, sollen die Berger „das 3te parth," der Kaufmann „2. parth," der Landesherr „das übrige" bekommen. Ist der Kaufmann nicht anwesend, so stehn dem Landesherrn „2. Theil," den Bergern „das 3te Theil" zu. „Im Fall auch die Güther in der wilden See geborgen werden, hin über den Strohm," sollen die Berger und der Landesherr je die Hälfte bekommen, „da aber der Kauf-

Digitized by Google

mann käme, und um sein Guth forderen würde, so giebt er gleichfalls den Berge-Leuten die Helfte, und gebühret uns (dem Landesherrn) also der 3te Theil." Ein auf den Strand geratnes Schiff soll von Abgaben frei sein, wenn die Besatzung es „in dreyen Zeiten" (in drei Flutzeiten) wieder abbringt. Für einen gebornen Anker muß der Eigentümer Bergegeld zahlen. Wird das Geräte nicht ausgelöst, so teilen sich der Landesherr und die Berger in seinen Wert.

Die Insulaner dürfen Strandgut, das rasch verdirbt, verkaufen. Den Anteil des Landesherrn haben sie dann in Geld einzusenden. Treiben wertvolle Güter an, so muß dem Landesherrn ein Verzeichnis davon eingesandt und seine Verfügung abgewartet werden. Ich glaube die Anteile an der aus einem gestrandeten Schiffe gebornen Ladung mir so denken zu dürfen, daß der Landesherr und die Berger von diesen Gütern, wenn der Eigentümer anwesend war, je ein Viertel bekamen, während dem Eigentümer zwei Viertel blieben, daß aber, wenn der Eigentümer nicht zugegen war, der Landesherr drei Viertel und die Berger ein Viertel erhielten. Wie aber die Bruchteile der in Gegenwart des Eigentümers gebornen strandtriftigen Güter, „das 3te parth" der Berger, die „2. parth" des Kaufmanns und „das übrige" des Landesherrn ein Ganzes ergeben sollen, ist mir nicht klar, besonders da nach der dieser Teilung gegenübergestellten Repartition des in Abwesenheit des Eigentümers geborgnen Treibguts dem Landesherrn „2. Theil," den Bergern „das 3te Theil" zugesprochen werden und „das übrige" nicht erwähnt wird. Noch dunkler ist die Verteilung der seetriftigen Güter, wenn der Eigentümer durch seine Ansprüche die glatte Teilung unter die Berger und den Landesherrn stört: „er giebt gleichfalls den Berge-Leuten die Helfte, und gebühret uns (dem Landesherrn) also der 3te Theil." Mehr als mein Unvermögen, die Bestimmungen zu deuten, bezeugt ihre Dunkelheit Büschs Urteil, der „die Fälle, in welchen die Berger und der Herzog das mehrere oder das mindere haben sollen, sehr übel auseinandergesetzt" nennt. Soweit die in dieser Strandordnung festgesetzten Teilungen verständlich sind, enthalten sie in dem Ausmaße der Bruchteile keine Härte. Aber durch den Mangel einer Anspruchfrist für den unbekannten Eigentümer der gebornen Güter werden sie hart. Geradezu verhängnisvoll wurde dieses Privilegium jedoch dadurch, daß es ein Schiff und seine Ladung als verlassen und damit als strandfällig bezeichnete, wenn der Kaufmann, also der Eigentümer oder sein Bevollmächtigter, nicht bei dem gestrandeten Schiffe oder dem strandtriftigen Gute war, mochte auch der Führer und die ganze Mannschaft des Schiffes am Leben und bei der Strandung und Bergung zugegen sein. Trotz diesem Mangel, der um so gefährlicher wurde, je mehr unter den Kaufleuten der Brauch, das Schiff zu begleiten, schwand, wurde das Privilegium ohne jede Änderung im Jahre 1587 von Herzog Friedrich dem Ältern und im Jahre 1638 von Herzog Friedrich dem Jüngern bestätigt. Und am 11. April 1695 erneuerte gar König Friedrich der Vierte von Dänemark den Insulanern das Privilegium auf Grund einer Abschrift, „weillen ihnen bey jungsten trübelen Zeiten das Original von Handen kommen."

Digitized by Google

Erst elf Jahre später wurde das Sonderrecht, dessen Bestimmungen den Helgoländern selbst unverständlich geworden zu sein scheinen, von Herzog Christian August in der Constitutio von Heiliger-Länder Strand-Ordnung d. d. Gottorff den 12. September 1706 durch die Bestimmung vereinfacht, daß bei Strandungen an und bei Helgoland, „es mag" das Schiff „auf denen Sandbühnen oder Klippen auf oder über den Strom oder auch in der offenbahren See verunglücken," sowie bei der Bergung see- und strandtriftigen Guts, nach den am Stande des Festlands geltenden Grundsätzen, „wenn lebendige Menschen dabey vorhanden," der Landesherr, die Berger und die Eigentümer jedesmal den dritten Teil des geborgnen Guts erhalten sollten. „Wann aber keine lebendige Menschen bey den angestrandeten oder in See gefundenen Güthern vorhanden," so soll dem Landesherrn auch das Drittel des Eigentümers zufallen, diesem jedoch eine Anspruchfrist von einem Jahre gewährt sein. Was die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes an Geräten innerhalb dreier Flutzeiten bergen kann, gehört ihr, auch das Schiff gilt nicht als strandfällig, wenn sie es in dieser Zeit wieder abbringen. Ihr Privateigentum bleibt den Seeleuten unverkürzt. „Geschütz und Ammunition" fällt dem Landesherrn zu, mit dem Wrack soll es nach alter Gewohnheit gehalten werden, Seetonnen und Anker sollen Jahr und Tag verwahrt und den sich meldenden Eigentümern „gegen ein leidliches Bergelohn" ausgehändigt werden. Dadurch, daß schon die Anwesenheit lebender Menschen bei dem Strandgute nach dieser Konstitution mildernd auf die Handhabung des Strandrechts wirkte, und daß eine Anspruchfrist von einem Jahre den Eigentümern des Strandguts offen gelassen wurde, war ein großer Schritt vorwärts gemacht. Noch weiter entfernte sich die Konstitution von dem alten Privilegium dadurch, daß sie die Helgoländer „den in Noth und Gefahr schwebenden alle Menschen- und mögliche Hülfe zu ihrer Rettung und Salvirung leisten" hieß.

Daran reiht sich eine „Intimation" der dänischen Regierung an die Ober- und Hebungsbeamten in Steinburg, Süderdithmarsen und Pinneberg d. d. Kopenhagen den 29. Juni 1720, die eine gleichmäßige Handhabung des Strandrechts in den Herzogtümern anordnete und als Strandgutanteile je ein Drittel für den König, die Berger und die sich innerhalb Jahresfrist meldenden Eigentümer festsetzte.

Der Abschluß des Fundaments, auf das sich das Strandrecht in den Herzogtümern, auf Helgoland und auf den übrigen nordfriesischen Inseln gründete, war eine am 16. April 1729 gegebne Anweisung zu einer milden Handhabung des Strandrechts in den Herzogtümern. Danach sollte nichts für „würklich gestrandetes Guth" gehalten werden, „als was würklich in der See, oder auf der Elbe von den K. Untertahnen geborgen; oder auch da ein Schiff durch Sturm und Ungewitter auf der See, oder auf dem Elbstrohm verunglücket, von dem Schiffer und seinem Volk gänzlich verlassen; sodann auf Königl. Strand getrieben, und die Güther und Wahren von denen in solcher Gegend wohnenden Untertahnen geborgen, mithin solche von dem Schiffer und seinem Volck gleichsam pro derelictis gehalten worden." Weiter als man im Jahre 1706 vorgeschritten war, ging man mit dieser Verfügung im Jahre 1729

Digitized by Google

zurück. Auf dem dehnbaren Fundamente der neun Artikel Christians des Dritten, des Helgoländer Privilegs und besonders der vorstehenden verunglückten Bestimmung des Begriffs der Dereliktion konnte die Willkür der Berger fest gegründet ins Weite wachsen. Und sie wuchs. Vorhanden war sie schon vor der Verleihung des Helgoländer Sonderrechts, das nur eine Confirmation einer „Gerechtigkeit" ist, die sich die Insulaner „vor Alters her" anmaßten.

Seinen Höhepunkt erreichte der offizielle Strandraub auf Helgoland nach dem Jahre 1729, seit dem die an den Küsten der Herzogtümer gestrandeten Schiffe nicht mehr wirklich derelictae sein mußten, sondern nur gleichsam pro derelictis gehalten zu werden brauchten, um dem Strandrechte zu verfallen.

Das Schlimmste war, daß infolge der unglücklichen, die Habsucht entfesselnden dänischen und schleswig-holsteinischen Strandrechtsbestimmungen ein Gewerbe erkrankte, zu dessen Ausübung die Bewohner der einsamen Insel an dem gefährlichen Wege zur Elbemündung und zum größten Hafen des Festlandes berufen waren. Das falsche Tief und die Norderelbe, die beide ins Watt führen, zu meiden und zwischen den Sänden und Riffen der Elbemündung an Scharhörn und Neuwerk vorbei den schmalen Pfad nach Cuxhaven oder durch das Wirrsal der Sände und Platten der Wesermündung zu finden und nicht zu verlieren, verstanden nur die Helgoländer. Vom höchsten Punkte ihres Eilandes sahen sie nach Schiffen aus, die ihrer Führung bedurften, oder sie kreuzten mit ihren Schniggen, kleinen bedeckten Fischerfahrzeugen, „wol 15 Meilen nach Westen zu" vor den Sänden der beiden Flußmündungen, um weser- oder elbewärts fahrenden Schiffen ihre Hilfe anzubieten. Dabei scheinen sich Mißbräuche eingeschlichen zu haben, denn 1682 setzten die Helgoländer im Einvernehmen mit dem Landvogte fest, daß niemand „ausser der bestimten Zeit als von Gregori biß Jacobi bey nahmhafter Poen auf Lootsen kreutzen" solle, noch früher — 1671 — ein Verbot erfolgt war, „daß abseiten der Piloten bey strenger Ahndung keine unbillige Forderung und Uberſetzung geschweige grobe Begegnung gegen Fremde Schiffers vorzunehmen." Dieses Verbot läßt mehr als Auswüchse des Geschäftsneides vermuten. Noch schlimmere Vorgänge muß man nach einem Dekret Herzog Friedrichs vom Jahre 1649 befürchten, worin bestimmt wird, „daß . . . . wenn durch eines Piloten Nachläßigkeit ein Schif auf gebracht worden, der Pilot seines Amtes zu entſetzen | die aufgebrachte Güter keines wegen für Strand-Güter anzusehen | sondern solche gegen ein billiges Berge-Lohn abzuliefern."

Die schlimmen Schäden, womit nach diesen Verfügungen das Helgoländer Lotsenwesen im siebzehnten Jahrhundert behaftet gewesen zu sein scheint, stellte Büsch an ihm in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tatsächlich fest.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Zwei Werke über die Sprache

(Fortsetzung)

Nun zu dem Erfreulichen! Der erfreulichen Nummer 2 nämlich; was Nummer 1 betrifft, so kann, wer Mauthner plündern will, ein sehr großes und schönes Bukett guter Einfälle zusammensuchen. Mauthner übt seine vernichtende Kritik auch am Materialismus, und hier mit durchschlagendem Erfolg. Er vermag zwar über die längst erledigte Angelegenheit nichts Neues zu sagen, aber es ist doch erfreulich, daß er das richtige Alte seinen Brüdern im Atheismus so grob und offen sagt. Ich kann hier natürlich nicht seine Ausführungen, sondern nur ein paar zusammenfassende Kraftworte wiedergeben. „Der Materialismus hat das gewaltige Verdienst, die theologischen Mauern eingeraunt zu haben. [Das ist nicht ganz richtig; er hat dabei nur geholfen; die Hauptarbeit haben die idealistische Philosophie, die Psychologie und die historische Kritik geleistet.] Dazu gehört ein dicker Schädel, und wirklich ist die Beschränktheit des Materialismus fast ebensogroß wie die seiner Gegner. [Bitte, bedeutend größer!] Als praktischer Lebensgrundsatz ist der Materialismus eine Schlauheit, als Weltanschauung ist er die platte Dummheit. . . . Ich möchte sagen, daß der Materialismus eine vorpsychologische Weltanschauung ist. Und wenn — wie ich glaube — Kants Kritik der reinen Vernunft nicht mehr und nicht weniger ist als die große Tat, die alle Metaphysik und Begriffsphilosophie vom Throne stürzte, um Erkenntnistheorie, das heißt Psychologie an ihre Stelle zu setzen, so sollte der Materialismus nach Kant nicht mehr ernst zu nehmen sein.“ Die Streitigkeiten gewisser Neuscholastiker „um die toten Begriffe des Aristoteles und um die schlechtesten Begriffe von Kant“ erinnern ihn an die Schmerzen, die der Operierte in dem amputierten Beine empfindet; so quäle sich die Menschheit mit den Schmerzen ihrer amputierten Vergangenheit. Unsre philosophierenden Naturforscher trieben es nicht besser; darum sollte man weder Schelling noch Hegel, noch Schopenhauer, noch Nietzsche [noch Haeckel] den großen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts nennen, sondern Darwin, „der die letzte Abstraktion wenigstens aus dem Sprachschatze seiner Gegenwart schöpfte. Wenn aber kleine Gesellen wie Moleschott oder gar Büchner mit den toten Begriffen Atom und Stoff einen neuen Handel beginnen wollen, so war ihr Treiben für die kritische Betrachtung widerwärtig. Nur als Kanonenfutter im Kampfe gegen das Dogma sind solche Rekruten zu brauchen.“ Auch dazu nicht einmal. Den Glauben an das Dogma können sie wohl verärgerten Proletariern und gelehrt scheinen wollenden oder ohne Gewissensbisse genießen wollenden Halbgebildeten rauben, aber zur wissenschaftlichen Kritik der Dogmen haben sie keinerlei Beiträge geliefert. Vom letzten Stofflötzchen hat Lotze die Atome durch eine einfache

Digitized by Google

mathematische Erwägung befreit, und in neuerer Zeit hat Eduard von Hartmann die Sache noch einmal sehr gründlich besorgt; Mauthner macht sich also überflüssige Mühe, wenn er sich seitenlang gegen den Stoff ereifert. Freilich mißbilligt er die Atomistik selbst, vermag aber keine neue Hypothese, kein neues Mittel, die physikalischen Vorgänge einigermaßen vorstellbar zu machen, zu finden.

Sehr gut kritisiert Mauthner den Begriff der Evolution. Wenn man sagt, die neue Art gehe aus der alten hervor, wie aus der Knospe die Blume, so ist das eine Metapher, ein Bild. Die alte Philosophie hat sich vorgestellt, daß sich die Dinge aus Gott herausgewickelt haben, in dem sie eingewickelt lagen. „Mit dieser Vorstellung hat Darwin nichts mehr zu tun. Er findet aber das Wort Evolution vor als eine verblaßte Metapher, läßt das Bildliche fallen und glaubt, und mit ihm glaubt die ganze Welt [oho! nicht einmal die halbe] einen neuen Begriff zu besitzen. Nun wird das Wort »hervorgehn« schon für einen begreiflichen Vorgang gehalten, und Darwin läßt die höhere Art aus der niedern hervorgehn, trotzdem sie nicht in dieser zusammengefaltet lag. Und auch der moralische Begriff des Fortschreitens zum höhern, zum bessern schleicht sich jetzt in das Wort Evolution ein. Darwin selbst ist zu vorsichtig und zu ehrlich, um so metaphysische Begriffe offen zu gebrauchen. Seine ganze Lebensarbeit aber liegt darin — so paradox meine Behauptung auch scheinen mag —, ebenso Moral, Mythologie, oder wie man die Sache nennen mag, auf die Naturgeschichte anzuwenden, wie eigentlich Kant Moral oder Mythologie auf die Erkenntnistheorie angewandt hat. Kant hatte seine abstrakte Moral zu einem Muß für alle denkenden Wesen gemacht und ebenso seine Formen der Welterkenntnis zu einem Muß des Geistes [das hat nicht Kant sondern der Schöpfer gemacht, wenn er es auch natürlich nicht in Kants Worten verkündigt hat]. In ähnlicher Weise verstand es sich für Darwin von selbst — wenn er es auch nirgends ausdrücklich lehrt —, daß der menschliche Geist das Ziel der Entwicklung sei [wie es sich für jeden von selbst versteht, der seine Vernunft nicht in dem Grade zu verleugnen vermag, daß er in allem Ernste an einen ziellos wirbelnden Weltmechanismus glaubt, bei dem die Organismen und zuletzt die Menschen als zufällige Wirkungen zufälliger Ursachen herauskommen]; und als seine Aufgabe sah er es an, die Entwicklung des einfachen Organismus zum Menschengeiste hinauf zu erklären. Scheinbar aus Naturgesetzen, heimlich aus Zweckursachen. Das Protoplasma, die Zelle (oder wie man das Zeug nennen will) mußte sich zum Menschen entwickeln. Darwin sagt nirgends, daß er ein Materialist sei; aber es versteht sich ihm von selbst, eine mechanische Welterklärung zu suchen. Er sagt nirgends, nach welchem Maßstabe das Menschengehirn wertvoller sei als die Lebenskraft der Amöbe; aber es ist ihm selbstverständlich, daß er viel erklärt zu haben glaubt, wenn er die Entwicklung des höhern Organismus aus dem niedern erklärt hat. Das ist ja eben die Inkonsequenz aller materialistischen Theorien, daß sie den Gegensatz von Natur und Geist zwar leugnen, aber keine Sophistik verschmähen, um der Natur den Adel des Geistes zu verleihen; so wie unsre alten Demokraten ewig Gleichheit predigen, selbst aber fürs Leben gern in eine höhere Gesellschaftsklasse aufrücken möchten.“ Sehr gut! Im ersten Bande legt übrigens auch Mauthner den Geist in die Natur,

Digitized by Google

ob von seinem Standpunkt aus konsequent oder inkonsequent, mag dahingestellt bleiben. „Wo ist das Bewußtsein im Stein? Es muß da sein, das Analoge, sonst könnte es nicht im Menschen sein.“ Ganz richtig! Aus nichts wird nichts! Und wenn das Geistige nicht aus dem Stein, wo es schwer genug nachzuweisen sein dürfte, in uns Menschen gekommen ist, muß es von einem Urgeist, von Gott stammen. In der dem dritten Bande entnommnen Stelle, deren Anführung wir soeben unterbrochen haben, fährt er fort: „Darwin war nicht so tölpelhaft wie unser Büchner, der immerwährend rief: ›Es gibt nichts Geistiges, es gibt nur Kraft und Stoff! Seht, wie geistreich ich die Kraft als den Geist des Stoffs hingestellt habe!‹ Darwin ist ein unendlich feinerer Beobachter. Aber auch seine Lehre ließe sich in dem Widerspruch darstellen: Es gibt in der Natur nichts Höheres und nichts Niedrigeres, denn das Höhere entwickelt sich aus dem Niedrigern.“

Also auch die Schlagwörter des Darwinismus: Entwicklung, Anpassung, Vererbung sind nach Mauthner (wie auch nach meiner Ansicht) gleich den Kunstausdrücken der Physik nur Worte, keine Erklärungen; sie bezeichnen Gruppen von Erscheinungen derselben Art. Der Fortschritt der Wissenschaft besteht in der Vermehrung der Kenntnismasse (und in der Verbesserung der Forschungsmethoden), und was die neuere Wissenschaft von der ältern unterscheidet, das ist einzig und allein die genauere (und umfassendere) Beobachtung. Dem Wesen der Dinge (oder, da auch „das Wesen“ für ein nichtiges Wortgespenst erklärt wird, der Natur der Dinge) kommen wir „mit Kathodenstrahlen“ nicht näher. Ich pflege diesen Tatbestand so auszudrücken: Die moderne Wissenschaft deckt neue Kausalreihen auf und verwebt die verschiednen Kausalreihen miteinander. Was im Innern der Dinge vorgeht, wenn sie sich nach der ermittelten gesetzlichen Ordnung verändern, oder wenn eine Erscheinung die andre hervorruft, wie es die angenommnen kleinsten Teilchen anfangen, aufeinander zu wirken, davon haben wir keine Ahnung. Alle sogenannten Erklärungen, mögen sie auch bis in die untermikroskopische Welt des Hypothetischen hinabreichen, sind nichts als Beschreibungen eines wahrgenommnen oder angenommnen äußerlichen Verlaufs und sollen auch nach Kirchhoff gar nichts andres sein. Darin also stimme ich mit Mauthner vollkommen überein. Und nun das Allererfreulichste!

Rittelmeyer preist, wie wir neulich vernommen haben, Nietzsche als den Neubegründer des Theismus, weil er die letzte Konsequenz des Atheismus gezogen und die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens geleugnet, den Glauben an sie als einen Schleichweg zu Gott zurück denunziert und so den Atheismus ad absurdum geführt hat. Mauthner tut dasselbe nicht bloß einmal gelegentlich, sondern wiederholt mit großem Ernst und sehr ausführlich. Das Wort Entwicklung hat ihm einen stark theologischen Beigeschmack. Man spreche von Aufgaben der Organe; „hinter Aufgaben müssen Befehle stecken, also Götter; auch der Darwinismus ist mit den Aufgaben und Göttern nicht ganz fertig geworden. . . . Da haben wir das Wort Gesetz, das von den besten Schriftstellern irrlichtelierend gebraucht wird. Die Gespenster der Ursächlichkeit und Notwendigkeit sind auch für uns noch hieb-, stich- und kugelfest. Das Gespenst der Gesetzmäßigkeit aber verschwindet, sobald wir es fest und furchtlos angeblickt

Digitized by Google

haben." Daß er, wie er wiederholt hervorhebt, an der Notwendigkeit festhält, den Weltzustand des gegenwärtigen Augenblicks mit Notwendigkeit aus dem des letzten vergangnen hervorgehn läßt, ist eine unverantwortliche Inkonsequenz; in einer zufälligen Welt gibt es nichts Notwendiges. Will einer durchaus den Unsinn glauben, eine Blume, ein Bienenvolk, ein wohlgebildeter, gescheiter und guter Mensch könne — sei es auch erst nach Billionen Jahren — aus zufälligen Gruppierungen der Urelemente hervorgegangen sein, so muß sich ein solcher doch jeden Augenblick darauf gefaßt machen, aus Hühnereiern Kröten und Wölfe auskriechen, alle Menschen sich in vorsintflutliche Scheusale verwandeln und die Welt zu einem Chaos von Fratzen werden zu sehen. „Gesetzmäßigkeit ist die jüngste Mythologie, die der Mensch in die Natur hineingelegt hat; es ist der Grundirrtum der modernen Naturwissenschaft, daß sie Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit miteinander verwechselt." Das ist eine ungerechte Anklage; Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit sind eins; wo kein Gesetz waltet, da ist alles Geschehen nicht notwendig, sondern zufällig; wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten. „So wenig die Fallgesetze jemals Einfluß genommen haben auf den Fall eines Körpers, so wenig bekümmern unsre Denkgesetze das Denken. Nur wenn es einen Gott gäbe [sehr richtig!], und wir könnten ihn uns so schulmeisterlich denken, daß er erst die Fallgesetze nicht entdeckt, sondern erfunden und danach das Sonnen- und Sternensystem gebaut hätte [das ist nicht schulmeisterlich, sondern baumeisterlich], nur dann [auch dann nicht] wäre das Fallgesetz oder die Gravitation der Grund des Falls oder der Planetenbahnen." Wenn Mauthner Lotze einmal aufschlägt, wird er sehen, wieweit die Welt der freien Geister, in der er lebt, hinter dem Stande zurückgeblieben ist, den die philosophische Entwicklung vor einem halben Jahrhundert erreicht hatte. Lotze hat klar gemacht, daß Gesetze nichts sind als Regeln des Geschehens, daß sie niemals Ursachen des Geschehens sein können, daß es immer und ausnahmlos eine Kraft ist, die bewirkt, daß etwas geschieht, und daß etwas nach einer bestimmten Regel geschieht, daß es nur eine Kraft gibt, die wir kennen, unsern Willen (von dem wir freilich nicht wissen, wie er es anfängt, zu wirken, mittels des Gehirns und der motorischen Nerven die Muskeln zu spannen), und daß, wenn wir nicht auf jede hypothetische — eine andre ist nicht möglich — Welterklärung verzichten wollen, wir eine wollende Urintelligenz annehmen müssen, die die Dinge nach den von ihr selbst festgestellten Regeln bewegt. Wenn Mauthner bei Erörterung der Keplerschen Gesetze schreibt: „es sind Gesetze, also nach gemeinem Sprachgebrauch die Ursachen der Einzelerscheinungen," so kann er nur den Sprachgebrauch sehr oberflächlich gebildeter Materialisten meinen. Aber er kommt der Wahrheit nahe, wenn er weiter sagt: „Man müßte wirklich die Keplerschen Gesetze wie alle andern Naturgesetze für Polizeiverordnungen eines außerweltlichen Gottes halten, um ernstlich zu behaupten: Der Satz, die Bahnen der Planeten seien Ellipsen, sei die Ursache für die elliptische Bahn unsrer Erde." Vollkommen richtig heißt es weiterhin: „Der Materialismus, der in einseitigem Hasse den Glauben an eine absichtsvolle persönliche Schöpfung zu zerstören sucht, ist geradezu genötigt, die ganze Welt mit der Summe ihrer sogenannten Naturgesetze einen richtigen Zufall zu nennen,

Digitized by Google

einen Fall unter unzähligen andern möglichen Fällen." Nur sieht man nicht, wodurch sich Mauthners Ansicht von der so hart gescholtnen materialistischen unterscheidet, und wie er dazu kommt, in seine Zufallswelt die Notwendigkeit einzuschmuggeln. Freilich geht alles so hübsch ordentlich zu in der Natur, daß Gesetze abgelesen werden konnten, nach denen ein jedes geschieht, aber das muß dem Zufallsgläubigen doch als der sonderbarste aller Zufälle erscheinen und als ein Zustand, der nicht lange dauern, sondern bald dem natürlichen Zustande völliger Gesetzlosigkeit Platz machen wird.

Wir haben gesehen, in welche Verzweiflung Mauthnern seine Sprachkritik versetzt hat; nach dem eben mitgeteilten müssen seine Betrachtungen über die Naturwissenschaft ebenso trostlos enden. Er bekennt denn auch wiederholt, daß Resignation ihr Ergebnis sei. „Es liegt für jeden Kopf, in den die Grundbegriffe der Mechanik und der Biologie hineingegangen sind, klar und sicher da, daß wir den vielgerühmten Kosmos, die Wirklichkeitswelt, durchaus und gründlich begreifen würden, wenn wir auch das kleinste Teilchen, ein Sandkorn oder ein Moosblättchen, durchaus begriffen hätten, daß wir aber die Ursachen der Welt so wenig kennen — wie dieses Sandkorn oder dieses Moosblättchen. Wir wissen alle, daß wir nichts wissen, daß uns das Wesen unsrer Vorstellungsakte ebenso unerkennbar ist wie das Wesen der vorgestellten Dinge, das Ding an sich ebenso unerkennbar wie das Gesetz seiner Wirkung auf unser Gehirn." Hier wäre nur „die Art seiner Wirkung" für „das Gesetz seiner Wirkung" zu setzen, denn Gesetze glaubt ja die Psychophysik gefunden zu haben. Wenn Mauthner einmal zu glauben scheint, die — auch nach ihm unmögliche — Einsicht in die physikalisch-chemischen Gehirnvorgänge würde uns die Einsicht in die Entstehung des Bewußtseins und in die psychischen Vorgänge erschließen, so halte ich das für eine durch Nachlassen der Aufmerksamkeit verschuldete Entgleisung; und wenn er Du Bois-Reymonds Ignorabimus heftig bekämpft, so scheint er das nur einer seiner sprachwissenschaftlichen Schrullen zuliebe zu tun.

Wie ist Mauthner Nihilist geworden? Wagen wir eine Vermutung! Wir haben schon bemerkt, daß er die Beeinflussung der Erkenntnis und des Denkens durch den Willen sehr stark betont. „Der Forscher will nicht überhaupt etwas wissen, wie junge Leute glauben [und die »Voraussetzungslosen« vorgeben]; er will etwas Bestimmtes wissen, er will wissentlich wissen, was er zu wissen glaubt." Genauer: er sucht Beweise für das, wovon er im voraus überzeugt ist; vielleicht die meisten wissenschaftlichen Wahrheiten sind gefunden worden auf der Suche nach Beweisen für eine irrige Meinung. Nach Mauthners Ansicht spielt nun dabei die Sprache eine verhängnisvolle Rolle. „So wie die Ethik aus dem Vorhandensein der Worte gut und böse das Recht schöpft, fast unbekümmert um die wirklichen Taten und Gesinnungen der Menschen ein Idealsystem von Gesetzen des Handelns aufzustellen, und dadurch als eine Logik der Geschichte erscheint, der die wirkliche Geschichte nicht entspricht, so ist auch die Logik fast unbekümmert um die wirklichen psychologischen Vorgänge in unserm Gehirn und will eine Art Moralkodex dessen sein, was man denken darf und nicht denken darf." Unser moderner Nominalist hält natürlich auch gut und böse, wahr und falsch für bloße durch Lufterschütterung erzeugte Tongebilde —

Digitized by Google

flatus vocis, wie es die alten Nominalisten nannten; wir Realisten glauben daß es wirklich Gutes und Böses, Wahrheit und Irrtum gibt, und finden es außerdem falsch, wenn die Ethik eine Logik des Handelns und die Logik eine Ethik des Denkens genannt wird; der Gute kann sehr unlogisch, der Böse sehr logisch handeln, und beim Denken liegt das Unmoralische nicht in den Verstößen gegen die Logik an sich, sondern darin, daß man wissentlich, aus Leidenschaft oder aus schuldbarer Unachtsamkeit dagegen verstößt. Das sagt denn Mauthner bald darauf auch selbst, nur daß er die Schuld leugnet, weil es nach ihm nur ein Müssen, kein Sollen gibt. Moral und Logik, meint er, berühren sich darin, daß das Denken ebenso wie das Handeln durch das Interesse bestimmt wird. Und damit ist gesagt, „daß nicht einmal der allwissende Idealverstand Fehler gegen den Satz vom Widerspruch zu vermeiden imstande wäre; es müßte noch eine Idealmoral, eine engelhafte Selbstlosigkeit hinzukommen, damit schon bei der Begriffsbildung [ein jeder definiert den Staat, die Kirche, den Liberalismus, den Wucher usw., wie es ihm paßt] ein Einfluß des individuellen Interesses ausgeschlossen wäre und so das gemeinsame Wort auch in allen Engelsköpfen (Köpfen ohne Leib, um Schopenhauers hübsches Bild zu gebrauchen) den gleichen Sinn und Inhalt hätte. Nur für solche Engelsköpfe ohne Leib wäre die Logik mit ihren Denkgesetzen eine Wissenschaft; nur daß selbst diese allwissenden Köpfe ohne Leib wohl doch die Engelsgeduld verlieren und sich Arme und Hände wünschen würden, um diese überflüssige Wissenschaft den Erfindern um die Ohren zu schlagen." Nicht so ganz überflüssig; sie dient u. a. dazu, von Zeit zu Zeit den Nichtengeln zu zeigen, daß sie, vom Interesse mißleitet, falsch definieren, urteilen und schließen, und die Predigt der Moral vorzubereiten, die ihnen sagt, daß sie die Pflicht haben, ihre falschen Begriffsbestimmungen und Schlüsse zu korrigieren, und nach der berichtigten Überzeugung zu handeln.

Mauthner ist nun selbst kein Engelskopf ohne Leib, und er hat die Macht sowohl der Worte wie des Interesses am eignen Leibe erfahren. In seiner Jugend hat er ein böhmisches Gymnasium besucht, dessen geistliche Lehrer ebensowenig einen günstigen Eindruck auf ihn machen konnten wie das gläubige Tschechenvolk des Landes. Damit war in seiner Seele die Identität der Vorstellungen: Religion, Pfaffe, Aberglaube, Dummheit, Unkultur gegeben. Dann hat er in Berlin in einem Kreise von Menschen gelebt, für die sich die Identität von Atheismus, Aufklärung, Wissenschaft und Humanität von selbst versteht. Andersgeartete Kreise anhaltend zu beobachten, wird er wenig Gelegenheit gehabt haben. Daraus entstand in seiner radikalen Seele der Drang, dem Atheismus zum Siege zu verhelfen und den Theismus aus seinen letzten Schlupfwinkeln: den eine Teleologie voraussetzenden Kunstausdrücken der modernen Philosophen und Naturforscher zu vertreiben. Zu diesem Zweck mußte die Nichtigkeit dieser Worte und aller Worte aufgedeckt werden, und so wurde er Sprachkritiker. „Erst wenn der Mensch vom Worte ebensowenig will wie vom groben Negerfetisch, erst wenn er interesselos der interesselosen Natur gegenübersteht, erst wenn er mit Spinoza ganz resigniert der taubstummen und fühllosen Notwendigkeit gegenübersteht, erst dann hat er den Fetischismus oder die

Digitized by Google

Religion überwunden.... Die Philosophie kann ohne Sprachkritik, ohne diese letzte, sich selbst zerstörende Tat des Denkens wohl bis zum Atheismus gelangen; vom Religionsbegriff sich befreien kann sie nicht, wie die beiden tiefsinnigen Atheisten Spinoza und Schopenhauer lehren." Auch auf Spinoza machten die Worte deus und natura noch solchen Eindruck, daß er beide Begriffe identifizierte und Natura mit einem großen Anfangsbuchstaben schrieb, weil sie ihm als ein mythologisches Wesen, als eine Person erschien, und Schopenhauer ist Mystiker geblieben; „es geschieht ihm ganz recht, daß er dafür von Spiritisten und andern Okkultisten wie ein Heiliger verehrt wird." So also ist Mauthner Sprachkritiker geworden. Damit soll nicht behauptet werden, daß nicht ein lebhaftes Interesse für die Sprache an sich mitgewirkt hätte; er ist Sprachkünstler und verleiht gelegentlich seiner leidenschaftlichen Liebe zu seiner teuern deutschen Sprache den lebhaftesten Ausdruck. Ohne dieses Interesse, das im Anfange das stärkere gewesen sein mag, ohne Liebe zur Sprache hätte er sie nicht zum Werkzeuge seiner philosophischen Tendenz erwählt, und würde er das Werk, an dem er „dreimal neun" Jahre gearbeitet hat, nicht begonnen haben.

Die Tendenz nun hat ihn genötigt, der Sprache überhaupt und damit auch seiner geliebten deutschen Sprache bitter Unrecht zu tun. Wenn die Sprache nicht ein ganz ausgezeichnetes Verständigungsmittel wäre, würde kein Bahnzug zur rechten Zeit ankommen, und würden auf den Bahnhöfen täglich Hunderte von Menschen gerädert werden. Daß die Sprache den „groben" Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens genügt, leugnet er ja nicht, und aus der Befriedigung dieser groben Bedürfnisse besteht doch eben der größte Teil des Menschenlebens. Auch daß sie hinreicht, Ordnung in unsre wissenschaftlichen Kenntnisse zu bringen, räumt er ein. Was will er nun noch mehr? Wenn zwei Eheleute, die einander nicht mögen, sich nicht verständigen, so sind doch daran die armen Worte nicht schuld; jene *wollen* eben keine Verständigung, und jedes gebraucht die Worte absichtlich dazu, den Sinn der Worte des andern zu verdrehen. Ebensowenig kann die Sprache dafür, daß hundert Kilometer bedrucktes Zeitungspapier zwei feindliche Parteien einander nicht näher bringen. Sich gegenseitig mißverstehen, ist Daseinsbedingung für sie; denn wenn sie sich verständigten, müßten sie ihr Sonderdasein aufgeben, und das wollen sie eben nicht. Aber freilich, zu *der* Erkenntnis, die unsre Naturforscher suchen, und der Mauthner allein den Namen Erkenntnis zueignen möchte, verhilft keine Sprache und kein in Worten verlaufendes Denken! Zwar so weit, wie Mauthner behauptet, geht auch hierin unsre Unwissenheit nicht. „Der Wunsch aller heutigen Naturwissenschaften, jede Wirkung, also jede Wahrnehmung auf periodische Bewegungen zurückzuführen, begegnet sich endlich mit der seit zweihundert Jahren langsam reifenden Überzeugung, daß unsre ganze Erkenntnis subjektiv, daß unsre ganze Sprache ein lustiges Nest von Abstraktionen sei." Wenn ich sage: ich habe Hunger, oder diese Blume, diese Musik ist schön, diese Tat ist edel, diese Staatsverfassung ist vernünftig, so sind das keine Abstraktionen, sondern ich drücke Wahrnehmungen, Empfindungen, Urteile, Zustände meiner Seele für jedermann verständlich und der Wirklichkeit entsprechend aus. Das kann Mauthner selbst nicht leugnen, und

Digitized by Google

er ist einmal nahe daran, die richtige Folgerung daraus zu ziehn. „So viel müssen wir nachgerade gelernt haben, daß uns die gesamte äußere Welt nur aus den Empfindungen unsrer Seele bekannt ist, daß der Stoff oder die Materie, die der Außenwelt zugrunde liegen soll, keine gewissere Hypothese ist als die einer göttlichen Menschenseele, daß also für jeden einzelnen seine Innenwelt das Gewisse, das Unmittelbare ist, seine Außenwelt das Ungewisse, das Mittelbare." Aber hier, nahe am Ziel, wird er sogleich wieder kopfscheu und biegt um. „So paradox es klingen mag, so wäre die Physik die nebelhafte, die Psychologie (das heißt Erkenntnislehre, das heißt Metaphysik) die greifbarste Wissenschaft, wenn ...." Nicht die Wissenschaft vom Geiste ist zuverlässiger und gewisser als die von der Körperwelt — die Astronomie ist die zuverlässigste, die Psychologie die unzuverlässigste Wissenschaft, die Physik steht der ersten, die Physiologie der zweiten nahe —, sondern die Seelen selbst unterscheiden sich so von der materiellen Welt. Die Außenwelt kann eine Illusion sein, aber meine Seele, die eine Außenwelt wahrnimmt oder wahrzunehmen glaubt, ist keine Illusion; ihr Dasein ist mir absolut gewiß. Indem Mauthner statt Seele Psychologie setzt, bahnt er sich den Ausweg zur Rückkehr in seinen Nihilismus: „Die Psychologie aber, die uns so unmittelbar bekannt scheint [als ob es jemals in der Welt einen Menschen gegeben hätte, dem die Psychologie unmittelbar bekannt geschienen hätte!], ist .... ein Wortgebäude, aus Lautzeichen entstanden, mit denen die Nervenbahnen sichs bequem machen wollten."

Der Sinn von Mauthners Skepsis ist: wenn ich nicht Gottes Erkenntnis habe, dann habe ich gar keine. Begreifen kann der Mensch nur, was er machen kann. Wir begreifen jede Maschine, denn jeder kann jede Maschine bauen, wofern er sich nur die dazu nötigen Kenntnisse, Fertigkeiten, Materialien und Werkzeuge verschafft. Gibt es keinen Gott, hat also die Welt ihren Grund in sich selbst, dann hat sie sich selbst gemacht, dann muß sie, soweit sie intelligent ist, sich begreifen können. Nun begreift aber der Mensch weder sich selbst — er erfährt nur seine Zustände — noch einen Grashalm oder ein Mäuschen; er kann also auch nichts dergleichen machen und weiß nur zu wohl, wie wenig er sich selbst in der Gewalt hat. Wird der Atheist dieses Unvermögen seiner Kraft und seiner Einsicht inne, so macht es ihn rasend, denn es widerlegt seinen Glauben, daß er sein eigner Gott sei. Den Theisten macht es nicht elend, wenn er seine Geschöpflichkeit inne wird. Er sagt mit Herbert Spencer: ich habe nur Oberflächenkenntnis, aber diese Oberflächenkenntnis genügt mir; sie befähigt mich hinlänglich, meine irdische Lebensaufgabe, meine Pflicht zu erfüllen. Wie es Gott anfängt, ein Wesen zu schaffen, das fühlt und denkt, das wirkt und leidet und im Wirken wie im Leiden bald glücklich bald unglücklich ist, wie er es anfängt, durch die große Maschinerie hypothetischer Atomschwingungen unser Bewußtsein zu wecken, unsre Seelen mit Bildern zu füllen und uns Stoff und Werkzeuge zum Wirken darzubieten, das wissen wir nicht und werden wir niemals wissen. Aber wir brauchen es auch nicht zu wissen, denn die Seele und ihre materielle Maschinerie sind da, und wir haben nicht nötig, eins von beiden zu schaffen. Völliges Genüge freilich gewährt die dem Menschen zugängliche Erkenntnis nur den gewöhnlichen Seelen. Die faustischen Seelen und

Digitized by Google

die der Heiligen ſtreben darüber hinaus mit einer doppelten Sehnſucht, der Mauthner ſehr ſchöne Worte verliehen hat. Die eine iſt praktiſcher Art: die Sehnſucht nach vollkommnem Glück, zu deren Befriedigung bloße Erkenntnis und wäre es göttliche, nicht hinreicht. „Aus der unveränderlichen [ſagen wir lieber unaustilgbaren] Menſchenreligion heraus iſt der Fortſchritt zum Beſſern, der Zweckbegriff alſo, in die naturgeſchichtliche Evolution hineingekommen. Aus dieſer religiöſen Sehnſucht heraus ſoll der Begriff der Evolution auch noch der Sehnſucht nach einer Zukunft dienen, nach neuem Recht, nach neuer Sitte.“ Und rein theoretiſch iſt auch die Erkenntnis nicht, der die andre Sehnſucht gilt. „Den Dienern am Wort ſind die edeln Pietiſten immer Ketzer geweſen. Der pietiſtiſche Ketzer [oder Myſtiker] drängt mit ſehnſüchtiger Seele über das Wort hinaus nach einer ſprachloſen Verbindung von Seele zu Seele. Etwas von dieſem edeln Pietismus ſteckt verborgen in einer Klage, die oft gegen die Sprache laut geworden iſt, und die nicht mit einer erkenntnistheoretiſchen Sprachkritik verwechſelt werden ſollte. Am ſchärfſten vielleicht iſt dieſe Klage ausgeſprochen in dem bekannten Epigramme Schillers: Warum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen? Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach! ſchon die Seele nicht mehr. Ähnlich iſt die Sehnſucht nach einer unmittelbaren Seelenſprache unzähligemal ausgeſprochen worden.“ Beiderlei Sehnſucht iſt hienieden unſtillbar: die nach allgemeiner Menſchheitsbeglückung und die nach unmittelbarer und reſtloſer Verſtändigung mit andern geliebten Seelen. Eben darum hofft der Chriſt auf die Ergänzung und die Vollendung des irdiſchen Lebens im Jenſeits, und dieſe Hoffnung iſt zwar ein Anſtoß für den Verſtand, aber vernünftig. An Mauthner hat ſich die Vernunft für die Schmähungen gerächt, mit denen er ſie überhäuft. „Der Verſtand iſt wenigſtens ein gefälliger Knecht, die Vernunft iſt ein ſchwatzhaftes altes Weib. Der Verſtand iſt praktiſch. Er ſieht im Herbſt eine reife Birne an einem Zweig, und alle Umſtände laſſen ihn zu dem Schluſſe kommen, ſie werde ſich herunterſchütteln laſſen. Dann kommt aber die Klugſeicherin Vernunft und ſchnattert: Der Baum iſt grün.“ Nein, das ſchnattert die Vernunft nicht, ſie iſt keine Gans, wie ſie weiterhin ausdrücklich genannt wird. Sie ſchwatzt und ſchnattert überhaupt nicht, ſondern — wir halten uns an den gewöhnlichen Sprachgebrauch — ſie ſperrt die Augen und die Ohren auf, ſchaut und — vernimmt. Die Vernunft iſt das Vermögen, alles wahrzunehmen, was zum Denken und zu einer guten Lebensführung gehört. Sie leiſtet dem Menſchen, was den Tieren der Inſtinkt leiſtet. Man darf ſie vielleicht die Geſundheit des Gehirns nennen. Der Verſtand iſt in der Tat ein brauchbarer Knecht, aber eben nur Knecht, und wenn er nicht im Dienſte der Frau Vernunft arbeitet, treibt er Unfug. Der ſcharfſinnige Verſtand ſchmiedet wunderſchöne Schlußketten, aber wenn ihm nicht Vernunft die richtigen Tatſachenhaken zeigt, hängt er ſie in die Luft, und ſie fallen zuſammen, ohne etwas zu tragen. Der ſchlaue Verſtand entwirft tadelloſe Kriegspläne, die manchmal nur den Fehler haben, daß ſie auf falſche Vorausſetzungen gebaut ſind, weil die Vernunft fehlte, die nötig geweſen wäre, die ganze Lage zu durchſchauen und zu überſehen. Der Verſtand bemerkt, wie oft Worte täuſchen oder leere Worte ohne Sinn ſind, und ſchließt daraus vorſchnell, daß Worte überhaupt keine Erkenntnis ver-

Digitized by Google

mitteln. Der vernünftige Goethe läßt seinem Wilhelm Meister in den Freimaurerlehrbrief schreiben: „Worte sind gut, sie sind aber nicht das beste; das beste wird nicht deutlich durch Worte.“*) Dem Verstande ist es etwas leichtes, aus dem Material, das die Tendenz zusammensucht und ihm darbietet, zu beweisen, daß die Welt ein sinnloses Chaos sei. Die Vernunft nimmt die Spuren vernünftigen Waltens im Weltall und im Menschenleben und ihren Zusammenhang wahr, fühlt die Urvernunft heraus und fühlt sich dadurch beglückt; darum sind Skepsis und Atheismus unvernünftig, und ist der Glaube vernünftig.

(Fortsetzung folgt)

Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln

Von Karl Dieterich

(Schluß)

4. Vergleiche und Ergebnisse

Die letzten Betrachtungen haben uns wieder daran erinnert, daß wir in der Türkei sind, daß die türkische Regierung über alle die individuellen Unterschiede im innern Leben dieser Inseln hinweg ihr despotisches Zepter schwingt und dem Kulturbilde, das wir zu zeichnen versucht haben, eine würdige Krone aufsetzt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal dieses Bild in seinen wesentlichen Zügen, so wird das am besten dadurch geschehen können, daß wir uns im Geist auf eine Insel versetzen, die unserm westlichen Kulturkreise näher liegt, deren Zustände aber nach allem, was kundige Beobachter darüber berichten, in einer Fülle von Einzelheiten mit denen unsrer Inseln übereinstimmen, nämlich auf Sizilien. Man glaubt wie in einem Spiegelbilde das ganze Leben und Treiben der kleinasiatischen Inseln vor sich abspielen zu sehen, wenn man zum Beispiel die Schilderungen aus dem sozialen und wirtschaftlichen Elend Siziliens liest, die ein genauer Kenner dieser Insel, Dr. A. Rumpelt, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1902, Nr. 16 und 49) veröffentlicht hat, und die mir gerade zur rechten Zeit wieder zu Gesicht kommen, sodaß wir unsern flüchtigen Skizzen einen festen, zum Teil ergänzenden Hintergrund geben und zugleich manches, was als verhängnisvoller Fehler der griechischen Inselbevölkerung bezeichnet werden mußte, in einem mildern Lichte zeigen können.

Auffallende Parallelen bietet zunächst das Leben in den Städten. Wenn es in Sizilien bis auf etwa zehn, die wirklich diesen Namen verdienen, nur Landstädte gibt, bestehend aus einem Gewirr krummer und schmutziger Gäßchen, die sich um eine Kirche oder einen verfallnen Palast drängen, „wie Bettler um einen reichen Herrn,“ so trifft das auch für unsre Inselstädtchen genau zu. Man weiß hier nie, ob man in einem Dorfe oder in einer Stadt ist. Zu einer wirklich städtischen Kultur fehlt es eben auf beiden Gebieten an einem freien Bürgertum und an Industrie.

*) Goethe hat freilich auch manches Wort geschrieben, das eine der Mauthnerschen ähnliche Geringschätzung der Sprache verrät; eines legt er im ersten Buche der Wanderjahre Jarno in den Mund, als dieser Wilhelm um Unterricht in der Gesteinkunde bittet.

Digitized by Google

Übereinstimmend ist ferner die Form der Siedlungen: ebensowenig wie in Sizilien kennt man im Osten eigentliche Dörfer oder gar Einzelgehöfte; hier wie dort wohnen die Bauern in kompakten Massen zusammen — comuni chiusi (geschlossene Gemeinden) nennt man es in Italien —, und von hier aus bewirtschaften sie die umliegenden Felder. Wenn diese Art von Ansiedlung für Sizilien ihren Grund hat in der von alters her drohenden Gefahr räuberischer Überfälle, so hat es mit den kleinen griechischen Inseln offenbar dieselbe Bewandtnis, zumal da hier die Gefahr der Seeräuberei noch größer war.

Wie die äußere Anlage so bietet auch das innere Treiben einer sizilischen Stadt merkwürdige Analogien zu dem einer inselgriechischen: die wichtigste Signatur ist beiderseits bezeichnet mit den Worten Stagnation, Kastengeist, Parteiwesen. Wenn noch vor zehn Jahren in einer Großgrundbesitzerversammlung von Palermo für die Abschaffung des obligatorischen Schulunterrichts plädiert werden konnte, so hat dieser Vorgang sein Gegenstück in einem ganz ähnlichen auf Kalymnos, von dem wir berichteten, und der allerdings noch weiter zurückliegt. In beiden Fällen war es der Egoismus der besitzenden Klassen, der auf diese Weise die Besitzlosen seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte. Wo so etwas möglich ist, kann man natürlich nicht an geistiges Leben denken. Dieses beschränkt sich denn auch wie in Sizilien so auf den griechisch-türkischen Inseln außer auf das Café mit Vorliebe auf abendliche Zusammenkünfte im Laden des Apothekers und des Friseurs, dessen Kunden es als ihr gutes Recht betrachten, „Abends sich bei dem Gevatter Friseur einzufinden und gratis stundenlang »Licht zu schinden«, wo dann einer der wenigen, die lesen können, die Zeitung aus der Tasche nimmt und den lauschenden Kannegießern das Neuste nicht ohne Pathos vorträgt. . . ." Genau so konnte ich es auf unsern Inseln beobachten. Dabei gehört, wie auch bei uns in frühern Zeiten — man denke an „Hermann und Dorothea" —, der Apotheker zu den Honoratioren des Orts, während der Friseur als Handwerker zu der zweiten Kaste gerechnet wird. In die letzte kommen auf Sizilien die Fischer und die kleinen Händler. Heiraten zwischen diesen drei Klassen sind ausgeschlossen; die Frauen der ersten dürfen den Hut tragen, die der zweiten und der dritten nicht. Ob diese strenge soziale Gliederung auch auf den kleinasiatischen Inseln besteht, habe ich zwar nicht beobachtet, dagegen wurde es mir von den Bewohnern der sehr isolierten Insel Astypaläa versichert. Dort sollen die drei Kasten noch scharf voneinander geschieden sein, wenigstens innerhalb des weiblichen Geschlechts, sodaß sich zum Beispiel eine Frau aus der zweiten und aus der dritten Kaste nicht ebenso kleiden darf wie eine der ersten. Auch ist den Mädchen der ersten und der zweiten Kaste das Arbeiten verboten, wenigstens das für Geld, was als Schande gilt. Man sieht, es ist eine rein patriarchalisch-feudale Gesellschaftsordnung, die den Sizilianern wie den Inselgriechen eigen ist.

Nun kommt aber die wichtigste und folgenschwerste Übereinstimmung, das Parteiwesen. Es ist schon erwähnt worden, daß es in dem Hafenstädtchen der Insel Kalymnos zwei Kaffeehäuser gibt, eins für die Honoratioren und eins für den „Mittelstand." Dazu stimmt nun vorzüglich die Mitteilung Rumpelts, daß jede sizilische Stadt zwei Apotheker ernähre, einen konservativen und einen radikalen — es wird also dort wahrscheinlich nach altbewährten politischen Parteirezepten kuriert anstatt nach den sonst ausreichenden, die auf homöopathisch und allopathisch lauten. Doch das ist nur der etwas ins Komische gezogne Ausdruck einer sehr traurigen Erscheinung: der Spaltung einer Gemeinde in zwei feindliche Heere, deren jedes seinem Führer blindlings folgt, ohne daß jemand ahnt, daß er sich nur zum Werkzeug der ganz persönlichen Interessen seines Führers — besser Verführers — macht. Am heftigsten pflegt auch in Sizilien der Parteikampf zu entbrennen, wenn

Digitized by Google

Bürgermeisterwahlen herannahen. „Da gilt die gute Sache nichts. Das Gemeinwohl tritt ganz in den Hintergrund vor dem persönlichen Interesse.“ In der skrupellosesten Weise wird da jeder nur mögliche Vorteil ausgebeutet, der aber immer nur der gerade herrschenden Partei zugute kommt. Es ist ein Schauspiel wie von zwei Ringkämpfern, von denen bald der eine, bald der andre unten liegt; das Volk steht dabei und brüllt — „ein Schauspiel, aber ach! ein Schauspiel nur.“ Es wird auf Kosten des Lebens gespielt. . . .

Und wie das städtische, so zeigt auch das ländliche Leben manche merkwürdige Übereinstimmungen. Wie dort keinen freien Bürgerstand, so gibt es hier keinen freien Bauernstand. Der Großgrundbesitzer hat ihn, wie in Sizilien, so auf den türkischen Inseln (Kos und Rhodos) vernichtet. Dazu kommt auf beiden Seiten der verderbliche Einfluß des Feudalwesens: in Sizilien unter den Normannen, im Archipel unter den italienischen Kleinfürsten und den Johanniterrittern. Im Grunde sind also die agrarischen Verhältnisse beider Inselgebiete nur die Fortsetzung der römischen Latifundienwirtschaft.*)

Wo diese nicht herrscht, wie in Sizilien in der Gegend von Palermo und in der Provinz Messina, im Archipel auf den sogenannten freien Inseln, da herrscht der Grundsatz der sogenannten mezzadria (Teilpacht), bei den Griechen bezeichnenderweise mit dem lateinischen Namen collegia (κολληγιά) benannt, d. h. der Pächter bestellt die Felder, und der Ernteertrag wird zwischen ihm und dem Besitzer geteilt. Doch geht es aber auch bei dieser scheinbar so gerechten Einrichtung nicht ohne schwere Bedrückungen und Ausnutzung des Pächters durch den Eigentümer ab. Dieses „System“ ist also, wie das lateinische Wort beweist, aus Italien nach Griechenland übertragen worden, offenbar schon in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung, denn es wird schon bei dem Kirchenhistoriker Eusebios so gebraucht. Jedenfalls ist es ein deutliches Zeugnis agrarischer Abhängigkeit Griechenlands von Rom.

Starke Übereinstimmung zeigt sich endlich auch in den landwirtschaftlichen Geräten und ihrer Beschaffenheit. Der sizilische Pflug ist noch genau so primitiv wie der auf den griechischen Inseln gebräuchliche, und beide stellen vielleicht die Urform des Pfluges überhaupt dar: er besteht aus weiter nichts als einem dicken Eisenkolben von einem halben Meter Länge, in den nach der einen Seite die Lenkstange, nach der andern, im stumpfen Winkel dazu, die Zugstange eingefügt ist, auf der das Joch sitzt. Bei sehr steinigem Erdreich wird statt des Pfluges die Hacke bevorzugt, weil diese tiefer dringt. Auch diese Verwendung der Hacke ist schon antik; man denke an den Anfang von Lukians Timon, wo dieser als Tagelöhner die Erde mit der Hacke bearbeitet. Gemeinsam ist ferner Sizilien und dem Archipel der primitive Feldfeuerherd der Hirten, der nur aus drei im rechten Winkel aneinander gelehnten Feldsteinen besteht, gemeinsam auch der Gebrauch der schon beschriebnen Schöpfräder, der Sichel statt der Sense, die ebenfalls ganz primitive Art des Dreschens, wobei die Körner durch die Füße der in der Tenne herumgetriebnen Ochsen ausgetreten werden. Die sizilianischen Schweine endlich — um noch einen übereinstimmenden Punkt aus der Viehzucht zu erwähnen — werden, wie die der griechischen Inseln, nicht in Herden gehalten, sondern einzeln, wie ein Haushund; mit diesem haben sie auch das gemein, daß sie, wieder wie in Griechenland, frei in den Dorfgassen herumlaufen, solange sie noch nicht fett sind, sogar höchst behende umhergaloppieren.

Ich glaube, diese Analogien in den Äußerungen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens der Sizilianer und der Inselgriechen werden ge-

*) Wenn V. Hehn (Italien S. 154) sagt: „In Sizilien, einem noch feudalen, wundergläubigen, halb barbarischen Lande, das kein achtzehntes Jahrhundert gehabt hatte, vielmehr geradeswegs aus dem Mittelalter kam, war das Maß persönlicher Grundrechte ein viel zu großes“ — so gilt das unverändert auch von dem griechischen Osten.

Digitized by Google

nügen, nicht nur auf dieselbe Struktur in dem Charakter der beiderseitigen Lebensauffassungen, sondern auch auf dieselben Grundlagen schließen zu lassen.

Wenn wir nun zum Schluß noch den Versuch machen, diesen Grundlagen auf die Spur zu kommen, so müssen wir uns zunächst vor der Gefahr hüten, gemeinsame Erscheinungsformen auch auf gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Die Erfahrung lehrt vielmehr, daß äußerlich ganz verschiedne Ursachen durch die Art ihrer Verknüpfung dieselben Ergebnisse auf getrennten Gebieten zur Folge gehabt haben, daß also äußere Ähnlichkeit nicht immer auf innerer Verwandtschaft beruhn müsse. Das heißt auf unsern Fall angewandt: daß die Übereinstimmungen in dem Fühlen, dem Denken und dem Handeln der Sizilianer und der Inselgriechen nicht ihren Grund zu haben brauchen in der Zusammensetzung beider aus denselben ethnologischen Bestandteilen, sondern nur in demselben Mischungsergebnis an sich ungleicher, aber in ihrem Wesen einander entsprechender Bestandteile, kurz der Grund der Übereinstimmung darf nicht so sehr in dem physischen Charakter wie in der Art der Umsetzung des Physischen in das Psychische gesucht werden. Zwar wissen wir, daß der Grundstock der heutigen Bevölkerung Siziliens griechisch ist, aber schon daraus, daß sie nicht mehr griechisch spricht, geht hervor, daß sie an ihrem Volkstum starke Einbuße erfahren hat durch das römische, daß dieses dann wieder zersetzt worden ist durch sarazenische Einflüsse (im neunten Jahrhundert) einerseits und durch normannische (im elften Jahrhundert) andrerseits. Nun ist es zwar bekannt, daß sich die meisten dieser Rassebestandteile auf den griechischen Inseln zusammengefunden haben, wenn auch in anderm Verhältnis: das griechische Element blieb hier immer das herrschende, wie schon die Erhaltung der Sprache beweist, trotz der sich darüber lagernden römischen, arabischen, italienischen, französischen und türkischen Schicht. Aber schon daß diese Schichten verhältnismäßig dünn waren und den Habitus der Urbewohner nicht von Grund aus ummodeln konnten, darf uns nicht zu der Annahme verleiten, daß die physische Mischung dieser Bestandteile an sich zu demselben Produkt geführt habe wie auf Sizilien. Es scheint mir überhaupt, wie in der individuellen so in der Völkerpsychologie, ein höchst gefährliches Unternehmen zu sein, den geistigen Habitus eines Volkes aus seinem physischen erklären zu wollen; die mancherlei offenbaren Entgleisungen, denen ein sonst so feiner Denker wie Chamberlain gerade auf diesem schlüpfrigen Boden ausgesetzt war, sollten zur Vorsicht mahnen. Die Engländer sind gewiß ein stärkeres Mischvolk als wir Deutschen, sie haben viel mehr französisches Blut in ihren Adern, und doch haben sie das germanische Wesen in ihrem privaten und öffentlichen Leben so viel treuer und reiner bewahrt, während wir dem gallisch-romanischen Geiste mehr Zugeständnisse gemacht haben, als uns zu hören angenehm ist. Das erklärt sich einfach aus unsrer Kulturlage gegenüber Frankreich, die wieder eine Folge unsrer Nachbarschaft ist: benachbarte Kulturesphären müssen sich notwendig beeinflussen, gleichviel ob der „Rassengeist" dazu ja oder nein sagt. Der Grad der Beeinflussung hängt nur ab von der Kulturhöhe des gebenden und der Kulturtiefe des nehmenden Volks. Die Möglichkeit einer fruchtbaren Beeinflussung ist gegeben, sobald die Bestandteile beider Kulturen in ihrem Kern übereinstimmen: Deutsche und Franzosen sind Glieder der westeuropäischen Kulturesphäre, beide fußen auf den Fundamenten, die die römische Kultur für sie gelegt hat, sie sind kulturgeschichtlich verwandt.

Anders liegen die Dinge, wenn auf einem Gebiete zwei unverwandte Kulturen zusammenstoßen; dann ist die Gefahr vorhanden, daß sie, anstatt ineinander aufzugehn, sich entweder abstoßen oder, wenn einmal die äußere Mischung vollzogen ist, sich gegenseitig paralysieren.*) Dieser Fall scheint

*) Für Freunde physiologischer Parallelen zu psychologischen Vorgängen sei an das Experiment erinnert, das vor einigen Jahren ein Physiologe in Erlangen (Dr. Hans Frieden-

Digitized by Google

mir für unsre beiden Beobachtungsgebiete zuzutreffen: nicht darin sehe ich das Entscheidende, daß hier mehrere Volks- und Kulturelemente überhaupt eine Mischung eingegangen sind, sondern darin, daß diese Elemente zu heterogener Art waren, als daß sie eine ersprießliche Wirkung hätten üben können. Darum sind die Resultate dieser Kulturmischung auf Sizilien wie im Archipel — und darin liegt das Übereinstimmende — im wesentlichen negativer Natur, sie liegen in dem, was wir als Gleichgiltigkeit im nationalen, als Unfruchtbarkeit im politischen, als Rückständigkeit oder Atavismus im sozialen, als Ideenlosigkeit im intellektuellen, als Bigotterie im religiösen Leben bezeichnen. Es ist der Fluch einer Bastardkultur, der auf diesen von der Natur so gesegneten Länderstrichen lastet, der in der Verbindung von zwei sich ausschließenden Kulturen, christlicher und islamitischer, zur verhängnisvollen Wirklichkeit geworden ist. Wenn man dem gegenüber an den segensreichen Kultureinfluß der Araber in Südspanien erinnert, so muß man bedenken, daß dieser rein intellektuell war und auf den Volkscharakter kaum, ebenfalls nicht günstig, eingewirkt hat. Denn ob sich die heutige Rückständigkeit Spaniens nicht auch erklärt aus dem paralysierenden Einfluß von Kulturelementen auf einen gänzlich unverwandten Volksorganismus? Südspanien, Sizilien und der griechische Archipel wären dann in derselben Weise und durch dieselben Ursachen einer solchen Kulturparalyse verfallen. Der Einfluß dieses islamitischen Elements auf den Charakter des anatolischen Griechentums ist ja dem Kenner byzantinischer und neugriechischer Dinge kein Geheimnis, und für Sizilien hat man ihn wenigstens instinktiv empfunden, wenn zum Beispiel Rumpelt von dem „düstern, fatalistischen Sinn des Sizilianers“ und Viktor Hehn von den „Halborientalen Siziliens“ spricht (Italien S. 164).

Am kräftigsten und nachhaltigsten war ja dieses Halborientalentum verkörpert in dem byzantinischen Geiste, der noch heute auf den Völkern des Balkans lastet und sie an einer frischen Entfaltung ihrer nationalen Kräfte hindert. Mag man neuerdings auch mit noch so großem historischen Rechte bemüht sein, diese keine wahrhaft neuen und lebensfähigen Kulturkeime enthaltende Periode der osteuropäisch-asiatischen Menschheit für die wissenschaftliche Forschung zu gewinnen, so genügen doch schon zwei Tatsachen, das Ungesunde dieser Kultur darzutun: ihr innerer Zerfall bei der Berührung mit dem Geiste des romanischen Occidents — die Eroberung Konstantinopels durch die „Lateiner“ bedeutete den Todesstoß der byzantinischen Kultur — und die Inferiorität der heutigen osteuropäischen Völker, die ja nur das Surrogat byzantinischer Erbweisheit als nährende Muttermilch in sich aufgenommen hatten.

In diese Kultursphäre war auch Sizilien hineingeraten und hatte ihr etwa drei Jahrhunderte lang angehört. In dieser Zeit und der darauf folgenden arabischen sind wahrscheinlich die Keime der Kulturverarmung oder der Kulturentfremdung zu suchen, an der die Insel noch jetzt krankt, und die sie mit der Hauptmasse des abermals byzantinischen Reiches teilt. Man sieht also: gleiche Schicksale, gleiche Ergebnisse.

---

thal) zur Feststellung des Verwandtschaftsgrades zwischen Tieren sowie zwischen Tier und Mensch anstellte, nämlich die Mischung des Blutes von dem einen Tier mit dem Blutserum des andern. Dabei zeigte sich, daß, was in beschränktem Umfange schon früher bekannt war, die Blutkörperchen nur mit dem Serum von Tieren derselben Art oder sehr nahe verwandter gemischt werden können, vom Serum fremder Tiere jedoch aufgelöst werden. Es ließ sich also mischen Blut von Hasen mit dem Serum von Kaninchen, von Pferden mit dem von Eseln, von Hund mit dem vom Wolf, vom Orang-Utan mit dem vom Menschen usw. dagegen nicht von Katze und Hund, von Kaninchen und Meerschweinchen, vom Menschen und niedern Affen. Wenn man nun weiter weiß, daß eine fruchtbare Kreuzung nur möglich ist zwischen Tieren, deren Blutarten sich gegenseitig nicht auflösen, so steht doch wohl nichts im Wege, diese Kenntnis auch auf die Mischung zweier Kulturen anzuwenden. Man hätte dann einen neuen Fall für den Parallelismus von physischen und geistigen Vorgängen, und der alte Gobineau hat am Ende doch nicht so Unrecht.

Digitized by Google

Wenn also nicht nur die Symptome, sondern auch die Natur des Übels, an denen die italienische und die griechischen Inseln kranken, dieselben sind, dann wird auch das Heilmittel hier wie dort dasselbe sein müssen. Und da deckt sich unser für Samos im Anschluß an Äußerungen Eingeborner erteilter Rat mit dem, den Viktor Hehn für Sizilien gegeben hat. Er sagt nämlich am Schlusse seiner Betrachtung von der politischen Regierungsform der Insel: „Vorläufig und wie die Dinge liegen, bedürfte sie einer bessern, d. h. despotischen Regierung, und zwar in fremden, italienischen, nicht in einheimischen Händen; denn aus eigner Kraft kann sich dieses Volk nicht helfen. Weniger Freiheit ist hier gleichbedeutend mit mehr Wohlfahrt, und ein tüchtiger General der echte Fortschrittsmann.“ Möge man, wenn eines Tags auch den Schwesterinseln von Samos die Stunde der Freiheit schlägt, dieses Wort beherzigen und den so oft begangnen Fehler nicht noch einmal machen, daß man ihnen eine Staatsform aufoktroyiert, worin die Freiheit nur zur Tyrannei wird. Möge man ihnen aber auch keine Kultur aufdrängen, worin europäische Bildung zu ebensolcher Tyrannei, zur Zerstörung der heimischen Art, führen muß. Der widerwärtige Typus des Levantiners, eines nicht europäischen und nicht asiatischen, nicht modernen und nicht mittelalterlichen Wesens, der einem in Konstantinopel und Smyrna so häufig begegnet, er ist die faule Frucht der äußerlichen Europäisierungssucht, die der vordere, zwischen Europa und Asien liegende Orient hervorgebracht hat. Er wird kein wahrhafter Kulturträger sein. Dagegen kann sich, wenigstens auf den größern Inseln, eine gesunde Bauernkultur emporringen, wenn man ihnen die Möglichkeit zur Entfaltung gibt. Die Elemente zu dieser, aber auch nur zu dieser, sind in der Bevölkerung vorhanden. Sie können zu einer kräftigen Einheit gedeihen, wenn es möglich ist, in diese verrottete Welt das allein erstrebenswerte aller europäischen Kulturgüter zu verpflanzen — eine verständige, allein auf das Volkswohl bedachte Sozialpolitik.

Glücksinseln und Träume

Von Friedrich Ratzel

(Fortsetzung)

5. Mein Dorf

Jam summa procul villarum culmina fumant,
Majoresque cadunt altis de montibus umbrae.
Vergil

In der Geographie nennt man unser Land ein welliges Land, ein welliges Hügelland. Wer diesen Namen liest, ohne das Land gesehen zu haben, was kann er sich dabei denken? Ich habe mir auf der Schulbank gar nichts dabei gedacht, oder wenn ich mich einmal zum Denken aufschwang, so erweckte das Wort „wellig“ höchstens die Vorstellung, wie unterhaltend es sein müsse, eine wellige Wiese herabzurollen, wo man von dem Stoß der obern Welle aus dem Tal darunter über die zweite Welle wegbefördert würde, und so immer weiter mit beschleunigter Geschwindigkeit. Jetzt, wo ich es jahrelang gesehen habe, weiß ich das ganz anders. Unser Land ist wellig, das heißt, daß die Häuser und Höfe bald oben und bald unten sind, wie die Schiffe auf wogender See. Man geht leicht einen Abhang hinab, ohne es zu merken, zehn Schritte vielleicht, und wie man sich umsieht, ist

Digitized by Google

der Hof verschwunden, der eben noch hinter uns stand, vielleicht sieht man noch eben seinen neu aufgesetzten Schornstein, das einzige Weiße zwischen Himmel und Wiese, zwischen Blau und Grün und an dem braunen Hause. Dafür taucht auf der andern Seite ein glänzender Kirchturmhahn auf oder die Kreuzung von zwei Dachsparren oder die lange Horizontale eines Scheunendaches; noch viel öfter schwillt und quillt das Dunkel einer Baumkrone wie das tiefe Schattenbild einer Wolke hervor. Aller paar Schritte ändert sich das Bild, immer ist es im Wachsen oder Abnehmen, wie angesteckt vom Mond mit seiner Wandelbarkeit. Ein solches Land zerlegt die Aussichten in Höhenschichten. Von einem Punkte über Eichelberg, wo ich gern lag, sah ich zuerst einen bretten, grünen Rücken, den man für flach gehalten hätte, wenn nicht alle Ackerfurchen und Raine auf ihm in Bogen verlaufen wären, dann den blendend weißen Turm von Altenloch mit einer grauschwarzen Zwiebelkuppel. Einsam steht er wie ein Leuchtturm am wogenden Meere; das Schiff der Kirche sieht man von hier nicht. Dahinter und darüber zieht ein dunkler Waldsaum, den überragen noch eben ein paar Baumkronen und das lange braune Dach von einem ganz oben liegenden Hof. Soviel Dinge ich sehe, soviel Bodenschwellen ziehn von mir hinaus. Und da Kirchtürme, Scheunendächer und die Kronen von Eichen-, Ahorn- und Birnbäumen immer am höchsten ragen, bilden sie eine Art von Aristokratie in dieser Landschaft. Nur Raubvögel, die man manchmal über ihnen kreisen sieht, streben noch höher hinaus. Und über allem schweben die Wolken, die wegen der höhern Berge, die nicht fern sind, und wegen des feuchten und warmen Rheintals auf der andern Seite oft sehr schön sind. Wir haben besonders schöne, leuchtend weiße Wolkenballen des Nachmittags und herrliche Wolkenschichten über den blauen Westbergen des Abends. Frühmorgens liegen im Spätsommer und Herbst weiße Wolkendecken und -schlangen im Rheintal.

Da es in unserm Lande sehr viel einzelne Höfe und hohe Bäume im Felde gibt, hat jede Bodenwelle ihr besondres. Eine trägt Wiesen und schaut hellgrün über eine andre mit goldbraunen Haferfeldern, und darüber hinaus wogt es walddunkel. Ein unvergeßlich anheimelndes Bild ist der Hof mit seinem langen, hohen Dach, das stolz den reichen Erntesegen birgt, die Glocke darauf, die zur Arbeit und zur Rast ruft, und darüber steigt die dunkle Krone eines mächtigen Ahornbaums wie eine Abendsommerwolke in den Himmel hinein. Auch daß die Bäume vereinzelt oder in kleinen Gruppen auf den Höfen stehn, gibt dem Land eine Art von Sprache. Denn jeder Baum meint etwas: der beschattet eine kleine Kapelle, bis zu der am Erntefest die Dankprozession geht, dort steht zwischen zwei Linden ein uraltes Kreuz, dessen Grundstein in den Boden gesunken ist; jene Eiche, deren dunkle Blättergruppen so phantastische eckige Figuren in den Himmel schneiden, steht auf der Grenze von vier Dorfgemarkungen, und unter dem Holzbirnbaum dort, dessen Krone so sonderbar niederflutet, ist der alte X-Bauer gestorben, den auf seinem nahen Felde beim Grummetladen der Schlag getroffen hat; man liest die Tafel dort. So sagt jeder Baum sein Sprüchlein, und die, die keins wissen, fragen dich: Warum steh ich gerade auf diesem Hügel, am Rande dieser Mulde oder an diesem Hohlwege? Da nun auch noch dazukommt, daß gerade wie die Höfe und die Bäume so auch die Wege auf- und untertauchen, sodaß man nur immer Stücke davon sieht und ihren Zusammenhang sich aus der allgemeinen Richtung denken muß, so ist das ein gesprächiges, unterhaltliches Land. Und wer über diese Hügelwellen von Dorf zu Dorf wandert, ist sozusagen nie allein und kommt nie aus der Gesellschaft heraus. Früher muß es noch anders gewesen sein, als auf den Höhen Burgen standen, deren Reste man aufgedeckt hat, sogar römische. Auch Galgen und Ding- oder Richtstätten, diese mit niedern Steinkreuzen bezeichnet, gab es in angemessenen Entfernungen. Hoffentlich waren es mehr als nötig; wenn nicht, war jene Welt noch schlechter als unsre. Sicherlich gibt es jetzt mehr Felder und Menschen. Höchstens die steinigen Höhen und Rücken liegen brach, das verkünden von weitem schon die hohen gelbblumigen Königskerzen, die kleinen violetten

Digitized by Google

Astern und purpurne Disteln, die steinigen Boden lieben. Wenn der Acker bestellt und wieder wenn er gemäht wird, was bei uns durchaus mit der Sense geschieht, ist die Landschaft reich belebt. Doch bleibt sie fast immer gleich still, was Laute anbetrifft. Ein Ruf, der die Pferde ermuntert, ein kurzes Befehlswort des Bauern an den Knecht, ein Rabenschrei ist stundenlang alles, was man hört. Die Hauptarbeiten: Pflügen, Säen und Ernten vollziehn sich in aller Stille; sie sind zu schwer, als daß die Lust zum Reden oder Singen aufkäme.

Anders ist es im Spätjahr, wenn sie erledigt sind. Dann steigen aus den Ackerfurchen die blauen qualmenden Rauchsäulen des verbrannten Unkrauts, dessen Geruch der Luft weithin eine Schärfe erteilt, und die begraste Bühel, wo man Ziegen und Schafe und die kleinsten magersten Kühe zur Weide treibt, umwölkt der Rauch der Hirtenfeuer, die einen seltsamen Eindruck besonders am Abend machen, wenn dunkle Gestalten um sie schwanken. In derselben Zeit gehn die Kühe und die Rinder zur Weide auf die Wiesen, und die Landschaft bekommt einen niederländischen Zug. Auf einzelnen Waldwiesen, auf Stoppelfeldern und abgeernteten Kleeäckern weiden ganze Herden von Kühen, stolze Tiere, die zu sagen scheinen: Unser Herr ist ein reicher Bauer, verwechsle uns nicht mit den Kühlein armer Leute; diese sieht man genügsam und einsam an Rainen grasen.

An einem Waldeck steht ein uralter Grenzstein, um ihn drei mächtige Buchen, gleichsam eine Vorhalle, einen Vorhof des Waldes bildend, in dessen Dunkel man nun eintritt. Dort lagern die Herden an den warmen Herbsttagen, die Kinder, die sie hüten, finden dort Haselnüsse und Buchekern. Dann hört man dort zuzeiten seltsame Musik. Aus dem Walde heraus klingen die Glocken der Herden wegen der großen Entfernung der einzelnen Gruppen auf ihren Waldwiesen und wegen der dazwischenstehenden Bäume nicht einzeln, sondern wie ein Gesang: oft klingen die hochgetönten zufällig zusammen, und das läutet wie ein heller Ruf aus Waldestiefen.

Die Gemarkung könnte man die politische Grenze des Dorfes nennen, wenn der Horizont als seine natürliche gilt. So wie jedes Kind, das kaum noch fest auf den Beinen steht, die Felder und Wiesen seines Vaters kennt, kennt jeder Knabe die Grenzen der Dorfgemarkung; er tritt nicht auf den Rain vor dem Steinwald oder auf die andre Seite der Vizinalstraße nach Sensenheim ohne das Gefühl, fremden Boden zu betreten. Wenn die Burschen von Eichelberg in einem Nachbardorf eine Schlägerei inszeniert haben, halten sie sich für sicherer, sobald sie den Grenzgraben überschritten haben. Zwei uralte Steinkreuze, die bis an die Querarme in den Boden gesunken sind, erzählen, wo der Waldpfad von Michelsberg her die Grenze schneidet, die Sage von einer grausen Bluttat.

Da sich bei uns nur die großen Bauernhöfe ungeteilt vererben, und zwar ebenso oft auf den ältesten wie auf den jüngsten Sohn, ist das Dorfland immer mehr zerteilt worden, und die Stücke wechseln um so leichter ihre Besitzer, je kleiner sie geworden sind. Es gibt zwar in meiner Erinnerung kein Beispiel, daß ein wirklich reicher Bauer ganz arm geworden sei, aber Abbröcklungen erlebt man alle Tage. Kinder der Ärmsten sind mit nichts auf die Wanderschaft gegangen, und als sie nach einem Jahrzehnt oder länger zurückgekehrt waren, haben sie mit den Ersparnissen einen Acker gekauft und sind bei gedeihendem Handwerk in den Mittelstand der Bauern eingetreten und haben sich genug Feld erheiratet, daß sie vier oder fünf Kühe halten konnten. Damit ist das Bild der Landschaft immer mannigfaltiger und bunter geworden. Jetzt liegt kaum einmal ein Feld brach, es erregt Staunen, wo es vorkommt. Dagegen sind es der Feldfrüchte weniger geworden, und von dieser Seite her zog Einförmigkeit in die Gemarkungen. Der zarte Flachs mit seinen hellblauen Blüten ist verschwunden, die gelben Rapsfelder sind selten geworden, von den Getreidearten wird der Dinkel weniger angebaut als früher, nur die Luzerne und der hohe Pferdezahnmais haben an Ausbreitung gewonnen. Im Sommer die Kartoffel, im Herbst die Futterrübe: diese beiden niedrigen, an-

Digitized by Google

spruchslosen, unpoetischen Gewächse sind es, die den größten Raum einnehmen. Wir leben eben im Zeitalter der Nützlichkeit.

Das ist die Aussicht, die den Bauer freut: der Blick auf sein Dorf, wo seine Heimat im engsten Sinne ist, deren Dach, deren darüber hervorragenden dunkeln Birn- oder hellen Nußbaum er erkennt. Ist es nicht natürlich, daß man den Blick aufs Liebste, das man hat, jedem andern vorzieht? Man wendet sich auch einmal auf einer solchen Höhe um, wundert sich über die Nebelbank im Rheintal oder die ganz fernen linksrheinischen Berge, die nach Sturm oder in den hellen Pausen eines Regentags blau am Abendhimmel stehn. Aber das sind nur Kuriositäten. Herzensfäden spinnen sich da hinüber nicht, die wachsen nur dem Eigensten und Nächsten zu. Man kann wohl einen alten Bauer, der nicht mehr gerade die schwerste Arbeit tut, auf dem höchsten Punkte seines Ackers stillstehn und lange, wie in Gedanken versunken, ins Tal hinabschaun sehen. Der Fremdling möchte ihn wohl für einen schwärmerischen Naturbewunderer halten; wenn er zu ihm hintritt, möge er nicht enttäuscht sein, wenn das Sinnen des alten Mannes dem offnen Scheunentor in seinem Gehöft galt, oder wenn er wohlgefällig dem Rhythmus des Dreschens lauschte, das von seiner Tenne herauftönt.

Die Alleen von Obstbäumen, die vom Dorf in die Felder hinausziehn, setzen die Dorfstraßen und Dorfwege fort. Ihre dunkeln Linien führen in die sonnigen Felder und verdichten sich, wo an Kreuzwegen die Baumreihen zusammentreffen. Sie sind erst im achtzehnten Jahrhundert entstanden; da aber alle Obstbäume, der Walnußbaum ausgenommen, schon in ihren ersten Lebensjahren charaktervolle Physiognomien annehmen, so haben wir sehr viel Apfel- und Birnbäume, auch Kirschbäume, die ein uraltes Ansehen haben, und deren jeder sozusagen eine Persönlichkeit ist. Man hat bei ihnen immer den Eindruck, als ob sie sich plagen müßten, ihre Lasten süßer Früchte heranzupflegen und durch Sonne und Wetter dem Herbst entgegenzutragen; aber wenn sie es nicht gern täten, würden sie sie in solcher Fülle tragen, daß sich die Äste biegen? Dieser Eifer und diese Güte rühren uns, und wir schließen Bekanntschaften mit ihnen, und manche merkwürdige Gestalt darunter bleibt uns unvergeßlich. Sie leben in unsrer Erinnerung, diese alten Bäume, wie die alten Bauern, ohne die wir uns das Dorf nicht vorstellen können. Und leben sie nicht in der Tat? Wenden sie sich nicht der Sonne zu, sodaß sie zuletzt der Straße den Rücken kehren? Halten sie ihr nicht ihre Früchte entgegen, daß sie sich rascher röten? Und jubeln sie nicht in die helle Frühlingsluft hinaus mit ihren weißen und roten Blütensträußen?

Die Dörfer sind bei uns klein und liegen immer an den Straßen und Bächen, meist dort, wo die einen zu den andern herabsteigen, recht versteckt in der Tiefe. So liegt auch mein Dörfchen in einem Kessel oder vielmehr in einer ziemlich flachen Mulde, und es ist sehr auffallend zu sehen, wenn man von Sensenheim oder von Breitbruck, den beiden Verkehrs- und Kulturzentren, ansehnlichen Marktflecken, herkommt, wie die graubraunen, moosgrünen Dächer da unten zusammengedrängt liegen, wie ein kleines Gebirge von Firsten und Giebeln, und darüber dunkle Wolken, die Bäume, die vor den Häusern oder in den Grasgärten stehn, und wie an ihrem erhöhten Rande aus einer Gruppe von größern, weißwändigen Gebäuden der blendend weiße Kirchturm mit seinem Kuppeldach aus altersgrauen Schindeln wie eine Kerze hervortaucht. Dem frommen Vergleich einer Herde von Hütten, die sich um die Kirche, ihren Hirten und treuen Beschützer, drängt, setzte der aufgeklärte Dorfarzt, der übrigens ganz freundlich mit den beiden Geistlichen verkehrt, die trivial-kritische Ansicht entgegen, die Kirche bemühe sich vergebens, die Eichelberger aus dem Pfuhl ihrer Sündigkeit herauszuziehn; der Forstgehilfe aber berichtete schwäbelnd: Mei Bruder, der Herre Rentamtmann, sagt, Eichelberg komm ihm vor, als sete seine Bauernhäuser in eine Kesseltreibe zsammekomme. Er leerte nach dieser Behauptung sein Glas goldgelben Bieres und setzte das leere Glas in einen Sonnenfleck, der auf dem Tische spielte, daß es hell aufleuchtete; die Herren tranken

Digitized by Google

nämlich aus dicken gerippten Gläsern, die Bauern aus dünnen glatten. Der Effekt war schön, aber die Bemerkung des Forstgehilfen fand darum doch kein Echo, weil die andern fanden, daß er sich zu viel für seine Jugend herausnehme, und daß man übrigens auch Lichteffekte weiter nicht schätzte, nicht einmal in Biergläsern.

Doch ich will ja noch nicht von den merkwürdigen Bewohnern der erhöhten, weißwandigen Häusergruppe um den Kirchturm, sondern von Eichelberg im allgemeinen und besonders als Dörfchen sprechen. Wenn es sich nun darum handelt, den Überblick von einer der herabsteigenden Landstraßen zu vollenden, die wir genannt haben, so sei der geneigte Leser zunächst darauf vorbereitet, daß er nicht vieles und nicht vielerlei sehen wird. Eichelberg ist nur ein Dörfchen, hatte zu der Zeit, von der wir sprechen, siebenhundert Einwohner in achtundneunzig Häusern oder Hütten, und man mochte das Ganze in weniger als einer halben Stunde umschritten haben. Dafür hat es, wie jedes normale Dorf — stadtähnliche Dörfer wie in der Rheinpfalz gibt es bei uns nicht —, die zwei großen Vorzüge: daß man es leicht als Ganzes übersieht, und daß man jeden Augenblick aus seinem Bann in die weite, freie Natur hinaustritt. In kleinen und mittlern Dörfern öffnet sich noch jedes Haus nach irgend einer Seite ins Freie, entweder schaut seine Vorderfront auf Felder und Wiesen, oder, was viel häufiger der Fall ist, man tritt aus dem Garten, der sich an seine Rückseite anschließt, unmittelbar ins Unbewohnte hinaus. Auch dem Bauern, dem man darin wenig Empfindung zutraut, tut es wohl, sich aus dem „Gedränge" der Häuser und Nachbarn hinauszuflüchten. Wenn er einen Schmerz überwinden, einen Groll auskochen lassen will, macht er ganz sachte das kleine Pförtchen auf, das hinten hinausführt, überschreitet die Bohle, die einen kleinen von der Mühle herkommenden Wassergraben überbrückt, und macht sich auf seiner anstoßenden Wiese oder ein paar hundert Schritt aufwärts in dem Weinberge zu schaffen, der bei uns häufig gerade gegenüber dem Hausgärtchen liegt. Oder er lehnt sich auf sein Gartengitter, schaut hinaus, wo keine Menschen sind, und fühlt, daß es noch eine Welt außerhalb seines Schmerzes oder seines Grolls und außerhalb des Bereichs fremder Menschen gibt. Auf denselben Pfaden treffen sich auch gern die Burschen und die Mädchen, die sich etwas zu sagen haben; besonders die Burschen gehn hier gern am stillen Abend, wenn sie noch eine „Traget" Gras gemäht haben. Wenn er erzählen könnte, der kleine Weg am Wasser hin! Wie manche Sorge aus dem Dorf ist auf ihm hinaus-, auf ihm ist aber auch in mancher Dämmerung oder grauen Nacht Unglück und Schande hineingetragen worden, die das Tageslicht scheuen.

Auf einem der uhrglasförmigen, flachgerundeten Buntsandsteinhügel, der unmerklich seinen ihm zum Verwechseln ähnlichen Genossen überragt, ist 1843 eine Eiche zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig gepflanzt worden. Dort hinauf habe ich viel mehr als hundertmal einen alten Freund meiner Jugend, den Dekan St., begleitet, dem ich es verdanke, daß ich die Liebe zur Wissenschaft mit meinem Kinderglauben vereinigen konnte. Man sieht von jener baumgekrönten Stelle elf Dörfer und wohl ebensoviele Höfe. St. zitierte dort gern das Wort des Erasmus von Rotterdam in seiner Beschreibung von Holland: „Dieses Land ist mir zum Vaterland geworden, und wollte Gott, daß ich ihm sowohl zur Freude wäre, als es mir ist." Ich habe dort auch sagen hören: Dein erster Gedanke, wenn du über dieses weite Gefilde hinschaust, ist wohl: So weit vermag ich mich zu regen; der zweite: Was du siehst, hat dir Gott zur genußreichen Anschauung gegeben. Also Freiheit und Fülle.

Was aber die Möglichkeit betrifft, das ganze Dorf mit einem Blick zu überschauen, so hörte ich sagen: Wer nie das Nest, in dem er lebt, von oben sieht, der hat auch keine rechte Vorstellung von dem Ganzen, dem er angeschlossen, eingegliedert ist. Und auch das ist eine große Wahrheit. Ich liebte mein Dorf, so wie ich es vom Behrberg aus sah, vom Schusterhäuschen auf der einen Seite bis zum Haus des Straßenwärters auf der andern. Da sah ich es zuerst als ein

Digitized by Google

Ganzes unter mir, und dann erkannte ich auch gleich die drei „Dorfteile," in die seine achtundneunzig Häuser und siebenhundert Einwohner zerfielen. Ich sah nämlich gleich unter mir in den Kirchhof hinein und auf die Kirche, von der er wie ein Garten ausging, und um diesen Kern standen im Halbkreis die Apotheke, das Doktorhaus, das protestantische Pfarrhaus und die Mühle; diese vier fühlten offenbar eine starke Zusammengehörigkeit, denn sie waren nicht bloß alle blendend weiß getüncht, sondern jedes hatte auch zwei Oleander voll rosenroter Blüten in grünen Kübeln zu beiden Seiten der Tür. Weiter stand dann an der Straße das Gasthaus, ein vergrößertes, aber nicht verschönertes Bauernhaus mit einem langen Flügel voll Ställen und Remisen und den Räumlichkeiten für eine kleine Bierbrauerei. Vom Giebel hing das an eisernem Arm sich knarrend bewegende Wahrzeichen, das weiße Lamm, über die Straße. Von da an lagen die Bauernhäuser bunt durcheinander, bis am andern Ende ein großer höher gelegner Hof mit weithin leuchtender weißer Kapelle den Abschluß machte, die mit ihm ein Ganzes zu bilden schien: der weithin bekannte Lauterbacherhof mit dem katholischen Kirchlein, von dem ein schmaler Kirchhof talab zog; eine Anzahl von kleinern Häuschen mit entsprechend kleinen Gärtchen lag dort versteckt unter uralten Linden, denen man ansah, daß sie eher zu dem Hofe und seiner alten Kapelle als zu den kleinen Wohnstätten gehörten, die nun in ihrem Schatten lagen. Gegenüber diesem dreigliedrigen Bogen des Dorfes zogen Wiesen und Gartengrundstücke an dem Bache hin, der sich in einen dichten Park verlor, aus dem fern ein hohes braunes Dach und ein grauer Turm herausschauten: das Haus des Herrn Barons, das fast das ganze Jahr mit geschlossenen Läden und Türen wie im Schlafe dastand.

Dem Fremden, der von einer der Höhen herabstieg, die Eichelberg umgeben, mochte wohl manches Städtchen keinen so stolzen Anblick bieten, wie das Dorf mit seinen in ungleicher Höhe stehenden, einander überragenden Häusern. Zwar sind viele graue Dächer mit roten Ziegelsteinen geflickt, auch gibt es Strohdächer, die silbergrau schimmern, aber das Profil des Dorfes ist wie ein kleines Gebirge mit Giebelgipfeln und Graten. Leuchtend treten auf neugedeckten Dächern die mit Ziegeln hineingelegten Jahreszahlen hervor. Der schönste Schmuck dieser Ansicht aber bleiben die Bäume, die ebenfalls teils hoch hervorragen, teils nur die Lücken zwischen den Häusern und Häusergruppen ausfüllen; sie sind wie die Wolken in dem Bild. Und wie alles in dem Dorfe lebt, so wie Halme und Bäume leben, und wie es, vorausgesetzt, daß du die Sprache kennst, aus Hütten und Häusern zu dir spricht, so zeigt auch der Schatten, worin ein Haus steht, durch seine Tiefe die Zeit an, die es an dieser Stelle steht: eine schöne und untrügliche Ahnentafel. In der Sonne schattenlos zu stehn, ertragen nur die wenigen neugebauten Tagelöhnerhäuschen, und auch diese streben durch Anpflanzungen den andern nach. Denn nichts ist im Dorfe zeitlos wie die Mauern und Steine der Städte, in denen man wohnt, ohne zu wissen, von wann oder von wem sie sind.

Die Landstraße, die durch das Dorf führt — und zwar so, daß der dreizehnte Kilometerstein genau vor dem Pfarrhause steht, was dem Herrn Pfarrer aus Gründen, von denen er nicht gern spricht, unangenehm ist —, ist eigentlich nur ein ganz äußerliches Zubehör, das erkennt man daran, daß alle die alten Bauernhäuser seitab von ihr stehn oder ihr den Rücken kehren. Die Straße ist angelegt worden, als das Dorf schon Jahrhunderte auf seiner Stelle stand, nicht einmal die Honoratiorenhäuser reihen sich an ihr auf, sondern stehn um die Kirche; sie sind aus einer Gruppe von Wirtschaftsgebäuden hervorgegangen, die dem verschwundnen Kloster Gottreich gehört hatten. Die wahren Wege des Dorfes führen zwischen den Häusern und zum Teil sogar durch Anbauten der Häuser durch, schmale, beraste Pfade, an Hecken hin, wo uralte, zum Teil mächtige Holundersträuche und wilde Rosenbüsche stehn; diese sind für den Verkehr der Menschen, und es besteht ein stillschweigendes Übereinkommen, daß nicht einmal Pferde auf ihnen geführt werden. Aber jedes Haus hat seine Zufahrt von den Wegen her,

Digitized by Google

die ins Feld oder zur Straße führen, und jede von ihnen endigt mit einem Steinunterbau, auf dem die schwersten Erntewagen in die Scheune hineinfahren können. Der mag ein Rest der Tenne aus der Zeit sein, wo im Freien gedroschen wurde.

Der kleine gelbe Bach fließt mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Dorf, zu meiner Zeit war er unter allen Dingen und Menschen dieser Gegend überhaupt das einzige, dem es pressierte. Was man ihm zu arbeiten gab, erledigte er mit erstaunlichem Fleiß in der kürzesten Zeit, und gründlich; also stürzte er sich oben im Dorf in eine hölzerne Rinne, schoß hindurch, als ob sie in keiner Weise bemoost wäre, und doch leuchtete sie in der Sonne wie Smaragd, und warf sich dann sogleich in das altersbraune Mühlrad, als ob er es in Stücke reißen wollte, sprang darüber weg, daß die Tropfen leuchtend flogen, nachdem er es hastig in seinen alten rostigen Angeln umgedreht hatte, und floß dann eine Strecke zutraulicher zwischen grünen Ufern hinter dem Dorfe hin; da hier nicht viel zu tun war, nagte er im Vorübergehn an einem Steinpfeiler der Pfarrmauer, den das unartige Bächlein jedes Jahr einmal ins Wanken brachte. Dann kam er zu uns, wo ihm aller Abfall des Apothekenlaboratoriums, besonders der geschmacklose ausdestillierte oder ausmazerierte Inhalt rußiger Kupferblasen und staubiger „Maulaffen“*) übergeben wurde, den er aufs schleunigste weiter beförderte. Die Kleinheit, Geschwindigkeit und Unermüdlichkeit des Angelbachs veranlaßte in meinen Gedanken seinen Vergleich mit Menschen. Ihm gleich war zwar niemand, den ich kannte, aber der kleine quecksilberne Schullehrer ließ mit ähnlicher Unermüdlichkeit seine belehrende und erklärende Stimme aus dem im Sommer geöffneten Fenster seines niedern Schulhauses erschallen und begleitete seinen Unterricht mit dem Klopfen seines Bakulus auf den Schultischen, der Tafel oder den Schülern mit einer Beharrlichkeit des Wellenschlags. Und dann war der Briefträger und sein Weib, beide bestrebt, die schmächtige Korrespondenz Eichelbergs so rasch wie möglich an die Adressaten abzuliefern, um sofort wieder an ihre Korbflechtarbeit zu gehn, weshalb sie allmorgendlich das Dorf um- und durcheilten, dem Bächlein von ferne vergleichbar. Was sich sonst in unserm Dorfe bewegte, ließ sich Zeit, sogar die Doktorkutsche, die bei Regen ausfuhr, denn der Doktor konnte das rasche Fahren nicht vertragen. Die andern Wagenbesitzer — und alle Honoratioren besaßen mehr oder weniger alte Fahrwerkzeuge — fuhren langsam, weil ihre Wagen es waren, die rasches Fahren nicht vertrugen. Besonders die Pfarrerwagen zogen dahin, von dicken Gäulen schwer gezogen, als wollten sie den festesten Acker aufpflügen. Und unsre Dorfstraße war allerdings bei Regenwetter von einem frischgepflügten Acker nicht eben sehr verschieden.

Die Stelle des Bürgersteigs vertreten im Dorfe kleine Strecken rasenbewachsener Streifen längs der Häuser und Gärten, selten durch uralte Bohlen verbunden; hierher rettet sich der Verkehr, wenn nach langem Regen die Wege ein Schlammstrom geworden sind.

Es ist eine eigne behagliche Schönheit, die der Bauernhäuser; sie fordert zwar nicht Bewunderung, denn es liegt in ihrer Natur, bescheiden zu sein, aber alles in ihr hat einen direkten Bezug auf ein reges, leicht zu überschauendes Leben. Die wohlgehaltnen Spaliere und Reben sprechen vom Fleiß, das ganze Anwesen vom zusammenhaltenden Einfluß nüchterner Sparsamkeit; das Bänkchen vor dem Haus erzählt von der Ruhe nach der Arbeit, vom Hinaufsehen zu den Sternen, die Gewürzpflanzen im Garten, die Blumen im Fenster, das Holz, das an der Seite hin aufgeschichtet ist, und die Reisigwellen, die aus dem Giebel schauen, die Katze auf der Schwelle und die stattliche Reihe hölzerner Milchschüsseln, die frisch gescheuert zum Trocknen auf der Bank stehn, wollen alle nicht schön sein oder Schönheit erzeugen, oder nur so weit als Ordnung und Behagen schön sind, oder wie eine Hausfrau schön ist durch starke Arme, kluge Augen, fröhlichen Mund.

*) Kegelförmige Glasflaschen mit weiter Öffnung.

Digitized by Google

In unsrer Gegend gibt es keine gemalten Bauernhäuser, denn nirgends hatten hier die Bauern je soviel im Überfluß, daß sie es dafür aufgewandt hätten. Übrigens ist auch die Sitte des Bemalens der Häuser bei uns in den Städten niemals heimisch geworden. An einem einzigen Hof eines Nachbardorfes hat man unter verschiednen Lagen von Kalktünchen einen heiligen Florian, den bekannten Heiligen der Bauernhäuser, entdeckt und herausgekratzt; es ist auch nur ein kleines unscheinbares Bild.

Ein Bauernhof ist darin ganz Natur, daß er niemals fertig ist, denn auf dieser Seite ist er neu, auf jener alt; hier verfällt ein Teil, und dort wird vielleicht ein andrer eben erneuert. Er ist wie einer der Berge, die darauf niederschauen, oder wie einer der Bäume, die er beschattet, immer im Werden. Menschen, die nur das Äußere sehen, finden das häßlich. Allerdings fehlt dem Bauernhof, was man die letzte Feile nennt; aber die fehlt notwendig allem Lebendigen, denn Leben heißt sich verändern, entwickeln, verfallen. Und wenn nun gerade das Verfallen nicht einmal immer ein einfaches Vergehn der Dinge ist, sondern ein Aufrechterhalten des Alten aus Anhänglichkeit und lieber Gewohnheit, so wollen wir es von vornherein nicht mit kaltem Auge anschauen. In einem der kleinern Häuser unsers Dorfes steht ein dreibeiniger Stuhl, in dessen kreisrunden Ahornsitz die Jahreszahl 1731 mit schönen großen Ziffern tief hineingeschnitten ist, von dem sagte der Schusterbauer, dem er gehörte: Das ist das einzige Stück im ganzen Hofe, das vom Urahn stammt, das und die tiefsten Fundamente, die beim Brande im Jahre 1801 allein stehn geblieben sind; alles andre ist im Laufe der Jahre neu gebaut und umgebaut, den Stuhl haben wir bewahrt, und er wird hoffentlich noch spätern Nachkommen von dem ersten Schusterbauern erzählen, der wirklich ein Schuster war, der auf diesem Stuhle sein Handwerk ausübte. Da ihm Acker und Wald durch Erbschaft zufielen, wurden seine Kinder Bauern, und ihre Kindeskinder sind es bis heute auf demselben Grunde geblieben. — Einmal sprach ich mit dem Besitzer des Nußlocher Hofs, der der größte in unsrer Gemeinde ist, über die alte Stube, die von neuen umgeben gleichsam den Kern seines Anwesens bildete, und der sagte: Sie ist noch nicht das Älteste, hier ist ein Stein, und dort ist ein Balken, die älter sind; was alt und gut ist, das wächst eben immer wieder in das Neue hinein; es ist wie ein Erlenkloß, in den alte Knuppen und junge Triebe ineinander gewachsen sind, es ist eigentlich nichts schönes, und doch: wenn man den Kloß auseinandersägt und poliert die Fläche, da kommt der schönste Maser heraus, für den die Kunstschreiner ein gut Stück Geld zahlen. — Vor fünfzig Jahren, als ich das Dorf betrat, da kamen eben die großen Putzmühlen für das Getreide und verbesserte Pflüge auf, danach folgten die ersten Dreschmaschinen, für alle diese wurden geschützte Plätze geschaffen, indem man das Scheunendach auf der einen Seite bis fast auf den Boden fortführte, wodurch ein dreieckiger Raum entstand, worin diese Dinge untergebracht wurden. Später kam die viel tiefer einschneidende Maßregel der Feuerversicherung, die Mauerwerk ohne Holzbalken in der Nähe aller Feuerstätten verlangte. Möge dieser Erneuerungsprozeß nicht zu rasch vor sich gehn! Wer alt wird, hat viel gesehen, sagt man. Das ists, was dem Alter seine Überlegenheit und Würde gibt. Was macht diesen Dreibeinstuhl des alten Schusters wertvoll, als der Gedanke, daß sieben Generationen ihn besessen, auf ihm gearbeitet haben, daß eine ganze Kette von Menschen auf ihm alt geworden ist? Wäre er in dieser Zeit von einer Hand in die andre gegangen, so wäre er uns nicht so wert. Aber während die Geschlechter kamen und gingen, blieb er erhalten, und wenn es auch nur ein Dreibein ist, er kommt mir vor wie der Baum, an dem sich Jahr für Jahr eine neue Rebe jung emporrankt und welkend niedersinkt. Aber ist es nicht ebenso mit allem Geräte alten Gebrauchs? Die schönste Farbe am Metall ist die des Alters, und so ist am Holzgerät der Glanz des Gebrauchs der edelste.

In alten Häusern gibt es noch grüne glänzende Öfen, die mit ebenso vielen Augen in die Stube leuchten, als sie Kacheln haben. Da aber das Holz immer teurer geworden ist, sind die kleinern Leute zu kleinern Öfen übergegangen, und

Digitized by Google

die Frauen lieben die gußeisernen „Saukövfle," auf deren glühender Deckplatte man siedende Kartoffeln den Deckel ihres Kessels lüpfen sieht. Damit ist auch die Ofenbank geschwunden, deren Stelle jetzt vielfach ein Lehnstuhl einnimmt, worin ein Großvater seine alten Glieder wärmt. Noch einschneidender ist die Reform, die ein andrer Heizapparat, der Backofen, erfahren hat. Zwar wölbt noch mancher Backofen seinen runden Bauch über die Hausmauer hervor, aber die meisten sind „fossil," stehn außer Gebrauch. Die meisten backen jetzt beim Bäcker oder kaufen das Brot fertig. Schade! Wenn an Backtagen frischgebacknes Brot und die ihm unfehlbar folgenden Kuchen auf allen Tischen und die Treppe hinauf zum Abkühlen standen, durchwehte ein feiner und gesunder Duft das Haus, dem kein andrer es gleichtut. Die Kinder, in deren Natur es liegt, daß sie sich an diesem Duft ergötzen, und daß ihnen frischgebacknes Brot besser schmeckt als altes, behelfen sich in ärmlicher Weise, indem sie Brotschnitte an den glühend heißen Zimmerofen kleben, bis sie braungeworden abfallen.

Auf der Innenseite der Stubentür sind mit Kreide Zahlenreihen geschrieben, die Verkauftes oder Geliehenes betreffen. Papier war selten, und eine mit guter Farbe angestrichne Stubentür war geduldig wie Papier. Nur durfte kein Enkelkind mit nassem Finger vielsagende Zahlen verwischen, noch auch ein Witzbold von Schuldner die ganze Tür ausheben und auf dem Kopfe wegtragen.

Das Wohnhaus nebst Holzlage und einigen kleinen Nebenbauten, bei Handwerkern gehört die Werkstatt dazu, wendet seine Vorderseite zur Straße oder zum Hauptweg, die Scheune und der Stall sind im rechten Winkel dazu gestellt, und gewöhnlich schließt der Mistshaufen, der mit jedem Jahre rechteckiger und ordentlicher geworden ist, die dritte Seite ab. In dem dazwischen liegenden Hofe ist der Ziehbrunnen, der vor oder neben jedem Hause steht, mit seiner dunkeln Holzfarbe und der Zusammenstellung aus dem pfeilerartigen Sockel und dem schräg aufsteigenden Ziehbaum, der eine schöne Bogenlinie in den Himmel zeichnet, mit den Gefäßen, die ihn umgeben, und den Pfützen, in denen diese sich spiegeln, die eigentümlichste Erscheinung. Jetzt verschwinden die alten Ziehbrunnen, deren Ziehbaum am untern Ende mit Steinen beschwert war: ein unerschöpfliches Thema für die Landschafter seit Rembrandt und Waterloo. Imposant ist das zweiflüglige Scheunentor, das nicht selten im Rundbogen gebaut ist. So schwer es ist, so läßt es doch Raum für die Hühner, die gern die Tenne aufsuchen, und für die Hauskatze, die dort ihr ergiebigstes Jagdrevier hat. Vor dem Scheunentor steht ein Streifen Gras, gerade so lang und so breit wie die Regentropfen vom Scheunendach fallen, nicht kürzer und nicht enger. Das Scheunentor streift die Grashalme zur Erde, wenn es sich öffnet und schließt, und sie stehn leise rauschend wieder auf.

(Schluß folgt)

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

Im Wohnzimmer sang Elli noch immer, während Hauptmann Hall unermüdlich die Noten umwandte. Der Rechtsanwalt trat zu ihr und bat tausendmal um Entschuldigung, daß er sie unterbreche.

Elli stand auf und gab ihm die Hand. Werden Sie mir also das Buch besorgen?

Ich verspreche Ihnen, daß Sie es morgen haben werden, gnädiges Fräulein. Er hielt ihre Hand, die die seinige freimütig drückte, einen Augenblick länger fest, als notwendig gewesen wäre.

Digitized by Google

Julie steckte unbemerkt ihr Taschentuch ein, indem sie aus der Fensternische trat. Gute Nacht, Robert, sagte sie, fast ohne aufzusehen. Vergiß nicht, Gerda von mir zu grüßen.

Eine merkwürdig matte Stimmung legte sich über das Zimmer, als der Rechtsanwalt schließlich mit seinen Verbeugungen fertig geworden war, und Elli den Flügel verließ.

Wir müssen wohl bald den Wagen bestellen, Julie? — Olga behandelte ihre Stieftochter immer demonstrativ als das Oberhaupt der Familie — sie, die Erbin, die Besitzerin von Groß-Markby.

Ja, wenn Tante Albertine auch der Meinung ist, dann — nicht wahr, Arvid? wandte sie sich an ihren Bräutigam.

Arvid tadelte eben eine Klavierbegleitung, die Elli gespielt hatte, gab dann aber zu, daß möglicherweise auch der Komponist selbst schuld sein könne, und so hörte er nicht sogleich, was Julie gesagt hatte.

Den Wagen, ja natürlich, wenn du es wünschest! Aber er blieb stehn und sah Elli forschend in die wie Phosphor leuchtenden, unbeschatteten Augen, während er weiter sprach. Mit Herzklopfen fiel es Elli auf, wie eigentümlich feurig, fast hungrig sein dunkler Blick manchmal sein konnte.

Ja, sagte Elli, nachdem das Gespräch eine andre Richtung genommen hatte, ich müßte eigentlich meine Arme massieren lassen.

Auf einem niedrigen Schemel vor dem Kamin hockend, strich sie bekümmert über ihren engen grünen Cheviotärmel. Ich merke, daß es sie schrecklich angreift, so viel zu spielen.

Zögernd glitt sein Blick einen Augenblick über das leuchtende Haargewoge, aus dem ein durchsichtiges Ohr hervorsah, und folgte dem weichen Schatten am Halse und unter dem Kinn. Dann sagte er, indem er seiner Nase entlang den Blick langsam auf seinen gewichsten Schnurrbart senkte, den er geistesabwesend und nervös immerfort drehte:

Ja, wenn sich niemand tüchtigeres und kein geübterer Masseur findet — er verbeugte sich halb —, wäre es ja nicht unmöglich, daß ich, der ich ja auch das Zentralinstitut durchgemacht habe ...

Nein, das hieße Ihre Liebenswürdigkeit doch mißbrauchen! murmelte Elli schüchtern abwehrend. Sie dachte nicht genauer darüber nach, woher es eigentlich kommen könnte, daß sein liebenswürdiger Vorschlag, den jedermann hätte mit anhören können, sie in eine so tödliche Verlegenheit brachte; aber das wußte sie, daß sie nie, nein niemals, und wenn der elende Arm noch so schlimm werden sollte, ihre Zuflucht zu ihm nehmen würde ... obgleich es dumm war, Herzklopfen zu bekommen und krebsrot zu werden, weil er, der verlobte Mensch! in aller Freundlichkeit einen Dienst anbot, den jeder Arzt oder examinierte Masseur im ganzen Lande um zwei Kronen die Stunde leisten konnte, ohne daß es ihre Ehrbarkeit im geringsten zu genieren brauchte! Nein — er nicht!

Sie schaute auf — etwas von der Seite — scheu und merkwürdig unsicher — und ihre Blicke trafen sich in dem flackernden Feuerschein. Da wandte er schnell die Augen ab, und glühend rot beugte er sich tief über den Kamin.

Verzeihen Sie! sagte er leise. In dem Augenblick, wo sich ihre Augen trafen, hatte das eine gewußt, was das andre dachte, es eben so deutlich gewußt, als ob sie es einander gesagt hätten. Und im nächsten Augenblick war er wütend über seine dummen Worte.

Elli stand auf; sie meinte vor Scham in den Boden sinken zu müssen. Warum konnte er denn nicht schweigen? Sie hätte, gleich nachdem sie seine Worte vernommen hatte, auf den Boden stampfen können, um ihn zum Schweigen zu bringen. Vorher — war es nichts gewesen — er hatte ja nicht ein Wort gesagt, das nicht alle Anwesenden hätten hören dürfen. Jetzt — erst jetzt wurde es zu etwas — zu etwas mehr, zu etwas ganz anderm!

Digitized by Google

Der Wagen von Groß-Markby war schon vorgefahren. Die fleißigen Damen um den Tisch herum, zu denen sich nun auch Olga und Julie gesellt hatten, steckten ihre Arbeiten in die Nähtaschen und begannen, gute Nacht zu sagen. Bibbi suchte nervös die Gummibänder zu den Überärmeln der Pröpstin und fragte laut und ängstlich, ob Stine doch nicht vergessen habe, den Mantel ihrer Mutter im Vorzimmer dicht neben den Ofen zu hängen.

Olga hatte Arvid mit Beschlag belegt, und Erik stand geduldig mit einem Abendmantel über den Arm da und wartete auf die an diesem Abend mehr als langsame Julie. Alle andern halfen der Pröpstin beim Anziehen; sie hatte so viele Westen, Plaids und gestrickte Schals unter ihrem Radmantel, daß sie, als sie endlich fertig war, fast ihrer Kaffeekanne glich. Und dann mußte die Haubenpyramide mit den violetten Bändern in einen Haubenkorb gepackt und mit einer wattierten Kapuze vertauscht werden, von der Erik die Vermutung auszusprechen pflegte, „daß sie im Krimkrieg entstanden sei."

Gib recht acht, liebe Elli! — Elli war es anvertraut worden, das violette Kunstwerk einzupacken. — Lege die Bänder ganz glatt in den Kopf hinein, liebes Kind! Die alte Dame setzte sich, und zwei Mädchen zogen ihr die pelzgefütterten Stiefel an.

Elli antwortete nur mechanisch: Ja, liebe Tante. Hinter ihr stand, den Hut in der Hand, Hauptmann Arvid, um sich zu verabschieden. Sie reichte ihm eine bebende, etwas feuchte Hand, während er den kostbaren Haubenkorb in Empfang nahm.

Er sah sie fragend und bittend an. Sie fühlte es natürlich, ja, sie fühlte es mit jedem Nerv ihres Körpers, ganz unnatürlich deutlich fühlte sie es, aber sie konnte sich nicht dazu entschließen, aufzusehen, und er wagte es nicht einmal, ihr die Hand zu drücken.

Zerdrück ihn nur nicht, lieber Arvid, ermahnte die Pröpstin, die ihren Haubenkorb mit den Augen verfolgte.

Julie suchte drüben am Spiegel ängstlich ihre Hutnadel — nur um Erik nicht ansehen zu müssen, der, nachdem er mit dem Mantel auf sie gewartet und ihn ihr umgelegt hatte, nicht wieder weggehen zu wollen schien. Endlich fand sie doch ihre Nadel und hob die Arme, um sie festzustecken. Erik lehnte noch immer an der Wand neben dem Spiegel und sah sie nur an — beinahe ironisch, kam es ihr vor. Sie steckte ihre Nadel schlecht in den Hut, sodaß dieser nicht sitzen wollte, ja sie war so nervös, daß sie sich in die Lippen beißen mußte, daß sie nicht in Tränen ausbrach.

Bist du bald fertig? hörte sie Olga resigniert auf der Treppe draußen fragen.

Ja! — Rasch wandte sie sich vom Spiegel ab. — Gute Nacht, liebe Elli. Übertrieben freundlich beugte sie sich im Vorübergehen vor, nur damit niemand sehen sollte, wie aufgeregt sie war, und küßte Elli auf die Wange. Arvid stand dicht daneben und wartete auf sie.

Elli machte einen Moment die Augen fest zu, während sie Juliens gleichgiltigen Kuß hinnahm, und dann senkte sie den Kopf tief.

Adieu! Adieu! rief die Pröpstin vom Wagen aus. Es klang wie ein Notschrei. Sie hatte eine halbe Stunde gebraucht, alle ihre Umhüllungen anzuziehen, und konnte nun durchaus nicht begreifen, „warum es denn so schrecklich lange daure" . . .

11

Mitte November trat eine traurige Zeit für Groß- und Klein-Markby ein. Erstens regnete es so, daß man nicht einmal mit einem Brief bis zum Bahnhof gehn konnte, ohne patschnasse Füße zu bekommen. Und dann war es — ja, Dagny sagte es gerade heraus, es war, als ob alle Menschen Angst voreinander hätten und sich aus dem Wege gingen. Nie konnte sie nun Elli bewegen, zu einem behaglichen Kaffee oder Tee mit ihr nach Groß-Markby zu gehn, und nie

Digitized by Google

kam Julie von selbst in die Villa. Erik hatte es schrecklich wichtig mit einem Dampfschiff, das untergegangen war — Gott mochte wissen, was er eigentlich dabei zu tun hatte, aber immer war es dieses ewige Dampfschiff, dem er die Schuld gab, wenn man ein wenig Unterhaltung und Vergnügen von ihm haben wollte. Und Hauptmann Hall trieb sich vom Morgen bis zum Abend mit seinen Hunden und seiner Flinte im Walde herum. Oder er saß auch auf seinem Arbeitszimmer im Seitenflügel und sah die Bücher der Wirtschaft durch, die er sehr sorgfältig führte, und die ihm viel Kopfzerbrechen zu machen schienen.

Ist noch immer Licht bei Arvid? pflegte die Pröpstin jeden Abend zu fragen. Sie war nie vollkommen ruhig, ehe alle Lichter in den Holzgebäuden gelöscht waren.

Ja, Mutter, ich kann ihn mit der brennenden Zigarre im Zimmer auf und ab gehn sehen.

Ist er heute mit Julie ausgeritten?

Die Alte dachte über einen verirrten Buben in ihrer Patience nach, den sie nicht unterzubringen wußte.

Nein; als ich drüben war, fragte er sie, ob sie Lust dazu hätte, aber sie meinte, es sei zu schmutzig.

Bibbi war bald das einzige zuverlässige Verbindungsglied zwischen Groß- und Klein-Markby. Trotz Regen und Wind ging sie treulich hinüber, fragte, wie es Dagny gehe, und brachte Blumen und Grüße von Julie sowie Brustbonbons, die sie und Lovisa selbst für die Pröpstin herzustellen pflegten. Diese Bonbons waren auf Markby das sicherste Zeichen, daß sich der Winter näherte.

Ellis gute Laune wechselte stark. Sie saß fast immer am Flügel — Tante Ada dachte nachgerade, es sei fast etwas zu viel des Guten — und gab kurze Antworten, wenn Dagny kam und wollte, sie solle „etwas gemütlich" sein.

Elli, meinst du, ich sollte die neue englische Marmelade spendieren? fragte Dagny, die in der Hoffnung, daß Bibbi sich zeigen werde, den Nachmittagstee in ihrem Boudoir vorbereitete.

Aber wie du dich geputzt hast! Elli ließ die Hände sinken und drehte sich rasch auf dem Klavierstuhl um; ihre Augen konnten fürchterlich groß sein, wenn sie so ungekünstelt erstaunt war. Bibbis wegen?

Dagny trug ein weinrotes Empiregewand, das sie erst kürzlich von der Schneiderin bekommen hatte.

Nein, meiner selbst wegen; wie gefällt es dir? fragte die arme Dagny. Sie wußte recht gut, was Elli dachte. Es war nämlich Sonnabend, und da pflegte der Rechtsanwalt auf dem Wege zum Bahnhof mit Bibbi hereinzukommen. Aber man konnte ja nicht wissen, ob er es gerade heute auch tun würde.

Du siehst genau so aus wie Himbeereis, oder wie Gelee, das in einem Champagnerglas fest geworden ist. Dein Kopf ist ja so hell, daß man ihn gar nicht sehen kann.

Dagny betrachtete sich im Spiegel und fand, daß sie ganz schick aussehe.

Ja, das weiß ich gewiß, fuhr Elli unbarmherzig fort, daß ich so eine Farbe nie gewählt hätte.

Nein, natürlich nicht, aber zu meinem Haar paßt sie ganz gut, parierte Dagny rachsüchtig.

Elli lachte nur und wirbelte sie, plötzlich in viel besserer Laune, vor dem Spiegel im Kreis herum.

Sag mir, fragte sie übermütig, glaubst du, daß Bibbi es auch auf ihn abgesehen hat?

Elli! rief Dagny, der vor Zorn die Tränen in die Augen traten. Er sieht durchaus nicht auf so etwas! Überhaupt ist er der einzige richtige Gentleman, den ich in meinem Leben getroffen habe.

Die sind auch verflixt selten! erwiderte Elli. Aber du hast mir wegen Bibbis

Digitized by Google

noch keine Antwort gegeben. Meinst du zum Beispiel nicht, die vielen Spaziergänge zu zweien seien verdächtig?

Sie könnte ja seine Mutter sein! rief Dagny entrüstet. Aber du meinst das natürlich gar nicht, du sagst es nur, um — mich zu ärgern, war sie im Begriff zu sagen, nahm sich aber noch beizeiten zusammen und fügte dafür erhaben vorwurfsvoll hinzu: Und Bibbi, die so viel durchgemacht hat!

Das hast du mir ja noch nie gesagt! Bitte, erzähle! Und Elli rückte plötzlich näher.

Weißt du denn nicht, daß sie einmal verlobt war?

Bibbi?

Doch, sie ist es wirklich einmal gewesen. Mit einem Landschaftsmaler, der drüben am Bahnhof wohnte.

Liebste! ... Ist es schon lange her?

Ja, ich kann mich kaum mehr daran erinnern, aber Stine hat es mir genau erzählt. Sie — Bibbi natürlich — hat ihm selbstgewobne Gardinen geschenkt — es war gleich, nachdem die kunstgewobnen so sehr in die Mode kamen —, und eines Tages, da ... da sahen die Leute, daß er sie abnahm — obgleich sie noch gar nicht schmutzig waren.

Und da wußte es ganz Markby? — Es kam Elli fast vor, als sei sie wieder daheim in Lennsjö.

Ja, da wußte man es natürlich, antwortete Dagny unschuldig. Das wirst du doch begreifen. Aber später kam ja auch ein Brief — Bibbi war gerade bei einer Familie in Schonen auf Besuch —, und da fühlte Fräulein Svensson drunten auf der Post, daß der Ring darin lag.

Arme Bibbi! murmelte Elli mitleidig.

Ach, jetzt spricht ja niemand mehr davon! Aber damals war es gewiß ein harter Schlag für sie, sagte Dagny altklug.

Die beiden Mädchen schwiegen ein paar Minuten. Elli schaukelte sich mit großen unbeweglichen Augen im Stuhl und dachte nach ...

Hör, Elli! — Dagny stand hinter ihr und konnte ihr Gesicht nicht sehen. Du hast vorhin von Rechtsanwalt Garde gesprochen. Meinst du nicht ... hast du nicht auch bemerkt, daß ... daß Tante Olga? ...

Nein, das habe ich nicht bemerkt.

Doch, es ist ganz sicher! rief Dagny entrüstet und plötzlich ganz eifrig. Aber er ... das kann ich nun und nimmer glauben! Wie? Sie ist ja auch so schrecklich alt ...

Oh ... sagte Elli, den Buchstaben in die Länge ziehend. Du kannst ganz sicher sein, daß eine Dame anfangs der Dreißiger mit einem Aussehen wie Olgas ebenso ihr Publikum hat wie ein junges Mädchen von siebzehn oder zwanzig Jahren. Vielleicht kein ganz so großes, aber ...

Aber? fragte Dagny ängstlich ihr Orakel.

Ein um so gewählteres, erwiderte Elli mit Nachdruck. Ich meine, daß es dann immer intelligentere Menschen sind, Menschen, die etwas gesehen haben, meine ich.

Hauptmann Hall gefällt sie jedenfalls nicht! rief Dagny unmotiviert, das hat er selbst gesagt. Aber er hat vielleicht auch nicht so viel gesehen?

Elli sah äußerst uninteressiert aus. Nicht? fragte sie gleichgiltig.

Was meinst du eigentlich, daß ein Hauptmann beim Södermanländischen Regiment gesehen habe? — Elli kam es vor, als höre sie Eriks Stimme hinter Dagny-Ejaus Händen. — Und sehr klug ist er doch auch nicht. (Dagny hatte sich das Wort „klug" angeeignet und gebrauchte es schon recht gewandt.)

Weil ihm Olga nicht gefällt? fragte Elli scharf mit einem Funkeln in ihren unbeschatteten kecken Augen wie von geschliffnem Stahl.

Ach, daran habe ich jetzt gerade nicht gedacht. Aber Erik gibt einem immer zu verstehn, daß er nicht besonders begabt sei.

Digitized by Google

Erik! Elli lehnte sich in den Stuhl zurück, allein in ihrer Stimme lag ein unergründlicher Sarkasmus, als sie „Erik“ sagte. Ich möchte um seiner selbst willen wünschen, daß Erik eine so noble und arglose Natur wie die Hauptmann Halls verstehn könnte.

Liebe Elli! — Dagny war nun schon im Harnisch. — Ich glaube doch, daß alle der Ansicht sind, Erik stehe weit über ihm.

Ich werde nicht mit dir darüber streiten, sagte Elli überlegen. Er ist ja dein Bruder.

Aber es war zu lange auf Dagny herumgetreten worden, nun wollte sie ihre Satisfaktion haben.

Du hast immer an Erik etwas auszusetzen. Was hat er dir denn getan?

Nichts, antwortete Elli kalt, mit der Würde einer Königin. Erik hat es wirklich nicht in seiner Gewalt, mir auch nur das geringste anzutun.

Du ... Dagny zögerte etwas, aber dann sagte sie doch: Du bist doch wohl nicht in ihn verliebt?

Daß Gott erbarm! rief Elli verächtlich mit einem kurzen scharfen Auflachen. So unwiderstehlich ist er doch nicht.

Es wäre auch vollständig hoffnungslos, sagte Dagny, indem sie warnend den Kopf schüttelte. Er ist wie Eis — ganz wie Eis. Die Frauen interessieren ihn nicht.

Nein, ausgenommen eine, an die er nicht denken darf ...

Elli! — Dagny stampfte auf den Boden. Daß du es wagst! Und dann fragte sie zornig, aber grenzenlos neugierig: An wen?

Elli bereute natürlich schon ihre Unvorsichtigkeit und versuchte den Eindruck wieder zu verwischen, indem sie sagte, es sei natürlich nur etwas, was sie sich einbilde. Es sei auch ganz „echt“ von Erik, daß er, der „so viel gesehen“ habe, gewöhnlichen jungen Mädchen gegenüber blasiert sei.

Aber Gott sei dir gnädig, unterbrach sie sich drohend und richtete ein paar schreckliche Augen auf Dagny, wenn du nun hingehst und Tante Ada mit meinen Dummheiten Flöhe in die Ohren setzt.

Wie kannst du nur so etwas glauben! sagte Dagny indigniert. Meinst du, ich spreche mit Mama über so etwas?

An demselben Abend, als der Rechtsanwalt aufbrechen mußte — Dagnys Ahnungsvermögen hatte sie nicht getäuscht, er war richtig mit Bibbi gekommen und hatte allergnädigst geruht, die weinrote „Tüte,“ wie Elli alsbald boshafterweise das Empiregewand getauft hatte, hübsch zu finden —, begleitete ihn Elli zum Schnellzug. Sie wollte einen Brief besorgen, der „gewiß nicht besonders wichtig war,“ meinte die arme kleine eingesperrte Dagny.

Es war übrigens kein weiter Weg von der Villa bis zu dem Markbyer Bahnhof, und der Rechtsanwalt mußte sich überdies ein wenig beeilen, um noch zu rechter Zeit auf den Zug zu kommen, sodaß sich Dagny diesesmal alle Unruhe hätte sparen können. Denn obgleich Elli — von der festen Überzeugung durchdrungen, daß sie nicht in der Lage sei, sich von Gefühlen leiten lassen zu dürfen — von Anfang an, und in der letzten Zeit mehr als je, auf Robert Garde „angelegt“ hatte, so hatte sie doch nicht aus diesem Grunde heute seine Gesellschaft gesucht. Es war einesteils, um sich ihrer Gedanken zu entschlagen, die bisweilen solcher Natur waren, daß sie es für sich am günstigsten hielt, ihnen zu entfliehen; anderenteils aber, um hinauszukommen und nicht den ganzen Abend mit Dagny und Bibbi schwatzen zu müssen. Denn — ach! es war ihr bisweilen, als ob die Doppelfenster, die Ofenwärme und die vielen Teppiche und Portieren in der Villa sie geradezu ersticken müßten. Sie sehnte sich — ganz regelrecht sehnte sie sich manchmal — nach den dünnen Bretterwänden daheim in Lennsjö, nach dem Roßhaarsofa im Bureau, nach der Treppe, wo es immer zog, und nach dem Duft von frischem Tannenholz in allen Räumen. Ich bin doch eine unverbesserliche Landpomeranze!

Digitized by Google

pflegte sie in solchen Augenblicken mit bittrer Ironie zu sich zu sagen. Nun sitze ich hier vor den Fleischtöpfen Ägyptens, nun habe ich Champagner, aber nun geht es mir wie jenem Menschen bei Ibsen, nun mag ich nicht trinken.

Der Rechtsanwalt ging vorsichtig auf dem einen schmalen Pfad am Wegrand, und sie wegen der schlechten Beschaffenheit des Wegs auf dem andern. Wenn sie sprachen, so war es über Wetter und Wind und den ewigen Schmutz; nichts konnte trivialer und unschuldiger sein. Und wäre die alte Pröpstin in Galoschen und Regenmantel neben ihm her gewankt, so hätte er sicherlich gerade so mit ihr geredet; aber daran mochte Elli heute nicht einmal denken. Sie fragte sich nur immer, fast fieberhaft bis zuletzt, ob die hohe Gestalt im Havelock und steifem rundem Hut Hauptmann Hall sein könne oder nicht. Sie stand drüben an der Tür der Güterhalle und sprach mit ein paar Eisenbahnbeamten. So — nun wandte sie sich um! Ja, er war es!

Hauptmann Hall lüpfte leicht den Hut, als die beiden an ihm vorüberkamen. Er trat erst zu ihnen, als der Rechtsanwalt schon auf dem Bahnsteig stand und Elli zum Abschied die Hand reichte.

Adieu Tjö ... danke, ich werde deine Grüße bestellen. Fahren Sie auch in die Stadt, gnädiges Fräulein?

Nein, sagte Elli nicht ganz so unbefangen wie sonst. Ich hatte nur einen Brief zu besorgen.

Sie blieben beide einige Sekunden stehn und starrten nichtssagend nach dem Coupéfenster des Rechtsanwalts, während sich der Zug langsam in Bewegung setzte.

Ich glaube, es regnet schon wieder, sagte der Hauptmann, zu dem bleifarbigen Himmel aufschauend. Es war schon fast ganz dunkel, und überall brannten die Laternen.

Haben Sie einen Regenschirm, gnädiges Fräulein? fragte er in demselben förmlichen etwas langsamen Tone.

Nein! Aber es ist ja nicht weit, und dieser alte Hut hier — linkisch faßte sie nach ihrem schwarzen Filzhut.

Ja — ich kann Ihnen leider keinen Wagen anbieten; aber selbstverständlich werde ich Sie begleiten.

Elli stellte sich ungewöhnlich dumm an — gerade unten an der Bahnhofstreppe wäre sie beinahe in eine große Pfütze getreten, die überdies im Laternenschein hell wie ein kleiner Teich leuchtete.

Wie dunkel es doch in den letzten Minuten geworden ist! entschuldigte sie sich verlegen.

Ach, wir sind wohl auch von der Helle auf dem Bahnsteig etwas geblendet! Darf ich Ihnen nicht meinen Arm anbieten, gnädiges Fräulein ... hier ... an dieser schlimmsten Stelle?

Danke, aber ich glaube, nun sehe ich schon, murmelte Elli ungewöhnlich befangen. Sie tat, als bemerke sie nicht, daß er den Arm schon ausgestreckt hatte. Sie schwiegen beide ein paar Sekunden.

Ist Garde heute Nachmittag in der Villa gewesen? — Das wußte ich nicht, begann der Hauptmann aufs neue.

Ja, er kam mit Bibbi und brachte einige Noten für uns.

Uns? wiederholte der Hauptmann mit einer Stimme, die spaßhaft klingen sollte. Sie meinen wohl, für Sie?

Allerdings, sagte Elli leise, fast beschämt, und doch ärgerte sie sich in demselben Augenblick über ihren Ton. Sie hätte ihm natürlich recht kurz und kühl antworten sollen. Welches Recht hatte er denn, sie zu verhören oder ihre Worte auszulegen?

Er darf also Ihre Lieder auswählen ... bestimmen, was Sie singen sollen? fragte der Hauptmann wieder langsam, wie vorher. Es lag etwas merkwürdig Gedämpftes, Unterdrücktes in seiner Stimme.

Digitized by Google

Der Pfad war so schmal, daß sie, um im Schmutz die Sicherheit nicht vollständig zu verlieren, sehr nahe nebeneinander gehn mußten; er einen halben Schritt hinter ihr. Ihre Augen hatten sich nun an die Dunkelheit gewöhnt, und der Regen hatte wieder etwas nachgelassen.

Ja — manchmal, antwortete Elli so kurz und abweisend, wie sie es nur wünschen konnte. Aber dabei klopfte ihr Herz so verzweifelt rasch und stark, wie es überhaupt erst während der letzten Wochen zu klopfen begonnen hatte.

Warum? ... Ich meine ... warum? ... Er blieb stehn und fügte gezwungen mit einer gewissen aufdringlichen, rücksichtslosen Herzhaftigkeit, die ihm durchaus nicht glich, hinzu: Da darf man Ihnen wohl bald gratulieren?

Elli empfand seine Worte — ja noch mehr den Ton als die Worte selbst — wie einen Schlag ins Gesicht, so gekränkt, so erzürnt wurde sie dadurch. — Und auch schmerzlich erstaunt — wie konnte er nur? Wie war es möglich, daß er — er — so — so — roh sein konnte?

Sie gab keine Antwort, sondern ging nur etwas schneller vor ihm her, ohne den Kopf zu wenden. Einige Minuten lang sprach auch er nicht. Durch die Bäume des Parks konnten sie nun schon die Lichter der Villa unterscheiden.

Verzeihen Sie mir, Fräulein Elli, flüsterte er leise und sehr gefaßt. Sie vernahm seine Stimme dicht an ihrem Ohr; unter den großen Bäumen am Wege war es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Ich ... Sie ... Sie haben mich während der letzten Minuten anders gesehen, als mich jemals ein Mensch vorher gesehen hat! Was werden Sie nur von mir denken?

Elli blieb einen Augenblick stehn; schwer lehnte sie sich an die nasse Parkpforte. Sie hatten den Wald jetzt hinter sich und konnten wieder etwas unterscheiden.

Gute Nacht, Herr Hauptmann, sagte sie, ihm so ruhig, wie sie es vermochte, die Hand reichend. Er ergriff sie und hielt sie fest.

Soll ich wirklich gehn? fragte er schnell und sehr leise, ohne zu erfahren, ob Sie mir böse sind?

Ich bin nicht böse, murmelte Elli schwach. Und wenn es ihr Leben gegolten hätte, sie hätte ihm nicht in die Augen schauen können, die, wie sie fühlte, die ihrigen suchten. Aber ...

Aber? — Noch immer hielt er ihre Hand fest, und sie dachte nicht einmal daran, sie zurückzuziehn.

Ach, Herr Hauptmann! — Es klang fast wie ein Schluchzen so heftig. — Warum?

Warum? ... Ja, warum quäle ich Sie ohne Not? fragte er gedämpft, hastig und ernst. Ich, der Ihnen doch nur Freude bereiten möchte, Fräulein Elli.

Gute Nacht, Herr Hauptmann, sagte Elli schnell und gefaßt. Ich fürchte — sie zwang sich, dies zu sagen, indem sie ihre Hand zurückzog —, daß Sie ... mich aufhalten.

Gute Nacht, antwortete er steif und zog den Hut. Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein.

Wie eine Verbrecherin schlich sich Elli an der Wohnzimmertür vorüber, und wie verfolgt stürzte sie die Treppe hinauf und in ihr Zimmer. Da blieb sie in der Dunkelheit stehn, und beide Hände auf ihre Brust gepreßt schnappte sie nach Luft. Durch das Fenster zwischen den Bäumen konnte sie die Lichter des Bahnhofs sehen.

Hierauf schleuderte sie Hut und Mantel auf das Sofa und begann mechanisch ihre nassen Stiefel aufzuknöpfen, bis sie plötzlich mit gesenktem Kopf und die Hände vor dem Gesicht unbeweglich auf dem Puff sitzen blieb.

Großer Gott! murmelte sie fast laut, verzweifelt und höhnisch vor sich hin. Großer Gott, was ist doch das?

Sie stand auf, und ohne an die halbaufgeknöpften nassen Stiefel zu denken, begann sie im Zimmer auf und ab zu gehn.

Digitized by Google

... Und das also war es, was zu fühlen die Leute sich sehnten, so lange sie lebten und atmeten! — Das war es, wovon man von seinem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre an träumte und phantasierte! Das war es, worüber die Leute Gedichte und Romane schreiben, und was sie im Unverstand bis zu den Wolken erhoben! Und dann war es ein solcher Schmerz, eine solch unaussprechliche Qual ... dies ... jemand lieb haben ... sich sehnen ...

Elli schluchzte heftig, zornig, verzweiflungsvoll. Aber der Gipfel des Unglücks war doch, zu wissen — sich so vollständig klar darüber zu sein, wie sie es war —, zu wissen, daß man, wenn man auch nur eine einzige Sekunde lang nachgab, unrettbar verloren war, und daß es dann das reine Elend für beide war ... ja, und wenn er frei wäre — sie hätte nicht den Mut, einen armen Mann zu heiraten! Sie wollte nicht! Nein, tausendmal lieber sterben, als sich und ihn einem solchen Schicksal preiszugeben.

Wie war es denn nur so gekommen? ... Sie wußte doch ganz genau, daß sie von dem Tage an, wo sie zuerst etwas ahnte, alles getan hatte, ihm auszuweichen.

Zum hundertstenmal tauchte das Bild ihrer Heimat vor ihr auf: die ärmliche konventionelle Eleganz der wohlfeilen Einrichtung, das schlappige Dienstmädchen vom Lande, ohne jegliches Zeichen der Ehrfurcht vor ihrer Herrschaft — das abgezehrte, vergrämte Gesicht der Mutter, die leichtsinnige, mürrische und rücksichtslose Oberflächlichkeit des Vaters ... Sie dachte an Thoras schon etwas gewöhnliche und schlampige Art, an die zertretnen groben Stiefel und die abgetragnen Schulkleider der kleinen Schwestern; an die nachlässig angerichteten Mahlzeiten, wo niemand Zeit hatte, auf die andern zu warten, an den Umgang, den sie sich allmählich verschafft hatten ... an die Ärmlichkeit der Stellung, den Klatsch, der gewissermaßen durch das ganze undichte Haus hereindrang ...

Und dann sollten dies doch nur lauter Kleinigkeiten sein! „Bagatellen!" wie ihr Vater in seiner flotten Art zu sagen pflegte. Ja, Bagatellen, die einem jede Minute des Lebens störten und vergällten.

Ach nein — wenn man nun das Unglück hatte, mit offnen Augen auf die Welt gekommen zu sein, mit Augen, die man der Wirklichkeit nicht verschließen konnte, dann — ja dann nahm man sich in acht, und — wenn es noch so weh tat!

Aber — ach! Wenn man sich wenigstens ein einzigesmal aussprechen dürfte, ihm nur sagen, wie weh es tue — nur fühlen dürfte, daß sie wenigstens zu zwei wären, es zu tragen — das Elend ... ach, nur ein einzigesmal!

Sie blieb in der Dunkelheit am Fenster stehn und starrte plötzlich ergeben und mit einem sonderbar weichen zärtlichen Lächeln durch die Bäume des Waldes nach den Bahnhofslaternen. Es gab doch etwas — etwas Gutes und Schönes, an das sie sich erinnern konnte, an den Blick seiner Augen, den Klang seiner Stimme! Und dann zu wissen, daß er sich jetzt nach ihr sehnte, daß er da in der Dunkelheit im Walde umherwanderte und böse auf sie war und sie mißverstand und eifersüchtig war! — und sich sehnte!

Es klingelte jemand an dem elektrischen Läuteapparat. Gott sei Dank! fuhr es Elli plötzlich durch den Kopf, daß man heute früher gegessen hatte und die Herren nicht vor dem Abend spät zurückerwartet wurden. Der Gedanke allein, daß Erik sie über den Tisch herüber im Schein der Lampe fixieren würde! Denn er war der einzige, der das nötige Verständnis hatte, so etwas zu bemerken.

Dann fiel ihr ein, was Erik über einen „Hauptmann beim Södermanländischen Regiment" gesagt hatte, und sie errötete tief vor Zorn. Als ob er mit seiner englischen Krämer-matter-of-fact-Begabung imstande wäre, eine Natur wie die Arvids zu fassen!

Ich bin doch die echte Tochter meines Vaters, sagte sie plötzlich mit bewußter

Digitized by Google

Selbstironie ganz laut vor sich hin und zündete endlich energisch die Lampe an. Und allmählich nahm sie die Sorge, was sie mit ihren armen rotgeweinten Augen anfangen solle, ganz in Anspruch.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die Reise des Staatssekretärs Grafen von Posadowsky nach Wien war für das deutsche Publikum eine Überraschung, und auch von der Wiener Publizistik ist sie als eine solche behandelt worden. Der erste Eindruck war in Deutschland nicht günstig. Bei allen Vertragsschlüssen spielt der genius loci eine gewisse Rolle, bei dem augenblicklich noch in Geltung stehenden deutsch-österreichischen Vertrage war es bekanntlich nur zu sehr der Fall. Um so mehr sah man, zumal in den agrarischen Kreisen, mit einem gewissen und in Erinnerung an 1891 nicht ganz unberechtigten Mißbehagen die deutschen Unterhändler nach Luzern und den Vertreter des Reichskanzlers nach Wien gehn. Bei Vertragsverhandlungen ist in der Regel nicht der Wirt dem Gast, sondern der Gast dem Wirt gefällig, der Wirt beschränkt sich darauf, durch entsprechende äußere Aufmerksamkeiten den Gast in die gewünschte Stimmung zu versetzen. Dieses traditionelle Rezept der englischen Staatskunst hat auch in andern Hauptstädten Europas Eingang und Übung gefunden, nicht zum wenigsten in Wien. Bekanntlich hat nicht einmal Bismarck im Jahre 1879 in Wien alles durchsetzen können, was ihm vorschwebte.

Diesesmal liegt die Sache insofern anders, als von den österreichisch-ungarischen Staatsmännern wohl zu sehr mit dem Bedürfnis des Reichskanzlers gerechnet worden ist, mit fertigen Handelsverträgen vor den Reichstag zu treten. Neben den in den innern Verhältnissen Österreich-Ungarns liegenden staatsrechtlichen Schwierigkeiten war in dem Verhalten seiner Unterhändler eine gewisse Verschleppungstaktik erkennbar, die den Reichskanzler in die Zwangslage versetzen sollte, in der zwölften Stunde „Ja“ zu sagen, nur um den Vertrag noch vor dem Zusammentritt des Reichstags fertig zu bekommen. Diese Verschleppungstaktik ist nun dadurch zerrissen worden, daß der Vertreter des Reichskanzlers selbst nach Wien ging und damit das wochenlange Herumschleppen „von einer antecamera zur andern,“ über das schon im „Wallenstein“ geklagt wird, unmöglich machte. Deutschen Kommissaren gegenüber konnten sich die österreichischen und die ungarischen Kommissare ausweichend verhalten, immer von neuem Rückfragen und die Einholung von Instruktionen vorschützen. In Anbetracht sowohl der Persönlichkeit als der hohen Stellung des Grafen Posadowsky fallen diese Kunststückchen weg. In der Verhandlung von Minister zu Minister kommen die in der letzten Instanz Verantwortlichen unmittelbar zur Geltung. Graf Posadowsky hat die Verträge persönlich vor dem Reichstage zu vertreten, er weiß also genau, was für die verbündeten deutschen Regierungen annehmbar ist, und was nicht.

In seiner Person tritt den österreichischen und den ungarischen Ministern der kenntnisreichste, fleißigste Arbeiter gegenüber, über den Deutschland auf diesem Gebiete verfügt; er beherrscht die Materie wie kein andrer und wird für die Wiener Liebenswürdigkeiten erst nach, nicht vor der getanen Arbeit zugänglich sein. Die Liste der ihm dort zugedachten Diners usw. ist ja allerdings nicht gering, aber bekanntlich ist Graf Posadowsky von allen unsern Ministern wohl ziemlich am wenigsten bei Diners, Reisen, Enthüllungsfeiern usw. zu sehen oder für solche Dinge empfänglich, dagegen ist er der dauerhafteste im persönlichen Ein-

Digitized by Google

treten bei sachlicher Arbeit, mit voller Einsetzung seiner Kräfte und seiner Gesundheit. Man wird also mit ihm in Wien sehr sachlich verhandeln müssen; seine Zeit ist bei der großen, auf dem Staatssekretär des Reichsamts des Innern ruhenden Arbeitslast sehr knapp bemessen, und mit liebenswürdiger Gemütlichkeit allein sind bei ihm schwerlich Geschäfte zu machen. Am wenigsten dürfte er auf dem Standpunkte stehn, daß Deutschland „seine Bundesgenossen wirtschaftlich stärken müsse," er wird vielmehr bei den Wiener Verhandlungen weit mehr den deutschen Reichstag als die österreichischen und die ungarischen Minister vor sich sehen. Auch ist er wohl persönlich gut unterrichtet über die Zugeständnisse, die Österreich-Ungarn machen kann oder nicht machen kann. Für Österreich-Ungarn ist der Handelsvertrag mindestens so begehrenswert wie für Deutschland. Dafür zeugt nicht nur der Umstand, daß sich unsre Nachbarn jahrzehntelang die größte, aber bei Bismarck immer vergebliche Mühe gegeben haben, zu einem Handelsvertrage mit Deutschland zu gelangen, auch vor 1866 waren die Anstrengungen der Wiener Politik darauf gerichtet, dem Kaiserstaate den Eintritt in den Zollverein zu ermöglichen. Allerdings kam dem wirtschaftlichen Bedürfnis dabei der politische Gedanke zu Hilfe, an Stelle Preußens an die Spitze des Zollvereins zu treten. Die Ausfuhr Österreich-Ungarns nach Deutschland ist, stetig wachsend, viel größer als die Einfuhr aus dem Deutschen Reiche in den Donaustaat. Nach Angabe des Gothaer Hofkalenders betrug die Einfuhr aus Österreich-Ungarn in Millionen Mark im Jahre 1901 693,3, 1902 719,5; die deutsche Ausfuhr dorthin: 491,5, 533,1. Nach den österreichischen Aufschreibungen in Tausenden von Kronen: die Ausfuhr nach Deutschland: 1901 977776, 1902 988498; die Einfuhr aus Deutschland: 1901 634589, 1902 652012.

Diesen Zahlen gegenüber darf man in der Tat sagen, daß in Wien und Pest das Interesse an dem Vertrage doch viel größer sein muß als in Berlin. Die Schwierigkeiten auf deutscher Seite liegen nur darin, daß sich das Interesse auf verschiedne Bundesstaaten verteilt, deren Regierungen sich mit ihren Landtagen auseinanderzusetzen haben. Trotz allem dürfte immerhin die Annahme gerechtfertigt sein, daß, unterstützt durch die diplomatische Geschicklichkeit des Reichskanzlers, der Vertrag schon zur Tatsache geworden ist oder doch nahe daran ist, es zu werden, bis diese Zeilen im Druck erscheinen. Für unsre innern Verhältnisse sind Handelsverträge, die der Industrie eine auch innerlich annehmbare Dauer und der Landwirtschaft den nötigen Schutz gewähren, so sehr politisches Lebensbedürfnis, daß die Spekulation des Auslandes, bei dem wir doch überall als Käufer auftreten, uns der deutschen Haut Riemen zu schneiden, vergeblich sein dürfte. Für Deutschland gilt seit den vorigen Handelsvertragsverhandlungen das discite moniti! Manche Vorgänge, die damals unsre Interessen, zum Teil noch in der letzten Stunde, ungünstig beeinflußten, dürften sich nicht mehr wiederholen. Wenn sogar der Staatssekretär von Marschall seinerzeit aussprach, daß wir einen solchen Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn schwerlich noch einmal schließen würden, so darf von der überlegnen Staatskunst des Grafen Bülow und der außerordentlichen Sachkenntnis des Grafen Posadowsky mit voller Bestimmtheit erwartet werden, daß diesesmal die deutschen Interessen zu ihrem vollen Rechte kommen werden.

Auf das Ergebnis warten bekanntlich auch die Reichsfinanzen mit einiger Sehnsucht, das Reich bedarf dringend gesteigerter Einnahmen. Aber auch wenn die neuen Handelsverträge am 1. Januar 1906 in Kraft treten, wird sich ihre volle Wirksamkeit erst im Jahre 1907 geltend machen, also erst für 1908 in Betracht gezogen werden können. Wie groß die Mehrerträge sein werden, steht auch noch dahin. Wir müssen doch mehr auf eine Steigerung unsrer Ausfuhr als der fremden Einfuhr bedacht sein. Auf der Hebung des innern nationalen Wohlstandes, nicht der Zolleinnahmen beruht unsre nationale Kraft. Für die großen Aufgaben des Reichs liefert nur der innere Wohlstand dauernd die Mittel. Das Wort Moltkes: „Ein großer Staat steht nur sicher auf sich selbst" gilt auch von den Finanzen.

Digitized by Google

Solange die Aufgaben und die Ausgaben des Reichs verhältnismäßig gering waren, konnten wir den Zolleinnahmen eine große Rolle zuweisen. Schließlich aber gelangen diese an die Grenze ihrer Steigerungsfähigkeit, und wenn auch immerhin mit dem wachsenden Wohlstand eine gewisse Einfuhr quantitativ weiterwächst, so werden wir die Hauptdeckungsmittel doch nicht an den Reichsgrenzen, sondern innerhalb suchen müssen. Die jetzt an den Reichstag gelangenden Handelsverträge dürften auch über ihre stipulierte Dauer hinaus eine Art normalen Charakter haben, d. h. Zollerhöhungen werden in Zukunft für viele Artikel nicht mehr möglich sein.

In dem Augenblick, wo das Reich ernsthaft an die Mehrung seiner eignen Einkünfte herantreten muß, hat es in dem nun aus dem Amte geschiednen bayrischen Finanzminister von Riedel eine hervorragend begabte Kraft verloren. Man darf getrost sagen, daß Freiherr von Riedel nächst dem verstorbnen Minister von Miquel der bedeutendste deutsche Finanzminister war. In manchen Stücken war er ihm sogar über, denn Miquel pflegte zu klagen, daß sein Kollege Riedel es meisterhaft verstehe, der Reichsgans die besten Federn auszurupfen. Der jetzige Schatzsekretär ist ja aus Riedels Schule hervorgegangen, hoffentlich versteht er es, dem Gefieder der Reichsgans neue kräftige Federn hinzuwachsen zu lassen.

Miquels Klage ist jedenfalls das größte Kompliment, das einem bayrischen Finanzminister von preußischer Seite gemacht werden kann, zumal wenn er mit einer außerordentlichen Befähigung zugleich eine so hingebende nationale Gesinnung bekundet, wie das bei dem Freiherrn von Riedel der Fall ist. Er hat in seiner Person gezeigt, daß gut bayrisch zugleich gut deutsch bedeutet, und in Berlin ist ihm dafür immer eine hohe Wertschätzung entgegengebracht worden, die nicht nur dem tüchtigen Finanzminister, sondern auch dem Manne und dem Patrioten galt. In ihm war die tüchtige Art seines Stammes in hervorragender Weise verkörpert; möge es dem Reiche in München nie an Männern fehlen, die sich wie Freiherr von Riedel so viele Jahre lang bewährt haben.

Bei der zu erwartenden Militärvorlage wird von verschiednen Seiten die Forderung für eine Neubewaffnung der Artillerie mit großer Bestimmtheit in das Auge gefaßt und als der Hauptinhalt der kriegsministeriellen Wünsche hingestellt. Es dürfte das doch nicht ausreichend sein. Das Quinquennat ist ein Organisationsgesetz, das mit der Bewaffnungsfrage nichts zu tun hat. In der Organisation der Armee ist eine ganze Reihe dringendster Bedürfnisse zu befriedigen, sowohl solcher, die von einer endgiltigen Einführung der zweijährigen Dienstzeit unzertrennlich sind, als auch solcher, die für die Streitbarkeit der Armee nicht länger entbehrt werden können. Wir halten es nicht für richtig, die öffentliche Meinung in eine Stimmung einzuwiegen, die zu unliebsamen Enttäuschungen führen könnte. Auch die Argumentation, daß bei der Beschäftigung Rußlands mit dem asiatischen Krieg der Friede in Europa für lange Zeit gesichert und deshalb ein weiterer Aufwand für Heereszwecke entbehrlich sei, ist durchaus hinfällig und kann für eine Regierung, deren traditioneller Wahlspruch toujours en vedette! lautet, nicht maßgebend sein. Frankreich bleibt der gegebne Bundesgenosse für jeden Gegner Deutschlands, und es ist völlig unberechenbar, welche Leute sich in Paris über kurz oder lang der Führung bemächtigen können. Daneben gibt es dann noch die Schwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel, deren Aufrollung vielleicht gerade wegen der Beschäftigung Rußlands im Osten versucht werden könnte, sobald irgend eine europäische Macht, ganz abgesehen von der Tätigkeit der Agitationszentren, ein Interesse daran hätte. Wir werden auch dann zwar den bekannten pommerschen Musketier nicht ohne weiteres einzusetzen brauchen, aber in weiterer Entwicklung der Dinge, zumal wenn wir uns sonst in Europa und in unsern Nachbarländern umsehen, könnte es doch sehr wohl geschehen, daß Deutschlands Wohlfahrt den Aufruf seiner Wehrkraft verlangt. Die heutige Generation hat keine Erinnerung mehr daran, wie nahe während des Krimkrieges an das damalige friedsame Preußen

Digitized by Google

Friedrich Wilhelms des Vierten wiederholt die Kriegsbeteiligung herangetreten war. Nicht nur ist der Interessenkreis des Deutschen Reiches heute sehr viel größer und empfindlicher, sondern die gesamten Verhältnisse in Europa sowohl als in Asien und Amerika sind so ganz anders geworden, daß unsre Diplomatie nicht wachsam genug, unsre Wehrkraft zu Lande und zur See nicht bereit genug sein kann.

§

Ein neues Buch über England. Dr. Karl Peters hat (bei C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin, 1904) ein sehr hübsches Buch herausgegeben: England und die Engländer. Es ist im unterhaltenden Plaudertone geschrieben, aber von der Wärme belebt, die aus zehnjähriger Beobachtung von Dingen strömt, die den Verfasser im höchsten Grade interessiert haben, und es entbehrt nicht der Grundlage ernster Studien, die sich in vielen statistischen Nachweisen bemerkbar machen. Die Kapitelüberschriften lauten: Das Land; London und die Themse; die City; der englische Volkshaushalt; Politik und Presse; Heer und Flotte; englische Erziehung; englisches Volksleben; die englische Gesellschaft; die Briten und ihr Weltreich. Das kleine Buch bereichert unsre Kenntnis des gegenwärtigen Englands mit manchen nicht ganz unwichtigen Angaben. So zum Beispiel erfahren wir zu unsrer Beruhigung, daß die Engländer doch noch nicht so ganz die vollendeten Muster der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit sind, wie sie uns zu unsrer Beschämung von manchen Abstinenten vorgehalten werden. Zwei Millionen Personen beschäftigen sich bei ihnen mit der Herstellung und der Verteilung alkoholischer Getränke, und im Biertrinken übertreffen sie alle Völker der Erde: es kommen 30,2 Gallonen zu je 4,54 Litern auf den Kopf gegen 27,3 Gallonen in Deutschland. Überhaupt zeichnen sich die Engländer, wie auch wir öfter hervorgehoben haben, weder durch Mäßigkeit, noch durch Sparsamkeit, noch durch Wirtschaftlichkeit aus. So kennt die Frau aus dem Volke nicht das Zusammenhalten, das Benützen aller Reste und Abfälle, worin die deutsche Hausfrau Virtuosin ist. (In Nordamerika hat man ein hübsches Sprüchlein: Die Deutsche stopft und flickelt fleißig, die zweite Sorge ist der Dreck; die Yankeefrau ist weniger fleißig, ist was zerrissen, schmeißt sies weg.) Infolgedessen lebt die englische Arbeiterfamilie trotz höherm Durchschnittslohn und wohlfeilern Lebensmitteln in mancher Beziehung weniger behaglich als die deutsche. Dafür wird freilich in andrer Beziehung ihr Behagen erhöht durch das Einfamilienhaus mit Garten, dessen sich die meisten bessern Arbeiter erfreuen, und durch die kurze Arbeitszeit, die allen ein ordentliches Familienleben ermöglicht; namentlich die allgemein durchgeführte Sonntagruhe — auch die Eisenbahn und die Post ruhen — und der Schluß aller Arbeitstätten am frühen Nachmittag des Sonnabends wirken ungemein wohltätig. Bekannte Charakterzüge des englischen Lebens werden mit dem ihrer Wichtigkeit entsprechenden Nachdruck hervorgehoben. So die Bedeutung des Parlamentarismus und der unbeschränkten Öffentlichkeit des politischen Lebens. Absolutistische Staaten wie Rußland genössen im diplomatischen Spiel der Minen und der Gegenminen gewisse Vorteile. Dafür gewähre aber die Öffentlichkeit die Bürgschaft einer gesunden Kontrolle, und sie sei das Ventil, durch das Mißstimmung und Unzufriedenheit abströmen, ohne die Gefahr von Explosionen zu erzeugen. Was in England naturwüchsig geworden sei, könne natürlich anderwärts nicht einfach nachgeahmt werden. „Wir Deutschen sind keine politische, sondern eine militärische Nation, und die gemäßigte Militärdiktatur der Hohenzollern ist augenscheinlich die uns angemessenste Staatsform.“ Aber nur bei der englischen Regierungsform sei die Gründung des kolonialen Weltreichs möglich gewesen. Gerade weil diese Regierungsform „immerfort an die Mitentscheidung jedes Individuums appelliert, demnach in jedem Briten das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für den Gang der öffentlichen Angelegenheiten entwickelt, fördert es die männlichen Eigenschaften, die den Angelsachsen befähigen, ohne die Initiative und

Digitized by Google

den Schutz des Staates sich in allen Zonen unsers Planeten zu neuen Staatswesen zusammenzutun. Man beklagt so oft, daß der Deutsche nicht denselben Grad des Verantwortlichkeitsbewußtseins besitze wie der Engländer. Aber wie könnte er wohl zu einem solchen gelangen, wenn er im Grunde eigentlich nichts mitzuentscheiden hat im staatlichen Leben? Für den Briten ist der Staat ein Gemeinbesitz aller, auf den ein jeder stolz ist, und von dessen Vorteilen auch jeder mitprofitiert." Der Staat ist ihm der Common wealth, wie dem Römer sein Staat die res publica war. Den Briten braucht niemand zu mahnen: Gedenke, daß du ein Brite bist! oder: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an! Er spürt die materiellen Vorteile, die ihm die kommerzielle und die politische Beherrschung so großer Gebiete gewährt, hat seinen Anteil an dem Tribut, den die beherrschten Länder zahlen, und hat, wenn ihn daheim Not bedrängt, die Wahl unter einem Dutzend Ländern, wohin er ausweichen, und wo er unter Angelsachsen nach heimischem Brauch leben und seine Muttersprache reden kann. Egoismus und Gemeinsinn fallen bei ihm zusammen.

Daran, daß es in absehbarer Zeit irgend eine andre Macht mit England zur See aufnehmen könnte, ist nach Peters nicht zu denken. Schon darum nicht, weil England allein an allen Küsten Kohlenstationen besitzt. Dadurch hat es die Kontrolle aller Fahrstraßen in der Hand. „Von allen Mächten kann nur Großbritannien seine Flotte nach Belieben über die Weltmeere von einem Ende bis zum andern bewegen; alle andern Völker sind in dieser ersten Voraussetzung einer großen Weltpolitik von ihm abhängig." Chamberlains Plan scheint dem Verfasser so natürlich, daß er über kurz oder lang verwirklicht werden müsse; durch seine Verwirklichung werde das britische Reich Autarkie erlangen, zur Versorgung mit Gütern keines andern Landes mehr bedürfen. Die Vereinigten Staaten werden dieses Reich ergänzen. „Gegenüber der drohenden Verwirklichung der angelsächsischen Konföderation wird Europa schließlich nur die zollpolitische Zusammenschließung übrig bleiben."

Keime des Verderbens machen sich allerdings bemerkbar. Zwar daß die höhern Stände ein Genußleben führen, das zu ernster Arbeit unfähig macht, erscheint noch nicht so gefährlich, weil die Menschen dabei körperlich gesund bleiben, wie überhaupt, abgesehen von dem freilich zahlreichen Lumpenproletariat, das ganze Volk, dank den zur allgemeinen Volkssitte gewordnen Bewegungsspielen im Freien. (Daß dem vornehmen Engländer immer mehr der Genuß ausschließlicher Lebenszweck wird, findet auch Hans von Nostitz bedenklich; siehe den 4. Band des Jahrgangs 1900 der Grenzboten Seite 414 und 415.) Nach Peters gehört, wer ums Brot arbeiten muß, nicht zur „Gesellschaft" — ganz wie im klassischen Altertum, darf man hinzufügen —, und mit der Nötigung zur Arbeit verliert sich bekanntlich nur zu leicht auch die Lust dazu. Übrigens schildert Peters das Gesellschaftsleben der Aristokratie höchst ergötzlich. Aber auch jeder Arbeiter will Gentleman und jede Arbeiterin will Lady sein. „Alles strebt über seine natürlichen Verhältnisse hinaus; die Lust zur bescheidnen Arbeit geht mehr und mehr im englischen Volke verloren. Auch der Handwerker verschmäht den kleinen Gewinn; es ist schwer, einen Schneider zu finden, der uns den Rock flickt, oder einen Schuster, der einen Stiefel besohlen will. »Dick verdienen« und schnell, ist die Losung; das Erworbne aber wird in gesteigertem Luxus angelegt." Und da es mit der Arbeit zu langsam geht, ist das ganze Volk von der Spielwut besessen. Bis zum wirklichen Proletarier hinunter beteiligt sich alles an den Wetten, die in England das Lotto vertreten. Diese Abwendung von der bescheidnen Arbeit führt zunächst dazu, ausländische Einwandrer herbeizuziehn. Fremde Dienstboten, Handwerker, Kommis müssen immer mehr den einheimischen Arbeiter ersetzen. (Peters vergißt, den russischen Juden der Schwitzwerkstätten zu erwähnen, der ihm wahrscheinlich auch gern den Rock flicken würde.) „Nicht, weil es an solchen Bevölkerungsklassen hier fehlte, nein, weil der Engländer niedrige Dienste nicht mehr leisten mag. Er ist der Herr der Erde, er will auch

Digitized by Google

Gentleman im eignen Lande sein. Schmutzarbeit mögen die »verdammten Ausländer« verrichten. Man fragt sich, wohin das führen soll. Rom konnte die Erde ausplündern, weil es den orbis terrarum mit seinen Legionen zur Lieferung von Sklaven zwang. England will die Tribute des Planeten, auf denen der Luxus seiner Lebensführung beruht, durch seinen Kapitalismus erzwingen. Wie lange werden sich diesen die übrigen Völker gefallen lassen?"

Peters nennt es nämlich, abweichend vom gewöhnlichen Sprachgebrauch, Kapitalismus, daß das englische Nationaleinkommen jetzt nicht mehr aus dem Überschuß des Exports über den Import, also aus der heimischen Arbeit, sondern aus den im Auslande angelegten Kapitalien fließt; wozu dann noch der Reedereigewinn kommt und die Ausbeutung Indiens. An dieser Klippe droht das stolze Schiff der englischen Staats- und Volkswirtschaft zu zerschellen. Oder kann man auch sagen, hier hat die Autarkie ein großes Loch, das nur durch Wiedereinführung der Negersklaverei zugestopft werden könnte. Den Negern würden sich dann wohl noch chinesische Kulis zugesellen. Wir könnten uns also damit trösten, es sei auf diese Weise dafür gesorgt, daß der angelsächsische Baum nicht in den Himmel wachse, wenn wir viel Ärmern uns nicht schon ganz in derselben Richtung entwickelten. Sie wird am deutlichsten dadurch gekennzeichnet, daß die Landwirtschaft der östlichen Provinzen bloß noch durch die Zulassung polnischer Wanderarbeiter aus Rußland im Gange erhalten werden kann.

Krauskopf. Von diesem Roman, dessen ersten Teil wir im vorjährigen 44. Heft als ein köstliches Buch und als eine ausgezeichnete kinderpsychologische Studie charakterisiert haben, ist nun im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ein „zweites Buch" erschienen. Der Verfasser läßt Detmar in die Rektoratsschule seines Wohnorts eintreten, deren Leiter Terflot zwar katholischer Priester, aber kein Ultramontaner ist. Da bei ihm die wissenschaftlichen und die ästhetischen Interessen vorwiegen, berühren ihn die religiösen Kämpfe der Zeit nur wenig. Er erschließt Detmars entzückten Blicken die Wunder der Natur und der Geisteswelt, und seine kühle Art ist verbunden mit der strammen Arbeit, die er fordert, heilender Balsam für Detmars Herz, das durch eine zwar reine und ideale, aber doch allzu frühe Liebe an Sentimentalität zu erkranken droht, während ihn zugleich der Zelot Sauvage durch die Beichtfolter und die Verweigerung der Absolution zur Verzweiflung bringt. Denn der Knabe weiß nichts von all den Nichtswürdigkeiten, die des Kaplans Liguoriphantasie hinter der unschuldigen Zärtlichkeit für das engel- und elfenhafte Zigeunerkind im Walde wittert, und Detmar hat, ehrlich wie immer, erklärt, daß er von seiner Liebe nicht lassen könne noch wolle. Aber er hält das dem Vater gegebne Wort, seine Traute nicht mehr zu besuchen. Die Übersiedlung in die Erziehungsanstalt Gaisfurt, deren Lehrer wiederum Geistliche, aber ebenfalls verständige und tüchtige Pädagogen sind, erlöst ihn aus allen heimischen Nöten. Er macht nun nicht allein in den Wissenschaften gute Fortschritte, sondern wird auch so kirchlich fromm, daß er mit fünfzehn Jahren schon die Klostergelübde ablegen will, wird jedoch von seinen Lehrern ausgelacht. Der edle Rektor hat den Grundsatz: ganz katholisch oder gar nicht katholisch. Er achtet die Menschen, die aus ehrlicher Überzeugung der Kirche den Rücken kehren, und verachtet die Kompromißkatholiken. Da ihn nun die Bekenntnisse des wie immer vollkommen offenherzigen und wahren Detmar überzeugen, daß dieser geniale Knabe nicht in den Schaftall paßt, sondern einmal mit seinem selbstdenkenden Kopfe seinen eignen Weg gehn wird, so bittet er den Vater, seinen Sohn von der Anstalt wegzunehmen, aus der nur strenggläubige Katholiken hervorgehn sollen. Detmar besucht nun die Sekunda eines Münsterschen Gymnasiums, deren unfähiger Lehrer den Jüngling, dessen Überlegenheit er wittert, von der ersten Stunde an als Jesuitenlümmel zum Karnickel der Klasse stempelt. Unter diesen Umständen in der Schule ziemlich überflüssig hat Detmar Zeit zu bummeln und ergibt sich im Verein mit frühreifen

Digitized by Google

Freunden, die, jeder in seiner Art, Aristokraten sind gleich ihm, allerlei Jugendeseleien, die nicht durchweg das Epitheton hold verdienen, jedoch ohne seine Seele zu beschmutzen. Als Primaner bekommt er wegen Teilnahme an einer Verbindung das consilium abeundi, und ein Rat von Freunden, dem Tante Johanna präsidiert, beschließt, daß sich Detmar und seine Schicksalsgenossen von dem wackern Terslot aufs Abiturium vorbereiten lassen sollen, das dann auch glänzend bestanden wird. Terslot war nämlich durch die vatikanischen Wirren aus seiner Laufbahn als geistlicher Lehrer herausgeschleudert worden und hatte eine Stelle als Hauskaplan, Archivar und Ordner von Kunstschätzen im Hause eines münsterschen Edelmanns angenommen. Die Protestantin Johanna aber hatte ihren alten Schatz, Detmars Patohm, geheiratet, nachdem dieser seine wahnsinnige Frau durch den Tod verloren hatte und wegen eines höchst ketzerischen Schreibens an die Konzilsväter öffentlich und feierlich exkommuniziert worden war. (Sollte eine solche öffentliche Exkommunikation eines Laien im Münsterschen wirklich vorgekommen sein?) Zu den mancherlei alten Seelenkämpfen Detmars sind in dieser Kriegs-, Konzils- und Kulturkampfzeit neue gekommen: der Konflikt zwischen seinem katholischen Glauben und der Liebe zum deutschen Vaterlande und der Konflikt zwischen der kirchlichen Dogmatik und den Ideen eines philosophischen Christentums, das er im Umgang mit edeln Protestanten kennen gelernt hat. Deren edelster ist ein Justizrat, der ein — wie der katholische Sprachgebrauch es nennt — heiligmäßiges Leben führt, und dessen ihm nachschlagender Sohn, Detmars Freund, sich bei der Pflege eines schwindsüchtigen Wanderburschen den Tod holt.

Auch in diesem Bande ist es dem Verfasser gelungen, unsre lebendige Teilnahme für den jungen Helden in beständiger Spannung zu erhalten und zugleich durch die Fülle der ihn umgebenden und begleitenden originellen Figuren, der tragischen und der komischen Vorfälle, deren Zuschauer oder Opfer oder Mittäter er wird, uns angenehm zu unterhalten. Aber je länger je deutlicher merkt man doch, daß es ihm keineswegs bloß um seinen lieben Krauskopf zu tun ist, sondern daß er ihn dazu benutzen will, die große religiöse Frage der Gegenwart ins reine zu bringen. Das geschieht jedoch auch in diesem zweiten Bande noch nicht; auf das klärende und zusammenfassende Endurteil warten wir noch, ebenso wie auf den Abschluß des Romans als eines Kunstwerks. Aus dem Schluß des zweiten Buchs erfahren wir, daß Krauskopf jetzt als Mulus daheim sitzt, Luthers Bibel und Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit liest und seinen Entschluß kundgibt, auf der Universität erst ein Jahr lang allgemeine Bildung zu studieren, ehe er die Standeswahl trifft. Alles, was wir sonst gern wissen möchten, was für eine Art Gott es ist, den dieser ehrliche Gottsucher schließlich findet, wie er sich zum Mann entwickelt, und wie er mit der blonden Seele vereinigt wird, die ihm das geliebte Zigeunerkind sterbend als Ersatz verheißen hat, und die auch auf einen Augenblick leibhaftig, aber nur wie im Nebel erscheint, alles das wird uns erst das dritte Buch berichten, das den beiden ersten noch folgen soll.

Die böse Sieben. Wenn der Astrolog Seni vor der Tafelszene in Wallensteins „Piccolomini" dem spottenden Kammerdiener in feierlichem Ernst zuruft, daß nichts im Leben so bedeutend und wichtig sei wie die Zahl, so meint er damit nicht diese an und für sich, sondern nur insofern, als für die in die Erkenntnis des Wesens aller Dinge Eingedrungnen mit der einzelnen Zahl ein tieferer Gedanke, etwas Symbolisches verbunden sei, so zum Beispiel wenn er die 5 als die erste Summe von gerade und ungerade und die 11, weil sie über die Zahl der zehn Gebote hinausgeht, als die Sünde bezeichnet. Solche Zahlen wie hier 5 und 11 sind außerdem noch die 3, die 9, die 12, die bei vielen Völkern und zu den verschiedensten Zeiten die Träger wichtiger Vorstellungen religiösen und weltlichen Inhalts gewesen sind und zum Teil noch heute sind. Man denke beispielsweise an die tiefe Bedeutung der Zahl 3; außer der christlichen Dreieinig-

Digitized by Google

keit treten uns da die indische Trimurti, der altgermanische Götterglaube, die Nornen, die Parzen, die Grazien und andre religiöse Vorstellungen entgegen. Vor allen andern Zahlen aber ist es die 7, mit der von den ältesten Zeiten an bis heute die mannigfachsten Gedanken und Beziehungen auf das menschliche Leben verbunden gewesen sind, und wenn diese auch zum größten Teile bekannt sind und deshalb kaum einer erneuten Betrachtung bedürfen, so knüpft sich daran doch eine andre, wohl selten oder gar nicht bisher erörterte Frage, nämlich die: Woher kommt die Redensart „die böse Sieben“?

Bekanntlich versteht man darunter weniger die Zahl selbst als eine Unglück verkündende oder verursachende, sondern vor allem eine Person, meist eine weibliche, die durch ihr unfreundliches und unverträgliches Wesen Unheil stiftet oder mindestens andern, ihr nahestehenden Personen das Leben schwer macht.

Um die Frage nach dem Ursprung der so weit verbreiteten Redensart zu beantworten, ist es notwendig, die Bedeutung der Zahl 7 bei den verschiednen Völkern, soweit diese nachweisbar ist, zu betrachten. Man wird dann erkennen, aus welchem Volke und aus welchem Zusammenhange man die eben erwähnte Redensart herleiten kann.

Den alten Babyloniern war die 7 eine heilige Zahl, vielleicht — was man aber nicht nachweisen kann — weil sie ursprünglich soviel Götter verehrten, deren sichtbare Abbilder sie in den 7 Planeten sahen und denen zu Ehren wohl auch die babylonischen Pyramiden siebenstufig gebaut waren. Siebenstufig war der Turm von Borsippa, der Tempel der sieben Befehlsübermittler des Himmels und der Erde; die 7 nagu der babylonischen Weltkarten sind wahrscheinlich die 7 Teile des die Welt umfassenden Meeres, auch das bekannte Heptagramm der mittelalterlichen Astronomie ist schon in Nippur gefunden worden. Nach der babylonischen Sintflutsage sitzt die Arche 7 Tage auf dem Berge fest. Auch die biblische Erzählung von Simson stammt aus Mesopotamien: sie ist ein Abbild des Sonnenmythus, Simson heißt kleine Sonne, die 7 Locken sind die Sonnenstrahlen, daher der Sitz seiner Kraft, seine Taten bedeuten den Kampf der Sonne gegen die Wintermächte, die Säulen im Tempel sind die zwei Hauptpunkte der Sonnenbahn. Ferner finden wir dieselbe Zahl in den 14 (2 mal 7) Helfershelfern des babylonischen Gottes Nergal vertreten (vergl. hierzu die christlichen 14 Nothelfer). Der lautliche Ausdruck dieser Zahl war derselbe wie für das Zeitwort „schwören,“ und so war mit der Heiligkeit der Zahl selbst der Schwur bei dieser Zahl verbunden, ebenso wie wir heutzutage beim Eide mit dem Aufheben der drei Finger den Gedanken an den dreieinigen Gott verbinden, den wir als Zeugen für die Wahrheit unsrer eidlichen Aussage anrufen. Fünftausend Jahre sind verflossen, seit Babels und Ninives Herrscher die 7 mit Ehrfurcht nannten, in Trümmer ist Mesopotamiens uralte Herrlichkeit versunken, und erst heute taucht sie vor unsern erstaunten Blicken aus Schutt und Asche wieder empor, aber noch heute kaut wie zu König Sargons Zeit der Nomade des Tigristales mit heiliger Scheu 7 Granatblüten zur Verhütung oder Linderung eines schweren Augenleidens.

Ganz absehen muß man von der durch Delitzschs Vorträge und Schriften angeregten und so lebhaft erörterten Frage, ob und inwieweit Babel und Bibel, wie nun einmal das Schlagwort heißt, in Zusammenhang und Abhängigkeit stehn, einer Frage, die mit der Tatsache gar nichts zu tun hat, daß die Zahl 7 bei den Israeliten mehr als irgendwo anders heilig gehalten worden ist. Diese Tatsache als solche näher beweisen zu wollen, ist wohl unnötig, da sie ja jedem Christen aus dem frühesten Schulunterricht bekannt ist; die 7 Wochentage, die Heiligkeit des siebenten Tages und Jahres, des siebenmal siebenten Jahres und so vieles andre, was wir im Alten Testament lesen, bedarf keiner Erwähnung mehr. Weniger bekannt vielleicht, aber auch nicht zu übersehen ist manches andre Vorkommen der Zahl 7 im Alten Testamente: die 7 Säulen der Weisheit (Spr. Sal. 9, 11), die 7 Gottesboten bei Ezechiel, die 7 Lämmer, die Abraham bei

Digitized by Google

seinem Schwur zu Beersaba, d. h. am Siebenbrunnen opfert, die Heilung des Naeman durch siebenmaliges Untertauchen im Jordan, und andres. Am wichtigsten von alle dem ist wohl der im Heiligtum des Tempels aufgestellte siebenarmige Leuchter, der uns auf den Ursprung der Verehrung der Siebenzahl hinweist. Dieser mußte nämlich so aufgestellt sein, daß dem hereintretenden Priester die 7 Flammen als eine erschienen, womit wohl das Aufgehn der ursprünglichen 7 Götter Israels in der Verehrung des einen, des Jahve, ausgedrückt werden sollte (vergl. „Die Götter Griechenlands“: Einen unter allen zu bereichern, mußte diese Götterwelt vergehn). Daß vom Judentum aus die Heilighaltung der Zahl 7 ins Christentum überging, war ganz natürlich; davon finden wir im Neuen Testament außer den bis heute beibehaltnen 7 Wochentagen die damit zusammenhängende Anzahl der Diakonen, die Zahl der Wochen zwischen Ostern und Pfingsten, in der Offenbarung Johannis die Sendschreiben an die 7 Gemeinden Kleinasiens, das Buch mit den 7 Siegeln, die 7 Posaunen und die 7 Zornesschalen; ferner die siebenzig siebenmal nötige Vergebung dem Schuldner gegenüber, und vielleicht gerade zur Bezeichnung des Übernatürlichen wird die siebente Stunde als die Zeit genannt, wo den von Jesus Geheilten das Fieber verließ. Als ganz besonders wichtig sei noch hingestellt, daß das von Jesus gegebne Mustergebet gerade 7 Bitten enthält, und gerade die siebente derselben soll späterhin noch ausdrücklich hervorgehoben werden. Wie in das Neue Testament, so ist nun auch in das Christentum selbst diese Zahl mit dem sie umgebenden Schimmer der Heiligkeit übergegangen; denn außer den schon erwähnten Wochentagen und den Bitten des Vaterunsers hat die katholische Kirche noch die 7 Sakramente und die Lehre von den 7 Todsünden.

Daß die Heiligkeit der Siebenzahl wohl den meisten, wenn nicht allen semitischen Völkern eigen gewesen ist, ist wahrscheinlich, kann aber nicht direkt nachgewiesen werden; eine Hinweisung darauf, wenn auch eine sehr unbedeutende, dürfen wir vielleicht in der Sage sehen, daß die Athener alle neun Jahre 7 Jünglinge und 7 Jungfrauen nach Kreta den dort herrschenden Phöniziern schicken mußten. Da diese dem Minotaurus, d. h. nicht einem menschenfressenden Stier, sondern einem Götterbilde in Stiergestalt, geopfert wurden, so ist die Zahl 7 entschieden auch von den Phöniziern als eine heilige betrachtet worden. Von den Arabern erzählt uns Herodot, daß sie ihre Bündnisse durch 7 mit Blut beschriebne Steine weihten.

Im Gegensatz zu den semitischen Völkern scheint den indogermanischen die Zahl 7 nicht als heilig gegolten zu haben, wenn uns auch einzelne Beobachtungen zu dieser Annahme verleiten könnten. In der indischen Schöpfungssage besteigen (nach der Mahabarata) 7 Weise das Schiff, in einer andern, der Hiobserzählung verwandten thronen die 7 frommen Altväter in der Götterversammlung. Im Kultus des Mithras gibt es eine Leiter mit 7 verschiednen Metallen; dem Gotte selbst ist der siebente Monat geweiht. Daß um die Ehre, die Geburtsstadt des Homer zu sein, gerade 7 Städte sich stritten, daß man von 7 Weltwundern und von den 7 Weisen Griechenlands sprach, ist wohl nur ein Zufall gewesen nicht aber auf eine besondre Heiligkeit dieser Zahl zurückzuleiten, ebenso wie es noch niemand eingefallen ist, die „Göttinger Sieben“ als Träger einer besondern Wichtigkeit der Siebenzahl aufzufassen. Daß die weltbeherrschende Roma eine Siebenhügelstadt war, könnte, weil die Gründung auf 7 Hügeln und ihre Einweihung wohl mit besondern religiösen Feierlichkeiten verknüpft war, vielleicht als schwacher Hinweis auf eine besondre symbolische Bedeutung der Siebenzahl betrachtet werden; doch liegt diese gewiß hier ebenso fern wie bei dem Umstande, daß der römischen Könige in der Sage gerade 7 genannt werden.

Auch die germanische Mythologie, soweit man sie auch durchforschen mag, weist nichts auf, was uns zum Glauben an eine besondre Wertschätzung und Verehrung dieser Zahl vonseiten unsrer Vorfahren veranlassen könnte. Wenn wir

Digitized by Google

also im Volksmunde und im deutschen Märchen Spuren einer besondern Bedeutung der Zahl 7 finden, so kann diese nimmermehr ein Nachklang der heidnisch-germanischen Götterlehre sein, den wir sonst in so unendlich vielen Gebräuchen, Redewendungen und einzelnen Wörtern des deutschen Volkslebens finden. Woher stammen nun aber die 7 Berge und die 7 Zwerge im Märchen von Schneewittchen, woher die 7 Schwaben und die 7 Meilenstiefel? Warum muß die Braut 7 Jahre „den goldnen Flachs am Rocken spinnen, bis der schmucke Freier kommt," und warum folgt dem Regen am Siebenschläfertage ein solcher noch 7 Wochen lang? Warum erweist schließlich gerade dem siebenten Jungen in einer Familie der König die Ehre seiner Patenschaft?

Eine bestimmte, wissenschaftlich allgemein befriedigende Antwort wird man auf diese Fragen wohl schwer finden können; sehen wir also nach, was in allen den bisher angeführten und noch andern Redensarten und Anschauungen die gemeinsame Bedeutung der Zahl 7 ist. Da sie sämtlich aus der germanischen Mythologie und Überlieferung nicht herstammen, so liegt der Gedanke nahe, daß sich aus der ursprünglich jüdischen, dann christlichen Heilighaltung dieser Zahl eine besondre Bedeutung auf das germanische Volksleben übertragen hat. Nun ist es aber nicht mehr das an die Gottheit Erinnernde, Heilige, Verehrungswürdige des Alten und des Neuen Testaments, wohl aber ein schwacher Nachklang davon, nicht mehr etwas Heiliges, sondern nur etwas Großes, nichts Übernatürliches, aber etwas Seltenes, deshalb Seltsames, Auffallendes, Staunenerregendes und aus diesem Grunde dem Märchen Eigentümliches. Es ist auffallend, wenn 7 schwäbische Bauern *einen* Speer tragen, um mit ihm Großes zu leisten; über 7 Meilen, also weit, sehr weit befördern die Stiefel ihren Träger; weit über den Bergen, bei vielen Zwergen, die sie schützen können, schlummert das verfolgte Königskind; 7 Jahre, also noch lange Zeit, muß die Braut warten und spinnen, bis der Myrtenkranz sie schmückt; 7 lange, bange Wochen soll sich die Sonne hinter Regenwolken bergen, eine außergewöhnlich lange Zeit des trüben, herzbeklemmenden Wetters; ein Siebengescheiter, d. h. ein hervorragend Gescheiter ist ein Mann (ähnlich der Ausdruck: ein Neunmalkluger); seine 7 Sachen muß man packen, d. h. alles, was man besitzt; er macht ein Gesicht wie 7 Meilen böser Weg, d. h. ein solches, das grimmigen Zorn oder völlige Verzweiflung ausdrückt; wenn jemand ißt wie 7 Dreschen, so soll damit die erstaunliche Größe der verzehrten Portion bezeichnet werden; 7 Knaben, welches seltene Ereignis, welche große Vaterfreude, welche Ehrung des Außergewöhnlichen durch den Landesherrn selbst!

In allen bisher angeführten Beispielen hat also, um es kurz zusammenzufassen, die Zahl 7 entweder die Bedeutung des Heiligen oder des Außergewöhnlichen, nirgends aber die des Bösen und Unheilbringenden; denn in dem siebenwöchigen Regen nach dem Siebenschläfer ist nur das Seltene, nicht aber das Schädliche des langen, ununterbrochen nassen Wetters ausgedrückt. Woher stammt nun der Ausdruck: die böse Sieben? Man meint hiermit nicht ein Unglück oder eine das nahe Unglück verkündende *Sache*, dafür verwendet man die Zahl 13, sondern man bezeichnet mit diesem Ausdruck eine gehässige, ränkesüchtige, Schaden anrichtende, mit einem Worte: *böse Person*, meist weiblichen Geschlechts, indem man sagt: sie ist eine böse Sieben. Eine geschichtlich bezeugte Tatsache, eine Äußerung irgend einer geschichtlich berühmten Persönlichkeit oder auch eine zwar geschichtlich nicht begründete, aber doch allgemein in Aufnahme gekommne und weiterverbreitete Anekdote, aus der die erwähnte Redensart abgeleitet werden könnte, kann man nicht auffinden; aus den oben angeführten Beispielen kann sie ebensowenig erklärt werden, da in diesen, wie gesagt, die Zahl 7 nur entweder das Heilige oder das außergewöhnlich Große bezeichnet; der Ursprung des Ausdrucks „die böse Sieben" kann also, so könnte man meinen, nur in einem Ereignis oder in einem Worte liegen, worin die Zahl 7 mit etwas Bösem in innerm Zusammenhang steht.

Die Frage nach dem Ursprung der hier besprochnen Wendung führt uns in

Digitized by Google

die uralte Zeit zurück und aus dieser wieder vorwärts in eine uns schon nähere liegende. Schon im Babylonischen ist mit der Zahl 7 mehrfach der Begriff des Bösen verbunden, so in der Erzählung von dem siebenstufigen Tempel, der, weil er bis in den Himmel reichte, als Zeugnis eines zum Trotz gegen die Götter errichteten Menschenwerks aufgefaßt wurde (vgl. hierzu den biblischen Turmbau zu Babel und die der griechischen Mythologie angehörende Übereinandertürmung der Berge Olymp, Ossa und Pelion, um die Götter zu bekämpfen). Ebenso sind als etwas Böses die 7 Plejaden gedacht, die während der vierzehn Tage ihrer Unsichtbarkeit die böse, rauhe Winterszeit repräsentieren. Die Babylonier kannten auch einen siebenten Tag als Unglückstag, an dem manches unterlassen werden soll, weil seine Ausführung Unheil bringt, und nach einer jüdischen Überlieferung, die eine Anlehnung an die eben erwähnte Vorstellung bekunden würde, hat Moses den siebenten Tag als Ruhetag deshalb gewählt, weil Arbeiten an diesem doch nicht gedeihen. Ob nun wohl von diesen babylonisch-heidnischen Auffassungen der 7 als einer Unglückszahl etwas in den christlichen Anschauungskreis, richtiger gesagt, in den christlichen Aberglauben übergegangen sein mag? Es scheint, daß diese Frage mit Ja beantwortet werden muß; denn erstens hat Tacitus (Histor. 5, 4) diese über Moses verbreitete Überlieferung ausdrücklich auch für die erste nachchristliche Zeit bezeugt, zweitens aber kommt als Bestätigung die Idee von dem „Gesang der Sphären" hinzu. In dem Gedicht „Das eleusische Fest" spricht Schiller von „der Monde heil'gem Gang, welche still gemessen schreiten in melodischem Gesang" und drückt damit die hellenische Anschauung aus, daß die ewig regelmäßige Abwechslung der Tages- und Jahreszeiten auf einem in der Musik liegenden Takt beruht, eine Anschauung, die wahrscheinlich auch einer babylonischen entnommen ist. Nach dieser stammen nämlich die 7 Töne der Oktave von den 7 verschiednen Tönen der 7 Planeten her, und da der siebente dem Nergal, dem Unglücksplaneten, angehört, also etwas Böses in sich schließt, so war in der alten christlichen Kunst die Septime verboten und ist es noch heute in der schottischen musica sacra. Demnach kann als ziemlich sicher hingestellt werden, daß schon in das erste Christentum aus dem mit dem Babylonischen eng zusammenhängenden und von ihm stark beeinflußten Judentum (was nach den letzten orientalischen Forschungen nicht mehr bezweifelt werden kann; vgl. hierbei auch Ezechiel 9, wo die 7 Boten Gottes vom Norden, d. h. vom Orte des Verderbens her erwähnt werden) die Vorstellung der Sieben als einer mit dem Bösen verknüpften Zahl herübergenommen worden ist. Als sehr wichtig für den hier unternommenen Erklärungsversuch des Ausdrucks „die böse Sieben" kam nun noch der Umstand hinzu, daß die siebente Bitte des christlichen Vaterunsers lautete: erlöse uns von dem Übel (nach der Fassung der reformierten Kirche: von dem Bösen). Beim Auswendiglernen des Vaterunsers nach dem Katechismus und beim Abfragen in der Schule ging und geht noch heute dem Aufsagen dieser Worte die Frage voraus: Wie lautet die siebente Bitte? So hat sich unwillkürlich frühzeitig schon nach dem Gehör mit der Zahl 7 der Begriff des Bösen verbunden, und so ist wohl sehr leicht der Gebrauch entstanden, zu sagen: die böse Sieben. Daß sich nun diese Bezeichnung fast ausschließlich auf weibliche Personen und unter diesen wieder auf die Vertreterinnen der ältern Jahrgänge übertragen hat, dürfte seinen Grund in einer gewissen Ungerechtigkeit des männlichen Geschlechts gegenüber dem weiblichen haben, was vielleicht zu bedauern, aber nicht mehr zu ändern ist. Einen Beweis dafür, daß wir den malitiösen Ausdruck mit besonderm Recht aus dem Wortlaute des Vaterunsers ableiten, dürfen wir in der Redensart sehen: Sie (er?) ist von der siebenten Bitte. C. S.

Herr Dr. Moritz de Jonge behauptet, daß der Artikel Ein neuer Messias im 38. Heft zahlreiche tatsächliche Unrichtigkeiten enthalte, und bittet uns, wenigstens zwei davon zu berichtigen. Wir tun es mit seinen Worten: „Erstens schreibe ich mich schon seit mehreren Jahren (seit meiner Trennung von

Digitized by Google

der Kirche) nicht mehr Christoph Morris, sondern nur Moritz de Jonge. Zweitens ist es ein schwerer, durch mich in keiner Weise verschuldeter Irrtum, wenn Sie mir die »Theorie« unterstellen, der Messias werde »binnen wenig Jahren auftreten«! Vielmehr habe ich allenthalben (auch in meinen Jüdischen Schriften I und II) nachdrücklich und mit gebotner realpolitischer Nüchternheit betont, daß das Auftreten des Messias erst nach vielen Jahren (vielleicht schon [!] in fünfzehn bis zwanzig Jahren) zu erwarten sei. Speziell in meinem Messiasbuche habe ich am Schluß (Seite 181) den »kommenden jüdischen Mann« als ein Muster an »Geduld«, einen »Virtuosen in der Kunst des Wartens« geschildert." Das erste war uns bekannt. Wir haben die Namenänderungen nicht ausführlich erzählt, weil wir nicht gewöhnt sind, auf völlig gleichgiltige Dinge Raum zu verschwenden, und haben den Herrn einfach so genannt, wie er im Literaturkalender steht. Und wenn es sich um den Weltuntergang oder um die Ankunft des Messias handelt, scheinen uns fünfzehn bis zwanzig Jahre keine lange Zeit zu sein. Um ebenfalls peinlich genau zu sein: das Wort Theorie, das Herr de Jonge in seiner Berichtigung mit Anführungszeichen versieht, haben wir weder in diesem Zusammenhange noch sonst in dem Artikel gebraucht.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

1.
Die Notwendigkeit einer geregelten Zahnpflege ist dringend. Täglich die Zähne reinigen ist wichtiger, als täglich das Gesicht waschen.

2.
Eine unsaubere Mundhöhle ist die beste Brutstätte für viele Krankheitserreger (Tuberkulose, Diphtherie usw.) und bildet deshalb eine ernste Gefahr für die Gesundheit. Schlechte, ungepflegte Zähne sind eine ständige Ausgangsstätte für allerlei Beschwerden, namentlich für Magenleiden. Reinhaltung und Erfrischung der Mundhöhle fördern ungemein das subjektive Wohlbefinden.

3.
Ein jeder Mensch ist dem Arzte oder Freunde, der ihn zur Zahnpflege angeregt hat, zeitlebens dankbar.

4.
Alle hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der Zahnhygiene sind sich darüber einig, daß die in erster Linie nötige mechanische Reinigung (Zahnbürste, Zahnstocher) allein nicht ausreicht. Die gleichzeitige Anwendung antiseptischer Mundwässer ist unbedingt erforderlich.

5.
Ein gutes Mundwasser soll folgende Eigenschaften besitzen:
a. Vollkommene Ungiftigkeit und Unschädlichkeit sowohl für die Zähne als auch für die Mundschleimhaut.
b. Genügende bakericide Wirkung.
c. Guten Geschmack und Geruch.

6.
Mittel, welche die Menschenschleimhaut ätzen, wie übermangansaures Kali, Formaldehyd, Seife und andere, sind für die regelmäßige Mundpflege ebenso wenig geeignet wie saure Mundwässer, welche die Zähne entkalken.

7.
Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher*) entspricht Odol zur Zeit den obigen drei Bedingungen am vollkommensten und muß daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern bezeichnet werden.

8.
In Anbetracht dessen, daß zu Odol nur der denkbar reinste Alkohol sowie die feinsten und teuersten ätherischen Öle verwendet werden, muß der Preis des Mittels (85 ccm = Mk. 1.50) als ein mäßiger bezeichnet werden.

9.
„Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus."

10.
*) Abdrücke von einigen dieser Publikationen senden wir jedem, der sich dafür interessiert, gerne kostenfrei zu.

Dresdner Chemisches Laboratorium Lingner.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 46

Ausgegeben am 17. November 1904

Inhalt:

	Seite
Werden die Sozialdemokraten marschieren? Von Karl v. Bruchhausen	355
Napoleon der Erste in Dresden 1807	365
Die Philosophie des Unbewußten	373
Kunstliteratur	377
Glückinseln und Träume. Von Friedrich Ratzel. (Fortsetzung). 5. Mein Dorf	385
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling. 12—13	394
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Die Wiederwahl des Präsidenten Roosevelt — Wer ist ein Freidenker? — Goethe und der Materialismus — Etwas vom Vaterunser	403

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbader im Hause! **Mutterlaugen-** Neuregen-**Badesalz**
in Säuren eisenhaltig
gegen Scrophulose, Drüsenanschwellung, Gicht, Nervenschwäche, Herz-, Nieren, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Kg. M. 6.25, 50 Kg. M. 4.25, 25 Kg. M. 2.75, ab Bahnhof Leipzig. Der Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch Abreibungen unter Anwendung der Kleinen Neuregen, während des Bades. Presp. gratis u. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig 4.

H. W. Schöttler,
Cigarrenfabrik.
Lager: Leipzig, Weststr. 31/33. Lager: Hamburg, Vorsetzen 49.
Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.
Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.
Von 20 Mark an portofreie Zusendung

Mädler's Patent-Koffer
D. R. P. Nr. 85676. Patentiert in allen Kultur-Staaten, übertreffen alles bisher Dagewesene an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit.

Mädler's Patent Damenhut-Koffer

Mädler's Patent Cabinen Koffer

Preisliste auf Wunsch gratis und franko.
Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.
Verkaufsstelle:
Berlin, [illegible] Leipzig, [illegible] Hamburg, [illegible]

Digitized by Google

Werden die Sozialdemokraten marschieren?

Eine zeitgemäße Untersuchung von Karl v. Bruchhausen

Einleitung

Bei dem starken Anwachsen der sozialdemokratischen Partei, von dem wir hoffen, daß es seinen Höhepunkt erreicht hat, ist die Frage, wie sich im Kriegsfalle die dieser Partei angehörenden Wehrpflichtigen verhalten werden, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Sozialdemokraten wissen sehr gut, was eine ung der Mobilmachung für Folgen haben kann, und von unsern Nachbarn es die, mit denen wir einmal mit der Waffe in der Hand aneinander en könnten, ebensogut. Wären die Sozialdemokraten in der Zahl, in sie sich heute unter den aktiven Soldaten und den Wehrleuten finden n, ernstlich gewillt, nicht zu marschieren und die daraus unvermeidlich entstehenden Folgen auf sich zu nehmen, so bedeutete das nicht gerade Lähmung, wohl aber eine ernste Störung der Mobilmachung und eine chung unsrer Kampfmittel, die von den lieben Nachbarn bei der Ab- ung des Deutschland zu zollenden Respekts sicherlich mit in Rechnung t würde. Insoweit zieht eine zweideutige Haltung der Sozialdemokraten Steigerung der Kriegsgefahr nach sich.

Harmlose Gemüter werden nun voll befriedigt auf die Erklärungen Bebels eichstage hinweisen und triumphierend sagen: Es hat sich im Programm ozialdemokratie ein Umschwung vollzogen; sie „mausert" sich weiter und bis zu einer in Wahrheit staatserhaltenden Partei. Bebel sagte am pril dieses Jahres im Reichstage: „Wir Sozialdemokraten mögen andre ten über nationale Ehre und Würde haben. Aber wir werden niemals en, daß auch nur ein Plätzchen deutscher Erde uns verloren geht. Diese rung, die ich vor wenig Wochen hier abgab, hat damals großes Auf- erregt. Aber ich habe ähnliche Äußerungen bereits in den achtziger er" getan."

Das ist, wie im folgenden gezeigt werden wird, auch für die Zeit nach achtziger Jahren zutreffend, und es zeugt nur von dem kurzen Gedächtnis eitungslesenden Mitwelt, daß man das vergessen und kurzerhand das

Digitized by Google

Gegenteil angenommen hat. Aber diese Vergeßlichen sind in guter Gesellschaft, denn von der angeführten, „nun schon zum zweitenmal abgegebnen" Erklärung nahm auch der Reichskanzler als von etwas Neuem Notiz. Nein, neu waren solche Äußerungen aus Bebels und auch aus Liebknechts Munde keineswegs. Der Beweis dafür wird im nächsten Abschnitt erbracht werden: ich habe zu dem Zwecke das Material von dem Beginn der neunziger Jahre an, also fast durch drei Lustra, durchgesehen.

Bei den Erörterungen, die ich an einen Teil dieses Materials knüpfe, kommt es mir nicht darauf an, einen Gegenbeweis gegen die einzelnen sozialdemokratischen Irrlehren zu liefern, wenngleich ich manchmal eine gewisse Zurückweisung und Abwehr nicht vermeiden konnte. Mein Ziel war wesentlich eine Wiederherstellung des wahren Bildes von dem, was die Sozialdemokraten über die Heeresfrage im Kriege denken, eines Bildes, das sich in manchen sonst ganz klugen Köpfen zu verschieben beginnt. Zugleich auch möchte ich den „roten" Herren ein Spiegelbild, ein Sündenregister vorhalten. Auf die übliche Verunglimpfung bin ich gefaßt.

Es ist gesagt worden, die Reden der sozialdemokratischen Führer gäben ihre wahre Ansicht nicht wieder. Diese Meinung teile ich vollkommen. Aber wonach soll man die Führer beurteilen, wenn nicht nach ihren Äußerungen coram publico? Man muß ihre Worte nur unter die kritische Sonde nehmen, sich durch allerlei schöne Versicherungen nicht blenden lassen und ihre Glaubwürdigkeit an den Grundsätzen und den Grundlehren der Partei abmessen. Man darf auch nicht vergessen, daß die Führer der Sozialdemokraten bei der Zwangslage, in der die Partei tatsächlich der Regierung gegenüber ist, häufig genug dem Spruche huldigen, daß die Worte erfunden sind, um die Gedanken zu verbergen. Ja, wenn sie frei reden dürften! In der Folge werden ein paar sehr lehrreiche Bekenntnisse über diesen Punkt geboten werden.

1. Äußerungen der Führer über die Kriegswilligkeit der Partei

Auf dem sozialdemokratischen Parteitage zu Erfurt (Oktober 1891) ließ sich Liebknecht vernehmen, wie folgt: „Wildberger bemerkte, ich habe im Reichstage gesagt, wenn das deutsche Vaterland von einem auswärtigen Feinde angegriffen werden sollte, dann würden auch die Sozialdemokraten die Flinte ergreifen und ihre Pflicht tun, um den Angreifer aus dem Lande zu jagen. Selbstverständlich werden wir das tun."

Im Oktober 1902 ließ sich Bebel von Jules Huret vom „Figaro" ausfragen:

„Werden die deutschen Sozialisten im Kriegsfalle gegen die französischen kämpfen?

Ganz gewiß!

Wo bleiben da aber Ihre Theorien vom Internationalismus?

Wir sind keine Patrioten, nichts weniger als das. Und wenn wir eines Tages gegen Frankreich oder Rußland ins Feld ziehn, so tun wir es, weil wir dazu gezwungen sind. Weigern wir uns Folge zu leisten, so schießt man uns nieder. Müßten wir nicht mitziehn, so hätten wir inzwischen Ge-

Digitized by Google

legenheit, die übrige Gesellschaft umzugestalten. So weit sind wir aber leider noch nicht.

Also ... wenn nun doch Krieg ausbräche und Sie an der Landesgrenze sich Herrn Guesde gegenüber befänden, würden Sie schießen?

Ich denke, dazu wird es nicht kommen. Wir sind wohl beide zu alt, um ...

Aber gesetzt den Fall, es käme dazu?

Nun, so würde ich schießen. Das wäre zwar ein Unglück, aber gleichviel ... wie gesagt, ich wäre dazu gezwungen!"

Die vorstehenden Auslassungen sind besonders lehrreich, weil sich der in diesem Punkte immer vorsichtige Bebel an andern Stellen wesentlich verschlossener ausgedrückt hat. Im Reichstage sagte er am 4. Mai 1893, ganz ähnlich wie vor kurzem wieder: „Aber wenn auswärtige Feinde Deutschland angreifen und einen Teil seines Gebiets zu erobern versuchen sollten, so würden auch wir Sozialdemokraten das nicht dulden. Denn nur wenn Deutschland in seinem vollen Umfang erhalten wird, ist es ihm möglich, seine Kulturaufgabe zu erfüllen."

Schöne Worte, und im Grunde genommen dieselben, die Bebel auch im vergangnen März im deutschen Reichstage sprach. Wenigstens beim Verteidigungskriege behaupten die Sozialdemokraten also zum Mittun bereit zu sein. Das wäre schon etwas, und wenn diese Erklärungen wirklich die Herzensmeinung der Genossen wiedergäben, so könnte man ihnen zwar eine überaus engherzig beschränkte Auffassung des Gedankens der Landesverteidigung zum Vorwurf machen, aber man würde nicht berechtigt sein, von ihnen als von einer „Rotte Menschen zu reden, die nicht wert seien, den Namen Deutscher zu tragen."

Es ist wesentlich der Zweck dieser Erörterungen, mit Benutzung von weiterm Material zu untersuchen, ob die Sozialdemokraten es mit solchen Äußerungen ehrlich meinen, oder ob sie aus opportunistischen Gründen, in „jesuitischer" Weise, gegen ihre innere Meinung reden; mit einem Worte, ob sie unter besondern Verhältnissen wirklich marschieren und ob sie dies bereitwillig oder nur notgedrungen tun werden. Dabei drängen sich die folgenden Fragen auf: Sind — unter der vorläufigen Annahme, daß es den Führern mit den abgegebnen Erklärungen ernst sei — die Sozialdemokraten nur für gewisse Kriegsarten und gegen gewisse Gegner zu haben? Und ferner: Dürfen wir den mitgeteilten Erklärungen Glauben schenken?

Zur Beantwortung der letzten Frage wird es nötig, die Stellung der Sozialdemokraten zu dem Kriege, dem Vaterland und dem obersten Kriegsherrn ins Auge zu fassen und uns weiter zu fragen, ob ihre große Masse hinter den Führern steht. Auch bleibt zu erörtern, was der sozialdemokratische Soldat an sich wert ist.

2. Unter welchen Bedingungen wollen die Sozialdemokraten marschieren?

In bezug auf diese Frage ist beachtenswert, daß bei allen Äußerungen der sozialistischen Führer ein Hauptnachdruck auf das Wort „Verteidigungskrieg" gelegt wird. Nur den wollen sie — nach außen hin wenigstens —

Digitized by Google

gelten lassen. Es liegt auf der Hand, daß diese scheinbar loyale Erklärung zu allerhand illoyalen Versteckkunststücken die Gelegenheit bietet. Wie leicht ist es, einem Verteidigungskriege diese Bedeutung abzustreiten, zumal wenn das eigne Herz dazu drängt! Dafür liefert die Kriegsgeschichte einen vollgiltigen Beweis. Den Diplomaten und den Historikern einer kriegführenden Nation ist noch immer gelungen, diese davon zu überzeugen, daß der Krieg ein aufgezwungner, ein Verteidigungskrieg gewesen sei. Man denke nur an das neuste Beispiel: Rußland und Japan. Nun gar erst, wenn man die Dinge durch die sozialistische Brille ansieht! Man erinnere sich, daß Sozialistenführer den Krieg 1870/71 — ich komme auf diesen Punkt unter Angabe der Belegstelle noch zurück — als „dynastischen" und als „Eroberungskrieg" bezeichnet haben. So darf man denn von der Sozialdemokratie im Falle eines ihr unangenehmen Krieges das Seltsamste an Auslegungskünsten erwarten.

Und dann weiß jeder Soldat, daß ein Verteidigungskrieg am besten offensiv, d. h. durch Hineintragen in Feindesland, geführt wird. Militärische wie wirtschaftliche Fragen sprechen dafür, und zwar in so klarer Weise, daß man schon ein blinder Sozialdemokrat sein müßte, wenn man das nicht einsehen wollte. Ein ganz Blinder war der Agitator, der es in einer Wahlrede 1893 für „inhuman" erklärte, so zu verfahren. Ein vereinzelter Genosse hat einmal eine andre Meinung geäußert und damit zugleich die Antwort auf solchen heillosen Wahnsinn gegeben. Schippel war es, der auf dem Parteitage zu Hannover im Oktober 1899, fast niedergeheult von den Genossen, die Notwendigkeit anerkannte, ein Heer zu haben, das auch im Verteidigungskriege den Kriegsschauplatz auf das feindliche Gebiet zu verlegen vermöge. Genaueres über Schippels Auftreten 1897 und 1899 ist im 7. Abschnitt dieses Aufsatzes zu finden. Ein Wunder, daß man den mutigen Mann damals nicht gleich „fliegen" ließ. Nur in bezug auf einen einzigen Staat sind die Sozialdemokraten — und das ist sehr bezeichnend für den Mangel an Folgerichtigkeit in ihrem Denken — für den Krieg sans phrase: in bezug auf Rußland nämlich, das tief gehaßte Zarenreich.

Als im Herbst 1891 eine gewisse Spannung zwischen Deutschland und Rußland bestand, erklärten die damals maßgebendsten beiden Blätter der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts" und die „Volkstribüne," übereinstimmend: auch ihre Partei müsse Rußland als Feind betrachten, und deshalb könne von einer Waffenenthaltung im Falle eines Krieges mit Rußland gar keine Rede sein. Von der Volkstribüne meinte Vollmar auf dem Erfurter Parteitage (Oktober 1891), daß sie geradezu den Krieg gegen Rußland predige. Überhaupt sei von Bebel verkehrt gehandelt worden, als er einen „letzten" Abrechnungskrieg — als Vorläufer des ewigen Friedens! — in Aussicht gestellt habe. Bei einem Kriege werde der nationale Gedanke zum Nachteil der Sozialdemokratie nur frisch aufflammen. Und was die Verweigerung der Mittel für den Heereshaushalt betreffe: Bebel könne doch für einen Krieg wider Rußland die Leute nicht mit Pappstielen ausrüsten wollen. Bebel hatte sich freilich stark genug für den Krieg ins Zeug gelegt. Er hatte erklärt, Rußland sei „der Feind." Es sei Pflicht der sozialistischen Partei, mit den politischen Gegnern zusammen-

Digitized by Google

zugehen, um den Barbaren um jeden Preis zu Boden zu schmettern. (Stürmischer Beifall des Parteitages.)

Man sieht erstens, daß Bebel auch „Schmetter"-Worte nicht fremd sind, und zweitens, daß Bebels Kriegswilligkeit nicht aus patriotischen Gefühlen, sondern aus der Abwägung von Parteiinteressen herkommt. Dazu auch aus glühendem Haß wider das zarische Rußland! Auf demselben Standpunkte steht Friedrich Engels, wenn er zu Beginn der neunziger Jahre in der „Neuen Zeit" schrieb, daß, wenn sich Frankreich unter den Zaren stelle, dann auch die deutschen Sozialdemokraten gegen die französischen Sozialisten kämpfen müßten. Nur dann? Nein; auch dann noch, wenn Frankreich „ungereizt" Deutschland mit Krieg überziehe. Hier treten also die oben schon gekennzeichneten Auslegungskünste, und zwar aus dem eignen kriegs- und staatsfeindlichen Herzen heraus, zutage. Wenn Frankreich einmal losschlagen wird, darf man als feststehend annehmen, daß es „gereizt" war oder sich wenigstens für „gereizt" ausgibt. Und ein weiterer Rückschluß: Auch im Verteidigungskriege Deutschlands gegen Frankreich kann man also auf die Heeresfolge der Sozialdemokraten, wenn anders sie ihrem Willen nachzuleben in der Lage sind, nur unter Bedingungen oder im Grunde genommen gar nicht rechnen. Überhaupt scheint nach verschiednen Äußerungen von sozialdemokratischer Seite für den Fall des Ausbruchs eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich die Parole ausgegeben zu sein, erst hübsch abzuwarten, wie der Hase läuft, d. h. nicht zu marschieren, wenn ein „Kriegsstreik" Aussicht auf Erfolg verspricht. So gelangt denn auch in verschiednen Reden Liebknechts ganz unverhohlen zum Ausdruck, daß man die zur Schau getragne gewisse Bereitwilligkeit zum Kriege auf den heimlichen Hintergedanken zurückführen kann, es werde sich in den Kriegswirren Gelegenheit zu allerlei kleinen und großen Putschen finden.

Es ist nicht wunderbar, daß der kriegs- und der vergeltungslustige Teil Frankreichs auf die Haltung unsrer Dreimillionenpartei starke Hoffnungen setzt. Die Franzosen sind überzeugt, daß der „Wurm der sozialen Revolution" Deutschlands Wehrkraft zugrunde richten werde. Man sollte eigentlich annehmen, daß die französischen Sozialisten ihre Pappenheimer kennen. Als am 20. Februar 1897 der Minister des Innern Barthou in der Deputiertenkammer erklärte, die deutschen Sozialdemokraten würden im Falle eines Krieges mit Frankreich „ihre Vaterlandsliebe über ihre Theorien siegen lassen" und in den ersten Reihen mitkämpfen, erhob sich ein starker Widerspruch unter den „Genossen," der in heftigen Tumult ausartete; zwei von ihnen, darunter Jaurès, mußten wegen ihrer maßlosen Worte zur Ordnung gerufen werden.

Es dürften aber die Franzosen denn doch über die Heeresfolge der deutschen Sozialdemokraten eine ebenso starke Enttäuschung erleben, wie sie 1870 Napoleon der Dritte über Süddeutschland erlebte; aber nicht, weil überraschend ein starkes Deutschgefühl zum Durchbruch kommen würde, sondern weil die Sozialdemokraten Gott sei Dank heute noch — und vermutlich noch eine gute Weile — in der Furcht des Herrn leben. Ist „der Wille" auch nichts weniger als löblich, so heißt es hier doch: desunt vires! Davon wird noch in einem spätern Abschnitt die Rede sein. Aber es liegt auf der Hand, daß die Haltung der

Digitized by Google

deutschen Sozialdemokratie, da sie nun einmal von unsern westlichen Nachbarn so gedeutet wird, eine schwere Gefahr für den Frieden in sich birgt. Die Sozialdemokraten, die mit dem „ewigen Frieden" liebäugeln oder ihn auch offen auf ihr Programm setzen, rücken in ihrer frivolen Haltung die Kriegsmöglichkeit näher. Man könnte sie den Goethischen Vers abändernd bezeichnen als ein Teil der Kraft,

Die mal was Gutes will
Und stets das Böse schafft.

3. Sozialdemokraten und Krieg

Es mag unlogisch erscheinen, erst zu erörtern, gegen wen und unter welchen Bedingungen die Sozialdemokraten für den Krieg zu haben seien, und dann erst zu ihrer Stellung zum Kriegsgedanken im allgemeinen überzugehn. Nun, diese Stoffanordnung entspricht durchaus der in der Sozialdemokratie herrschenden Unsicherheit und Unklarheit. Sie wollen angeblich im Verteidigungskrieg mitwirken, sie wollen den Krieg bis aufs Messer gegen Rußland, aber sie wollen auch — überhaupt keinen männermordenden Krieg. Sie sind grundsätzlich für das Phantom des „ewigen Friedens" und würden doch — geschichtlichen Vorbildern nach zu urteilen — die ungerechtesten, leichtfertigsten, launenhaftesten Kriege führen, wenn sie das Heft in Händen hätten! Da aber vorderhand der „ewige Frieden" für alle Sozialisten das Ideal ist, da Kriege nach ihrer Theorie nur im Interesse des Kapitals angezettelt werden, und glückliche Kriege die Staatsgewalt stärken, so müssen sie natürlich trotz allen schönen Erklärungen auf Mittel sinnen, sich der Mitwirkung bei einem Kriege zu entziehn. Über diesen Punkt liegen recht interessante Äußerungen vor.

Auf dem internationalen Arbeiterkongreß zu Brüssel (im August 1891) stellte ein belgischer Abgeordneter den Antrag, zu beschließen: daß unter den Wehrpflichtigen aller Länder sozialdemokratische Organisationen einzuführen seien, mit dem ausgesprochnen Zweck, die Wehrpflichtigen zu bestimmen, sich den Befehlen im Kriegsfalle zu widersetzen. Ein andrer Antrag lautete, daß beim Kriegsausbruch ein Weltstreik, verbunden mit bewaffneter Erhebung aller Arbeiter, verkündet werden solle. Diese schönen Anträge wurden, nicht zum geringsten durch das Auftreten der deutschen Sozialistenführer, als zurzeit nicht durchführbar — wohlgemerkt unter dieser ausdrücklichen Begründung — abgelehnt. Warum? Weil die französischen Arbeitervertreter mit verbissenem Trotz erklärten: sie hätten die strikte Weisung, die Erörterung militärischer Fragen auf dem Kongreß fernzuhalten.

Woher nun die „opportunistische" Haltung der allezeit mit ihrem offnen Wort prahlenden deutschen Sozialdemokraten? Liebknecht ließ keinen Zweifel darüber. Er bezeichnete den Steller des ersten Antrags, den Holländer Domela Nieuwenhuis, als in einem großen Irrtum befangen, seinen Antrag als „eine Phrase ohne Sinn." Ungehorsam gegen den Befehl zu marschieren werde nicht mit Gefängnis, sondern rücksichtslos mit Erschießen bestraft. (Großer Tumult der Versammelten.) Man kann daraus den Schluß ziehen, daß der Rat ganz anders ausgefallen sein würde, wenn diese Gefahr nicht vorläge.

Digitized by Google

Nicht minder lehrreich sind die Vorgänge auf dem im August 1893 abgehaltnen internationalen Arbeiterkongreß. Wieder zeigten sich die holländischen — also der Kriegsgefahr überaus wenig ausgesetzten — Abgeordneten als die radikalsten. Sie stellten in der Militärkommission, der auch Singer angehörte, einen Antrag, wonach sich die internationale Arbeiterpartei bereit halten solle, jede Kriegserklärung durch Arbeitseinstellung und Verweigerung der militärischen Gestellung zu beantworten. Mit andern Worten: es sollte im Kriegsfalle der „Kriegsstreik" verkündet werden. Den deutschen Arbeitervertretern erschien das wieder allzu gefährlich. Liebknecht erklärte: Wir wollen die Arbeiter nicht dem Moloch des Militarismus ausliefern. Das würden wir tun, wenn wir sie aufforderten, beim Ausbruch eines Krieges den Gehorsam zu verweigern. So brachten die deutschen Vertreter denn eine weitschweifige, etwas dunkel gehaltne Resolution durch, in der es zu Anfang heißt: „Die Stellung der Arbeiter zum Kriege ist durch den Beschluß des Brüsseler Kongresses scharf bezeichnet." Mit andern Worten: es kam auf eine platonische Erklärung gegen stehende Heere und den Krieg heraus.

In wie engen Grenzen sich die Begriffe der Sozialdemokraten über Krieg halten, geht aus einer Rede hervor, die der Abgeordnete Wurm am 31. Juli 1896 auf dem internationalen Arbeiter- und Gewerkschaftskongreß zu London hielt. Nach ihm zetteln die kapitalistischen Parteien Kriege nur an zur Förderung ihrer persönlichen Interessen: der Redner macht hier aus einem — gewiß denkbaren — Kriege aus wirtschaftlichen Interessen, bei dem die Wohlfahrt der arbeitenden Klasse stark mitspielt, einen kapitalistischen! Und dann tut er, als ob diese Art von Kriegen die einzige auf der Welt sei! Weiter wirft er den vielgehaßten kapitalistischen Parteien (auch ein nebelhaft verschwommner Begriff!) vor, sie ließen ohne Scheu das Blut der Arbeiter für ihre Zwecke auf den Schlachtfeldern fließen. Bluten etwa die Sprößlinge dieser „kapitalistischen" Parteien nicht mit?

Nun aber die Nutzanwendung des Abgeordneten Wurm: „Die arbeitende Klasse aller Länder hat daher die Aufgabe, dieser Vergewaltigung durch die Kriege entgegenzutreten . . . Die stehenden Heere . . . vermehren nicht nur die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße zwischen den Nationen, sondern dienen gleichzeitig zur immer brutaler werdenden Unterdrückung der Arbeiter aller Länder."

Darüber, daß die stehenden Heere zur „immer brutaler werdenden" Unterdrückung der Arbeiter dienen sollen — ein Ausspruch, den auch Liebknecht einmal tat, und der zum eisernen Bestande der Parteiphrasen gehört —, kann ich glatt hinwegsehen. Solange der Arbeiter die gesetzlich bestehende Ordnung im Reiche nicht stört, geschieht ihm von keinem Soldaten etwas. Gegen eine etwaige Änderung der Arbeiterverhältnisse auf gesetzlichem Wege, herbeigeführt durch parlamentarische Mehrheiten, hat niemand etwas einzuwenden; gegen Versuche gewaltsamen Umsturzes werden selbstverständlich — die Bajonette gebraucht. Was dann die Behauptung anlangt, daß die stehenden Heere „nur die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße zwischen den Nationen vermehren," so weiß jeder Geschichtskundige, daß der viel angeführte Satz Si vis pacem, para bellum

Digitized by Google

nichts weniger als eine leere Phrase ist. Wo ist denn der Friede während des letzten Menschenalters glücklicher erhalten geblieben, wo wird er in der gegenwärtigen, konfliktschwangern Zeit besser gehütet als im waffenstarrenden Europa?

Der Abgeordnete Wurm will die stehenden Heere abgeschafft und dafür die wirkliche Volksbewaffnung eingeführt sehen; eine Miliz etwa nach Schweizer Muster. Nun, mit unsern „stehenden Heeren" werden keine Kriege geführt; das ist ihrer ganzen innern Einrichtung nach ganz unmöglich. Sie sind nur das Gerippe für das längst vorhandne „Volk in Waffen," und so könnte man von der Wehrordnung auf Grund allgemeiner Dienstpflicht als von einem „Milizsystem" sprechen; nur daß die Ausbildungszeit in unsern angeblich stehenden Heeren — der Ausdruck erweckt eben eine falsche Vorstellung — etwas länger dauert, und zwar nur so lange, wie unerläßlich nötig erscheint, die waffenfähige Jugend nicht nur im Gebrauch der Waffen äußerlich zu unterweisen, sondern sie innerlich zu Soldaten zu erziehn. Die Erziehung soll fast zwei Jahrzehnte lang vorhalten. Im übrigen verfüge ich über zahlreiche Unzufriedenheitsäußerungen von Sozialisten über das, was das Heerwesen anbetrifft, sozialdemokratische Musterländlein. Auch in der „freien Schweiz" begehren die Genossen gegen den überhand nehmenden Militarismus auf.

Um mit noch zwei Proben diesen Abschnitt zu beschließen, sei zunächst mitgeteilt, was Liebknecht im Jahre 1893 einem eigens von Paris abgesandten Ausfrager des „Germinal" erklärte: er fürchte den Krieg nicht und sei auch sicher, daß der Angreifer geschlagen werde. Ganz augenfällig hat er mit „dem Angreifer" Deutschland gemeint; ja es leuchtet eine gewisse Schadenfreude über die voraussichtliche Niederlage seines Vaterlandes durch. Seines Vaterlandes? Nun, ein Mensch, der so spricht, hat kein Vaterland und ist auch nicht wert, eins zu haben.

Die zweite Probe, die die Stellung der Sozialdemokraten zum Kriegsgedanken besonders kennzeichnet, ist einem Flugblatt der Hamburger Sozialdemokraten zum 1. Mai 1904 entnommen. Es heißt dort:

„Das Recht kann niemals durch die brutale Gewalt entschieden werden. Der Krieg ist also kein geeignetes Mittel, um Recht zu schaffen.

Unsre Demonstration am 1. Mai gilt einem flammenden Protest:

Gegen den Krieg!

Für den Völkerfrieden!

Das ist unsre Losung vom Maifesttage. Millionenstimmig lassen wir den Ruf erschallen: »Die Waffen nieder!«

Nicht in blutigen Kämpfen soll die Menschheit sich befehden, sondern im friedlichen Wettkampf fleißiger und nutzbringender Arbeit ein immer höheres Kulturniveau für alle schaffen.

Die Barbarei des Krieges ist unwürdig der zivilisierten Menschheit!

Wir sehen gegenwärtig wieder, wie fern in Ostasien der Kampf zweier Nationen tobt, wie kulturverwüstend dieser Kampf wirkt, wie barbarisch die Kampfmittel sind, die dabei in Anwendung kommen.

Digitized by Google

Was der Fleiß von Millionen Händen in jahrelanger mühsamer Arbeit geschaffen, wird in wenigen Minuten durch die mörderischen Vernichtungswerkzeuge der modernen »Kriegskunst« wieder zerstört.

Die zivilisierten Nationen haben die heilige Pflicht, einer solchen kulturschänderischen Barbarei ein Ende zu machen.

Aber die Interessen der herrschenden Klassen sind aufs engste verknüpft mit der kulturwidrigen Kriegsinstitution. Deshalb muß das gesamte Volk einmütig dafür eintreten, daß die Barbarei des Krieges ausgerottet wird, daß an Stelle der Gewalt das Recht tritt, daß Streitigkeiten zwischen den Nationen nicht mehr durch die Gewalt der Waffen, sondern durch »Schiedsgerichte« entschieden werden, die dem Recht zum Siege verhelfen."

4. Mit Gott für König und Vaterland

Wie die Sozialdemokraten zu Gott stehn, das will ich hier unerörtert lassen. Nur mit „Intelligenz" und gutem Schießen schlägt man den Feind nicht. Es sind, wie in einem spätern Abschnitte näher ausgeführt werden wird, Hingebung an das Ganze und Aufopferungsfähigkeit, mit einem Worte: es sind ideale Eigenschaften vonnöten. Und deshalb glaube ich, daß der sozialdemokratische Soldat, mag er sich — durch Klugheit geleitet — im Frieden noch so tüchtig erweisen, im Kriege versagen wird. Und ich danke im Kriege für einen Soldaten, dem der unbedingte Gehorsam nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, dem der innere Trieb fehlt, für König und Vaterland sein Blut zu opfern. Wie aber stehn denn die Sozialdemokraten zu ihrem Könige? Es würde weit über den Rahmen dieser Artikel gehn, wenn ich hier auch nur einen Teil der überreichlich vorhandnen Beweismittel wiedergeben wollte. Außerdem würde das an Majestätsbeleidigung streifen. Der Ausdruck „Königstreue" findet sich nicht im Wörterschatz des Sozialdemokraten, denn er ist revolutionär durch und durch. Und da es keine Königstreue für ihn gibt, weiß er natürlich auch nichts von Treue gegen den obersten Kriegsherrn. Der Fahneneid ist ihm eine leere Formel: wenn er im Kriegsfalle marschiert, so tut er es sicher nicht, weil er sich im Gewissen gebunden fühlt. Wohl mag die kraftvolle Persönlichkeit unsers Kaisers den einen oder den andern Sozialdemokraten im innersten Herzen zur Bewunderung zwingen, aber dann wird er es ganz sicher nicht sagen; die große Mehrheit haßt ihn sicherlich, und sie haßt ihn um so glühender, weil sie seine starke Hand fürchtet: die zahlreichen von Sozialdemokraten verübten Majestätsbeleidigungen reden eine gar deutliche Sprache. Wo man den Kaiser ungerecht zu kränken wagen darf, da tut man es mit Gier.

Es ist nicht immer genau ebenso gewesen. Dafür einen interessanten Beleg. Als im Jahre 1890 das Sozialistengesetz — unerneuert — abgelaufen und dem von den Genossen bitter gehaßten Fürsten Bismarck die Zügel aus der Hand genommen waren, da schien es den Sozialdemokraten „eine Lust, zu leben." Damals redete Bebel im Reichstage von „Sr. Majestät dem Kaiser"; jetzt heißt es — auch in der sozialistischen Presse — oft in beleidigender Form immer nur „Wilhelm II." Weder die „Majestät" noch den Kaisertitel gönnt man ihm mehr. Auch der Revolutionär kann sein Vaterland lieben. Die Geschichte

Digitized by Google

kennt manche Beispiele dieser Art. Wie sieht es aber im Sozialdemokraten mit dem Patriotismus oder — um ein deutsches Wort zu gebrauchen — mit der Vaterlandsliebe aus? Mit der Vaterlandsliebe, die auch ihrerseits dazu beiträgt, den Menschen im Kriege opferwillig zu machen? Die Vaterlandsliebe der Sozialdemokraten läßt sich an zweierlei abmessen: an ihrem Verhalten in nationalen Fragen dem Auslande, insbesondre Frankreich, gegenüber und an ihrem internationalen Charakter. Die sozialdemokratischen Blätter enthalten über diese Punkte beweisende Stellen die Hülle und Fülle; hier sei nur eine bescheidne, aber zur Gewinnung eines Urteils hinlängliche Auslese beigebracht. Zunächst über unpatriotisches Gebaren der Sozialdemokratie.

Jeder redlich denkende Deutsche wird den Krieg 1870/71 als eine große nationale Tat ansehen und sich deshalb mit besonders weihevoller Stimmung im Herzen an die Gedenktage dieses Krieges erinnern. Der Sozialdemokratie sind Erinnerungsfeiern wegen des Krieges, namentlich aber die — leider recht kläglich gewordne — Sedanfeier ein Dorn im Auge. „St. Sedan" sagen die Genossen spöttisch und begleiten die Veranstaltung der großen Mehrzahl ihrer Mitbürger (wo ist da die Achtung vor dem Mehrheitsprinzip?) mit häm̃ischen und häßlichen Worten. Von liesse teutonne, von „Mordspatriotismus," „brudermörderischem Krieg" und „Massenmord" reden sie. Und 1870, als das deutsche Volk mit allen Fibern seines Herzens den nationalen Krieg mitkämpfte, da machten sich Bebel und Liebknecht „parlamentarischen Landesverrats" schuldig, indem sie die Mittel für die Fortführung des Krieges verweigerten. Am 26. November 1870 sagte Liebknecht im Parlament, die sozialdemokratische Partei habe schon im Juli erklärt, daß sie den Krieg für einen dynastischen ansehe. Und in dem an demselben Tage von den Sozialdemokraten eingebrachten Antrag auf Ablehnung der Kriegsanleihe heißt es: „In Erwägung, daß der Krieg seit dem 4. September nicht ein Verteidigungskrieg, sondern ein Eroberungskrieg ist . . ." Welche groteske Geschichtsauffassung oder vielmehr — Geschichtsheuchelei, denn die sozialdemokratischen Führer waren viel zu klug, als daß sie nicht das Schiefe und Hohle ihrer Erklärung hätten einsehen sollen. Aber dieses Schiefe und Hohle mußte mit dem Brustton der Überzeugung in die Welt posaunt werden, weil es — aus taktischen Gründen — so in das vaterlandslose, verhetzende Programm der sozialdemokratischen Partei paßte!

Damals redete Liebknecht auch von der „Kaiserposse," die man gleich nach Sedan wohl habe „anzetteln" können, und meinte voller Hohn, jetzt sei „dieser Spaß" verdorben. Und das deutsche Volk stand nicht einmütig auf, um einen solchen Lästerer aus seiner Mitte zu vertreiben? Nein, wir Deutschen sind eben — um einmal ein franzmännisches Wort zu gebrauchen — bons garçons. Ihre Strafe bekamen die sozialdemokratischen Führer 1870 aber doch. Der nicht an übermäßigem Taktgefühl leidende französische Konsul Lefebvre in Wien sprach damals den Herren brieflich „den Dank der französischen Republik für ihr edles Auftreten" aus. Ein Lob aus dem Munde dieses Mannes, gegen dessen Landsleute unsre Brüder und Söhne noch in Waffen standen: ich meine, einen ärgern Schandpfahl gibt es für den rechtlich denkenden, vaterlandsliebenden Deutschen nicht.

Digitized by Google

Und nach dem Kriege? Ein paar Stichworte aus den unpatriotischen Äußerungen von sozialdemokratischer Seite mögen genügen. Die „Chemnitzer freie Presse“ schrieb beim Einzuge der siegreichen Truppen 1871: „Bürger, steckt schwarze Fahnen heraus; eine Rotte von Mördern und Mordbrennern hält heute den Einzug.“ Liebknechts „Volksstaat“ nannte damals unsre Feldherren „Gurgelabschneider“ und unsre Soldaten, die Blüte des Volkes, gar „zweibeinige Tiere, die Uniform tragen.“

Ein harter Knochen waren dann für unsre lieben Sozialdemokraten die Jubiläumsjahre 1895/96. In Erinnerung an die Großtaten der deutschen Waffen vor einem Vierteljahrhundert flammte überall der Patriotismus auf und ergriff sogar manchen der Sozialdemokratie schon halb anheim gefallnen Mitkämpfer aus der Geburtszeit des Deutschen Reiches. Gerade deshalb lästerten und logen die sozialdemokratischen Blätter um so erbitterter. Der „Vorwärts,“ der in seinen Kalendern als bemerkenswerte Gedenktage auch abscheuliche Bluttaten (sogar die Attentate Hödels und Nobilings!) aufführt, jammerte, daß man den unschuldigen Kindern „Bösewichter“ (gemeint waren unsre Kriegshelden) als Vorbilder vorführe; er erklärte auch, daß Frankreich voll berechtigt sei, sich durch die Feier der Gedenktage des Krieges verletzt zu fühlen. Von dem Geschmack der im Jubiläumsjahre verübten sozialdemokratischen Infamien mögen ein paar Proben aus dem „Süddeutschen Postillon“ zeugen. „Fanatiker*) erklären, der Krieg sei eine ewige Einrichtung. I, du meine liebe Güte! Läuse und Wanzen sind von alters her da, aber man setzt ihnen doch keine Monumente.“ Und ferner: „Man sagt: Der Krieg offenbart die herrlichsten Tugenden des Mannes. — Jawohl, als da sind: Raub, Mord, Totschlag, Notzucht und gänzliche Vertierung.“

Man fühlt trotz allem Zwang zu kühler Ruhe das Blut in die Schläfen emporsteigen, wenn man so die tapfern Männer verunglimpfen sieht, die ihr Leben für Deutschlands Ehre und Einigung eingesetzt haben. Und so etwas *durfte* auf deutschem Boden gedruckt werden!

(Schluß folgt)

Napoleon der Erste in Dresden 1807

1

Der 17. Juli 1807 war ein gewöhnlicher Freitag. Aber die Unruhe, die seit Tagesanbruch in der sächsischen Residenz herrschte, paßte nicht zu der üblichen Werktagsstimmung. Eine Menge müßiger Menschen bewegte sich schon in den frühen Morgenstunden durch die Straßen. Zum Teil waren es Dresdner Bürger und Offiziere. Doch beinahe die Hälfte bestand aus zugereisten Fremden, die die Nacht in einem der vielen Gasthöfe zugebracht hatten. Und der

*) Wird irgendein Nichtsozialdemokrat Moltke als „Fanatiker“ ansprechen?

Digitized by Google

Menschenstrom wuchs immer mehr mit dem zunehmenden Stundenschlag. Landleute aus den umliegenden Dörfern, Männer, Frauen, Kinder, Einwohner ganzer Ortschaften, Bürger aus den kleinen Städten der Provinz, die noch bei Nacht aufgebrochen waren, um in der Frühe Dresden zu erreichen, drängten sich scharenweise durch die geöffneten Stadttore.

Aber heute kamen sie nicht zu Markte oder zu sonstigen Geschäften. Neugierig betrachteten sie die veränderten Straßen, die ihr Alltagsgewand abgelegt hatten und in außergewöhnlich reichem Festschmuck prangten. Alle Häuser waren bekränzt und beflaggt. An den Kreuzungspunkten der Hauptstraßen, und wo sich sonst Gelegenheit bot, hatte man Ehrenpforten gebaut. Auf den Plätzen standen reichverzierte Pyramiden und Obelisken.

Jedoch nur wenige hielten sich bei der Bewunderung der Schmuckstücke auf, dergleichen man auch sonst schon gesehen hatte. Die meisten strebten vorwärts. Ihr Ziel war der Schloßplatz, und hier war in der Tat etwas zu sehen, was die andern Veranstaltungen weit in den Schatten stellte, und worauf man monatelang Mühe und Kunst verwandt hatte. Dicht vor der Brücke war ein gewaltiger Triumphbogen von mehr als fünfzehn Metern Höhe errichtet. Er wurde von acht dorischen Säulen getragen und setzte sich an beiden Seiten amphitheatralisch in einer Halle von achtundzwanzig Bogen fort, deren Enden, von Obelisken abgeschlossen, fast das Schloß berührten. Lateinische Inschriften und allerlei Figuren dienten als Zierde.

Vor diesem Bauwerk staute sich der Menschenstrom, denn jeder unterzog es einer eingehenden Betrachtung. Hatte man seiner Bewunderung Genüge getan, so wandte man sich in der Regel über die Elbe nach der Neustadt. Dabei wurde mit Staunen bemerkt, welche Verwandlung sich die ehrwürdige Augustusbrücke hatte gefallen lassen müssen. Auf jedem Pfeiler trug sie ein hohes schwarzes Gestell mit einem riesigen Kreuze, das dem der französischen Ehrenlegion nachgebildet war und mehrere Ellen im Durchmesser hatte. Drüben in der Neustadt war die große Allee dem Verkehr geöffnet und die Barriere an beiden Enden entfernt worden, sodaß die Menschenmasse ungehindert die Hauptstraße in ihrer ganzen Breite von der Hauptwache bis zum Schwarzen Tore auf und ab wogen konnte.

Die heiße Julisonne stieg immer höher am blauen Himmel empor. Die Schaulust war allmählich befriedigt, aber die Leute verliefen sich nicht. Man blieb und wartete. Ein Name war es, der sie beschäftigte, der immer wieder über ihre Lippen kam, der, der von den aufgestellten Obelisken und Ehrenpforten herabstrahlte: Napoleon. Sein Zauberklang hatte alle die Tausende hier zusammengeführt. Man wollte den Franzosenkaiser sehen, der heute als Gast König Friedrich Augusts des Gerechten in Dresden einziehn sollte.

Seit mehr als einem Jahrzehnt beschäftigte nun schon dieser beispiellose Günstling des Glücks alle Geister Europas. Während man hier mit Staunen und Bewunderung zu ihm aufschaute, verwünschte man ihn dort in Furcht und Haß. Sachsen hatte anfangs zwischen beidem geschwankt, aber jetzt war es ganz Ehrfurcht und Bewunderung. Und in der Tat hatte es allen Grund, in Napoleon seinen Wohltäter zu verehren. Nachdem er noch vor einem Jahre

Digitized by Google

Sachsens erklärter Feind, im offnen Kampfe mit den Kindern des Landes, gewesen war, galt der Kaiser seit einem halben Jahr als des Fürsten Freund und Verbündeter. Nicht nur einen glimpflichen Frieden, sondern auch noch Belohnungen und ehrenvolle Auszeichnungen hatte er seitdem dem Lande gewährt. Was Wunder, daß sich der Bevölkerung ein wahrer Taumel bemächtigte, als sich um die Mitte des Juli die Kunde verbreitete, der Gewaltige werde seinen Rückweg von Ostpreußens blutigen Schlachtfeldern durch Sachsen nehmen! Und er kam als Friedensfürst. Vor wenig Tagen war zu Tilsit der Krieg beendet worden. Im mächtigen Rußland hatte er durch den Vertrag vom 7. Juli einen neuen Freund und Bundesgenossen gewonnen und bei der Demütigung Preußens am 9. Juli Sachsens Vorteil nicht vergessen. Noch am 9. Juli hatte der Kaiser Tilsit verlassen. Gestern war ihm König Friedrich August zur Begrüßung nach Bautzen entgegen gefahren, und nun wurde für den Nachmittag das Eintreffen der beiden Monarchen in der Residenz erwartet.*)

Neugierig standen die Geschäftsinhaber vor ihrer Ladentür und sahen sehnsüchtig nach der nahen Turmuhr, ob nicht auch ihnen bald die Stunde der Erlösung schlüge. Da dröhnte — es ging schon stark auf elf — von den Wällen ein langhinrollender Kanonenschuß und gab für die Stadt das Zeichen der bevorstehenden Ankunft. Eilig wurden nun Werkstätten und Schulen, Geschäfte und Schreibstuben geschlossen, die Krambuden auf dem Altmarkt abgeräumt und die letzten Vorbereitungen getroffen. Während sich der abermals verstärkte Menschenstrom zum Schwarzen Tor hinauswälzte, um den Fürsten entgegenzugehn, marschierte das Militär in großer Gala auf. Die Leibgrenadiergarde besetzte den Schloßplatz und die eine Hälfte der Brücke, das Infanterieregiment Prinz Maximilian die andre Hälfte. Auf der Neustädter Allee bis zum Schwarzen Tor stellte sich das Infanterieregiment von Rechten auf. Dann folgte Kavallerie bis zum Linckischen Bade, Husaren und Dragoner; nur unmittelbar vor dem Tore wartete ein Detachement Garde du Corps, sich den Einziehenden als Ehrengeleit anzuschließen. Weiter draußen auf der langen Chaussee bis zum Weißen Hirsch wurden die königlichen Hofjäger postiert. Kaum war die Garnison ausgerückt, so erschienen auch die Staatswagen und fuhren vor dem Schwarzen Tor auf, voran ein achtspänniger Wagen mit feurigen neapolitanischen Rappen, außerdem einige Kutschen mit sechs Pferden.

Die Vorbereitungen waren längst zu Ende, alles stand in Bereitschaft, aber von dem Reisezug war nichts zu erblicken. Viele Augen in der Stadt richteten sich nach den Loschwitzer Weinbergen am Weißen Hirsch, denn dort standen Artilleristen, die als weithin sichtbares Zeichen beim Herannahen des Zuges Raketen steigen lassen sollten. Die Stunden vergingen, und die Menschen wurden müde. Viele waren bis zum Weißen Hirsch, sogar bis Weißig hinausgewandert oder gefahren und erfrischten sich nun in den Dorfwirtschaften. Andre hatten unterwegs Halt gemacht und sich rechts und links von der Straße

*) Französische Schriftsteller geben mehrfach als Datum für die Ankunft Napoleons in Dresden statt des 17. Juli irrtümlich den 16. Juli an, so König Jérôme in seinen Mémoires III, 5 und A. Bonnefons in Un allié de Napoléon S. 223.

Digitized by Google

auf die Heide gelagert. Eine immer noch stattliche Menge füllte die Steige hinter dem absperrenden Militär.

Da, endlich, gegen fünf Uhr Nachmittags stiegen die Raketen auf. Von den Neustädter Wällen antwortete der Donner der Kanonen, und das feierliche Geläut der Glocken setzte ein. Nach einer Viertelstunde hielten die bestaubten Wagen der hohen Reisenden vor dem Schwarzen Tor und fuhren dann, da die Monarchen auf die Staatswagen verzichteten, langsam im Schritt durch die große Allee zum Schlosse, begleitet vom Spiel der Regimentskapellen und umjubelt von den endlosen Vivatrufen der Menge. Eine Abteilung königlich sächsischer Dragoner eröffnete den Zug. Dann folgte das Oberjäger- und das Postpersonal, dem sich die Abteilung Garde du Corps angeschlossen hatte. Unmittelbar dahinter fuhr der achtspännige Reisewagen Napoleons mit dem Kaiser und dem König im Fond und Napoleons treuem Mamelucken Rustan mit Dolch und Pistolen im Gürtel auf dem Bock. Napoleon war über den begeisterten Empfang sichtbar erfreut. Als der Jubel nicht enden wollte, zeigte er sich mehrmals am geöffneten Wagenfenster und drückte seinen Dank durch wiederholte Verbeugungen aus. In den folgenden Wagen saßen die ersten Würdenträger seines Hofs, der Großherzog von Berg, der Kriegsminister Berthier, Fürst von Neuschatel, und der Minister des Äußern Talleyrand, Fürst von Benevent. Dann kam das weitere höfische und militärische Gefolge der beiden Monarchen.

Napoleon nahm Wohnung im Königlichen Schlosse, und zwar in den Paradezimmern der zweiten Etage, während der Großherzog von Berg im Coselschen Palais abstieg. Nachdem der Kaiser die königliche Familie begrüßt hatte, zog er sich, da er ermüdet war, in seine Gemächer zurück. Er hatte seit nahezu hundert Stunden den Reisewagen kaum verlassen.*)

Draußen in den Straßen pulsierte das Leben allgemach langsamer und langsamer. Die Regimenter marschierten in ihre Kasernen zurück. Die Zugewanderten aus der Nachbarschaft verließen die Stadt, da die geplante Illumination noch am Nachmittage wegen ungenügender Vorbereitung abgesagt und auf den nächsten Abend verschoben worden war. Auch die Dresdner suchten müde ihre Wohnungen auf, aber alle waren in freudig erregter Stimmung, vom Minister bis herunter zum Nachtwächter. Einer von diesen, der vor dem Wilsdruffer Tor seinen Dienst tat, kleidete das allgemeine Gefühl in folgende selbstverfertigte Verse, die er nach Abrufung der zehnten Stunde statt des herkömmlichen Gesangbuchverses sang:

Willkommen, Kaiser Napoleon,
Willkommen in Dresdens Mauern!
Gott schütze dich auf deinem Thron,
Dein Ruhm muß immer dauern!
Gott leite dich durch seinen Rat
Und segne jede gute Tat,
Die durch dich ist gelungen!

2

Die beiden Herrscher sahen in diesen Tagen einander zum erstenmal. Im November 1806 hatte Friedrich August vergeblich versucht, eine Zusammenkunft

*) Corresp. de Napoléon I, XV, 530 Nr. 12912.

Digitized by Google

in Berlin herbeizuführen; den Kaiser riefen die Kriegsereignisse nach dem Osten ab. Jetzt hatte man die nötige Muße zu gegenseitiger Bekanntschaft und Aussprache. Napoleon zeigte sich von seiner liebenswürdigsten Seite. Bald hatte er den König gewonnen und den ganzen Hof bezaubert.*) Der König seinerseits verfehlte nicht minder, dem Gewaltherrscher die höchste persönliche Achtung abzunötigen. Langsam und zaghaft in seinen Entschlüssen, von peinlichster Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit, war Friedrich August beinahe das vollkommne Gegenteil, aber auch eine vortreffliche Ergänzung zu dem romanisch-beweglichen Naturell des Korsen. Auf diesem Gegensatze beruhte das eigentümliche Verhältnis, das sich in der Folgezeit zwischen beiden entwickelte. Während der Sachsenkönig in Napoleon den überlegnen Willen fand, dessen seine Natur in dem allgemeinen Zusammenbruch der politischen Mächte zum notwendigen Halt bedurfte, schätzte der Kaiser an Friedrich August die unbedingte Zuverlässigkeit gegenüber der einmal eingegangnen Pflicht, eine Fürstentugend, die gerade bei Sachsen doppelt ins Gewicht fiel.

Mit sicherm Blicke hatte Napoleon schon frühzeitig die Bedeutung Sachsens für seine kontinentale Politik erkannt. Die Lage in der Mitte zwischen den beiden deutschen Hauptmächten Österreich und Preußen und die breite durch Festungen noch verstärkte Elblinie machten das Land zu einer ausgezeichneten Operationsbasis. Da der sächsische Staat militärisch viel zu schwach war, für eine Großmacht einen ebenbürtigen Gegner abzugeben, so war es die erste Aufgabe der französischen Politik, das Land zu isolieren und dann in möglichste Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Unter diesem Gesichtspunkte will Napoleons Handeln in den Jahren 1806 und 1807, dieses Werben mit allen Mitteln gütlichen Zwanges verstanden sein. Alles war darauf berechnet, Fürst und Volk für Napoleon einzunehmen und zugleich Sachsen in ein immer schwerer lösbares Vasallenverhältnis zu Frankreich herabzudrücken. Auch der Dresdner Besuch Napoleons im Juli 1807 gehört in diese Reihe, und zwar als letztes Glied. Mit ihm fand die französische Politik der Liebenswürdigkeiten vorläufig ihren Abschluß. Unzweifelhaft war es dabei Napoleons vornehmster Zweck, den französischen Einfluß am Dresdner Hofe persönlich zu stärken und zugleich vor aller Welt deutlich zur Geltung zu bringen. Außerdem freilich gab es noch eine ganze Anzahl andrer Aufgaben, die bei dieser Gelegenheit der Erledigung harrten. Da waren einmal die durch den Frieden von Tilsit verursachten Gebietsverschiebungen, an denen Sachsen ja ganz hervorragend beteiligt war, und die im wesentlichen die beiden napoleonischen Staatsschöpfungen, das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Warschau, betrafen. Ferner ließen sich von Dresden aus sehr gut die nötigen militärischen Anordnungen für die im Osten zurückbleibenden französischen Truppen treffen. Auf Vorhaben dieser Art deutet schon die Mitanwesenheit der beiden Minister Talleyrand und Berthier hin. Schließlich hatte der Kaiser wohl auch die naheliegende Absicht, sich selbst einmal mit eignen Augen über die Verhältnisse seines neuen Alliierten zu informieren und vor allen Dingen die Stadt und

*) Vgl. Memoires du Comte de Senfft, S. 25.

Digitized by Google

Festung Dresden eingehend zu besichtigen. Damit wurde schon am nächsten Tage begonnen.

Es war eine stattliche Reiterschar, die am 18. Juli früh in der achten Stunde das königliche Schloß verließ, voran der Kaiser mit seinem Gefolge, begleitet von einer Abteilung Garde du Corps. Napoleon war mit der gewöhnlichen Einfachheit gekleidet: grüne Chasseuruniform mit roten Aufschlägen, weiße Weste, weiße Beinkleider, unbesetzten aufgeschlagnen Hut mit Kokarde.*)

Der Zug wandte sich über die Brücke nach der Neustadt. Zunächst wurden die Festungswälle vom „Bären" bis zum Schwarzen Tor besichtigt.**) Dann stattete der Kaiser dem Lazarett, das außerhalb der Mauern lag und auch französische Verwundete beherbergte, einen kurzen Besuch ab. Auf dem Rückwege wurden die Kasernen in Augenschein genommen. In ihrer Nähe fiel ihm ein besonders stattliches Gebäude auf, und als er erfuhr, daß es die Ritterakademie sei, stieg er ab und trat ein. Der ehemalige Zögling von Brienne konnte auch unmöglich an dem Kadettenhaus vorüberreiten. Der Besuch dauerte fast eine Stunde und rief im ganzen Hause große Aufregung hervor, wenn man auch vielleicht nicht ganz unvorbereitet war. Ein Augenzeuge, der wohl zum Kadettenkorps in irgend einem dienstlichen Verhältnis stand, hat davon eine Beschreibung gegeben, die manches Interessante bietet.***)

„Napoleon, erzählt der Ungenannte, sagte zu dem Kadetten, den er am Eingang fand, in deutscher Sprache: »Kleiner, wo ist denn dein Oberster?« Ehe aber der Kadett den Obersten rufen konnte, war dieser schon die Treppe heruntergekommen, um als Kommandant des Korps die Befehle des Kaisers zu empfangen. Zufälligerweise waren diesen Tag keine Lektionen, sondern die Zöglinge, welche in der Regel Vormittags, Sonntags ausgenommen, keinen Urlaub auszugehn erhalten, befanden sich auf ihren Stuben, wo sie sich mit Wiederholen des Unterrichts und mit der Besorgung ihrer eignen Angelegenheiten beschäftigen sollten. Sie waren daher meistens in Stürtouts oder in dem Hausanzuge, in welchen sie die Lehrsäle besuchen und auf ihren Stuben arbeiten. Als nun der Kaiser das Korps exerzieren zu sehen verlangte, so mußten sie sich dazu umkleiden. Der Kommandant ließ deswegen Appell schlagen und durch die Offiziere des Korps in beiden Flügeln des Hauses an jede Linie und Korporalschaft den Befehl erteilen, sich paradem äßig, d. h. in Gamaschen oder in Schuhen (nicht in Stiefeln) und in der Revüuniform, mit dem Treffenhut auf den großen Exerziersaal zu begeben. Auf das gegebne Signal geriet das ganze Haus in Bewegung, und der Kaiser, welcher indessen auf den Saal geführt worden war, freute sich über die muntre und schnelle Regsamkeit, mit der die Kleinern wie die Größern von allen Seiten her auf den Sammelplatz eilten, um Gewehr und Patronentasche zu ergreifen und sich in Reihe und Glied zu stellen. Kaum fünf Minuten nach dem Appellschlagen, in der beim Militär überhaupt üblichen Frist, war die

*) Beschreibung in „Die Beleuchtungsfeier am Friedensfeste . . . am 18. Juli 1807." Dresden 1807. S. 23.

**) Die Berichte darüber widersprechen einander, doch hat diese Angabe die meiste Wahrscheinlichkeit.

***) Zeitung für die Jugend II, Nr. 101, 22. Januar 1808, St. 803 ff.

Digitized by Google

Kompagnie beisammen. Während sich jetzt die Kadetten in sechzehn Rotten nach zwei Zügen formierten, sprach der Kaiser mit den jungen Leuten, untersuchte ihre Gewehre, bemerkte dabei lächelnd, daß sie nach Verschiedenheit ihrer »Taille« größer oder kleiner, die Bajonette aber nicht scharf, sondern abgestumpft wären, und nahm selbst einige in die Hand, um anzuschlagen. Unterdessen hatten sich die Glieder formiert. Das Korps erzeigte en parade dem Kaiser die üblichen militärischen Honneurs und machte hierauf vor ihm den Parademarsch im pas accéléré. Während desselben kommandierte der Kaiser: en défense! Es wurde daher eingeschwenkt; hierauf kommandierte er durch einen Offizier des Korps: la charge en douze temps! Dieses bei den französischen Konskribierten eingeführte, aus zwölf Tempos bestehende Laden ist bei den preußischen und sächsischen Truppen nicht gewöhnlich; daher machten es die Kadetten, wie es den sächsischen Rekruten gezeigt wird, wo unter andern Handgriffen das Aufschütten, amorcer, wegfällt. Der Kaiser bemerkte sogleich diesen Unterschied mit den Worten: ils n'amorcent pas, sie schütten nicht auf! Er verlangte darauf la charge à volonté oder das Laden ohne Tempo, dann das Pelotonfeuer und das croisez baionette! oder fällt das Bajonett! Beim letztern erinnerte er, daß die Sachsen das Gewehr vor sich horizontal fällen, die Franzosen aber es in schiefer Richtung nach dem Kopfe der Pferde des feindlichen Reiters heben. Überhaupt schien er mit der Fertigkeit der Kadetten, die meistens noch neu waren und erst seit vier Wochen exerzierten, zufrieden zu sein; denn er bemerkte, daß bei den Konskribierten die Exerzierzeit oft vier bis fünf Monate dauere. — Nach dieser Übung in den Waffen sprach der Kaiser mit dem Kommandanten und den Offizieren über die Einrichtung des Hauses in wissenschaftlicher Hinsicht. Da er vom Kommandanten hörte, daß bei dem häufigen Avancement die Zöglinge der obern Klassen, welche in den höhern Kriegswissenschaften unterrichtet werden, bereits in der Armee angestellt und größtenteils ins Feld gegangen, dort aber einige von ihnen geblieben und mehrere verwundet, zum Teil auch mit dem Orden der Ehrenlegion belohnt worden wären, so fragte er, wie weit gegenwärtig die Zöglinge in der Geometrie gekommen wären. Er ließ sich darauf les plus forts dans les Mathématiques vorstellen und legte ihnen durch einen Lehrer, der zufällig zugegen war, mehrere Fragen vor, unter andern wie man den körperlichen Inhalt einer Pyramide und den einer Kugel berechne; warum man so verfahre, und warum bei der Berechnung algebraischer Größen die Zeichen plus und minus minus gäben. — Die Kadetten antworteten deutsch, und der Lehrer übersetzte Frage und Antwort. Als sich bei dieser Gelegenheit einer versprach und statt Diamétre »Rayon« sagte, so fiel der Kaiser gleich ein, um es zu verbessern. Auch wiederholte er seine Fragen, die man nicht verstanden hatte, mit langsamer und lauter Stimme. Bei dieser Prüfung und überall war der Blick des Kaisers ebenso freundlich und wohlwollend, wie sein herzlicher Ton Zutrauen erweckend. Seine Stimme hatte viel Wohllaut; sie war dabei sicher, schnell und nicht stark. Der Ausdruck war kurz, bündig und treffend. Selbst das Kommandowort sprach er zwar fest und scharf, aber mit Freundlichkeit aus. Er erschien ohne Repräsentation seiner Würde so einfach unter den jungen Leuten, daß er ihnen bald Zuversicht einflößte und sie sich so unbefangen äußerten, als ob sie längst

Digitized by Google

an seinen Anblick gewöhnt wären. Kurz, man bemerkte kaum den Ernst und die Majestät seiner Gegenwart, so heiter und natürlich war das Interesse, welches er an den Äußerungen dieser muntern Jugend zeigte. Er besah nach jener Prüfung das Innere des Hauses, wobei er die Umstehenden über mehrere Gegenstände so fragte, daß er aus dem Einzelnen auf das Ganze schließen konnte. Er hielt sich insbesondre in einem der beiden größern Lehrsäle auf, wo er die in der letzten Lektion an die Tafel gezeichneten Figuren erklären ließ und die von den Zöglingen verfertigten Situationspläne und andre Arbeiten, zum Beispiel die von ihnen aufgenommne und von einem Kadetten gezeichnete Gegend der Stellung bei Boxdorf und die von einem andern gezeichnete Statue des Generals Seydlitz genau betrachtete. Er verließ hierauf das Haus mit der Äußerung seiner Zufriedenheit. Als Beweis derselben hat er einige Tage nachher dem Kommandanten, dem Obersten von Emmerich, eine goldne Dose mit seiner Namensschiffre in Brillanten durch seinen Großstallmeister, Herrn von Faulincourt, mit der ausdrücklichen Versicherung seines Beifalls über die gefundne gute Ordnung und Applikation zustellen lassen."

Nach dieser Unterbrechung seines Rittes begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge wieder nach der Altstadt und unterzog auch hier die Befestigungen einer kurzen Prüfung. Er verließ die Stadt durch das Pirnaische Tor, ritt die Außenwälle entlang und kehrte gegen zehn Uhr durch das Seetor über den Altmarkt nach dem Schlosse zurück.

Den übrigen Teil des Tags verbrachte der Kaiser im Schlosse, arbeitend, im Verkehr mit der königlichen Familie und mit der Betrachtung der königlichen Sammlungen. Nach der Rückkehr fand zunächst gemeinsame Frühstückstafel statt. Der Kaiser behielt durchaus seine eigne Tagesordnung bei, die sich von der des sächsischen Hofes wesentlich unterschied. Während der Tafel marschierte vor dem Schlosse die königliche Leibgrenadiergarde in Parade auf. In der königlichen Hofkirche wurde zur Feier des Friedens und der Anwesenheit Napoleons ein feierliches Te Deum gesungen. Dazu donnerten dreimal die zwölf Kanonen auf dem Feuerwerksplatze hinter dem Zwinger, und dann wurden noch einmal um die ganze Festung die Kanonen gelöst. In den Zwischenräumen gab die Garde dreimal Salve.

Am Nachmittag besichtigte der Kaiser in Begleitung des Königs und der königlichen Familie die Rüstkammer und besonders die Gemäldegalerie. Diese war damals noch im Schlosse, und zwar im zweiten Stockwerk des Stallgebäudes am Jüdenhof, von wo sie erst 1855 in den Sempersche Bau am Zwinger übersiedelte.

Um sieben Uhr fand die Abendtafel wieder ganz en famille statt. Die zahlreich anwesenden Fürsten und Prinzen der deutschen Kleinstaaten, die zugleich in Dresden eingetroffen waren und nach Napoleons Huld geizten, so die Fürsten von Reuß, die Herzöge von Koburg, von Gotha und von Weimar, wurden grundsätzlich von jeder Intimität fern gehalten und blieben auch die folgenden Tage von den Hoffestlichkeiten ausgeschlossen.*) Von dem französischen Gefolge waren nur die Großwürdenträger, der Großherzog von Berg und der

*) Vgl. F. A. Ô-Byrn, Camillo Graf Marcolini, S. 125.

Digitized by Google

Fürst von Neuschatel zugegen. Talleyrand blieb überhaupt, freiwillig oder unfreiwillig, die meiste Zeit für sich im Brühlschen Palais, wo das diplomatische Kabinett Wohnung genommen hatte.

Am Abend fand dann endlich die große Illumination statt. Die ganze Stadt war prachtvoll erleuchtet. Königshaus, Rat und Bürgerschaft hatten viele Tausende ausgegeben, die Residenz in ein gewaltiges Flammenmeer zu verwandeln. Der Glanzpunkt waren die Umgebung des Schlosses, der antike Triumphbogen, die Brücke und ein Obelisk im Schloßhof, worauf ja das Auge des Kaisers selbst fallen mußte. Oben auf dem Triumphbogen nach dem Schlosse zu prangte das kaiserlich französische Wappen und darunter in Flammenschrift die Widmung: Napoleoni Magno, victori, pacificatori. Man schätzte die Zahl der Lampen, die allein den Triumphbogen beleuchteten, auf zwanzigtausend. Dazu noch mehrere Tausend auf der Brücke, da jeder der zweiunddreißig Sterne von sechsundsiebzig Lampen bestrahlt wurde. Die Stadt bemühte sich, dahinter nicht zurück zu bleiben; fast alle Häuser hatten vollständig illuminiert. Viele Fenster waren nach der Sitte der Zeit mit transparenten Bildern und Versen geschmückt. Die Verse waren meist besser gemeint als gedichtet, aber gerade darum in ihrer naiven Einfalt oft rührend und jedenfalls für die Stimmung der Bürgerschaft charakteristisch.

Liebe, Bewunderung, Dankbarkeit und Freude, Wünsche für eine segensreiche, Handel und Wandel günstige Zukunft sprechen sich in ihnen aus.

Leider wurde das Fest gestört. Ein Gewitter machte der Schwüle der letzten Tage ein Ende und verlöschte mit seinen heftigen Güssen vorzeitig Lampen, Feuerbecken und Kerzen. Aber rasch, wie es gekommen, verzog sich auch das Unwetter wieder, und gegen ein Uhr Nachts wimmelten die Straßen wieder von Menschen, die staunend noch in den traurigen Resten die vernichtete Herrlichkeit bewunderten.

(Schluß folgt)

Die Philosophie des Unbewußten

Philosophieprofessoren gibt es zu Hunderten, verständig philosophierende Laien zu Hunderttausenden; auch die Zahl der praktischen Philosophen, das heißt der Menschen, die weise leben, mag nicht klein sein; alle wahrhaft Frommen gehören dazu. Aber die Philosophen im strengen Sinne des Worts sind Säkularmenschen; die letzten dreihundert Jahre haben nicht viel über ein Dutzend solcher Genien hervorgebracht, die großartige neue Einblicke in die Natur der Dinge eröffnen und die vorhandnen, zum Teil von ihnen selbst ans Licht geförderten Erkenntnisse zu einem harmonischen Ganzen, einem in sich folgerichtigen System anordnen. Seit Lotzes Tode haben wir in Deutschland noch einen solchen Gedankenriesen: Eduard von Hartmann. Denn auch die berühmtesten Philosophieprofessoren sind nur geistreiche und gewandte Dar-

Digitized by Google

steller; als Systemschöpfer könnte neben Hartmann höchstens Wundt in Betracht kommen, bei dem jedoch die Fachwissenschaft, die Physiologie, überwiegt, und das im engern Sinne Philosophische mehr eklektisch als originell erscheint.

An Hartmanns Bedeutung zu erinnern werden wir durch den Umstand gemahnt, daß soeben (bei Hermann Haacke in Leipzig) sein Erstlingswerk, das ihn berühmt gemacht hat, in elfter, erweiterter Auflage erschienen ist, als 7., 8. und 9. Band der ausgewählten Werke. Der Verfasser hat sie mit einem 57 Seiten langen Vorwort versehen, das er in vier Kapitel teilt: „1. Mein Verhältnis zu frühern Philosophen; 2. Der Zusammenhang meiner Schriften; 3. Der Begriff des Unbewußten; 4. Zur Geschichte der Philosophie des Unbewußten." Im ersten Kapitel, das man einen Abriß der Geschichte der neuern Philosophie nennen könnte, gibt er mit der ihm eignen Präzision und Schärfe an, was er mit jedem der großen Philosophen gemein hat, und was ihn von ihm scheidet. Sehr lebhaft protestiert er gegen das weit verbreitete Vorurteil, das ihn zu einem Jünger Schopenhauers gestempelt habe; er zeigt, daß er Schelling und Hegel viel näher steht als dem mystisch-buddhistischen Pessimisten. Den Vertretern der Naturwissenschaft gegenüber verwahrt er sich gegen den Vorwurf, daß er durch die Anerkennung der Teleologie den Naturwissenschaften das Gebiet ihrer Tätigkeit beschränken oder ihre kausale Erklärungsweise im Werte herabsetzen wolle. „Soll die hohe Aufgabe, die Ergebnisse der Naturforschung in eine philosophische Weltanschauung organisch einzufügen, lösbar sein, so muß zwischen den berechtigten Forderungen der Naturwissenschaft und deren einseitiger Überspannung unterschieden werden, wie sie in dem heutigen Geschlecht der Naturforscher gang und gäbe sind; wer aber diese Unterscheidung versucht, wird sich darein finden müssen, von der überwiegenden Mehrzahl der heutigen Naturforscher einer Verletzung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung geziehen zu werden, und sich einer Zukunft getrösten müssen, in der die heutige Einseitigkeit einer geisttötenden mechanistischen Weltanschauung gemildert und durch den ureingebornen Idealismus des deutschen Volksgeistes wieder überwunden sein wird. Als ich auftrat, wirkten noch die gemäßigt vitalistischen Anschauungen Johannes Müllers in einem engern Kreise älterer Naturforscher nach, aber die jüngere Generation war bereits ganz in das materialistische Fahrwasser eingelenkt, und der damals beginnende Siegeslauf des Darwinismus wiegte sie in die Täuschung, als ob nun alle Rätsel des Lebens auf mechanischem Wege gelöst seien. Gegenwärtig ist eine bedeutende Ernüchterung in dieser Hinsicht eingetreten, und gerade die jüngere Naturforschergeneration huldigt, ohne von mir etwas zu wissen, jetzt genau derselben Ansicht, die ich schon 1873 in meiner Darwinismusschrift dargelegt und begründet habe, nämlich daß die Abstammungslehre über jeden Zweifel hinausgehoben, die mechanische Erklärungsweise Darwins aber ganz unzulänglich sei und durch innere Ursachen ergänzt werden müsse." Nicht minder entschieden verwahrt er sich gegen den Vorwurf der Religions- und Christentumsfeindschaft. Sein System sei durchaus religiös, und das Christentum schätze er nach Gebühr. „Ich bin nur zu historisch exakt, um mich über die Größe der auch bei mir noch bestehenden Abweichungen vom geschichtlichen Christentum zu verblenden

Digitized by Google

oder sie mit Phrasen zu verschleiern, und zu ehrlich und offen, um mich oder andre über diese Abweichungen zu täuschen und mich in eine Gemeinschaft einzudrängen, in die ich von Rechts wegen nicht hineingehöre. Aber gerade diese Ehrlichkeit zieht mir die heftigste Gegnerschaft der Vertreter des Christentums zu, die die größten sachlichen Abweichungen dulden, so lange nur am Namen nicht gerüttelt und der äußere Schein der Christlichkeit gewahrt wird ... Atheist bin ich so wenig, daß ich vielmehr den Vorsehungsglauben im strengsten Sinne festhalte und in dem ganzen Weltlauf eine providentiell geleitete Entwicklung erblicke."

Die Geschichte seiner Philosophie des Unbewußten erzählt er mit anerkennenswerter Objektivität. Das Werk, das diesen Titel trägt, habe er als ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann verfaßt, der bis dahin sehr viel Zeit auf Musik, Malerei und schöne Literatur verwandt hatte. Das Buch enthalte nun zwar, als Programmwerk, alle Grundgedanken seiner Philosophie, habe aber aus den angedeuteten Ursachen sehr unvollkommen ausfallen müssen. Trotzdem würden seine spätern, viel reifern Werke ignoriert. Für das große Publikum bleibe er der Philosoph des Unbewußten, und nur sein Erstlingswerk sei in fremde Sprachen übersetzt worden. Die literarische Kritik, erzählt Hartmann weiter, hat es willkommen geheißen, weil es mit der Philosophie die Naturwissenschaften verbindet und die abstrakten Wahrheiten aus anschaulichen Erfahrungstatsachen ableitet; dem schöngeistigen Publikum gefiel es wegen der pikanten Kapitel über die geschlechtliche Liebe und das Elend des Daseins, die irrtümlich im Sinne Schopenhauers gedeutet wurden, der gerade damals Mode wurde, und die Radikalen hielten sich an das Kritische und das Negative darin, das ihnen dann auch in der Schrift über die Selbstzersetzung des Christentums Genugtuung bereitete. So wurde in diesen Kreisen von 1870 bis 1879 die Philosophie des Unbewußten Mode, was die leicht begreifliche Abneigung der Theologen und der zünftigen Philosophen gegen sie nur verstärken konnte. Aber die Gönnerschaft jener Kreise schwand, als man merkte, daß Hartmann weder im Religiösen noch im Sittlichen der regierende Geist sei, für den man ihn gehalten hatte, und seine Teleologie zog ihm überdies noch die Feindschaft der Naturforscher zu. Aus dem oben angegebnen Grunde, weil die Deszendenztheoretiker eine Schwenkung zur Teleologie vollziehn, bessert sich die Aussicht auf Anerkennung seiner wirklichen Verdienste jetzt, wo die von ihm abgelehnten Scheinverdienste, um deren willen er zehn Jahre lang gefeiert worden ist, schon vergessen sind. Ein wenig bitter schreibt er: „Erst seitdem ich die Schwelle des Greisenalters überschritten habe, regt sich hie und da das Bedürfnis, mich auszugraben; Beweis genug, daß man sich bereits gewöhnt hatte, mich als Fossil zu betrachten. Ein ausgegrabnes Fossil darf man schon ausnahmsweise wie einen Verstorbnen behandeln, wenn auch noch etwas Leben in ihm sein sollte, und so ist es denn auch kein Wunder, daß einzelne Universitätsphilosophen mein System sogar im akademischen Unterricht zu berücksichtigen anfangen, was bei einem Lebenden sonst nicht üblich ist." Das alles ist richtig; aber die wichtigste der Ursachen, weshalb das Schicksal seiner reifen Werke von dem seiner Jugendarbeit so verschieden

Digitized by Google

ausgefallen ist, übersieht er. Die Philosophie des Unbewußten ist, einige Partien abgerechnet, die von gewöhnlichen Lesern überschlagen werden, in einer allgemein verständlichen, packenden Sprache geschrieben, und eine reiche Fülle ebenfalls allgemein verständlicher naturwissenschaftlicher, besonders physiologischer und biologischer Tatsachen verleiht ihr starke Anziehungskraft. Auch beseelt sie der Enthusiasmus, den ein durch Inspiration empfangner großer Gedanke einer jungen Seele einflößen muß. In den spätern philosophischen Werken dagegen ist die Darstellung (von den Aufsätzen über pädagogische, politische und soziale Zeitfragen gilt das natürlich nicht) je länger, desto fachwissenschaftlicher geworden. Sie wimmeln von Kunstausdrücken — zum Teil neugebildeten eigner Schöpfung —, ihr volles Verständnis setzt außer großer Abstraktionsfähigkeit bedeutende Vorkenntnisse in Mathematik, Naturwissenschaften und Philosophie voraus, und bei ihrer Lektüre überwiegt demnach die Anstrengung das Vergnügen. Wie viel Studierende und Studierte würden denn Kants Kritik der reinen Vernunft und Hegels Phänomenologie lesen, wenn Kant und Hegel nicht zufällig Universitätsprofessoren gewesen, und infolgedessen ihre Systeme Prüfungsgegenstände geworden wären?

Beurteilung seiner Philosophie, die übrigens ein Buch fordern würde, wie es Arthur Drews geschrieben hat, verbietet uns Hartmann ausdrücklich. Wer die ausgewählten Werke gelesen habe, der dürfe sagen, daß er seine Philosophie kenne; wer sie aber beurteilen wolle, der müsse auch alles übrige gelesen haben. Mit dem Gelesenhaben wärs doch nicht getan; man müßte sie im Geiste gegenwärtig haben, und dazu würde nötig sein, daß man sie hintereinander und wiederholt durchstudiert, also ein paar Jahre ausschließlich auf sie verwandt hätte. Aber erlaubt muß es sein, anzugeben, was wir für Hartmanns Hauptverdienst halten, und in welchen wesentlichen Punkten wir von ihm abweichen. Beides haben wir jedoch bei Besprechung der einzelnen seiner spätern Werke so oft getan, daß wir nicht nötig haben, es zu wiederholen. Nur über das „Unbewußte“ wollen wir ein paar Worte sagen, weil dieser Ausdruck vielfach mißverstanden und verspottet wird, und Hartmann der Beseitigung dieser Mißverständnisse einen besondern Abschnitt des Vorworts gewidmet hat. Der Kunstausdruck richtet sich gegen die Einbildung der Materialisten und der Rationalisten, sie hätten die Körperwelt und das Seelenleben begriffen, weil sie den Ablauf der körperlichen Erscheinungen und der geistigen Vorgänge beobachtet haben. Die Seele und ihr Wirken bleibt unsrer Erkenntnis nicht weniger verschlossen als die immateriellen Kraftpunkte, die nach den heutigen physikalischen Hypothesen alle Erscheinungen der materiellen Welt hervorbringen sollen.

Unsre bewußten Vorstellungen und Willensregungen sind „nur die phänomenalen Fußtapfen, die das außerbewußte Fortschreiten der Seelentätigkeit hinterläßt, oder die Reflexe, die es etappenweise ins Bewußtsein hineinwirft.“ Der eigentliche Vorgang, der sich in unserm Bewußtsein nur spiegelt, bleibt uns unbewußt. Nun sind alle Wesen und Vorgänge des Universums so miteinander verknüpft, daß wir die beiden Erscheinungsreihen, die materielle und die psychische, und die ihnen zugrunde liegenden hypothetischen Wesenheiten auf

Digitized by Google

ein Urwesen zurückführen müssen. Daß dieses Urwesen und seine Wirkungsweise ebensowenig in unser Bewußtsein tritt wie die Einzelmanifestation von ihm, die wir unsre Seele nennen, versteht sich von selbst. Es erhebt sich nun aber die Frage, ob dieses Urwesen nicht bloß uns, sondern auch sich selbst unbewußt bleibt. Hartmann bejaht diese Frage und gibt damit dem Worte einen zweiten, vom ersten abweichenden Sinn. In dem oben angegebnen Sinne genommen ist die Unbewußtheit unleugbare Tatsache, in diesem zweiten nur Hypothese, eine Hypothese, der wir nicht beizupflichten vermögen; eine unbewußte, also blinde Vorsehung scheint uns eine contradictio in adjecto zu sein. Da Hartmann selbst zugibt, daß alle metaphysischen Hypothesen nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit zu erreichen, niemals Gewißheit zu gewähren vermögen, so bleibt die Entscheidung für die eine oder die andre zuguterletzt immer Glaubenssache. Wir unsrerseits finden die christliche Hypothese oder das christliche Bild für das Wesen Gottes annehmbarer als die Hartmannsche. Selbstverständlich können alle Beschreibungen des unbeschreiblichen Gottes nur unzutreffende Bilder sein, es kann aber trotzdem der Glaube an das unter diesen Bildern vorgestellte Wesen, der dem philosophierenden Verstande Hypothese bleiben muß, dem religiösen Gemüte Gewißheit werden.

Kunstliteratur

(Fortsetzung)

2

Uebersetzungen anerkannt guter Kunstbücher sind immer willkommen zu heißen, wenn auch, was die beiden ersten anlangt, die uns heute vorliegen, anzunehmen sein wird, daß wer sich theoretisch mit der Kunst beschäftigt, so viel Französisch versteht, daß er eine Übersetzung allenfalls entbehren kann. Die Franzosen haben die große Gabe, sich in anziehender Form über wissenschaftliche Gegenstände auszusprechen, ohne die Eierschalen einer äußerlichen Gelehrsamkeit als Zeugnisse ihrer fachmännischen Zuständigkeit dem Leser in den Weg zu streuen. Eugen Fromentin war ein feiner Maler kleiner Figuren, Landschaften aus Algerien und der Sahara, einer der Führer der zahlreichen sogenannten Orientalisten, und ein ebenso feiner Schriftsteller in seinen Romanen und Reisebeschreibungen. Sein weitaus berühmtestes Buch behandelt die Maler von Belgien und Holland, d. h. einige von ihnen ausführlich, Rubens und Vandyck, Frans Hals, Rembrandt und Ruisdael, und am Schluß noch bei einem Abstecher nach Brügge Memling, die übrigen in kurzen Strichen als Umgebung, als ihre künstlerische Umwelt. Das Eigentümliche Fromentins besteht darin, daß er einmal auf eine ungemein lebendige Weise diese Maler als Kinder ihres Landes, ihre Werke als Erzeugnisse seiner Geschichte und Kultur schildert, sodann daß er als Künstler sieht und spricht. Und zwar nicht, wie es sonst wohl Künstler

Digitized by Google

machen, wenn sie über die Kunst der Vergangenheit schreiben, zugunsten einer oder gar seiner eignen Richtung. Von Jugend auf sah er les maîtres d'autrefois mit Ehrfurcht an, in dem Gefühl, daß man von ihnen lernen müsse, und was sie ihn als Maler gelehrt hatten, das führte er nun in vertiefender Betrachtung aus, zum Beispiel was die französischen Landschafter Ruisdael verdanken, oder wie weit Rubens Einfluß verfolgt werden könne. Aber auch der ganz fernab liegende Memling wird unter seiner Hand wieder lebendig. Überall spürt man den historischen Zug, der bei den gebildeten Franzosen, ob sie über Literatur oder über Kunst schreiben, so wohltuend berührt. Das Werk, von dem wir reden, ist in zwei Bänden (als dritter und vierter Band einer „Bibliothek ausgewählter Kunstschriften") bei Bruno Cassirer in Berlin zum Preise von 7 Mark erschienen. Der Übersetzer, Eberhard von Bodenhausen, rechtfertigt sein Unternehmen unnötigerweise gegen einen Ausspruch „von sachkundigster Seite, es sei unmöglich, ein Buch von so eigentümlicher, persönlicher, fein ziselierter Sprache in eine andre Sprache zu übertragen." Denn seine Übersetzung liest sich so gut wie ein von vornherein deutsch geschriebnes Buch, und aus jenem Satz spricht nicht die Sachkunde, sondern eine ganz unnötige Wichtigtuerei. Warum hat übrigens der Übersetzer das Buch auf dem Titelblatt „Die alten Meister" genannt, da er doch unterhalb der Bogen viel besser übersetzt: „Die Meister von ehemals"?

Bei Eugen Diederichs in Leipzig ist erschienen „Hippolyte Taine, Reise in Italien, übertragen von Ernst Hardt. Erster Band, Rom und Neapel" (4 Mark). Das Buch ist in Briefform geschrieben, 1864. Die Zustände, die es behandelt — denn es handelt nicht bloß von Kunstwerken —, haben sich längst geändert; wer so weit zurückdenken kann, erkennt das damalige Rom heute nur noch in seinen alten Gebäuden und in einem Teil seiner Kunstwerke wieder. Und als Kunstkenner ist Taine derselbe Subjektivist, der er zum Beispiel in seiner Englischen Literaturgeschichte ist. Immerhin ist es ein angenehm unterhaltendes Buch mit vielen einzelnen feinen Bemerkungen, wie sie einem geistreichen Manne bei allem, was er angreift, in die Feder kommen. Mancher wird es gern in die Hand nehmen, und die Übersetzung ist gut. Nun wird uns aber in einem Vorwort gesagt, dieses Werk Taines sei nach und nach in allen Ländern unsrer Kultur zu „dem" Buche über Italien geworden. Ein Deutscher, in dessen Muttersprache Goethes Italienische Reise und Burckhardts Cicerone geschrieben sind, sollte sich nicht zu einem so tiefen Bückling erniedrigen. Und da der törichte Satz auch für Italien und England nicht zutrifft, was bleibt denn da noch übrig von den „Ländern unsrer Kultur"? Nicht einmal die vernünftigen Franzosen bilden sich ein, aus dem Buche viel über Italien lernen zu können, sie lesen es, weil es von Taine ist, und weil ihnen seine analysierende Betrachtungsweise mit dem starken Zusatz von Rhetorik zusagt. Mit den großen Hauptwerken, die Taines Namen berühmt gemacht haben, würden sie diese Zwischenaktsleistung niemals vergleichen. So gehts, wenn ein Übersetzer nicht bei seinem Leisten bleibt und den Literaturkenner zu spielen versucht.

Demselben Verlage verdanken wir noch ein sehr schön ausgestattetes Werk:

Digitized by Google

„Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet, nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Übersetzung und Einleitung von Marie Herzfeld“ (8 Mark). Die Verfasserin hat sich durch die mühevolle Arbeit ihrer geschickten Auswahl und durch ihre charakteristische Übersetzung ein großes Verdienst erworben. Es ist ein seltner Genuß, auf eine so leichte und angenehme Weise den Gedanken eines hohen Geistes folgen zu können. Auch die historische Einleitung über Leonardo bringt vieles, woran ein Leser Freude haben wird. Aber auch beinahe ebenso vieles, wir müssen es zu unserm Bedauern sagen, was zeigt, daß sie einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war. Ihre mit starken Gefühlsausdrücken versetzten, wunderlichen Kunsturteile und die mit feierlichem Pathos an literarische Kollegen reichlich ausgeteilten Komplimente, die sich mitten darunter und in einem Buche über den großen Leonardo geradezu komisch ausnehmen, sind Kennzeichen weiblicher Arbeitsweise. Das Seltsamste von dieser Art sind Betrachtungen über „das eleganteste aller Laster“ bei Gelegenheit des Jugendlebens Leonardos. Es ist schade um die übrigens ernstgemeinte Arbeit der Verfasserin, daß ihre männlichen Berater für alle diese Schwächen keine Empfindung gehabt zu haben scheinen.

An den engern Kreis der Kunstverständigen wendet sich ein mehr in wissenschaftlichen Formen gehaltnes Buch: „Das Florentiner Bildnis, von Emil Schaeffer, mit vielen Abbildungen, München, Bruckmann“ (7 Mark). Nachdem Burckhardt in einer reichhaltigen nachgelassenen Abhandlung die Entwicklung des Porträts durch die ganze italienische Kunst in großen Zügen verfolgt, und Wölfflin in seinem Buche über die klassische Kunst die Grenzlinien der Früh- und der Hochrenaissance auch in bezug auf das Bildnis strenger gezogen hatte, war eine Teilbehandlung nach landschaftlichen Gruppen, wie sie hier für das gemalte Bildnis der Florentiner gegeben wird, nahegelegt. Schaeffer bespricht in einzelnen Kapiteln das Bildnis im Fresko, im religiösen Andachtbilde, das Profanbildnis im Quattrocento, im Beginn des Cinquecento und das höfische Porträt. Seine Darstellung, die durch zahlreiche ausgezeichnet hergestellte Netzdrucke unterstützt wird, enthält sehr viel Interessantes, wie das von dem Verfasser des Buches über die Frau in der venezianischen Malerei nicht anders zu erwarten war. Auch dieses neue Buch ist höchst lebendig geschrieben, und die Fachwissenschaft wird sich mit seinen mannigfaltigen Anregungen auseinanderzusetzen haben. Dem Berichterstatter der Grenzboten steht es nur zu, über einige unmaßgebliche Eindrücke Rechenschaft zu geben. Nachdem unsre noch junge Kunstgeschichtschreibung in Anlehnung an die philologisch-archäologische Wissenschaft zunächst in sachlich lehrhafter Weise ihre Stoffe behandelt hatte, fanden sich bei der Natur dieser allgemein interessierenden Gegenstände die Anziehungsmittel einer freiern, gefälligern Darstellung gleichsam von selbst ein. Ohne diese leichtere Gattung wäre die weitgehende Teilnahme für Kunst, über die sich jeder freuen wird, nicht erreicht worden. Ein weiterer Schritt auf diesem Wege führt zum Wetteifer mit Werken der Dichtkunst, freilich nicht in Vers und Reim, aber in der Wirkung auf den Leser durch Reizmittel andrer Art, und zwar mit Absicht und Bewußtsein. Lesen wir doch jetzt nicht selten in den Ankündigungen neuer Erscheinungen, dies sei ein

Künstlerbuch, von einem Dichter geschrieben, einem der wenigen, die fühlen, was sie sagen, und wie es dann weiter heißt. Bei dieser zuerst von den französischen Parnassiern und Dekadenten gepflegten Art, Gegenstände der Kunst zu behandeln, dient das Kunstwerk dem Schriftsteller bloß zum Vehikel seiner Empfindungen; diese dürfen fliegen, so hoch und so weit sie wollen, wenn sie nur Eindruck auf den Leser machen, und aus diesem Phrasennebel taucht dann der Gegenstand, der die Anregung gab, in schwankenden Umrissen auf und nieder. Unbildlich gesprochen muß die Sache leiden unter der Herrschaft des Worts, und man kann mit solcher Wortkunst wohl einzelnen Liebhabern ein Vergnügen bereiten, keinem aber die Erkenntnis einer Sache vermitteln; darüber ist nach Schillers Abhandlung: Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen kein Zweifel mehr möglich.

In Schaeffers Buche brauchen wir nach Beispielen dieser irreführenden Wortkunst nicht lange zu suchen. „An wuchtiger Körperlichkeit können Filippinos Menschen mit denen Masaccios sich nicht mehr vergleichen; sie sind feingegliedert, beweglicher, und neben den knochenstarken Ahnen, die Masaccio gemalt, mögen Filippinos Modelle sich schmerzlich als Enkel empfunden haben." Das fiel ihnen gar nicht ein. In der Brancaccikapelle widerlegt das der erste Augenschein; hat man doch erst nach und nach die Grenzen zwischen den Arbeiten der beiden Maler bestimmen gelernt. Und in der Cappella Strozzi sind die Männer Filippinos von einer geradezu brutalen Knochenstärke, die einen Eindruck von Enkelschmerz für jeden, der sehen will und nicht phantasieren, gar nicht aufkommen läßt. Es ist ja ein uralter Satz bei Dichtern und Sittenschilderern, daß die Söhne nicht mehr sind, was die Väter waren, und obgleich das in dieser Allgemeinheit nicht richtig ist, da doch die Abfolge der Geschlechter auch alle Fortschritte unsers Lebens mit sich führt, so dient der mundgerechte Gemeinplatz dennoch als Leitmotiv stimmungsvoller Schilderungen immer weiter. Bekanntlich haben die französischen Dekadenten und ihr Ableger Maeterlinck mit Vorliebe Erscheinungen des Niedergangs und Zeichen des Absterbens, oder was sie dafür halten, behandelt; sie sehen überall Lebensmüdigkeit und Todeskeime und versenken sich mit wehmütigem Behagen in das Krankhafte. Dergleichen übt namentlich auf jüngere Leser einen großen Reiz aus, und als Schilderungskunst angesehen mag es sogar sein Verdienst haben, aber in ernsthafte Bücher, die die Erkenntnis bestimmter Gegenstände fördern wollen, gehört es nicht. Liest man nun die Kapitel über die spätere florentinische Bildnismalerei, so findet man sie von diesen Anregungen ganz durchzogen. Die blassen, trauernden Jünglinge in herbstlicher Landschaft erscheinen Schaeffer wie die Ahnen Maeterlinckscher Prinzen, sie sehnen sich aus Nacht zur Sonne, ihre Mienen hat der Kummer ausgeprägt, der stetes Leiden am Menschen und am eignen Ich bereitet, Menschen mit wunder Seele, denen — am Ende der Republik — Müdigkeit und Resignation die zeitliche und lokale Note gegeben haben. Es mag ja für manchen Leser eine angenehme Gefühlserregung sein, wenn er sich die schwermütigen Züge eines Jünglingskopfes von Andrea del Sarto oder Franciabigio in diese Sprache übersetzen läßt, aber mit den Schlußfolgerungen, die aus solchen Einzeleindrücken

Digitized by Google

gezogen werden, hört das Vergnügen auf, harmlos zu sein. Andrea del Sarto, in den Schaeffer alles Mögliche hineinsieht, war in Wirklichkeit gerade wegen der typischen Weichmütigkeit seiner Gesichter ein sehr schwacher Porträtist, und diese ganze Auffassung der Porträtmaler seiner Richtung überhaupt ist nicht Charakterwiedergabe, sondern eine künstlerische Mode. Sie beweist nur, was die Künstler beabsichtigten, und wie die Dargestellten zu erscheinen wünschten, und ebensoviele Bildnisse dieser Zeit zeigen uns ganz andre Menschen und einen völlig andern Ausdruck. Die blasierten, kühlen Florentiner des sechzehnten Jahrhunderts waren nächst den Venezianern die besten Diplomaten, beobachtende Geschichtschreiber, scharfe Sprachtheoretiker und sogar Naturforscher. Das lehrt uns ihre Literatur. Und diese Menschen, d. h. das ganze Zeitalter „am Ende der Republik," sollen wir uns nun wie die Traumfiguren einer Maeterlinckschen Marionettenkomödie vorstellen, bloß wegen der schwermütigen Pose auf einem Teil ihrer Bildnisse? Was würde man sagen, wenn jemand das Charakterbild der verstandesscharfen und rauflustigen Athener im Zeitalter ihrer großen Kriege nach den sanften Jünglingsköpfen des Parthenonfrieses umzuzeichnen unternähme? — Die Beschäftigung mit einem Zweige der florentinischen Malerei verpflichtet ja noch nicht zur Abgabe von Generalurteilen über ein ganzes historisches Zeitalter. Wer diese aber unternimmt, muß Historiker sein, d. h. die Zeit aus allen ihren Quellen kennen, und das läßt sich nicht so nebenher gewinnen.

Den Gipfel ersteigt die Wortkunst bei der Besprechung von Lionardos Monalisa. „Von dem Versuch, zu beschreiben, sei abgesehen. Wer immer bisher gewagt, Unfaßbares in Worte zu zwingen, glich jenem Knaben der Legende, der mit einem Löffel den Ozean ausschöpfen wollte. Nur das Neue in diesem Gemälde soll gesagt werden." Dieses Neue erinnert uns an ein bekanntes Wort Lessings, indem es mit dem Satze beginnt: „Der rechte Arm liegt, gleichsam aus der Tiefe hervorlangend, auf dem linken," während in Wirklichkeit der Arm auf einer Armlehne des Sessels ruhend sich ganz natürlich von oben herabneigt. Des weitern kann es nun kaum etwas klareres und einfacheres geben als dieses Frauenbild (wie ja alles wahrhaft Große und Schöne immer einfach ist), und jeder darf seiner Bewunderung für die künstlerischen Mittel, die ein solches Naturbild hervorgebracht haben, freien Lauf lassen. Aber Schaeffer verdunkelt sich die klare Erscheinung durch einen unverständlichen Hymnus auf das Weib als Gattung, das hier geschildert sein soll, auf das „Antlitz mit seinem Lächeln, dem ewig unergründlichen. Darum lasen die Menschen nach ihrer Sehnsucht und ihren Erlebnissen, gemäß ihren begrenzten Vorstellungen vom Weibe, Sündiges und Heiliges aus diesem Angesicht, und sie hatten Recht und Unrecht zugleich. Viele Möglichkeiten birgt die Seele des Weibes; wäre auch nur eine einzige hier Wirklichkeit geworden, so hätte Lionardo der Monalisa ihren wunderbarsten Zauber geraubt, die meertiefe Unergründlichkeit." Und so geht es weiter bis zu „der glorreichsten Inkarnation jenes Urrätsels, das wir Weib nennen," wobei ein natürlich empfindender Leser vielleicht denken mag: Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel usw. Jedenfalls fördert man durch solcherlei Reden kein Kunstverständnis.

Digitized by Google

Wir haben uns noch gefragt, welchen Zweck der Verfasser mit den zahlreichen Anmerkungen verfolgt haben möge. Daß sie auf besondern Blättern am Schluß gedruckt sind, macht ihren Gebrauch um so unbequemer, und wenn sie notwendig waren, gehörten sie unter den Text. Daß man aber auch ein wissenschaftliches Buch über Kunst ohne diese Zutaten verfassen kann, zeigt Wölfflins „Klassische Kunst." Was enthalten denn nun diese 25 Seiten bei Schaeffer? Zunächst Verweise auf Zeitschriften, die den wenigsten Lesern zugänglich sind, die also höchstens die Belesenheit des Verfassers belegen können. Sodann Titel von Büchern guter Freunde mit Zensuren, die ihren Lohn vielleicht dereinst in Gegenleistungen finden können. Für den Leser könnte alles das doch nur dann Nutzen haben, wenn er bei solcher Gelegenheit kurz gesagt bekäme, was für den ganz bestimmten Gegenstand aus einem Zahlzitat oder aus einer Stelle des gelobten Buches zu lernen wäre. Machen wir nun auf diesen allein vernünftigen Zweckbegriff einmal eine Probe. An einem berühmten und vielbesprochnen Bilde, Sandro Botticellis Anbetung der Könige, hat von jeher die Menschen zweierlei interessiert: wurde es ursprünglich für eine Kirche geliefert, und in wessen Auftrage, sodann wer sind die darauf dargestellten Personen? Haben wir Schaeffers Text und Anmerkung gelesen, so sind wir genau so klug wie vorher, und in einem Punkte widerspricht sogar die Anmerkung dem Text. Man könnte getrost einen Preis auf die Frage setzen, welche Figur denn nun eigentlich Giuliano Medici vorstelle! Das Zitieren von Namen und Zahlen ohne Verarbeitung der Zitate ist bekanntlich ein Unfug der Philologen, durch den sich diese ihren nichtphilologischen Leserkreis allmählich verscheucht haben. Die Kunstwissenschaft hat in der Methode vieles von der Philologie lernen können. Es wäre jammerschade, wenn sie nun auch alle ihre Unarten nachträglich wiederholen wollte.

Wir kommen zu einem groß angelegten Werke über einen Maler unsers Zeitalters: „Anselm Feuerbach von Julius Allgeyer. Zweite Auflage auf Grund der zum erstenmal benutzten Originalbriefe und Aufzeichnungen des Künstlers. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Professor Carl Neumann." (Berlin und Stuttgart, Spemann. Zwei Bände, 18 Mark.) Feuerbachs Mutter, die nach dem frühen Tode des Sohnes (1880) ganz ihren Erinnerungen lebte, hatte ein aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen zusammengestelltes „Vermächtnis von Anselm Feuerbach" herausgegeben, das seither viele Auflagen erlebt hat. Dieses sympathische kleine Denkmal wird durch das umfassende Werk des gleichaltrigen Freundes und Landsmannes ergänzt, der, ein Kupferstecher von Beruf, es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, das Werk des Malers bis auf den Grund zu verfolgen. Im Gegensatz zu der Mutter, die vorzugsweise bei den Lichtseiten verweilt, deckt Allgeyer die Hindernisse und Widerstände auf, unter denen der Freund hat leiden müssen, und er übersieht auch nicht die Schuld, die den Künstler selbst trifft.

Es ist ein sehr schönes Buch, von tiefem Inhalt und tragisch bewegender Grundstimmung. Feuerbach hatte die feste Zuversicht, daß seine Lebensarbeit einmal anerkannt werden würde. Jetzt sind seine Bilder in den großen

Digitized by Google

öffentlichen Sammlungen und im festen Besitz weniger Kenner; im Kunsthandel sind bescheidne Skizzen von ihm selten und gesucht. Der Kreis seiner Verehrer wird jedoch nur klein sein, denn die moderne Kunst ist inzwischen andre Wege gegangen. Daß aber ein Kunsthistoriker, der oft genug für die moderne Richtung das Wort genommen hat, die neue Auflage dieses Buches herausgibt, bürgt dafür, daß Feuerbachs Ideal hoch genug ist, daß es auch heute noch die Mühe unsers Betrachtens lohnt. Er hat sich seine Stellung erkämpft unter den Malern der Kunstgeschichte, die in der Formensprache einer frühern Zeit — der Venezianer — eigne Gedanken auszudrücken suchen. Er ist ebensowenig nachahmender Kostümmaler wie platter Photograph der Natur, ein Zeichner, der den strengsten Ansprüchen der Heutigen genügt, und dabei ein wirklicher Kolorist. Soweit Künstler aus Büchern etwas lernen können, wäre dieses recht eigentlich ein Buch für sie. Außerdem ist es reich an zeitgeschichtlichem Inhalt, an Mitteilungen über bekannte Persönlichkeiten, Künstler und Gönner. Ausführlich wird des Grafen Schack gedacht, Allgeyer beurteilt ihn durchweg ungünstig. In dieser Frage, die jeden interessieren muß, weil sie von allgemeinerer Bedeutung für das Mäcenatentum überhaupt ist, stehn wir freilich nicht auf Allgeyers Seite. Das Werk ist mit zahlreichen Abbildungen versehen.

„Über Otto Greiner“ lautet der Titel eines fein ausgestatteten, reich illustrierten Quartheftes von Johannes Guthmann (Leipzig, Hiersemann. 2 Mark), das sich in kritisch betrachtender Weise leicht und angenehm mit dem Werke eines anerkannt tüchtigen und sehr vielseitigen Künstlers auseinandersetzt. Unsre heutigen Künstler haben es darin gut, daß man über sie, wenn sie noch in voller Entwicklung stehn, schon Bücher schreibt. So üblich das jetzt ist, so seltsam bleibt es doch, und uns neckt dann jedesmal der Einfall: Wie, wenn der Autor das Buch seinem Künstler unter vier Augen vorläse? Würden die Augurn dann einander bloß anlächeln, oder würde nicht auch manchmal der eine zum andern sagen: Kaufen Sie mir lieber ein Bild ab!

Ein Buch über Ludwig Richter mit 108 Abbildungen von David Koch (Stuttgart, Steinkopf. 3 Mark) ruft uns eindringlich in das Gedächtnis, was für ein eminent sicherer Zeichner doch dieser bescheidne Künstler war. Man vergleiche ihn einmal mit Wilhelm Steinhausen, über den derselbe Verfasser ein ebenso ausgestattetes Buch mit 119 Abbildungen herausgegeben hat (Heilbronn, Salzer; zweite Auflage; 3 Mark). Wie schwach und unsicher zeichnet und komponiert der! Sein Verdienst, das ihm nicht geschmälert werden soll, liegt in der Innigkeit des Ausdrucks. Dadurch wird er seinen Platz in der deutschen Kunstgeschichte behaupten. Ein ähnlich gehaltnes Buch hat den Titel: „Heinrich Schaumberger und Rudolf Köselitz, Dichter und Illustrator, von H. Ch. H. Meyer, mit Illustrationen aus Schaumbergers Werken“ (Wolfenbüttel, Zwißler. 1,50 Mark). Wir stellen die oberfränkischen Dorfgeschichten des leider zu früh aus einem Leben voll Krankheit und Sorgen abgerufnen Lehrers Schaumberger sehr hoch; seine ergreifende Novelle „Im Hirtenhaus“ gehört zu dem Allerbesten, was wir auf diesem Gebiete haben. Die Illustrationen von Köselitz sind als solche passend und

Digitized by Google

gut, aber sie erreichen doch nur ein bescheidnes Mittelmaß. Immerhin hat das Buch als Supplement zu Schaumbergers Werken seine Berechtigung.

Ein landschaftliches Spezialgebiet behandelt: „Badische Kunst 1903. Im Auftrage der Vereinigung »Heimatliche Kunstpflege« in Karlsruhe herausgegeben von Albert Geiger“ (Karlsruhe, Braun. 5 Mark). Das hübsche Heft enthält farbige und schwarze Bilder von Thoma, Schönleber, Dill, Volkmann und andern, sowie Gedichte und Prosaschilderungen badischer Schriftsteller. Ein anziehendes Buch ist „Turm- und Glockenbüchlein. Eine Wanderung durch deutsche Wächter- und Glockenstuben, von Karl Bader“ (Gießen, Ricker. 4 Mark). Es gibt Schilderungen mit Abbildungen aus süddeutschen Kirchen. Von dem amtlichen „Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien“ (Breslau, Korn) liegt der sechste Band mit drei Karten der drei Regierungsbezirke in Doppelfolio vor, bearbeitet von Hans Lutsch. Farbige Striche unter den Ortsnamen bezeichnen die Stilformen der Bauwerke. Andre Signaturen beziehn sich auf historische Verhältnisse. Die Veranschaulichungsmethode ist musterhaft klar und übersichtlich. Wir erwähnen ferner den „Stenographischen Bericht über den vierten Tag für Denkmalpflege in Erfurt 1903“ (Berlin, Ernst und Sohn), der neben vielen andern die Frage der Restaurierung des Meißner Doms behandelt, sowie eine Gelegenheitsschrift von Joseph Strzygowski: „Der Dom zu Aachen und seine Entstellung, ein Protest“ (Leipzig, Hinrichs. 1 Mark) mit vielen Abbildungen. In zweiter Auflage liegen vor die von der Direktion der Dresdner Kunstgewerbeschule herausgegebnen „Kunstgewerblichen Stilproben,“ 32 Abbildungstafeln mit Erläuterungen von Professor Berling (Leipzig, Hiersemann. 2 Mark). Wir haben dieses mustergiltige kleine Werk bei seinem ersten Erscheinen warm empfohlen, und zwar solchen, für die es zunächst nicht bestimmt ist, weil es vielleicht kein zweites Hilfsmittel gibt, durch das jemand auf so mühelose Weise an den einfachsten Objekten sein Gefühl für Stilunterschiede weiterbilden kann. Für die Architektur verfolgt dieselben Absichten ein Atlas mit zehn Tafeln und kurzem Text: „Hauptmerkmale der Baustile von Seminarlehrer Schneider und Architekt Metze“ (Leipzig, Hirt und Sohn. Kleine Ausgabe, 1,60 Mark). Endlich noch zwei Beiträge zur sogenannten Kunsterziehung. Käthe Kautzsch — „Versuche in der Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern“ (Leipzig, Teubner. 1 Mark) — katechisiert in der zuerst von Lichtwark eingeführten Weise über die von demselben Verlage für Schulzimmer herausgegebnen Künstlerlithographien, von denen kleine Nachbildungen beigefügt sind. „Die Kunst im Leben des Kindes, ein Handbuch für Eltern und Erzieher, herausgegeben im Auftrage der Vereinigung: Die Kunst im Leben des Kindes“ (Berlin, Georg Reimer. 1,50 Mark) mit Abbildungen, enthält fünf Aufsätze verschiednr Verfasser: Erziehung und Kunst, Naturbeobachtung, Künstlerischer Wandschmuck, Bilderbücher, Spiel und Spielzeug. Die Bestrebungen sind ja schön und gut, aber wer die schwerwiegenden Realitäten, die sich an das Aufbringen einer auch nur mäßigen Zahl von Kindern hängen, erst einmal selbst erfahren hat, dem muß doch die feierliche Wichtigkeit ein Lächeln abnötigen, mit der diese kleinen Nebendinge hier vor-

Digitized by Google

geführt werden, als hingen Leben und Seligkeit davon ab. Käthe Kautzsch verwahrt sich dagegen, daß ihr Buch Kindern in die Hand gegeben werde. Sie habe „nur für den Lehrer, für den Erzieher geschrieben.“ Mit größerm Behagen ist wohl noch in keinem Kreise das Wort „Erziehen“ mit allen seinen Ableitungen gebraucht worden. Ein Seitenstück zu den Kunsterziehern sind die „Musikpädagogen,“ wie sich seit einiger Zeit die Lehrer und Lehrerinnen des Klavierspiels zu nennen lieben. „Man übersieht die eminente Bedeutung dieser Faktoren für das Leben,“ heißt es in dem zweiten Buche. Daselbst wird ein Kinderzimmer gewünscht mit einem Glasschrank für selbstgefertigte, zerbrechliche Gegenstände, mit Sand zum Spielen, Ton zum Kneten, Leim zum Kleben, mit Strohhäufchen, Kastanien, Gerten und Wachsstümpfchen; alle diese Dinge müssen aufbewahrt werden können. Wir möchten hierüber gern einmal die Mütter hören und empfehlen den Kunsterziehern zunächst die Ausbildung von Kindermädchen, die diese Wüstenei in Ordnung zu halten haben.

(Schluß folgt)

Glücksinseln und Träume

Von Friedrich Ratzel

5. Mein Dorf

(Schluß)

Wenn auch unsre Bauern ihre Nahrung aus dem Acker, dem Garten und dem Weinberg ziehn, sind sie doch alle Viehzüchter. Die ärmste Witwe hat eine Ziege, der kleinste Bauer eine Kuh und ein Schwein, der Hofbauer hat zwölf glänzende Kühe im Stalle, vier Pferde, die noch praller leuchten, und drei oder vier Schweine. „Das Vieh ist nicht, was Menschen sind,“ sagt man wohl, aber doch kommt es gleich hinter ihnen. Wenn man bedenkt, wie das Vieh auf den Menschen angewiesen ist, besonders im kranken Zustande, wo es sich so wenig helfen kann, begreift man die Sorge, mit der es umgeben wird. Es spricht sich darin sogar der ganze Charakter einer Wirtschaft aus: vernachlässigtes Vieh gereicht ihr zur Unehre, gerade so wie vernachlässigte Kinder, und insofern noch mehr, als dort ein greifbarer oder zählbarer materieller Nachteil herausschaut.

Da jedes Haus seinen Grasgarten hat, über dessen Rasen alte und junge Obstbäume ihren Schatten werfen und nacheinander ihre Blüten, Früchte und Blätter ausstreuen, und da diese Gärten immer viel ausgedehnter sind als die Häuser und die Hofreiten, liegen unsre Dörfer buchstäblich in Gärten. Man hat aber auch andre alte Bäume stehn lassen, als man neuen Häusern und Gärten Raum schuf, und ehe sie abstarben, sorgte man für Nachwuchs. So ist das Dorf nicht bloß mit den Bäumen seiner Gärten, sondern auch mit Eichen, Linden, Ahorn eng verschwistert. Das sind dankbare Freunde, die Stürme abhalten, Schatten spenden, den Bienen Nahrung geben. In unsern Wäldern sind die großen Ahorn- und Eschenbäume längst verschwunden, und darum ist auch der Holzwert dieser Hausbäume nicht gering. Linden wachsen immer noch in feuchten Wäldern.

Die ältern Gärten liegen zum Teil beträchtlich tiefer als der Boden, auf dem die Häuser und Scheunen stehn. Auch hier wohnen die Menschen auf ihren eignen

Digitized by Google

Trümmern, die sich besonders in frühern Zeiten durch häufige Brände erhöhten. Eine künftige Zeit wird vielleicht einmal diese Scherbenberge ausgraben.

Ein Grasgarten ist weder ein reiner Nutzgarten noch ein Park, sondern ist beides zugleich. Die Bäume stehn zerstreut über den Rasen hin, ihre Reihen haben die Tiefe eines Hains, und deshalb scheinen diese Gärten größer, als sie sind. Das Hineinziehende und Anheimelnde teilen sie mit den Buchenhainen. Von der Schönheit ihrer blütenbedeckten und fruchtreichen Zweige will ich gar nicht reden. Die Bauern kümmern sich wenig um diese Gärten, es sind die Frauen und die Mädchen, die auf dem Grase ihre Wäsche bleichen und es mähen, wenn es hoch genug gewachsen ist. Wenn die Früchte der Bäume nicht sehr reichlich sind, wird wenig Wesens daraus gemacht. Wer rationelle Obstkultur betreibt, bepflanzt Äcker oder Wiesen mit Fruchtbäumen oder zieht an Mauern Spalierbäume. Die Bäume in den Grasgärten sind deshalb oft ganz sich selbst überlassen. So wie nun der ungepflegte Wald malerischere Bäume enthält als der geregelte Forst, so stehn auch in den Grasgärten alte Birn- und Äpfelbäume, deren phantastische Gestalten, deren mit Moos, Flechten und Mistelstrauch bedeckte Äste gute Bilder geben. Ihr graues Alter stimmt zu dem altersbraunen Holzwerk des Hauses dahinter.

Für den Stadtbewohner ist der Garten das letzte Guckfenster, durch das er noch einen Blick in den Wandel der fort und fort schaffenden Natur gewinnt; für den Landmann ist er die nächste Umgebung seines Hauses, seiner Hütte, seines Wohnplatzes. Das Dorf steht gewissermaßen selbst im Garten, und jedes Haus nimmt davon einen Raum ein, den man als den Lebensraum einer Bauernfamilie bezeichnen könnte. Es ist der alte „Gard," der umfriedigte, zaunbewehrte, nächste Besitz. Welches friedliche Bild, diese Umfriedigung, dieser „Gard" von heute, wo nicht bloß Raum für das Durchschlüpfen von Katzen und Hunden, sondern in manchem baufälligen Zaun sogar für Menschen ist. Man bedarf seiner nicht mehr als Schutz; Holunder und Rosen, die ihn umböschen, verraten die friedliche Natur der Palisade.

Man baut bei uns die Zäune aus jungen Fichtenstämmchen, die mit der Rinde dicht nebeneinander in die Erde gesetzt werden, sie haben etwas Naturmäßiges und sehen sogar zierlich aus, solange sie neu sind; wenn sie alt werden, trocknet die Rinde ab, löst sich los, und sie haben dann etwas Rauhes. Sind sie aber so alt geworden, daß die in der Erde steckenden Teile morsch werden, so neigen sie sich hierhin und dorthin und werden nur noch durch den vielleicht auch schon morsch werdenden Querbalken zusammengehalten, an dessen Außenseite sie befestigt sind. In den Ecken der Zäune stehn Holundersträucher, und früher gab es auch viel Weißdorn an ihnen entlang. An dessen Stelle sind Heckenrosen getreten, seitdem man den Weißdorn im Verdacht hat, Ungeziefer anzuziehn; sie sind auch schön, erheitern nicht bloß im Sommer die Umgebungen unsrer Häuser, wenn die weißen oder Purpurrosen mit dem goldnen Mittelring der Staubfäden blühn, sondern auch im Spätherbst, wenn der Wind die Sträucher entblättert hat, wo dann die glänzenden roten Hagebutten übrig bleiben. Die Holunderbüsche sind ernster mit ihrem dunkelgrünen Laub, ihren grünlichweißen Dolden und schwarzen Beeren. Es gibt einige Heckenrosen, an deren kräftigen Duft die edelste Gartenrose nicht heranreicht.

Der angeborne Farbensinn des Menschen offenbart sich in der Art, wie die hellen Farben der Geranien, Nelken, Tulpen, Kaiserkronen, Lilien und einiger andrer zum Schmuck des Weiß, Grau und Braun der Wände und Mauern, Tore und Dächer, der Holzstöße und Düngerhaufen herangezogen werden. In diesen Menschen, die Tag für Tag in Staub und Schweiß ihr arbeitreiches Leben einförmig hinbringen, lebt ein Sinn für die Poesie der blütenreichen Pflanzen, den kein Mühn und Sorgen ersticken konnte. So wie sie sich im Frühjahr an ihren blütenschweren Äpfel- und Birnbäumen freuen, wollen sie sich den Sommer lang an den unermüdlich knospenden und blühenden Kräutern und Sträuchern des Hausgartens und der Fensterbretter ergötzen. Je tiefer sich das Braun der Giebelverschalung mit dem Alter vertieft, desto fröhlicher soll es das sich jährlich verjüngende Leben

Digitized by Google

der Pflanzen aufhellen. Neuerdings sind zu den alten Blumen des Bauerngartens Schlingpflanzen gekommen, die die Gartengitter umranken oder sich über die Grenzhecken legen. An einem Haus hat die große blaue Klematis bis tief in den Herbst ihre breiten Flächen gedrängter großer Blüten ausgespannt, deren Ausläufer phantastische Spitzen und Ranken an die Wand zeichnen, alles leuchtend blau.

Das Stadthaus hat Spiegelfenster oder zum mindesten große spiegelnde Fenster, die es recht sehen läßt; das Haus des Dorfes versteckt seine kleinen Fenster, die oft breiter als lang sind, und deren handgroße Scheiben oft direkte Nachkommen der Butzenscheiben früherer Jahrhunderte sind, in starken Balkenvorsprüngen oder unter dem Speichervorbau, der über die niedern Wohnräume vorragt. Daneben hat es Fenster oder vielmehr Guck- und Schlupflöcher in allen Größen und Formen, die weder Glas noch Laden haben, sondern schön dunkel im braunen Holze stehn: die Luftlöcher der Scheune, die Schlupflöcher der Katzen, das Stallfenster, aus dem der Mist auf den unmittelbar davor emporschwellenden Misthaufen befördert wird, wovon es Spuren trägt. Zwischen den Balken der Scheune dringt der Überfluß des Heues heraus, unter dem Dachgiebel hängen Flachsbüschel und Büschel von Samenpflanzen für das nächste Frühjahr, und daneben nisten Schwalben oder Rotschwänzchen. Zu den Öffnungen des Hauses rechne ich auch noch die Tore, die offen stehn, so lange jemand im Hause anwesend ist; durch sie alle schaut man tief ins Dunkel, aus der Haustür glüht Abends das Herdfeuer, aus dem Scheunentor blitzen die in Reihen aufgehängten Sensen. Das Dach mit den Öffnungen für den Rauch sei nicht vergessen.

Als ich zum erstenmal in das Dorf hinabstieg — die Höhen ringsherum lagen in Stoppeln, eine stoppelfarbige Schafherde war das einzige, was mit mir talwärts zog —, fiel es mir auf, wie man auf die grauen und die roten Dächer hinabschaute. Ich hatte als Stadtkind noch nie das Dach eines Hauses von oben gesehen, nun sah ich viele, große und kleine, alte und neue, graue Schindeldächer und rote Ziegeldächer. Der Herbst war da, der Hopfen war gut verkauft, die Reben versprachen einen fröhlichen Herbst. Das war der Grund, warum mir so viele neue Ziegeldächer hellrot entgegenglänzten. Es war das dritte Jahr, mit dem der Bauer zufrieden sein konnte. Es war auch die richtige Tageszeit, auf die Dächer des Dorfes hinabzusehen: die Dämmerstunde vor dem Abendläuten. Wer von uns erinnerte sich nicht, wenn er an den Anblick seines Heimatdorfes am Abend denkt, an die Ekloge des Vergil:

> Et jam summa procul villarum culmina fumant,
> Majoresque cadunt altis de montibus umbrae.

Das ist ein ewiges Gefühl, dessen zweitausend Jahre alte Aussprache uns wie selbsterlebt bewegt!

Es ist ein Unterschied, in welche Art von Himmel der Rauch vom Dache hineinzieht. In meinem Himmelstrapez, dessen Seiten großstädtische Mansardendächer einschließen, qualmt er verdrossen, ohne an einem befreundeten Horizonte Wolken und Bäume, verwandte Gestalten, in den Himmel hineinziehn zu sehen. Das war vor allem zur Feierabendzeit bei uns ganz anders. Hier stieg der blaue Rauch in seinem Strahl, der sich nach oben kräuselnd ausbreitete, aus dem Schornstein, dort quoll er aus dem Küchenfenster und unter den Dachziegeln hervor und hüllte das ganze Haus in seinen bläulichen Schleier. Aus einigen Türen leuchten die rotgelben Feuerpunkte der Herdfeuer. Droben wird der blaue Himmel immer weißer, und unten werden die Schatten in den Tälern und Gassen dunkler, sie steigen empor, breiten sich aus, überziehn endlich den Himmel, wo die Sterne zuerst nur als feine Punkte den Dämmerschatten durchbrechen, während unten die Feuerpunkte sich zusammenziehn und nur noch trübe glimmen, leuchten die Lichtpunkte oben immer heller.

Das Dorf hat, wie sein Leben, so seine Laute, aber es liegt sehr oft eine

Digitized by Google

wohltuende Stille darüber, die in der Stadt niemals erreicht wird. Bauernarbeit geht im allgemeinen still für sich hin, Pflügen, Säen, Eggen, Mähen, Dreschen sind keine Tagewerke, die viel Reden vertragen. Die Bäuerinnen sind wohl von Natur beredter als die Männer, aber es fehlt ihnen gar oft an der zweiten und der dritten, die zum Gespräch nötig sind. Die Burschen und die Mädchen rufen einander zu und singen Sonntags Abends auf der Straße, an den Werktagen sind sie zu müde dazu. Was Laute hat und liegt in Ruhe, ist doppelt still. Was gibt es stilleres als ein Dorf, dessen ganze Bevölkerung auf dem Felde draußen bei der Ernte beschäftigt ist? Es vergehn lautlose Stunden besonders am Vormittag, am Nachmittag regt sich vielleicht ein Kind nach der Brust der Mutter; man hört dann einen leisen Gesang, der es in Schlaf wiegt. Oder es ruft eine Kuh an die Futterzeit mahnend aus dem Stalle. Man hört auch einmal ein Hämmern an einer Sense oder einer Sichel, die in der unablässigen Arbeit dieser Tage den Dienst versagt hat. Erst Abends, wenn die hochgetürmten Wagen die Dorfgasse herabschwanken, wird es lebhaft, doch sind auch dann die ungestüm heischenden Tiere lauter als die müden Menschen. Die Nacht ist lautlos bis auf die Brunnen, die weiterrinnen. Ganz vereinzelt tönt das Klirren einer Kette im Stall oder das Rauschen eines Holunderbusches, durch den sich ein Iltis windet.

Wir sind Franken, und wie überall im Frankenland und besonders unter den Rheinfranken vom Schwarzwald bis zum Siebengebirge sind schlanke, blonde und helläugige Leute häufig, doch gibt es auch schwarze, und diese sind im allgemeinen kürzer und breiter und haben breitere Gesichter. Keineswegs sind sie die lautern und regsamern, wie es drüben in der Pfalz der Fall ist, wo noch viel Franzosenblut umläuft, sondern die stillern und langsamern. In jedem Dorfe gibt es einige sehr große Burschen, wenn auch der Durchschnitt von Mittelhöhe ist und auch recht kleine darunter sind. Die Eichelberger sind eben auch so verschieden, „wies der Hirt zum Dorf naustreibt."

Alle Bauern dieses Dorfes hatten für den, der unter ihnen lebte, eine natürliche Ähnlichkeit, die man nicht gerade Familienähnlichkeit nennen wird, weil die Abstammungsverhältnisse doch auch in diesem engen Kreise sehr verschieden sind, die aber auch nicht rein eine Sache der Einbildung ist. Ich denke mir, das wird überall so sein, wo Dörfer so einsam liegen, daß sie keinen großen Zuzug von Fremden und auch keinen starken Abfluß in Städte haben, der immer zum Teil wieder zu ihnen zurückströmt. Da sehen sich Generationen lang immer wieder dieselben Menschen und werden durch unbewußte Nachahmung einander immer ähnlicher, besonders in der Haltung; und außerdem tun sie alle Feldarbeit, welche Hantierungen sie sonst auch treiben mögen, verkehren mit ihren Haustieren, säen und ernten in Sturm und Sonne. Und die Sonn- und Feiertage versammeln sie alle in der Kirche und fast alle des Abends im Wirtshause, wo wiederum fast alle wenig und zwar hauptsächlich das dünne Bier trinken, das golden glänzt, aber nicht viel Gehalt hat. Die Eichelberger gingen alle langsam und etwas vorgebeugt, sogar die, die kerzengerade vom Militär gekommen waren; bei den Alten artete diese Haltung in vollständige Gebeugtheit aus. Gebückt arbeitet der Bauer hauptsächlich mit der Sichel, und bei uns ist die Sichel viel gebräuchlicher als die Sense, am Futtertrog, beim Holzhacken, am Rebstock, die Bäuerin beim Melken und bei den kleinen Arbeiten im Garten und beim Waschen. Auch das Pflügen mit dem schwierigen Gehn im aufgeworfnen, scholligen Boden verleitet zum Gebücktgehn hinter den rasch fortschreitenden Tieren. Der Pflüger ist überhaupt der Typus eines Arbeiters, der eine schwere Arbeit aus dem Grunde herausschafft. Auf den Wellenhügeln sah ich im Herbst die Silhouetten von Pflügern, die langsam in der klaren Luft in ihrer ruhigen Arbeit weiterschritten, und das Bild bleibt mir tief eingegraben.

Die Tätigkeit des Bauern ist vielseitig, es ist nicht das einförmig immer gleiche Rollen eines Maschinenrades, wie die Arbeit des „Arbeiters," für alle

Digitized by Google

Kräfte des Wesens eines Menschen ist Betätigung gegeben. Deswegen ist der rechte Bauer ein vielseitiger Mensch und noch darüber ein schöpferischer. Als die drei heißen Sommer der ausgehenden fünfziger Jahre eine Trocknis hervorbrachten, die noch lange nachwirkte, und allen höher gelegnen Höfen das Wasser ausging, stellte ein einfacher Bauer auf dem Schattberg zum Wasserschöpfen ein Windrad auf, das er ganz aus sich selbst ersonnen hatte, und von weither kamen Leute, um es zu sehen. Es ist dann vielfach nachgeahmt worden.

Die alte Tracht war schon vor vier Jahrzehnten in dieser Gegend verschwunden, der letzte Rest lebte in den schwarzseidnen Hauben mit zwei hinten hinabhängenden kurzen Bändern, die die ältesten Frauen trugen. Was sage ich, sie lebte? Nein, sie war im Sterben, denn kein Mädchen würde sich dazu bequemt haben. Die Bauern trugen bei der Arbeit eine kurze leinene Jacke aus selbstgewonnenem Stoff, im Dorfe von dem Färber hellblau gefärbt, den ich nie anders als mit Indigohänden gesehen habe, Sonntags trugen sie blaue Röcke mit langen Schößen, lange Beinkleider und schwarze Schirmmützen. Die Mädchen und Frauen trugen zur Arbeit baumwollne geblümte Leibchen, bei Sonne oder Regen Kopftücher, die bei diesen dunkel, bei jenen bunt waren.

Wenn das eigentliche Leben das Leben am Tage, das wache Leben ist, so lebt der Bauer mehr und länger als der Stadtmensch. Im Sommer vor Sonnenaufgang, im Winter meist lange vor Tag heraus, im Sommer mit Sonnenuntergang und im Winter lange danach zu Bett: so sind seine Tage eingeteilt. Die hohen hellen Morgen, an denen noch die Sterne in die Straße schauen, auf der sich schon die Feldarbeiter hinausbewegen, und die langen stillen Abende, wo, wenn kaum die Dämmerung verglüht ist, ein verhallender Tritt eines Verspäteten oder das Klirren einer Kette im Stalle die einzigen Laute sind: das sind Tageszeiten, die man nur im Dorfe kennt.

Das Bauernleben ist ein Leben in der Luft und im Licht, ein echtes Freilichtleben. So wie der Sämann und der Mann hinter dem Pflug oder der Egge, wenn er sich vom Himmel abhebt, ein fertiges Bild ist, so sind es die Kühe, sind es die Hühner auf dem Grün der Wiesen, die Tauben, die die Luft durchschneiden, so ist das Getreide, das wie ein Heer von Lanzen im Morgentau funkelt oder wie ein fahlgoldnes Meer dir seine Wellen ans Herz legt. So ist alles hell, scharf körperlich. Und denkt nicht der Bauer auch darum realistischer, weil sich ihm die Dinge so scharf abheben?

Es ist kein Zufall, daß der Bauer so gern vom Wetter spricht, das heute ist, und zur Not von dem, das gestern war oder morgen sein wird, denn er lebt in der Gegenwart, und die Aufgabe des Tages füllt ihn aus. Er ist nicht vergeßlich, weil sein Gedächtnis ungeübt ist, sondern weil für ihn das Wenigste Interesse hat, was wir unsrer Erinnerung einverleiben. Für das, was ihn angeht, hat er mehr Gedächtnis als mancher fahrige Stadtmensch. Aber da er ohnehin nicht viel redet, braucht er auch nicht viel Scheidegeld von Unterhaltungsmaterial. Wer ist so oberflächlich, zu glauben, es glühe in diesen stillen Herzen keine Leidenschaft nach? Wer nach der trüben Farbe des Gesteins von außen her urteilt, wird nie eine Goldader finden. Als der blühende Sohn des Frachtfuhrmanns unsers Dorfes durch einen Sturz vom Floß im Niederrhein ertrunken war, begegnete ich dem Alten in seinem blauen Fuhrmannskittel. — Nun, wie gehts, immer landauf, landab? — Ja, sagte er, immer gleich. Es ist mir halt so, wie es in dieser Spätjahrszeit auf den Waldwegen ist: alles liegt voll dürren Blättern, man sieht keinen Finger breit Erde; aber der Winter kommt, der Boden wird kahlgeweht, und dann sieht man erst die Risse.

Die Arbeiten mit der Hand, die Geschicklichkeit, Übung und besonders viel Geduld verlangen, verdienen bei den Landleuten allein den Ehrennamen Arbeit:

Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen,

Digitized by Google

singt Fr. W. Weber. Sie sind darin beschränkt aus Gewohnheit, vielleicht ist ihnen auch der Respekt vor jeder Art Handarbeit angeboren. Wenn man aber bedenkt, wie mannigfaltig diese Arbeiten sind, zum Beispiel im Vergleich mit denen des Handwerkers, und wie vielseitige Überlegung sie brauchen, versteht man wenigstens etwas von dieser Schätzung.

Die einzigen Handwerke, die im Dorf etwas galten, waren die des Wagners oder Stellmachers, des Maurers und des Zimmermanns. Schuster und Schneider waren kleine Leute, hier wie in den meisten Nachbardörfern keine Altangesessenen. Trotzdem nun, daß des Schreiners Beruf war, allen Eichelbergern ihr letztes Kämmerlein aus sechs Brettern und zwei Bretthen zu zimmern, galt der Wagner bedeutend mehr, sei es, weil seine Arbeit ins Große ging und Kraft verlangte, sei es, daß man den Wiederhersteller zerbrochner Pflüge und zerrissener Eggen für notwendiger hielt als den Erbauer von Tischen und Stühlen. Aber trotzdem war die kleine, helle, saubre Werkstatt, die sich der blinde Tischler Kobus an sein Häuschen angebaut hatte, eine wichtige Stätte der Eichelberger. Wer eintrat, fühlte sich angezogen und festgehalten. Man traf oft Leute hier, die eine halbe Stunde verplauderten. Der Holzduft und der Leimgeruch wirkten wie der Mokkaduft auf Kaffeeschwestern: anregend, belebend. Wie oft saß ich dort auf einem Bretterstoß und sah die silbernen oder atlasglänzenden Bänder des Holzes unter dem Hobel sich aufwinden und herausquellen und hörte den feinen Gesang des Eisens, wie es über die feinen Fasern und die dunkeln Harzlinien hinfuhr. Wie der Blinde noch im polierten Holze die Masern und die Flecken fühlte und nachfuhr, das war wie eine verborgne Weisheit der Natur.

Der Maurer hatte zwar die meiste Zeit wenig Arbeit, aber er schaute jedes Haus auf die Festigkeit seiner Mauern an, kannte ungefähr jeden Stein, der in ihnen saß, und wußte ganz gut, welche Fundamente gut waren und welche nicht. Der Zimmermann war in seiner Weise ebenso gut unterrichtet über das Balkenwerk, die Dachstühle und die Gartenzäune, und es mochte die Wirkung des Aufeinanderangewiesenseins beider Handwerker sein, daß seit Generationen Glieder derselben Familie die Mauern und die Fachwerke aller Häuser des Dorfes aufrichteten. Im übrigen waren sie echte Bauern, die das Handwerk nur nebenher betrieben. Und mit ihnen sagten sie: Nicht zu viel arbeiten, wo es nicht dringend not tut, nicht zu viel reden, aber manchmal wie der Donner daherfahren, nicht zu viel ausgeben, aber auch nicht kargen.

Zu dem schönsten, was das Dorf hat, gehört, daß die, die darin so nahe der Natur wohnen, den Wechsel der Jahreszeiten ganz anders fühlen, mitleben, sich selbst mit dem Kommen und Gehn der Blüten und der Früchte, der Sonne und des Schnees verändern. Das Beruhigende eines Lebens, das in den festen Ufern der Gewohnheit und mit den bestimmten Abschnitten des zu gleichen Zeiten immer gleichen Geschehens dahingeht, liegt eben in diesem Eingefügtsein in die Folge der Jahreszeiten, und die „Bauernregeln“ lassen diesen Zusammenhang recht deutlich hervortreten. Vermittelnd tritt die Arbeit zwischen den Menschen und seine Zeit, sogar die außerordentlichen Ereignisse müssen sich einordnen.

Im Frühling und im Frühsommer wechselt Braun mit dem saftigen Grün der jungen Saaten etwas zu einförmig; da sind die Buchenwälder fast so grün wie das Getreide und die Eichen noch um einen Ton heller, gelblicher. Wenn die weißen und rötlichen Obstbäume nicht wären und die Wiesen nicht voll Blumen stünden — manche sind lila von der Masse des Schaumkrauts —, wäre es nicht halb so schön wie im Spätsommer, wo gelbe Getreidefelder neben noch grünlichen stehn und einige schon geschnitten und mit Garben bedeckt sind, wo die Wiesen lichtgrün, die Brachen bald lichter, bald dunkler, der Wald fast schwärzlich steht. Diese Aussicht ist den Bauern die liebste, in der andern ist zu viel Ungewißheit, wie all das reife, wie er es heimbringe. Wer ein paar alte Birnenbäume und gesunde Glieder hat, kann zufrieden sein, sagten die alten Leute. Dieses Wort sollte

Digitized by Google

das Gefühl des ursachlosen Beschenktseins ausdrücken, das jeden in einem Obstjahr überkommt, wenn sich die Bäume, für die er nichts getan hat, als höchstens die Erde um den Stamm gelockert, unter der Last ihrer Früchte biegen, und wenn er in wachen Nächten die Birnen und Äpfel ticktack ins Gras fallen hört, wo sie am nächsten Morgen oft dichter als die Herbstblätter liegen. In der Tat, wer dafür nicht mindestens das Gefühl der Zufriedenheit als Gegengabe beut, der hat es überhaupt nicht. Man muß aber zugestehn, in guten Erntejahren und besonders in guten Weinjahren gibt es schwerlich irgendwo auf der Welt eine größere Masse von Zufriedenheit als bei uns. Was die Natur bestes gibt, hat da der letzte Knecht in Fülle: süße Früchte. Der Mensch kann sie nicht alle auffessen, man läßt zuletzt die Schweine in den Grasgarten, die machen reinen Tisch. Und wenn dann die letzten Birnen gefallen sind, reifen einige der glänzend grünen Blätter zu Scharlach- und Purpurröte und erfreuen damit noch die Augen, die dafür offen sind. Über die Blumenbeete, die noch vor vierzehn Tagen in Farben strahlten, ist nun braunes Laub gehäuft, der Bienenstand ist in Stroh gehüllt, der Brunnen wird ihm bald folgen. Äste und Zweige sind kahl, wo noch ein Blatt sitzt, flattert es im Winde, als wollte es sich nächstens loslösen, nur der Kohlmeise schriller Laut tönt von den Bäumen. Stare eilen geschäftig, aber stumm auf der Wiese hin und her, um sie von verspäteten Raupen zu säubern; ebenso stumm, nur träger und mächtig groß wandelt der Nebel im Tal und zwischen den Bäumen ihrer Hänge. Drüber hin ruft es: Fort, fort! ans den grauen Dreiecken der am grauen Himmel südwärts wandernden Gänse.

So hart wie die Arbeit der Woche, so schön ist der Sonntag mit seiner Ruhe. Nichts schöneres als ein Sommersonntag unter blauem Himmel, in dessen Tiefe die Glocken ganz fern verhallen. Gestern Abend hat man bis in die Nacht hinein Heu hereingetan, noch hängen einzelne Strähnen davon am Scheunentor, aber Hof und Einfahrt sind dennoch sauber gekehrt. Das ist gestern noch bei der Laterne mit todmüden Armen geschehen, soviel hält der Bauer darauf, daß es sonntäglich bei ihm ausschaue. Jetzt bewegt sich alles mit Ruhe und Behagen, man weiß, man muß Kräfte sammeln für die saure Woche, die kommt. Die Sonntagsheiligung ergibt sich da von selbst, vorausgesetzt, daß nicht in der Zeit der Heuernte ein drohendes Gewitter zwingt, die trockne Ernte auch an einem Sonntag in Sicherheit zu bringen. Das Getreide kommt bei uns in der Regel trocken herein, aber der Juni sendet in manchen Jahren alltäglich sein Gewitter, und dann heißt es, jede helle, heiße Stunde ausnützen. Den „Stündlern," die an Wochenabenden ihre Betstunden hielten, wurde bei uns, nicht ohne Berechtigung, der Vorwurf gemacht, daß sie den von Gott gesetzten und außerdem natürlichen Unterschied zwischen Wochentagen und Sonntag verwischten.

Ein echter Bauer, aus dem der Bureaukratismus noch nicht den Beamten herausgeschält hat, der angeblich in jedem Deutschen steckt, wollte gar nicht Bürgermeister sein. Im Grunde hätte er es auch nicht gut gekonnt, denn sein Hof und Feld gaben ihm alle Hände voll zu tun und boten jedem Grad von Herrschbegier Genüge. Beim Militär galt damals noch die Stellvertretung, wodurch den Bauernsöhnen die Last des Dienstes abgenommen war; so konnte auch durch diesen Kanal keine Lust einfließen, sich an die Spitze der Gemeinde zu stellen. Der ganzen Auffassung eines echten Bauern von seiner Stellung in der Welt entsprach es vielmehr, einen andern die Arbeit tun zu lassen und ihn dann zu kritisieren oder gar mit ihm zu prozessieren. Die Bürgermeister fanden es in den meisten Fällen rätlich, sich zu biegen; denn sie waren von ihrem Verkehr mit den Behörden her gewöhnt, Grobheiten einzustecken. Unbedingte Anerkennung fanden sie nur bei den Weibern, dem Schullehrer und dem Gemeindediener, aber schon die Knaben, die Jünglinge werden wollten und ihre erste Pfeife im Munde hatten, besiegelten ihren Eintritt in die Klasse der wirtshausfähigen Burschen, indem sie dem Bürgermeister irgend eine Ungezogenheit erwiesen. Unserm Bürgermeister, der aus der kleinen Gruppe

Digitized by Google

der Dorfhandwerker hervorgegangen war, gelang es nicht, durch die Affektation einer stillen Würde, wie sie, meist etwas fadenscheinig, wie ihre schwarzen Amtsröcke, die Bezirkspaschas, vor sich her tragen, seine Stellung zu verbessern. Er hatte hinter dem Webstuhl gesessen und hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem kleinen Bauern mit fünf Kühen aufgeschwungen oder vielmehr aufgerungen. Weber haben, wenigstens auf dem Dorfe, eine gewisse Verwandtschaft mit den Schneidern, die von der sitzenden Arbeit herkommt und sich in einer farblosen Friedlichkeit bekundet, die niemand imponiert. Schmiede haben Dynastien gegründet oder gehärtet, Weber werfen ihr Schiffchen im Hintergrund der Welt- und Dorfgeschichte.

Wenn ich auf mein Dorf, diese Stätte voll Leben und Arbeit, herabsehe, vergesse ich nicht, daß sie zugleich ein ehrwürdiges Denkmal ist. Ihre Anfänge ragen über die Zeit hinaus, in der Karl der Große die Welt regierte. Das hölzerne Kirchlein, das als einem Priester Werhenhari gehörend im achten Jahrhundert erwähnt wird, ist zwar längst verschollen, aber man findet in den Urkunden die Stiftungen zugunsten derer, die Steine zur neuen Kirche gebracht haben. Man kennt Aufzeichnungen über Käufe und Verkäufe von Äckern und Wiesen in unsrer Gemarkung. Der Dreißigjährige Krieg hat das Leben auch dieses Dorfes bis zur Erde niedergebogen, aber es richtete sich wieder auf, als von dreihundert Menschen, die es vorher bewohnt hatten, nur noch vierzig übrig waren. Aus dieser Zeit der Trübsal stammt das Grab der von der Pest hingerafften im Steingrund. Solange es Zeugnisse von unserm Dorfe gibt, haben die Menschen gelebt, gestrebt, gelitten wie heute und haben in frühern Jahrhunderten mit solcher Inbrunst ihres Endes und ihrer Seligkeit gedacht und soviel Messen, Kerzen und Bittgänge gestiftet, daß die Lebenden im Dienste der Toten stehn würden, wenn nicht die Jahrhunderte manches wieder in Vergessenheit hätten kommen lassen. Wenn man einem Eichelberger die Vorstellung ausreden will, daß die gute alte Zeit so viel besser als die gegenwärtige sei, erzählt er von der Stiftung des Jörg von Gundelfingen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die jedem erwachsnen Eichelberger, der an dem gestifteten „Jahrtag," Sonntag nach St. Georgien, zur Kirche geht, ein Maß Wein, ein Maß Bier und Brot vier Pfennige wert zusprach und jeder Eichelbergerin, die von Anfang bis zu Ende mitbetete, eine Elle Tuch; das sollten auch die Vermöglichen nicht ausschlagen, sondern nehmen und einem armen Menschen geben. Vom Jahre 1801 an ist diese Spende unterblieben, und die Eichelberger haben davon wenigstens den Vorteil, daß sie das Ende der guten alten Zeit sicher zu datieren wissen.

Es hatte für mich einen unbeschreiblichen Reiz, mich in diese große Familie einzuleben. Denn es war eine Familie, unbeschadet der Unterschiede des Glaubens und des Standes, die die Dorfbewohner stellenweise sonderten. Diese Unterschiede waren keine Klüfte, ich möchte sie vielmehr den Sprüngen in den Töpfen der Bauernfrauen vergleichen, von denen das Sprichwort geht: Ein zersprungner Topf hält noch einmal so lange. Darin lag die Gegenwirkung zur Vereinzelung und Vereinsamung, der im Dorfleben alle verfallen, die nicht hinter dem Pfluge gehn. Deshalb gedeihen auf dem Dorfe von den Nichtbauern die am besten, die sich wenigstens nebenbei mit Landwirtschaft beschäftigen, und man merkte es den Geistlichen und Lehrern, den Ärzten und Apothekern an, wie sie ihr bißchen Acker- und Gartenbesitz, ihre paar Kühe und Pferde als die Wurzel pflegten, die sie mit diesem Boden verband. Schon die Monotonie des Landlebens würde den Stadtmenschen niederdrücken, der sich nicht durch Teilnahme an der Arbeit, die alle bindet und verbindet, mit dem Ganzen in lebendiger Berührung erhielte. Wie manche Familie in der Stadt ertrug ihr Leben nur, weil es noch nicht alle Wurzelverbindung mit dem Heimatsdorfe verloren hatte; was man den niedern Bürgerstand nennt, auch kleine Beamte, Lehrer erhielten sich durch diese Verbindung frisch und hoffend.

In einer Gemeinschaft, deren Glieder alle mehr oder weniger Landwirtschaft

Digitized by Google

treiben, ist ein gegenseitiges Helfen und Aushelfen möglich wie in keiner andern, es ist aber auch notwendig. Bei der Grummeternte kommt es häufig vor, daß sie nach andauernden Frühherbstregen und Stürmen in wenig Tagen eingebracht werden muß; da treten die ältesten Verwandtschaftsbeziehungen wieder in Kraft, der entfernteste Vetter hilft dem Bauer, der das seine nicht bewältigen kann, es helfen die Nachbarn, Helfer kommen aus den Nachbarorten. Es ereignete sich, daß der alte Preußenfritz und seine noch ältere Ehehälfte zugleich krank waren, als der kleine Weinberg, den sie hatten, geleert werden mußte; der einzige Sohn war Soldat. Da traten die Nachbarn zusammen und besorgten das Geschäft glatt.

Es gibt Menschen, deren poetisches Gefühl nur im Überlieferten, im Hergebrachten blüht, und andre, die Neues nötig haben; jene haben die Poesie in sich und wissen es nicht, weshalb sie natürlich auch nicht davon sprechen, diese sind immer hungrig danach. Man nennt jene die Ungebildeten, diese die Gebildeten. Im Innern eines Bauern, der an einem schönen Samstag Abend müde von der Arbeit, aber zufrieden mit ihr, zwischen seiner Wiese und seinem Acker dem Hofe zu schlendert, ist eine Poesie, die tausend Dichter schon auszusprechen gesucht haben; so echt, wie sie in ihm lebt, ist es keinem gelungen, sie zu singen oder zu sagen.

Auch das gehört eben zur Stille dieses Lebens, daß die Leute nicht viel Aufhebens machen. Es hat jeder und hat jedes seinen Pflichtenkreis; in der Regel ist er nicht weit, der wird ausgefüllt, so gut es geht, nach jahrhundertalter Weise, und so wird auch die Erfüllung der Pflicht nach Maßen gemessen, die seit Jahrhunderten feststehn. Und so ist es mit den Gefühlen. Wenn draußen die Schneeflocken wirbelten, und man konnte auf der warmen Ofenbank sitzen und dem Schnurren der Spinnräder und den alten Geschichten zuhören, empfand man bei Bauern und Nichtbauern die Poesie, die darin liegt; aber die Bauern sprachen nicht davon, es zeigte sich in ihrem Gehaben, die Nichtbauern meinten sie rühmen zu müssen.

Die Arbeit zog dem Leben jedes einzelnen die Linien, denen es folgte, sie grub die Furchen, in denen diese Bächlein zu fließen hatten. Wenn man sah, wie übel die Menschen standen, die sich dem Müßiggang ergaben, wie schwer die Alten ihr Leben und sich selbst ertrugen, die „übergeben" hatten, um noch ein paar Jährlein ruhig zuzubringen, lernte man die zusammenhaltende Macht der Arbeit schätzen. Ein Geistlicher sagte: Die Arbeit der Bauern wirkt mehr als meine Predigt, und wenn von schwierigen Ehen die Rede war, hörte man: Wenn die beiden nicht gewöhnt wären, zusammen zu arbeiten und zu hausen (sparen), wären sie längst auseinander gelaufen. Die moralischen Verwicklungen sind auf ein möglichst geringes Maß reduziert, die Ströme der Leidenschaft fließen in den Betten des Herkommens zwischen hohen Dämmen breit dahin, Überschwemmungen sind selten, weil Dammbrüche fast unmöglich sind. Der Bauer geht gebückt, es ist aber doch Kraft in ihm, nämlich die Kraft, die aus der Berührung mit der Erde entspringt. Der Bauer sieht oft trüb oder träumerisch in die Welt, aber es ist doch ein Geist in ihm, der in seiner Einfachheit sicherer durch Leben und Pflichten durchleitet als der zerstückte auseinandergezogne Geist des „Gebildeten." Was einfache Arbeit, die nicht beständig sich zerfasert und auseinanderläuft, zwischen Sonnenaufgang und Untergang leistet, lernt man nur auf dem Acker. Das Dorf bleibt eine Schule tüchtiger Arbeit, die den Tag nutzt, solange er scheint. In der Dorfgeschichte liegt der hohe Wert des Schlichten und des Ehrlichen, das dem Grunde der Dinge näher ist als das Reiche und Schillernde und damit auch näher der Poesie. Es kommt nur darauf an, diese Natur so schlicht und ehrlich zu geben, wie sie ist. Manchmal, wenn ich oben unter den drei Buchen die Nibelungen oder Homer las, zuckte blitzartig in mir ein Gefühl der Verwandtschaft dieses ruhigen unbegehrlichen Lebens, das in so festen Formen sicher dahinfloß, mit dem Epischen auf. Ich konnte die Verwandtschaft nicht deuten, ich fühlte sie nur undeutlich als ein Glück. Jetzt weiß ich, dieses Leben war episch!

Digitized by Google

Zwei Dinge bleiben bestehn, wenn alles andre sich in buntem Wechsel wandelt: die Erde und die Notwendigkeit für uns, von ihr zu leben. Darin liegt das Elementare des Bauernlebens, daß es in dieser doppelten Notwendigkeit wurzelt, und deshalb ist es unentwurzelbar. Daher auch die Einfachheit des ländlichen Daseins und Wirkens, die keine Schäferpoesie deuten und nicht so ganz verzerren kann. Wer seinen Acker baut, den nährt sein Acker, wo er sät, erntet er, er sieht sein Leben vom Anfang an bis zum Ende voraus, aber nicht in einer kahlen Linie, sondern umbuscht, besonnt. Der Zweck des Lebens bleibt endlich doch immer, daß es sich behauptet, und das tut es am besten auf eigner Scholle, die das einfachste Verhältnis zwischen dem Menschen und der Natur schafft, in die er hineingeboren ist.

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

12

Schon lange hatten alle Damen von Markby, mit Ausnahme der Pröpstin und der Frau Briant, ausgemacht, miteinander nach Stockholm zu fahren, um gemeinsam einige vorläufige Weihnachtseinkäufe zu machen. Der Rechtsanwalt hatte Wind davon bekommen und sogleich galant darum gebeten, an diesem Tage den Wirt machen zu dürfen. Eigentlich hatte er die Absicht gehabt, mit der Gesellschaft in einem der großen Restaurants zu speisen, aber Frau Briant war dagegen gewesen; sie liebe es nicht, daß Dagny an „solche Orte“ komme, besonders, wenn sie nicht dabei sei, sagte sie.

So wurde der Plan dahin geändert, daß das Essen in des Rechtsanwalts eignem Heim, dem eine unverheiratete Schwester vorstand, eingenommen werden sollte. Fräulein Gerda Garde war in Bibbis Alter, mit einem ebenso ausgeprägten Schafsprofil wie der Bruder und in Beziehung auf Kinn auch vollständig renonce.

Fräulein Gerda war seit August nicht mehr auf Markby gewesen, denn im Herbst oder Winter aufs Land hinauszufahren, war für die echte Stadtbewohnerin fast etwas Naturwidriges, worauf sie sich durchaus nicht einlassen konnte. Sie kannte Elli nur flüchtig von ein paar gemeinsamen Theaterbesuchen her, aber durch die Mitteilungen ihrer Cousine Bibbi hatte sie in der letzten Zeit ein lebhaftes, fast feindseliges Interesse für sie gefaßt. Wollte Robert heiraten, und sie war bei Gott nicht die, die ihn daran hindern konnte oder wollte, so war es doch wohl ihre unabweisbare Pflicht, darüber zu wachen, daß er ein solides und vorzügliches junges Mädchen nahm. Nicht der Mitgift halber — Robert hatte ja Gott sei Dank genug für beide! Aber er war doch immerhin berechtigt, etwas höhere Ansprüche zu machen, und hatte nicht nötig, sich mit einer rothaarigen Eisenbahnvorstandstochter mit Opern- oder vielleicht sogar Operettenaspirationen zu begnügen! Lieber Gott! das Mädchen war ja ganz nett — etwas läppisch und kokett natürlich, etwas andres konnte man wohl auch nicht erwarten. Immerhin — wie auch alles sein mochte, ob sie nett war oder nicht —, eine Partie für Robert war sie durchaus nicht!

Dies und noch vieles andre dachte Fräulein Gerda, während sie, etwas ärgerlich über des Bruders „ganz unnötige Verschwendung,“ die großen Sträuße prachtvoller Chrysanthemen auf der Tafel verteilte, die Robert vorhin nach Hause ge-

Digitized by Google

schickt hatte. Und Champagner — du meine Güte! bei so einem kleinen improvisierten Mittagessen! Ja, es war nicht einmal ganz comme il faut, so viel Wesens aus den Gästen zu machen, wenn diese, wie heute, nur in ihren Straßenkleidern kamen und zu einem ganz einfachen Mahl geladen waren.

Und sie — die Wirtin — hatte noch nicht einmal ordentlich Bescheid bekommen, ob Julliens Bräutigam und Erik Briant auch erscheinen würden oder nicht. So mußte sie ganz aufs Geratewohl decken.

Da ... nun kam Robert wahrhaftig schon mit der ganzen Schar! Sie hörte das Lachen und das Plaudern, während er die Entreetür öffnete.

Evelina! Geh und hilf den Damen, ich komme sogleich!

Dies galt der Jungfer, und diese fuhr ordentlich zusammen, als sie den scharfen Ton ihres Fräuleins hörte. Fräulein Gerda aber raffte die Blumenabfälle zusammen und warf einen feldherrnmäßigen, im ganzen genommen recht befriedigten Blick über den Tisch, der in elektrischer Beleuchtung strahlte.

Im Wohnzimmer, das mit Gobelinstickereien, Lederplastik und gebrannten Holzarbeiten so überfüllt war, daß man sich kaum rühren konnte, stand schon Fräulein Gerda und lächelte huldvoll, da Bibbi als Nummer eins ins Zimmer hereinmarschierte.

Und dann kamen alle, eins nach dem andern; Olga und Julie in ihren schwarzen Kleidern, Elli in dunkelgrün und Dagny in schottischem Sammet ... Nein, da sei doch eigentlich kein Grund vorhanden, Sekt zu spendieren, dachte Fräulein Gerda noch einmal, während sie die Gäste begrüßte.

Robert strahlte förmlich — er war fein frisiert, fein angezogen, und seine Wangen waren nach den vielen Einkäufen etwas röter als gewöhnlich. Er rieb sich die Hände und konnte sich nicht enthalten, Elli sogleich anzuvertrauen, wie sehr er sich darauf freue, bis sie seinen Flügel, einen Steinway, prüfen werde; zugleich schlug er wie vorstellend den Deckel auf, und Elli konnte der Versuchung nicht widerstehn, wenigstens ihre Handschuhe auszuziehn.

Doch da kamen endlich die beiden, Erik Briant und der Hauptmann! „So präzis!" ... bekomplimentierte sie Fräulein Gerda etwas ironisch, denn sie stand des Lachses wegen wie auf Kohlen.

Der Rechtsanwalt bat sich die Ehre aus, Fräulein Bertel zu Tisch zu führen, und verbeugte sich alsdann auch noch vor Dagny. Erik führte Olga und Bibbi ... Es wurde gutmütig, aber nicht weiter originell darüber gescherzt, daß jeder Herr zwei Damen hätte. Hauptmann Hall unterhielt sich sehr ernsthaft mit Gerda Garde ... Er sah Elli gar nicht an; aber so oft sie über den Tisch schaute, sah sie sein Tempelritterprofil mit den schweren Augenlidern und dem kurzgeschnittnen schwarzen Haar, das an den Schläfen schon etwas grau zu werden begann.

Und so oft sie über den Tisch schaute, verlor sie unfehlbar den Faden des Gesprächs mit ihrem galanten Wirt, der natürlich dann unrettbar der unermüdlichen Dagny in die Hände fiel.

Julie war bei der Schneiderin gewesen und hatte ein Kleid anprobiert. Über diese interessante Begebenheit sprach sie nun den ganzen Mittag mit Bibbi. Der arme Tjö aber wartete darauf, daß sich die Stimmung mit dem Sekt heben werde. Sogar Erik Briant, der doch sonst ein so zuverlässiger und gewandter Tischgenosse war, zeigte sich heute unnatürlich langweilig. Und das wollte nun ein vergnügter „junger Mittag" sein! Gott mochte wissen, was sie alle hatten!

Schließlich konzentrierten sich seine Ungeduld und sein Mißvergnügen auf die unschuldige Gerda, deren Ungastlichkeit er die matte Stimmung zuschrieb. Sie war übrigens, je weiter das Mittagessen fortschritt, immer mehr aufgetaut und fühlte sich nun froh und wohlwollend aufgelegt. Lustig und vergnügt saß sie oben am Tisch und stieß huldvoll nach rechts und links mit ihren Gästen an, ja sogar mit der gefürchteten Elli, die an diesem Abend wirklich sehr ruhig und zurückhaltend war und sich durchaus passend benahm.

Digitized by Google

Endlich war der letzte Tropfen Madeira getrunken, und die drei stark in Anspruch genommnen Tischherren kamen relativ auf freien Fuß.

Elli hatte feierlich ihre Ehre verpfändet — bei sich privatim natürlich —, daß sie heute niemand zum Singen bringen würde. Der gute und angenehme Robert — er tat ihr freilich etwas leid — mochte so betrübt und enttäuscht sein, wie er wollte. Sie wußte, sobald sie zu singen anfing, schaute Arvid sie an, denn das tat er immer, und dann würde sie gleich herauskommen und mit einem kläglichen Fiasko endigen. Sie behauptete, sie fühle sich nicht ganz wohl, klagte, daß sie gefroren habe und sich nun nicht auf ihre Stimme verlassen könne. Der arme Robert stand da und strich über seinen Steinway, sah Elli überredend an und streichelte den glänzenden Deckel des Instruments, sodaß es Steine hätte rühren können. Sogar Dagny dachte, es sei eine Schande für Elli, so hartherzig zu sein.

Immerhin gab sie sich Mühe, edelmütig zu sein und ihn auf andre Weise schadlos zu halten. Sie spielte alles, was er nur wünschte — wenn sie nur nicht singen mußte! —, und den halben Abend saß sie neben ihm auf dem Sofa und betrachtete alle seine Photographien von Norwegen. Die kleine Dagny, der endlich die Augen ernstlich darüber aufgingen, was alle andern schon längst entdeckt hatten, beobachtete die beiden mit großen unverstellt vorwurfsvollen und ängstlichen Augen.

Fräulein Gerda war eine ausgezeichnete Wirtin von der alleranspruchsvollsten Art. Sie hielt ihre Gäste da, wo sie sie einmal angebracht hatte, wie in einem Schraubstock fest und unterhielt alle feierlich der Reihe nach. Sobald es sich jemand irgendwo auf eigne Faust behaglich gemacht hatte, fuhr sie sogleich ohne Gnade und Barmherzigkeit wie ein Habicht auf ihn los und führte ihn auf den Weg der Pflicht zurück. Dies nannte sie „niemand vergessen," und sie dozierte offen und laut, daß das die erste Pflicht einer guten Wirtin sei.

So saß sie denn auch an diesem Tage auf einem bescheidnen Schemel ganz vorn am Sofatisch und bewachte ihre Herde als eine wachsame und sehr bewegliche Hirtin. Wenn sie jemand „für sich sitzen" sah, war sie sofort bei ihm und eröffnete ein gebildetes Gespräch, bis schließlich der Delinquent alle separatistischen und aufrührerischen Bestrebungen mutlos aufgab und wieder in den Schafstall unter der großen Lampe kroch.

Ihre arme Cousine Julie quälte sie diesesmal mehr als gewöhnlich. Aber selbstverständlich faßte Julie Gerdas Freundlichkeit nicht so auf. Wie sollte sie auch? — Nein! aber es war schrecklich, geradezu gezwungen zu werden, einen ganzen Abend lang Erik Briant gegenüber zu sitzen und in langsamem Tempo ein halbes Dutzend Theatervorstellungen, die sie nicht gesehen hatte, und ebenso viele Konzerte, von denen sie keinen Begriff hatte durchsprechen zu hören. Gerda wählte taktvollerweise immer Gegenstände, bei denen man „allgemeines Interesse" voraussetzen konnte; das war einer der Hauptgrundsätze ihres Kodex. Und so oft Julie auffah und einen ihrer nichtssagenden Sätze hervorbrachte, zu denen sie Cousine Gerda und der „allgemeine Gesellschaftston" zwangen, begegnete sie Eriks Blick, der verständnisvoll, schelmisch, leicht ironisch und bisweilen so unverstellt zärtlich auf ihr ruhte, daß sie Herzklopfen bekam und bis unter die Haare errötete und dann eine ganze Reihe Ausflüchte vorbringen mußte, über die Hitze und Gott weiß was alles, sodaß sie die ausgezeichnete Gerda ganz außer sich brachte. Denn sie passe doch immer so genau auf, daß die richtige Temperatur in den Zimmern herrsche ... Das sei etwas besonders Wichtiges, wenn man Gäste habe, sagte Gerda.

Erik wünschte sie im stillen in eine Temperatur hinunter, deren Wärmegrad er nicht näher bezeichnen wollte, und die Unterhaltung wurde immer schleppender, sodaß schließlich sogar das Wetter herhalten mußte.

Erik, auch Arvid, hatten längst im geheimen unter dem Tisch auf ihre Uhr gesehen, als Frau Olga endlich darauf aufmerksam machte, daß es, wenn sie mit

Digitized by Google

dem letzten Zuge nach Markby zurückwollten, nun wirklich Zeit sei, sich zu verabschieden.

Das war ein sehnsüchtig erwarteter Befehl, und alle erhoben sich bereitwillig, alle, ausgenommen Elli, die, der ganzen übrigen Gesellschaft das Profil zugewandt, noch immer in Telemarken zu sein schien.

Elli! sagte Bibbi, freundlich, diskret mahnend.

Da schaute sie auf und erhob sich zögernd.

Ist es schon so spät?

Robert meinte, so etwas unvergleichlich Liebenswürdiges, wie diese langsame Art aufzustehn, mit der Hand auf der Sofalehne ... er wollte sie natürlich selbst zum Bahnhof begleiten und knöpfte schon eifrig seinen Diplomatenrock zu.

Drunten auf der Straße nahm Julie sogleich Arvids Arm. Es hatte gefroren, und der Himmel war sternenhell.

Wo ist mein Schwesterchen? hörte sie Erik's Stimme im Torweg sagen.

Ach, Erik, ich kann wirklich ganz gut allein gehn! Dagny wollte ihren Arm aus dem seinigen ziehn.

Was denkst du denn, mein Mädchen? Als ob du an solche Nachtschwärmereien gewöhnt wärst. Halte den Muff vor den Mund und sprich kein Wort, bis du im Coupé bist.

Dagny schmollte, und Elli war mit „einem Herrn" allen andern schon eine gute Strecke voraus.

Wie gut er ist! So zärtlich und fürsorglich! dachte Julie, und ganz sentimentalerweise traten ihr beinahe Tränen in die Augen. Ach, wenn man einen Bruder wie Erik hätte!

Unwillkürlich faßte sie Arvids Arm etwas fester und lehnte sich an ihn an. Sie empfand auf einmal ein inniges Verlangen, auch auf irgend eine Weise geliebkost und beschützt zu werden.

Was gibts, Kleine? hörte sie Arvids Stimme ungewöhnlich mild über sich.

Nichts. Sie sah unter ihrem Schleier zu ihm auf.

Frierst du?

Nein ... es ist ja nicht kalt.

Nein, sie hatten sich nie viel zu sagen, sie und Arvid! Jetzt auch nicht; und sie hatte doch eigentlich Lust gehabt, ihm soviel anzuvertrauen.

Dann gab es eine Verhandlung wegen der Fahrkarten und wegen eines eignen Wagenabteils. Tjö konnte sich durchaus nicht entschließen, vom Coupéfenster wegzugehn. Bibbi hatte jedesmal schrecklich Angst, so oft er wieder auf den Wagentritt sprang.

Lieber Robert ... jetzt geht der Zug ab, nimm dich in acht! — Sie schrie beinahe, denn nun setzte sich der Zug wirklich in Bewegung.

Liebe Bibbi, sagte Erik beruhigend, der Mensch ist ja doch schon früher auf der Eisenbahn gefahren.

Und überdies schon mehreremal, fiel Dagny wie eine kleine Wespe scharf und stechend ein.

Endlich verschwand das strahlende Gesicht des standhaften Roberts zum letztenmal vom Coupéfenster. Elli blieb noch einen Augenblick stehn und nickte ihm zu, ehe sie das Fenster schloß.

Dann setzte sie sich müde in eine Ecke. Sie fragte, ob sie nicht ihren Hut abnehmen und zu schlafen versuchen dürfe.

Natürlich. Olga hatte den ihrigen schon oben im Netz untergebracht und kauerte sich nun bequem in eine Ecke, die Füße unter das Kleid hinaufgezogen und den Muff unter dem Kopfe.

Julie schlummerte auch, und fast ohne es zu wissen, sank ihr Kopf allmählich auf Arvids Schulter. Ihr Gesichtchen unter dem Krepphut war ganz ruhig — sie schlief so sicher wie ein Kind nach all den wechselnden Gemütsbewegungen an

Digitized by Google

Gerdas Tisch. Es wurde ihr heiß in ihrem großen Pelzkragen, und die Wange, die an Arvids Rock lehnte, war ganz rot. Erik saß ihr gerade gegenüber und betrachtete sie unter halbgeschlossenen Lidern hervor, bis er plötzlich schnell aufstand und in den andern Abteil ging. Hier setzte er sich ans Fenster und starrte während der ganzen Fahrt nachdenklich in die Dunkelheit hinaus; vorgebeugt den Stockknopf zwischen den Lippen und den Hut tief in die Stirn hereingezogen, saß er da.

In drei Minuten sind wir da. Mit diesen Worten trat er, die Uhr in der Hand, wieder zu den andern.

Olga, die wirklich fest eingeschlafen war, konnte nur schwer geweckt werden. Sie saß schlaftrunken da, steckte sich aufgeregt den Hut fest und konnte nicht begreifen, wo sie ihr Portemonnaie hingebracht hatte.

Am Bahnhof warteten die Wagen. Erik packte Elli und seine Schwester in die kleine, gut gepolsterte Kutsche; er selbst wollte zu Fuß gehn.

Ich setze mich zum Kutscher, sagte Arvid kurz zu seiner Braut. Er hatte den Wagenschlag geschlossen und biß eben die Spitze einer Zigarre ab. Erik stand neben ihm auf der Bahnhofstreppe. Er hatte auch geholfen, die unzähligen Pakete der Damen, besonders die Olgas, in den Wagen zu packen.

Mit einiger Schwierigkeit setzte der Hauptmann seine Zigarre in Brand, und dann zündete Erik an dieser noch die seinige an.

Gute Nacht, Bibbi, sagte Erik. Glaubst du nun, daß Robert gut heimgekommen ist?

Er ist doch mein leiblicher Vetter! verteidigte sich Bibbi gekränkt.

Dann müßtest du auch ein wenig nachsichtiger mit seiner unheilbaren Leidenschaft für rotes Haar sein, neckte sie Erik vorwurfsvoll.

Der Hauptmann faßte den Wagen, daß er krachte, und schwang sich rasch auf den hohen Bock. Er war in schlechter Laune und warf dem Kutscher ein paar strenge Worte hin, daß die Pferde gewiß gestanden und gefroren hätten. Auch sehe er keine Decken.

Der Kutscher verteidigte sich damit, daß er präzis gekommen sei, der Zug aber bedeutend Verspätung gehabt habe.

Gute Nacht, Julie. ... Im letzten Augenblick ergriff Erik ihre Hand, die auf dem Wagenschlag ruhte, und drückte sie eine Sekunde lang warm und fest in der seinen.

Gute Nacht, flüsterte sie erschrocken, beinahe unwillig und so leise, daß er es kaum hören konnte.

Fahr nun, Nils! ertönte zugleich Arvids Stimme hart und befehlend vom Bock aus.

Erik zog noch einmal den Hut. Er sah, wie Julie den Kopf tief vorbeugte, indem sie etwas unbeholfen trotz Nacht und Dunkelheit den Schleier vor das Gesicht zog.

13

Als Erik einige Tage nach dem Stockholmer Ausflug Nachmittags von der Fabrik heimkam, traf er mit Robert Garde gerade an der Gartenpforte zusammen. Robert sah ungewöhnlich erregt, zerstreut und ergriffen aus.

Hast du mich gesucht? fragte Erik sofort.

Ja ... nein ... nicht gerade dich. Eigentlich die Damen ... Ich wollte nur im Vorbeigehn hineinsehen ... Du wirst mich entschuldigen, aber der Zug ... Er drückte hastig Eriks Hand, nickte und eilte den Hügel hinunter.

Erik zog seine Uhr ... sah, daß der Mensch eigentlich noch recht gut Zeit hatte, bis der Zug abfuhr, und schüttelte belustigt den Kopf, während er langsam und nachdenklich ins Haus ging.

Als er ins Wohnzimmer trat, war nur Elli darin. Sie saß am Flügel, ganz zusammengesunken und das Gesicht in den Händen vergraben. Als er die Tür öffnete, fuhr sie zusammen und richtete sich heftig und linkisch auf.

Aber ums Himmels willen! Erik konnte sich im ersten Augenblick nicht ent-

Digitized by Google

halten, es auszurufen. Es war allerdings schon ziemlich dunkel im Zimmer, aber jedem hätte ihr verweintes, erregtes Gesicht auffallen müssen.

Sie schüttelte nur den Kopf, und ihm fortgesetzt den Rücken zuwendend, begann sie schnell die Noten auf dem Klavier zu ordnen.

Ich begegnete Robert, begann Erik leise und zögernd. Dann beugte er sich etwas verlegen über das Kaminfeuer und brachte die verkohlten Holzklötze rasch wieder in hellen Brand.

Ja, antwortete Elli nur, mit einer trostlosen Gleichgiltigkeit. Ich kann es mir denken.

Elli! — Erik stand plötzlich dicht hinter ihr und sagte fast flüsternd: Du wirst doch um alles nicht ja gesagt haben?

In demselben Augenblick, wo er es gesagt hatte, war er selbst bange, daß er — sie wußte ja nicht, wie wichtig ihm aus andern Gründen ihr Entschluß war — zu weit gegangen sei; aber Elli schien nichts Sonderbares dabei zu finden. Sie war ganz aufgelöst in Tränen, ganz und gar außer sich.

Ja? Nein, ich sagte allen Unsinn, der mir einfiel, schluchzte sie bitter und mit offner Selbstverachtung, nur um einem entschiednen Ja oder Nein enthoben zu sein.

Arme kleine Elli, murmelte Erik warm, beinahe dankbar. Er ergriff ihre Hand, die über den Stuhl herabhing, und drückte sie mehreremal teilnehmend, ohne daß sie daran dachte, Widerstand zu leisten. So etwas muß für ein Mädchen doch schrecklich sein.

Es ist meine eigne Schuld, murmelte Elli düster. Ich habe nur mir selbst dafür zu danken.

Ein Mann kann aber doch auch etwas „Merks“ haben, versuchte er sie zu entschuldigen.

Bah, sagte Elli wegwerfend. Aber du hast Recht, leicht ist es nicht.

Nein, es ist nicht leicht, wiederholte sie leise, von Eriks aufrichtiger Teilnahme, dem hellen Feuerschein vom Kamin auf dem Teppich, der Stille und dem vollkommnen Schweigen ringsum mehr und mehr beruhigt. Und noch schwerer wird es, fügte sie erklärend hinzu, wenn man nicht weiß ... was man will, oder was man soll ...

Das weiß man doch wohl immer, wenn man jemand lieb hat.

Lieb hat? fuhr Elli heftig, ja herausfordernd auf. Was meinst du damit? Wen sollte ich wohl lieb haben? Dich vielleicht? Sie lachte verächtlich.

Aber liebste Elli ... Erik tat es wirklich von Herzen leid, daß sie sich in ihrer Heftigkeit so bloßstellte; er lächelte aber doch unwillkürlich und sagte: Ich meinte natürlich nur, daß du, wenn du jemand wirklich liebtest, auch wissen müßtest, was du antworten solltest.

Elli saß, an ihrem Taschentuch nagend, jetzt ganz ruhig und tränenlos da; sie hörte kaum, was Erik sagte.

Du hast Recht, antwortete sie schließlich bitter — Erik konnte absolut nicht verstehn, womit er eigentlich Recht haben sollte —; was nützt es, gegen den Stachel zu löken? Es ist, wie du sagst, man müßte eigentlich gleich wissen, was man will.

Das meinte ich nicht, Elli.

Doch, das meintest du, sagte Elli unzugänglich. Oder glaubst du vielleicht, ich merkte nicht, wo ihr alle hinauswollt? So freundlich und gönnerhaft, wie ihr seid! höhnte sie. Und es wäre ja auch das allerbeste, was mir passieren könnte! schloß sie matt.

Da gratuliere ich Robert, sagte Erik ironisch.

Bah, sagte Elli rücksichtslos, was das anbelangt, so gibt es außer ihm noch manchen andern, der auch so unglücklich ist, ein Mädchen zu bekommen, das sich nichts aus ihm macht.

Erik tat, als verstehe er die Anspielung nicht. Hinter der Teilnahme für die arme Elli, der es „so schlecht gegangen war,“ empfand er mit jeder Minute wärmer und bewußter ein fast übermütiges Gefühl des Triumphs. So hatte sie also doch

Digitized by Google

Recht gehabt, die ausgezeichnete Olga mit ihren perfiden Vermutungen! Das hätte er trotz allem kaum zu hoffen gewagt.

Tante und Dagny sind auf den Pfarrhof gefahren, sagte Elli, langsam aber gefaßt aufstehend, um mit dem Pfarrer wegen der neuen Jungfer zu sprechen. Sie müssen gewiß gleich zurückkommen.

Erik sah auf. Das will ich hoffen, sagte er, denn Vater hat ja Arvid zu Tisch eingeladen . . . Er verstummte plötzlich.

Heute? fragte Elli. Ihr Gesicht war kreideweiß, und es lag etwas in ihrem Blick, als habe ihr Erik in diesem Moment eine ganz persönliche Kränkung zugefügt.

Ja, beeilte sich Erik zu antworten, während er dachte: Armes Mädchen! Daß sie ihr Geheimnis doch nicht besser zu wahren versteht!

Wir trafen ihn heute Morgen am Bahnhof, fuhr er dann langsam fort, ohne Elli anzusehen, und da meinte Vater, er sehne sich nach einer behaglichen Partie L'hombre . . . ohne zu viele Damen.

Elli stand, ihm den Rücken zukehrend, am Kamin. Mit einer fast tragischen Ruhe steckte sie ihr nasses Taschentuch ein und ging, ohne noch ein Wort zu sagen, nach der Tür.

Kann man . . . begann Erik leise. Er wußte nicht recht, wie er seine Worte setzen sollte, ohne zu offenherzig zu sein, ging dann aber doch gerade auf das Ziel los. Kann man Robert nun nicht mehr hierher einladen?

Meinst du, meinethalb? — Elli sah ihn nur über die Schulter weg an. Doch, so oft du willst. Ich sagte dir ja, rief sie erregt, da du absolut alles wissen mußt, daß ich ihm überhaupt keine Antwort gegeben habe!

Aber das sage ich dir, Erik, indem sie sich ihm leidenschaftlich zuwandte, wenn du nun hingehst und irgend einer lebendigen Seele mitteilst — was du so ganz zufällig . . . dann verzeihe ich es dir niemals!

Aber Elli! entgegnete er gekränkt, was glaubst du eigentlich von mir?

Und wenn du mir wieder einmal einen Rat geben willst — ihre Augen flammten durch das Halbdunkel —, dann . . . dann . . . ich weiß, was ich tue! schloß sie außer sich.

Den Teufel weißt du, brach Erik ungeduldig los, wenn du nun hingehst und aus reinem Trotz dich Robert an den Hals wirfst! Und die Hände in den Hosentaschen begann er mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehn.

Elli aber schlug ihm die Tür vor der Nase zu, als er ihr reumütig ins Vorzimmer folgen wollte. Nachdem sie schließlich die Treppe hinter sich hatte, hörte sie den Wagen mit Tante und Dagny durchs Tor fahren.

Hauptmann Hall kam pünktlich einige Minuten vor dem Essen. Als Elli in ihrer hellgrauen Sammetbluse — soviel Geistesgegenwart hatte sie doch gehabt, daß sie sich vorher ein wenig geschmückt hatte! — die Treppe herunterkam, stand er schon in dem hellerleuchteten Vorzimmer und bürstete seinen Rockkragen aus. Er sah auf und verbeugte sich tief.

Sie wußte, er würde ihr natürlich sogleich ansehen, daß sie geweint hätte — mit den rotumränderten Augen; „so häßlich wie die Sünde" hatte sie sich vorhin droben genannt. — Was half es wohl, daß sie ihr Haar an den Schläfen so hereingekämmt hatte, daß sie beinahe Olga glich? Die Augen konnte sie ja doch nicht verdecken!

Sie wechselten kein Wort miteinander. Er öffnete ihr höflich die Wohnzimmertür. Ach, dieses abscheuliche elektrische Licht! Zum erstenmal in ihrem Leben haßte es Elli aufrichtig.

Nach dem Essen, das dank des Konsuls unerschöpflichem Vorrat von wirklich guten Anekdoten — er war beinahe ebenso redselig wie sein Sohn Erik — recht lebhaft verlaufen war, ließen sich die Herren fast augenblicklich am Spieltisch nieder.

Elli und Dagny setzten sich mit ihren Weihnachtsstickereien im Wohnzimmer unter die Lampe und unterhielten sich dann ziemlich einsilbig. Dagny hatte von Stine erfahren, daß Rechtsanwalt Garde in ihrer Abwesenheit dagewesen war, und wollte nun durchaus von Elli wissen, was er gesagt habe.

Digitized by Google

Liebe Dagny, sagte Elli langsam, indem sie mit niedergeschlagnen Augen ihre Nähseide prüfte, was hätte er wohl anders sagen können, als daß er bedaure, Tante nicht daheim zu treffen.

Stine sagte, daß er wenigstens eine Stunde dagewesen wäre, drängte die unermüdliche Dagny weiter.

Er blieb wohl, weil er dachte, ihr würdet zurückkommen, antwortete Elli, die der Sache nun vollständig überdrüssig war.

Konsul Briant wurde vom Spieltisch weg ans Telephon gerufen, worauf Arvid und Erik die Karten niederlegten und einen Augenblick zu den Damen traten. Dagny war noch immer bei ihrem hoffnungslosen Auspumpen.

Hast du den Rechtsanwalt auch nicht getroffen? wandte sie sich an Erik.

Elli hätte sich selbst prügeln können, weil sie fühlte, daß sie errötete, indem Erik und sie unwillkürlich einen verständnisinnigen Blick wechselten, und als sie dann des Hauptmanns Augen fragend und halb vorwurfsvoll, halb verächtlich auf sich gerichtet fühlte, errötete sie noch mehr.

Doch, einen Augenblick, antwortete Erik ruhig und beugte sich über seiner Schwester Handarbeit. Er war sehr in Eile und bat mich natürlich, dich und Mama zu grüßen.

Dann begann er Dagnys Arbeit zu kritisieren, neckte Dagny und wollte die Zeichnung ändern, während der Hauptmann, die Hände auf einer Stuhllehne, absichtlich hochaufgerichtet stehn blieb.

Wollen Sie sich nicht ein wenig setzen, Herr Hauptmann? fragte Frau Briant, die ins Zimmer trat. Mein Mann läßt um Entschuldigung bitten, aber er muß einen Brief schreiben, der noch mit dem letzten Zug weg soll. Ich frage mich oft, ob alle Kaufleute bei Tag und Nacht so sehr von ihren Geschäften in Anspruch genommen sind wie er und Erik.

Sie wandte sich ihren Kindern zu, um zwischen den allzu eifrig gewordnen Geschwistern, deren Streit um die Zeichnung beinahe den Charakter eines Handgemenges angenommen hatte, Frieden zu stiften.

Der Hauptmann hatte sich gehorsam auf den ihm angewiesnen Stuhl neben Elli niedergelassen. Keins von beiden schlug auch nur die Augen auf. Er beugte sich vor und betrachtete mit gezwungnem Interesse eine große Photographie in einem eleganten Rahmen, die gerade unter der Lampe stand.

Aber das sind ja Sie, gnädiges Fräulein! Er sah genauer hin.

Ja, Dagny und ich haben uns zu Onkels Geburtstag photographieren lassen, sagte Elli ganz erleichtert, daß sie doch endlich etwas zu reden hatte. Erik findet das Bild sehr gut.

Erik ist also erste Instanz? versuchte er etwas unsicher zu scherzen und sah sie dabei von der Seite rasch, gleichsam vergleichend, an. Die Photographie hielt er noch in der Hand.

Elli wußte, daß es eine schmeichelhafte Ähnlichkeit war; besonders nahm sich ihre Figur recht graziös aus. Sie stand im Halbprofil, die eine Hand auf Dagnys Schulter. Das Porträt war es schon wert, daß er es so lange und genau betrachtete.

Gibt es nur dieses eine Bild davon? fragte er schließlich.

Nein, wir haben sechs machen lassen. — Endlich wagte es Elli, von der Arbeit aufzusehen. — Erik hat eins bekommen, und jedes von uns hat eins behalten. Und dann ... sagte sie unnötig aufklärend, wollte ich natürlich auch für die Meinigen welche haben.

Dann paradieren Sie nun also auf Eriks Schreibtisch? Er sagte dies in demselben schlecht beherrschten, unbehaglich forciert scherzenden Ton, den er auf dem Heimweg vom Bahnhof angeschlagen hatte, an jenem Abend, wo er mit ihr und Robert Garde zusammengetroffen war. Wie mußte er von seiner Unsicherheit gequält werden, wenn er einmal ums andre wegen der geringsten Kleinigkeit ... es tat ihr bitter weh, und doch machte es sie im innersten Herzen unaussprechlich froh.

Digitized by Google

Er hat gewiß schon von früher her eine recht nette Sammlung von Damenphotographien? hörte sie ihn wieder sagen.

Ich weiß wirklich nicht, wo er uns angebracht hat, sagte Elli langsam, mit einer gewissen kühlen Würde und beinahe zurechtweisend, aber ich vermute, daß er seiner Schwester einen Ehrenplatz gönnt!

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und sah ihn stolz und halb herausfordernd an. Der Schatten des großen Lampenschleiers fiel auf ihr Haar und ihre Stirn bis hinunter auf ihre an diesem Abend sehr dunkeln Augen. Wie es auch immer sein mochte, das fühlte Elli in diesem Augenblick mit großer Bestimmtheit, entweder durch seinen Blick oder auch ganz instinktmäßig, „häßlich wie die Sünde," das war sie nun nicht mehr.

Er neigte sich zu ihr, und sie hielt seinen Blick standhaft, leicht ironisch, trotzig aus. Sie sah, daß er mit einmal bleicher geworden war, und zwischen den dichten buschigen Brauen zeigte sich nun eine merkwürdig tiefe Falte.

Elli sauste es einen Augenblick in den Ohren. Sie hatte das Gefühl, als seien sie ganz allein, sie und Arvid; wie aus weiter Ferne hörte sie Erik's und Dagnys fröhliche Stimmen. Es war, als fasse er mit diesem konzentrierten, trostlos leidenschaftlichen Blick nach den tiefsten Wurzeln ihres Herzens, als eigne er sich diese an und fessele ihre innerste Seele an die seine.

Ihr Gespräch hatte nur wenig Minuten gedauert. Frau Briant sah, daß der Hauptmann noch immer mit der neuen Photographie in der Hand dasaß, und höflich begann sie darüber zu reden, wie wohlgelungen das Bild sei, und was für ein hübscher Gedanke es von den beiden gewesen sei. Arvid stellte es ruhig wieder auf den Tisch und antwortete auch etwas sehr Höfliches.

Zugleich trat der Konsul wieder ein, jovial und erregt, redselig und unruhig. Er tätschelte Elli auf den Kopf, weil sie so fleißig sei, ihre Augen seien ja förmlich an ihren Tischläufer genagelt; er hörte Dagnys Klagen über Erik an, lachte, stiftete Frieden zwischen den beiden, bat seinen Gast um Entschuldigung und wollte schließlich wieder zu den Karten zurückkehren.

Als die Herren gegangen waren, legte Elli ihre Arbeit weg und stand auf. Sie trat an den Flügel, ließ die Finger über die Tasten gleiten und hätte für ihr Leben gern gesungen, wagte es aber nicht. Sie wußte, wenn sie jetzt sang, würde sie unwillkürlich in jeden Ton etwas von ihrem Empfinden legen. Und wenn er auch blind war — wie rührend, geradezu einfältig blind war er doch —, taub war er wohl nicht!

Sie überwand sich, nicht zu singen, obgleich sie in diesem Augenblick das Gefühl hatte, als ob ihr Brust und Hals von Tönen zerspringen müßten. Den Ellbogen auf den Rand des Flügels und die Wange in die eine Hand gestützt, ließ sie die andre gedankenlos über die Tasten gleiten. Es war ihr, als flüstere sie auf diese Weise ganz leise alles, was sie nicht laut sagen, nicht laut hinausschreien durfte.

Durch die offne Tür, quer durchs Zimmer, konnte sie seinen Kopf drinnen unter der Hängelampe sehen. Die breite ernste Stirn unter dem dunkeln Haar und die Augen, die er fortgesetzt auf die Karten gerichtet hielt.

Lieber Gott! dachte Elli mit plötzlicher Verzweiflung, und sie ließ die Hände trostlos in den Schoß sinken. Soll dies nun noch länger so fortgehn? Wenn aber das, was zwischen uns beiden besteht, zum Ausbruch gekommen ist, und zum Ausbruch kommen muß es ja, so oder so! dann ... Ja, wie soll das Leben dann werden?

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die lippische Angelegenheit ist nun endlich auf das richtige Geleise geschoben. Die Tatsache ist in Deutschland allgemein mit großer Befriedigung aufgenommen worden, zugleich darf in dieser Art der Erledigung ein wertvolles Präzedens für künftige Streitfälle um Thronrechte gesehen werden. Es hat sich somit doch ergeben, daß ein sehr einfacher Weg gangbar ist, solche Dinge ohne jede Verbitterung auszutragen. Für die Gegenwart gereicht das zur Befriedigung, für die Zukunft zur Beruhigung. Die Frage der Vereidigung des lippischen Bataillons auf den jetzigen Regenten ist dabei ziemlich irrelevant. Ob es vom monarchischen Standpunkt aus gerade in unsern Tagen richtig sein mag, den Massen zu zeigen, daß es „auch so," ohne Vereidigung, gehe, bleibe dahingestellt, jedenfalls müssen aber doch die jetzt eingetretnen Rekruten einen Fahneneid leisten. Das ist weder eine rein dynastische noch eine rein militärische Frage, sondern eine höchst politische. Die Leistung des Fahneneides ist durch die Reichsverfassung vorgeschrieben. Die Erneuerung der Vereidigung bei einem Thronwechsel oder bei Eintritt einer Regentschaft kann ausgesetzt werden, die Vereidigung der Rekruten muß verfassungsgemäß geschehen, schon deshalb, weil der Fahneneid nicht nur dem Landesherrn, sondern auch dem Kaiser, dem obersten Kriegsherrn, geschworen wird. Auch hierbei handelt es sich nicht nur um den vorliegenden Fall, sondern um eine Angelegenheit von genereller Bedeutung. Hoffen wir, daß die Geschicklichkeit und die Energie, mit der der Reichskanzler den leidigen Thronfolgestreit der allein richtigen Lösung zugeführt hat, auch in der Vereidigungsfrage den richtigen Weg öffnet, zumal nachdem „die Anerkennung" durch die Zulassung des lippischen Vertreters in den Bundesrat ihre Lösung gefunden hat. Auch die Fahneneidfrage läßt sich in Zukunft wenigstens für alle unter der preußischen Armeeverwaltung stehenden Truppenteile sehr einfach lösen. Da der Fahneneid in der Reichsverfassung vorgeschrieben ist, ist er eine unter der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers stehende Angelegenheit. Bei einem Regierungswechsel muß demgemäß der Reichskanzler den Kriegsminister benachrichtigen, ob der Vereidigung irgendwelche Bedenken entgegenstehn, und der Kriegsminister muß dann das betreffende Kommando entsprechend anweisen. Die Anerkennungsfrage, die ja bei direktem unbestrittnem Erbgange ohnehin ausscheidet, ist also vorher vom Reichskanzler mit dem Kaiser ins reine zu bringen. So würde sicherlich auch im vorliegenden Falle verfahren worden sein, wenn die lippische Regierung eine amtliche Anzeige an den Reichskanzler, und nicht vorher der neue Regent ein Telegramm an den Kaiser gerichtet hätte. In so delikaten Fragen ist die äußerste Korrektheit geboten, geringfügige Verstöße, bei denen sich niemand etwas denkt, können leicht eine ebenso unerwünschte als unabsehbare Tragweite haben. Hätte sich die lippische Regierung sofort an den Reichskanzler gewandt, so würde wahrscheinlich der ganze Feuerlärm, der wochenlang die deutsche Presse durchtobte und alle Staatsrechtslehrer, mit oder ohne Berühmtheit, in den Sattel rief, vermieden worden sein. Hoffentlich hat der Reichstag soviel Takt, nicht alle diese Leit- und Leidartikel noch einmal aufzuwärmen, sondern die ganze Sache ruhig ihren endlich gewiesnen Gang gehn zu lassen. Hat das Reichsgericht erst einmal gesprochen, und ist der lippische Fall erledigt, dann wäre vielleicht zu erwägen, ob die Reichsverfassung nicht für die formale Behandlung solcher Dinge einer Ergänzung bedarf, die so unerquickliche Schwierigkeiten für alle Zukunft möglichst ausschließt.

Daß der Reichstagsabgeordnete Reichsgerichtsrat Spahn ein Landtagsmandat angenommen hat, hat in der Presse Erörterungen darüber hervorgerufen, daß Herr Spahn, der am lautesten über die Überlastung der Mitglieder des Reichsgerichts klage, nicht Anstand nehme, seine Arbeitslast noch in so außerordentlicher Weise zu vermehren. Im Grunde genommen ist es Sache jedes Einzelnen, zumal jedes

Digitized by Google

Abgeordneten, wie weit er seine Arbeitslast steigern will, und wie weit er damit noch im Einklang mit den von ihm übernommnen Pflichten bleibt. Herr Spahn verfügt über eine bedeutende Arbeitskraft, die aber nicht jeder seiner Leipziger Kollegen sein eigen nennen kann. Die Mitglieder des Reichsgerichts gehören doch sämtlich den vorgerücktern Semestern an, einem Lebensalter, wo die Arbeitskraft nicht mehr zunimmt, sondern abzunehmen pflegt, und wenn ein Einzelner sie bis an die Grenze der Erreichbarkeit aus Neigung oder aus andern Gründen steigert, so ist damit für die Gesamtheit noch nichts bewiesen. Herr Spahn kann vielleicht für drei Reichsgerichtsräte arbeiten, ohne daß dadurch die Klagen über Überlastung der andern an Berechtigung verlören. In politischen Kreisen ist neuerdings viel über die Führerlosigkeit und die sich daraus ergebende Unberechenbarkeit des Zentrums geklagt worden. Der Eintritt des Herrn Spahn in das preußische Abgeordnetenhaus ist aber wohl geeignet, die Zentrumsfraktion des Hauses, die von der bayrischen Zentrumsdemokratie und -demagogie wohl nicht ganz unbeeinflußt geblieben ist, berechenbarer zu machen und damit klarere Verhältnisse zu schaffen. Seit dem Tode des Abgeordneten Lieber haben die radikalen Elemente in der Zentrumsfraktion des Reichstags so sehr an Einfluß gewonnen, daß die Gefahr, die in den jetzigen Reichstagszuständen leider ohnehin enthalten ist, dadurch eine bedeutende Steigerung erfährt. Es kann aber nicht erwünscht sein, daß die Zentrumsfraktion des Abgeordnetenhauses und mit ihr das Gewicht, das sie in die politische Wagschale legt, noch mehr unter die Herrschaft des bayrischen Zentrumsradikalismus gerät, als bei dem innern Zusammenhange der beiden Fraktionen, der des Reichstags und der des Abgeordnetenhauses, leider seit Jahren der Fall ist. Auch die preußische Zentrumsfraktion ist an sich bekanntlich nicht von radikalen Bestandteilen frei, um so erwünschter muß ihr im Hinblick auf die allgemeine politische Lage der Eintritt eines Mitgliedes sein, das jene Bestandteile einigermaßen zu paralysieren vermag.

Das Zentrumsbataillon in der parlamentarischen Schlachtordnung des preußischen Abgeordnetenhauses wird dadurch wieder geschlossener und zuverlässiger; eine Erstarkung, die im Landtage hin und wieder unbequem sein mag, aber jedenfalls als das geringere von zwei Übeln anzusehen ist und daneben den Vorteil bietet, daß eine innerlich erstarkte preußische Zentrumsfraktion auch in der Reichstagsfraktion einen stärkern, dem Reichsinteresse nützlichern Einfluß auszuüben vermag, als gegenwärtig bei dem Überwiegen der bayrischen Zentrumsdemokratie der Fall ist. Im Leben ist in der Regel nichts so schlimm, wie es aussieht, und nichts so gut, wie es aussieht. Gegenüber den Klagen liberaler Blätter, daß der überlastete Reichsgerichtsrat Spahn nun auch noch ein Landtagsmandat angenommen habe, möchten wir darum die Beschwerdeführer darauf aufmerksam machen, daß die Erfüllbarkeit einer ganzen Reihe von Forderungen, die sie im staatlichen und im nationalen Interesse vertreten, von der Zuverlässigkeit der Zentrumsfraktion und der Erstarkung der staatssinnigen Richtung innerhalb dieser direkt abhängt. Man darf Herrn Spahn als einen entschlossenen Vertreter dieser Richtung ansprechen, und einstweilen sollte man sich begnügen, seinen Eintritt in den Landtag von dieser Seite aus zu betrachten. Die politische Führung Deutschlands durch Preußen soll nicht nur im Reichsoberhaupt und im Bundesrat zum Ausdruck gelangen, sondern sie muß auch im Reichstage bestehn. Sonst gerät der Reichstag nicht nur in einen Gegensatz zu den beiden andern „Faktoren der Reichsgesetzgebung," sondern auch in einen Gegensatz zu dem Grundgedanken der Reichsverfassung und des Bundesverhältnisses überhaupt. Preußen ist im Reichstage nicht mehr stark genug, weil den Parteien die überragenden preußischen Führer fehlen, über die in den siebziger Jahren fast jede Fraktion verfügte. Im Gegensatz zu der fortgesetzten Steigerung unsers wirtschaftlichen Wohlstandes sind wir politisch sehr viel ärmer geworden, zum nicht geringen Teil aus dem Grunde, daß der geistige Gehalt des Reichstags, sein politisches und sein patriotisches Niveau leider

Digitized by Google

fortgesetzt im Sinken sind. Der Begriff des höchsten politischen Ehrenamts, der vor dreißig Jahren von dem Reichstagsmandat unzertrennlich war, ist für Wähler und Gewählte zum großen Teile verloren gegangen. Schon die unaufhörliche Jagd nach Diäten macht erkennbar, daß der ehedem so vornehme Charakter des Reichstagsmandats geschwunden und dieses für eine große Zahl der Mitglieder nicht mehr ein Ehrenamt, sondern ein politischer Unterschlupf geworden ist. Es ist ein Glück, daß wir Nachbarn haben, die uns durch ihr Verhalten vor dem Einschlafen in dem fast allzu bequem eingerichteten deutschen Hause bewahren und uns unaufhörlich daran erinnern, daß es nicht unsre Bestimmung ist, dem Genuß der erworbnen Güter zu leben.

Die Neigung dazu, das Beharren in einer Richtung abseits von dem Wege, der uns zur Einheit und Größe geführt hat, spiegelt sich auch in der an dieser Stelle schon wiederholt beklagten Gleichgiltigkeit dem südwestafrikanischen Kriege und unsern dortigen braven Truppen gegenüber. Das Bewußtsein, daß es sich dort um einen Krieg, einen Kolonialkrieg großen Stils handelt, ist den Massen ganz fremd. Neben dieser Gleichgiltigkeit auf der einen Seite ist die sozialdemokratische Rührigkeit auf der andern bemerkenswert, die jetzt daran geht, die Werbung von Freiwilligen für die Ergänzung der im Kampfe stehenden Truppen zu hintertreiben. Diese deutschen Hilfstruppen der Hereros und Hottentotten werden gegenüber dem in unserm Volke lebendigen soldatischen Sinne, gegenüber dem vorhandnen Hinausstreben in die Ferne keinen Erfolg haben. Aber diese Art Agitation bietet immerhin einen Vorgeschmack von dem, was wir auch bei einem europäischen Kriege von der Sozialdemokratie zu erwarten haben könnten. Bei Ausbruch eines großen Krieges tritt freilich sofort der Kriegszustand ein, und man kann die Leute, die Meuterei anstiften wollten, da leicht an den Kragen nehmen. Ein paar Fälle von standrechtlicher Aburteilung würden genügen, solchen Gelüsten ein Ende zu machen. Aber auch bei einem nichteuropäischen Kriege sollte eine solche agitatorische Einwirkung auf die Angehörigen des Beurlaubtenstandes nicht straflos bleiben. Es ist eine direkte Schädigung unsrer vor dem Feinde stehenden Truppen und somit eine Begünstigung des Gegners. Auch ist damit eine große Schädigung des Landes verbunden. Denn je länger der Krieg infolge unzureichender Kräfte dauert, desto kostspieliger wird er, was freilich den untersten Schichten, die keine Steuern zahlen, ziemlich gleichgiltig ist. Wir sind ja in der Nachsicht und der Duldung gegenüber dem Treiben der Sozialdemokratie in den letzten vierzehn Jahren außerordentlich weit gegangen, und dadurch, daß die Regierung auf prinzipiell richtige Maßnahmen gegenüber einer ablehnenden Haltung des Reichstags verzichtet hat, ist den Sozialdemokraten der Kamm ganz ungeheuerlich geschwollen. Aber mit unserm Heerwesen — mit diesem Feuer sollte man sie nicht länger ungestraft spielen lassen. Wer die Maßnahmen der Regierung zur militärischen Niederwerfung eines Feindes zu vereiteln sucht, treibt Reichs- und Landesverrat. Einem solchen gegenüber muß die Abwehr unerbittlich sein.

Bei der großen Rolle, die die Landungsverhältnisse in Swakopmund in bezug auf die Beendigung des dortigen beklagenswerten Zustandes spielen, liegt doch wohl die Frage nahe, ob denn wirklich alle Hilfsmittel unsrer hochentwickelten Technik erschöpft sind, die die Frage der Verbesserung der Landungsverhältnisse oder die Gewinnung eines andern, geeignetern Hafens lösen könnten? Namentlich können die landeinwärts vorgelagerten Dünen doch kein unüberwindliches Hindernis sein. Wir schlagen in Europa einen Tunnel nach dem andern durch die gewaltigsten Bergmassive der Alpen, sollte man da wirklich nicht mit den südwestafrikanischen Dünen fertig werden und neben Swakopmund noch andre Häfen zugängig machen können? Die Kolonie kann doch unmöglich für ewige Zeiten auf einen einzigen Hafen angewiesen bleiben. Haben wir wirklich keine Ingenieure, die eine solche Preisaufgabe zu lösen verstünden? *§*

Digitized by Google

Die Wiederwahl des Präsidenten Roosevelt. So ist denn nun die Schlacht um das höchste Amt in der großen nordamerikanischen Republik geschlagen. Man darf den Sieg der republikanischen Partei und die Wiedererwählung des Präsidenten Roosevelt wohl nicht nur ein politisches, sondern auch wohl ein historisches Ereignis nennen. Denn es liegt darin der Wille des Volkes ausgesprochen, einer großen Volksmehrheit, bei der jetzigen imperialistischen Politik zu bleiben. Ihren Ursprung hat sie nicht durch und nicht unter Roosevelt genommen. Sie entstand schon unter seinem Vorgänger Mac Kinley, als Herr Roosevelt weitern Kreisen wenig und auch den Politikern nur als Literat, als Amateur-Cowboy im fernen Westen und als tüchtiger Polizeipräsident der Stadt Newyork bekannt war. Mac Kinley wurde 1896 keineswegs als Imperialist gewählt. Man kannte diese Bezeichnung noch wenig. Das ihm vorausgegangne demokratische Regiment Clevelands hatte an die Stelle des hochschutzzöllnerischen Mac Kinleytarifs den gemäßigtern Zolltarif gesetzt, der unter dem Namen Wilsons bekannt ist. Gegen diese etwas freihändlerischere Gesetzgebung und gegen den neuen demokratischen Kandidaten Bryan, der die Goldwährung durch die Silberwährung ersetzen wollte, richtete sich 1896 die Entscheidung der Mehrheit. Erst als Mac Kinley schon Präsident war, 1897, begann die Verwicklung mit Spanien wegen Kubas, die 1898 zum Kriege führte. Erst aus dem so leicht zu tragenden, so wenig Opfer fordernden und so ungeahnte Trophäen bringenden Kampfe mit Spanien wallte der Imperialismus empor. Als Portorico und die Philippinen als Siegesbeute heimgebracht wurden, packte — wir wollen nicht sagen, der Durst nach Eroberungen, denn das wäre zu viel — aber der Geschmack daran die amerikanische Nation. Man fand mit einemmal, daß es auf diese Weise doch ganz gut angehe, sich auswärtige Märkte zu verschaffen, auf denen die amerikanische Industrie einen bevorzugten Absatz genießen müsse. Schon damals hallte ganz Europa wider von den Kampfesrufen der Nationalisten und Chauvinisten verschiedner Völker, und bald darauf brachten der südafrikanische Krieg und die chinesischen Wirren in Europa die Gegner noch mehr in Wallung. Und in den Vereinigten Staaten wallten sie mit. Man fühlte sich groß als Nation von 76 Millionen (heute etwa 80 Millionen) Einwohnern, die über wirtschaftliche Kräfte verfügte wie kein andres Land. Man wollte nun auch mit Streitkräften versehen sein, wenigstens zur See, denn gegen ein stehendes Landheer hat der Amerikaner immer noch eine unüberwindliche Abneigung.

Wir sagen, Mac Kinley war 1896 nicht als Imperialist gewählt worden, aber er wurde ein Mann dieser Partei durch den Krieg mit Spanien, und die Nation ging mit ihm. Bei der Wahl von 1900 flossen Imperialismus und scharfe Abwehr der Doppelwährungs-, in Wahrheit Silberwährungspolitik ineinander. Bryan kandidierte wieder und wurde mit noch größerer Mehrheit geschlagen. Roosevelt kam erst 1901 an Stelle des ermordeten Mac Kinley ans Ruder. Er hatte sich im kubanischen Kriege als kühner Freischarenführer ausgezeichnet und zugleich politisch den Imperialismus vertreten. Fast wäre er schon 1900 zur Kandidatur gelangt, aber als selbständiger Geist war er den Wirepullers, den hinter den Kulissen arbeitenden Drahtziehern, nicht willkommen. Man speiste ihn mit der Vizepräsidentschaft ab, einem ganz einflußlosen Amte. In den drei Jahren, seit er die oberste Stellung in seiner Nation innehat, hat er bei aller Zugehörigkeit zur imperialistischen Partei doch die Geschäfte mit bemerkenswerter Besonnenheit geführt. Während der venezolanischen Verwicklung tobten die Hetzer aus Leibeskräften und schürten zum Kriege mit Deutschland. Roosevelt war der Mann, sie unschädlich zu machen, er war der Vertrauensmann der Imperialisten und gewann das Zutrauen der Besonnenen. Während seiner Regierung ereignete sich auf dem Gebiete der Landerwerbungen nichts; die Grenze gegen Kanada wurde durch friedlichen Vertrag mit Großbritannien geordnet; nur die Entstehung der Republik Panama kann man dem amerikanischen Chauvinismus auf die Rechnung setzen, aber auch diese sicherlich nicht Roosevelt persönlich.

Digitized by Google

Diesesmal stand nun vor allem der Imperialismus in der politischen Arena. Für die Republikaner war er der Haupttrumpf, für die Gegner die vornehmlichste Zielscheibe. Diesesmal wurde die Sache nicht verworren durch Silberschwindel auf demokratischer Seite, denn die Freunde Bryans hatten eingewilligt, daß diesesmal wieder ein Mann von der konservativern, im Nordosten beliebten Richtung der Demokratie, ein Anhänger der Goldwährung, kurzum ein Gesinnungsgenosse Clevelands aufgestellt wurde: der Newyorker Oberrichter Parker. Während die Republikaner an den Hang zu politischer Ausdehnung, zu erhöhter Geltung im Rate der Völker appellierten, huldigten die Demokraten der altüberkommnen Tradition, daß die Größe der Republik in der Verschmähung eines stehenden Heeres und überhaupt größerer politischer Machtentwicklung, in der Abwehr von allem, was zur militärischen Dienstpflicht führen könne, in dem Völkerfrieden wurzle. Man verlange selbst von fremder Einmischung unbehelligt zu bleiben und dürfe deshalb auch fremde Völker nicht beunruhigen oder gar vergewaltigen wie die Philippinen. Diese Inseln müßten ihren Bewohnern zurückgegeben werden. Mit diesem Programm sind die Demokraten unterlegen. Eine große Mehrheit hat sich gegen jede Unternehmung solcher Art erklärt. Sie hat Roosevelts Programm gebilligt und dadurch für vier Jahre zur offiziellen Politik gemacht, vielleicht noch für viel länger. Die Tatsache dieser Wahl ist nicht bloß für die vier Jahre maßgebend, sondern sie übt bedeutende Wirkungen auch auf die innere Natur der Besiegten aus. Freund und Feind stimmt in dem Urteil überein, daß die alte demokratische Partei tot sei. Man möchte zu einer Neubildung gelangen. Bryan und seine Freunde kündigen an, sie wollten eine vollständig oppositionelle Partei bilden; dabei werden schwerlich ihre silberwährungsfreundlichen Ansichten eine Rolle spielen, denn mit ihnen ist es schlechterdings Matthäi am letzten, wohl aber die anarchistischen, die 1896 und 1900 deutlich zu bemerken waren. Vielleicht wird man auch versuchen, mit der Sozialdemokratie Fühlung zu nehmen. Diese Partei ist noch schwach in den Vereinigten Staaten, sie macht Fortschritte, aber doch nur langsam, denn der amerikanische Arbeiter ist ein ausgemachter Individualist. Er hat ununterbrochen die Beispiele des Vorwärtskommens und Gedeihens auf Grund besondrer Tüchtigkeit vor sich; er ist nicht geneigt, den Leistungsfähigen in das Prokrustesbett des Mindertüchtigen zu stecken, und das überschießende Ende abzuhauen. Die Einigkeit zwischen dem linken und dem rechten Flügel der Demokratie scheint zu Ende zu sein; der rechte, hauptsächlich in den Nordoststaaten domizilierte wird die Neigung zum Anarchismus sicherlich nicht annehmen, er wird vermutlich seine eignen Wege gehn. Damit kann er in den Einzelstaaten und den Städten noch sehr große Erfolge erringen, denn das Regiment hängt weder in der Stadt vom Staat noch im Staat vom Bunde ab. Die Südstaaten haben immerdar eine demokratische Verwaltung, auch wenn in Washington die republikanische Gegenpartei ganz allmächtig ist. Und in den republikanischen Nordstaaten halten sich viele Städte demokratisch; namentlich ist die Stadt Newyork fast immer demokratisch. Unsre deutschen Landsleute pflegen bei der Präsidentenwahl republikanisch zu stimmen; sie sollen es auch noch diesesmal getan haben, obgleich sich Karl Schurz alle erdenkliche Mühe gegeben hat, sie für Parker zu gewinnen. In der Schlacht um die Mayorswahl in Groß-Newyork aber haben die Deutschen den Ausschlag zugunsten des Demokraten gegeben, weil die Republikaner unsinnige Gesetze über die Schließung aller Wirtschaften am Sonntag gemacht hatten. In der Präsidentenwahl ist bei einer solchen Spaltung einem geeinigten Gegner gegenüber jedoch von vornherein alles verloren. Wenn die Demokraten in zwei Flügel mit besondern Präsidentschaftskandidaten auseinandergehn, so ist der Sieg der Republikaner im voraus entschieden, denn es gibt in den Vereinigten Staaten keine Stichwahlen, die relative Mehrheit entscheidet endgiltig.

Eben deshalb nennen wir diese Wahl ein historisches Ereignis, weil sie die Herrschaft der republikanischen Partei auf lange sichert. Die Vereinigten Staaten stehn auf absehbare Zeit unter dem Zeichen des Imperialismus, des Hochschutzzolls

Digitized by Google

und der Goldwährung. Damit hat Europa zu rechnen. Ob der Imperialismus alsbald neue Vorstöße machen wird, kann natürlich kein Mensch wissen. Brennende Streitfragen gibt es im Augenblick nicht. Am ersten kann die Frage der Einverleibung Kubas auftauchen. Die allgemeine Erwartung ist von vornherein dahin gegangen, daß die Selbständigkeit der jungen Republik nur ein kurzer Übergang sein würde. Aber sie hat wenigstens ein so hohes Maß von Pessimismus nicht gerechtfertigt. Sie hat sich einigermaßen solide konstituiert und mit den Vereinigten Staaten einen für sie sehr vorteilhaften Handelsvertrag auf Gegenseitigkeit geschlossen. Solange Ruhe im Lande bleibt und das Eigentum heilig gehalten wird, dürfte die Unabhängigkeit einigermaßen sicher sein. Kommt es aber zu revolutionären Bewegungen, so werden die Vereinigten Staaten kurzen Prozeß machen und die Insel annektieren. Im westlichen Kanada gibt es ebenfalls eine gewisse Aussicht auf Verschmelzung mit der großen Republik, doch ist auch diese noch nicht in großer Nähe. Es ist also eine baldige Aktion des Imperialismus noch nicht absehbar. Dagegen ist es so gut wie gewiß, daß die Vereinigten Staaten zu einer bedeutenden Vermehrung ihrer Flotte schreiten werden, wahrscheinlich auch zu einer starken Erhöhung der Staatshilfe für die Handelsflotte, wonach die nordöstlichen Staaten schon lange rufen, und die auch Präsident Roosevelt sofort nach seiner Wahl wieder berührt hat.

Auf dem Gebiete des Zollwesens ist der Stillstand wahrscheinlich. Die nordamerikanischen Zölle sind so hoch, daß sie füglich nicht höher getrieben werden können; das verlangt auch niemand. Auf eine Herabsetzung darf man aber nicht rechnen. Ob die Vereinigten Staaten jetzt geneigt sein werden, auf Handelsverträge mit europäischen Staaten einzugehn, muß man abwarten. Bisher haben sie das niemals gewollt. Der amerikanische Hochschutzzoll schien eine Zeit lang durch den weitverbreiteten volkstümlichen Haß gegen die Trusts erschüttert zu werden. Durch ihn halten sich die Trusts das Einzige vom Leibe, was die meisten von ihnen — nicht alle, denn z. B. der Petroleum- und der Fleischtrust werden ganz und gar nicht davon bedroht — wirklich fürchten: die ausländische Konkurrenz zu billigen Preisen. Sowohl Mac Kinley kurz vor seinem Tode wie auch namentlich Roosevelt kurz nach seinem Regierungsantritt haben den Gedanken ausgesprochen, daß ein großer Teil der amerikanischen Industrie die hohen Schutzzölle nicht mehr nötig habe. Sie haben wohl beabsichtigt, die den Trusts so feindliche Stimmung für ihre Pläne auszunutzen. Aber die Magnaten der kapitalistischen Riesenbildungen setzten sich sofort zur Wehr; sie machten Miene, ihre Beiträge für die Parteikassen zu kündigen und einen eignen Präsidentschaftskandidaten aufzustellen, wenn man nicht von einer Reform des Zollwesens ablasse. Und Roosevelt gab klein bei, er erklärte, niemals an eine Zollrevision gedacht zu haben; der Schutzzoll müsse immer die Grundlage der amerikanischen Wirtschaft bleiben.

Wie auf die Bekämpfung des Imperialismus, so hatten die Demokraten starke Hoffnungen auf die allgemeine Unpopularität der Trusts gesetzt. In den weitesten Kreisen der Konkurrenten empfand man es schwer, daß die Riesenbildungen alle kleinern Geschäfte erdrückten. „Der Siegesweg der Trusts ist gepflastert mit den Leichen ihrer schwächern Konkurrenten," so lautete das feindliche Schlagwort. Den Konsumenten sind die Trusts einfach Privatmonopole, die an Preisen nehmen können, was sie wollen, da sie die heimische Konkurrenz vernichtet haben und die fremde fernhalten. Die Arbeiter endlich fühlten sich ganz und gar in der Gewalt dieser Gesellschaften, ebenfalls aus demselben Grunde, nämlich keinen andern Arbeitgeber als das Privatmonopol aufsuchen zu können, an dessen Bedingungen also gebunden zu sein. Beide Parteien deklamierten gegen die Trusts. Roosevelt sprach von Staatsaufsicht. Mit ihr hätten sich die Angegriffnen sehr wohl einverstanden erklärt, da sie in Amerika nichts zu sagen hat. Die Demokraten wollten die Zollreform — die fürchteten die Trusts, deshalb taten sie hernach doch alles für Roosevelt. Die Demokraten behaupten, ihre Gegner hätten eine Parteikasse von fünf Millionen

Digitized by Google

Dollar (21 Millionen Mark) gehabt, die in der Hauptsache von den Trusts herstamme. Sie wollen nunmehr eine Untersuchung über den Ursprung dieser Gelder beantragen. Alles das hat aber nichts genützt. Imperialismus und Hochschutzzoll sind so mächtig gewesen, daß sie die Trustfeindschaft spielend überwunden haben.

Einen Augenblick schien es, als sei doch ein demokratischer Steg in Aussicht. Die amerikanischen Arbeiter haben einen großen nichtsozialdemokratischen aber proletarischen Bund, die American Labor Confederation. Er umfaßt angeblich drei Millionen Wähler, die bisher teils im republikanischen, teils im demokratischen Lager standen. Die Leiter bemühten sich, sie zu einem einheitlichen Votum zu bewegen, und zwar für den Kandidaten, der sich in einer vorzunehmenden Inquisition am günstigsten für die Forderungen der Arbeiter ausspräche. Das wäre unstreitig der demokratische Präsident Parker gewesen.

Wenn nur sechshunderttausend Bundesmitglieder auf Grund einer solchen Wahlparole die republikanischen Reihen verlassen hätten, so wäre der Kampf für Parker entschieden gewesen. Es ist aber nicht dazu gekommen. Die Arbeiter haben keine Miene gemacht, sich einem solchen Kommando zu fügen, jeder ist für sich der Fahne gefolgt, die er für die beste hielt. Es ist gar nicht einmal zu einer Aussprache zwischen der Bundesleitung und den beiden Kandidaten gekommen.

Uns Fremden geziemt es nicht, in dem Kampfe der beiden amerikanischen Kandidaten Partei zu ergreifen. Wohl aber kann man sagen, daß beide diesmal höchst ehrenwerte Männer gewesen sind, deren jeder seinem Amte zur Zierde gereicht haben würde. Parker ist wenig bekannt, Roosevelt steht lange genug vor der Öffentlichkeit, sodaß man von ihm sagen kann, er hat einen hohen ritterlichen Charakter, er hat Bewußtsein vom Werte seiner Persönlichkeit und wird sie nicht um niederer Zwecke willen Unehren aussetzen. Wenn er auch ein Imperialist ist, so bietet doch die Besonnenheit seines Wesens, die Solidität seines Charakters eine Bürgschaft dafür, daß sich das amerikanische Volk nicht in politische Abenteuer stürzen wird, solange er die Zügel der Regierung in der Hand hält. Es wäre zu wünschen, daß der Imperialismus immer unter der Leitung eines so ausgezeichneten Mannes stünde.

Wer ist ein Freidenker? Auch solche Blätter, die, wie die Kölnische Zeitung, über den Verdacht des Klerikalismus erhaben sind, haben den römischen Freidenkerkongreß sehr ungünstig beurteilt, und sogar die Frankfurter Zeitung, die seine Verhandlungen mit Begeisterung und Entzücken begleitete, mußte nachträglich einer Zuschrift Raum geben, die das Entzücken ein wenig dämpfte. Deren Verfasser, Dr. Arthur Pfungst, findet zwar die antiklerikale Wut der spanischen Delegierten und des römischen Straßenpublikums höchst erbaulich, meint aber mit den übrigen deutschen Delegierten, die Romanen, die den Kongreß beherrschten, hätten ihn in falsche Bahnen geleitet. Weltanschauungsfragen zu diskutieren, sei gar nicht möglich gewesen (nach andern Berichten soll es in den Sitzungen ungefähr zugegangen sein wie im österreichischen Abgeordnetenhause in Obstruktionszeiten), und die Politik habe den Verhandlungen den Stempel aufgedrückt; namentlich sozialistische Strömungen hätten sich in den Vordergrund gedrängt, und man habe sich zuweilen (wirklich bloß zuweilen?) des Eindrucks nicht erwehren können, die Sozialisten hätten sich des Kongresses zur Verbreitung der Ansicht bedienen wollen, daß jeder Freidenker Sozialist sein müsse. Andre Blätter haben kürzer und klarer gesagt: Der Kongreß war eine tolle Demonstration für die rote Republik. Das wäre nun weiter nichts besondres. Wenn die radikalsten der Romanen zusammenkommen, versteht es sich doch von selbst, daß sie „wüschtes Zeug schwätze." Einige Beachtung dagegen verdient das Verhalten Haeckels, des einzigen anwesenden Vertreters der offiziellen deutschen Wissenschaft. Er war gekommen, um auf dem Kongreß einen internationalen Monistenbund zu gründen, das heißt also doch wohl, die Freidenker auf sein bekanntes monistisches Kredo zu verpflichten. Was ist denn

Digitized by Google

eigentlich ein Freidenker? Dem Worte und der geschichtlichen Entstehung des Freidenkertums nach ein Mann, der sich seine wissenschaftlichen, religiösen und politischen Überzeugungen nicht von Autoritäten aufnötigen läßt, sondern sie durch eignes unabhängiges Denken schafft. Darin liegt nicht die Forderung, daß man alles verwerfen müsse, was die Autoritäten lehren, denn da die Schöpfer der in verschiednen Zeiten zur Herrschaft gelangten Meinungen nicht alle Dummköpfe gewesen sind, meist sogar das Gegenteil, so kann man von vornherein erwarten, daß unter den hergebrachten Meinungen auch manche richtige sein werden; der freidenkerische Grundsatz fordert bloß, daß keine Meinung ungeprüft angenommen werde, und daß man bestrebt sei, den vorhandnen Wissensschatz durch eigne Forschung zu vermehren. Wenn nun aber Haeckel seine Meinung zum Kredo des Freidenkertums machen will, so setzt er an die Stelle der von ihm abgeschafften Autoritäten eine neue, nämlich seine eigne, und die Freidenker haben wieder einen Papst, dessen einziger Vorzug vor dem römischen Papste seine Machtlosigkeit ist. Oder sollte Haeckel wirklich so naiv sein, zu glauben, jeder frei und selbständig Forschende müsse notwendigerweise beim Hylozoismus ankommen? So hat er nämlich seinen Monismus einmal ganz richtig genannt. Der das schreibt, ist auf dem Wege ganz freier Forschung auch bei einem Monismus angelangt, aber bei dem von Leibniz und Lotze, der vom Haeckelschen so himmelweit verschieden ist wie der kirchliche Dualismus. Andre werden durch freie Forschung Pessimisten oder Sozialisten, die Haeckel beide haßt, und mancher kommt auch heute noch auf dem Wege selbständigen Nachdenkens zu der Überzeugung, der lutherische oder der katholische Kirchenglaube sei das wahrste und beste.

Auch die Freidenkerkongresse bestätigen nur die alte Erfahrung, daß alle Parteien, Bünde und Klubs, die das Wörtlein frei auf ihre Fahne schreiben, nur eine neue Art absoluter Herrschaft wollen. Im Mittelalter wurden die Menschen, die eine von der herrschenden abweichende Meinung verkündigten, lebendig verbrannt, im Reformationszeitalter teils verbrannt, teils (in England) mit aufgeschlitztem Bauche gehängt, nach der „Befreiung“ durch die Jakobiner geköpft, was ja immerhin schon ein Fortschritt war. Seitdem sind wir noch weiter fortgeschritten, denn der moderne Europäer ist zartnervig und kein Freund von schmerzhaften Operationen, aber Schippels mit abweichenden Meinungen duldet keine Partei in ihrem Herrschaftsbereich, soweit es ihr gelingt, sie durch unblutige Maßregeln zu unterdrücken. Es stünde auch heute noch schlimm um die Rede- und Preßfreiheit (Gedanken sind zu allen Zeiten zollfrei), wenn wir uns nicht einer großen Menge von Parteien erfreuten, deren jede ihren eignen Parteiglauben hat, von denen aber keine stark genug ist, die übrigen zu unterdrücken. Dieser Zustand macht denn auch den wirklich Freien das Dasein möglich, die, keiner Partei sich anschließend, zwischen ihnen unbemerkt hindurchschlüpfen.

Goethe und der Materialismus. Unter diesem Titel veröffentlicht Max Seiling (Leipzig, Oswald Mutze, 1904) eine Studie, zu der ihn der Umstand veranlaßt hat, daß Haeckel und andre Materialisten der darwinischen Schule Goethe als einen der ihrigen feiern. Dazu hätten sie auch nicht den Schein eines Rechts, und der illoyale Kunstgriff dieser Herren richte großen Schaden an, weil die Autorität Goethes viele Unwissende und Halbwissende verführe. Haeckel wolle allerdings seinen Monismus nicht Materialismus genannt wissen, aber dieser Monismus trage alle Merkmale des landläufigen Materialismus an sich, nämlich: „die Ahnungslosigkeit in Sachen des erkenntnistheoretischen Problems; die Anmaßung, das Psychische aus dem Physischen erklären zu wollen; den Mangel aller Teleologie und den ausschließlichen Mechanismus im Weltprozeß; den tollen Widerspruch zwischen den »ewigen, ehernen« Naturgesetzen und dem blinden Zufall; die Aufhebung der Selbstherrlichkeit des Individuums, dessen Bedeutungslosigkeit der des winzigsten Bazillus gleichkomme, da es, wie dieser, nur ein zufälliges und sinnloses Aggregat von

Digitized by Google

Chemikalien sei; den frechen Unsinn, wie Schopenhauer es nennt, der Leugnung andrer als chemisch-physikalischer Kräfte; die endgiltige Vernichtung des Menschenwesens durch den Tod; die Unfreiheit des Willens ohne ein ergänzendes, transzendentes Reich der Freiheit; die Unmöglichkeit der Moralbegründung und die Leugnung einer sittlichen Weltordnung." Man höre zwar seit einiger Zeit behaupten, daß der Materialismus überwunden sei, aber diese Selbstbesinnung spiele sich in den wenig besuchten Hochregionen der Wissenschaft ab, „während man in der Niederung, wo das Gros der Aufgeklärten wohnt, zumeist noch daran festhält, daß die Welträtsel nur mit Hilfe von Mikroskop, Retorte, Affenstammbäumen und ähnlichem Gerät der »exakten« Naturwissenschaft gelöst werden können. Wäre es anders, dann hätte »Kraft und Stoff« nicht unlängst die zwanzigste Auflage erlebt, wären vom »Welträtsel«-Buche nicht binnen wenigen Wochen zehntausend Exemplare und von der Volksausgabe fünfmal so viel abgesetzt worden, und hätte Professor Ladenburg nicht den Beifallsturm der Kasseler Naturforscherversammlung entfesselt, als er die Dogmen des Materialismus wiederkäute. Von einem Schwinden der materialistischen Denkweise bei den Massen kann man erst recht nichts bemerken [ist sie doch die offizielle Religion der Sozialdemokratie]. Ja, unsre ganze Kultur ist vom Materialismus so zerfressen, daß sogar die Rechtspflege nicht unberührt davon geblieben ist, die Verletzung des Vermögens wird nämlich viel strenger bestraft als die aller übrigen, namentlich der idealen Rechtsgüter."

So ists: und darum begrüßen wir mit Freuden dieses antimaterialistische Goethebrevier, das durch Hunderte von Aussprüchen nachweist, daß die Materialisten auf diesen einen der drei größten Deutschen neuerer Zeit so wenig Anspruch haben wie auf die beiden andern, ja daß er unzweifelhaft auf dem entgegengesetzten Pole des Fühlens und Denkens steht. Als Motto ist dem Büchlein Goethes Wort vorgesetzt: „Werde ja nicht mild im Urteile! Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tages aufdringen darf, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein." Leider hat der Verfasser, der mit Du Prel befreundet gewesen und Gesinnungsgenosse von ihm zu sein scheint, die Wirkung seiner Schrift dadurch ein wenig beeinträchtigt, daß er dem Mystischen in und bei Goethe, anstatt es nur zu streifen, einen sehr breiten Raum gewidmet hat. Für die Kenner Goethes unterliegt es ja gar keinem Zweifel, daß er dieses Gebiet geliebt hat und das gewesen ist, was die Nicolai des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts gleich denen des achtzehnten Aberglauben nennen. Aber der Okkultismus, wie die Mystik heute heißt, ist doch wirklich eine so bedenkliche und gefährliche Sache, daß man mit ihrer Hervorhebung an Goethe diesem ein zweifelhaftes Lob spendet. Die Materialisten werden, falls sie es nicht vorziehn, Seilings Buch zu ignorieren, bei ihren Jüngern leicht Glauben finden, wenn sie sagen: Da diese Verirrung doch gewiß nur der Dichterphantasie Goethes entsprungen ist, so hat man von seinem gelegentlichen Lobe der Religion und von seinen spiritualistischen Äußerungen dasselbe zu halten. Daß das nicht zutrifft, daß das Religiöse der Kern von Goethes Wesen ist, werden alle unbefangnen Leser des Büchleins einsehen, und die Gymnasiallehrer, die doch ihren Schülern ein richtiges Bild von dem größten aller deutschen Dichter und Denker entwerfen wollen, werden es hoffentlich benutzen.

Etwas vom Vaterunser. Meine theologischen Freunde werden nicht immer mit mir zufrieden sein, und das Muster eines guten Christen bin ich nicht. Aber in die Kirche gehe ich doch ab und zu. Der Segenswunsch, mit dem uns der Geistliche entläßt, bewährt sich da immer wieder: es wird stiller und ruhiger in einem, und man wundert sich, wie man sich über so manche Dinge hat aufregen können. Uns Protestanten ist die Predigt der Mittelpunkt des Gottesdienstes, ich finde, manchmal zu sehr, es gibt noch andre Dinge, die erheben, und ich bin in rein liturgischen Gottesdiensten gewesen, bei denen die Gemeinde augenscheinlich tief ergriffen war. Nicht alle Geistlichen sind fesselnde Redner, sie können übrigens deswegen sehr wacker in ihrer Ge-

Digitized by Google

meinde wirken, und man hört doch auf sie, weil man sich sagt: Sie meinens gut. Mitunter freilich meinen sies zu gut, und wenn die erste halbe Stunde vorbei ist, ertappt man sich wohl dabei, wie einem die Gedanken abschweifen, und die steife Kirchenbank wird einem immer unbequemer. Wenn endlich das erlösende Amen erschallt, folgt noch das vorgeschriebne Kirchengebet. Es ist sicherlich schön und zweckentsprechend abgefaßt, aber auch das hohe Konsistorium wird zugeben, so ganz nach der Vorschrift des Meisters ist es nicht, der uns lehrt, beim Beten nicht viele Worte zu machen. Wenn es aber zum Schlusse heißt: Was wir sonst noch auf dem Herzen haben, das fassen wir zusammen im Gebet unsers Herrn, da merkt man an der Haltung der ganzen Gemeinde, mag auch das Herkommen eine Rolle dabei spielen, daß jetzt etwas andres kommt, und daß alle Herzen dabei sind.

Je älter man wird, um so öfter hat man den traurigen Gang mitgemacht, einen lieben Menschen zur letzten Ruhe zu geleiten. Schwer ist uns der Gang manchmal geworden, auch wenn sichs nicht um die handelte, die uns unersetzlich sind. Es reißt uns schon herum, das Leid der Angehörigen mit anzusehen. Wohl sucht der Geistliche nach Kräften zu trösten, aber die Hand, die Balsam auflegen will, öffnet manchmal die Wunde noch mehr. Auf einmal verstummt das herzbrechende Schluchzen der gramgebeugten alten Mutter, aus dem immer die Frage herausklang: Warum nicht ich? Kein krampfhaftes Zucken erschüttert mehr die verhärmte Witwe: wir beten das Vaterunser. Und mit den geweihten Worten senkt es sich wie Friede und Ergebung auf die Schwergeprüften herab.

So erinnert uns, meine ich, das Vaterunser an Augenblicke unsers Innenlebens, von denen wir selten sprechen, und auch nicht mit jedem, nur mit einem Freunde, den wir ganz erkannt haben, in stiller Stunde, wenn uns das Herz einmal aufgeht.

Dieser Tage war ich mit einer jungen Freundin zusammen. Die aufgeweckte Kleine berichtet mir immer von ihren Fortschritten in der Schule. Diesesmal schaute sie besonders stolz zu mir auf: Wir haben das Vaterunser auf Französisch gelernt; soll ich dirs mal aufsagen?

Ich hab mirs nicht aufsagen lassen. Es war mir gegen das Gefühl. Es gibt wohl kaum eine wichtige Bibelstelle, worüber sich die Eifrer der verschiednen Konfessionen nicht in den Haaren lägen. Das Vaterunser tasten sie weniger an, und wenn sies doch tun, so merken wenigstens wir Laien nichts davon. Daß die Worte, an denen sich alle Christen ohne Unterschied von jeher aufgerichtet haben und immer wieder aufrichten werden, auf ihre französische Lautgestalt hin zerpflückt und als Sprachübung heruntergeleiert werden, dazu wurde uns meines Erachtens das Vaterunser nicht gegeben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 47

Ausgegeben am 24. November 1904

Inhalt:

	Seite
Die Wendung in der Kanalfrage	415
Werden die Sozialdemokraten marschieren? Von Karl v. Bruchhausen (Schluß)	419
Napoleon der Erste in Dresden 1807. Von Karl Credner (Schluß)	432
Das alten Büchern. Von B. Wilcke	439
Smyrna. Ein Reiseziel auf der Orientfahrt	445
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling (4—15)	456
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — [illegible] — Dornens Religionsphilosophie	465

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Echt Stonsdorfer Bitter

Auf allen größeren Ausstellungen mit goldenen Medaillen ausgezeichnet.
Alle von anderer Seite unter gleichem oder ähnlichem Namen in den Handel gebrachten Fabrikate sind nur ganz minderwertige Nachahmungen, mit denen das kaufende Publikum arg getäuscht wird.

Der **ECHTE** Stonsdorfer ist der **BESTE** aller Bitterliköre. Verlangen Sie daher nur

echt Stonsdorfer Bitter von W. Koerner & Co.

Unser Rezept beruht auf einem streng gewahrten Familiengeheimnis.

W. KOERNER & Co., Cunnersdorf, früher in Stonsdorf (Kr. Hirschberg i. Schles.)
Alleinige Fabrik des echt Stonsdorfer Bitter laut Reichsgerichts-Entscheidung vom 6. Oktober 1899 u. 27. November 1906.

Seidenhaus Freund & Kuttner

Breslau I, Schweidnitzerstrasse 9, Eckhaus Carlstrasse.

Spezialität: **Seidenwaren und Wollstoffe.**

Nur erstklassige Fabrikate. • Steter Eingang vornehmer Neuheiten.
Muster umgehend franko. Telephon 4958.

Der Erfinder denkt und lenkt

..... das Institut für Maschinen von ..... H. Bichteler, Glashütte i. Sa.
und verwirklicht seine Gedanken.
Gebiete: Allgem. Maschinenbau, Elektrotechnik, Feinmechanik. ◇ Prospekt u. Kostenanschläge frei.

Krankenfahrstühle, Krankenstühle, Tragstühle, Bettfische, verstellb. Kopfkeilkissen, Zimmer-Closets, Douche-Apparate f. kalte u. warme Bäder.

Aug. Spangenberg
Berlin SO.
Brander-Strasse 31.

Hugo Koch's Neu.

Autographische Steindruckpresse,

[illegible]

Hugo Koch, Maschinen-Fabrik **Leipzig-Connewitz.**

[illegible]

Musikwerke jeder Art

[illegible]

unter bequemsten Zahlungsbedingungen

[illegible]

Bial & Freund

Breslau II. Wien [illegible]

Wiesbaden Hotel Nassau (Nassau)

Digitized by Google

Die Wendung in der Kanalfrage

Das preußischen Kanaldramas dritter Akt ist in vollem Zuge. Nach dem unglücklichen Ausgange seiner beiden Vorgänger eröffnet er die Aussicht auf einen befriedigenden Abschluß. Noch ist bestimmtes darüber nicht zu sagen; die starke Mehrheit, mit der der Rhein-Leinekanal in der Kommission des Abgeordnetenhauses angenommen wurde, ist nicht maßgebend für das Plenum, ganz abgesehen davon, daß auch das Herrenhaus noch seinen eignen Kopf hat. Aber schon die bloße Tatsache, daß eine so arg verfahrne Angelegenheit in so aussichtsreicher Weise aus dem Sumpfe wieder emporgehoben ist, erfüllt mit Genugtuung. Es frommt heute nicht, über Schuld und Unschuld an den frühern Mißerfolgen zu streiten; man kann nur sagen, daß damals auf allen Seiten mehr oder weniger schwer gesündigt worden ist. Ein großer und gesunder volkswirtschaftlicher Plan drohte unmöglich zu werden, weil er zum Zankapfel der politischen Parteien, von denen jede bei ihrer Stellung zu ihm ihre eigensüchtigen Zwecke verfolgte, geworden war. Jahrelanger behutsamer Arbeit bedurfte es, all den Schlick und Schmutz, der sich so um das Kanalschiff zusammengezogen und es festgebannt hatte, zu beseitigen. Jetzt hat man die Empfindung, daß das Schiff wieder oder vielmehr zum erstenmal recht eigentlich flott ist und bei günstigem Winde dem Hafen zusteuert.

Aber freilich, das Aussehen des Schiffes hat sich in diesen drei Jahren sehr verändert. Der große Gedanke, der dem ursprünglichen Plane zugrunde lag, unsre parallellaufenden Strömen durch eine sie in der Mitte quer durchschneidende Wasserstraße vom Rhein bis zur Weichsel untereinander zu verbinden, ist verschwunden. Die neue Regierungsvorlage enthält ein westliches und ein östliches Wasserstraßennetz, von einer Verbindung zwischen beiden ist keine Rede, vielleicht liegt das Charakteristische gerade in dem Wegfall des im eigentlichsten Sinne als Mittellandkanal bezeichneten Stückes zwischen Hannover und Magdeburg. Das ist in den Augen aller, die in einem mehr und mehr das ganze Staatsgebiet überziehenden Kanalnetze Bedingung und Bürgschaft eines ungeahnten volkswirtschaftlichen Aufschwungs sehen, eine überaus beklagenswerte Verstümmlung des anfänglichen Planes, und es ist begreiflich, daß sie sowohl die, die das Opfer gebracht haben, wie die, denen es gebracht

Digitized by Google

worden ist, mit ihrem Tadel überhäufen. In dieser Beziehung ist es jedoch ungerecht, immer nur über den „Triumph der Agrarier“ zu lamentieren. Gewiß, die Vertreter der östlichen landwirtschaftlichen Interessen haben die Opposition gegen den Rhein-Elbekanal am lautesten und unerbittlichsten geführt; aber viel weniger der Landwirtschaft als der oberschlesischen Kohlen- und Eisenindustrie kommt der Verzicht auf den eigentlichen Mittellandkanal zugute. Diese Industrie befürchtete von einer durchgehenden Wasserverbindung Westfalen-Berlin eine vernichtende Konkurrenz der westlichen Industrie in der Reichshauptstadt. Davor bleibt sie nunmehr bewahrt. Dagegen ist der Vorteil, der der östlichen Landwirtschaft aus dem Wegfall der Kanalstrecke Hannover-Magdeburg erwächst, zum mindesten geringfügig, wenn nicht geradezu fraglich. Man bekämpfte den Rhein-Elbekanal als neues Einfallstor für ausländisches Getreide. Für das Gebiet östlich von der Elbe konnte eine sich durch den Mittellandkanal ergebende verstärkte Konkurrenz des ausländischen Getreides nicht in Frage kommen, denn hier sind die Einfallstore Hamburg und Stettin; von dem Gebiete westlich von der Elbe aber spielt der zwischen Magdeburg und Hannover liegende Teil im Vergleich zu dem übrigen für die Aufnahme des östlichen Getreides eine untergeordnete Rolle, der Hauptmarkt liegt durchaus im Bereiche des Rhein-Leinekanals der neuen Vorlage, und die östliche Landwirtschaft verliert obendrein für ihre Produkte die Frachtverbilligung, die ihr der Kanal Elbe-Leine gewährt haben würde. Deshalb ist es begreiflich, daß die Konservativen, die sich ausschließlich auf den Standpunkt der östlichen Landwirtschaft stellen, nach wie vor dem Kanal Dortmund-Hannover, zum mindesten aber der Strecke Minden-Hannover abgeneigt sind. Jedenfalls kann also nicht behauptet werden, daß der Verzicht auf Hannover-Magdeburg nur ein Zugeständnis an den „agrarischen Terrorismus“ sei.

Der Regierung kann der Verzicht um so weniger leicht gewesen sein, als sie in der letzten Phase der Verteidigung ihrer zweiten, im Frühjahr 1901 dann preisgegebnen Vorlage ein besondres Gewicht auf den strategischen Wert einer durchgehenden Wasserstraße vom Osten nach dem Westen gelegt hatte. Wenn man davon heute kein Wort mehr hört, so kann das unmöglich als ein Wechsel der Anschauungen gedeutet werden, denn dazu waren die damals vorgebrachten Gründe zu einleuchtend und selbstverständlich. Wesentlich erleichtert worden mag aber der Regierung der Entschluß zu dem Opfer durch die Erwägung sein, daß der Hauptteil des durch die Konkurrenz des Mittellandkanals zu gewärtigenden Ausfalls an Eisenbahneinnahmen auf die Gegend zwischen Leine und Elbe gefallen sein würde.

Wie dem aber auch sei, die Ausschaltung der Strecke Hannover-Magdeburg ist eine unabänderliche Tatsache, so sehr, daß in der Kommission des Abgeordnetenhauses nicht einmal der Versuch zu ihrer Wiederherstellung gemacht worden ist. Das ändert aber nichts an der großen prinzipiellen Tragweite der Entscheidung, die nunmehr durch den Kommissionsbeschluß angebahnt worden ist. Bisher stand die Streitfrage immer noch so: Sollen wir der allseitig anerkannten Notwendigkeit einer umfassenden Vervollständigung unsrer Verkehrsmittel durch einen entsprechenden Ausbau unsers Eisenbahnnetzes oder durch die Anlage künstlicher

Digitized by Google

Wasserstraßen gerecht werden? Einer zahlreichen Gruppe von Theoretikern galten die Wasserstraßen bei der gewaltigen Entwicklung des Eisenbahnwesens als veraltet, zum mindesten als durchaus rückständig. Weder das Beispiel andrer hochkultivierter Länder, noch der erstaunliche Aufschwung der Schiffahrt auf unsern Strömen, insbesondre auf dem Rhein, bei dem nebenhergehenden Anwachsen des konkurrierenden Eisenbahnverkehrs vermochte sie zu überzeugen. Sie blieben dabei, daß die Anlage besondrer Schleppbahnen für die Güterbeförderung das gesteigerte Bedürfnis weit rationeller befriedigen werde, als dies der obendrein den intensivsten und unberechenbarsten Störungen durch die Witterungsverhältnisse ausgesetzte Wassertransport jemals imstande sein werde. Die Gegenseite bestritt nicht die Vorzüge der Eisenbahnen, nur behauptete sie, daß sich ihrer weitern Ausgestaltung in industriell hoch entwickelten Gegenden in absehbarer Zeit eine unübersteigliche Grenze entgegensetzen werde; deshalb sei es geboten, sich des Auskunftsmittels der Anlegung künstlicher Wasserstraßen, wo die Verhältnisse dazu angetan seien, beizeiten zu bedienen. Jetzt steht dieser Streit auf dem Punkte, zugunsten des Kanalbaues entschieden zu werden. Selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß man fortan den Ausbau des Eisenbahnnetzes vernachlässigen müßte; im Gegenteil, schon die ausgleichende Gerechtigkeit verlangt, daß Gegenden, denen durch ihre Lage die Benutzung natürlicher oder künstlicher Wasserstraßen versagt ist, in fortgesetzt wachsendem Maße dem Eisenbahnverkehr erschlossen werden. Aber der Bann ist gebrochen: in Zukunft wird auch in Deutschland der bisher so arg zurückgebliebene Kanalbau den Platz einnehmen, der ihm in dem Wirtschaftsgetriebe eines großen Kulturvolkes gebührt. Diese prinzipielle Errungenschaft mag die aufrichtigen Kanalfreunde über die Lücke trösten, die durch den Wegfall der Strecke Hannover-Magdeburg vorläufig in dem großen Plane entsteht. Erweisen sich die Wirkungen des Kanalwesens als so segensreich, wie die Kanalfreunde überzeugt sind, so werden sich die Konsequenzen mit Naturnotwendigkeit durchsetzen, und die Fortführung des Rhein-Leinekanals bis zur Elbe wird nur eine Frage der Zeit sein.

Die sogenannte Verstümmelung ist jedoch nicht die einzige große Veränderung in dem Kanalprojekt geblieben, eine zweite, in gewissem Sinne noch wesentlichere hat die Kommission des Abgeordnetenhauses durch die Vorschrift des staatlichen Schleppmonopols hinzugefügt. Eine rein sachliche Beurteilung dieser Einrichtung vermag sich erst allmählich zur Geltung zu bringen. Der betreffende Antrag des Referenten der Kommission kam so überraschend, daß bei der übergroßen Empfindlichkeit, die die Presse nun einmal für jede Wendung in der Kanalfrage hat, die leidenschaftlichsten Übertreibungen seiner Bedeutung nicht wundernehmen konnten.

Die „unentwegtesten" Verfechter des Mittellandkanals jammerten, daß nunmehr das ohnehin verstümmelte Unternehmen vollends wertlos gemacht werde, und die erbittertsten Kanalgegner begrüßten in dem Antrage den Anfang der Verstaatlichung des gesamten Binnenschiffahrtsbetriebes, um welchen Preis sie sich auch mit dem Mittellandkanale zu versöhnen nicht abgeneigt sein würden. Ganz unverständlich waren jedenfalls die Stimmen, die die Einführung des staatlichen Schleppmonopols als eine an Verrat grenzende Enttäuschung darstellen wollten.

Digitized by Google

Nirgends war bisher auch nur angedeutet worden, daß auf dem aus Staatsmitteln gebauten Kanale der Transportbetrieb vollauf dem freien Wettbewerb von Privatunternehmern anheimgegeben sein würde. Wenn, wie sich das nun herausstellte, dies an vielen Stellen als selbstverständlich betrachtet worden ist, und man offenbar auch schon recht konkrete Spekulationen darauf aufgebaut hat, so hat man sich dabei eben in einem selbstverschuldeten Irrtum befunden. An und für sich wäre ja noch lange Zeit gewesen, sich über die beste Art des Kanalbetriebs schlüssig zu werden; aus sachlichen Gründen war eine Vorschrift darüber in dem jetzt zur Beratung stehenden Gesetze, das nur für den Bau des Kanals zu sorgen hat, nicht eilig, sie hätte, da die Bauzeit bis 1912 dauern soll, recht wohl bis zu einem erst nach Jahren zu erlassenden weitern Gesetze verschoben werden können. Der Regierung selbst ist es allem Anscheine nach wenig angenehm gewesen, schon jetzt zu dieser Frage Stellung nehmen zu müssen. Sich mit einem neuen Riesenbetriebe, für den die praktischen Formen erst noch gefunden werden sollen, belasten zu lassen, ist für sie immerhin eine Sache von außerordentlicher Verantwortlichkeit. Schon heute geht die Bürde des Bauten-ministeriums über die Kräfte eines einzelnen Ressorts hinaus. Wie soll es werden, wenn zu dem ungeheuern Apparat der Eisenbahnverwaltung noch eine Kanalverwaltung mit abermals einem Heere von Beamten und Arbeitern hinzutritt? Früher ist viel von Übertragung der Wasserbauverwaltung an das Landwirtschaftsministerium die Rede gewesen. Dieser Gedanke scheidet, sobald eine so enge Verbindung zwischen der Eisenbahnverwaltung und der Kanalverwaltung, wie es jetzt geschieht, geplant wird, selbstverständlich aus der Erwägung aus. Aber es zeigt sich auch kein andrer Weg, das Bautenministerium zu entlasten, Eisenbahnverwaltung und Kanalverwaltung müssen in derselben Hand liegen. Unter diesen Umständen läßt sich denken, wie unwillkommen der Regierung die Zwangslage gewesen ist, schon jetzt in dieser schweren Frage eine Entscheidung treffen zu müssen. Sie hat sich darein gefügt, weil sie auf diese Weise den parlamentarischen Widerstand gegen ihre Vorlage wirksam zu entwaffnen hoffen durfte.

Warum die Vorschrift des staatlichen Schleppmonopols diese Wirkung herbeizuführen vermag, erklärt sich leicht. Der einleuchtendste Einwand der Opposition gegen den Rhein-Elbekanal war immer der einer kolossalen Schädigung der Eisenbahneinnahmen und damit der Staatsfinanzen überhaupt. Von hier aus angesehen, hieß es, würde sogar der ausschließlich aus Privatmitteln auszuführende Bau einer solchen Wasserstraße nicht erlaubt werden dürfen. Daß aber gar der Staat mit seinem Gelde diesen Kanal bauen solle, um sich mit eigner Hand die schlimmste Konkurrenz zu schaffen, sei eine unerhörte Zumutung. Durch die Einführung des Schleppmonopols wird dieser Argumentation die Spitze abgebrochen. Der Staat wird es in der Hand haben, die Frachtsätze dermaßen zu beeinflussen, daß ein übergroßes Mißverhältnis zwischen ihnen und den Eisenbahntarifen verhütet, und daß der Ausfall in den Eisenbahneinnahmen durch den Ertrag der Schleppgebühren nach Möglichkeit ausgeglichen wird.

Statt eines schädlichen Konkurrenten wird der Kanal der rettende Assistent

Digitized by Google

der Eisenbahnen sein, der sie von ihrer Überbürdung befreit und ihnen die Anlage neuer Schienenwege erspart. Der Staat wird in der Lage sein, Eisenbahnen und Kanal wie einen einzigen, in seinen verschiednen Teilen ineinandergreifenden Organismus zu verwalten und so auch das finanziell günstigste Resultat zu erreichen. Durch die Verfügung über die Gestaltung der Schleppgebühren ist der Staat ferner in der Lage, die von agrarischen Kreisen befürchtete Paralysierung des landwirtschaftlichen Zollschutzes durch allzu niedrige Kanalfrachtsätze zu verhindern. Auch nach dieser Seite hin entkräftet also die Aufnahme des Schleppmonopols einen der gewichtigsten Gründe der Kanalgegner.

Muß nach alledem die Vorschrift des Schleppmonopols als ein vortreffliches taktisches Mittel anerkannt werden, für die Annahme der Kanalvorlage die Wege zu ebnen, so würde sie trotzdem selbstverständlich nicht zu billigen sein, wenn sie sich nicht durch sich selbst rechtfertigte. Eine vorurteilslose Würdigung des Für und des Wider führt jedoch zu dem Ergebnis, daß daran nicht zu zweifeln ist. Dabei braucht nicht verkannt zu werden, daß man an irgendwelches neue Staatsmonopol nur mit der äußersten Vorsicht herangehn soll. Sind wir auch von der abergläubischen Furcht vor Staatsmonopolen überhaupt längst befreit, so kann doch nicht bestritten werden, daß in dieser Beziehung über das Maß, wir wollen nicht sagen des absolut Notwendigen, aber doch des unzweifelhaft Zweckmäßigen nicht hinausgegangen werden darf, wenn nicht die Gesundheit unsrer Volkswirtschaft Schaden nehmen soll. Handelte es sich hier um die Verstaatlichung des gesamten Kanalbetriebs, also um die Monopolisierung nicht nur der mechanischen Zugkraft, sondern auch der Verfrachtung auf eignen Fahrzeugen des Staates, oder handelte es sich gar um eine Fassung des Gesetzes, aus der sich direkt oder indirekt die Verstaatlichung der gesamten Binnenschiffahrt ergäbe, so wäre damit die Grenze des Zulässigen zweifellos weit überschritten. Den letzten Gedanken braucht man aber nur auszusprechen, und man hat zugleich seine Unausführbarkeit dargetan. Weder ist es möglich, unsre blühende und vielgestaltige Binnenschiffahrt durch einen Gewaltstreich zu vernichten, noch sie im Wege der Entschädigung zu expropriieren, um dann die mancherlei Bedürfnisse, denen sie dient, in der Form des Staatsbetriebs vermeintlich besser befriedigen zu können. Ebensowenig kann daran gedacht werden, auf dem Rhein-Leinekanal den gesamten Schiffsbetrieb zu verstaatlichen; denn das hieße den Übergang der Fahrzeuge vom Rhein und von der Weser auf den Kanal ausschließen und dadurch nicht allein berechtigte Interessen willkürlich schädigen, sondern auch den Verkehr, wegen des notwendigen Umladens der Güter, unnötigerweise verlangsamen und verteuern. Erfreulicherweise ist denn auch von den Vertretern der Regierung wiederholt erklärt worden, daß sie sich auf mehr als auf das Schleppmonopol nicht einlassen werde.

Von diesem aber muß gesagt werden, daß es sich durch sich selbst empfiehlt, wenn man nicht ohne weiteres zugeben will, daß es geradezu geboten erscheint. Der vielfach gehörte Hinweis auf das im Reiche schon bestehende Schleppmonopol auf dem Nordostseekanal will wenig sagen; denn dort rechtfertigt es

Digitized by Google

sich schon aus militärischen Gründen, und im übrigen ist dieser Kanal, was den Warenverkehr anlangt, mit dem Rhein-Leinekanal gar nicht zu vergleichen. Gerade wegen des auf diesem zu erwartenden starken Verkehrs aber ist eine einheitliche Organisation der Fortbewegung der Fahrzeuge im Interesse der Schnelligkeit und der Zuverlässigkeit dringend geboten, wenn der Schleppzug durch elektrische Kraft bewirkt wird, sogar absolut unerläßlich. Die Anwendung der elektrischen Kraft soll in dem gegenwärtigen Gesetze noch nicht ausdrücklich vorgeschrieben werden, weil man die Erfahrungen abwarten will, die der Kreis Teltow in dieser Beziehung auf dem von ihm erbauten Kanal in den nächsten Jahren machen wird. Schon jetzt kann man freilich unbedenklich sagen, daß dieser Traktionsart die Zukunft gehört. Aber auch wenn man auf dem Rhein-Leinekanal zunächst die Dampfschleppschiffahrt einführte, würde man die Zentralisation des Schleppbetriebs in einer Hand doch nicht entbehren können. Nun könnte zu diesem Zweck allerdings auch ein Privatunternehmer, eine Gesellschaft, etwa ein Syndikat für elektrische Kraft zugelassen werden; aber warum soll der von dem Schleppbetriebe zu erwartende Gewinn nicht vom Staate eingestrichen werden und so der Gesamtheit zugute kommen? Wohlgemerkt, der Staat verdrängt hier doch nicht den Privatunternehmer von einem Gebiete, das bisher schon vorhanden gewesen wäre, sondern er behält nur eine Erwerbsmöglichkeit für sich, die er eben selbst neu geschaffen hat. Dies zu tun, muß er sich sogar für verpflichtet halten, wenn, wie die Dinge liegen, nur so der Verlust in den Eisenbahneinnahmen einigermaßen ausgeglichen werden kann.

Die abfällige Kritik des Staatsmonopols führt das Schreckgespenst des Fiskalismus ins Feld. Aber wer kann behaupten, daß ein Privatsyndikat die Schleppgebühren niedriger halten würde als der Staat? Gewiß, das Privatunternehmen würde das stärkste Interesse an einer möglichst großen Frequenz haben und seine Gebührensätze danach einrichten müssen. Aber wenn bei dem angeblichen Fiskalismus etwas Erkleckliches herausspringen soll, so würde der Staat doch wohl genau ebenso verfahren müssen, es sei denn, daß man ihn nach der in gewissen Kreisen verbreiteten Theorie vom beschränkten Regierungsverstande zur Anstellung dieser einfachen Rechnung nicht fähig hielte. So hohe Gebührensätze, daß der Kanal veröden müßte, könnten äußerstenfalls in den Wünschen der rabiatesten Kanalgegner liegen. Will aber jemand glauben machen, daß die preußische Regierung so vollständig in den Händen der „††† Agrarier" sei, daß sie sich ihnen zuliebe der flagrantesten Pflichtverletzung schuldig machen könnte?

Im übrigen hat die Kommission die Einrichtung eines Wasserstraßenbeirats beschlossen. Die Schleppgebührensätze im Gesetz festzulegen, oder sie von der Mitwirkung der Volksvertretung abhängig zu machen, geht aus verschiednen Gründen nicht an. Der Beirat wird sich jedoch den genügenden Einfluß verschaffen können, um die Regierung in der konsequenten Befolgung einer wirklich ersprießlichen Kanalpolitik zu bestärken. Und so wird der Unterschied zwischen dem staatlichen Schleppmonopol und dem Privatunternehmen darin bestehn, daß nicht nur vor allem, sondern ausschließlich die Interessen der Allgemeinheit maßgebend und daneben die Benutzer des Kanals durch die staatliche Ver-

Digitized by Google

waltung vermöge deren enger Verknüpfung mit der Eisenbahnverwaltung in einer Vollkommenheit bedient sein werden, wie sie ihnen von einem Privatunternehmen niemals geboten werden kann.

Noch einige mehr untergeordnete Zutaten der Kommission verdienen Erwähnung, so eine Maßregel zur Verhütung ungesunder Bodenspekulation an den Ufern des Kanals, so ferner die Einsetzung von sechs Millionen zu Zwecken der Landeskultur im Zusammenhang mit dem Kanalbau. Daß das Zentrum diesesmal die ehedem so heiß bestrittne Kanalisierung der ganzen Lippe durchzusetzen vermocht hat, mag, wie wir gern annehmen wollen, der überzeugenden Kraft seiner Zweckmäßigkeitsgründe zu verdanken sein. Was endlich der in geheimer Sitzung gefaßte Beschluß über Einführung von Abgaben auf den kanalisierten Flüssen zu bedeuten hat, bedarf noch der Aufklärung. Alles in allem aber kann der Kanalfreund zufrieden sein. Es ist hier nicht der Ort, eine politische Wahrscheinlichkeitsrechnung über das Ende anzustellen. Nur die Zuversicht soll ausgesprochen werden, daß sich die Sache durch ihre eigne Güte durchsetzen wird.

Werden die Sozialdemokraten marschieren?

Eine zeitgemäße Untersuchung von Karl v. Bruchhausen

(Schluß)

5. Deutsche und französische Sozialisten über Elsaß-Lothringen

Die Stellung unsrer Sozialdemokraten zu Frankreich oder — genauer gesagt — zur elsaß-lothringischen Frage (darf ein guter Deutscher das Vorhandensein einer solchen „Frage“ überhaupt zugeben?) bezeichnet besonders ihr undeutsches Fühlen und Denken. Ja man kann behaupten, daß das hartnäckige Fortleben dieser „Frage“ gerade mit auf Rechnung unsrer Sozialdemokratie zu setzen ist: die revanchesüchtigen Franzosen glauben im Falle eines neuen Entscheidungskrieges zwischen Deutschland und Frankreich ueben Rußland noch einen andern sichern Verbündeten zu haben, die deutsche Sozialdemokratie. Diese hat denn auch trotz gelegentlicher gegenteiliger Äußerungen redlich zur Erzeugung dieses Glaubens beitragen. Ja französische Politiker können gar nicht anders, als auf die wenigstens passive Hilfe unsrer Sozialdemokratie bauen.

Was ist der Streitapfel? Elsaß-Lothringen. Nun, Bebel und Liebknecht haben seinerzeit im Parlament gegen die Angliederung dieser Landesteile an das Deutsche Reich gestimmt, und sie haben sich später wiederholt mit dieser unglaublich unpatriotischen und kurzsichtigen Abstimmung geradezu gebrüstet. Am 26. und am 28. September 1892 hielt Liebknecht auf dem sozialistischen Gewerkschaftskongreß zu Marseille, also auf französischem Boden vor einem hauptsächlich französischen Publikum, ein paar hochtrabende Reden, die den Vaterlandsfreund noch heute schamrot machen. Eine Nationalitätenfrage, erklärte er, existiere für die Sozialdemokraten nicht. Die deutschen und die französischen Sozialdemokraten

Digitized by Google

machten zusammen eine einzige Nation aus im Kampfe gegen die Kapitalisten. „Wir sind Brüder und bleiben internationale Revolutionäre ... Die deutschen und die französischen Sozialdemokraten bilden mit den Sozialdemokraten der übrigen Länder eine einzige große Armee."

Weiter führte Liebknecht aus, nur der Sieg der sozialdemokratischen Partei werde die elsaß-lothringische Frage aus der Welt schaffen. Und zwei Tage später: „Für uns Sozialisten gibt es keine Nationalitätenfrage ... wir sind alle ein Volk. Die Arbeiterklasse aller Länder bildet eine einzige große Nation... Zwischen euch Franzosen und uns Deutschen fließt ein breiter Strom vergossenen Menschenblutes: wir sind unschuldig an diesem Blut; die es vergossen haben, waren auch unsre Feinde. ... Wir sind Brüder. Wir haben auch gegen den Bruderkrieg (!) von 1870 protestiert, wie ihr auch (!), und unsre Stellung zum Kriege hat sich seitdem nicht geändert. ... Die Bourgeoisie, die uns zu trennen bemüht ist, erzählt wohl in ihrer Presse, wir seien andre geworden, wir seien nicht mehr die Sozialisten von 1870/71, wir hätten die Revolution abgeschworen, wir seien Chauvinisten geworden. Wir haben aber weder unser Programm noch unsre Taktik geändert. Wir sind, was wir von Anfang an waren, und wir werden bleiben, was wir sind: revolutionär und international."

Und im März 1893 bezeichnete derselbe Liebknecht die Erwerbung Elsaß-Lothringens als ein „Verbrechen"; im Mai 1896 sagte er in einer Londoner Rede: „Wenn in Frankreich die Sozialdemokratie ans Ruder gekommen ist, und wir in Deutschland die Herren geworden sind, dann wird die elsaß-lothringische Frage uns auch nur fünf Minuten lang beschäftigen"; in Lille (1896) rühmte er sich wieder — in einer Art würdeloser, liebedienerischer Verbeugung vor den französischen Genossen —, daß er seinerzeit gegen die Einverleibung Elsaß-Lothringens gestimmt habe.

Wie anders die französischen Sozialisten! In Brüssel (1891) erklärten die zum Kongreß dorthin gesandten Abgeordneten, die französischen Arbeiter stimmten den sozialistischen Forderungen von Herzen zu, aber sie seien auch für Revanche an Deutschland. Diese mannhaft redenden und national fühlenden Leute hielten sich auch mit Ostentation von der Verbrüderungsfeier fern, die der genannte Arbeiterkongreß höchst geschmackvoll auf dem Schlachtfelde von Waterloo veranstaltete. Auf den Gräbern der Tapfern von Waterloo eine Demonstration gegen den Krieg in jeder Gestalt! Denn darauf lief das Ganze, und liefen die platonischen Beschlüsse des Kongresses hinaus.

Bei der Kieler Feier 1895 schürten die über die Entsendung von französischen Schiffen dorthin verdrossenen französischen Sozialisten — sehr zum Ärger des „Vorwärts" — kräftig den Revanchetaumel. Auf dem Sozialistenkongreß in Lille (1896) wiesen die Vertreter der französischen Arbeiter den Schiedsgerichtsgedanken auf Grund des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich weit von sich. „Die elsaß-lothringische Frage, sagte einer ihrer Redner, hat mit der sozialen Frage nichts zu tun. Unsre Forderung auf Rückgabe Elsaß-Lothringens ist der Einspruch gegen eine brutale Tat, gegen die die ganze Menschheit Einspruch erhebt. Eure Theorien von dem weit entfernten Ideal des Schiedsgerichts wirken nur einschläfernd."

Digitized by Google

Ich hätte wohl in Bebels Seele lesen mögen, als im März 1904 der Reichskanzler Bebel auf seine emphatische Erklärung, daß die Sozialdemokraten nicht ein Plätzchen deutscher Erde würden verloren gehn lassen, antwortete. Graf Bülow wies die Sozialdemokraten darauf hin, daß sie in auswärtigen Fragen oft eine unkluge, unpatriotische Haltung einnähmen, anders als ihre ausländischen Genossen. Für die französischen trifft das, wie wir sehen, zu; für die italienischen, soweit sie sich um Enrico Ferri scharen, für die belgischen und die holländischen, und vielleicht noch die einiger andern Nationchen, aber nicht. Dann aber ersuchte der Reichskanzler mit verbindlicher Ironie das Haupt unsrer Sozialdemokraten (mag Bebel es leugnen, er ist es), bei seinen ausländischen Gesinnungsgenossen dahin zu wirken, daß sie nicht an unsern Grenzen rüttelten ... kein Plätzchen deutscher Erde solle ja verloren gehn! Daß die Genossen von einem solchen Appell nichts wissen mögen, geht schon aus ihrer Internationalität hervor.

6. Der internationale Charakter der Sozialdemokratie

Schon im vorigen Abschnitt sind Äußerungen leitender Männer wiedergegeben worden, die den internationalen, vaterlandslosen Charakter der deutschen Sozialdemokratie klar offenbaren. Hier noch etwas Ergänzendes. Von einer Partei, die von den „Vereinigten Staaten von Europa," natürlich unter sozialistischer Führung, träumt, ist kein Interesse für das Vaterland zu erwarten. Oben wurde Bebels Ausspruch von 1893 angeführt, wonach die Sozialdemokratie mit Rücksicht auf die Kulturaufgaben Deutschlands eine Abtrennung deutschen Bodens nicht zulassen könne. Das klingt wunderschön, aber was verstehn denn die roten Herren unter deutschem Boden? Daß sie, zur Herrschaft gelangt, Elsaß-Lothringen alsbald an Frankreich zurückgeben würden, haben sie in allen Gassen ausgeschrien. Im Elsaß sind ihnen denn auch die Stimmen unversöhnlicher, ganz und gar nicht sozialistischer Franzosen zugefallen, die von dem Siege der Sozialdemokraten eine Wandlung erwarten. Und wie stehts an andern Ecken und Enden? Mit den Polen kokettieren sie ganz deutlich, und beim Wahlkampf 1893 scheute sich ein sozialdemokratischer Kandidat nicht, in Flensburg auszusprechen, daß seine Partei für die „volle Selbstbestimmung der Völker" eintrete. Natürlich war es damit lediglich auf den Fang der Stimmen frondierender Dänen abgesehen. „Nationalität" ist den Sozialdemokraten Mummenschanz. „Höher als die Nation, sagte Bebel 1893, steht doch entschieden die Menschheit!" Und Liebknecht äußerte in einer Festrede am 22. Oktober 1871 — man beachte wohl das Jahr! —: „Das Vaterland in euerm Sinne ist ein überwundner Standpunkt, ein reaktionärer kulturwidriger Begriff." Immer und immer wieder, auf ihren Kongressen, auf ihren Versammlungen haben sie die Internationalität ihrer Partei betont.

Hiernach bleibt es nicht wunderbar, daß jede Pflege des nationalen Gedankens der Sozialdemokratie in tiefster Seele verhaßt ist. Als 1897 Herr von Schenkendorf die Einführung von Nationalfesten vorschlug, nahm sie gleich auf das schärfste Stellung dagegen. Die Quintessenz von alledem ist treffend in ein paar Sätzen wiedergegeben, die ein deutsches Blatt 1895 schrieb: „Die deutsche Sozialdemokratie ist, war und wird international und vaterlandslos

Digitized by Google

sein. Mit dieser Anschauung steht und fällt sie. Der Zukunftsstaat ... kennt kein nationales Heer, keine nationalen Einrichtungen, kein Staatsbewußtsein."

7. Was wollen die Sozialdemokraten auf militärischem Gebiete?

Das Erfurter Programm aus dem Jahre 1891 gibt darüber Auskunft: Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit des Volks. Eine Volkswehr (Miliz) an Stelle der stehenden Heere. Entscheidung über Krieg oder Frieden durch das Volk. Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten durch Schiedsgerichte. Dazu kommen noch allerlei Nebenwünsche, die von einzelnen Gruppen der Sozialdemokratie ausgesprochen worden sind, aber im allgemeinen Programm nicht Aufnahme gefunden haben. Hier sei nur ein Antrag erwähnt, den die Abteilung Berlin I auf dem Parteitage zu Dresden 1903 eingebracht hatte. Er verlangte: a) Abschaffung der Militärjustiz und des Militärstrafrechts, b) Anerkennung des Rechts auf Notwehr gegen Mißhandlungen (!), c) allgemeine einjährige Dienstzeit. Der letzte Punkt erregte den flammenden Zorn Stadthagens: Miliz, Volksheer verlange die Sozialdemokratie und nicht einjährige Dienstzeit! Und die Mehrheit des Parteitags stand hinter Stadthagen, sodaß die Genossen von Berlin I beschämt die Segel strichen.

Es würde über den Rahmen dieser Schrift hinausgehn, wollte ich hier auf dieses zum Teil für das Wohl des Vaterlandes unzweckmäßige, zum Teil einfach utopistische militärische Programm der Sozialdemokraten eingehn. Denn nicht eine Widerlegung, sondern nur ein Abbild soll geboten werden. Nur ein wichtiger Punkt, die Stellung unsrer Sozialdemokratie zur Wehrkraft des Staats, sei berührt; ein Punkt, der sie in ihrer ganzen Nichtigkeit und Vaterlandslosigkeit zeigt. Weil die herrschende Regierungsform ihren Idealen nicht entspricht, möchte sie ihr die Mittel entziehn; ob darüber das Vaterland wehrlos würde, das ist ihr ganz und gar gleichgiltig. Im Gegenteil, beim Zusammenbruch des Reichs gäbe es vielleicht Gelegenheit zu unverfrorner Putscherei! „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen!" Es konnte nicht ausbleiben, daß das Ausland, sofern ihm eine Schwächung des deutschen Heeres erwünscht schien (und wo wäre das, von den beiden Dreibundmächten abgesehen, nicht der Fall?), dieser löblichen Absicht Beifall zollte und gar Gelder nach Deutschland sandte, um die deutsche Sozialdemokratie in einem Wahlkampfe zu fördern, dessen Parole auf seiten der staatserhaltenden Parteien die Stärkung der Wehrkraft war. Die sozialdemokratische Partei schämte sich nicht dieser Gelder, nein, der Vorwärts quittierte öffentlich über ihren Eingang. Und auf dem Parteitage zu Hamburg im Oktober 1897 rühmte sich Liebknecht, daß er dem französischen sozialistischen Abgeordneten Gérault-Richard geschrieben habe, die dauernde Losung der deutschen Sozialdemokraten werde bleiben: „Keinen Mann und keinen Groschen für den Militarismus!"

Auf diesem Parteitage begann der Genosse Schippel den Machthabern der Sozialdemokraten einigen Kummer zu bereiten. Unerhört! Er ließ seinen einfachen Menschenverstand sprechen und schloß: „Da nun das gegenwärtige System für den Augenblick nicht zu stürzen ist, da die Soldaten unser Blut sind, und da es immerhin noch einmal Krieg geben kann, müssen wir den Sol-

Digitized by Google

daten auch die besten Waffen geben. Sie dürfen in bezug hierauf den Gegnern nicht unterlegen sein." Da kam er schön an. Mit großer Mehrheit wurde seine Anregung zurückgewiesen, und Bebel erklärte voll innerer Befriedigung, daß in der Budgetkommission die Sozialdemokraten gegen die neuen Kanonen gestimmt hätten.

Schippel ist ein zäher Mann. Auf dem Parteitage zu Hannover im Oktober 1899 trat er von neuem mit seiner kategorischen Ansicht hervor und fügte hinzu, er denke nun einmal so, obgleich er überzeugter Sozialdemokrat sei. Wenn er das nicht wäre, würde er längst aus der Partei ausgeschieden sein. Er sprach auch aus: „Da (für den Fall eines Krieges mit fremden Mächten) müssen wir ein Heer haben, auf daß die deutsche Arbeitermasse obenauf bleibt. (Große Unruhe.) Man wolle immer nur Verteidigungskriege, aber ein Heer müsse imstande sein, zum Zwecke der Landesverteidigung den Krieg über die Grenze zu tragen. Mit einem Heere, das das nicht könne, sei nichts anzufangen. Der Feind im Lande zerstört doch unsre Felder, unsre Saaten, unsre Menschen." (Lärm.) Nun, der gute Schippel hat böse Dinge für seine vernünftigen Ansichten zu hören bekommen. Im übrigen vergleiche man das im zweiten Abschnitt Gesagte.

Selbstverständlich kann man das, was die Sozialdemokraten auf dem Gebiete der Landesverteidigung wollen, auch aus dem erkennen, was sie nicht wollen. Das alles fassen sie unter dem Worte „Militarismus" zusammen, womit sie sich, zum Gruseligmachen der Parteimitglieder, einen schreckhaften Popanz geschaffen haben. Der Militarismus, das ist die herrschende Militäreinrichtung, ist ihnen — nach Bebel — nicht nur eine drückende Last, sondern auch „die Verwüstung der Nation in ihrem geistigen Wesen"; er ist ferner „der verwerflichste Ausdruck der Klassenspaltung," „die Hemmung des gesamten öffentlichen Lebens"; er ist „die Erziehung zur Unfreiheit"; er ist nicht etwa „das Volk in Waffen, sondern die Waffe gegen das Volk." Was den „Militarismus" als Störer des wirtschaftlichen Lebens anbelangt, so ist nicht ohne Interesse, daß in England neuerdings mehrere erleuchtete Geister den Grund für den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands gerade in der allgemeinen Wehrpflicht, in der geistig und körperlich wirkenden Heeresschule, zu erkennen glauben.

Auch in den Kriegervereinen sehen die Sozialdemokraten nichts als eine Verkörperung des „Militarismus," und sie möchten, weil in diesen Vereinen Königstreue und Vaterlandsliebe gepflegt werden, den organisierten Arbeitern den Eintritt untersagen.

8. Der sozialdemokratische Soldat

Für den vielberedeten Abrechnungs- und Schimpfparteitag zu Dresden im Jahre 1903 hatten die Elbinger Genossen den Antrag gestellt: „Die Partei möge unter den Proletariern, die alljährlich zur Armee eingezogen werden, vor dem Eintritt in dieselbe in geeigneter Weise Propaganda für den Sozialismus machen. Insbesondre sind die künftigen Soldaten über ihre Pflicht gegenüber dem sogenannten innern Feinde aufzuklären." Ob dieser Antrag, der in seinem letzten Teile, wenn auch etwas verblümt, so doch ganz unzweideutig Auflehnung gegen die Befehle der Vorgesetzten predigt, in Dresden verhandelt worden ist,

Digitized by Google

weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß irgendwelche sozialdemokratische Organisationen zur Vergiftung der Gemüter der jungen Arbeiter leider gar nicht nötig sind. Kein Lebensalter ist den Irrlehren des Umsturzes zugänglicher als die gärende, unerzogne Jugend. Wie mancher aus konservativen Kreisen stammende Sproß verliert sich nicht als heißblütiger Jüngling in allerlei Freiheitsschwärmereien, die später unter dem harten Druck des Lebens als Nichtigkeiten erkannt werden. Um wie vieles leichter ist nicht unsre arbeitende Jugend, die vielfach Freiheit und Ungebundenheit miteinander verwechselt, vermeintlich volksbeglückenden, umstürzenden Ideen zugänglich! Brausender Most, dem die ausgleichende Behandlung des klugen Kellermeisters fehlt.

So kann es nicht ausbleiben, daß zahlreiche junge Leute, die sich womöglich gar damit brüsten, Sozialdemokrat zu sein, zum Waffendienst ausgehoben werden. Wirkliche Sozialdemokraten? Die Frage ist nicht mit einem Worte zu beantworten. Mir hat vor kurzem erst jemand, der sich in spätern Jahrzehnten zu einem behäbigen „Burschoah“ entwickelt hat, erzählt, wie er kurz vor seiner militärischen Dienstzeit tapfer Streikposten gestanden habe. „Waren Sie denn Sozialdemokrat?“ „Ich hielt mich dafür. Wenn ich aber jetzt an jene Zeit zurückdenke, so sehe ich ein, wie fabelhaft dumm ich damals war. Worum es sich eigentlich handelte, wie die Dinge im Grunde genommen zusammenhingen, das begriff ich ganz und gar nicht. Man tat so mit.“ Unter den alljährlich eingestellten „Sozialdemokraten“ findet sich sicherlich eine große Anzahl solcher „Mittuer,“ dann aber auch einige, die sich trotz ihrer Jugend fest in die sozialistischen Glaubenssätze verbissen haben. Von „politischer Reife“ kann ja bei ihren zwanzig Jahren überhaupt keine Rede sein, aber fanatische, tiefgründige, agitatorische Anlage kann doch zu einem zähen, eifrigen Festhalten an der einmal eingetrichterten Auffassung der Dinge führen.

Es ergeben sich nun zwei Möglichkeiten: entweder streifen die jungen Genossen nach dem Eintritt den sozialdemokratischen Firnis bald schon glatt ab — wenn auch vielleicht nur für die aktive Dienstzeit, und das ist bei allen bloßen Mittuern der Fall —, oder aber sie tun ihre Pflicht, dem Zwange sich fügend, nur aus Klugheit. Es liegt auf der Hand, daß die letzte Kategorie sozialdemokratisch gesinnter Soldaten ihre Pflicht nur tut, solange Zwang und scharfe Ahndung drohen. Im Kriege also, wo der Mann vielfach auf sich selbst angewiesen ist und mit fortschreitender Waffentechnik immer noch selbständiger werden muß, da können solche Leute versagen, und ein Teil von ihnen wird es sicher tun. Einen andern Teil wird trotz aller Waschechtheit ihrer sozialdemokratischen Gesinnung der Manneswunsch, nicht ein Feigling scheinen zu wollen, dann auch die deutsche Kampflust, der furor teutonicus, mitreißen, und ein so fühlender Sozialdemokrat wird ebenso schießen, hauen und stechen wie seine nichtsozialdemokratischen Kameraden. Mit ihnen wird er nach errungnem Siege froh erregt aufatmen.

Die pflichtvergessenen Sozialdemokraten, die hart am Feinde etwa noch ihre Vaterlandslosigkeit herauskehrten, würden nicht ins Gewicht fallen, wenn wir mit dem stehenden Heere wider den Feind rückten. Aber die Reservisten und die Landwehrleute! Hier müssen wir uns der Zahl wie der Gesinnung nach

Digitized by Google

eines Schlimmern versehen, obgleich auch sie zum Teil dem zwingenden Zauber unterliegen werden, den ein kräftiges, zielbewußt vorgehendes Staatswesen auf die Gemüter aller ausübt, obgleich auch in ihren Herzen noch ein latent gewordnes Stück von Vaterlandsliebe und Königsverehrung — „Knechtsgefühl" wird der hartgesottne Sozialdemokrat sagen — wohnt, obgleich auch für sie die Hauptgefahr eigentlich in der kurzen Zeit zwischen dem Erhalten des Gestellungsbefehls und der vollzognen Einkleidung liegt. Ein paar Tage im bunten Rock üben — selbstverständlich immer nur auf einen Teil dieser Leute — einen suggestiven Zwang aus. Sie stehn bald wieder im Banne der altgewohnten Mannszucht, so sehr sich ihr an das Denken nach der Parteischablone gewohnter Verstand zunächst dagegen sträuben mag. Das ist den Leitern der Sozialdemokratie auch nicht unbekannt, und deshalb eifern sie wider das, was sie Drill nennen, obgleich nur durch einen richtig bemessenen Drill der Rekrut zu einem wirklichen Soldaten erzogen werden kann. Zwar wohl, der Drill „erzieht"; er darf nur gegenüber den immer mehr ins Breite wachsenden Aufgaben moderner Ausbildung nicht überwuchern und zuviel Zeit in Anspruch nehmen. Aber ohne den Drill hätten wir die Miliz, die sich auf die äußerliche Anlernung von einzelnen Handgriffen beschränkt und deshalb in wahrhaft ernsten Zeiten weder Widerstandskraft noch Zusammenhalt zeigt.

Auf das Herz, auf die Gesinnung kommt es an, nicht darauf, ob, wie der Kriegsminister von Einem am 4. März 1904 im Reichstage sagte, ein Soldat „ein paar Ringe besser im Schießen" ist. „Ich will dem Herrn Abgeordneten Bebel zugeben, sagte der General, daß eine ganz bedeutende Intelligenz dazu gehört, Sozialdemokrat zu werden. Auch dagegen will ich nichts sagen, daß ein intelligenter Mann, der der Sozialdemokratie angehört, mit großer Leichtigkeit merkt, was von ihm als Soldaten verlangt wird: daß er gut schießt und marschiert. Das ist ein guter Soldat, so lange es ihm paßt. Wenn es aber darauf ankommt, wie es im Herzen aussieht, und wie die Gesinnung ist, was mache ich dann mit einem Soldaten, der mir sagt: Nun will ich nicht mehr! Also: die Gesinnung macht den Soldaten. Mir ist ein königstreuer Soldat, der weniger gut schießt, lieber als ein sozialdemokratischer Soldat . . ." (Die folgenden Worte gehn in dem stürmischen Gelächter der Sozialdemokraten unter.)

Generalleutnant von Einem hat völlig Recht. Ein Soldat, von dem ich gewärtigen muß, daß er aus schlechter Gesinnung im kritischen Augenblick versagt, ist nur ein Impedimentum, eine Last, ein nutzloser Esser; ja mehr als das: ein Verderber seiner Kameraden durch böses Beispiel. Wenn erst der Bazillus des Drückebergertums durch die Luft zu schwirren beginnt, kann ihm auch ein sonst braver Soldat zum Opfer fallen. Feigheit wirkt ansteckend. Der Krieg aber ist eine überaus ernste Sache, und ein schneidiges Kriegsinstrument ist der Soldat nur dann, wenn er, unbeeinflußt durch Todesgefahr und die Schrecken des Schlachtfeldes, beständig und ganz in der Hand des verantwortlichen Führers ist, wenn er ihm folgt, wie durch sein Wort und Beispiel hypnotisiert. In bezug auf diese schrankenlose Hingebung des innern Menschen ist sozialdemokratisches Denken ein böses Gift. Die höhere Intelligenz, deren sich die Sozialdemokraten rühmen, trägt da fürwahr böse Früchte.

Digitized by Google

Wie steht es aber mit dieser höhern Intelligenz, mit der größern Tüchtigkeit des sozialdemokratischen Soldaten, für die durch die Parteiführer seit einigen Jahren der zweite deutsche Reichskanzler, General von Caprivi, mit Vorliebe herangezogen wird, obgleich die Sozialdemokraten sonst jeder Autorität spotten. Wie hat sich nun Caprivi über diesen Punkt geäußert? Wie Professor Dr. Max Schneidewin kürzlich im „Tag," in dankenswerter Weise die Legende zerstörend, nachgewiesen hat, wollte Caprivi die starke Erziehungskraft des Dienstes im Heere dartun, als er am 13. Dezember 1892 im Reichstage sagte: „Die jungen Sozialdemokraten dienen alle viel lieber, als Sie selber denken. Ich habe unter meinem Befehl Truppenteile gehabt, von denen ich mit mathematischer Gewißheit beweisen konnte, ihrer Herkunft nach: der ganze Truppenteil muß sozialdemokratisch gewesen sein. Aber ... die Leute dienten mit einer Freudigkeit; sie hatten einen schweren Dienst, und sie haben den Dienst immer gleichmäßig und korrekt erfüllt."

Wo ist denn da gesagt, daß der sozialdemokratische Soldat der intelligenteste oder tüchtigste sei? Sagen wir einfach: der Städter, aus dem sich die Sozialdemokraten hauptsächlich rekrutieren, ist, wenn auch nicht immer unbedingt intelligenter, so doch abgeschliffner und gewitzigter als der vom Lande stammende Rekrut. Dagegen kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß die Siege unsrer Heere bisher den starken Armen unsrer Landbevölkerung zu verdanken waren, und so wird es auch ferner wohl bleiben. Nicht nur überwiegt die ländliche Bevölkerung trotz allen starken Arbeiterbataillonen überhaupt an Zahl, sondern es kann auch die Tatsache, daß sich unter den Wehrpflichtigen der Landkreise verhältnismäßig viel mehr Taugliche finden als unter derselben Anzahl wehrpflichtiger Städter, auf Grund des bekannt gegebnen statistischen Materials nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Und dann beherzige man den Spruch: Mens sana in corpore sano. Nein, aus den Reihen der Sozialdemokraten gehn, ganz abgesehen von den Verstellungspraktiken, keineswegs unsre tüchtigsten Soldaten hervor. Den treuen, zuverlässigen Gefreiten, auf den wir bauen können wie auf einen Felsen, kann man unter ihnen nicht finden. Auch nicht den frommgläubigen Mann, der seine Sache auf Gott stellt und sich beim Sturm auf die Tod und Verderben speiende feindliche Stellung in Allvaters Hut weiß. Frommer Glaube stärkt den Mut. Frommer Glaube sieht auch den Fahneneid als ein heiliges, unverbrüchliches Gelöbnis an.

Wie stellt sich der Sozialdemokrat zu diesem Eide? Hier soll nicht die Frage der Stellung der Sozialdemokratie zum Eide überhaupt, die vor Jahr und Tag einmal durch die Blätter ging, von neuem aufgerollt werden. Aber anführen möchte ich doch, was Bebel im September 1903 schrieb: „Ich habe nicht nur als sächsischer Landtagsabgeordneter den Treueid kalten Blutes geschworen, sondern ich mußte ihn auch schwören, als ich, um mein Geschäft betreiben und eine Familie gründen zu können, Bürger von Leipzig werden wollte. Ich sehe noch heute das eigentümliche Lächeln, das um den Mund des liberalen Oberbürgermeisters Koch spielte, als er mir den Treueid abnahm. Ich lächelte wieder und schwur. Dieser Treueid entstammt den Zeiten, in denen die Verfassungen ins Leben traten. Es waren revolutionäre Zeiten, wie 1831,

Digitized by Google

1848 und 1849. Damals glaubten die Fürsten und ihre Regierungen, durch diesen Treueid sich gegen den Umsturz ihrer Throne sichern zu können. Wert hat er nie gehabt. Kein Thron ist durch ihn erhalten worden; ebensowenig unterläßt ein Soldat das Desertieren, weil er den Fahneneid leisten mußte."

Nach allem müssen wir für den sozialdemokratischen Soldaten bestens danken und dem General Caprivi beipflichten, wenn er, gerade mit Bezug auf die Gefahren für die Mannszucht, die aus dem Vorhandensein solcher Vaterlandsverteidiger erwachsen, sagte: „Wir werden alle darin einverstanden sein, daß eine Armee ohne Disziplin das Geld nicht wert ist, was sie kostet."

9. Die Vertrauenswürdigkeit sozialdemokratischer Erklärungen

Eine ernste Frage wegen der Bereitwilligkeit sozialdemokratischer Soldaten, zu marschieren, ist die, ob die Führer es mit den mitgeteilten Erklärungen ernst meinten. Man ist über diesen Punkt zu den ernstesten Zweifeln berechtigt, schon aus dem einfachen Grunde, daß sich die einzelnen Erklärungen nicht immer decken. Gelegentlich desavouieren sich diese Herren gegenseitig, zuweilen auch, je nach dem Publikum, vor dem sie reden, sich selber. Auf dem Parteitage in Erfurt (Oktober 1891) meinte Vollmar, Bebel sei für den Krieg (notabene nur gegen Rußland!), weil er von einem „Weltkriege" den Sieg des Sozialismus erwarte. Der Genosse Vollmar muß doch den Genossen Bebel einigermaßen kennen. So ist es denn die Hoffnung auf den „großen Kladderadatsch," mit der Bebel, wenn es losgeht, die Flinte auf die Schulter legt, während er vorgibt, „ein Plätzchen deutscher Erde" verteidigen zu wollen?

Vor allen Dingen aber stehn die Erklärungen der Führer vielfach in Widerspruch zueinander. Welcher von den verschiednen Lesarten soll man nun Glauben schenken? Wenn einmal ein gut staatsbürgerliches Wort mit unterläuft, so ist es für die Ordnungsparteien zum Fenster hinausgesprochen, die verständnisinnigen Genossen wissen schon, was sie davon zu halten haben. Aber der hochwohllöblichen Polizei, unverbesserlich optimistischen Sozialpolitikern und geistesträgen Philistern wird mit Erfolg Sand in die Augen gestreut. Ergibt sich dieser Standpunkt nicht ganz klar aus den Worten, die Bebel auf dem Sozialistentage zu Zürich sprach? Es war dort die Frage aufgeworfen worden, ob denn das Volk von den Waffen, die es durch gewisse Verhältnisse erhalte, im passenden Augenblick auch Gebrauch machen solle. Bebel erklärte: „Darauf sage ich nichts. Oder halten Sie mich für einen solchen Esel, daß ich darauf Antwort gebe und mich in Deutschland draußen kompromittiere?" Also, um sich nicht zu kompromittieren, macht er aus seinem Herzen eine Mördergrube; die Enthüllung seiner wahren Gedanken würde ihn kompromittieren.

Es kann ja auch gar nicht anders sein, Internationalität und Vaterlandsgefühl sind unvereinbare Gegensätze. Darum zeugt es von wenig Kenntnis der deutschen Verhältnisse, wenn ausländische Blätter, zum Beispiel italienische, ihren gleichfalls international und deshalb gleichfalls vaterlandslos denkenden Sozialisten Bebel als Musterbild eines patriotisch fühlenden Volkstribunen hinstellen.

Digitized by Google

Dürften die meisten reden und singen, wie sie möchten, so würden sie mit Begeisterung das Kriegslied der Internationale — der radikale französische Kriegsminister André verbat sich vor Jahr und Tag die Absingung dieses blutrünstigen Kantus in seiner Gegenwart — in die Luft schmettern. Eine Strophe dieses Liedes sei zu Nutz und Frommen ahnungsloser Gemüter hierhergesetzt:

Appliquons la grève aux armées
Crosse en l'air et rompons les rangs,
S'ils s'obstinent, les cannibales,
A faire de nous des héros,
Ils sauront bientôt, que nos balles
Sont pour nos propres généraux.

Es sei nicht verschwiegen, daß es auch eine Anzahl von Mußsozialdemokraten gibt, die bloßen Mittuer, die ganz anders fühlen und denken, sobald sie dem Terrorismus ihrer Umgebung entzogen sind. Hier ein Beispiel: Ein Hauptmann nahm, nach sorgfältiger Prüfung während des ersten Dienstjahres, einen als Sozialdemokraten überwiesnen Mann zum Burschen. Ein Prachtmensch! Kein Heuchler, wenn er eine wirklich gute Gesinnung an den Tag legte. Die Stunde der Entlassung kommt, und dem Scheidenden stehn die Tränen in den Augen. Von Familienmitglied zu Familienmitglied geht er, um jedem noch fest die Hand zu drücken. Der Hauptmann sagt: „Nun gehn Sie aber doch gewiß nicht mehr unter die Sozialdemokraten!" Da senkt der Angeredete den Kopf: „Ich muß ja, Herr Hauptmann!" — „Aber warum?" — „Die andern, Herr Hauptmann! Die andern lachen mich nicht bloß aus, die andern —" Er sprach nicht zu Ende.

10. Steht die Partei hinter den Führern?

Als sich auf dem Erfurter Parteitage Bebel und Liebknecht für das Mitgehn der Sozialisten in einem Kriege gegen Rußland ausgesprochen hatten, da wurde Liebknecht vom Genossen Werner bezichtigt, er drücke die Sozialdemokratie zu einer Opportunitätspartei herunter. Auch hiernach kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß es in der Partei eine Anzahl von Männern gibt, denen das, was die Führer bei Gelegenheit sagen, längst nicht weitgehend genug erscheint. Im allgemeinen läßt sich bei der Parteidisziplin der Genossen wohl annehmen, daß sie im Kriegsfalle den Weisungen der Führer Folge leisten werden, wenn diese dann überhaupt solche Weisungen erteilen. Wahrscheinlich aber werden sie schweigen, um weder von ihren Parteigenossen noch auch von den Staatsbehörden für das, was geschieht, verantwortlich gemacht werden zu können. Sie wissen ganz genau, daß ein Befehl zum „Kriegsstreik," wenn er befolgt würde, unsägliches Unheil über die Schuldigen bringen würde; sie möchten wohl wider den Stachel löken, aber sie sind doch wieder zu klug dazu. Wenn einzelne für die sozialdemokratischen Ideen demonstrieren sollten, nicht übel! Aber diese tragen dann die Verantwortung ganz allein.

Und dann mögen sich die Parteiführer trotz der straffen Disziplin in der Partei doch wohl sagen, daß unter Umständen die soldatische Mannszucht

Digitized by Google

einen stärkern Zwang ausübt als ihr Gebot. Bebel hat das am 20. Februar 1902 ganz unverhohlen im Reichstag ausgesprochen: „Unsre Leute, sagte er, sind viel zu sehr an Disziplin gewöhnt und wissen ganz genau, was ihnen bevorstünde, wenn sie ihre Pflicht als Soldat nicht täten ... Ich hoffe nicht, daß der Fall eintritt; aber Sie werden, Herr Kriegsminister, eines Tages froh sein, wenn die Sozialdemokraten zu Ihrer Verfügung stehn." Und an diese Worte, aus denen doch wiederum ganz klar hervorgeht, daß nur „die Furcht des Herrn" die Sozialdemokraten vom „Kriegsstreik" abhält, hatte der Abgeordnete Bebel die Stirn, folgendes zu schließen: „Was gibt dem Kriegsminister das Recht, zu sagen, wir liebten unser Vaterland nicht, und wir besäßen überhaupt kein Vaterland?" So fragt der Vertreter der internationalen, roten Sozialdemokratie, der Elsaß-Lothringen ausliefern und das Deutsche Reich zu einem blut- und marklosen Schemen machen möchte; der es berufsmäßig mit Mordbuben wie den chinesischen Boxern und den südwestafrikanischen Hereros hält!

II. Summa summarum

Die sozialdemokratische Partei weiß ihrem innersten Wesen nach nichts von Gott, König und Vaterland, sie ist — es liegt eine starke Inkonsequenz darin! — einmal, für den ewigen Frieden schwärmend, grundsätzlich gegen jeden Krieg, während sie ein andermal den Krieg unter ganz bestimmten Voraussetzungen als zulässig bezeichnet und wieder ein andermal gar den Krieg herbeisehnt, weil er möglicherweise der Partei Gelegenheit bieten könnte, im Trüben zu fischen! Die sozialdemokratischen Soldaten und Wehrleute werden marschieren, solange die Staatsgewalt sie mit eherner Faust hält; sie werden sich, wo es nicht in den Parteikram paßt, weigern, sobald sie glauben, sich das ungestraft herausnehmen zu dürfen.

Ob dieser Zeitpunkt je eintreten wird? Nach Karl Kautskys Broschüre „Die revolutionäre Gefahr" ist die „herrschende Klasse" schon heute gezwungen, durch Konzessionen zu erreichen, daß die „aufstrebende Klasse" mittut. Will jene das nicht, so ist die Folge: Niederlage im Kriege, Zusammenbruch im Innern. Nein, so weit sind wir glücklicherweise noch lange nicht. Die Behauptung Kautskys wird durch die Macht der Tatsachen ebenso zuschanden werden wie die köstliche Prophezeiung Friedrich Engels: „Gegen 1900 wird die Armee in ihrer Majorität sozialdemokratisch sein. Das rückt heran, unaufhaltsam, wie ein Schicksalsschluß. Die Berliner Regierung sieht es kommen, ebensogut wie wir, aber sie ist ohnmächtig. Die Armee entschlüpft ihr." Nein, die Armee wird nie und nimmer auch nur in ihrer Mehrheit sozialdemokratisch werden. Im übrigen ist ja die Nichtigkeit der Engelsschen Voraussage schon ebenso klar zutage getreten wie die des von Bebel prophezeiten „großen Kladderadatsches." Vielleicht haben diese verunglückten Wahrsager auch selbst nicht an ihre Prophezeiungen geglaubt und wollten der sozialdemokratischen Herde nur Hoffnungen vortäuschen, um sie bei guter Laune zu erhalten.

Um dann auch die „herrschende Klasse," insbesondre die Exekutive einigermaßen bei Laune zu erhalten, werden pathetische Erklärungen in die Welt geschickt. Es klingt schön, ohne viel zu verpflichten, und im kritischen Augen-

Digitized by Google

blick haben die Führer die Hände frei. Eingelullt werden soll die Regierungsgewalt, und manche Anzeichen der letzten Jahre sprechen dafür, daß solche Einlullungspläne durchaus nicht aussichtslos sind. Man spricht viel von der „Mauserung" der Sozialdemokratie und sieht sie schon in absehbarer Ferne zu einer gut bürgerlichen, vielleicht gar an der Regierung Anteil gewinnenden Partei werden. Es ist nicht meine Absicht, den angeblichen Mauserungssymptomen hier nachzuspüren. Auf dem Felde, auf das es mir ganz allein hier ankommt, auf dem der Landesverteidigung, glaube ich nachgewiesen zu haben, daß von einer Mauserung gar keine Rede sein kann. Wie Bebel jetzt geredet hat, so hat er schon vor Jahrzehnten geredet, und wie man ihm — ganz abgesehen von der Verklausulierung seiner Bereitwilligkeit, in einem Kriege mitzuwirken — damals nicht recht geglaubt hat, so liegt alle Veranlassung vor, ihm auch diesesmal nicht zu glauben. Man kann fast vermuten, daß Absicht in der neuerdings mit Pathos vorgetragnen Bereitwilligkeitsversicherung liegt. Denn ein paar Tage nach Bebels Erklärung von dem „Plätzchen deutscher Erde," am 20. April 1904, kamen im Reichstage aus Singers Munde überraschende Worte. Er erklärte es für den dringenden Wunsch der sozialdemokratischen Partei, daß die Frage der Militärpensionen alsbald geregelt werde, und daß sie bereit sei, Opfer für die zu bringen, die dem Vaterlande treu gedient haben.

Schöner hätte das ein Abgeordneter der Rechten auch nicht sagen können. Was haben die Herren nur vor? Bloß Stimmenfang oder mehr? Aber die sozialdemokratischen Führer haben dann gleich wieder selbst eine Warnungstafel aufgehängt: ihr Verhalten in der Hererofrage hat den Schaden, den diese „patriotischen" Auslassungen etwa hätten in optimistischen Gemütern anrichten können, längst wieder ausgeglichen. Da zeigt sich der Sozialdemokrat wieder in seiner häßlichen Vaterlandslosigkeit und Vaterlandsfeindlichkeit.

12. Was not tut

Die Leiter der sozialdemokratischen Masse sagen, wenn erst das ganze Heer sozialdemokratisch sei, dann werde der kapitalistische Staat zusammenbrechen, und dann werde es keinen Krieg mehr geben. „Wenn erst das ganze Heer sozialdemokratisch sei." Das wird nie und nimmer der Fall sein; es ist, wenn wir nur die Zahl der Mannschaften zugrunde legen, im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Sozialdemokraten im Heere jemals auch nur die absolute Mehrheit erreichen könnten. Aber schlimm genug, wenn sie es zu einem Zehntel, einem Fünftel oder gar einem Drittel brächten. Ist diese Prämisse richtig — und sie ist es ebenso wie die Annahme, daß die Arbeiterpartei trotz des allgemeinen Stimmrechts auf konstitutionellem Wege niemals das Heft in die Hand bekommen wird —, so bleibt ihr zur Verwirklichung ihrer Wünsche kein andres Mittel als Gewalttaten furchtbarster Art, ein blutiger „großer Kladderadatsch." Denn so entartet sind trotz allen Versicherungen der sozialdemokratischen Presse die Vertreter der Ordnungsparteien denn doch nicht, daß sie sich ohne entschiednen Widerstand von einer Minderheit an die Wand drücken ließen.

Ich sehe voraus, daß man mich des reaktionärsten Junkertums und ähn-

Digitized by Google

licher schöner Dinge bezichtigen wird, wenn ich den folgenden Satz niederschreibe:

Wo Gewalt droht, ist es Recht und Pflicht, sich zur Anwendung von Gegengewalt bereit zu halten. Nicht Ausnahmegesetzen noch Maßregelungen oder persönlichen Verfolgungen rede ich das Wort. Wohl aber halte ich es für unerläßlich, daß durch den Staat Organisationen geschaffen werden, durch die sozialdemokratische Putschversuche in ernster Zeit (Mobilmachung!) alsbald mit eherner Faust niedergeschlagen werden können. Nicht geheime, versteckte, sondern öffentliche, allgemein bekannte Einrichtungen, denn nur der Respekt vor kräftiger Staatsgewalt, die heilsame Scheu, die eigne Person der entsprechenden Vergeltung auszusetzen, hält die Sozialdemokraten ab, ihre Irrlehren in die Tat zu übersetzen und praktischen Umsturz zu üben. Das geht aus verschiednen in dieser Schrift mitgeteilten Äußerungen ihrer Führerschaft ganz klar hervor.

Die von mir aufgestellte Forderung, mit der ich die weitere verbinde, daß der Staat im Rahmen der bestehenden Gesetzgebung allen sozialdemokratischen Ausschreitungen gegenüber nicht fackle, eben um sie in der nützlichen „Furcht des Herrn" zu erhalten und Zweifel über die Entschlossenheit zu festem Zugreifen nicht aufkommen zu lassen — diese Forderung mag brutal, polizeistaatlich, dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nicht angemessen erscheinen. Aber man bedenke, was auf dem Spiele steht. Eine Mobilmachung gleicht einem mit zahllosen ineinander greifenden Rädern und Rädchen versehenen kunstvollen Uhrwerk. Störungen können verhängnisvoll werden. Nicht daß ich an den endlichen Erfolg solcher törichterweise heraufbeschwornen Wirren glaubte, aber es können Verzögerungen in der Abwicklung des sorgfältig ausgearbeiteten Mobilmachungsplans vorkommen, und ein für den Aufmarsch der Truppen an der Grenze verlorner Tag kann den Verlust des ganzen Feldzuges nach sich ziehn. Kriege, wie wir sie zu führen haben werden, spielen sich nicht so schleppend ab wie das Ringen zwischen Rußland und Japan im fernen Osten, und die Schnelligkeit unsrer Mobilmachung ist ein Ding, das andre Staaten uns vorläufig nur theoretisch nachzumachen versuchen.

So ist denn, was nottut, eine kräftige Regierungsgewalt. Daneben Weiterentwicklung der staatlichen Fürsorge für die Arbeiter. Endlich wahrhaft nationale Erziehung in Schule und Heer; auch im Heer, denn es läßt sich da in noch unbefangnen Gemütern manches nachholen. Bebel hat einmal das Einschreiten einzelner Offiziere gegen Sozialdemokraten und das Hinweisen der Mannschaften auf das Gefährliche und Bösartige der sozialdemokratischen Bestrebungen für unstatthaftes „Politisieren im Heere" erklärt. Dabei führten diese Offiziere doch nur erhaltne Befehle aus, und was das Erziehen der Soldaten zu vaterländischem Denken betrifft, so könnte meines Erachtens noch viel mehr getan werden, als geschieht. Die einfache Unterweisung der Leute im Waffengebrauch genügt nicht.

Vielleicht werden von der einen oder der andern Stelle meine Besorgnisse für unbegründete Schwarzseherei, für unangebrachte Unkenrufe erklärt. Aber ich glaube nicht, daß dies von der Mehrzahl der Leser geschehn wird. Der in-

Digitized by Google

zwischen freilich schon ein wenig abgedämpfte Übermut der Dreimillionenpartei nach den letzten Wahlen hat auch Virtuosen der Sorglosigkeit etwas nachdenklich gemacht.

Napoleon der Erste in Dresden 1807

(Schluß)

3

Spät in der Nacht kam die Einwohnerschaft Dresdens am Sonnabend zur Ruhe, und zeitig war sie Sonntag den 19. Juli wieder auf den Beinen. Mit ziemlicher Bestimmtheit trat das Gerücht auf, daß Napoleon dem Gottesdienst in der Hofkirche beiwohnen werde. Da suchte sich jeder, wenn irgend möglich, einen Platz in der katholischen Kirche zu sichern, denn während des Gottesdienstes hatte man ja Muße, den Gewaltigen einmal genau zu betrachten. So war die Kirche denn bis auf den letzten Platz besetzt, als in der zwölften Stunde Napoleon in der Tat neben dem König und der Königin in der Hofloge erschien. Mit großer Pracht wurde das Hochamt abgehalten, aber die Gedanken der Andächtigen „waren mehr bei dem Herrn der Erde als bei dem des Himmels."

Vor der Kirche hatte Napoleon die Aufwartung des diplomatischen Korps entgegengenommen. Nach der Kirche begab er sich selbst zur Königin und stattete ihr eine Visite ab. Spät am Nachmittag fuhr er mit dem König und dessen Brüdern nebst Gefolge hinüber nach der Neustadt in das Japanische Palais, worin damals außer der Königlichen Bibliothek auch noch die Antikensammlung untergebracht war, die jetzt im Erdgeschoß des Albertinums steht. Beim Betreten des Palastes empfing den Kaiser der Oberstallmeister Graf Marcolini und überreichte ihm einen lateinisch abgefaßten Willkommengruß. Im Stil der Zeit war er in Lapidarschrift „auf einem Royalbogen prächtig gedruckt" und kann als typisches Beispiel der höfischen Schmeichelei gelten, mit der man damals dem verwöhnten Günstling des Glücks begegnete. Napoleonem | Seculi Principem | Domi militiaeque unice clarum | Praesentis aetatis specimen | Futurae exemplar | Germanici foederis Statorem | Hostibus metuendum | Suis amabilem | Cuius | Majestas | Immortalitatem anticipavit | Saxonia | Quam ipse | Restituit | Ornavit | Pia salutat. Die beigefügte deutsche Übersetzung klang noch überschwenglicher. Wie weit man übrigens damit Napoleons eignen Gedanken und Wünschen entgegenkam, zeigen schlagend die Worte: Saxonia, quam ipse restituit. Sie sind nur eine Übersetzung von Napoleons eignen Worten, die er am 29. Januar in einer Botschaft an den französischen Senat ausgesprochen hatte*): La nation saxonne avait perdu son indépendance le 14 octobre 1756; elle l'a recouvrée le 14 octobre 1806. Après cinquante années, la Saxe, garantie par le traité de Posen, a cessé d'être province prussienne.

*) Correspondance de Napoléon I, Bd. XIV, S. 253, Nr. 11722 (Message au Sénat).

Digitized by Google

Der dienstbeflissene Eifer, mit dem man sich diese französische Geschichtsauffassung zu eigen gemacht hatte, kennzeichnet den Geist der Zeit.

Gegenüber dieser offiziellen Huldigungsadresse, die wenigstens im Ton noch eine gewisse Vornehmheit der Gesinnung festhielt, trägt das Huldigungsgedicht, das der Bibliothekar und Hofrat Daßdorf dem Kaiser bei derselben Gelegenheit überreichte, offner den Byzantinismus zur Schau. Es ist ebenso charakteristisch für die spitzfindige Klügelei wie für die sprachfertige Bewunderung, mit der die humanistische Gelehrsamkeit des Empire den plötzlich lebendig gewordnen Cäsarismus feierte: Nomen immortale / Napoleonis magni / Herois et pacificatoris summi / e rebus immortaliter gestis secundum litteras / initiales / stilo lapidari illustratum / interprete Dassdorfio / Consiliario et Bibliothecario Regio. / — Nominibus magnis Numen et omen inest.

Nationis	Numine
Allemanicae	Annuente
Protector —	Pacem
Orbis	Orbi
Legislator —	Laetanti
Europae	Excelsus
Ordinator —	Offert
Napoleon.	Napoleon.

Semper honos Nomenque Tuum laudesque manebunt!

Das Schriftstück steht seinem Charakter nach nicht vereinzelt in der Geschichte jener Zeit. Es fand ein würdiges Gegenstück in der Sternkarte, die die Universität Leipzig dem Kaiser nach Paris nachsandte, und auf der den Sternen im Gürtel des Orion der Name „Napoleonssterne" beigelegt war. Sicherlich gab es auch in Sachsen damals noch Männer, die über diese Selbstdemütigungen schamvoll erröteten, aber die große Masse der Gebildeten empfand davon nichts. Man hatte zu lange die starke Hand eines mächtigen Herrn und Gebieters in Deutschland entbehrt. In engen Verhältnissen, nur mit des Tages Notdurft beschäftigt, hatte man dahingelebt. Der Wille des Landesfürsten war oberstes Gesetz. Und nun kam dieser Gewaltmensch! Schonungslos zertrat er, was ihm widerstrebte. Fürstentümer verschwanden, Königreiche entstanden nach seinem souveränen Willen; die altlegitimen Fürsten lauschten auf seine Befehle. Kein Wunder, daß da das Volk anbetend in den Staub sank! Wo sollte es, an Lakaiendienste gewöhnt, den Mut zur Auflehnung hernehmen?

Nach der Rückkehr fand im Schlosse wieder gemeinsame Familientafel zu zehn Couverts statt. Um neun Uhr schloß sich daran ein Konzert der königlichen Hofkapelle im „gemalten großen Saale Ihro Majestät der Königin." „Demoiselle Angiolini ließ sich in zwei Arien und einem Duett mit Herrn Benelli, ingleichen Herr Kammermusikus Prinz mit einem Flötenkonzerte zur Zufriedenheit Sr. Kaiserl. Majestät hören."*) Das Konzert, dem auch der gesamte Hofstaat beiwohnte, dauerte bis halb elf Uhr.

*) Die bei der ... Ankunft ... Napoleons des Großen in der Residenzstadt Dresden stattgefundenen Feierlichkeiten ... Dresden 1807, S. 62.

Digitized by Google

4

Die beiden ersten Tage von Napoleons Aufenthalt hatten vornehmlich dazu gedient, den Kaiser mit dem Königshaus, mit Hof und Stadt näher bekannt zu machen. Der dritte Tag, Montag der 20. Juli, gehörte zunächst den Geschäften. Der Kaiser blieb den ganzen Vormittag in seinen Zimmern und frühstückte auch allein. Es waren wohl vorzüglich die Unterhandlungen über Warschau und Westfalen, die den Kaiser beschäftigten, und Talleyrand hatte in den letzten Tagen schon vorgearbeitet. Zur Betreibung der polnischen Angelegenheit war eine große Anzahl vornehmer Polen in Dresden eingetroffen, mit denen der Kaiser die Neuordnung des polnischen Staats besprach und schließlich in einem „Konstitutionellen Statut" festsetzte. Der Führer dieser Magnaten war der Graf Stanislaus Malachowski, der dann zum Präsidenten der „regierenden Kommission" ernannt wurde. Außerdem waren noch von bekannten polnischen Großen der Fürst Poniatowski, der Graf Potocki und Oberst von Dombrowski zugegen.

Von der sächsischen Seite führte die Verhandlungen der neue Minister, der auf Napoleons Wunsch ernannt worden war, Graf von Bose, ein ergebner Freund Frankreichs. Daß man schon am 20. Juli über die wesentlichen Punkte zu einer Verständigung kam, dafür spricht die Dekorierung, die der Kaiser noch am Nachmittag vornahm. Der König, seine beiden Brüder und die Grafen von Bose und Marcolini empfingen das Band der Ehrenlegion. Um sich dafür abzufinden, stiftete König Friedrich August an demselben Tage den Orden zur Rautenkrone, die höchste Auszeichnung, die Sachsen heute noch zu vergeben hat, und die nur an Fürsten und die höchsten Würdenträger verliehen wird. Der erste Ritter des neuen Ordens war Napoleon selbst. Zugleich erhielten ihn sämtliche erwachsene Prinzen des sächsischen Königshauses, die französischen Großwürdenträger und der Prinz Jérôme Bonaparte.

Prinz Jérôme, der durch den Frieden von Tilsit zum König von Westfalen bestimmt war, war an demselben Tage früh um vier Uhr in Dresden eingetroffen und bei seinem Bruder im Schlosse abgestiegen. Er kam ebenfalls vom östlichen Kriegsschauplatze, wo er sich in Schlesien die ersten Lorbeeren im selbständigen Kommando erworben hatte. Er war damals dreiundzwanzig Jahre alt, eine junge einnehmende Gestalt. Von seinen Charaktereigenschaften ist in der allgemeinen Erinnerung nur der Leichtsinn haften geblieben, mit dem er dann seine kurze Herrschertätigkeit auf dem vom Bruder künstlich zurechtgezimmerten Thron ausgeübt hat. Aber daran trägt doch wohl eben seine jugendliche Unselbständigkeit und geringe Festigkeit die Hauptschuld. Napoleon benutzte ihn durchaus verstandesmäßig als Figur auf seinem politischen Schachbrett. Im Jahre 1805 hatte sich Jérôme auf des Kaisers Befehl von seiner bürgerlichen in Amerika geehelichten Gattin, Elisabeth Patterson, scheiden lassen, und nachdem nun in Westfalen die nötige Ausstattung für ihn gefunden war, suchte der Bruder nach einer dazu passenden Frau unter den Fürstentöchtern Europas. Dabei mag wohl sein Auge auch auf die Prinzessin Maria Augusta, das einzige Kind des Königs Friedrich August, gefallen sein.*) Die Prinzessin entstammte

*) Nach Flathe, Geschichte von Sachsen (in „Geschichte der europäischen Staaten," herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert), 3. Bd., S. 13. Ohne Quellenangabe.

Digitized by Google

der langjährigen und glücklichen Ehe des Königs mit Maria Amalia Augusta von Pfalz-Zweibrücken und war am 21. Juni 1772 geboren. Sie war schon vielfach umworben worden. Erst in diesen Tagen hatte ihr Vater auf Napoleons Wunsch einen Antrag des Kaisers Franz von Österreich ablehnen müssen. Bei den täglichen Hoffesten hatte Prinz Jérôme jetzt reiche Gelegenheit, die Prinzessin zu sehen und kennen zu lernen, aber der Bund kam nicht zustande. Bekanntlich hat Jérôme einen Monat später in Katharina von Württemberg die standesgemäße Lebensgefährtin gefunden, dieselbe, die schon im Jahre 1805 für ihn in Aussicht genommen worden war. Das Scheitern des sächsischen Planes wird, ob mit Recht, erscheint mir zweifelhaft, auf Napoleons übertriebne Forderungen zurückgeführt. Er soll verlangt haben, daß die sächsische Thronfolge mit Übergehung der königlichen Brüder auf die Prinzessin Augusta übertragen und damit eine Vereinigung Sachsens und Westfalens angebahnt würde. Dazu habe sich König Friedrich August nicht verstehn können. Aber wahrscheinlich hatte Napoleon eingesehen, daß die Persönlichkeit Friedrich Augusts ihm die Treue Sachsens vollauf verbürgte, und daß hier kein dynastisches Band notwendig sei, während ein solches bei dem württembergischen Herrscherhause allerdings erwünscht sein mochte.

Am Montag gegen Abend fuhren die Monarchen mit Verwandten und Gefolge im neuen Ordensschmucke nach Pillnitz. Nach allerlei Vergnügungen in dem herrlichen Rokokopark ging man um einviertel acht Uhr im Venussaal zur Tafel und kehrte danach bei Fackelbeleuchtung durch die festlich erleuchtete Pirnaische Vorstadt zurück. Es war schon halb zehn Uhr, aber noch harrte der hohen Herrschaften die Oper, wo heute zu Ehren des Kaisers eine große Galavorstellung von Zaira, mit der Musik von Franz Frederici, stattfinden sollte. Eine Menge Menschen saß schon seit fünf Uhr im Theater, und die allgemeine Ungeduld war groß. Trotzdem wurde der Kaiser bei dem Betreten der Loge mit lautem Jubel begrüßt.

Als sich der Vorhang hob, zeigte die Bühne einen großen mit doppelten Säulengängen „verzierten“ griechischen Tempel. Zwischen den einzelnen Säulen standen sieben Altäre; an den drei Altären zur Linken las man in transparenter Schrift die Namen „Perikle“ und „Achille,“ „Filippo“ und „Miltiade,“ „Alessandro,“ an den drei zur Rechten „Cesare,“ „Marcello“ und „Mario,“ „Fabio“ und „Scipione.“ Der Altar in der Mitte des Halbbogens war noch unbeschrieben. Da erschien der Genius von Sachsen, Herr Benelli, mit einem Sternenmantel bekleidet, und schrieb auf die leere Fläche den Namen „Napoleone,“ der sogleich aufleuchtete, während die andern alle erloschen. Nach diesem symbolischen Vorgang trat der Genius vor an die Rampe und sang einen Prolog in italienischer Sprache, der den Ruhm des Weltbeherrschers und Sachsens Dankbarkeit feierte. Als Verfasser bekannte sich der Geheime Kämmerer Orlandi, die Musik hatte Benelli selbst und ein andrer Kontrabassist der königlichen Kapelle, namens Schubert, geliefert.

Nach dieser Eröffnungsfeier begann das eigentliche Spiel. Die Majestäten wohnten jedoch nur dem ersten Akte bei und verließen dann das Theater. Die Oper fand erst gegen zwölf Uhr ihr Ende.

Digitized by Google

5

Den 21. Juli scheint Napoleon fast ganz seinem Gastgeber gewidmet zu haben. Um elf Uhr fand ein gemeinsames Frühstück bei der königlichen Familie statt, und um vier Uhr Nachmittags fuhren sämtliche Herrschaften zusammen nach dem königlichen Jagdschlosse Moritzburg. Über eine Stunde lang belustigte man sich in dem ausgedehnten seenreichen Revier an der Jagd, und sogar ein weißer Hirsch, „der langgehegte Stolz des Wildgartens," mußte die kaiserliche Jagdlust mit dem Tode büßen. Danach wurde das Diner, zu derselben Stunde wie am Tage vorher, in Moritzburg eingenommen. Auch die Rückkehr vollzog sich nahezu in derselben Weise, wieder waren die Straßen, diesesmal die Große und die Kleine Meißnische Gasse, festlich erleuchtet.

Der Morgen des nächsten Tages, Mittwoch, der 22. Juli, gehörte wieder politischen Geschäften. Der Kaiser frühstückte allein und blieb in seinen Zimmern. Die politischen Abmachungen, die inzwischen zur Reife gediehen waren, wurden nun durch seine Unterschrift bekräftigt. Da war einmal das „konstitutionelle Statut des Herzogtums Warschau," das Grundgesetz des neuen Staates, das am 22. Juli von Napoleon unterschrieben und von dem Minister Staatssekretär Hugo B. Maret gegengezeichnet wurde.*) Ferner wurde an diesem Tage die sogenannte Dresdner Konvention unterschrieben, ein Geheimvertrag, der zunächst die sächsischen Abtretungen an das Königreich Westfalen regelte.**) Nach dem Posener Friedenstraktat hatte Sachsen für den preußischen Kreis Kottbus einen entsprechenden Streifen zwischen Erfurt und dem Eichsfeld abtreten sollen. Jetzt wurde das dahin geändert, daß ein Gebiet weiter nördlich, und zwar die Ämter Gommern und Sangerhausen und ein Teil von Mansfeld an Westfalen überlassen werden sollte. Sangerhausen wurde später (1808) in einem neuen Vertrage wieder durch andre Gebiete ersetzt. Außerdem setzte die Dresdner Konvention den König in den faktischen Besitz des Herzogtums Warschau, des Napoleonischen Geschenks, um das sich der König nie bemüht hatte, von dem er erst zwei Tage vor dem Tilsiter Friedensschluß benachrichtigt worden war. Scheinbar ein Beweis kaiserlicher Großmut, war es in Wirklichkeit eine drückende Bürde, die Sachsens König auferlegt wurde.

Napoleon sah seine Wünsche erfüllt, seinen Zweck erreicht. Unverzüglich rüstete er nun zur Abreise. Die Gerüchte, die sich im Laufe des Tags über die Abreise des Kaisers in der Stadt verbreiteten, fanden jedoch wenig Gläubige. Viele, die am Sonnabend zu kurz gekommen waren, schmeichelten sich schon mit der Hoffnung auf eine neue Illumination der Residenz am Abend. Andre wiesen auf den bal sans masque hin, der am Abend im neuen Saal des großen Opernhauses stattfinden sollte, und bei dem sich doch wohl auch der Kaiser zeigen würde. Bei Hofe war man jedoch schon von Napoleons Vorhaben unterrichtet, und man machte hier keine Versuche, den Vielbeschäftigten wider seinen Willen zu halten, als er um drei Uhr mit seinem Bruder bei der königlichen Familie eintrat, um sich zu verabschieden. Um vier Uhr rückten die Regimenter

*) Abgedruckt in der „Gesetzessammlung des vormaligen Herzogtums Warschau," aus dem Polnischen übersetzt von S. G. Laube. Posen, 1806, Bd. I, S. 1 ff., Nr. I.

**) Abgedruckt bei Martens: Recueil des Traités, 2. Ausg., Bd. VIII, S. 670.

Digitized by Google

wieder aus und besetzten die Brücke und den Weg bis zum Weißen Tore, den der Hof schon gestern auf der Fahrt nach Moritzburg passiert hatte. Um sechs Uhr donnerten die Kanonen und meldeten den Anwohnern beider Elbufer, soweit man noch nicht davon unterrichtet war, daß der Kaiser die Stadt wieder verlassen hatte. Der Zug war ähnlich wie bei dem Einzug. Auch der König begleitete seinen Gast wieder und fuhr mit bis Meißen, von wo er noch am Abend zurückkehrte, während Napoleon ohne längere Unterbrechung heim nach Frankreich eilte. In Leipzig, wo man den Kaiser schon seit einigen Tagen erwartete und große Vorbereitungen getroffen hatte, traf der Kaiser am Donnerstag früh um fünf Uhr ein und wechselte zur allgemeinen Enttäuschung nur die Pferde. Am 27. Juli war er in Paris.

Der fünftägige Besuch des Kaisers war für Hof und Residenz sicherlich eine große vielbemerkte Auszeichnung, um so mehr, als, wie der schon zitierte zeitgenössische Chronist hervorhebt, „Höchstdieselben (Napoleon) im gerechten Vertrauen auf die Biederkeit der Sachsen, keinen einzigen Mann von Ihren Leibgarden mitgebracht, sondern lediglich dem Schutze der Königlichen Trabanten die Bewachung Ihrer höchsten Person überlassen" hatten. Aber auch der Kaiser durfte mit der Aufnahme zufrieden sein; alles, was er wünschte, wurde ihm geboten: weitestes politisches Entgegenkommen, rauschende Ovationen, prunkvolle Hoffeste. Er hat später noch öfter in Dresden geweilt, und diese Tage voll weltgeschichtlicher Bedeutung haben den anscheinend bedeutungsarmen Besuch in den Julitagen 1807 im Allgemeinbewußtsein verlöscht. Es ist bekannt, wie er im Frühjahr 1812 nahezu zwei Wochen, umgeben von den Fürsten Europas, in Dresden Hof hielt, und wie er im Winter desselben Jahres auf seiner Flucht von Rußlands leichenbedeckten Schneefeldern den Schlitten Nachts auf ein paar Stunden in Dresden halten ließ, um mit Friedrich August heimliche Zwiesprache zu halten. Noch bekannter ist sein Aufenthalt im Sommer 1813, denn er währte Monate und verwandelte Dresden der Reihe nach in Napoleons Kriegslager, Residenz, militärischen Stützpunkt und schließlich sogar in ein blutiges Schlachtfeld. Aber wenn sich der Besuch im Jahre 1807 auch an weltgeschichtlicher Bedeutung diesen Ereignissen nicht vergleichen kann, so ist er doch für Sachsen nicht minder wichtig. Denn er ist die feierliche Besiegelung der sächsisch-französischen Allianz und ein notwendiges Glied in der Kette der damit verbundnen Ereignisse. Man kann ihn gewissermaßen mit einem Rekognoszierungsritt vergleichen, bei dem das Terrain für die zukünftigen Kämpfe erkundet und aufgenommen wurde.

Karl Credner

Digitized by Google

Von alten Büchern

Ein Kritiker aus dem achtzehnten Jahrhundert

Von B. Wülcker

Kritiker und Dichter haben sich in den letzten zwei Jahren gründlich gegeneinander ausgesprochen. Hin und her wogte die Flut von Artikeln, von Schriften und Gegenschriften über die Verseuchung, die Verrohung, die Gehässigkeit und die Zerstörungswut der Kritik, über ihre Souveränität, ihre ehrlichen, vom literarischen Völkerrecht anerkannten Waffen. Und auf dem Kriegspfad der Streitenden sproßten zarte Redeblumen, als da sind: „kriechendes lästerzüngiges Gelichter, feuchtfingrige Wegweiser zum Übermenschen, wüste Neuntöter, Kleingeziefer, Stechfliegengeschlecht, auf Kahlfraß hinarbeitende Schädlinge."

Außer solchen mit Vorliebe der Insekten- und Vogelwelt entnommnen Ehrentiteln und einigen neuen Wortbildungen wie „Ortsmilieu, ohrfeigenhaft, Schimpfkunst, Schimpfbold" ist nicht viel Neues bei dem Streit herausgekommen. Von jeher haben sich die Kritiker das Recht zugesprochen, ihren Ton nach Befinden zu wählen, und ebensolange haben sich die Dichter in Scherz und Ernst gegen die Urteile der ungebetnen Richter aufgelehnt.

Leser oder Kritiker? fragt Voß, und er antwortet:

Mein Lied gefällt, was Meister Feil auch spreche.
Für Gäste kocht' ich zu, was kümmern mich die Köche!

Goethe sagt kurz und bündig:

Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent —

und in Mörikes „Abschied" wird der Rezensent, der Abends „unangeklopft" eintritt und des Dichters Nase kritisch beleuchtet, frohen Sinns die Treppe hinunter geworfen. Da war doch der Pastor Lange in Laublingen seinerzeit glimpflicher gegen den Kritiker, der seine Oden getadelt hatte; er wollte ihm für seine kindische Arbeit, äußerste Schwäche und Ignoranz, niederträchtige Gesinnung, Mangel an Belesenheit und an Liebe zur Wahrheit nur einige sanfte warnende Schläge auf die Finger geben. Der Kritiker hieß G. E. Lessing.

Man hat gesagt, daß die Kritik unsrer Zeit verroht sei. Wenn man freilich jedem, der zur billigen Verköstigung der Abonnenten einen harmlosen Dilettanten in die Pfanne haut und ein Bändchen Verse zu pikantem Salat zerpflückt, jedem, der seine persönlichen Gegnerschaften in die Spalten der Zeitschriften hineinträgt, die Ehre antun will, ihn zu den Vertretern der Kritik zu rechnen, dann mag man die Kritik wohl verroht nennen.

Digitized by Google

War sie früher gesitteter? Die Polemik, die Faust und Werther hervorriefen, die Travestien der klassischen Dramen lassen fast daran zweifeln. Jedenfalls war sie produktiver. Es sind jetzt fünfzig Jahre her, daß Eichrodt seine „Lyrischen Karikaturen" dichtete. Das kleine Büchlein mit seinem feinen unaufdringlichen Humor wird wenig mehr gelesen, nur sein wackrer „Biedermaier" lebt noch fort. Seitdem ist außer „Der Tragödie Faust drittem Teil" von Vischer und Mauthners zwei Novellenbändchen „Nach berühmten Mustern" (die wohl nach dem berühmten Muster von Bret Hartes Condensed Novels gearbeitet sind) von Parodien wenig zutage gekommen. Heute sagt der Kritiker: Messieurs, je siffle bien, mais je ne chante pas. Aber vordem fehlte es im deutschen Dichterwald nicht an lustigen Spottdrosseln, deren übermütigen Liedlein man oft lieber zuhörte als den Weisen der verspotteten Sänger. Die schwungvollen Parabasen der Verhängnisvollen Gabel zitiert mancher, der von den parodierten Schicksalsdramen nie eine Zeile gelesen hat, Platens Romantischer Ödipus bewahrt Immermanns Trauerspiele vor der Vergessenheit. Hauffs „Mann im Mond," das Spiegelbild der Claurenschen Romane, wurde, besonders in Süddeutschland, noch gelesen, als den naiven Mimilis niemand mehr nachfragte. Und wer auf Erden wüßte noch etwas von Ernst Philippi und von dem Magister Sivers, hätte nicht die satirische Kritik ihre Namen der Nachwelt überliefert.

* * *

Es war zu der Zeit, als die deutsche Literatur unter der Herrschaft Gottscheds stand, als in der Kirche Pietisten und Orthodoxe einander befehdeten, da predigten in Lübeck zwei junge Gottesgelehrte, der rev. cand. Backmeister und Herr Magister Sivers, des Kantors ehrgeiziger Sohn. Der war eben von der Universität nach Hause gekommen, hatte sein bißchen Schulweisheit noch hübsch beisammen und war nicht gewillt, das gelehrte Rüstzeug einrosten zu lassen. Er brachte seinen ganzen Schulsack mit auf die Kanzel, trug der Gemeinde allsonntäglich theologische Streitfragen vor und warnte die Spittelweibchen und Pfründnerinnen vom St. Annenkloster vor den gefährlichen Irrlehren der Gnostiker und Aphtardozeten, der Marcioniten und Euthychianer. Dabei hatte er wie Lessings „Junger Gelehrter" mit zwanzig Jahren schon „hundert kleine Bücherchen" geschrieben und sandte gewissenhaft jedes Wort, das er drucken ließ, allen gelehrten Gesellschaften zu.

Herr Lukas Backmeister hatte seinen Sinn nicht auf so hohe Dinge gerichtet. Er wandelte durch die Straßen der alten Hansastadt mit niedergeschlagnen Augen und sittsamen Gebärden und war froh, wenn er aus Gottes Wort und einer alten Postille seine Predigt schlecht und recht zusammengetragen und sie bis zum Sonntag mühsam und fleißig auswendig gelernt hatte.

Wie mußten da die Lübecker erstaunen, als unter dem Namen dieses harmlosen, furchtsamen Jünglings eine scharfe Satire gegen seinen geistlichen Mitbruder zum Vorschein kam! Es war freilich nicht das erstemal, daß dem so übles widerfuhr. Zu seiner „Geschichte der Zerstörung Jerusalems" waren

Digitized by Google

boshafte „Anmerkungen“ erschienen, von einem Ungenannten ganz in des Magisters Geist und Stil abgefaßt, und hatten trotz dem ernsten Gegenstande viel zu lachen gegeben. Und als Sivers auf einem Stein aus dem Ufersand der Ostsee musikalische Noten zu entdecken gemeint hatte und diesen musikalischen Stein säuberlich in Kupfer stechen ließ und das Konterfei mit einem schönen lateinischen Begleitschreiben der Berliner Akademie zusandte, da hatte der Anonymus abermals eine Schrift wider ihn ausgehn lassen. „Vitrea fracta oder Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren auf einer gefrornen Fenster-Scheibe,“ so hieß diese Satire, die unter dem Schein einer tiefsinnigen Abhandlung über die Symbolik der Eisgebilde das Tun und Treiben des jungen Magisters als „nichtswürdig läppisch Zeug“ verspottete und ihm bittre Worte zu hören gab, nicht nur über seinen bunten Quark und sein barbarisches Küchenlatein, sondern mehr noch über seine dünkelhafte Vielschreiberei und den Bombast seiner deutschen Verse. Und jetzt war die Satire erschienen, die auf ihrem Titelblatt den Namen Backmeisters trug, und darin bekannte sich der Verfasser auch zu den gottlosen „Anmerkungen,“ die Sivers auf öffentlicher Kanzel verflucht und samt ihrem Autor, Drucker und Verleger in den Abgrund der Hölle verdammt hatte. Aber keine Seele in Lübeck wollte Backmeister eine solche Schalkheit zutrauen. Offenbar hatte der böse Anonymus den schüchternen, überhöflichen Jüngling fälschlich vorgeschoben, damit aus so einfältigem Munde der lustige Spott noch lustiger klinge.

Wer aber war es, der sich in übermütigem Versteckspiel unter der Maske des blöden Kandidaten verbarg und gemütsruhig sagte: „Da es meine Absicht gar nicht war, dem Herrn Mag. Sivers meinen rechten Nahmen zu sagen, so borgte ich so lange einen fremden“? Es war der erste deutsche Kritiker, der „das allgemeine Recht der Menschen zu critisiren vollkommen bewiesen hat,“ der große Stilist, in dessen Schriften die deutsche Prosa nach langer trauriger Verkümmerung zum erstenmal wieder aufblühte, Christian Ludwig Liscow.

Liscows „Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften“ erschien im Jahre 1739, ein stattlicher, schön gedruckter Oktavband von etwa tausend Seiten. In der Vorrede erteilt Liscow den Satiren seinen väterlichen Segen und will sich nun um ihr Schicksal nicht weiter bekümmern. „Sie haben schon Gutes und Böses erfahren, und es kan ihnen nicht viel ärger ergehen, als es ihnen ergangen ist, da sie das erste mahl in der Welt erschienen. Wenigstens werden sie, allem Ansehen nach, nicht mehr so vielen ungleichen Urtheilen unterworfen sein als ehemahls.“

Darin hatte sich Liscow getäuscht. Seine Schriften mußten zu allen Zeiten ungleiche Urteile über sich ergehn lassen. Er hat begeisterte Lobredner und absprechende Tadler gefunden, er ist vergessen und wieder entdeckt worden. Gervinus, Scherer, Bilmar sind einstimmig in der Anerkennung seiner unabhängigen Gesinnung, seines Muts, seiner männlichen Würde und Gediegenheit — Hettner wirft ihm vor, er habe sich zu kriechender Niedrigkeit entwürdigt. Julian Schmidt ist seines Lobes voll: selten oder nie wieder hat

Digitized by Google

der deutsche Humor solche Anmut und Zierlichkeit der Form erreicht — für Wilhelm Wackernagel sind die „Meisterstücke von Witz und Laune" nur langweilige Pasquille. Liscows Zeitgenossen nannten ihn den deutschen Swift, Bodmer hat ihn besungen, in Leipzig wurde er Goethe „als ein vorzüglicher Satiriker gepriesen und anempfohlen" — aber Goethe „konnte in seinen Schriften nichts erkennen, als daß er das alberne albern gefunden habe." Kant las die Satiren mit Vergnügen, Moses Mendelssohn hatte „keinen sonderlichen Geschmack an unserm Liscow," Johannes von Müller hat „einen witzigern Mann nie unter einer Nation gefunden als diesen, den die seinige vergißt."

Man hat nach den Ursachen dieses Vergessens gefragt und verschiedne Erklärungen dafür gegeben. Die einfachste und natürlichste Erklärung gibt Liscow selbst: „Ich weiß, daß satyrische Schriften, die wieder eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine kurtze Zeit gesuchet werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauren soll, und seinen Nahmen unsterblich machen will, der muß seine Sachen gantz anders anfangen als ich. — Es soll mir gleich viel seyn, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels après ma mort."

Das wohlbesetzte Büfett ist ihm nicht immer beschieden gewesen. Als er in Paris für die Wiederherstellung des abgesetzten Herzogs Karl Leopold von Schwerin tätig war, ließ es ihm der Herzog an den nötigsten Geldmitteln fehlen; als er später in kursächsische Dienste trat, Kriegsrat und Sekretär des Grafen Brühl wurde und das Unglück hatte, den allmächtigen Minister zu beleidigen, hat er vier Wintermonate lang im Amtsarresthaus zu Dresden schmale Gefangnenkost essen müssen. Und fast schien es, als sollte auch sein Ruhm nicht dauern. Über sein Leben war so wenig bekannt, daß Goethe schrieb: „seine Laufbahn war kurz, er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling." Liscow ist mit sechzig Jahren auf seinem Gute Berg bei Eilenburg gestorben (1761), hat Frau und Kinder hinterlassen, und als er die literarische Laufbahn betrat, hatte er schon das dreißigste Jahr überschritten. Diese Laufbahn war allerdings kurz, sie umfaßt nur wenig Jahre. Den Satiren gegen Sivers folgten rasch nacheinander die Schriften gegen Philippi, die „Nothwendigkeit der elenden Scribenten" und die Epistel über Manzels „Recht der Natur." Eine andre Epistel, die Liscows Namen trägt: „Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit" wurde erst vierzig Jahre nach seinem Tode herausgegeben, und es war lange zweifelhaft, ob er wirklich der Verfasser sei. Ich will hier auf die beiden Episteln nicht eingehn, sie sind oft genug besprochen und in Auszügen mitgeteilt worden.

Die Satire, „die unter allen Schriften den besten Abgang gehabt hat," „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" richtet sich gegen „die überhand nehmende Schmierfucht der albernen Schreiber, die lästigen Schwärme des gelehrten Ungeziefers."

Digitized by Google

Die literarische Überproduktion, die vile der gschrifft und der truckerei, hat schon Sebastian Brant beklagt. Er hätte nichts dagegen, wan man vil bücher wurff inns für. Und lange ehe es Karl Moor vor seinem tintenklecksenden Säkulum ekelte, hatte schon Leibniz gemeint, die immer wachsende greuliche Menge der Bücher könnte den Menschen die Wissenschaft verleiden.*) Liscow, der alles ironisch faßt, kleidet seine Verachtung der „unerträglichen Schmierer" in ironisches Lob. Er läßt einen Vertreter der elenden Scribenten eine Lob- und Verteidigungsrede seiner Sippe halten und darin auch den ergötzlichen Beweis führen, daß ohne diese mächtige Brüderschaft das Buchdruckergewerbe nicht bestehn könne.

Ich frage, ob die Buch-Handlung und Druckerey nicht ehrliche und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind, die verdienen, daß man ihnen alles gutes gönne? Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buch-Führer und Buch-Drucker wohl anfangen wolten, wenn keine elenden Scribenten in der Welt wären? Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brod nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerey und Buch-Handlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messe herauskommen, nur von 10 Jahren her und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan und nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß ein Jahr ins andere gerechnet ohngefehr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele?

Unsere, [der elenden Scribenten,] Schriften finden allemahl einen Verleger, Käufer und Leser. [Sie] sind so beschaffen, daß sie dem Pöbel nothwendig gefallen müssen. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernt haben, und von Sachen urtheilen, die wir nicht verstehen. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir schreiben drauf loß und kehren uns an nichts. Ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zweck nöthig achtet, haben wir uns zehnmal in Kupfer stechen lassen und den besten Platz in den Buch-Läden eingenommen. Unser Styl ist auch bei seiner natürlichen Scheußlichkeit schön. Er ist wie die Möpse speciosus ex horrido.

Aus den „Elenden Scribenten" (darin sich auch das sehr modern klingende Wort „Ueberforscher" [für Metaphysiker] findet),**) kann man erfahren, welcher Art die Bücher waren, die vor zweihundert Jahren am meisten gelesen wurden: „Man frage nur die Buch-Händler, ob nicht die Postillen, Romane, Brief-Steller, poetische Hand-Bücher und Trichter, Reim-Register, Notariat Künste, Complimentir-Büchlein, der Eulenspiegel den besten Abgang haben? Wie begierig sind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Uhsens

*) Leibniz und Liscow begegnen sich hier fast wörtlich: Je crains qu'.. on ne se dégoute des sciences .. et que par un désespoir fatal les hommes ne retombent dans la barbarie. A quoi cette horrible masse de livres qui va toujours augmentant pourrait contribuer beaucoup, schreibt Leibniz in den Préceptes pour avancer les Sciences (handschriftlich, zuerst herausgegeben 1840), und Liscow sagt: Die greuliche Menge der elenden Scribenten ist ebenso geschickt, eine Barbarey einzuführen als ein Schwarm von Ost- und West-Gothen.

**) Die Ueberforscher sagen: die Ordnung sey die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen (S. 545).

Digitized by Google

wohl-informirter Redner ist wenigstens neunmal aufgeleget, Hübners Oratorie hat eben das Glück gehabt."

Aber diese Satire handelt noch von ganz andern Dingen als von Feder, Tinte und Papier. „Parva est sapientia qua regitur mundus — Gering ist die Weisheit, wodurch die Welt regiert wird" —, dieser Satz zieht sich durch die Schrift hin und wird dargetan an Staat und Kirche, an Konzilien und Kirchenvätern, an „denjenigen, welche am Ruder sitzen, Völker regieren, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Rezepte verschreiben," an dem Beifall der Menge, an dem Wort, daß Volksstimme Gottesstimme sei. Politische Glaubenssätze, die heute noch gläubig nachgesprochen werden, sind für Liscow „abgedroschne Grillen," kaum der Widerlegung wert; Eigentum ist eine Erfindung der Not und des Geizes, von den künstlichen Kompromissen des philosophischen Christentums will er so wenig wissen wie von dem engen Gottesbegriff der Orthodoxen.

All das ist zwischen breite literarische Auseinandersetzungen eingestreut und gleichsam versteckt, sodaß ein flüchtiges Auge wohl darüber hinauslesen mag, und die Kühnheit der Meinungen steht in seltsamem Gegensatz zu der ruhigen Heiterkeit der Sprache. Liscow spricht seine Ansichten aus, gleichmütig und ohne sich zu ereifern, mit der gelassenen Ruhe, zu der andre erst gelangen, wenn sie von der stillen Höhe des Alters herab auf die Irrgänge und Zickzackwege des Lebens zurückschauen. Seine überlegne Ironie ist der natürliche Ausdruck seiner Denkart.

Aber kläglich ist es anzusehen, wenn seine Gegner, die er leider immer unter den Schwachen wählte, versuchen, seine Waffe zu führen. Dann kennt er kein Erbarmen. „Warum gab er sich mit mir ins Spotten? Warum wagte er sich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war? Er empfieng, was seine Thaten werth waren."

So erging es Philippi, dessen Name durch Liscows Satiren zu trauriger Berühmtheit gelangte. Philippi war in Merseburg Advokat gewesen, aber seine Prozeßführung hatte ihm wenig andres eingebracht als gerichtliche Verweise und Geldstrafen „vor die gebrauchten Injurien." „Er begab sich aus Verzweifelung nach Halle und wurde dort Professor der deutschen Beredsamkeit." Wenn die Verzweiflung Philippi zu nichts schlimmerm führte, so mochte er ja noch von Glück sagen. Mit mehr Grund hätte wohl die deutsche Beredsamkeit verzweifeln können, als ihren ersten öffentlichen Lehrstuhl dieser übel berufne Ignorant einnahm, dessen Unwissenheit durch die klägliche Unbeholfenheit, den mühseligen Schwulst seines Stils noch übertroffen wurde. „Allein es hatte niemand das Hertz, mit dem Hrn. Prof. Philippi anzubinden. Man fürchtete sich vor dessen Vater, der im Ober-Consistorio zu Dreßden viele Freunde hatte, und er blieb eine gute Zeit in der süssen Einbildung, die er von der Größe seiner Verdienste hatte, ungestöret. Aber gewisse Leute in Sachsen ersuchten mich inständig, mich auch über diesen elenden Scribenten zu erbarmen. Man schickte mir seine Sechs deutsche Reden, und ich muß bekennen, daß ich über diese Proben der heroischen Beredsamkeit des Hrn. Prof. Philippi erstaunte. Siehe! sprach ich, hier ist mehr als Sivers, und ver-

Digitized by Google

fertigte meine Lobrede, der ich den Titel Briontes der jüngere gab. Wer der Verfasser dieser Satyre sey, das konnte der Herr Prof. Philippi unmöglich erraten, und der Herr Prof. Gottsched hatte das Unglück, daß der stärckste Verdacht auf ihn fiel."

Gottsched beteuerte seine Unschuld. Er wußte freilich am besten, wie die Satire zustande gekommen war, aber er hat sich niemals gern die Finger verbrannt und fand immer einen Beherztern, der ihm die knisternden Kastanien aus dem Feuer holte. Und mit Behagen sah man in Leipzig der grimmen Fehde zu, die jetzt ausbrach und dem streitbaren Lehrer der jungen Nachbaruniversität Niederlage auf Niederlage brachte. Gottsched hatte sich vergeblich um die neugegründete Professur in Halle bemüht; ihm mag es besonders gefallen haben, wenn Liscow dem „Bekenner der Wohlredenheit" die Sünden gegen Sprache und Logik vorhielt, wenn er den Historiker, der nie auf die Quellen zurückging und nur seinen nächsten Vorgänger ausschrieb, in ironischer Lobrede verhöhnte: „Daß Du Deinen Hübner so wohl inne hast und dich, wenn es auf die Historie ankömmt, nicht mit den abgenützten Lumpen alter Tröster behängest, sondern auch die ältesten Geschichten mit den neuesten und frischesten Urkunden belegest! — Wie erquicket uns nicht die unerhörte Etymologie des Wortes Spittal; da du meinest, Spittal solle wohl seinem Ursprung nach so viel heißen als: Speist alle."

Diese kindliche Worterklärung möchte man Philippi noch am ersten zugute halten, denn die Etymologie erging sich damals auf dem weiten Felde willkürlicher Vermutungen, das vordem der Genealogie*) zum Tummelplatz gedient hatte. Aber Liscow hatte es nicht nur mit Schulschnitzern und Plagiaten zu tun, sein bitterster Hohn galt Philippis elender Servilität, dem sinnlos untertänigen Schwulst der „Heldengedichte" und öffentlichen Reden. Zwei Jahre wütete der Federkrieg, in dem alle Mittel galten. Philippi rühmt sich, daß er „die strafwürdigen Ausdrücke und anzügliche Beredsamkeit wider die hohen Ministros, deren Hulde er seine erhaltene Profeßion zu dancken, höheren Ortes berichtet," und denunziert seinen Gegner bei geistlichen und weltlichen Behörden. Und Liscows Kampfweise ist die eines übermütigen Raubritters. Was ihm von der Habe des andern in die Hände fällt, ist gute Beute. Da ergeht nicht, wie ein halbes Jahrhundert später von Wolfenbüttel nach Hamburg, eine kühne Ritterliche Absage — aus heimlichem Hinterhalt wird der Wehrlose überfallen. Wehe dem Manuskript Philippis, das bescheiden seine Straße zog, um an den verschlossenen Pforten der Verleger Einlaß und Unterkunft zu begehren — mehr als einmal haben Liscows Gesellen so ein armseliges Werklein aufgegriffen

*) Die Genealogie blühte besonders im siebzehnten Jahrhundert, wo in Deutschland wie anderwärts mitunter die ungeheuerlichsten Geschlechtsregister aufgestellt wurden. Mit wem es der gelehrte Historiograph besonders gut meinte, dem gab er alle römischen, trojanischen und biblischen Notabilitäten, die ihm gerade einfielen, zu Ahnherren, er sauste mit seiner Ahnentafel über Stock und Stein durch die Jahrtausende, bis er die abenteuerliche Fahrt im Garten des Paradieses zu Ende brachte und das erste Menschenpaar als älteste Ahnen seines Schutzbefohlnen ansprach. So beginnt eine Stammtafel Karls des Fünften mit dem unbestreitbaren Ahnvater Adam, „geschaffen im Jahre 1 am Freitag." (Sandoval, Historia del Emperador Carlos Quintos.)

Digitized by Google

und es seinem Widersacher ausgeliefert. Der versieht es mit Vorrede und Nachwort, gibt ihm einen neuen Titel und befördert es, also glossiert und parodiert, zum Druck. Jetzt tun die Verleger gern Tür und Tore auf, und das arme Machwerk muß verstümmelt und von grausamen Händen aufgeputzt an die Öffentlichkeit treten. Der ihm aber die Schmach angetan hat, bleibt im Dunkel der Anonymität, und der unglückliche Verfasser schlägt blind um sich und trifft solche, die ihm nie ein Leid zugefügt haben. „Ein großmütiger Löwe," so hat ein Zeitgenosse Liscows ihn genannt, und als Philippi durch eine Kette widriger Umstände seine Professur verlor, hat ihn ja auch Liscow unterstützt. Aber solange er Philippi gegenüberstand, wußte er nichts von Großmut und kannte nur das harte Recht des Stärkern.

Und endlich verdroß es ihn, daß der vielfach Besiegte sich noch so trotzig gebärdete, und er „beschloß, ihm den Rest zu geben."

(Schluß folgt)

Smyrna

Ein Reiseziel auf der Orientfahrt

Der Orient ist uns heute näher gerückt als Rom noch zu Cornelius Zeiten. Die Eisenbahn über Belgrad nach Stambul ist gar nicht einmal der bequemste Weg. Wer sorglos nach Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Konstantinopel, Athen reisen, wer zugleich die Annehmlichkeiten einer Seefahrt auf dem Mittelmeer genießen will, der mache eine Orientfahrt der Hamburger oder der Bremer Schnelldampfer mit. Will er gründlich die Zauberwelt studieren, wo aus dem Ruinenschutt der ältesten Kulturen endlich wieder neues Leben, hervorgerufen durch den Verkehr unsrer Zeit, sprießt, so muß er es natürlich anders anfangen. Aber vielleicht schmachtet er in den Ketten der Berufsarbeit und freut sich, wenn er die Ziele so mancher sehnsüchtigen Träume wenigstens in eiligem Fluge einmal sehen kann. Er wird ehrfürchtig an den Pyramiden, den stummen Zeugen einer sechstausendjährigen Kultur, weilen und mit Staunen die wieder gehobnen Schätze altägyptischer Kunst im Museum zu Kairo bewundern. Er wird in der Grabeskirche zu Jerusalem gepackt sein von der naiven Inbrunst, mit der dort Scharen von Gläubigen einen uralten Kultus fortsetzen. Er wird, an den verschlafnen Städtchen der phönizischen Küste vorbeifahrend, der Zeit gedenken, wo hier der Welthandel seinen Hauptsitz hatte, und auf der „geraden Straße" von Damaskus des Apostels gedenken, der von hier aus die Welt revolutioniert hat. An Kleinasiens Küsten und zwischen den Inseln entlang fahrend wird er mit Trauer den tiefen und zunächst unheilbaren Verfall gewahren, den die Landeskultur hier mehr noch durch die vollständige Entwaldung als durch das Türkenregiment erlitten hat. Die Vertilgung des Baum-

Digitized by Google

wuchses auf den Bergen hat alle geneigten Ebenen von Ackerkrume befreit und auch die einst von Ölbäumen und Reben, von Getreidefeldern und Weiden strotzenden Ebnen ausgedörrt.

Wohl hat auch die bleierne Last des Islams ihren hohen Anteil an der Schuld für diese Vernichtung. Sie drückt die Keime nieder, die hoffnungsvoll aufsprießen möchten. Und wenn das heutige Hellenentum, worin man leider die Nachkommenschaft von Perikles, Phidias und Epaminondas so wenig wiederfinden kann, eine verzweifelte Anstrengung macht, das Joch der mongolischen Muselmanen abzuschütteln, so wird es mit Untergang bedroht, wie die Armenier. Auch die asiatischen Griechen haben das unter furchtbaren Opfern erfahren. In ihren Herzen, namentlich bei den Städtern, wacht natürlich ein äußerst reger Irredentismus. Doch sie sind klug genug, ihn nicht hervortreten zu lassen. Die Chier waren so unbesonnen, sich gleich im Anfang des griechischen Freiheitskampfes dem Aufruhr anzuschließen; sie büßten es 1822 auf grausame Art; die Türken mordeten beinahe die ganze Bevölkerung der Insel, mehr als hunderttausend Menschen, und noch heute ist kein Gedanke daran, Chios dem türkischen Reiche zu entreißen. Wenn Kreta sein Ziel beinahe erreicht hat, so sind mit ihm die Verhältnisse der kleinasiatischen Griechen nicht zu vergleichen. Denn ihre Städte gehören dem Festlande an und sind rings herum von Dörfern umgeben, die ganz überwiegend türkisch sind, und von denen man sie nicht ablösen kann. Allerdings hat Smyrna eine größere griechische Bevölkerung als irgend eine andre Stadt, allein Konstantinopel und neuerdings Athen ausgenommen. Es hat unter seinen zweihunderttausend Einwohnern hunderttausend Griechen, d. h. beinahe so viel wie die ganze Bevölkerung der griechischen Hauptstadt (111000). An geistigem Einfluß soll es sogar das Griechentum von Stambul hinter sich lassen und hierin nur Athen nachstehn. Dieses wird von Smyrna übertroffen. Das ganze türkische Reich hat außer der Hauptstadt kein Gemeinwesen von derselben Größe wie Smyrna. Seine Eisenbahnverbindungen nach dem Innern Kleinasiens heben seinen Handel, sein ganzes Gedeihen immer mehr. Die Eröffnung der Dampfschiffahrt ist schon weit älter, aber seitdem Hamburger und Bremer Salondampfer von der Heimat wie auch von Nordamerika aus wohlvorbereitete Vergnügungsfahrten nach dem Orient unternehmen, rückt auch Smyrna in den Bereich der Ausflüge. Es kann sich freilich an Sehenswürdigkeit mit Kairo, Jerusalem, Konstantinopel, Athen nicht messen, aber verdienen denn nur gerade die höchsten Gipfel erstiegen zu werden? Ist nicht auf halber Höhe manchmal des Sehenswerten genug?

Troja und Pergamon haben in ihrem Boden der Nachwelt kostbare Schätze aufbewahrt. In Smyrna sollte man zu allererst ein geistiges Amphitheater betreten und seinen Blick rückwärts schweifen lassen. Das ganze blühende Leben des kleinasiatischen Griechentums ist bis auf diese eine Stadt und eine überall verbreitete aber nirgends bedeutende Diaspora verschwunden. Vor dem Glanze Athens, der erst mit der Besiegung der Perser voll zu strahlen begann, standen die Griechenstädte der kleinasiatischen Küste keiner Mitbewerberin nach, wahrscheinlich vielen voran. In Handel und Schiffahrt lag hier die Quintessenz

Digitized by Google

der griechischen Tatkraft, nicht etwa in Korinth und Athen und noch viel weniger in Sparta und Theben. Schon um 600 v. Chr. gründete Phokaia Marseille, dessen Handel es jahrhundertelang monopolisierte. Von Milet aus wurden etwa um dieselbe Zeit die meisten Kolonien am Schwarzen Meere gegründet, und ebenfalls behauptete die Stadt den Alleinhandel, bis Athens Seemacht dem ein Ende machte. Die Jonier standen allen voran. Die mittlere kleinasiatische Westküste gehörte ihrem Stamme, die berühmtesten Städte waren ihre Gründungen, darunter Phokaia, Smyrna, Klazomenai, Kolophon, Ephesus, Priene, Milet. Dem gegenüber hatten die nördlich bis zum Hellespont wohnenden Äolier und die südlich bis nach Lykien hin die Küste beherrschenden Dorer keine ebenso bedeutenden Namen aufzuweisen. Sie waren mehr Ackerbauer, die Jonier mehr Kaufleute, Schiffer, Industrielle, kurzum mehr Städter, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß selten die Kolonisten einem einzigen Stamme angehörten. „Die Vereinigung verschiedner Stämme zu einer Gründung, so sagt Curtius, trug wesentlich zum Gedeihen derselben bei, und die Geschichte von Sybaris und Kroton, von Syrakus und Akragas beweist, welch einen Erfolg es hatte, wenn achäischer Heldensinn und dorische Energie sich mit dem beweglichen Charakter einer jonischen Menge vereinigte. Die Griechen vereinigten in sich wie kein andres Volk einen unersättlichen Trieb, in die Ferne zu dringen, mit der treuesten Heimatliebe. Wohin sie kamen, brachten sie ihre Heimat mit. Feuer, am Stadtherde entzündet, Bilder der angestammten Gottheiten, Priester und Seher aus den alten Geschlechtern begleiteten die ausziehenden Bürger. Nicht der Boden und das Gemäuer darauf machten nach griechischer Vorstellung die Stadt aus, sondern die Bürger. Wo also Milesier wohnten, da war ein Milet. Die Kolonien, so sagt der große Künstler der Darstellung griechischer Geschichte, haben das übervölkerte Griechenland gerettet."

Von dieser kleinasiatischen Herrlichkeit ist wenig übrig geblieben. Die Säulendächer der Tempel, die Theater, die klassischen Bildwerke, die festen Stadtmauern, die hochragenden Akropolen sind ganz verschwunden oder höchstens noch in dürftigen Fundamenten vorhanden. Die Märkte, wo man sie noch erkennen kann, sind ohne Leben, die Häfen und Reeden ohne Schiffe, die Wohnhäuser sind nicht mehr, Ziegen suchen sich eine dürftige Nahrung, wo einst Philosophen, Künstler, Staatsmänner ihre Gedanken austauschten, und wo Helden den Ansturm von Barbaren abwehrten. Von allen Städten, die wir genannt haben, und von vielen andern unerwähnt gebliebnen ist nur noch Smyrna in lebendiger Blüte: ein einziges noch gedeihendes Reis von dem einst mit mächtiger Krone weithin ausgreifenden Baume. Der Handel hat seine Stätten verlassen und Pfade aufgesucht, von denen sich ein Herodot oder ein Aristoteles nichts träumen ließ. Mit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien verödete das östliche Becken des Mittelmeers immer mehr. Wenn nun auch der Suezkanal hier eine neue, vielbefahrne Straße geschaffen hat, so hat doch der Verkehr die ganze griechische Welt kaum berührt. Die Handelsflotten sind nicht mehr in den Händen der Phönizier und der Griechen, sondern der Briten, der Deutschen, der Norweger und der Amerikaner. Das war ein Verhängnis der

Digitized by Google

Weltentwicklung, das die Nachkommen der Xerxesbesieger nicht abwenden konnten. Auf ihre eignen politischen Verfehlungen, auf die geistige Verknöcherung, die sich seit dem Siege der Römer und noch mehr seit der Alleinherrschaft des Christentums über das Griechentum legte, wollen wir nicht eingehn. Folgten diesen Verschuldungen doch alsbald wieder furchtbare Schicksalswendungen, die die Griechen wehrlos über sich ergehn lassen mußten: der Siegeszug des Islams, die Invasion der Türken, die verwüstenden Einfälle der Mongolen bis nach Vorderasien hinein.

Aber einen Fluch haben sie sich selbst bereitet, wie alle Mittelmeervölker: die Entwaldung ihrer Gebirge. Sie kannten die furchtbaren Folgen nicht. Mit der Abholzung der Berge starb das engmaschige Wurzelgeflecht ab, das die weiche, schwammartige Krume auf den Bergen festhielt und das in den warmen Ländern vollends unschätzbare Naß der Regenzeit bis in den Sommer hinein bewahrte. Das weiche Erdlager auf den Abhängen rutschte hinunter, die nackten, unfruchtbaren Felsen kamen zum Vorschein, und oft genug überschüttete ein steiniger Detritus die üppigsten Täler. Die Küste Griechenlands wie die Kleinasiens ist heute kahl und felsig, die Inseln sind es auch. Die prächtigen Waldungen von Oliven, Eichen, Zypressen und Fichten sind verschwunden. Heute fände Athen nicht mehr das Bauholz zu einer Flotte, wenn es auch alle seine Besitzungen zur Zeit des Perikles absuchen wollte. Die Regengüsse können nicht mehr in den Boden einsickern, die Fluten strömen rasch in den Wasserrinnen zusammen, rauschen zum Meere hinab, und alles ist wieder trocken. Das hat auch die Fruchtbarkeit in dem niedrigern Gelände stark vermindert; die Wasserleitungen und Berieselungen versagen den Dienst. Wo aber das Wasser noch hinkommt, wo es bis zur Ernte einigermaßen vorhält, da ist auch heute noch der alte Segen der Demeter wie zur Zeit der eleusischen Feste. Korn und Viehweiden gedeihen, und die Kelter liefert reiche Mengen von Wein; sogar bis hoch ins Gebirge hinauf sieht man Rebenkultur, auf dem Libanon zum Beispiel bis etwa 1300 Meter über dem Meere; wäre die Behandlung des Weins nur besser, so würde er dem Westeuropäer schon munden, aber das versteht man im Orient nicht. Die Muhammedaner bauen ebenfalls viele Reben, obgleich sie keinen Wein trinken; sie trocknen die Beeren zu Rosinen; gerade die jetzt so allgemein beliebten kernlosen kleinen Rosinen, die die alten kernreichen Alicante- und Valenciarosinen völlig aus dem Felde geschlagen haben, kommen von Smyrna. Viele Kulturen sind in Kleinasien eingezogen, von denen das Altertum wenig oder keine Kenntnis hatte: die der Zitronen und der Orangen, des Maulbeerbaums mit dem Seidenwurm, der Baumwolle.

Wo in den nicht ganz wasserarmen Gegenden nur eine Verkehrsgelegenheit geschaffen wird, da blüht die Bodenkultur rasch wieder auf. Der Bauer kann seine Erzeugnisse wieder verwerten, er gewinnt allmählich etwas Kapital, mit dem er intensiver wirtschaften kann, und er hat wieder Vertrauen zur Verwaltung und zur Rechtspflege. Solange das Innere des Landes von der Hauptstadt ganz abgeschnitten ist, können sich Pascha und Kadi und ihre untergeordneten Organe jede Erpressung erlauben. Wenn aber höhere Gewalt rasch herbeieilen kann, stehn auch sie in Zucht. Das Land in der Nähe der ana-

Digitized by Google

tolischen Eisenbahnen zeigt, wie schnell diese Umstände der Kultur und dem Wohlstande zugute kommen.

Smyrna war an der kleinasiatischen Westküste die einzige Handelsstadt geblieben, ausreichend, den geringen Güterumsatz mit der Außenwelt zu vollziehen, den die Zerstörungen des spätern Altertums und des Islams übrig gelassen hatten. Schon vor der Erbauung von Eisenbahnen begann es wieder aufzuleben. Als einzige Besitzerin eines nennenswerten Verkehrs wandten sich die ersten Versuche mit Eisenbahnbauten in diesen Gegenden ihr zu. Schon 1856 erbaute eine englische Gesellschaft einen Schienenweg südostwärts nahe an der Stätte des alten Ephesus vorbei nach Aidin, von wo er später unter Erbauung einiger Zweiglinien ostwärts nach Diner im südlichen Phrygien weiter geführt wurde. Eine andre englische Gesellschaft erbaute 1863 bis 1866 eine Bahn über das alte Magnesia nach Kassaba, die die Türken 1892 nach Afiun-Karahissar (heute einer Station der anatolischen Eisenbahn an der Strecke nach Konia) ausbauten, und die inzwischen schon eine Zweigbahn von Magnesia (Manissa) nordwärts nach Soma erhalten hatte. Damit ist Smyrna die Mitte eines Eisenbahnnetzes geworden, das das ganze alte Lydien durchzieht, auch dessen alte Hauptstadt Sardes berührt. Das Tal des alten Hermos ist dadurch dem Verkehr erschlossen worden und hat etwas von seinem frühern Wohlstand wieder erlangt. Smyrna ist darüber zu einer Handelsstadt von 200000 Einwohnern geworden, die von vielen Dampfern unter englischer, österreichisch-ungarischer, italienischer, französischer, russischer Flagge besucht wird, auch die der Hamburger Levantelinie und der Bremer Argolinie nicht zu vergessen. Es hat einen von einer französischen Gesellschaft erbauten künstlichen Hafen ohne unmittelbare Verbindung mit der Eisenbahn und an andrer Stelle, wo die Eisenbahn endet, eine Mole, an der kleinere Schiffe unmittelbar mit der Eisenbahn in Verbindung treten können. Seine Einfuhr und Ausfuhr zur See zusammengerechnet belaufen sich jährlich auf etwa 160 Millionen Mark, das ist, um einen Maßstab zu geben, etwa ein Achtel des Seeverkehrs von Bremen.

Die Einfahrt nach Smyrna ist prächtig. Die Westküste von Kleinasien ist schärenartig kraus. Am Ostende einer ihrer am tiefsten eingeschnittnen Buchten, dem etwa fünfundzwanzig Kilometer langen Golf von Smyrna, liegt die Stadt. Vor dem südlichen Vorsprung des Landes liegt die Insel Chios; der Nordseite, die weniger als Landzunge ausgebildet ist, ist die Insel Mytilene (Lesbos) vorgelagert. Die Entwaldung hat hier überall eine reine Berglinie geschaffen; es fehlt die weiche, ausgleichende Ausfüllung durch den Baumwuchs. Für das Auge des Liebhabers klassischer Landschaft sind die Formen wundervoll; was geht ihn die wirtschaftliche Schädigung an? Man steht auf der Brücke des neuzeitlichen Salondampfers und denkt der Zeiten, wo in diesen Gewässern die Phönizier im Solde der Perserkönige mit den griechischen Trieren kämpften, bei Milet siegten und bei Mykale vernichtet wurden. Grau schimmern heute die Berge, hie und da ein Olivenwäldchen tragend, etwas höher hinauf klettern auch vereinzelte Pinien. Die Vegetation ist etwas reicher als an den meisten dieser Küsten. Am Fuße der Berge sieht man Felder, Gärten, verschlafne Dörfer, je näher man der Stadt kommt, desto mehr auch Villen der wohlhabenden Smyrnioten.

Digitized by Google

Smyrna selbst, die Stadt im eigentlichsten Sinne, imponiert nicht sehr. Sie liegt ziemlich eben an einer geraden Uferlinie. Der terrassenförmige Aufbau, den man an vielen Mittelmeerstädten bewundert, zum Beispiel an Genua, Neapel, Beirut, Jaffa, Konstantinopel, fehlt hier. Aber rechts und links die edeln Gebirgszüge, das blaue Meer mit dem Hafen voller Segelschiffe (meist mit den malerischen lateinischen Segeln) und qualmender Dampfer, und weit im Bogen darüber ausgespannt der südliche Himmel in seinem satten Blau, bedeckt mit einem zerstreut segelnden Geschwader weißer Wölkchen — alles das ist doch ein berückender Anblick. Betritt man die Stadt, so findet man von ihrer großen Vergangenheit zunächst nichts. Im Altertum hat sie im Vergleich zu Milet, Ephesus, Phokaia eine bescheidne Rolle gespielt. Gerade das große Zeitalter fiel für sie aus. Das ältere Smyrna, das etwas nördlich von dem spätern und heutigen lag, war keine jonische sondern eine äolische Gründung, die schon um das Jahr 1000 geschehen sein mag. Es wurde von der jonischen Nachbarstadt Kolophon um 700 unterworfen und in den jonischen Bund gedrängt, jedoch von dem Lyderkönig Alyattes, einem Zeitgenossen des Kyaxares und des Philosophen Thales, um 580 erobert und zerstört. Es muß im Altertum einen poetischen Nimbus gehabt haben, denn unter den vielen Städten, die die Ehre der Geburtsstätte des Homer in Anspruch nahmen, fand man, habe Smyrna den bestbegründeten Anspruch. Von diesem ältesten Smyrna zeugen heute nur noch einige kyklopische Mauerreste. Von 580 bis etwa 300, gerade als die übrigen jonischen Städte am prächtigsten blühten, war die Stadt ausgetilgt. Erst nach Alexanders Siegeszug entstand sie von neuem; nun kam ihr der Vorteil der tief ins Land vorgeschobnen Lage zugute. Der Name Neu-Smyrna führt leicht irre. Was man so nennt, gehört der Diadochenzeit an und markiert sich heute noch durch ein Stadion und ein altes Theater, die beide natürlich nur noch in ihren Grundzügen erkennbar sind, einen Äskulaptempel, von dem dasselbe gilt, und einer Akropolis, die im Laufe der Zeiten mehrfach umgebaut ist, sodaß sie ihren ursprünglichen Charakter ziemlich verloren hat. Diese Burg legten die alten Griechen ihrer Gewohnheit getreu auf einem isolierten, nicht zu hohen Berg an, der im Notfall Raum für die Unterkunft der Bürgerschaft bieten, von dieser aber auch wirksam verteidigt werden konnte. Aus dieser Zeit sind nur noch die Fundamente der Mauern vorhanden. Die höhern Teile mögen durch ein Erdbeben vom Jahre 178 zerstört sein, doch lebte die Stadt unter dem milden Zepter Mark Aurels wieder auf. Es entstand eine riesige gewölbte Zisternenanlage, die jedoch vielleicht nicht älter als die byzantinische Herrschaft ist. Auch diese Bauten gingen wieder zugrunde — wann, das weiß man nicht. Im Mittelalter wechselte die Stadt mehrfach die Herrschaft. Genuesen bauten die Akropolis zu einer Festung um, von der der größte Teil der noch stehenden Mauern herrührt. Die Johanniter von Rhodos besaßen sie von 1344 bis 1402, dann erlag sie der furchtbarsten Gottesgeißel, die jemals über Vorderasien geschwungen ist, dem Sturm der Mongolen. Daß sie sich auch aus dieser Zerstörung wieder erholen konnte, ist ein glänzendes Zeichen für die natürlichen Vorzüge der Örtlichkeit, namentlich da Erdbeben und Pest auch noch ihre verderblichen Einflüsse geltend machten. Die Überreste von

Digitized by Google

Bauten einer großen Vergangenheit sind freilich allesamt verschwunden. Mehr als die Erdbeben mögen aber die Kalköfen alles verschlungen haben, was einst des Künstlers Hand aus Marmor bildete: die Statuen von unbeschreiblichem Ebenmaß, die Säulen und Architrave wie die Stufen des Theaters.

Vom Mittelalter ist kaum etwas erhalten als die Umfassungsmauern der Burg, der Akropolis des Altertums. Sie sind von ansehnlicher Ausdehnung, aber ohne archäologisches Interesse. Wundervoll ist dagegen der Blick von ihrer Höhe nach Westen über die ansehnliche Stadt mit ihrem von segelbespannten Masten, von qualmenden Schornsteinen belebten Hafen, eingerahmt von Gebirgszügen mit edeln Linien. Über ihr breitet sich der blaue Himmel aus, der Griechenland und Kleinasien so glücklich auszeichnet. „Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns," wo hätte man mehr Veranlassung, sich dessen dankbar zu erinnern als hier, wo der sagenhafte Dichter am Ufer des Menesbaches seine Kinderzeit verlebt haben soll! Nach Nordosten zu bildet das sagenberühmte Sipylosgebirge die Grenze unsers Ausblicks; jenseits davon, nicht fern, liegt Magnesia. Nach Osten zu dehnt sich ein weites muschelförmiges Becken, das in vortrefflicher Bodenkultur steht. Saaten und Gemüsefelder bedecken den Boden, Oliven-, Feigen-, Maulbeer- und Obstbäume ragen aus dem gesättigten Grün hervor, der zartgraue Schimmer der Oliven mildert die Frische des Kolorits. Man sieht wieder einmal, welchen Reichtum die Natur hier entfalten kann, wenn nur einigermaßen ausreichendes Wasser da ist. Es ist mehr Baumwuchs auf den Bergen als gewöhnlich in diesen Gegenden, und das begünstigt sichtlich die Üppigkeit. Prachtvoll wirken die dichten schwarzgrünen Zypressenwälder, wo die Muhammedaner ihre Toten bestatten. Nach Osten geht eine uralte Straße auf Sardes zu, die den Sipylos links liegen läßt und schon bei Kassala das Hermostal und die Eisenbahn nach Afiun-Karahissar erreicht. In frühern Zeiten, vor Eröffnung des Schienenweges, gingen hier die Karawanen ins Innere des Landes. Noch heute heißt eine Brücke über den Menesbach die Karawanenbrücke. Der eigentliche Verkehr ist auf die Eisenbahn übergegangen, doch sieht man, aus dem Gelände und der nähern Umgegend kommen noch manche Kamelzüge, die den orientalischen Charakter der ganzen Szenerie wesentlich erhöhen. Man hat hier ein Bastardkamel, das vom afrikanischen Dromedar die Einhöckrigkeit, vom zentralasiatischen Trampeltier die lange Behaarung hat, ein starknochiges, leistungsfähiges Tier.

Kaffeegärten mit griechischen, armenischen und türkischen Inschriften laden zum Besuch ein. Die Lauben, die Bänke und Tischchen im Freien erinnern an unsre Vorortwirtschaften. Wendet man aber den Blick auf die antike Wasserleitung, so ist man heimatlichen Vorstellungen bald entrückt. In kühner Konstruktion, drei Bogenreihen übereinander und auch in ihrem Grundriß einen Bogen beschreibend setzt sie über das Tal. Und was das merkwürdigste ist: sie ist noch in Betrieb. Zwischen den Fugen der Quadern sickert das Wasser heraus; das belebende Naß hat das alte Gemäuer mit einem höchst malerischen Behang von Algen und Schlingpflanzen überzogen.

In der Stadt herrscht der griechische Charakter durchaus vor. Die allgemeine Tracht der Männer ist die europäische, jedoch mit dem Fes als Kopf-

Digitized by Google

bedeckung; auch die Türken, die etwa den vierten bis fünften Teil der Bevölkerung ausmachen, gehn so. Turbane sind äußerst selten, auch verschleierte Frauen sieht man wenig. Weitaus die meisten Inschriften an den Straßen sind griechisch. Der Handel liegt vorwiegend in den Händen der Griechen, obwohl auch Juden zahlreich sind. Sie werden auf fünfzehn- bis zwanzigtausend geschätzt, die Armenier auf achttausend, die Anhänger der römisch-katholischen Kirche, meist Italiener und Österreicher, auf zehntausend. An einer protestantischen Mission fehlt es natürlich nicht. Moscheen sind sehr zahlreich, ihre Minarete treten aber nicht so hervor, daß sie der Stadt den besondern orientalischen Reiz verleihen könnten, den man zum Beispiel in Kairo, Damaskus, Konstantinopel so ausgesprochen findet. Auch die Basare verraten mehr europäischen Handel als die in Kairo und Damaskus, obwohl man auch hier nachgemachte orientalische Raritäten, Pistolen, afghanische Gewehre, persische Dolche usw. in Menge trifft. Die Smyrnaer Teppiche werden nicht so sehr in der Stadt fabriziert als weiter landeinwärts, wobei ein spezifisches Rohmaterial eine große Rolle spielt. Der Teppichhandel ist außerordentlich in Schwung; wenn man auch von vornherein sagt, daß man nicht kaufen will, so zeigen einem die Händler doch mit großer Dienstbeflissenheit die schönsten großen Smyrnateppiche wie die kleinen kostbaren seidnen Perser und die ebenfalls sehr teuern Bokharateppiche. Der Verbrauch des Orients an Teppichen für Moscheen, Prunkzimmer der Wohlhabenden, neuerdings auch für Hotels und Cafés ist enorm. Sonst ist doch der Reichtum dieser Gegenden wahrlich nicht so groß, daß man sich solche Verschwendung leicht erklären könnte. Industrie und Handwerk sind in Smyrna nur dürftig. Kairo steht in dieser Beziehung weit höher. Dort sieht man im eigentlich arabischen Viertel in vielen Dutzenden von Straßen eine Werkstatt neben der andern. In einigen Straßen wohnen zum Beispiel nur Schuster, die nur rote Saffianpantöffelchen machen. Dort sind die Gewerke noch vielfach so an die Straßen gebunden wie bei uns im Mittelalter, und wie es im frühsten Altertum in Babylon gewesen sein mag, als dessen Gewebe und Geschmeide, Waffen und Geräte von den Phöniziern nach allen Mittelmeerländern vertrieben wurden. Smyrna scheint nur für seinen eignen Bedarf und den seiner allernächsten Umgegend zu arbeiten. Darum sind denn auch alle Basare voll von europäischen Artikeln, und sogar Teppiche führt man in gewissen Sorten aus England und aus Deutschland ein. Was soll man von Smyrna sagen, wenn man im abgelegnen Damaskus Artikel, die die europäische Großindustrie billig herstellen kann, nur als europäisches Erzeugnis sieht. Die Damaszenerklingen werden nicht mehr in Damaskus gemacht, und in den feinsten Beduinenzelten trägt man Baumwollzeuge, die in Manchester gewebt sind, und kleidet sich in bunte Stoffe, die in Elberfeld oder in Barmen gefärbt sind — von schwedischen Zündhölzern, deutschen Petroleumlampen, Hinterladern ganz zu schweigen. Ganz vorsichtig streckt auch die Industrie ihre Fühlhörner aus. Die Wasserkraft des Menes treibt einige große Mühlen. Einige Gießereien und Maschinenfabriken haben auf Grund des örtlichen Bedarfs bestehn können.

Daß Smyrna weniger orientalisch ist als Kairo, Jerusalem, Damaskus,

Digitized by Google

hat den großen Vorteil, daß es reinlicher ist. Immer noch gibt es Schmutz genug, und das Pflaster quält Mensch und Pferd, aber es ist doch ideal im Vergleich zu dem, was Konstantinopel und gar sein asiatisches Gegenüber, Skutari, der Welt zu bieten wagen.

Das Wohnen in Landhäusern hat auch hier mit zunehmender Landessicherheit rasch um sich gegriffen. Wo auf den nahen Bergen ein Wässerchen herabrieselt, da wird es aufgefangen, damit es den Boden für Garten und Flur tränkt. Dunkle Zypressen verkünden schon von ferne dem nahenden Wandrer das gepflegte Land. Obstbäume, Oliven, Maulbeerbäume gesellen sich hinzu. Unter ihren Zweigen entfaltet sich ein köstlicher Flor von Rosen, Oleander, Margariten, Rosmarin, Narzissen. Die Hecken sind, was man schon auf Korsika, in Neapel und auf Sizilien so viel sieht, aus stachlichtem Opuntienkaktus gebildet. Unter den wilden Blumen behaupten im Frühling prachtvolle dunkelrote Anemonen den ersten Platz. Kleine Fährdampfer oder Lokalzüge der Eisenbahnen bringen Morgens die Geschäftsleute aus ihren Villen in die Stadt und Abends wieder zurück; auch die Bauern mit vortrefflichem Gemüse sieht man diese neuzeitlichen Verkehrsmittel an der Geburtsstätte Homers benutzen. So bedeckt sich das Gelände um Smyrna herum immer mehr mit blühenden Vororten.

Die Stätte einer schon im Altertum so hohen Kultur bietet natürlich, wenn auch nicht in der Stadt selbst, so doch in der Umgegend manche Überbleibsel, die den Erdbeben wie der Zerstörung durch Krieg und Glaubensfanatismus getrotzt haben. Dabei grassiert ebenso natürlich die Liebhaberei, solchen Ruinen prunkvolle Namen aus der Geschichte und der Sage beizulegen. Das ärgste, was Leichtgläubigen zu bieten gewagt wird, ist wohl „Rahels Grab“ zwischen Jerusalem und Bethlehem: eine muhammedanische Kubba. Bei Smyrna, am Sipylos, über der Nachbarstadt Cordelio zeigt man das „Grab des Tantalus.“ Immerhin ist dieses ein uraltes Grab, denn es ist mit einem Scheingewölbe nach mykenischer Art bedeckt. Welcher Held oder König dort auch seine ewige Ruhestätte gefunden haben mag, heute ist es ein romantischer Punkt zwischen Felsen; der Weg dahin bietet wunderherrliche Ausblicke über Meer und Land.

In größern Entfernungen liegen Ephesos, Magnesia, Sardes, Pergamos. Leicht zu erreichen auf einer durch wechselreiche Ausblicke ausgezeichneten Bergbahn ist das 77 Kilometer entfernt liegende Ephesos. Einst lag sein Hafen nur eine Viertelstunde vor dem Tore. Seitdem hat der Kaistros Massen von Schlamm und Erde von den entwaldeten Bergen ins Meer gewälzt und den Saum der Küste um vier Kilometer weiter hinausgeschoben und leider kein bewohnbares Land, sondern einen Fiebersumpf gebildet. Wie eine Niobe trauernd um vergangnes Glück, so liegt die Akropolis da. Von dem berühmten Tempel der Artemis, der den Parthenon um das Dreifache übertroffen haben soll, von Theater, Odeion, Stadion, Gymnasium und Markt sind nur noch die Fundamente oder gar nur die Linien im Boden zu erkennen. Die Ruinen einer über Bogen geführten Wasserleitung erinnern an die römische Campagna. Aus spätrömischer Zeit hat sich ein zweites Gymnasium etwas besser erhalten; es stehn

Digitized by Google

noch vier Granitsäulen. Die Mauern der Akropolis haben mittelalterliche Zinnen. Die Goten waren die ersten Zerstörer, die hier eindrangen, doch fiel ihnen (263 n. Chr.) nur das Artemision zum Opfer. Erst im dreizehnten Jahrhundert wurde durch die Türken dem mehr als zweitausendjährigen Dasein der zuletzt freilich schon immer mehr verfallenden Stadt ein Ende gemacht.

Etwas weiter südlich locken die aus der Verschüttung wiedererstandnen Ruinen einer andern jonischen Stadt: Priene. Nicht nur Pergamos bedeutet den Ruhm Humanns, auch Priene verkündet ihn. Die Engländer hatten hier 1765 und 1868 sehr unvollständige Ausgrabungen vorgenommen. Humann, von Milet kommend, erkannte, daß noch große Schätze zu heben seien, und leitete die Sache ein. Nach seinem allzu frühen Tode übernahmen Dr. Wiegand und Dr. Schrader die Ausgrabungen und erreichten Großes. Sie legten den ganzen Stadtplan bloß; es kam eine überraschend regelmäßig gebaute Stadt zutage. Die Baumeister waren mit geradlinigen Straßen rücksichtslos über die starken Unebenheiten des Bodens hinweggegangen. Ein Athenetempel von je elf Säulen an den Langseiten und je einer an den Kurzseiten lag auf einem erhöhten Punkte. Säulenhallen hatten den Platz auf drei Seiten umgeben, in ihrer Mitte einen großen Altar umschließend. Daran hatte sich ein Tempel des Asklepios geschlossen, der im jonischen Stil die Merkwürdigkeit zeigte, daß der Fries fehlte, der Architrav also unmittelbar auf den Säulen lagerte. Das Areal der Stadt war nicht groß, doch fand man ein Prytaneion, das Rathaus, und daneben einen rechteckigen, mit Sitzreihen bedeckten Platz für Volksversammlungen, endlich aber ein stattliches Theater mit halbrundem Zuschauerraum, wie es „von ähnlich guter Erhaltung ... in keinem der vielen griechischen Theater, welche in den letzten Jahrzehnten aufgedeckt sind, sich gefunden hat.“ Jetzt ist alles wieder bloßgelegt, und man kann sich wieder hineinversetzen in die Zeit, wo die Dramen der großen attischen Tragiker auch hier die Herzen erschütterten. Himmel und Gebirge, die Ebene des Mäander und das ferne blaue Meer sind dieselben wie im klassischen Altertum. Aber was Menschenhand errichtet hatte, haben Erdbeben und langsame Verwitterung im Verein mit Menschenhand zerstört. Nur die Sitzreihen, die Bühne, die Orchestra, zehn Halbsäulen, meist ohne Kapitäl und Architrav, zeugen noch von verschwundner Pracht.

Auch das einst weit berühmtere Milet, etwas weiter südlich liegend, hat Dr. Wiegand bloßlegen können. Diese blühendste der jonischen Städte lag auf einer Landzunge weit ins Meer hinausgeschoben. Seine vier Häfen wimmelten von Schiffen. Vorn an der Landspitze lagen zwei mächtige Marmorlöwen, deren Trümmer noch vorhanden sind. Aber das Meer hat sich um elf Kilometer zurückgezogen. Der Mäander hat von den entwaldeten Bergen so viel Schutt heruntergewälzt, daß Poseidon, der Schutzgott der Milesier, den Rücken wenden mußte. Aus den riesigen Dimensionen des Forums — es ist größer als das römische — kann man ahnen, wie hier der Handel geblüht haben muß. Das Rathaus (Buleuterion) hat man in seinem Unterbau vollständig bloßgelegt; es imponiert ebenfalls durch seine Größe. Mit Handel und Politik ging die Kunst Hand in Hand: auch das Theater entsprach durch seine Größe jenen Anlagen, es muß nicht nur den Milesiern, sondern Tausenden von Gästen

Digitized by Google

Raum geboten haben. Jetzt liegt an der Stätte dieser Herrlichkeit ein elendes türkisches Dorf; Fieberdünste wehren heute die bessere Besiedlung. Milet ist ausgestorben.

Mit der von Smyrna nach Norden und dann nach Osten (nach Afiun-Karahissar) gerichteten Eisenbahn gelangt man leicht nach Manissa, dem Magnesia ad Sipylum der Alten. Die Entfernung beträgt nur 66 Kilometer. Man fährt um den Sipylos links herum und kommt bald in das fruchtbare Tal des ansehnlichen Flusses Hermos, das mit Getreide, Oliven, Feigen, Tabak und Baumwolle trefflich angebaut ist. Magnesia war die alte Hauptstadt Lydiens, keine griechische Gründung, aber schon frühzeitig gänzlich gräzisiert. Hier schlugen die beiden Scipionen Antiochus den Großen, ein Sieg, mit dem die Römer in Asien entscheidend Fuß faßten. Die Stadt hat während des Mittelalters unter verschiednen Schicksalen ihr Dasein behauptet und ist heute von fünfzig- bis sechzigtausend Seelen bewohnt, unter denen die Griechen nur eine kleine Minderheit sind. Daß eine solche Stadt hier gedeihen kann, daß trotz aller Mißwirtschaft der Landbau immer wieder auflebt, ist ein lebendiges Zeichen für die wunderbare Fruchtbarkeit der Gegend. Frühes Altertum und neue Belebung durch die Errungenschaften unsrer Zeit reichen sich hier die Hand. Dort an der Felswand ist ein riesiges Frauenbild als Relief herausgearbeitet, das die Griechen als Mutter Kybele deuteten, das aber wahrscheinlich schon der babylonischen Kultur angehört und die finstere Göttin Astarte, in der Bibel Baals Gattin Astaroth, darstellt. Aus dem klassischen Altertum hat sich nichts erhalten. Als Kind der Gegenwart hastet die Lokomotive vorbei. Von hier bis zum alten Sardes, dem Regierungssitz der persischen Satrapen in der Zeit von der Zerstörung des Lyderreichs durch Kyros den Ältern bis zu der griechischen durch Alexander, hat sie nur 27 Kilometer. Sardes hatte auf einer kleinen Anhöhe eine Akropolis, die sich heute nur noch durch ihre Ruinen verrät. Zur Zeit Barbarossas, der hier verweilte, mag noch manches gestanden haben. Von der eigentlichen Stadt sieht man dürftige Trümmer eines Gymnasiums, eines Hippodroms, eines Stadions, eines Theaters und eines Tores der Stadtmauer — alle diese Bauten stammen wohl aus griechischer Zeit; ferner von einem römischen Tempel und byzantinischen Kirchen. Sehr bedeutend ist die Nekropolis der Stadt, auch sie ist natürlich in der Hauptsache zerstört. Das heutige Sart ist, obgleich Station an der Eisenbahn, ein elendes Türkendorf.

Ganz nahe, eine Station näher bei Smyrna, bei Kassaba, zweigt eine Bahn nordwärts nach Somma ab, von wo aus man jetzt die bequemste Verbindung mit dem nur wenig Meilen nordwestwärts liegenden Bergama, dem alten Pergamon, hat. Es wird wohl nicht lange mehr dauern, bis auch nach dieser durch die Ausgrabungen Humanns so berühmt gewordnen Stätte die Eisenbahn geht und sie mit gellenden Pfiffen aus dem tausendjährigen Schlaf aufrüttelt. Ohne sie schlummert im Orient alles ruhig weiter.

Digitized by Google

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

14

Julie saß in der grünen Stube und las in einem Buche. „Die grüne Stube," die schon in der Kinderzeit ihr Eldorado und ihre Freistatt gewesen war, lag rechts von der Flur hinter der Bibliothek und war in Wirklichkeit eins der ältesten und eigentümlichsten Gemächer des ganzen alten Markbyhofes. Es war groß und niedrig wie all die andern auch und hatte einen riesigen Alkoven, worin ein großes Himmelbett mit mächtigen vergoldeten Pfosten stand, das weiß lackiert und fast ebenso breit wie lang war. Die Fenster, die freilich etwas sehr hoch über dem Boden saßen, waren klein und breit, fast quadratisch, sodaß die Vorhänge nur aus weißen, in Falten gelegten „Wolken" bestanden. Die Möbel, die seinerzeit — vor hundert Jahren — direkt aus Frankreich verschrieben worden waren, hatten Überzüge von gestreiftem seidnen bleu-céleste-Damast. Sie waren nun nach moderner Art geschmackvoll gruppiert, und wegen des kalten Fußbodens war in der letzten Zeit das ganze Zimmer mit einem hellen Brüsseler Teppich belegt worden. Auf dem breiten Gesims des altmodischen grünen Tonofens stand eine Menge Raritäten: Figuren aus Sèvres und Meißen, kleine seltene Dosen und böhmische Gläser sowie verschiedne Photographien von jungen Mädchen in modernen Rahmen. Ein Relief, das eine Hirtin mit einem Lamm vorstellte, die vor einem pausbäckigen Amor floh, schmückte die Vorderseite des Ofens. Darunter hatte ein Bruder Lustig aus dem vorigen Jahrhundert, der es vielleicht auch verstanden hatte, einen Pinsel zu führen, mit zollangen schwarzen Buchstaben geschrieben:

Au diable une Bergère,
Qui veut être trop fière.

Ein Stück weit vom Ofen entfernt in einem der dünnbeinigen Lehnsessel, die im Rücken ein medaillonförmiges Polster hatten, saß nun Julie mit ihrem Buch. Und mitten in dem schrägen, winterlich bleichen Sonnenstreifen vor ihren Füßen lag wie gewöhnlich „Mamsell," der alte Jagdhund ihres Vaters.

Da ging jemand durch die Bibliothek — Mamsell wedelte träg mit dem Schwanze, und Julie fuhr zusammen. Die Tür öffnete sich, und nun stand Julie rasch auf; es war Erik Briant in höchsteigner Person.

Guten Tag, Julie. ... Gut gut, Mamsell! ... Pfui, schäme dich, alter Kerl! Er beugte sich über den Hund und streichelte ihn, kraute ihm freundlich den Hals und sah Julie nicht recht an, die sich still, aber sehr blaß wieder gesetzt hatte.

Wie bist du hereingekommen? fragte sie.

Auf die einfachste Weise, die Treppe herauf, durch die Flur und die Bibliothek. Nirgends war ein Mensch zu entdecken, und da dachte ich mir ... daß du hier sein werdest.

Erik, sagte Julie, ohne aufzusehen, aber sie wußte, daß sie sich Mühe gab, mit einer gewissen Würde zu sprechen, ich bin noch nie böse auf dich gewesen, obgleich du es bei Gott oft verdient hättest! Aber jetzt ...

Digitized by Google

Jetzt kannst du es auch nicht übers Herz bringen. Jetzt, wo wir endlich einmal allein sind, sagte er, sich tief über sie beugend.

Sie sah auf und lehnte sich in den Stuhl zurück.

Du darfst nicht, Erik ...

Doch, ich darf — natürlich darf ich! Es hätte ja gar keinen Sinn, wenn ich nicht dürfte.

Sie brachte nur ein einziges Wort heraus, ein beredtes und vorwurfsvolles: Arvid!

Er existiert ja gar nicht für uns — jetzt nicht!

Aber nach ein paar Minuten begann er selbst von ihm zu sprechen.

Arvid! rief er bitter und mit einer Stimme, die deutlich sagte, wie oft und wieviel er an den andern gedacht hatte. Er, der sich ohne weiteres den Schatz von mir stehlen und mich immer und ewig in deiner Nähe sein läßt. ... Ist er denn blind, oder liebt er dich nicht?

Ich glaube, er hat mich lieb, flüsterte Julie.

Lieb haben! wiederholte Erik verächtlich. Dich liebt man, oder man macht sich nichts aus dir! Und er, der ... Aber er muß ja verrückt sein.

Erik! sagte sie schwach und halb erstickt. Ich spreche nicht mehr mit dir ... nicht jetzt ... nicht hier.

So laß das Reden sein. — Erik sagte dies nicht gleich, erst lange nachher kam es. — Das einzige, um was ich dich bitte, ist, daß du mich anhörst.

Erik! Die Hände vor das Gesicht geschlagen, brach sie in Tränen aus. Du benimmst dich gegen mich, als sei ... als sei ich ... in deinen Augen ... — Sie stampfte auf den Boden, die Worte versagten ihr plötzlich. — Als sei ich ... schluchzte sie heftig ... auch nur eine von ... von ... den andern.

Was meinst du damit?

Was ich meine? rief sie leidenschaftlich, den Kopf erhebend. Als ob du nicht wüßtest, was ich meine!

Julie!

Ja, rief sie außer sich. Warum sollte ich nicht wissen, was alle andern von dir wissen?

Er beugte mit beiden Händen ihren Kopf ein wenig zurück und sah ihr in die Augen.

Jetzt verbiete ich dir, noch ein Wort zu sagen. Hörst du?

Eine Sekunde lang hielt sie trotzig seinen Blick aus; dann wandte sie langsam den Kopf und schlug die Augen wieder nieder.

Verstehst du mich nicht? fragte er leise und versuchte, ihren Blick wieder auf sich zu lenken. Du spielst scheints auf etwas an, wovon du meiner Meinung nach — und die änderst weder du noch sonst jemand — gar kein Recht hast, irgend etwas zu wissen. Ich sage dir ein für allemal gerade heraus, daß es dumm von dir ist, zu fragen, und daß es reiner Wahnsinn von mir wäre, wenn ich dir antwortete. Entweder vertraust du mir, oder du vertraust mir nicht.

Unzufrieden, empört saß Julie noch immer mit niedergeschlagnen Augen da.

Sei nun vernünftig, Julie, versuchte er es in einem andern Tone. Oder hast du gesehen, daß ich eine andre Frau auch nur einmal angeschaut habe?

Nein, gab Julie widerwillig zu — hier nicht!

Julie, flüsterte er vorwurfsvoll, das ist wahrhaftig zu schlimm! Dich an alte Räubergeschichten anzuklammern, die du natürlich von deiner Stiefmutter oder von Jungfer Ulla gehört hast.

Als ob ich mit denen jemals über dich sprechen würde!

Wer hat dir dann diese Fabeln von mir erzählt? rief er etwas heftiger. Doch nicht Arvid?

Das ist ja einerlei!

Erik runzelte die Stirn.

Digitized by Google

Das hätte ich wahrlich nicht von ihm geglaubt.

Das ist ja ganz einerlei, Erik, murmelte sie wieder nervös.

Nun ja, das ist es auch. Aber daß du! Du kannst ja nicht einmal einen Namen vorbringen — mir nicht das allergeringste vorwerfen! Ja, wenn ich eifersüchtig wäre, rief er, plötzlich den Stiel umdrehend, ich, der ich mich den ganzen Sommer darein finden mußte, zu sehen ...

Ach, schweig! flüsterte sie schnell. Es ist entsetzlich. Ich meine, jetzt ...

Ach, jetzt tut es nichts mehr — denn jetzt — er zog sie an sich — weiß ich wenigstens, wie ich mit dir daran bin.

Ich konnte es ja nicht hindern ... Ich meine ... Was willst du denn, daß ich tun soll? fragte sie ganz verwirrt unter seinem Blick tief errötend.

Die Wahrheit sagen, natürlich. — Oder sie mich sagen lassen.

Und dann?

Dann ist es vorbei. Dann besteht es einfach nicht mehr.

Julie schüttelte den Kopf und stand plötzlich viel entschlossener auf.

Du irrst dich. Es wird zwischen mir und Arvid nie vorbei sein. Wir werden immer noch genug miteinander zu tun haben. Vergiß nicht, wie lange wir uns kennen, wie sehr wir auch auf andre Weise aneinander gebunden sind. Und das Testament meines Vaters? Und all die Bestimmungen, die er für unser künftiges Leben getroffen hat, wo wir seiner Ansicht nach vereint sein sollten? Nein, Erik, dazu gehört mehr als nur dein Wille.

Ja, auch deiner.

Sie wandte sich ab.

Ich habe keinen Willen, sagte sie leise. Wenn ich mit dir zusammen bin, dann ... dann machst du mich mit deiner Sicherheit, deinem Übermut zu deiner Sklavin. Und wenn ich mit Arvid zusammen bin, dann ist es der Wille meines Vaters, der mich bindet. Habe ich das Recht, alle seine Pläne umzustoßen, bei denen es sich nicht um mich allein handelt? Bin ich nicht die, die zu allererst seine Wünsche achten sollte?

Höre nun, Julie, sagte er, indem er ihr seine beiden Hände auf die Schultern legte und ihr fest in die Augen schaute. Das sind ja lauter krankhafte romantische Skrupel, die du dir nach allerlei alten Rezepten selbst zusammengebraut hast! Oder glaubst du wirklich, daß dich dein Vater, der dich fast vergötterte, seinem Testament und seinen Bestimmungen zufolge lieber unglücklich sähe als auf deine Weise glücklich mit dem einzigen Manne der Welt, den du liebst, und der dich auch liebt?

Arvid hat mich auch lieb! erklang es mit unerschütterlicher Überzeugung.

Mag sein, daß es so ist — ich weiß es nicht, sagte er ungeduldig. Es interessiert mich aber jedenfalls viel weniger, als daß ich dich lieb habe. Es ist ja sehr wohl möglich, fügte er bitter hinzu, daß ihr zwei — wenn ich nicht da wäre — euch in aller Freundschaft ein ganzes Leben lang hier auf Groß-Markby hättet anöden können. Du mußt mich entschuldigen, Julie, fuhr er in rachsüchtigem Tone fort, aber bis jetzt habe ich ihn noch nie ein vernünftiges Wort mit dir reden hören.

Julie saß mit gesenktem Kopfe da und drehte beständig an ihrem Verlobungsring. Er sah, daß er sie gekränkt hatte, und schlug rasch einen andern Ton an.

Und wie sollte er das auch können? flüsterte er zärtlich, sein Gesicht dicht an dem ihrigen. Was weiß er eigentlich von dir? Er kennt dich ja nicht, du bist ihm so fremd wie ...

Er konnte den Vergleich, den er suchte, nicht finden und gab es auf, den Satz zu Ende zu führen.

Aber wir wollen nun endlich — wenigstens für heute — Arvid aus dem Spiele lassen! rief er ungeduldig, als sie nicht antwortete. Ich sage dir ehrlich,

Digitized by Google

wovor ich mich jetzt am meisten fürchte, das ist nicht Arvid — es ist — ja, ich spreche das Wort klar aus, es ist deine eigne elende Feigheit.

Julie gab weder eine Antwort, noch sah sie auf.

Ja, denn du hast so eine verdammte Angst vor all diesen Menschen um dich herum, daß sie auf irgend eine Weise in dein — ja, wie soll ich sagen — in dein intimstes persönliches Leben eingreifen könnten, sodaß du, und zwar ganz unnötigerweise, aus lauter Angst sofort alle Außenwerke preisgibst, nur um die innerste Pulverkammer im tiefsten Herzen verteidigen zu können, obgleich niemand auch nur daran denkt, in diese einzudringen; denn außer mir gibt es ja niemand, der überhaupt weiß, daß eine da ist! Jetzt aber — er umfaßte lächelnd ihren Kopf — ist Feuer in der Pulverkammer. Und eine Explosion könntest du doch nicht ganz geheim halten.

Ach, Erik! Gegen ihren Willen mußte sie lachen. Daß du noch spotten kannst! Ich fange nächstens auch an zu glauben, daß du unverbesserlich leichtsinnig bist.

Danke du Gott für meinen leichten Sinn, Julie! Er ist es, der unser ganzes Leben lang vorhalten soll.

Es leuchtete eine so strahlende, zärtliche Wärme aus seinen Augen, daß Julie, hingerissen und überwunden, ihm zum erstenmal wirklich glaubte.

Ist es nicht sonderbar, du, flüsterte er leise, so leise, daß es beinahe so war, als wäre es ihm am liebsten, sie verstünde es gar nicht, daß ich gleich, als ich dich sah ... es war wie eine Offenbarung ... und du mußt ja nicht glauben, daß ich eine Minute lang im Zweifel gewesen wäre.

Ja, ich will, daß du das alles einmal recht begreifst. Und dann sollst du wissen, daß das Leben von jetzt an, wie es sich auch immer für uns gestalten mag, keinen Platz übrig hat für irgend etwas andres, als was mein und dein und unser ist.

Sie schüttelte traurig den Kopf und legte die Hand auf seine Lippen.

Das darfst du nicht sagen! So etwas darf man nie sagen.

Aber es liegt einmal in meiner Natur, es zu sagen. Und das ist recht gut, denn du hast es nötig, daß man dir „so etwas“ sagt. Je zärtlicher, desto besser. Nicht wahr, Julie?

Sie wandte langsam das Gesicht weg.

Oder zweifelst du noch immer? fragte er leise. Nein, du zweifelst nicht! Wie könntest du auch?

Nein, sagte sie und strich ihm das Haar aus der Stirn, nein, ich zweifle nicht. Ich habe es versucht — nun magst du gern alles wissen —, mich selbst in den Glauben hineinzureden, daß es dir vielleicht nicht ganz ernst sei ...

Aus lauter eingewurzelter Feigheit natürlich! Um eine Entschuldigung zu haben.

Ja, vielleicht ... Du weißt nicht, wie oft ich dich in diesem Sommer getäuscht habe, erklang es leise in einem starken Ausbruch der Verzweiflung und der Selbstvorwürfe.

Er drückte sie innig an sich; als suche er sie eifersüchtig zu beschützen, legte er die Hand auf ihren Nacken und lehnte ihr Gesicht an seine Brust.

Besonders, nachdem du mir gesagt hattest ... an jenem Vormittag, weißt du es noch? beichtete sie leise. Am Abend, an demselben Abend noch ließ ich es zu, daß Arvid mich küßte ... oft!

Ach, schweig doch, sagte er ebenso leise wie sie. Warum sagst du mir das?

Weil ich, antwortete sie ruhig, gegen dich nur immer ehrlich sein kann und will. Gegen andre, gegen ihn zum Beispiel, kann ich es nicht. Du mußt es mir glauben, ob du willst oder nicht. Lieber lasse ich mich zu Tode martern.

Still, still, Julie; quäle dich um mich nun nicht länger! Laß es nun, hörst du!

Digitized by Google

Julie schluchzte erleichtert; sie sah nicht den Ausdruck in Eriks Augen und auch nicht die Falte auf seiner Stirn. Und nach ein paar Minuten kam er selbst auf das zurück, wovon zu sprechen er ihr eben erst verboten hatte.

Wenn er dich liebte, so wie ich dich liebe, dann — dann wäre es tausendmal schlimmer. Aber jetzt ist es nicht so gefährlich. Jedenfalls, Julie, wollen wir nicht mehr davon reden.

In der allerletzten Zeit ist Arvid übrigens so sonderbar gewesen, sagte sie, sich die Augen trocknend. Glaubst du, fragte sie etwas ängstlich, daß er — daß er etwas geahnt hat?

Ich weiß es nicht, erwiderte Erik kurz. Aber nun wirst du es jedenfalls bald erfahren, denn jetzt habe ich im Sinn, mit ihm zu reden, und zwar gleich heute noch. Er stand entschlossen auf.

Heute, ums Himmels willen. — Sie faltete in ihrer Angst die Hände und sah ihn entsetzt an. — Du nicht ... und nicht jetzt gleich ... ich bitte dich ... nicht jetzt.

All diese Heimlichkeitskrämerei wird deinen Charakter noch ganz verderben, Julie. Und? — Er sah sie bedeutungsvoll an.

Wie kannst du glauben! Jetzt? — Sie schüttelte den Kopf.

Ja, was weiß ich! murmelte Erik ärgerlich, ohne sie anzusehen. Er hat ja immerhin das Recht dazu.

Na, was das anbelangt ... in der letzten Zeit, beeilte sich Julie abzuwehren, war es leicht genug, es zu vermeiden.

Und doch glaubst du so fest daran wie an das Evangelium, daß er sterblich in dich verliebt sei. Erik sah ihr tief in die Augen und begann dann hell zu lachen.

Das habe ich nie gesagt, entgegnete Julie etwas gekränkt. Ich habe gesagt, daß er mich lieb habe, und das ist auch der Fall.

Mehr oder weniger! Nun, wie du zu sagen pflegst, das ist auch einerlei. Jedenfalls kannst du es doch nicht gut noch lange so weiter gehn lassen.

Du mußt mir Zeit lassen, es zu überlegen, Erik, flehte sie, mich daran zu gewöhnen. Bedenke nur, was die Leute sagen werden. — Sie schauderte. — Und dann — du vergißt Arvids Stellung mir gegenüber — in rein äußerlicher Beziehung, meine ich. Wir müssen einen Ausweg finden! Aber niemand als ich selbst, schloß sie energisch, soll mit Arvid darüber reden.

Wie du willst, sagte er etwas kalt. Was mich anbelangt, so hätte ich es entschieden vorgezogen, der Sache ohne zu viele Umschweife sogleich ein Ende zu machen.

Sie sah ihn ängstlich an, schon auf dem Punkte, nachzugeben. Bist du böse, Erik?

Ja ... und nein!

Kannst du nicht verstehn, daß es Arvid doppelt kränken muß, wenn du es tust?

Daran denkst du nicht, was mich kränken kann.

Nein ... denn du ... das ist ja etwas ganz andres. Ihre Augen sahen ihn strahlend an, und sie sagte lachend: Nein, daran denke ich nicht, denn das fühle ich!

15

Es klopfte jemand an Ellis Tür. Darf man hereinkommen?

Sogleich! Elli fuhr vom Sofa auf, wo sie gelegen hatte, gewiß seit mehr als einer Stunde, und zog in aller Eile die geblümten Musselinvorhänge vor die sonnenhellen Fenster. Ganz mechanisch strich sie über ihr Haar und warf rasch einen Blick in den Spiegel, ehe sie an die Tür ging und öffnete.

Nein, bist du es, Bibbi? Man hörte es ihrer Stimme an und sah es an ihrem Lächeln, daß sie sich unendlich erleichtert fühlte.

Digitized by Google

Ja, hast du meine Stimme nicht erkannt?

Nein, nicht sogleich, sagte Elli verlegen. Sie setzte sich mit dem Rücken gegen das Licht und bat Bibbi, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Bibbi legte den Muff weg und knöpfte ihren Mantel auf. Sie sah unruhig um sich und atmete mühsam, ehe sie sich setzte.

Sie wissen drunten nicht, daß ich hier bin, sagte sie schließlich, und Stine versprach mir, nichts davon zu sagen. Sie glaubte natürlich, es handle sich um Weihnachtsüberraschungen.

Aber liebste Bibbi, was ist denn eigentlich los? fragte Elli, sich neugierig vorbeugend.

Ach du ... Bibbi hob die Hand auf und wiegte den Kopf hin und her. Es ist mir etwas Entsetzliches passiert. Die ganze Nacht habe ich daran denken müssen, aber dann ... konnte ich nicht mehr! Ich sah ein, daß ich mit jemand reden müsse, und so zog ich mich an und lief herüber. Denn du bist ja doch die einzige, die außer mir etwas geahnt hat, und dann bist du auch die vernünftigste von der ganzen Klerisei.

Liebe Bibbi! wandte Elli bescheiden ein.

Ja, nun will ich dir erzählen — Bibbi rückte etwas näher und legte die Hand auf Ellis Knie —, und dann sage selbst, ob es nicht ganz gräßlich ist ... Es kann uns doch niemand hören?

Bibbi! Sei nun nicht so albern aufgeregt. Du weißt doch, daß uns hier niemand hören kann.

Bibbi hatte ihre eben gestellte Frage schon wieder vergessen. Sie starrte geistesabwesend vor sich hin, die Hand noch immer auf Ellis Knie.

Sagte ich dir nicht damals im Walde, daß man durchaus nicht wisse, wie man mit Julie daran sei? begann sie mit einem gewissen Triumph in der Stimme.

Allerdings. Handelt es sich denn um Julie? fragte Elli, und ihre Stimme klang nun unruhiger und erregter.

Ja, denk dir nur! — Bibbi kam nun endlich in Zug, ihre runden dunkeln Augen wurden förmlich größer und hefteten sich ängstlich auf die von Elli, während sie schnell und sehr leise sprach. Hätte es mir jemand erzählt, so hätte ich darauf geschworen, daß es gelogen sei; aber nun habe ich es ja mit meinen eignen Augen gesehen!

Elli saß geduldig wartend da; sie kannte Bibbis Einleitungen.

Es war gestern Nachmittag, sagte diese, indem sie sich endlich einen Ruck gab und zur Sache selbst überging. Ich hatte in der alten Kätnerhütte etwas zu besorgen — Mutter Anna sollte Lovisa beim Backen helfen, und da ... du weißt doch, daß dort ein schmaler Pfad ist, eine Art Hohlweg, der in der Tiefe neben der Landstraße herläuft; jetzt, wo die Birken entblättert sind, kann man gut darauf hinunter sehen. Sonst, im Sommer, ist der Pfad ja beinahe ein einziger langer Laubgang.

Übergeh das nur, Bibbi, das weiß ich ja alles recht gut.

Weißt du, wen ich da gehn sehe? fragte Bibbi entrüstet und mißbilligend, aber doch mit einem gewissen Triumph, indem sie ihre runden Augen auf Elli richtete. Kannst du dirs denken?

Elli schüttelte ungeduldig und gequält den Kopf.

Ja. Bibbi ließ die Stimme zu einem ganz heimlichen Flüsterton sinken. Erik und Julie. Sie gingen langsam nebeneinander her — schrecklich langsam, und ich wollte mich eben über die Hecke beugen und ihnen zurufen, da sehe ich ... nein, ich kann es nicht sagen ...

Die arme empörte Bibbi wandte den Kopf weg mit einem Ausdruck von so unbeschreiblicher Scham und Entrüstung, daß Elli gelacht hätte, wenn sie nicht selbst so empört gewesen wäre. Nun starrte sie nur gerade aus.

Digitized by Google

Denk dir, auf einmal legt er den Arm um sie — ohne weiteres, du! — und beugt ihren Kopf zurück, oder vielleicht tat sie es auch selbst, und küßt sie. Nicht einmal, o nein! Und — wieder wiegte Bibbi den Kopf hin und her, in der alten hilflosen Weise wie vorhin.

Elli saß einen Augenblick ganz still da, dann aber brach sie in ein lautes, beinahe hysterisches Lachen aus.

Aber Elli, sagte Bibbi erstaunt und mißbilligend. Sie hatte nicht gedacht, daß jemand ihre ernste Mitteilung so auffassen könnte.

Aber Bibbi! — Elli konnte die Worte kaum herausbringen und wischte sich, nach Luft schnappend, die Augen. — Das ist ja lauter Nervosität. Ich versichere dir — sie schaute hinter dem Taschentuch hervor, ich hatte nicht erwartet, daß Julie ... Bibbi konnte den sonderbar schadenfrohen, fast wütenden Ton, womit sie den Namen aussprach, nicht wieder vergessen.

Nein, antwortete Bibbi schwach. Wer würde das je geglaubt haben! Sie versenkte sich ganz in dieses Rätsel. Julie, die ich wie eine Schwester zu kennen glaubte!

Weiß es Arvid? fragte Elli plötzlich scharf. In ihrer Aufregung vergaß sie ganz, daß sie ihn, gegen ihre Gewohnheit, bei seinem Vornamen nannte; aber Bibbi merkte es natürlich nicht.

Nein, liebe Elli — und ich würde es nicht übers Herz bringen, ihm zu ...

Dazu bist du aber verpflichtet, antwortete Elli fest. Niemand kann es ihm sagen als du, die es gesehen hat, fügte sie ruhiger hinzu.

Das wird entsetzlich sein, sagte die arme Bibbi und schauderte bei dem Gedanken. Aber Erik hat doch wohl selbst so viel Ehrgefühl!

Es sieht nicht danach aus, erwiderte Elli kurz und zornig. Dies kann ja schon monatelang gedauert haben. Können wir das etwa wissen?

Ach, Elli ... Nun bist du gewiß gegen alle beide ungerecht.

Ich kann ihnen nicht vergeben! rief Elli, vor Entrüstung bebend, sodaß Bibbi, wenn sie nicht selbst so alteriert gewesen wäre, wohl erraten hätte, daß Elli nicht unparteiisch in der Sache war. Daß sie ihn auf diese Weise hinter seinem Rücken betrügt! Sie, die ... Elli wandte sich weg, beinahe versagte ihr die Stimme.

Arme Julie, versuchte Bibbi, sie zu entschuldigen. Sie ist von Natur ängstlich, und wenn du wüßtest, wie sie von jeher eingeschüchtert worden ist!

Nichts kann offenbare Falschheit entschuldigen! murmelte die unversöhnliche Elli. Du mußt es Arvid sagen, wandte sie sich leidenschaftlich an Bibbi. Er darf nicht wie ein leichtgläubiger Tor von den beiden hintergangen — vielleicht verspottet werden. Bedenke doch, wenn einer ... einer der Dienstboten die beiden gesehen hätte, so wie du sie gesehen hast, verstehst du nicht, daß das Unwürdige der ganzen Sache auch auf ihn zurückfällt? Er, der lieber stürbe, fügte sie aufgeregt hinzu, als sich so etwas zuschulden kommen zu lassen.

Ja, stimmte Bibbi geschlagen bei. Etwas muß freilich getan werden.

Daß Erik in sie verliebt ist, das wußte ich schon seit dem Tage, wo ich sie zum erstenmal zusammen sah. Gott mag wissen, warum, klang es ein wenig wegwerfend, vielleicht nur, weil sie mit einem andern verlobt war. Aber ich habe in der letzten Zeit fest geglaubt, daß sie klug genug sei, sich nicht einen Deut aus ihm zu machen.

Klug genug? Das kann man doch nicht sagen, versuchte die unparteiische Bibbi zu vermitteln. Erik ist eben doch ein sehr hübscher und auch ein sehr tüchtiger Mensch.

Ach so! Nun ergreifst du auch noch seine Partei? rief Elli, mit flammenden Augen vor Bibbi stehn bleibend.

Meine Liebe, verteidigte sich Bibbi ebenso leidenschaftlich, ich kenne die beiden nun schon so lange und schätze jeden für sich ganz besonders. Aber wenn

Digitized by Google

mich jemand fragt, welchem von ihnen ich den Vorzug gebe, dann muß ich sagen, daß ich Arvid vergöttere.

So warm hatte sich Elli die Sache doch nicht gedacht, und sie fühlte sich plötzlich abgekühlt.

Er ist der nobelste, der männlichste Charakter, den es gibt, fuhr die arme Bibbi, ihren Standpunkt verteidigend, enthusiastisch fort. Und nie — nein, niemals — sie richtete ihre runden Augen eindringlich auf Elli — würde er sein Wort brechen, wenn er es einmal gegeben hätte.

Das war ganz dasselbe, was Elli mit so leidenschaftlicher Überzeugung vorhin selbst verfochten hatte, aber als Bibbi es nun auch aussprach, wandte sie sich jäh um und trat ans Fenster. Jetzt hätte sie nur gern gewußt, wie lange die weitschweifige Bibbi mit ihrer Lobrede noch fortzufahren im Sinn hatte.

Aber Bibbi war auf die merkwürdigste Weise schon bei einem ganz andern Gedankengang angelangt, und mit geistesabwesenden, träumerischen Augen starrte sie vor sich hin.

Dann sagte sie leise und mit großem Nachdruck: Du hättest sie sehen sollen! Ich zweifle wirklich, ob Arvid während der ganzen Zeit seiner Verlobung so . . . so . . .

Bibbi fand keine Worte, es auszusprechen. Und ich hatte immer geglaubt, Julie sei zurückhaltend und habe für so etwas gar keinen Sinn! Du hättest sie nur sehen sollen!

Elli hätte eigentlich gar nichts dagegen gehabt, wenn sie Zeuge der ganzen Szene gewesen wäre, aber sie sagte selbstverständlich, sie sei ungeheuer froh darüber, daß es nicht ihr passiert sei.

Heute noch mußt du es Hauptmann Hall sagen, fuhr sie energisch und fieberhaft eifrig darauf bestehend fort.

Jaa, sagte Bibbi langgezogen. Aber weißt du was, so daherkommen und klatschen . . .

Es ist deine Pflicht, antwortete Elli unbeugsam. Ihre Augen waren nun trocken, und sie zog entschlossen die Gardinen zurück.

Arvid war allerdings auch gar zu väterlich, sagte Bibbi nachdenklich vor sich hin. Niemals hieß es anders als „kleine süße Julie" oder „mein geliebtes Kind." Und dafür ist Julie eigentlich doch zu alt.

Pflegte er sie so zu nennen? fragte Elli schnell und scharf, ohne sich umzudrehn.

Ja, hast du es nie gehört? Nein, Erik, der versteht es, wie Frauen behandelt werden müssen! Obgleich Bibbi moralisch höchst indigniert war, versagte sie Eriks Eigenschaften als Verführer doch eine gewisse Anerkennung nicht.

Nicht alle! sagte Elli kalt.

Ach, wenn er es versucht hätte! antwortete Bibbi spitzig. Trotz ihrer aufrichtigen Freundschaft für Elli meinte sie doch, es könne ihr nur gut tun, wenn sie ab und zu eine kleine Stichelei zu hören bekomme.

Da kommt Dagny . . . um Gottes willen, Bibbi!

Dagny öffnete schnell, ohne anzuklopfen, die Tür. Sie war in Mantel und Pelzmütze, ihre Wangen glühten, und ihre Augen strahlten. Wenn sie so aussah, wie eben jetzt, war sie ihrem Bruder sehr ähnlich und hatte ganz die kecke Briantsche Miene.

Hauptmann Hall und Rechtsanwalt Garde sind unten, meldete sie atemlos und fügte erst dann hinzu: Guten Tag, Bibbi, das ist nett von dir, daß du kommst.

O bitte! Bibbi sah aus, als habe sie selbst jemand betrogen und sei darauf gefaßt, jeden Augenblick dafür zur Verantwortung gezogen zu werden.

Sie fragten nach Erik, erzählte die nichtsahnende Dagny. Er muß gewiß gesagt haben, er komme heute früher nach Hause.

Elli und Bibbi wechselten einen Blick miteinander. Unwillkürlich fuhr

Digitized by Google

ihnen ein unklarer Gedanke an Duelle und Sekundanten — feierliche Abrechnung in Gegenwart dritter — und Gott weiß, was alles durch das schon vorher erregte Gehirn.

Aber wo ist denn dann Erik? fragte Elli aufgeregt. Um diese Zeit ist er doch sonst immer in der Fabrik oder in der Stadt?

Willst du nicht eine Tasse Tee trinken, Bibbi? fragte Dagny gastfreundlich. Sie sehnte sich danach, wieder ins Wohnzimmer zu kommen.

In Bibbis Herzen entstand ein Streit zwischen dem Verlangen nach einer Erfrischung, die sie wirklich recht nötig hatte, und der Angst, dem betrognen Arvid in die Augen sehen zu müssen. Mit fragendem Blick wandte sie sich an Elli, die sofort entschlossen ihr Haar aufgelöst hatte und es nun wieder frisch aufsteckte.

Geht nur voraus, sagte sie ungeduldig. Ich komme gleich nach.

Du brauchst dich nicht so furchtbar fein zu machen, Elli, sagte Dagny scharf, sie gehn gewiß gleich wieder.

Elli gab keine Antwort, sie warf nur mit halbgeschlossenen Augen einen Blick über die Schulter nach dem „jungen Ding." Dagny hatte Elli im Verdacht, daß sie Puder in ihrer Kommodeschublade habe.

Ja, laß uns hinuntergehn, sagte Bibbi, sich in das Unumgängliche ergebend, mit matter Stimme.

Elli hatte in der Tat Puder in ihrer Schublade. Sie fuhr sich mit der Quaste leicht über das erhitzte Gesicht und rieb es dann vorsichtig wieder ab. Sie strich noch einmal über ihr Haar und fand dann selbst, daß sie „ziemlich passabel" aussehe. Hierauf ging sie mutig zu den andern hinunter.

Es wurde Tee getrunken — wie immer um diese Tageszeit bei Briants. Man sprach von Weihnachtsausstellungen und Schneefällen. Der Rechtsanwalt erzählte den Damen ein von ihm selbst stark angezweifeltes Gerücht über eine bevorstehende Opernpremiere, und der mehr als gewöhnlich schweigsame Hauptmann trank ohne Widerstand höflich zwei Tassen Tee, während ihn Bibbi mit teilnehmenden Blicken betrachtete.

Dann trat Erik ein, rasch und frisch, freundlich und munter. Bibbi hätte beinahe die Tasse fallen lassen, und Elli klirrte in ganz ungewohnter Weise mit dem Porzellan auf dem Teetisch.

Habt ihr gewartet? fragte er, allen, auch Arvid, der Reihe nach die Hand gebend. Bibbi konnte es fast nicht mit ansehen; sie fühlte sich in diesem Augenblick weit schuldbewußter als er. Nun stehe ich gleich zu Diensten! Gib mir rasch eine Tasse Tee, Dagny.

Aus dem Gespräch der Herren ging hervor, daß es sich hauptsächlich um einige Grundstücke handelte, die auf Julius Rechnung in der Nähe des Bahnhofs verkauft werden sollten. Erik sollte bei der Schätzung zugegen sein ... Kurze Zeit nachher entfernten sich alle drei. Draußen im Vorzimmer konnte man sie noch über die Sache reden hören, während sie ihre Zigarren anzündeten.

Bibbi und Elli, die fast seit einer Stunde wie auf Nadeln gesessen hatten, fühlten sich merkwürdig flau, erbittert, wie betrogen.

Nein — ich sage nichts! sagte Bibbi so entschieden, als lege sie einen Eid ab, während sie ihre Galoschen anzog und Elli daneben stand. Er würde es einfach nicht glauben ... so wie Erik ist ... nicht eine Spur von bösem Gewissen! Und es würde mich durchaus nicht wundern, fügte sie zornig und enttäuscht hinzu, wenn ich nun beim Nachhausekommen Julie auf Arvids Schoß sehen würde.

Elli hatte einen recht sonderbar harten Ausdruck im Gesicht und in der Stimme, als sie erwiderte: Liebe Bibbi, ich fange an zu glauben, was ich früher so oft habe sagen hören, daß ... so etwas ... du weißt schon, was ich meine, Gefühle und dergleichen, im Leben der Männer neben ihren „reellen" Interessen eigentlich eine ganz geringfügige Nebensache seien. Bei dir und bei mir, fuhr sie

Digitized by Google

zornig fort, scheint diese Geschichte ja eine weit größere Rolle zu spielen als bei ihnen.

Du solltest Robert nehmen, Elli, wagte Bibbi im letzten Augenblick dieser rasch zuzuraunen. Er ist gut und treu.

Ich danke! rief Elli lachend, aber es war kein munteres Lachen. Gerade das wiederhole ich mir jetzt auch immer. Ja, ich sollte Robert nehmen.

Die Ehen ohne eigentliche Liebe sind oft die glücklichsten, sagte die welterfahrne Bibbi, die auf dem Grunde ihrer zärtlichen Seele das romantischste Wesen war, das es gab. Ich meine, ohne eine eigentliche Liebe von ihrer Seite.

Das ist etwas Neues, sagte Elli bitter. Das heißt, auf das „glücklich werden," darauf verzichtet man ja wohl schon in der Wiege ... Aber man muß wohl an das erbärmliche Geld denken — eins wie das andre.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Zum zweitenmal hat Graf Bülow einem Dampfer „Deutschland" die Taufrede gehalten. Zum erstenmal am 10. Januar 1900 auf der Werft des Vulkan bei Stettin, als der Schnelldampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerikalinie vom Stapel gelassen wurde. Der junge Täufling war dazu bestimmt, alle Schiffe auf dem Meere an Schnelligkeit zu überbieten. Jetzt ist er innerhalb der eignen Flotte längst überholt, ein Beweis mehr für die Schnelligkeit des Wachsens aller Ansprüche auf dem Meere. Nahe bei dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen, denn noch war Graf Bülow nicht Kanzler, stand der Kaiser, dicht umgeben von der Schar der Festgäste. Er sah ernst und aufmerksam auf den Redner, als dieser sagte: „Deutschland, das dem Meere so ungeheure Werte anvertraut hat, das längst nicht mehr nur Binnenvolk im Herzen Europas, sondern auch Welthandelsmacht im Vordertreffen der Konkurrenz ist, muß auch zur See stark genug sein, um deutschen Frieden, deutsche Ehre und deutsche Wohlfahrt überall wahren zu können. Und wenn wir auf diesem uns vom Schicksal vorgezeichneten Wege Hindernisse zu überwinden und schwierige Stellen zu passieren haben, so wird uns das weder irre machen noch niederbeugen. Mutig, stetig und energisch müssen und wollen wir dem Endziel entgegenschreiten."

Es lag ein geschichtlicher Hauch von großem Ernst über jener Stunde. Unmittelbar vor Beginn der Feier war die Nachricht eingetroffen, daß drei Tage vorher die Engländer den deutschen Postdampfer „Herzog" im Hafen von Durban beschlagnahmt und damit die deutsche Postflagge zum drittenmal mißachtet hatten. Schon am 28. Dezember war der Reichspostdampfer „Bundesrat" in dem neutralen portugiesischen Hafen der Delagoabai von einem englischen Kreuzer angehalten und nach Durban geschleppt worden, am 4. Januar der Postdampfer „General" im Hafen von Aden. Damals verfuhren die englischen Kreuzer gegen neutrale Schiffe, die durch die Postflagge gedeckt waren, genau so wie in den letzten Monaten russische Kreuzer gegen englische Schiffe. Der Unterschied ist nur der, daß das absolut gleiche Verfahren der russischen Schiffe in England einen Sturm der Entrüstung entfacht hat, während das Verfahren der englischen Schiffe damals den lebhaftesten Beifall in der britischen Presse fand.

Im deutschen Reichstage lag die zweite Flottenvorlage in den Geburtswehen. „Noch ein paar derartige Mißgriffe der Engländer, und unsre Flottenvorlage ist im Hafen!" äußerte kurz vor Beginn der Tauffeier ein hoher Marineoffizier. Und

Digitized by Google

so war es auch. Den Argumenten, die die britische Überhebung lieferte, konnte sich der Reichstag so wenig entziehn wie der Teil der öffentlichen Meinung, der damals der Flottenfrage noch zweifelnd gegenüberstand. Während der Versailler Verhandlungen hat Thiers einmal schier verzweifelt ausgerufen: „Eure deutsche Einheit — ich fürchte, daß wir es sind, die sie gemacht haben." „Vielleicht," entgegnete ihm Bismarck. So mögen heute die Engländer, die in allen Tönen über unsre leider zumeist noch auf dem Papier stehende Flotte klagen, überzeugt sein, daß sie es zum nicht geringen Teile sind, die diese deutsche Flotte der Zukunft geschaffen haben und schaffen werden. Graf Bülow darf ihnen getrost nicht nur mit einem „Vielleicht," sondern mit einem bestimmten „Ja" auf eine solche Frage antworten.

Dem Schnelldampfer „Deutschland" ist jetzt ein stolzes Linienschiff „Deutschland" gefolgt, das diesen teuersten Namen geerbt hat von jener „Deutschland," die um die Weihnachtszeit des Jahres 1897 den Prinzen Heinrich nach Ostasien trug. Wiederum hielt Graf Bülow die Taufrede, diesesmal vielleicht den Blick mehr nach innen als nach außen gerichtet. Er stellte die Frage: „Wie wollen wir das Deutsche Reich?" und seine Antwort darauf ist in ihrer klassischen Kürze mehr als eine Gelegenheitsrede, sie ist ein Programm, dem der Kaiser durch seine Gegenwart die Anerkennung und Übereinstimmung verlieh. „Sicher ruhend in der Eintracht der Fürsten und Stämme; Kleinen und Großen das Maß ihres Rechts nach Gesetz und Verfassung verbürgend; hilfreich den Schwachen; wachsende Wohlfahrt und Ordnung im Innern; aller ehrlichen Arbeit freie Bahn; jeder Tüchtigkeit ein herzliches Willkommen. So allein kann im Reiche der Boden bereitet werden für alle Werke des Friedens." In diesen kurzen Sätzen ist jedes Wort sorgfältig abgewogen; ihr Inhalt wird in allen patriotischen Kreisen des Vaterlandes, zumal auch von den deutschen Regierungen, mit aufrichtigem und herzlichem Beifall aufgenommen worden sein.

Durch die Rede klingt hindurch, was den Reichskanzler in den vorausgegangnen Wochen am meisten beschäftigt hatte: die Regelung der lippischen Angelegenheit. Der überall mit lebhafter Zustimmung aufgenommne Bundesratsbeschluß vom Freitag war ihr um 24 Stunden vorausgegangen. Man kann es nur dankbar begrüßen, daß Graf Bülow die erste ihm gebotne Gelegenheit benutzt hat, die Grundsätze, die für ihn in dieser Sache leitend und maßgebend gewesen sind, öffentlich wenigstens anzudeuten. Es wird auch so überall verstanden worden sein. Wie sein großer Vorgänger hat sich Graf Bülow in dieser Regelung der lippischen Angelegenheit als ein eben so geschickter und umsichtiger wie auch zugleich energischer und entschlossener Deichhauptmann erwiesen. Er hat für eine drohende Hochflut rechtzeitig das ableitende Bett gegraben und für alle Beteiligten einen annehmbaren Ausweg aus einer recht verwickelten und schwierigen Lage geschaffen. Man mag beklagen, daß das nicht früher möglich, und damit manch Unliebsames zu vermeiden gewesen war. Diese Kritiker werden sich aber mit dem Hinweise abfinden müssen, den Graf Bülow am Schlusse seiner Kieler Rede in bezug auf Deutschlands Stellung in der Welt einflocht, „daß nicht wir allein den Gang der Weltgeschichte bestimmen." Wie draußen im Großen, so drinnen im Kleinen. Die Bedingungen für die Beschreitung des allgemein beifällig anerkannten Weges wären früher vielleicht nicht in demselben Maße vorhanden gewesen. Die Krisis, die zu beseitigen dem Reichskanzler gelungen ist, mußte zuvörderst doch erst eingetreten sein. Die Art, wie Graf Bülow diese Krisis dann benutzt hat, nicht nur sie, sondern auch die Wurzeln ihres Anlasses dauernd unschädlich zu machen, reiht sich den besten Leistungen deutscher Staatskunst an. Die größern deutschen Regierungen, zumal Bayern und Sachsen, haben, wie in Bundesratskreisen berichtet wird, mit ihrer warmen und vertrauensvollen Anerkennung nicht zurückgehalten.

Die Kieler Rede bietet aber noch zwei weitere programmatische Sätze. „Wer von uns hinauszieht, um deutsche Kultur und deutsche Arbeit in die Welt zu

Digitized by Google

tragen, soll seines festen Rückhalts in der Heimat sicher sein." Darin ist wohl die Ankündigung enthalten, daß die Regelung der Frage des Verlustes der Reichsangehörigkeit endlich bevorsteht, und zwar im Sinne der seit einem Jahrzehnt ertönenden und neuerdings auch von der Kolonialgesellschaft wiederum erhobnen Forderung, daß kein Deutscher ohne seinen ausdrücklichen Willen die Reichsangehörigkeit verlieren darf, und daß jeder in der Liste des zuständigen deutschen Konsuls so lange verzeichnet bleibt, bis er selbst seine Streichung beantragt, oder der Tod ihn streicht. Wenn der Kanzler weiter sagte: „Darum schaffen wir uns unsre Flotte. Für niemanden aber ist unsre Seewehr eine Herausforderung. Willig stehn wir in Reih und Glied mit allen Freunden des Friedens .... stark im friedlichen Rate der Völker, so wollen wir unser Land bleiben und gedeihen sehen" — so war damit zugleich die autoritative Antwort auf gehässige Ausfälle der fremden Presse gegeben, die, wie jüngst die Army and Navy Gazette, die deutsche Flotte als das eigentliche Element der Beunruhigung und der Friedensstörung hinstellte und Deutschland ziemlich unverblümt mit dem Schicksale Kopenhagens und der dänischen Flotte von 1807, also mit englischer Gewalttat bedrohte. Enthielte die Sprache dieses englischen Blattes irgendwelche Autorität, so könnte man ihm mit seiner eignen Argumentation erwidern, daß das eigentliche Element der Beunruhigung und der Friedensstörung in der Welt — die englische Flotte sei. Aber der loyalen und friedlichen Politik König Edwards gegenüber, den wir freilich auf lange Zeit hinaus als den letzten deutschfreundlichen Monarchen in England werden zu betrachten haben — der König spricht nicht nur sehr gut deutsch, sondern spricht es auch gern —, ist es vorläufig noch ziemlich gleichgiltig, was englische Blätter gegen Deutschland schreiben. Schiller läßt den Herzog Alba im Don Carlos auf die Kunde von dem in Madrid ausgebrochnen Aufstande sagen: „Noch wissen wir nicht, wer den Pöbel waffnet." Ebenso darf man diesen systematischen Verhetzungen gegenüber die Erwägung nicht aus den Augen verlieren: wer steht dahinter? Man würde an der letzten Stelle vielleicht nicht einmal auf einen Engländer stoßen. Immerhin aber sind diese Hechte im europäischen Karpfenteich für uns recht nützlich. Sie verhindern uns, auf den Lorbeern eines vergangnen Menschenalters oder auf dem Wohlstande des jetzigen einzuschlafen. Sie sind vielmehr eine unaufhörliche Mahnung, unsre Waffen zu Lande wie zur See scharf und blank zu erhalten.

Dies möge namentlich den Stimmen gegenüber gesagt sein, die da glauben oder glauben machen wollen, daß die Inanspruchnahme Rußlands in Ostasien für Europa den Frieden verbürge. Wir wollen die Balkanfrage und die auffällige französische Begünstigung bulgarischer Rüstungen einstweilen völlig beiseite lassen und zumal den Pariser Kammerkomödien gegenüber nur auf die Tatsache verweisen, daß sogar ein ausschließlich für die gebildeten Kreise berechnetes Organ, wie die Revue des deux Mondes, einem so gehässigen und herausfordernden Aufsatze wie dem von Maurice Barrès: Les bastions de l'Est an der Spitze des Novemberhefts ihre Spalten öffnet. Da heißt es genau wie in den chauvinistischen Blättern des Bas-Empire vom Juli 1870: Notre ennemie née, c'est la Prusse! (S. 34). Dergleichen Anzeichen sind durch gelegentliche Höflichkeiten nicht zu übertünchen.

Frankreich bleibt der gegebne, ja aufdringliche Verbündete jeder Macht, die den Arm gegen Deutschland zu erheben bereit ist. Nachdem der bisherige Zweibund gegen Deutschland inhaltlos geworden ist, sucht es einen andern Bundesgenossen und arbeitet zugleich unaufhörlich daran, unsre Verbündeten im Dreibunde entweder von uns abwendig zu machen, oder sie durch die Parteien zu entwaffnen. Wir sehen die republikanischen und die sozialistischen Elemente Italiens unausgesetzt an der Arbeit, die italienische Armee in ihrer Disziplin und ihrer Treue zu erschüttern, in ihrer Leistungsfähigkeit durch Versagung der Mittel unbrauchbar zu machen. Welcher Sympathien, wenn nicht mehr, sich alle die Völkerstämme Österreichs erfreuen, die an der Zersetzung des Reiches und damit an der Zerstörung seiner militärischen Kraft arbeiten, bedarf keiner Beweise mehr. Demgegenüber

Digitized by Google

gilt es für uns Deutsche, unausgesetzt des Moltkischen Wortes eingedenk zu sein: „Ein starker Staat steht nur sicher auf sich selbst," und zugleich des Wortes, das im Jahre 1880 Bismarck zu Moltke gesprochen hat: „Rechnen wir mit dem schlimmsten Fall, mit dem Überfall, und wir werden uns nicht verrechnen."

Ist es immerhin erfreulich, daß die englische Presse der deutschen die Arbeit abnimmt, das deutsche Publikum von der dringenden Notwendigkeit einer weitern Vergrößerung der deutschen Flotte, vor allem einer allmählichen Verdoppelung unsrer Heimatsflotte, d. h. die Formierung der Schlachtflotte in vier Doppelgeschwader, zu überzeugen, so muß andrerseits auch dankbar anerkannt werden, daß sich trotz oder wegen der großen Zurückhaltung unsrer Marineverwaltung in der publizistischen Erörterung dieser Frage die Stimmen mehren, die freiwillig als Apostel der Flottenvermehrung hinausziehn, um alle Heiden in deutschen Landen zu lehren. Eine sehr beachtenswerte Schrift, „Die Flottenfrage," hat jüngst Erich Neuhaus (Leipzig, Felix Dietrich) herausgegeben, die von eifrigem Studium und großer Sachkenntnis zeugt. Daß der Verfasser die Lösung der finanziellen Schwierigkeit auf dem Wege einer Reichserbschaftssteuer sucht, ist freilich weder ein neuer noch ein sehr aussichtsvoller Gedanke. Auffälliger dagegen ist seine Äußerung, daß die Schaffung zunächst eines dritten Doppelgeschwaders „eine eklatante Abweichung" von dem jetzt geltenden Flottengesetze bedeuten würde. Aber doch nicht, wenn der Reichstag sich einverstanden erklärt, das jetzige Flottengesetz in dieser Weise zu ergänzen und zu erweitern! Denn nur um eine organische und zwar die organisch einzig richtige Ergänzung und Erweiterung des bestehenden Gesetzes, nicht um eine Abweichung würde es sich handeln. Und nun gar der Hinweis auf den Argwohn und die Beunruhigung des Auslandes. Als ob sich das Ausland jemals um unsern Argwohn und unsre Beunruhigung gekümmert hätte! Je entschlossener sie uns sehen, desto mehr Respekt werden sie haben. Das Wegekraut sollt stehen la'n, hüt di Jung, 's sind Nesseln dran! Vielleicht setzt der sonst so einsichtige Herr Verfasser seiner zweiten Schrift das stolze Wort zum Motto, daß der Appell an die Furcht in deutschen Herzen keinen Widerhall findet!

In demselben Sinne möchten wir ihn bitten, auf Seite 55 den seltsamen Satz zu streichen, daß „der arme Mann ohnehin schon fast ausschließlich die Last des Landheeres trägt." Das Ausland wird uns freilich um die „armen Leute" beneiden, die eine halbe Million Soldaten unter Waffen halten können, aber im Inlande könnte ein solcher Satz doch in recht bedenklicher Weise mißverstanden werden. *z*

La Roma che se ne va. Nahe bei dem St. Peterplatze, hinter dessen linker Säulenkolonnade, liegt, ziemlich in engen Gäßchen versteckt, eine kleine, wohl den meisten Romreisenden unbekannte Stadtpforte. Wer sich nicht gerade daran gibt, den Weg um die vatikanische Anlage zu machen, die von Künstlern wie Michelangelo und Sangallo entworfnen und ausgeführten mächtigen Befestigungsmauern zu besichtigen und zu studieren oder einzig und allein aus Freude über die schönen Aussichtspunkte nach dem Valle d'inferno und der dieses überragenden Villa Doria Pamfili, wird sie kaum gewahr werden oder ihrer achten, es müßte ihn denn schon ein römischer Freund bei einem Spaziergange nach der hochliegenden Villa Carpagna an den Wasserleitungsbogen der Aqua Paola darauf aufmerksam machen. Dann sieht er eine kleine eintorige Pforte mit Travertineinfassung und Zinnenkrönung neben einem mächtigen breitbasigen Rundturm, deren einziger Schmuck zwei gut gearbeitete und erhaltne Wappenschilder mit dem Namen Alexanders des Sechsten und dem Stiergebilde sind, und er erinnert sich vielleicht, dieses Tier in den vatikanischen Gemächern des Borgia-Papstes in allerlei mythologischen und astrologischen Verkleidungen gesehen zu haben in der trefflichen Ausführung, die Meister Pinturicchio ihm angedeihen ließ.

Digitized by Google

Da nun dieses heute Porta Cavalleggieri benannte Tor einem bequemen neuen Zugange weichen soll und damit das steinerne Erinnerungszeichen an ein interessantes Stück Weltgeschichte den modernsten Bedürfnissen zum Opfer fallen muß, so mag es als ein Akt der Pietät gelten, mit ein paar Worten die Schicksale und die einstige Bedeutung des Tores und seiner Bau- und Geschichtsreminiszenzen zusammenzustellen.

Vor etwa vierhundert Jahren gelangte das Tor und seine Umgebung zu einer zwar kurzen, aber um so traurigern Berühmtheit durch ein Ereignis, das das Ende der Renaissancezeit für Italien besiegelte und in seiner weitern Entwicklung die Unterdrückung der geistigen Freiheit des Landes für die nächsten Jahrhunderte bedeutet. Die Einleitung dazu ist der sogenannte Sacco di Roma, die neun Monate lange furchtbare Plünderung der üppigen Papststadt durch die zusammengewürfelten Soldatenhorden des allerchristlichsten Kaisers Karl des Fünften im Jahre 1527.

Ein topographisches Bild, wie die Gegend hier damals ausgesehen hat, ist nicht schwer zu rekonstruieren. Man vergesse für einen Augenblick den Mauerring, wie er heute dasteht. Dahinter, in den vatikanischen Gärten, ist ein viel älteres Stück einer langen Mauer mit mächtigen Rundtürmen, jetzt teilweise mit einer weißen Kappe bedeckt und zu astronomischen Beobachtungspunkten eingerichtet. Sie gehört zu der ersten Befestigung, mit der im Jahre 850 Papst Leo der Vierte das päpstliche Gebiet zum Schutze gegen die räuberischen Sarazenen umgab, die nach den reichen Schätzen des Apostelgrabes gelüstete. Diese schützende Einfriedigung begann an dem starken Brückenkopfe der Engelsbrücke, dem kolossalen Grabmonumente des Kaisers Hadrian und seiner Nachfolger, lief in derselben Linie wie der noch heute bestehende Verbindungskorridor, dessen Grundmauern noch zu ihr gehören mögen, auf den Vatikanpalast, bestieg und umfaßte dann den ganzen Hügel, trat bei unsrer Torpforte in die Talsenkung des Janiculus und erreichte den Tiberfluß in der Gegend der Porta San Spirito, auch de' Sassoni, so genannt nach den von Karl dem Großen für die Sachsen hier errichteten Schulen und Hospitälern. Diese Mauer hatte anfangs nur drei, später, weitern Bedürfnissen folgend, sechs Ausgangstore und war in gewissen Zwischenräumen durch runde Befestigungstürme geschützt. So hieß unsre Porta von ihrem mächtigen Nachbar ad Turrionem majorem, und obgleich erst im Jahre 1455 von Papst Nikolaus dem Fünften eröffnet, vielleicht auch nur vergrößert und verstärkt, ist sie die einzige der Leomauer, die ihren Platz in der infolge der Katastrophe von 1527 neu projektierten aber erst später ausgeführten neuen vatikanischen Befestigung bewahrt hat. Ein Blick an Ort und Stelle zeigt noch deutlich die Zusammengehörigkeit der Überreste der alten Mauer mit unserm Tore. Ein andres Tor dieser alten Mauer ist heute der Eingang in das Quartier der päpstlichen Schweizergarde. Auch dieses zeigt, daß es seine letzte Veränderung zur Zeit der Borgia erfuhr, denn es trägt noch deren Wappen. Der Name Porta Cavalleggieri für unser Tor stammt erst aus dem Jahre 1560, als Pius der Vierte hierher die Kaserne der leichten Reiterei verlegte.

Die Beschreibung der Eroberung der Stadt ist zu bekannt, als daß sie nochmals wiederholt werden müßte; es genügen ein paar Worte zur Wiedererinnerung.

Auf dem Janiculum lagerte am 5. Mai 1527 ein dreißigtausend Mann starkes Heer spanischer, italienischer und deutscher Truppen, darunter die frommen Landsknechte, die Georg von Frundsberg zum Kampfe gegen die verbündeten Franzosen, Venezianer und den Papst über die Alpen gebracht hatte. Im Kloster von San Onofrio schlug der Oberbefehlshaber des Kaisers Karl, der Renegat Herzog Karl von Bourbon, sein Hauptquartier auf. Am nächsten Morgen geschah ein Doppelangriff gegen das befestigte Trastevere und das vatikanische Quartier. Bourbon selbst leitete den Sturm auf unsre Porta Turrioni. Ein Jahrhundert später zeigte man noch den marmornen Säulenstumpf, von dem aus er seine Truppen

Digitized by Google

angefeuert haben soll. Dieser Schaft stand später vor der Kirche Santa Anna und trug dann eine Inschrift, die sich auf die Neuanlage des Borgo Pio bezog. Beim Umbau der Kirche oder bei der Anlage der Kolonnaden des Bernini wird er verschwunden sein. Nun ließ Bourbon Leitern an die Stadtmauer setzen, bestieg als erster deren eine, stürzte aber, von einem Hakenbüchsenschuß tödlich im Unterleib verwundet. Den Sterbenden brachte man in ein Feldkapellchen der Familie Gozadini, der Madonna del Rifugio geweiht, bei den naheliegenden Fornaci. Dieser Name kommt von den Ziegelöfen, die damals wie heute noch vor dem Tore im Tale an der Via Aurelia lagen. Das Kapellchen wäre zu suchen ungefähr bei der heutigen Kirche S. Maria dei Fornaci.

Ein sehr seltner Holzschnitt aus dieser Zeit zeigt den wie ein römischer Imperator gekleideten Bourbon von der an einen massigen Rundturm gelehnten Sturmleiter rücklings abstürzend. Im Vorsaal der Appartamento Borgia wird sein angeblicher Harnisch gezeigt. Diesen für die Schicksale der Stadt verhängnisvollen Schuß nahmen verschiedne Menschen für sich in Anspruch; am bekanntesten von ihnen ist Benvenuto Cellini, der in seiner Selbstbiographie einen klaren Begriff von dem damaligen Stadtbilde der Umgegend gibt. Er war mit einigen Freunden in aller Frühe auf einen am Tore liegenden Friedhof geeilt. Es herrschte ein solcher Nebel, daß man die Angreifer kaum erkennen konnte, doch bemerkte er die Mutlosigkeit der Verteidiger und riet den Begleitern zu schleuniger Umkehr. Aber, fügte er hinzu, da wir einmal hier sind, müssen wir eine männliche Tat begehn. So gaben sie aufs Geratewohl ein paar Schüsse ab, und, sagt Cellini, von diesen unsern Schüssen traf und tötete einer den Bourbon. Sie flohen nun von ihrem Standort auf den Campo Santo, einem Kirchhof für Pilger innerhalb der Stadtmauer am Tor, dessen Lage sich bestimmen läßt durch die noch freistehende Apsis der Kirche San Salvatore de Ossibus, auch nach dem großen Befestigungsturm ad turrionem benannt, und deren Übriges in den Inquisitionspalast verbaut ist, durch den Vorhof der alten Peterbasilika im Schutze des Verbindungskorridors zwischen Vatikan und Engelsburg erst bis zur Kirche San Angelo, die noch heute al corridojo heißt, und von da in das sichere Castellum Hadriani, während die Spanier beim Tibertor und bald darauf die Deutschen durch unser Tor in die Leostadt eindrangen und den Tod ihres Oberbefehlshabers durch ein blutiges Metzeln rächten. Das Tor selbst wird wenig gelitten haben, sonst hätte sich kaum das Borgiawappen daran erhalten, und wäre wohl bei einer gründlichen Restauration durch das eines andern Papstes ersetzt worden. Den Leichnam Bourbons trugen sie nun in die Peterbasilika, deren Neubau zwar begonnen, aber wohl noch auf die Niederlegung des hintern Abschlusses der Langschiffe beschränkt war, und bahrten ihn im Oratorium Sixtus des Vierten auf. Dieses enthielt das schöne, heute in der großen Sakramentskapelle am Boden aufgestellte bronzene Grabmal dieses Papstes von Pollajuolo und lag im linken Seitenschiffe des alten Baues. Tag und Nacht, so sagt ein Bericht, brannten zwölf Fackeln um den aufgebahrten Körper, und zwölf gutbezahlte Priester beteten für das Seelenheil ihres grimmen Feindes. Andrerseits wird der Todesschuß einem Francisco Valentino, Romano del Rione Ponte, zugeschrieben, einem Freiwilligen der berüchtigten Truppe der Bande neri, die von Giovanni dei Medici seinem Onkel, dem Papst Clemens dem Siebenten, zu Hilfe geschickt worden waren, und von denen eine Abteilung unter Führung des Capitano Lucantonio Cupano tapfer an der Stadtverteidigung teilnahm. Eine andre Erinnerung an den Kampf am Tore findet sich in einer Büste und Inschrift an der Langseite der Kirche San Spirito, die den Tod eines Goldschmiedes Passeri betreffen. Als im Februar 1528 das Heer die schwergeprüfte Stadt verließ und nach Neapel zog, brachte es den Körper in die Festung von Gaeta, wo er dann an einer Wand hinter der Schloßkapelle aufrecht in einem offnen Kasten mit einem auf der Mauer gemalten Epitaph bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgestellt gewesen ist, zuletzt zur Mumie vertrocknet, jedoch immer geehrt und

Digitized by Google

von Zeit zu Zeit neu bekleidet, wie noch im Jahre 1736 auf Befehl des Marquis von Châteaufort. So will ihn noch Volkmann, dessen Reiseführer durch Italien Goethe benutzte, im Jahre 1770 gesehen haben. Auch die Legende, von einem alten Soldaten erzählt, dem das Amt zugefallen war, den Leichnam am Todestage frisch zu bekleiden, fehlt nicht. Er sagt, es wäre gräßlich, den Toten fluchen zu hören, wenn er nicht gut und prompt bedient würde. Der letzte Bericht ist vom Jahre 1872 von Diego Monetti, der schreibt: Jetzt ist Bourbon nicht mehr sichtbar, weil die Mumie durch schlechte Behandlung ruiniert ist, und ebensowenig das Epitaph, weil keiner sich die Mühe nahm, es nach Wiederherstellung der Mauer zu erneuern. Das wären die Erinnerungen, die der Abbruch des alten Stadttores wachruft.

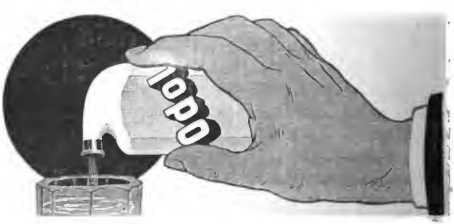
Federico Brunswick

Dorners Religionsphilosophie. Mit Religionsphilosophien wird seit einigen Jahren der deutsche Büchermarkt überschwemmt. Das meiste davon ist wertloses Geschwätz. Aber der Grundriß der Religionsphilosophie von Dr. A. Dorner (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1903) ist ein sehr gediegnes Buch und bedeutet einen Fortschritt. Die meisten Schriften über den Gegenstand bewegen sich entweder in den (auseinandergehenden) Bahnen, die Kant und Schleiermacher eingeschlagen haben, oder im biologischen Fahrwasser; sie erklären die Religion für reine Gefühlssache oder für ein Hilfsmittel der Sittlichkeit oder für eine auf einer gewissen Stufe der Entwicklung unvermeidliche Illusion. Dorner verwirft ganz entschieden alle drei Richtungen. Die religiöse Idee ist nach ihm zwar entwickelt worden, aber sie ist keine Illusion, sondern entspricht der Wirklichkeit, und wenn man mit den Schulen der beiden genannten Philosophen die Religion als Befriedigung eines sittlichen oder Herzensbedürfnisses bestehn läßt, ihren Gegenstand jedoch als der Erkenntniskraft unzugänglich hinstellt, so ist das nicht mehr Religion, sondern höflich ausgedrückt Selbstbetrug. Die Religion steht und fällt mit ihrer metaphysischen Grundlage, das heißt mit der Erkenntnis, daß es einen persönlichen Gott gibt. Dessen Dasein ist beweisbar, und gerade der von Kant verpottete ontologische Beweis ist die Wurzel der übrigen Beweise, denn er besagt nichts andres, als daß sich unsre Vernunft gezwungen fühlt, Gott zu denken. Die Religion selbst aber ist nach Dorner bewußte Einheit mit Gott ohne Aufhebung der relativen Selbständigkeit, die der Schöpfer der unsterblichen Menschenseele verliehen hat, Gottmenschheit. Bedeutet das eine entschiedne Abwendung von modernen Verirrungen, so hält sich Dorner jedoch in andrer Beziehung nicht ganz von solchen frei. Er wird weder der Person Christi noch der Kirche und dem Kultus völlig gerecht. Nicht das Historische, sondern das Metaphysische mache selig, meint er. Wie nun aber, wenn dem Durchschnittsmenschen das Metaphysische unzugänglich oder nur durch die Vermittlung des Historischen zugänglich wäre? „Die bloße Idee einer organisierten Gemeinschaft ist gar nichts wert," schreibt er. Wenn der Idee keine Wirklichkeit entspräche, könnte man das unterschreiben, aber die kirchliche Gemeinschaft ist seit neunzehnhundert Jahren eine sehr derbe und mächtige Wirklichkeit, und darum darf man auch ihre Idee nicht wertlos nennen; die Stellen Römer 12, 4, 1. Korinther 12, 14 und Epheser 4, 16, in denen Paulus diese Idee entwickelt, enthalten das beste vom Kerne dessen, was man heute Soziologie nennt. Daß alle Verfassungsformen und alle Bestandteile des Kultus die Neigung haben, auszuarten und aus der christlichen Religion ein neues Juden- und Heidentum zu machen, läßt sich freilich nicht leugnen, aber wenn nun so viel vom christlichen Geist und Leben, als der gemeine Mann zu fassen vermag, ihm nicht anders als durch Gemeindeorganisation und Kultus beigebracht werden kann, soll ihn dann der gelehrte Bekenner der esoterischen Religion einfach laufen und entweder ins Heidentum oder in den atheistischen Materialismus versinken lassen? Auf Seite 158 scheint es so, denn da wird der Gegensatz zwischen dem esoterischen Christentum und der christlichen Popularreligion als unversöhnlich dargestellt. Später, auf Seite 384, wird

Digitized by Google

eine Versöhnung versucht. Der Esoteriker könne nichts tun, als im Interesse der Wahrheit darauf hinweisen, daß man eben den Grundsatz fallen lassen müsse, das Geschichtliche mache selig. „Dann kann er anerkennen, daß das Geschichtliche, was sich wirklich als solches erweist, Anregungsmittel für den Glauben sein könne, daß aber auch der Glaube als das unmittelbare Wissen sich in letzter Instanz nicht von der Geschichte abhängig machen kann." Wirklich nicht? Glaubt Dorner im Ernste, daß er als Professor der Theologie und daß sein esoterischer Glaube vorhanden sein würden, wenn es keinen Jesus, keinen Paulus, keine Kirche, kein Neues Testament gäbe, was alles historische Erscheinungen sind? Seine Forderung, die Gemeinde solle das Geschichtliche bloß als „Illustrationsmittel des Prinzips" verwenden, wird also wohl nicht durchführbar sein; weder Christus noch der Kirchengründer Paulus läßt sich zu einem bloßen Illustrationsmittel herabdrücken. Von den Einzelausführungen können wir viele vorbehaltlos unterschreiben, zum Beispiel: „Man kann der Religion des Geistes nicht das Recht absprechen, das Göttliche in künstlerischer Form zu symbolisieren, aber freilich in künstlerischer Form," nicht in Holzpuppen, Amuletten, Kleiderresten und Reliquien, die keine Symbole mehr sind, sondern als Materialisierungen des Göttlichen gedacht werden. In der Geschichte der religiösen Entwicklung vermag Dorner zwar keine neuen Tatsachen beizubringen, aber er führt tiefer als andre in ihr Verständnis hinein, indem er zeigt, wie jede Entwicklungsstufe, jede Volksreligion einem metaphysischen System entspricht. — Die praktisch wichtigsten Partien seines Werkes hat der Verfasser noch außerdem in acht Vorträgen behandelt und (bei C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin, 1903) unter dem Titel Grundprobleme der Religionsphilosophie herausgegeben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 42 Hefte

65. Jahrgang

Nr. 48

Ausgegeben am 1. Dezember 1904

Inhalt:

	Seite
Sammlung. Von einem Sächsischen Konservativen. I.	473
Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste. Von Ludwig Kemmer in München. (Schluß)	479
Spanisches	490
Von alten Büchern. Von B. Wülcker. (Schluß)	499
Konstantinopolitanische Reisemischarße. Von Friedrich Seiler. 1. Die Reise nach Konstantinopel 2. Die Stadt Konstantinopel	506
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Matting. 16—17	516
Maßgeblichen u. Unmaßgeblichen: Reichsspiegel — Ein Apostel der Weltharmonie — Beiträge Friedrich Ratzels zu den Grenzboten	525

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause! m. neuem eisenhalt. **Mutterlaugen-** Neurogen-**Badesalz**

gegen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Ko. M. 6.30, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch Abreibungen mit dem ungefährlichen, aber noch nicht gelösten Neurogen während des Bades. Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.

1804 — 1904

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Berlin W 64, Unter den Linden No. 24

empfiehlt

die feinen Handarbeitscigaretten „Hohenzollern"

Sansouci	zu 3 Pfg.	Abzug für Barzahlung
Monbijou	„ 4 „	5% von 50 Stück
Jokey Club	„ 5 „	6% über 500 „
Pour les princes	„ 5½ „	10% „ 1000 „
Derby	„ 6 „	

Havana-Importen

Probieren Sie bitte meinen **Kaffee** *Pfd.* **80** *Pfg.*

Hamburger Mischung, sehr beliebt, Mischung von goldgelbem Java, Guatemala und Campinas gemahlen mit Ia. Kaffeegewürz, fertig zum Aufguss

da ½ des sonst gewohnten Quantums genügen. Erste Lieferung **Grosse Ersparnis** *erfolgt auf Wunsch in Kartonen von 5 Pfd. franko. — Dose gratis, sonst 9½ Pfd. franko in Handlungsbeuten*

Kaffee-Import, Rösterei-Grossbetrieb. *LUDWIG HACKER, Hamburg 6 A.*

Mädler's Patent-Koffer

D. R. P. Nr. 85676. Patentiert in allen Kultur-Staaten, übertreffen alles bisher Dagewesene an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit.

Mädler's Patent Damenhut-Koffer

Mädler's Patent Cabinen Koffer

Prospekte mit Wunsch gratis und franko.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Verkaufsstelle:

Berlin, [illegible] Leipzig, [illegible] Hamburg, [illegible]

Digitized by Google

Saxonica

Von einem sächsischen Konservativen

1

chon seit einer Reihe von Jahren sind die sächsischen Verhältnisse ein Lieblingsthema der Presse. Wir denken hierbei weniger an gewisse wesentlichere Vorgänge, die den Stoff dazu hergeben mußten, wie etwa die Ministerkrisis im Landtage 1901/02, bei der infolge des Tadelsvotums der zweiten Kammer in einer Finanzfrage das ganze Kabinett, sämtliche fünf Minister, ihre Entlassung einreichten, oder an die ungünstigere Gestaltung der sächsischen Finanzen in den letzten Jahren oder an den Leipziger Bankkrach. Solche Ereignisse würden auch, wenn sie in andern Ländern vorgekommen wären, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen haben. Wir haben dabei vielmehr den Umstand im Auge, daß auch sonst aus jedem nur halbwegs geeigneten Anlaß Sachsen und seine Verhältnisse in einem gewissen Teil der Presse, dem Teil der Organe von größerer Bedeutung bis hinab zu solchen vom Schlage des Simplicissimus umfaßt, immer und immer wieder herhalten müssen. Wir sagen absichtlich: herhalten müssen, denn die Art und Weise, wie man sich hierbei über sächsische Verhältnisse ausläßt, ist für die Regierung und die Bewohner dieses Landes meist nichts weniger als schmeichelhaft. Im Gegenteil das Bild, das dem Leser hierbei von den Zuständen in Sachsen geboten wird, ist häufig nicht bloß grau in grau, sondern nicht selten auch in den lebhaftesten Farben der Rückständigkeits- und Verkommenheitsschilderei gemalt mit der ziemlich unverkennbaren Absicht, jedes vornehmer angelegte Gemüt, jeden Besserdenkenden gegen dieses Land und seine Bewohner nicht nur einzunehmen, sondern möglichst mit Abneigung und Widerwillen zu erfüllen.

Unter den Malern bei diesem Tendenzgemälde und deren Inspiratoren muß man verschiedne Gruppen unterscheiden. Obenan stehn hierbei die sozialdemokratischen Preßorgane. Bei ihrem edeln Unternehmen lebhaft unterstützt von den sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage, liefern sie zu dem Gemälde vor allem die düstern und abschreckenden Farben der grimmigen Feindschaft gegen die sächsische Regierung und die Stände wegen ihres angeblichen Mangels an Fortschritt, wegen der gewaltsamen Unterdrückung jeder

Digitized by Google

freiern Regung auf dem Gebiete der sozialen Frage, wegen der brutalen Rechtsbeugung, wegen des Hasses gegen die Arbeiterschaft und die Massen des Volkes, wegen der Rückständigkeit der Gesetzgebung, und was dergleichen schöne Dinge mehr sind. An ihrer Seite stehn hierbei die Organe der Zentrumspresse, denen Sachsen mit seiner fast ausschließlich evangelischen Bevölkerung von jeher mißliebig gewesen ist. Sie mischen den sozialdemokratischen Malern nicht bloß eifrig die Farben und helfen gern mit Farben von ihrer Palette noch etwas nach, wo jene ihnen nicht pastos genug auftragen, sondern setzen dem Gemälde auch noch die Lichter des Vorwurfs der religiösen Unduldsamkeit und der Kirchenfeindschaft auf. Zu ihnen allen gesellt sich endlich auch noch der Narr in Gestalt der Witzblätter vom Schlage des Simplicissimus und andrer, sowie die Humoristen und Komiker in den Tingeltangels und auf den sogenannten Volksbühnen. Hatten jene den Sachsen dargestellt als die Verkörperung der Rückständigkeit und brutaler Willkür, so zeichnet ihn dieser in der bekannten Gestalt des kleinstädtischen Partikuliers als einen Philister von dem kleinlichsten Geiste und von jämmerlicher Beschränktheit.

Wahrhaftig, man wird zugeben müssen, daß dieses Bild in seiner Gesamtheit wenig schmeichelhaft für den Sachsen ist. Wird einmal eine Nationalgalerie für die deutschen Stämme geschaffen, in denen diese allegorisch dargestellt werden, so würde eine solche Darstellung des Sachsen sicherlich wenigstens des Vorzugs der Originalität nicht entbehren. Man sieht, wir scherzen. Und in der Tat sollte man meinen, könnte ein solches Bild von den Zuständen in Sachsen sowohl nach der Eigenschaft seiner Verfertiger als nach den Widersprüchen seines Inhalts im schlimmsten Falle für den Beschauer doch nur der Gegenstand scherzhafter Unterhaltung sein. Denn es liegt ja auf der Hand, daß weder die sozialdemokratischen noch die Zentrumsorgane imstande oder gewillt sind, ein zutreffendes oder gar ein gerechtes Bild von den sächsischen Zuständen zu zeichnen. Davon hält die sozialdemokratische Presse schon der eingefleischte und vor keiner Entstellung zurückschreckende Haß ab, den sie gegen die sächsische Regierung und die sächsische Volksvertretung aus deren notgedrungen abwehrender Haltung gegen sie gesogen haben, die Zentrumsorgane aber die straff evangelische Gesinnung der erdrückenden Mehrheit der Bewohner Sachsens sowie der sächsischen Regierung und Stände, die mit peinlicher Ängstlichkeit auf ihrer Hut bisher noch jeden weitergehenden Erfolg der katholischen Propaganda in Sachsen wirksam abgewehrt haben. Ebenso sehr müßte jeden Beschauer das lächerlich Widerspruchsvolle in dem Inhalt dieses Bildes davor bewahren, es ernst zu nehmen. Denn jemand, den man als brutalen und rücksichtslosen Unterdrücker, als abschreckendes Beispiel von Intoleranz auf politischem wie religiösem Gebiet darstellt, kann man doch nicht zugleich als weibischen Philister und lächerlichen Jämmerling kennzeichnen. Und dennoch bewährt der alte Satz: „Nur wacker drauf los geschmäht, es bleibt doch etwas hängen," auch hier seine Richtigkeit. Das immer Wiederholte, so sinnlos es sein mag, wird endlich doch und zwar von nicht Wenigen geglaubt, der immer wiederholte Scherz für Ernst genommen, und so ist schließlich ein abgeschlossenes Urteil fertig.

Digitized by Google

Das Wort: die Weltgeschichte ist das Weltgericht, hat seine gute Berechtigung, wenn man es so auffaßt, daß im Verlaufe der Weltgeschicke der göttliche Richterwille zum Ausdruck gelangt, es ist aber vielleicht noch niemals ein Wort unzutreffender gewesen als dieses, legt man es dahin aus, daß das Weltgericht gleichbedeutend sei mit dem Urteile dessen, was man Weltgeschichte nennt. Denn die Weltgeschichte wird von Menschen geschrieben. Die Folge davon ist ebensowohl, daß es kein Ereignis gibt, das von allen Geschichtschreibern in derselben Weise beurteilt wird, als daß das Urteil über dasselbe Ereignis in der Geschichte zu verschiednen Zeiten immer verschieden ausfallen wird. Damit hängt es ferner zusammen, daß sich die Wahrheit im Kampfe der Meinungen nicht selbst durchringt, sondern der Verteidiger und der Fürsprecher ebenso bedarf wie das Recht im Prozeß. Auch in diesem Fall, wo es sich um die äußere Achtung und Schätzung eines Landes und seiner Bewohner handelt, bewährt sich die Erfahrung, daß das beharrliche Schweigen, zu dem man sich auf der angegriffnen Seite wegen der Voreingenommenheit der Gegner und ihrer zutage liegenden Widersprüche berechtigt glaubt, ein falsches Verfahren ist. Man überschätzt bei ihm ebenso den Mangel an gutem Willen als die Einsicht des Durchschnittsmenschen, die die sogenannte Weltgeschichte machen. Bei dem Beharren auf solchem Standpunkte würde man erleben müssen, daß schließlich eine Geschichtsklitterung nicht verhindert sondern sogar gefördert würde.

Wenn wir es mit Rücksicht hierauf unternehmen, das Bild, das von jenen Seiten von Sachsen und seinen Bewohnern entworfen worden ist, einigermaßen zu berichtigen, so werden wir uns hierbei gleichwohl nicht des Fehlers der Einseitigkeit und der Voreingenommenheit schuldig machen, den wir bei jenen Darstellern bekämpfen. Wir werden es uns vielmehr angelegen sein lassen, unsre Aufgabe nur mit Sachlichkeit zu erledigen, indem wir zwar ungerechte Angriffe mit Entschiedenheit zurückweisen und mit dem Lobe nicht zurückhalten, wo solches tatsächlich verdient wird, aber auch nicht anstehn werden, Schwächen und Mängel anzuerkennen, wo die Sache und die Verhältnisse eine Anerkennung dem gerecht Urteilenden zur Pflicht machen.

Mit einer Anerkennung dieser Art werden wir gleich beginnen, und zwar bei Beurteilung der sächsischen äußern Politik in den letzten Jahrhunderten. Diese Politik entbehrt ganz offenbar der großen Züge. Es ist zwar zu weit gegangen, wenn man behauptet, Sachsen sei vermöge seiner zentralen Lage und seiner Größe eigentlich und von Haus aus berufen gewesen, die Rolle für Deutschland zu spielen, die später Preußen gespielt hat. Denn bei dieser Behauptung wird übersehen, daß Preußen schon seit Jahrhunderten im Vorteile vor Sachsen war. Immerhin aber ist unverkennbar, daß die sächsische Politik auch nicht einmal die Vorteile auszunutzen gewußt hat, die ihr nach den tatsächlichen Verhältnissen zur Seite standen. Hätte sie das, so durfte Sachsen im Dreißigjährigen wie im Nordischen und im Siebenjährigen Kriege und bei sonstigen nicht gezählten Gelegenheiten nicht Amboß sondern mußte Hammer sein. Dieses Verhalten war auch keine bloße Zufälligkeit, sondern es liegt im Charakter des sächsischen Volkes, der hierin jederzeit mit dem seiner Fürsten übereinstimmte, begründet. Obwohl es auch Sachsen an einzelnen bahn-

Digitized by Google

brechenden Geistern nicht gefehlt hat — Sachsen ist ja doch das Vaterland Leibnizens, Lessings, Fichtes —, so war ihm doch auf dem Gebiete der äußern Politik das, was man als Genialität bezeichnet, war ihm die Anlage zu größern Konzeptionen, war ihm vor allem auch die Leidenschaft, die die Mutter alles Großen in der Politik ist, mehr oder weniger versagt. Dafür war aber der Sachse von jeher ausgezeichnet durch ein hohes Maß von Pflichttreue und Loyalität, ja diese Eigenschaften sind in ihm von jeher so ausgebildet gewesen, daß leider nur zu oft der berechtigte Eigennutz, der einem Volke von gesundem Sinn eigen sein soll, hinter ihnen zurücktreten mußte.

Auf diesen Zug muß man im wesentlichen die Vorzüge aber auch die Fehler zurückführen, die die sächsische äußere Politik im Laufe der letzten Jahrhunderte aufweist. Auf sie ist vor allen Dingen auch das Verhalten zurückzuführen, das Sachsen und seinen Regenten im vergangnen Jahrhundert am meisten zum Vorwurfe gemacht zu werden pflegt: die Zähigkeit, mit der Sachsen zur Zeit der Befreiungskriege den Fahnen Napoleons folgte. Es war die Überspannung des Pflichtgefühls und der Vertragstreue, mit der Sachsens Fürsten und Volk dem brutalen Eroberer auch dann noch Gefolgschaft leisteten, als er längst schon durch sein Verfahren gegen Deutschland und Sachsen alle Ansprüche auf eine solche Gesinnung verwirkt hatte. Und es war dieselbe Gesinnung, mit der sich Sachsen im Jahre 1866 auf die Seite Österreichs stellte, obwohl ihm nicht hätte entgehn dürfen, daß alle wahren Interessen des Landes und der deutschen Sache auf den Anschluß an Preußen hinwiesen. So klar es aber heute vor unsern Augen liegt, daß sich Sachsen hierin seinen Aufgaben nicht gewachsen gezeigt hat, so können wir dennoch nicht zugeben, daß es bei diesem seinem Verhalten vor allen andern Staaten ein Vorwurf treffe. Am wenigsten kann man Bayern, von dem jetzt so häufig tadelnde Stimmen gegen sächsische Verhältnisse ausgehn. das Recht einräumen, Sachsen aus seinem Verhalten bei diesen Gelegenheiten einen Vorwurf zu machen. So hoch wir Bayern jetzt als Glied des Deutschen Reiches schätzen, so wird doch niemand behaupten wollen, daß seine Politik vor 1866 eine wahrhaft deutsche, daß sie insonderheit mehr eine deutsche gewesen sei als die Politik, die Sachsen vor dem Jahre 1866 befolgte. Bayern hat wie Sachsen dem Rheinbund angehört und Napoleon so lange Gefolgschaft geleistet, als es die Verhältnisse ihm erlaubten. Bayern hat sich wie Sachsen im Jahre 1866 Österreich angeschlossen und sich damit wie dieses der natürlichen Entwicklung der deutschen Verhältnisse entgegengesetzt oder sie doch mindestens erschwert. Hierin kann man auch bei der größten Voreingenommenheit einen Unterschied zwischen beiden, namentlich was einen Mangel an deutschpatriotischer Haltung anlangt, nicht feststellen. Nur in zwei Punkten hat sich allerdings hierbei Bayern von Sachsen unterschieden. Während nämlich Sachsen für das, was damals seiner Überzeugung entsprach, Gut und Blut einsetzte, während Sachsen wie Hannover 1866, jenes bei Königgrätz, dieses bei Langensalza für seine damaligen Verbündeten in heldenmütigem Kampfe eintraten, ist Bayern bei diesen Gelegenheiten sehr viel vorsichtiger gewesen, ja so vorsichtig, daß dieses Verhalten beinahe eine andre Deutung

Digitized by Google

zuließe. Und sodann: während Sachsen für seine Politik 1815 mit dem Verluste des halben Landes büßen und sich 1866 ziemlich bedingungslos der Gnade des Siegers hingeben mußte, von dem keineswegs erwartet werden konnte, daß er es als besondern Staat werde bestehn lassen, ging Bayern bei ganz derselben Politik aus dem Wiener Frieden 1815 in seinem Gebiete ungeschmälert hervor, 1866 aber erhielt es von Preußen Bedingungen, die kaum verrieten, daß es der Besiegte und nicht der Sieger war. Ob sich freilich Bayern diese Dinge zum Verdienst anrechnen und deshalb auf Sachsen stolz herabsehen darf, möchte mehr als zweifelhaft sein. Es liegt uns gänzlich fern, diese Erinnerungen zu erneuern, um Bayern damit wehe zu tun. Wir wissen, wie Bayern gleich Sachsen das früher Gefehlte 1870/71 auf den französischen Schlachtfeldern in glänzender Weise wettgemacht hat, wir wissen, welcher treue Anhänger und welches wertvolle Glied des Reichs Bayern ist. Wir erwähnen diese Verhältnisse vielmehr nur notgedrungen, nur weil wir in andrer Weise nicht wirksam der Unterstellung entgegentreten können, daß die sächsische Politik in jenen Zeiten vorzugsweise Tadel verdiene.

Ja auch Preußen würden wir die Berechtigung zu einer solchen Behauptung, wenigstens was die Napoleonischen Kriege anlangt, nicht zugestehn können. Denn wenn sich Sachsen damals überhaupt an Napoleon anschloß, so geschah es doch nur erst, nachdem sich Preußen, an dessen Seite es sich in der Schlacht bei Jena gestellt hatte, unfähig erwiesen hatte, Sachsen und Deutschland gegen Napoleon zu schützen. Und was einen Vergleich zwischen dem Verhalten Sachsens in den Befreiungskriegen anlangt, so ist es eine bekannte Tatsache, daß der König Friedrich Wilhelm der Dritte dem General York von Wartenburg wegen der Konvention zu Tauroggen, die sich doch nachgerade als wahrhaft rettende Tat für Deutschland erwies, das Kommando entzog und damit bekundete, wie sogar der Herrscher des weit größern Staates Preußen, und dies noch dazu in schon ziemlich vorgerückter Zeit, es noch nicht wagte, zu Napoleon in offne Gegnerschaft zu treten.

Aus diesem Zug ausgesprochner Pflichttreue und Loyalität erklären sich aber auch die Vorzüge, die die sächsische Politik aufweist. Alle die Fehler, deren die sächsische Politik bei den erwähnten Gelegenheiten zu zeihen war, hatten ihren Grund doch nur in dem Irrtum, daß mit dem damaligen Verhalten Sachsen und der deutschen Sache gedient werde. Nachdem die großen Ereignisse des Jahres 1866 Sachsen die Augen darüber geöffnet hatten, auf welcher Seite in Wirklichkeit die deutsche Sache vertreten werde, gab es von Stund an keinen treuern und aufrichtigern Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, als Sachsen. Es war gewiß vom rein dynastischen Standpunkt und nach den für Sachsen überaus demütigenden Vorgängen vor dem Prager Frieden keine geringe Zumutung, die die Verhältnisse damals an den König Johann stellten, nicht bloß äußerlich, sondern auch mit voller innerer Aufrichtigkeit dem Bunde zugetan zu sein, unter den nach dem Kriege von 1866 Norddeutschland geeinigt wurde, und doch wissen wir, daß das bei diesem edeln Monarchen im vollsten Sinne der Fall war. Und warum war es der Fall? Doch eben weil es der erhabnen Vorstellung von Pflichttreue und Loyalität entsprach, die den Wettinern von jeher eigen war. Mit seinem

Digitized by Google

Monarchen aber schloß sich in vollster und rückhaltlosester Hingebung auch das Sachsenvolk selbst dem Reich an.

Wir konnten vorher behaupten, daß Sachsen wegen seiner frühern Politik keine stärkere Verurteilung verdiene als Bayern. In der rückhaltlosen Hingebung an das Reich und namentlich in der Anerkennung der Verdienste der Vormacht Preußen bei der Gründung des Reichs und seines Wertes für das Reich können wir sogar behaupten, daß sich Bayern recht wohl manches von der Haltung Sachsens aneignen könnte. Die sächsische Politik vor 1866 war in vielen Stücken verfehlt. Die Sühne dafür war schwer und schmerzlich, aber die Erfahrungen, die Sachsen hierbei machte, waren trotzdem nicht zu teuer erkauft, da sie in der richtigen Würdigung der Verhältnisse wenigstens für die Zukunft bestanden. Und Sachsen fand diese richtige Würdigung. Man erkannte in Sachsen, daß zur Treue gegen das Reich, zur Aufrechterhaltung seines Ansehens nach außen und seiner gedeihlichen Entwicklung nach innen auch die entsprechende Anerkennung und Würdigung der Verdienste gehört, die Preußen um die Errichtung und Erhaltung des Reichs hat.

Preußen hatte vor 1866 ein halbes Jahrhundert lang die militärische Rüstung für ganz Deutschland getragen. Unter der echt preußischen Politik des Königs Wilhelm und seines großen Kanzlers sind die deutschen Staaten zum Reiche zusammengeschweißt worden. Preußens Heerwesen wurde nicht bloß für die übrigen deutschen Staaten sondern für die ganze Welt vorbildlich. Von Preußens Geschicken hängt auch das Geschick des Reichs ab. Sachsen hat dies alles von jeher nicht bloß erkannt und neidlos anerkannt, sondern auch daraus für sein Verhalten gegen Preußen die entsprechenden Konsequenzen gezogen. Hat man das in Bayern in derselben Weise erkannt und sich danach gerichtet? Sicherlich nicht. Es ist zwar sehr erfreulich gewesen, daß im letzten Reichstage von dem militärischen Vertreter Bayerns mit den obigen gleiche Anschauungen wenigstens über das preußische Militärwesen ausgesprochen worden sind, und das ist ein Beweis dafür, daß man wenigstens an maßgebender Stelle in Bayern in solcher Beurteilung auf dem Standpunkte steht, den wir vorhin als den der sächsischen Regierung und der sächsischen Bevölkerung bezeichnet haben. Nur freilich kann man alles andre behaupten, als daß dieser Standpunkt der bayrischen Regierung auch der des bayrischen Volks wäre. Wir wollen hierbei gar nicht an den geradezu bornierten Haß erinnern, der sich, ohne in Bayern die entsprechende Zurechtweisung zu erfahren, in den Spalten eines Blattes wie des Sigelschen Vaterlands breit macht, und bei dem uns das Verhalten Preußens immer an die gutmütige Geduld erinnert, die ein mächtiger Neufundländer gegen einen bissigen Köter zeigt. Wohl aber besteht auch in den verständigern Kreisen der bayrischen Bevölkerung stellenweise nur sehr geringe Neigung, Preußen die Anerkennung zuteil werden zu lassen und das Entgegenkommen zu zeigen, das Preußen im Reiche verdient und mit vollem Rechte beanspruchen kann, ja im Interesse des Reichs und seiner gedeihlichen Entwicklung beanspruchen muß. Es wird erinnerlich sein, eine wie wenig sympathische Aufnahme die Aussprache des bayrischen Militärbevollmächtigten im Reichstage im Hause an der Prannerstraße in München fand, es wird erinnerlich sein, wie dort unter anderm für den bayrischen Offizier sogar die

Digitized by Google

Superiorität über den preußischen wegen der höhern wissenschaftlichen Ausbildung in Anspruch genommen wurde. Wo bleibt, so fragen wir, bei solchem Auftreten die Selbsterkenntnis? Sind die Lehren der Feldzüge von 1866 und von 1870 für Bayern so ganz vergeblich gewesen? Standen nicht in beiden Feldzügen dieselben Offiziere an der Spitze des bayrischen Heeres? Aber freilich mit welch himmelweit verschiednem Erfolge! Dort blieb unter ihnen das bayrische Heer in ruhmloser Untätigkeit im Lande, hier pflückte es sich von den Lorbeeren dieses Feldzugs mit die ersten und die schönsten. Und warum? Dort war das bayrische Heer auf sich angewiesen, hier kämpfte es unter preußischer Führung. Wer möchte in Abrede stellen, daß in dieser Beziehung die politische Haltung des sächsischen Volks den Vorzug verdient? Loyal wie der Sachse ist, hat er bei aller Wachsamkeit, mit der er auf seine Selbständigkeit hält, doch das richtige Gefühl dafür, daß eine Herabdrückung des Ansehens und der Verdienste Preußens gleichbedeutend ist mit einer Herabdrückung des Ansehens des Reichs und damit auch mit einer Einbuße am eignen Ansehen; loyal wie er ist, sucht er Vorzüge da, wo sie wirklich sind, nicht wegzuleugnen, sondern erkennt sie willig an und strebt, sie sich anzueignen. Wir wiederholen auch hier: wir sagen das niemand zulieb und niemand zuleid, wir sagen es nur zur Steuer der Wahrheit, mit der man besonders in bayrischen Organen, wenn es Sachsen gilt, nur zu häufig geneigt ist, recht einseitig umzuspringen.

Die Sage vom Strandsegen und das Strandrecht an der deutschen Küste

Von Ludwig Kemmer in München*)

(Schluß)

Im März des Jahres 1795 nahm, wie der Hamburger Publizist erzählt, ein Amerikaner, dessen Schiff eine wertvolle Ladung Kolonialwaren trug, von Helgoland vier Lotsen als Führer nach Kuxhaven mit. Das Schiff wurde durch Treibeis von seinem Ziele ab-, und da die Lotsen sich weigerten, es wieder in die hohe See zu führen, auf den großen Vogelsand gedrängt. Mit mehreren Helgoländer Schniggen, die sich danach einfanden, vereinbarte der Kapitän die Leichterung des Schiffes. Als dieses sich beim Eintritt der Ebbe auf

*) Der Verfasser ist mit Forschungen zur Geschichte des Rettungswesens an der deutschen Küste beschäftigt. Das amtliche Material ist ihm in der freundlichsten Weise zugänglich gemacht worden. Leider zeigt es Lücken. Der Verfasser wäre deshalb sehr dankbar, wenn Beamte und Private, deren Erinnerungen über das Jahr 1865 zurückgehn, durch freundliche Mitteilungen über die Rettungseinrichtungen, die an der deutschen Küste in den ersten zwei Dritteln des neunzehnten Jahrhunderts bestanden, es ihm ermöglichten, den guten Willen und die tüchtige Arbeit, die auch an die Anfänge unsers Küstenrettungswesens gewandt worden sind, vor dem Vergessenwerden zu bewahren. (Adresse: Dr. Ludwig Kemmer, München, Arcisstraße 32.)

Digitized by Google

die Seite legte, erklärten die Lotsen es für verloren. Ihre Behauptung, es werde in zwei Stunden zerschlagen sein, erzeugte eine Panik, die den Kapitän seiner Herrschaft über die Besatzung beraubte und ihn zwang, mit den Insulanern und seinen Matrosen nach Helgoland zu gehn. Vielleicht um nach alten Seerechtssätzen sein Schiff nicht als verlassen erscheinen zu lassen, ließ er einen Hund darauf zurück, er beging jedoch den Fehler, einige Wertsachen und Einrichtungsgegenstände aus der Kajüte mitzunehmen. Auf Helgoland reute es ihn, daß er sich zum Verlassen seines Schiffes hatte bestimmen lassen. Er mietete um zwanzig Guineen eine Schnigge, die ihn wieder zu seinem Schiffe bringen sollte, wurde jedoch von den treulosen Schiffern die ganze Nacht herumgefahren und Morgens wieder auf der Insel ans Land gesetzt. Inzwischen war das Schiff durch die Flut flott geworden. Ein Helgoländer brachte es mit seinen wenigen Leuten zur Enttäuschung seiner Landsleute, die sich schon auf das wertvolle Strandgut gefreut hatten, nach Helgoland. Man wollte ihn zwingen, das Schiff auf den Strand zu setzen und so zur Beute für alle zu machen. Er weigerte sich, doch wurden Schiff und Ladung von den königlichen Behörden für strandfällig erklärt, und ihr Wert nach endlosen Unterhandlungen unter den glücklichen Berger, die königliche Rentekammer und die Eigentümer verteilt. Traurige Symptome der Habsuchtepidemie, die bei solchen Anlässen einen Teil der Küstenbevölkerung erfaßte, sind die Forderungen, womit alle, die nur irgendwie bei der Einheimsung der reichen Beute beschäftigt waren, die Masse angriffen. Fünf Helgoländer, die mit dem Berger als Matrosen das Schiff von Helgoland nach Glückstadt brachten, beanspruchten als „Berger“ neuntausend Mark und erhielten immerhin dreitausend, sogar ein dänischer Offizier in Glückstadt, der das Schiff in Empfang zu nehmen hatte und „ohne sein Zimmer, ja seinen Schlafrok zu verlassen“ die nötigen Verfügungen traf, beanspruchte zwei Prozent des Werts, sechstausend Mark, gab sich aber mit sechshundert zufrieden, und ein Notar in Altona „berechnete für jeden Tag 16 und 12 Thlr., an welchem er eine einzelne Stunden bei der Inventur der aus dem Schiffe geladenen Güter zugebracht hatte.“

Drei Monate nachdem die amerikanische Prise verteilt worden war, luden Helgoländer Lotsen wieder schwere Vorwürfe auf sich. Ein schwedisches Schiff mit wertvoller Ladung kam bei einem Sturm aus Westnordwest vor Helgoland an. „Auf ein von ihm gegebenes Zeichen kam ein Lootse an Bord. Er foderte 225 Rthlr., wiewol das Schiff nur klein, und der Sturm nicht äusserst schwer war, denn die Helgolander fuhren mit ihren Schaluppen nach Herzenslust ab und zu, zwischen dem Lande und dem Schiffe. Der Schiffer mochte denken: Dingen gehört zum Handeln, und bot ihm 180 Rthlr. Der Lootse bestieg, ohne zu antworten, das Schiff, nahm mit dem Rechte eines jeden Lootsen das Commando an sich, und befahl dem Volke einen Anker fallen zu lassen; dann würde er über das Lootsgeld sprechen. Als der Schiffer in ihn drang, den Rest des kurzen Tages zu benuzen, um die Elbe zu erreichen, antwortete er: das würde er gegen Abend tuhn! Ein der Pflicht des Lootsen durchaus widriges und auf Tükke deutendes Verfahren. Nun kam

Digitized by Google

ein zweiter Lootse ans Schiff. Der erste Anker faßte nicht Grund, weil die Boyereep (oder das schwächere Seil, welche von dem Anker bis zur Boye geht) sich zwischen dem Steuerruder und Schiffe festgeklemmt hatte. Jetzt befahlen die hochgebietenden Herren Lootsen, den zweiten Anker fallen zu lassen, gaben aber, als das Volk sich dazu anschikte, dem Lootsenboot ein Zeichen. Das Schiffsvolk hoffte nun mehrere Hülfe kommen zu sehen. So aber war es nicht gemeint. Beide Lootsen sprangen nun in das Boot, und waren durch keine Versprechungen des Schiffers, daß er ihnen das höchste geben wolle, was sie verlangten, zurückzuhalten, sondern segelten davon, sprechend: sie könnten nicht weiter helfen, müßten sich selbst retten, und würden wieder kommen, wenn das Wetter besser würde." Die ratlosen Seeleute verließen unter dem Drucke der unheilverkündenden Flucht der Lotsen in ihrem großen Boote das Schiff, ruderten landwärts und wurden von zwei Helgoländer Booten aufgenommen und ans Land gebracht. Ihr Schiff wurde von den Insulanern am folgenden Tage treibend gefunden und nach Glückstadt gebracht. Die beiden schleppenden Anker hatten die kostbare Prise zugleich fest und flott erhalten. Das Schiff konnte nicht weit treiben und nicht auf einen Sand geraten, da die Anker vorher Grund gefaßt hätten. Die Entscheidung der dänischen Rentekammer über die Verteilung des Fanges stand noch aus, als Büsch den leidigen Fall beschrieb.

Im Jahre 1671 war den Lotsen durch den Landvogt und die Ratleute von Helgoland zur Pflicht gemacht worden, „bey strenger Ahndung keine unbillige Forderung und Uebersetzung | geschweige grobe Begegnung gegen Fremde Schiffers vorzunehmen." Unmittelbar daran schloß sich der Auftrag, „in allen Strand-Fällen sie mögen Nahmen haben wie sie wollen das Interesse Principis zu observiren | demselben ½ Theil | denen Bergern ½ und dem Eigenern ½ Theil zu berechnen." Das Interesse Principis und das eigne zu observiren, war seit der Schaffung des dehnbaren Dereliktionsbegriffs den Helgoländer Lotsen so erleichtert, daß nicht alle dem lockenden Gebote gegenüber standhaft blieben, wenn es auch noch so laut durch ein älteres, höheres verneint wurde. Der Ertrag ihrer Lotsentätigkeit, von dem zehn Prozent an den König fielen, kam gegenüber dem Gewinne, der aus einer Strandung für die Interessenten erwuchs, nicht in Betracht.

Kein Wunder, daß die Sage auch das kleine Gotteshaus auf dem einsamen Felsen in der Nordsee als eine Stätte bezeichnete, wo um Strandgut gebetet wurde.

J. Laß | Husumens: anderweitige, jedoch vermehrte und verbesserte, mithin zuverläßige Nachricht von der jetzigen Beschaffenheit und dem jetzigen Zustande des merkwürdigen Heiligen- oder Helgo-Landes. — gedruckt Flensburg bey C. F. Holwein. Anno 1753 bringt, soweit ich die Sache überschaue, die Sage vom Strandsegen zuerst mit Helgoland in Verbindung. Laß bemerkt zum Paragraphen 51, worin er die 1671 zwischen dem Landvogte Bostelmann und den Helgoländer Ratleuten vereinbarten rechtlichen Bestimmungen wiedergibt: „Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Heiligeländer auf der Canzel ehemahls haben bitten lassen: GOtt wolle den Strand bey ihnen segnen.

Digitized by Google

Allein wie sie darunter nicht anders verstehen, als daß wenn ein Strand-Fall sich eräugnete, die gestrandete Güter bey Heiligland ankomen auch solche von ihnen glücklich geborgen werden möchte, so siehet einjeder leicht daß sie mit solcher Vorbitte keinesweges etwas böses intendiren, noch weniger Frembden Schiffern Unglück anwünschen." Das im königlichen Staatsarchiv zu Schleswig liegende Exemplar des Laßschen Werkes ist mit Schreibpapier durchschossen, das handschriftliche Zusätze und Berichtigungen trägt. Diese rühren, wie sich aus verschiednen Wendungen mit Sicherheit ergibt und Laß in der Vorrede zu der 1753 erschienenen zweiten Auflage des Werkchens erwähnt, von dem Compastor Mich. Henrich Dresler her, der seit 1751 auf Helgoland im Amte war. Dresler äußert sich über das, was Laß vom Strandfegen auf Helgoland sagt, folgendermaßen: „Dies muß zu undenkl. Zeiten geschehen, oder auch eine üble Nachrede seyn, den Niemand weiß sich zu erinnern dergleichen gehört zu haben, daß es geschehen." Er vermutet, daß die Beter nichts andres meinten, „als daß doch die arme Seelen wenigstens gerettet und dan die Güter zum Vorteil der Herrschaft des Eigeners u Landes daselbst geborgen werden möchten," und wirft die Frage auf, „ob nicht zu wünschen, daß solche Vorbitten möchten eingeführt werden." Nach seinen und des Buches Angaben war es damals auf Helgoland Brauch, für „Krancke | Wassertodte, daß dieselbe mögen wieder gefunden werden | Verreisete dahin auch gehören (die zum Fisch-, Hummer-, Spier-Fang ausgefahrnen) Schniggen, Lootse" am Sonntag zu beten. Im Jahre 1758 sprach Dresler an andrer Stelle ausführlicher über diesen Gegenstand. Der dänische Kriegsassessor Johann Friedrich Camerer schreibt in der Einleitung zu seiner 1. Nachricht von Helgoland, die aus einem Teile der zweiten Auflage des Laßschen Werkes besteht: „Noch eine Nachricht scheint mir merkwürdig zu seyn, welche ich einem Gönner der nähern Beschreibung dieser Länder und Küsten zu danken habe. Seine Worte lauten also; Es ist eine fast allgemeine Erzehlung, daß die Helgoländer, ehemals auf den Kanzeln hätten bitten lassen, Gott wolle den Strand bey ihnen segnen. Der Hr. Laß hat solches S. 62. berühret. Andere behaupten gar, daß es annoch und auch in einem andern Kirchspiele geschehen soll. Man leget bey dieser Bitte den Helgoländern zur Last, daß sie in diesem Gebete böse Gesinnungen an den Tag legten, und daß sie damit gewünschet hätten, daß die Schiffe bey ihnen stranden möchten. Es ist dieses eine wunderliche Auslegung. Ist diese Bitte iemals gebräuchlich gewesen, so ist unter dem Strand nichts anders als die Fischerey verstanden worden. Ich wollte meiner Meinung noch gewisser seyn, und habe mich dieserwegen bey dem Herrn Pastor Dreßler erkundiget; Er antwortete mir nachstehendes: Was die Stelle bey Herrn Laß Beschreibung von Helgoland betrifft, so hat sie ihre Richtigkeit, oder man müßte sie falsch erklären. Seit dem ich den Gottesdienst alhier obgewaltet habe, ist die Vorbitte diese gewesen; Die Erhaltung des hiesigen Fisch- Hummer- und Spierfanges. Man bittet in diesem Gebete um nichts anders, als daß Gott des Segens, den er von den Fischen in das Wasser geleget, uns theilhaftig werden lassen möge, und die Aus- und Einfahrende für Gefahr behüten möge. Dieses heißt den Strand segnen. Denn die Sand-

Digitized by Google

spieren halten sich bey dem Strand sowol des Unterlandes, als der Sanddühnen auf, und würden diese Thierchen nicht unsern Strand füllen, wie elend würden wir leben müßen. Denn wir hätten alsdenn keine Lockspeisen vor die übrigen Fische, welche unsere Küsten umschwärmen. Die Lockspeisen müßten vor Geld angeschaffet werden, welches aber den Einwohnern sehr beschwerlich fallen dürfte. Sehen sie Hr. Laß Beschreibung nach S. 36. Ist unterdessen hier in vorigen Zeiten gebeten worden, daß Gott den Strand segnen wolle, so hat es dahin gezielet, weil dazumal die Fische auf den Strand geworfen worden sind, da denn ein jeder von den Dürftigen, und solchen Leuten, die nicht in die See gehen mögen, so viel Fische nehmen können, als er nöthig gehabt. Die übrigen sind eingesalzen und nach Hamburg gebracht worden. Wären auch solche Vorbitten hier, so wäre es nichts ungerechtes. Es würden viel Seelen, und manches Schiff und Gut erhalten worden seyn, die nun nahe bey unserm Lande im Wasser umkommen und versinken. Ich kan verschiedene Schiffe zehlen, die seit dem ich hier wohne, in die Tiefe gesunken sind, und man hätte ihnen auf keine andere Art helfen können, als wenn man sie gerade auf den Strand gesetzet hätte. Der König, der Schiffer und die Einwohner hätten ihren Theil erhalten. S. Laß. Wären aber anbey nicht die Seelen erhalten worden, und wäre also der Nutzen nicht immer gröſſer bey diesem Segen des Strandes, als der angegebene Schaden?

Ich habe noch einen Auszug eines andern Briefes, von einem mit Namen Broder Friederichs, eben dieser Materie wegen, erhalten. Dieser Mann drücket sich also aus: Ob mir schon nicht bewußt ist, daß auf unserer Kanzel gebeten worden, Gott wolle den Strand segnen, so finde ich dennoch nichts anstößiges darinn, wenn es auch noch itzo geschehen sollte. Denn wäre übrigens der Strand nicht mit den See- und Sandwürmern gesegnet, die sich in einem sehr engen Bezirke auf eine unglaubliche Art vermehren, so würden nicht in einem jeden Jahre so viel tausend Schellfische, und zu Winterszeiten die schönen Dörsche gefangen werden. Wenn ich also nun bey dem sogenannten Auftragen, den Strand gleichsam, mit Gebürgen von Fischen angefüllet sehe, kann ich als ein Christ ja als ein Mensch, der das Vaterland liebet, einen andern Wunsch thun? als diesen: Gott wolle den Strand ferner segnen. Es findet dieser Wunsch, auch bey den verunglückten Schiffen statt. Denn, wenn ich nur sechs Jahre zurück denke, so sind in der Zeit ein Flensburger, ein Holländer, ein Engelländer und ein Schmockschiff nahe bey dem Lande gesunken. Es ist nicht das geringste von ihnen gerettet worden; von dreyen ist das Volk, Gott lob! noch geborgen worden. Wäre also etwas ungerechtes in dem Wunsche! Wollte Gott! obbemeldete Schiffe säßen auf dem Strand! Denn alsdenn wären die Menschen geborgen worden; sie würden nach der weltbekanndten Gnade unsers theuersten Monarchens sich des mehrsten Theils ihrer Güter zu erfreuen haben. Der Bernstein, welcher sonst häufig an diesem Strand gefunden worden ist, mag ebenfalls Ursach an diesem Wunsche gewesen seyn. Der Wunsch kann also immer bestehen, und heißt gar nicht seines Nächsten Tod und Untergang verlangen und hoffen. Ich zweifle aber dennoch, daß iemals ein solches Gebet auf unserer Insul gebetet worden sey."

Digitized by Google

Dresler kommt in einem Helgoland, den 20. Juni 1758 datierten Schreiben, womit er Camerer allerlei Seltenheiten von der Insel übersendet, noch einmal auf den Strandsegen zurück. Er schreibt: „. . . . Mein Herr! ist diese Vorbitte jemals gebräuchlich gewesen, denn so lange ich Helgoland bewohne, haben die Einwohner dieses merkwürdigen Felsens, diese Vorbitte nicht thun lassen; so haben sie dennoch nichts anders, als die Fischerey am Strande, verstanden. Die Eyländer reden beständig, den Strand segnen. Es heißt dieser Wunsch aber nicht, daß viele Schiffe untergehen oder an den Strand laufen sollen. Daran denken diese guten Eyländer nicht. Sie verstehen unter dem Strande nichts anders als die Vermehrung ihrer Fischerey. Denn wenn die Fischerey gut seyn soll, so müssen alle Arten Fische sich nach dem Strande hinwenden, und kann ich Ihnen, mein Herr! das versichern, daß seit meines Hierseyns nichts anders, gebethen worden, und die Rubrique dieser Vorbitte nichts anders heißt, als, den hiesigen Fisch, Hummer und Spierenfang ꝛc. und nach diesen Worten bittet man Gott ja um nichts anders, als daß er so gnädig seyn wolle, des Segens, den er von den Fischen ins Wasser gelegt hat, uns wolle, wie bisher, theilhaftig werden lassen. Wir bitten ferner: Er wolle die Aus- und Einfahrenden für Gefahr bewahren. Die Sandspieren halten sich an dem Strande des Unterlandes sowohl, als an den Sanddünen, auf. Würden diese Thiere nicht gefangen, so würden die Umstände auf dem Lande nicht so gut seyn. Es würde den Einwohnern sehr bekümmerlich fallen, die Lockspeisen vor Geld anzuschaffen. S. Laß p. 36. Und, ich will noch mehr zugeben, wenn in vorigen Zeiten gebethet worden, daß Gott den Strand segnen wolle, so hat es so viel bedeutet, daß die Schiffe, da der Strand noch viel größer gewesen, an diesen und keinen andern Strand geworfen werden möchten. Ich will noch mehr zugeben, wenn auch alle Vorbitten auf den Strand gerichtet wären, so wäre doch noch nichts unchristliches darinnen. So lange ich dieses Felsenburg bewohne, sind in der Tiefe verschiedene Schiffe versunken. Und Maus und Mann blieb im Wasser. Wäre es nun vor die Menschen nicht weit besser, daß der Strand noch so wäre, daß die Schiffe nicht die Tiefe suchen müßten? Es ist wahr, der König, der Schiffer und die Einwohner behalten ein jeglicher seinen Theil. Würden aber dennoch nicht die Menschen erhalten? Sehen sie also, mein Herr! Das Gebeth mag angenommen werden wie es will, so bleibt es immer moralisch gut, und folglich christlich, es ist nichts ungerechtes in demselben. Verlangen sie übrigens noch andere Nachrichten von unserm Meerfelsen, so können sie allezeit auf meine Bereitwilligkeit ihr Vertrauen setzen."

Außer dem von Laßens und Camerers Gewährsmännern als wirtschaftliche Grundlage der Helgoländer bezeichneten Fisch-, Hummer- und Spierenfang erschien noch der Schnepfenfang den Insulanern besonders wichtig, so wichtig sogar, daß nach ihrer „willkührlichen Beliebung" vom 25. Januar 1387 der Fang dieser Vögel nicht als Entheiligung des Sabbats galt. In alter Zeit scheint der Heringsfang um Helgoland durch seinen reichen Ertrag für die Insulaner eine alle andern Beschäftigungen zurückdrängende Bedeutung gehabt zu haben. Um 1530 ernährte der Fang dieses Fisches in den helgoländischen Fischgründen 2000 Personen, dann sank sein Ertrag rasch bis zum

Digitized by Google

gänzlichen Versiegen. Cnobloch erzählt in seiner chorographischen Beschreibung der Insul Heyligland (Hamburg 1643), wie die Heringsfänger in alten Zeiten, bevor sie zum Fange fuhren, „mit einem gewissen Crucifix in aller devotion auf Heiligland herum gezogen wären und wie, wann solches geschehen, die Heringe in unzähliger Menge oben auf dem Wasser sich sehen lassen," bis die Grausamkeit und der Übermut eines Heringsfängers die Fische für immer verscheucht habe. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts füllten Hummer, Kabeljau, Schellfisch, Butt und Makrele die Netze der Helgoländer. Der Prediger bekam außer einem mäßigen Gehalte von jeder Schaluppe eine jährliche Abgabe und hatte teil an jeder Heuer, die ein Lotse bedungen hatte. Man darf also annehmen, daß er auch Anteil an dem Drittel des Strandguts hatte, das auf Helgoland zur Verteilung kam. So war auch hier, wie auf den ostfriesischen Inseln, das Haus des Predigers zum Teil aus Strandgut gebaut, und so rüttelte auch hier der Prediger, der das Strandrecht bekämpfte, an den Stützen des eignen Daches. Und heischte wirklich das Gebet um Strandgut Eingang ins Gotteshaus, so dürfte es dem Geistlichen schwer geworden sein, ihm die Pforte zu verschließen.

Wo vollends die Existenz eines Gotteshauses in dem Maße auf das Strandgut gegründet war, daß ein Versiegen dieser Einnahmequelle den Verfall der Kirche verursachte, da konnte, wenn es auch den Hütern dieser Gotteshäuser gelang, das Gebet um Strandgut zu bannen, die Sage, daß in diesen Kirchen um Strandgut gebetet worden sei, nicht gebannt werden. Die fast erschreckende Tatsache, daß Kirchen mit Strandgut fundiert waren, wirkt weniger befremdend, wenn man bedenkt, daß zwischen Kirchen und Schiffen ein seltsames Geben und Nehmen stattfand. Die Strandkirchen waren wichtige Landmarken, sie führten und warnten die Schiffe und gaben ihnen damit viel, auch wenn sich die Schiffer nur lee- und luvwärts, nicht aufwärts weisen ließen. Der Kirche St. Clementis zu Büsum in Norderdithmarschen stand nach einem Privileg aus dem Jahre 1551 der Zehnte von den Strandgütern zu, die zu Büsum geborgen wurden. Von 1551 bis 1765 wurde der Kirche dieses Sonderrecht, „von denen daselbst gestrandeten Gühtern den Zehenden vorauszunehmen und selbigen zu unterhaltung und reparirung derselben zu emploiren, weilm selbige Kirche ohnedem nur schlechte Einkünffte hat," siebenmal bestätigt. Und noch im Jahre 1774 gab die Kirche dadurch, daß sie bei einer Strandung ihren zehnten Teil vorwegnahm, der dänischen Rentekammer, die das Strandrecht mit eigennütziger Sorgfalt überwachte, Anlaß, das Büsumer Vorrecht auf seine Giltigkeit zu prüfen. Wenn man nun auch bedenkt, daß die Büsumer Kirche, abgesehen von ihrem Dienst als Landmarke, besonders dadurch sich ein Recht auf einen Teil des Strandguts erwarb, daß nach einer Bestimmung des Privilegs zwei glaubwürdige Männer von den Baumeistern und Prädikanten mit den Bergern unverderbliche Kaufmannsgüter „Ein gantz Jahr vnde Dag" für die unbekannten Eigentümer aufbewahren mußten, so war doch auch dieser Anteil, den eine Kirche an dem nicht immer ohne Schuld erkauften Gewinne aus fremdem Leide hatte, geeignet, die Annahme, daß in dieser und in andern Strandkirchen um Strandgut gebetet werde, zu stützen.

Digitized by Google

Die nordfriesischen Inseln sind von dem Strandsegenmärchen nicht verschont worden. Hell ist ihr Strand, nur die Schatten der Silbermöwen huschen über ihn hin. Durch den Reigen dieser Vögel, die wie „eine geflügelte Wache" über ihren Nestern am Strande schweben, hat der graue Vogel von Bornholm keinen Weg gefunden.

Und doch haben sich auf diesen hellen Inselrändern mit ihren von der Sonne durchleuchteten Vogelwolken arme Menschen schwer mit Schuld beladen. So schwer, daß es unmöglich scheint, die Last auszugleichen. Allein die schwere Not ihres Lebens genügt, die Schale der Schuld zum Steigen und stehenden Schweben zu bringen.

Dem Friesenvolke auf den Uthlanden an der Westküste Schleswigs zerbrach das Meer die Heimat. Um das Jahr 1250 umfaßten die Inseln und die Festlandmarschen, die man die Uthlande nennt, noch fünfzig Quadratmeilen, um 1600 waren sie auf zwanzig Quadratmeilen geschwunden, und von den zehn Quadratmeilen Inselland, die es 1600 noch gab, waren 1856 nur noch fünf übrig.

„Mandrank" auf „Mandrank" ging über das Inselland, vom Festlande kam der Schwarze Tod und Räubervolk wie Kort Widerik aus Büsum und seine Bande übers Watt, Kriegsnot und Steuerdruck, der sogar den kargen Gewinn aus dem Rochenfange nicht verschonte, brachen dem Volkskreste, den Flut und Seuche übrig gelassen hatten, die sittliche Kraft. Im Jahre 1436 suchte der „blanke Hans" Hörnum, die schmale südliche Halbinsel von Sylt, heim und nahm den wenigen Bewohnern des Dorfes Alt-Rantum, die diese Sturmflut überlebten, Heim und Habe und den Mut, zu pflügen und zu säen wie bisher. Die zähe Liebe zum Heimatboden vermochte er ihnen nicht zu nehmen. Sie zogen auf der zerbrechlichen Halbinsel südwärts und bauten sich in Kressenjakobsdäl, einem Dünentale auf der Südspitze, Erdhütten. Hier fanden sie sogar wieder den Mut zu singen, allerdings klingt, was sie nach Hansen, dem Chroniſten der friesischen Uthlande, sangen:

Fry is de Fischfang,
Fry is de Jagd,
Fry is de Strandgang,
Fry is de Nacht;
Unser is de See un de schöne Hörnumer Rhee*) —

an Schillers Räuberlied an.

Sie taten, was ihr Lied vermuten läßt. Die von dem Elemente räuberisch heimgesuchten Hörnumer wurden selber Räuber. Unter ihrem Führer Pidder Lüng wurden sie am Ende des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts den Küstennachbarn furchtbar, doch erhob sich der lange Peter und seine Schar dadurch weit über das Treiben und die Geltung gewöhnlicher Strand- und Seeräuber, daß er seine Landsleute in ihren Kämpfen mit Nachbarstaaten unterstützte, bis er selbst den Hamburgern unterlag.

Dann begann ein drei Jahrhunderte langer Kampf der Strandvögte gegen die Strandräuber auf Hörnum. Die Vögte Erk Mannis, Niß Bohn und

*) Reede.

Digitized by Google

Tak Steffens unterlagen in diesem Kampfe, erst der Strandinspektor Lorens Petersen war stark genug, das Übel mit Erfolg zu bekämpfen. Er kontrollierte unermüdlich das Vorland und die Dünen der Insel und belebte durch sein Beispiel auch den Eifer der unter ihn gestellten Strandvögte von Rantum, Westerland und Kampen. Es gelang ihm, den Strand seiner Heimat von Raub und Diebstahl zu reinigen. Ein Menschenleben war zu kurz und eines Menschen Kraft zu schwach, Mißstände, die so tief in den Lebensverhältnissen der Inselbevölkerung wurzelten wie der Strandraub, auszurotten. Zum Glück für die Insel erbte sich Lorens Petersens Geist ein Jahrhundert lang in den Strandvögten und Strandinspektoren Sylts fort. So vollendeten der Strandvogt Riß Taken in Rantum (von 1728 bis 1790) und die Westerlander Strandinspektoren Broder Hansen Decker (von 1788 bis 1818) und Meinert Broder Decker (von 1818 bis 1852) Lorens Petersens Werk. Wie dieser bekämpften sie nicht nur den Strandraub und den Strandbiebstahl durch die Strafe, sondern suchten diese Verbrechen dadurch zu verhüten, daß sie die Not der Strandbewohner und damit den Nährboden jener Verbrechen einschränkten. Lorens Petersen nannten seine Landsleute „de Hahn," weil er in seiner Jugendzeit als Lotsenschüler auf Helgoland seine Genossen vor Tage weckte, indem er das Krähen des Hahns nachahmte und dadurch den Wetteifer aller Hähne der Insel erregte. Später wurde er, wie Hansen im Volksbuche für das Jahr 1849 für Schleswig, Holstein und Lauenburg schön ausführt, dadurch „recht eigentlich der Wecker seiner Landsleute zu einem neuen schönern Tage," daß er sie auf einen neuen, einträglichen Nahrungszweig, den Walfischfang, hinwies, den er im Dienste Hamburger Reeder als Grönlandfahrer kennen gelernt hatte. So wuchs der Wohlstand und schwand die Not, und mit ihr die Schuld. Und bald gab es auf den armen nordfriesischen Inseln einen Mann, dem sein Glück beim Walfischfange den Namen der glückliche Matthies eingetragen hatte.

Lorens Petersens Nachfolger verbesserten die Lage der Inselbewohner auch dadurch, daß sie die Bepflanzung der Dünen, den Bau der Deiche und die Feld- und Geldwirtschaft der Gemeinden verbesserten. So führten nach Lorens Petersen diese Männer ein Volk, das seine Hände nicht zu bergen brauchte, aus den Schatten alter Zeiten ins Licht des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Sage hat die Schuld längst vergangner Geschlechter nicht vergessen. Die Gestalten, die sie wach erhält, zeugen von Mord und Raub und Diebstahl am Strande. Bezeichnend für die germanische Denkweise der Insulaner und die Lebenskraft ihrer mythologischen Vorstellungen ist der Umstand, daß nach der Sage Frauen mit übernatürlicher Macht Wind und Wellen beherrschen. Maren Taken, des braven Riß Taken auf Hörnum Mutter, soll auf den Dünen stehend mit wilden Gebärden Stürme heraufbeschworen und Schiffe zum Stranden gebracht haben, indem sie wie eine Meerjungfrau oder auch wie ein Schwan vor ihnen herschwamm und sie auf Klippen lockte. Das war Nan in der Gestalt einer Strandbewohnerin, die die Sorge um ihr armes Haus verleitete, vom Sturme gefährdete Schiffe durch falsche Zeichen zum

Digitized by Google

Stranden zu bringen. Maren Taken war die Frau des Strandvogts, niemand wagte sie zur Rechenschaft zu ziehn. Da sollen die Pferde über sie Gericht gehalten und sie mit ihren schweren Hufen zertreten haben. Niß Takens Mutter wurde im Jahre 1747 von einem scheu gewordnen Pferde tödlich verletzt. Die schlimme Rolle, die die Frauen der Inselbewohner bisweilen am Strande spielten, und die trotzdem ungebrochne sittliche Kraft des Inselvolks wird auch durch eine Geschichte beleuchtet, die man aus Niß Takens Amtsführung erzählt.

Eine berüchtigte Stranddiebin, Ellen Mannis, hatte sich einer gestrandeten Tonne Butter bemächtigt. Da nahte Niß Taken, der Strandvogt. Die Diebin setzte sich im Vertrauen auf die weitum bekannte Keuschheit Niß Takens entkleidet auf ihre Beute. Und wirklich gewann das sittenlose Weib die edle Eigenschaft des Strandvogts zur Bundesgenossin, die den gewaltigen Mann, der, nur mit einer Axt bewaffnet, Strandräuberscharen entgegentrat, von der nackten Räuberin fernhielt.

In der Christnacht 1713, kurz vor Lorens Petersens Amtsantritt, erschlugen Hörnumer Strandräuber einen Schiffbrüchigen und verscharrten die Leiche in einem Dünental, dem Dickjendäl. Seitdem geht dort der Dickjendälmann Sühne heischend um.

Von der Strandsegensage habe ich in den mir bekannt gewordnen Schriften über die nordfriesischen Inseln keine Spur gefunden. Hansen spricht in seiner Geschichte der friesischen Uthlande, in seiner Beschreibung des Schleswigischen Wattenmeeres und der friesischen Inseln und in seinen kleinern in Biernatzkis Volksbuch entthaltnen Schriften zur friesischen Geschichte wiederholt von dem „Strand mit seinem Segen und Unsegen," er nennt das Glück eines Strandvogts „sehr zweideutig," und „der Strandsegen pflegt sich" nach seiner Ansicht „in Unsegen zu verwandeln." Nirgends gebraucht er das Wort in anderm Sinne als hier, nirgends bezeichnet er damit ein Gebet um Strandgut. Nun weiß er zwar von einem Prediger Jacobus Boethius zu erzählen, der von den Amrumern vertrieben wurde, weil er ihnen mit seiner Verurteilung des Strandraubes lästig geworden war, nirgends erwähnt er jedoch ein Gebet um Strandgut. Ich glaube diesen Umstand als kräftige Stütze der Annahme betrachten zu dürfen, daß auf den nordfriesischen Inseln ein Gebet um Strandgut nie üblich war.

Die Strandordnung, deren Beobachtung die Strandvögte und Strandinspektoren zu überwachen hatten, beruhte auf dem 1444 zwischen dem Herzog Adolf dem Achten und den Ratleuten der drei Eiderstedtischen Lande vereinbarten Eiderstedtischen Seerechte. Es bestimmte im wesentlichen die gewöhnliche Verteilung des Strandguts unter den Landesherrn, den Eigentümer und die Berger und wurde erst im Jahre 1803 durch eine neue Ordnung aufgehoben, nach der die dänische Regierung auf ihren Anteil an dem Strandgute zugunsten des Eigentümers verzichtete. In der aus dem Jahre 1542 stammenden Christlyken Kercken Ordeninge, De yn den Fürstendömen | Schleßwig | Holsten etc. schal geholden werdenn, enthält die lateinische Litanei die Bitten Vt afflictos & periclitantes respicere & saluare digneris und Vt fruges terræ dare & conseruare

Digitized by Google

digneris, die deutsche die Bitten „Allen de in nodt vnd vahr sint | mit hülpe erschinen," „Den Seevarenden vnd reisenden | Mann vor allem vngluck bewaren," „De frucht vp dem Lande | vnd Vissche im water geuen vnd bewaren." Bezüglich der Litanei bestimmte die Kirchenordnung: „DE schal mit allem vlite gebedet vnde gesungen werden | in Steden vnde Dörperen | mit einer Collecten | alle Weke des Sondages vnde Werckeldages | alse idt gelegen syn wert. Sölckes schölen de Pastores nicht vnderlaten | Se könen ock na gelegenheit der tydt vnde nodt | etlike Verse in der Letanien körten | edder ock thosetten vnde enderen | alse idt de Superintendenten vor gudt ansecn."

Das Schleßwigische und Holsteinische KIrchenBuch von Ad. Olearius aus dem Jahre 1665 enthält in der Litanei die Bitten: „Allen | so in Noth und Gefahr sind | mit Hülffe erscheinen |," „alle Seefahrende und reisende vor Unglück bewahren |," „Die Früchte auf dem Lande und Bäumen | geben und sie bewahren." Ein in demselben Jahre zu Schleswig gedrucktes GEbet-Buch Darinnen Etliche andächtige Geistreiche Kirchen- und andere Gebete auff eines jeden Stand und Anliegen gerichtet enthält in dem für das königliche Gebiet bestimmten allgemeinen Kirchengebete die Bitte: „bewahre die Reisenden | sey gnädig den Sterbenden." Im fürstlichen Gebiete betete man: „Sey .. ein Helffer aller .. Verreyseten | und die sonst in Noth und Gefahr seynd." Ein Gebet eines Schiffers | oder der sich sonst zur See begeben wil und ein Gebet zur Zeit grosser Sturmwinde und Wasserfluhten sind Belege dafür, daß die kirchlichen Behörden auf die besondern Verhältnisse der Küstenbevölkerung in den Gebetsformeln Rücksicht nahmen. Die Fürstl. Holstein-Plönische Kirchen-Ordnung von 1732 enthält nichts sich auf die Strandverhältnisse Beziehendes.

Als eine Spur des alten Götterglaubens mag aus den Zeiten, da noch Ran, nicht eine tückische Uferströmung die Schiffbrüchigen nicht auf den Strand gelangen ließ, dem Untergange eines Schiffes, das in der Nähe des Landes die Wogen zerschlugen, die düstre Weihe eines von der Gottheit gewollten Ereignisses lange eigen gewesen sein. Als dann die Landesherren den Strand für sich in Anspruch nahmen, die einträglichsten Strandgewerbe teils zu Regalien machten, wie die Bernsteinfischerei und den Austernfang, teils hoch besteuerten, wie die Jagd auf Hasen und Vögel und das Bergen, da bekam der Strandraub ganz das harmlose Aussehen eines noch dazu reichlich mit Mühsal und Gefahr verbundnen, nicht eben reich lohnenden ehrsamen Gewerbes. Es hätte nun gar keiner Beziehungen zwischen religiösen Einrichtungen und dem Strandrechte bedurft, ein Gebet um Strandgut im Munde einfältiger und rauher Naturen erklärlich erscheinen zu lassen. Aber das durch den Anteil, den der Landesherr davon nahm, hinlänglich als erlaubter Gewinn bezeichnete Strandgut wurde obendrein als eine von Gott gegebne und ihm als Opfer willkommne Form des täglichen Brotes dadurch legitimiert, daß die Existenz von Gotteshäusern, Priestern und Armen auf den Ertrag des Strandrechts gegründet wurde. Dazu kam noch ein Umstand, der es nicht nur möglich sondern fast wahrscheinlich macht, daß an einzelnen Orten um Strandgut gebetet wurde. Ein Teil der Seelsorge lag auf den Inseln den Strandvögten in ihrer Eigenschaft als Küster ob. So war nach Hansen der

Digitized by Google

Strandvogt zu Rantum auf Hörnum auch der Hirte seiner Gemeinde, nicht nur der Hüter des einsamen Strandes, und wenn man nach den häufigen Anklagen wegen Stranddiebstahls schließen darf, die gegen Strandvögte erhoben wurden, lasen nicht alle der kleinen Gemeinde die Predigten und Gebete so eindringlich und warm vor wie Niß Taken. Und der Schneider, der nach Feltmann am Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf Norderney die Toten begrub, den Kirchendienst versah und predigte, wird sich schwerlich geweigert haben, um Strandgut zu beten, wenn die Gemeinde dieses von ihm verlangte.

So waren, auch wenn die zuletzt erwähnten Fälle die einzigen waren, in denen Laien Seelsorge ausübten, die Bedingungen für die Entstehung einer blasphemischen Sitte gegeben. Daß trotzdem nur die Sage von dem Gebete um Strandgut zu erzählen weiß und dafür, daß das Gebet an unsrer Küste wirklich üblich war, kein einziger stichhaltiger Beleg vorhanden ist, gibt uns die beruhigende Sicherheit, daß in den Kirchen an unsern Küsten ein solches Gebet nicht als Brauch sondern höchstens vereinzelt vorkam und dann die Empörung und den Widerspruch weckte, die jetzt noch in der Sage nachhallen.

Vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts habe ich die Sage nicht erwähnt gefunden. Wahrscheinlich entstand sie nach dem Niedergange der Hanse, als alles Unkraut am Strande aufschoß, das der Bund gejätet hatte. Daß sie erst so spät erwähnt, verteidigt und bekämpft wurde, mag mit dem Auftreten Speners zusammenhängen, der die Gewissen weckte und das Empfinden verfeinerte.

Leider hat sich nur der Wust der Strandrechtsakten erhalten, während so manche schöne Rettungstat an der deutschen Küste nur vom Herrn gesehen ins Meer geworfen wurde. Es sollte neben den fast zu ausführlichen Akten des Strandraubes eine dem Heldenbuche unsrer Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger vorausgehende Geschichte vom braven Manne geben. Schade, daß ihre meist nur in Sand und Meer und Menschenherzen geschriebnen Züge fast alle schon längst verweht, verronnen und vermodert sind.

Spanisches

In dem Befreiungskampfe gegen Spanien hat sich das winzige Holland zur Weltmacht emporgeschwungen. Doch gestaltete sich sein Schicksal dem seines damals gewaltigen Gegners insofern ähnlich, als es wie dieser seine Weltmachtstellung nur kurze Zeit behauptete. Die kleine Handelsrepublik Venedig hatte ein halbes Jahrtausend lang als Weltmacht gelten können; Holland mußte rasch auf die Stufe der unbedeutenden Kleinstaaten zurücksinken, weil seine Blüte in die Zeit fiel, wo die durchgreifende Polizierung der großen Völker die

Digitized by Google

Masse zur Geltung brachte. Nachdem dann vollends die moderne Technik die Völker in ungeheure Kriegsmaschinen verwandelt hat, ist für einen Kleinstaat, und wäre jeder seiner Männer ein Oranien, Oldenbarneveldt oder Ruyter, jede Möglichkeit ausgeschlossen, in den Gang der Weltgeschichte bestimmend einzugreifen. Während jedoch von dem Sinken Hollands die Kleinheit des Landes die natürliche Ursache war, ist Spanien an der Natur seines Volkes gescheitert. Der romantische Spanier kann und will sich die Eigenschaften, mit denen Eroberungen behauptet und fruchtbar gemacht werden: Gewerbfleiß, Wirtschaftlichkeit und Ordnungssinn, nicht aneignen; und in der heutigen Zeit könnte er auch nicht einmal mehr erobernd auftreten, denn für den heutigen Maschinenkrieg taugt er nichts; seine ritterliche Tapferkeit, die er nur noch als Torero in der Arena beweisen kann, würde ihm nichts nützen. Zudem ist die geographische Lage und Gestalt seines Landes für die Entwicklung einer Seemacht bei weitem nicht so günstig wie die Englands, und sie macht das Eingreifen in innereuropäische Verhältnisse beinahe unmöglich. Der Zufall einer Heirat ist es gewesen, was ihm die Möglichkeit verschafft hat, eine Zeit lang sogar in Deutschland festen Fuß zu fassen und scheinbar die Geschicke Europas zu lenken. Heute hat es seine letzten Kolonien verloren und vermag nicht einmal bei der Teilung des noch freien Restes der Erde seinen Anspruch auf das ihm so nahe liegende, in Klima und Bodengestalt ähnliche Marokko wirksam geltend zu machen. Es wird niemals mehr Großmacht werden und sieht sich trotz der ansehnlichen Größe zum Rang eines Kleinstaats hinabgedrückt. Aber für die theoretische Betrachtung bleibt es ein höchst anziehender Gegenstand. Man mag es mit dem satirischen Auge eines Cervantes oder mit dem liebenden Auge eines Murillo oder Velasquez ansehen, es erfreut durch eine Fülle bunter, teils heiterer teils schöner Bilder. Und in Kunst und Wissenschaft wird es auch in Zukunft noch manchen wertvollen Beitrag zu unsern Kulturschätzen liefern. Endlich wird sich uns ergeben, daß auch für den Politiker die Kenntnis von Land und Leuten dieses originellen Staates unter Umständen von Wert sein kann.

Die vorjährige Revue des Cours et Conférences (diese Zeitschrift berichtet über die wichtigsten Universitätsvorlesungen und die Conférences genannten Cyklen öffentlicher Vorträge) enthält in den Nummern 8 bis 12 vier Abhandlungen, in denen G. Desdevises du Dézert, Professor an der Universität von Clermont-Ferrand, den großen Irrtum des großen Napoleon beleuchtet, der ihm die erste Niederlage zuzog. Die Zerwürfnisse der jämmerlichen bourbonischen Königsfamilie und die Verjagung des ihm dienstbaren „Friedensfürsten" Godoy durch das wütende Volk gaben die erwünschte Handhabe zur Einmischung. Im März 1808 schickte er Murat mit Truppen nach Madrid, am 27. dieses Monats bot er seinem Bruder Joseph die spanische Krone an. Im April versammelte er den dummen König Karl den Vierten und dessen intrigante Gemahlin, den elenden aufrührerischen Infanten Ferdinand und den Friedensfürsten, die alle zu ihm ihre Zuflucht genommen hatten, in Bayonne als Gäste um sich. Als einige seiner Vertrauten Bedenken gegen das spanische Unternehmen äußerten, sagte er: „Wenn mich die Geschichte achtzigtausend

Digitized by Google

Mann kostete, würde ich mich nicht drauf einlassen; aber zwölftausend Mann genügen; Länder, in denen es von Mönchen wimmelt, sind leicht zu unterjochen." Einige Wochen später schrieb ihm Joseph: „Dieses Volk ist anders als alle übrigen Völker." Worin diese Einzigkeit besteht, will Desdevises in seinen Abhandlungen zeigen, die er betitelt: L'Espagne héroique, L'Espagne des moines, L'Espagne des lettrés, Le 2 Mai 1808.

Das heroische Spanien ist uns zur Genüge bekannt. Herder hat sein Wesen mit dichterischer Divination erfaßt und, auf Grund einer französischen Quelle, in der Darstellung seines Cid nur die häßlichen Züge weggelassen, die an den Helden wilder Zeiten niemals fehlen: Grausamkeit und Fanatismus. Wie sich das spanische Rittertum in einer Zeit ausnimmt, in die es nicht mehr paßt, hat zur Erheiterung aller Nichtspanier Cervantes dargestellt; aber sein Don Quixote ist eigentlich eine Prophetie; im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als der satirische Roman verfaßt wurde, hatte das spanische Rittertum seine Rolle noch nicht so ganz ausgespielt. Das beweist u. a. das Leben des 1582 gebornen Hauptmanns Alonso de Contreras, das Desdevises nach des Helden eignen Aufzeichnungen erzählt. Dieser ist ein abenteuerlicher Simplizissimus, verschönert durch spanische Romantik. Nur ein paar Züge, die das Spanische hervorheben, sollen hier mitgeteilt werden. „Meine Eltern, schreibt er, waren Sprößlinge einer alten Christenfamilie, die sich weder mit Mauren noch mit Juden vermischt hatte, und der kein vom Heiligen Offizium bestraftes Glied nachgewiesen werden kann. Sie waren arm, lebten im Ehestande, wie unsre heilige Mutter, die Kirche, es befiehlt, und zeugten sechzehn Kinder," die früh des Vaters beraubt wurden. Als Schulknabe beging er seinen ersten Mord, er entlief seinem Lehrmeister, einem Goldschmiede, als dieser ihn einmal zum Wasserholen gebrauchen wollte, und erklärte stolz, daß er dem Könige dienen wolle. „Señora, sagte er zu seiner Mutter, Euer Gnaden haben an der Kinderlast schwer zu tragen; lassen Sie mich meinen Lebensunterhalt im Heere gewinnen; mit Gottes Hilfe werde ich so viel erwerben, daß es für uns alle hinreicht." Damit war es nun zwar nichts, weil er nach Ritter- und Landsknechtsitte zu verspielen pflegte, was er erbeutete, und nur einmal bei einem Besuche beschenkte er Mutter und Geschwister, die mittlerweile einen zweiten Gatten und Vater bekommen hatten, aber er schwang sich doch vom Küchenjungen zum Fahnenjunker auf und zeichnete sich im Seekriege gegen Türken und Barbaresken aus. Er erzählt mehrere Wunder, die die heilige Jungfrau für das christliche Heer und für ihn besonders gewirkt habe, und allerlei andre wunderbare Geschichten, die er erlebt hat. Einmal, als die Türken ihre Leichen köpflings ins Wasser warfen, sah man von einer den Kopf emportauchen. Das war ein christlicher Renegat, belehrt Alonso den Leser; Gott hat den Getauften erkannt und ihn von den Ungetauften abgesondert. Trotzdem, daß er sich im Frieden durch seine Unbotmäßigkeit den Behörden lästig machte, wurde er dem Könige für ein höheres Verwaltungsamt vorgeschlagen. Aber dieses schnappte ihm ein Konkurrent weg, und er beschloß, fortan nur noch dem höchsten Herrn zu dienen, kaufte ein Büßerhemd, Sackleinwand zu einem Gewande, Erbauungsbücher, einen Rosenkranz, einen Totenkopf und einiges Werkzeug, tat das alles in einen

Digitized by Google

Koffer, bei dessen Öffnung die Zollbeamten, die ihn anhielten, in Erstaunen gerieten, und baute sich in der Nähe von Agreda eine Einsiedelei. Nach sieben Monaten geriet er in den unbegründeten Verdacht einer Verschwörung mit Mauren und wurde verhaftet. Er beteuerte seine Unschuld und bot sich zur Folter an. Auf dieser widerrief er nicht mit einem Wort. (Das wird kein vereinzelter Fall gewesen sein. Angeklagte werden sich öfter — jene Menschen hatten ja andre Nerven als wir heutigen — erboten haben, ihre Unschuld durch die Standhaftigkeit auf der Folter zu erweisen, und das entschuldigt einigermaßen die Barbarei der frühern Justiz.) Man glaubte ihm, und es gelang ihm nachträglich, seine Unschuld zu beweisen. Nach mancherlei weitern Abenteuern wurde er zum Kommandanten von Nola am Vesuv ernannt, dann nach Capua versetzt. Hier spielte er unbeschadet seiner Frömmigkeit der Klerisei einen Streich. Die Reichen pflegten sich der Einquartierungslast dadurch zu entziehn, daß sie eins ihrer Kinder in den Minoritenorden eintreten ließen, ihm das Haus verschrieben und sich nun des Privilegiums der Freiheit von Steuern und Lasten erfreuten. Contreras inspizierte diese Häuser, fragte in jedem: „Welches ist das Zimmer des Klerikers?“ Dieses! „Gut, das bleibt frei; in die übrigen Räume des Hauses werden drei oder vier Mann gelegt.“ Der Bischof bedrohte ihn mit der Exkommunikation und berief sich auf den Kanon: Quisquis suadente diabolo. Contreras antwortete: „Mit Teufeln habe ich nie etwas zu schaffen gehabt; aber wenn man mich exkommuniziert, wird keiner meinem Zorn entkommen, der sich nicht in die fünfte Sphäre zu retten vermag; denn Gott hat mir zwei Hände mit zehn Fingern gegeben und hundertundfünfzig Spanier unter mein Kommando gestellt.“ Seiner Grausamkeit rühmt er sich ebenso naiv wie seiner Großmut und Hochherzigkeit; er versichert, daß ihn seiner Gerechtigkeit und Unerschrockenheit wegen seine Untergebnen geliebt hätten und ihm treu ergeben gewesen seien.

Desdevises hat ihn als Typus gewählt, weil gerade diese Mischung von Brutalität und auf fatalistischem Glauben beruhender Frömmigkeit, von Grausamkeit und Seelengröße, von Begehrlichkeit und Uneigennützigkeit den Spanier charakterisiere. Dazu komme die unbeugsame Hartnäckigkeit. „Contreras hat seinen Willen nicht immer durchzusetzen vermocht; aber niemals hat ihn jemand zwingen können, zu tun, was er nicht wollte, und nie hat er eine Unbill erduldet, die er nicht gerächt hätte.“

Ein solches Naturell ist die Wurzel der Volksfreiheit. Desdevises erinnert daran, daß die Römer bei ihren Eroberungen nirgends hartnäckigern Widerstand gefunden haben als in Spanien. Man wird die Hartnäckigkeit und den leidenschaftlichen Widerstand gegen jede Art von Fesseln auf das iberische Blut zurückführen dürfen; seine Ritterlichkeit wird das Volk wohl der reichlichen Beimischung von Germanenblut verdanken. Wie es Gelegenheit fand, diese Eigenschaften in jahrhundertelangen Kämpfen gegen die Mauren zu üben und zu stärken, ist bekannt. Auch nach der Befreiung war Krieg sein natürlicher Zustand; in Romanzen, in großartigen Kathedralen stellte es sich künstlerisch dar. Es gab damals, führt unser Franzose aus, kein freieres Volk als die Spanier. Jedes der spanischen Königreiche hatte seine Repräsen-

Digitized by Google

tativverfassung. Freilich bestanden auch hier Feudalität und Hörigkeit, aber der Hörige hatte es leicht, sich zum Ritter emporzuschwingen, und die Hörigkeit drückte ihn nicht. In Kastilien wählten sich die Hörigen ihre Lehnsherren selbst, und sie durften sich einen wählen, der irgendwo in einer Grenzprovinz an der Küste ansässig war; das heißt also, die Abhängigkeit war rein nominell.

In Guipuzcoa und in Biscaya wurde jedes Männlein als Edelmann geboren. Franz der Erste von Frankreich rief einmal: Glückliches Spanien, wo die Menschen in Waffen zur Welt kommen. Selbstverständlich bedeutete diese Freiheit die Anarchie; darum beschlossen Ferdinand und Isabella, die ein geordnetes Staatswesen herstellen wollten, sie zu brechen; und zu diesem Zweck hat nach Desdevises Ferdinand der unbändigen Nation den furchtbaren Zügel der Inquisition angelegt. V. A. Huber, der Spanien genau kannte, hat sie deswegen für notwendig erklärt, weil das Volk in Gefahr geschwebt habe, durch Wechselheiraten mit Mauren und durch negerblütiges Hausgesinde mit orientalischen Lastern angesteckt zu werden. Vielleicht hat dieser Beweggrund unbewußt mitgewirkt; es mag ein gesunder Volksinstinkt gewesen sein, der die Inquisition sowie die Austreibung der Mauren und der Juden populär machte. Freilich gehörten beide Maßregeln zu den Doktor Eisenbartkuren, die den Patienten übermäßig schwächen, wenn sie ihn nicht umbringen. Desdevises meint, das Volk habe sich hundertundfünfzig Jahre lang dagegen gewehrt, und es würde ihm zum Heile der Zivilisation gelungen sein, das Joch abzuschütteln, wenn es nicht unglücklicherweise durch Karl den Fünften und durch den gewaltigen überseeischen Erwerb Weltmacht geworden wäre. Jeder Abenteurer hatte Aussicht, irgendwo Vizekönig und unermeßlich reich zu werden; die Befriedigung der Habgier und der Ruhmbegier entschädigte für den Verlust der Freiheit, der übrigens gar nicht empfunden wurde, wenn man in den Nebenländern und in den Kolonien Karriere machte. Wer herrscht, der fühlt sich frei, und der Spanier glaubte sich damals von Geburt zur Herrschaft berufen.

Daß die Kriege zwischen Christen und Mauren bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den friedlichen und freundschaftlichen Wechselverkehr zwischen den beiden an vielen Orten vermischt lebenden Völkern nicht hinderten, hebt auch Desdevises hervor. Die Mohammedaner, meint er, seien weniger duldsam gewesen als die Christen, ohne Zweifel, weil sie im Durchschnitt unterrichteter und philosophischer waren als diese. Mohammed habe Moses und Jesus als Propheten anerkannt und die Ungläubigen nur dann auszurotten befohlen, wenn sie sich weigerten, Tribut zu zahlen. (Der Tribut wird wohl die einzige Ursache sein, weshalb Türken und andre Mohammedaner in ihren Ländern christliche Bevölkerungen nicht nur geduldet, sondern gern gehabt haben.) Trotz der prinzipiellen Unduldsamkeit ihrer Religion aber hätten die spanischen Christen mit den Mohammedanern, abgesehen von Zeiten des erklärten Krieges, auf gutem Fuße gestanden. Ihr Klerus sei unwissend, verweltlicht und kriegerisch, ihr Leben barbarisch, ihre geschlechtliche Moral sehr lax gewesen; neben der ordentlichen Ehe sei in allen Bevölkerungsklassen

Digitized by Google

die Ehe auf Zeit allgemeine Sitte gewesen, sodaß sie sich von den Mauren keineswegs durch die Scheidewand einer höhern sittlichen Kultur getrennt gefühlt hätten. (Damit bestätigt er die Auffassung Hubers.) Das sei anders geworden, als sich die Bettelmönche im Lande verbreiteten, die durch ihre Armut und ihre Predigt der Nächstenliebe das Volk gewannen und aus ehrlicher fanatischer Überzeugung den noch in den Herzen schlummernden Haß gegen die ehemaligen Unterdrücker zur hellen Glut entflammten. Die Monarchen schwankten lange Zeit; auch Ferdinand zögerte noch mit der von den Fanatikern geforderten Austreibung; die Juden wollten sich mit Gold Duldung erkaufen. Da gab Torquemada den Ausschlag. Er trat in den Beratungssaal, stellte ein Kruzifix vor dem Königspaar auf den Tisch und sprach: „Das ist euer Herr und Gott, den Judas um dreißig Silberlinge verkauft hat. Eure Hoheiten können ihn jetzt ein zweitesmal verkaufen." Die Austreibung zuerst der Juden, dann der Mauren, die sich nicht taufen ließen, wurde beschlossen.

Nun hätte ja, fährt der Franzose fort, die Alleinherrschaft des Christentums dem Lande zum Heile gereichen können, wenn der Katholizismus in der Bahn fortgeschritten wäre, die ihm die Renaissance eröffnete. Diese hat auch in Spanien schöne Blüten gezeitigt und Früchte getragen. Spanien hatte ausgezeichnete Gelehrte. In Salamanca strömten siebentausend Studenten zusammen; zweiundfünfzig Druckereien und vierundachtzig Buchhandlungen, die der Universität dienten, beschäftigten dreitausendsechshundert Personen. (Es verdient auch erwähnt zu werden, daß der Kardinal Ximenes die Complutensische Polyglotte, eine Bibelausgabe mit hebräischem, griechischem und lateinischem Text, in Complutum, d. i. Alcala, herstellen ließ; sie wurde 1514 begonnen und erschien 1520.) Unglücklicherweise, schreibt Desdevises, ereignete sich mitten in dieser Blüte der große Abfall Luthers und Calvins, und der in seiner Existenz bedrohte Katholizismus flüchtete sich zu seiner Rettung in die Reaktion. Im Jahre 1550 veröffentlichte die Inquisition das erste Verzeichnis verbotner Bücher. Philipp der Zweite bestrafte das Lesen eines solchen mit dem Tode und verbot das Studium an ausländischen Universitäten. Ein Teil der Bibliothek von Salamanca wurde verbrannt, die eben erst eröffnete Anatomie geschlossen. Der geringste Verdacht einer Abweichung von der Orthodoxie begründete eine Anklage. Auch so frommen und zweifellos gläubigen Männern wie dem Dichter und ausgezeichneten Exegeten Luis de Leon*) wurde der Prozeß gemacht. (Daß er gefoltert worden sei, wie Desdevises glaubt, ist nicht richtig. Von Heinrich Reusch, der den Prozeß nach den Akten darstellt, erfahren wir, daß vier der Richter die Folterung, aber mit Rücksicht auf den schwächlichen Körper des Angeklagten eine nur mäßige, vorgeschlagen hatten, daß aber statt dessen die Freisprechung erfolgte. Er durfte während der Haft seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen, hat mehrere Werke im Gefängnis verfaßt, erhielt die Bücher, die er verlangte, darunter Homer, Pindar, Sophokles, Virgil und Horaz, und

*) Ein Literaturhistoriker erklärt ihn für den größten spanischen Lyriker; unter andern Deutschen hat auch Geibel einige seiner Gedichte übersetzt.

Digitized by Google

bekam einen andern Diener, als er sich beschwerte, daß ihn der bisherige schlecht pflege. Das schlimmste waren die bekannten Formen des Inquisitionsprozesses und die lange Verschleppung. Was Luis am schwersten empfand, war die Entziehung der Sakramente. Als er nach seiner Freisprechung, erzählt eine nicht sicher beglaubigte Anekdote, seine erste Vorlesung hielt, hatte sich eine große Zuhörerschar eingefunden, in der Erwartung einer ergreifenden Szene oder in der Hoffnung auf einige pikante Anspielungen. Er aber begann: heri dicebamus, und setzte die vor fünf Jahren gewaltsam abgebrochne Vorlesung fort.) Der Kampf gegen die Wissenschaft und gegen die freie Forschung wurde so gründlich geführt, daß zuletzt fast nichts übrig war als eine abergläubische und läppische Erbauungsliteratur und eine dieser entsprechende Theologie.

Ein besondrer Abschnitt wird den ignatianischen Exerzitien gewidmet. Diese bestehn in methodisch angeordneten Betrachtungen, die, bei gänzlichem Ausschluß jeder andern körperlichen oder geistigen Beschäftigung, mehrere Tage oder Wochen ununterbrochen fortgesetzt werden, zu dem Zwecke, in dem Übenden den heroischen Entschluß zu einem dem Dienste Gottes geweihten Leben zu erzeugen oder ihn in dem schon früher gefaßten zu befestigen, und dieser Dienst wird als ein Kriegsdienst dargestellt. Der Exerzierende wird dabei angeleitet, sich die geistigen Mächte, mit denen er es zu tun hat: auf der einen Seite seinen erwählten König und Feldherrn Christus mit seinen Heiligen, auf der andern Lucifer und sein Heer, dann Himmel und Hölle sowie die Personen und die Ereignisse der heiligen Geschichte so deutlich und lebendig vorzustellen, daß er sie greifbar zu sehen glaubt. Unser Franzose sagt ganz richtig, daß die Wirkung einer solchen methodischen Seelengymnastik je nach der verschiednen Individualität sehr verschieden ausfallen muß. Ein reines Gemüt, das mit einem verständigen Geist und einem tätigen Sinn verbunden ist, kann großen Nutzen für seinen moralischen Fortschritt daraus ziehn. Gerade den Spaniern aber mußte diese Art Exerzitium zum Verderben gereichen. Sie waren schon von Natur phantastisch genug und ließen sich gern eine Methode gefallen, das Himmelreich durch Schwelgen in Phantasien zu erobern. Die Exerzitien waren für sie eine Erziehung zum Müßiggang und zur „intellektuellen Vagabondage.“ Man verlernt dabei leicht das Arbeiten, gewöhnt sich das Nachdenken und Forschen ab, verliert die Lust und Fähigkeit zur Kritik und mag nichts weiter tun als phantasieren und schwärmen. Das kontemplative, das Mönchsleben wird höchstes und ausschließliches Ideal, und nachdem Spanien mit seinen auswärtigen Besitzungen seine Reichtümer verloren hat, verwenden die Vornehmen den Rest ihres Besitzes auf die Erbauung palastähnlicher Klöster. Mönche bevölkern die Straßen und sind die leitenden Personen in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Es hat, als im achtzehnten Jahrhundert die Macht der Inquisition abnahm, nicht an Ansätzen zu einer von der Kirche unabhängigen Literatur gefehlt — Desdevises schildert ausführlich die Wirksamkeit der ganz literarischen Familie Iriarte —, aber zu einem kräftigen Geistesleben konnte es nicht kommen, weil bei der Interesselosigkeit und Unwissenheit des aus Analphabeten bestehenden

Digitized by Google

Volkes die Resonanz und der Erfolg fehlten: in Madrid machten einander fünfzig Autoren ein winziges Publikum streitig, selbstverständlich nicht immer mit schönen Mitteln.

Die Mönche haben also Spanien in der Unwissenheit erhalten. Muß man daraus schließen, daß sie es wehrlos gemacht hätten? fragt Desdevises und antwortet: durchaus nicht! Wir haben eine dahin gehende Äußerung Napoleons mitgeteilt. Ähnlich äußerte er sich im Gespräch mit Escoiquiz, dem Erzieher des Infanten Ferdinand. „Der Widerstand der Spanier kann mir nicht furchtbar werden. Die Großen und die Reichen, die durch Auflehnung ihr Vermögen aufs Spiel setzen würden, werden das Volk beruhigen. Den Klerus und die Mönche werde ich für jede Unordnung verantwortlich machen. Sie werden demnach ihren ganzen Einfluß aufbieten, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der Pöbel mag es hie und da mit Revolten versuchen, aber strenge Züchtigung wird ihn zur Pflicht zurückführen." Wo Napoleons Rechenfehler steckte, zeigt Desdevises mit folgenden Worten: „Wenn die Mönche elende Lehrer der Humanität und der Theologie und geschworne Feinde der Profanwissenschaften waren, so verstanden sie sich dafür desto besser darauf, in diese einfältigen Seelen einen unerschütterlichen Glauben zu pflanzen und sie stahlhart zu hämmern. Aus dem schlichten Bauern machten sie einen Mann, der überzeugt war, von allem, was es auf Erden wissenswertes gibt, das wesentliche zu wissen, einen Mann, der jeden Menschen andern Glaubens verachtete, und gegen dessen Überzeugung kein Zwang etwas vermochte. So unfähig die Mönche waren, die Wissenschaften zu lehren, so wunderbar geschickte Charakterbildner und Erzieher zur Energie waren sie. Sie bewiesen diese Energie durch ihre beständige Kampfbereitschaft, durch ihre Herrschaft über das Volk und über sich selbst. Sie haben in den tropischen Ländern Reiche erobert und die Furcht vor dem spanischen Namen in Gegenden getragen, in die der spanische Soldat nicht einzudringen vermochte. Napoleon gedachte den Mönchen Furcht einzuflößen, aber sie fürchteten sich nicht und wiegelten die Nation gegen ihn auf."

Nur zu gern ließ diese sich aufwiegeln, denn sie haßte die Franzosen und hatte schon jedem Reformversuch der vier Bourbonenkönige als einem Angriff auf ihren Nationalgeist und ihre Nationalheiligtümer Widerstand geleistet. Der Franzose findet das sehr unverständig; die spanischen Bourbonen seien gewiß keine Genies, aber mit den drei letzten Habsburgern verglichen Sterne erster Größe gewesen, hätten auch manches Gute geschaffen. Und er bedauert diese „unverständige" Feindschaft. Das Ideal der französischen Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts sei ein enges Bündnis der drei romanischen Nationen, zunächst gegen die englische Seemacht gewesen, und in einem solchen liege heute die einzige Möglichkeit, ihnen eine ehrenvolle Zukunft zu sichern.

Die Ereignisse des 2. Mai 1808 findet jeder in seinem Handbuch der Weltgeschichte. Nachdem schon mancherlei Kundgebungen die Stimmung der Madrilenen verraten hatten, brach der Aufruhr aus, als sich die letzten noch auf spanischem Boden weilenden Glieder der Königsfamilie zur Abreise an-

Digitized by Google

schickten: die abgesetzte Königin von Etrurien, des Prinzen von Asturien und nachmaligen Königs Ferdinand des Siebenten Schwester und ihre Kinder. Man erfuhr, daß der vierzehnjährige Infant Francisco sich weinend sträube und nicht in den Wagen steigen wolle; die Weiber heulten, die Männer gerieten in Wut. Eine Dynastie, ein Monarch mag noch so jämmerlich und verachtet sein, bei einer Bedrohung durch das Ausland schätzt das Volk die fürstlichen Personen als Symbole und Bürgen der nationalen Unabhängigkeit. Der Kampf am Tage und die auf Murats Befehl in der Nacht vollzognen Füsilladen kosteten ungefähr zwölfhundert Menschen das Leben. Desdevises erzählt den Verlauf der Revolte ausführlich. Am 3. Mai bemerkte Murat in einer Beratung mit den spanischen Ministern: „Der gestrige Tag sichert dem Kaiser den Besitz Spaniens.“ Der Kriegsminister O'Farrill erwiderte: „Sagen Sie vielmehr, er hat es ihm für immer geraubt.“ Nicht 80000, sondern 300000 Mann mußte Napoleon fünf Jahre lang in Spanien kämpfen lassen, und der Kampf war vergebens. Freilich kamen den Spaniern die Engländer zu Hilfe. Bei deren Nennung erinnern wir uns einer Anekdote, die wir vor langen Jahren in einem der vielen historischen Werke Wolfgang Menzels gelesen haben, und die sich beim Einzuge eines englischen Generals — ob es Wellington war, wissen wir nicht mehr — in eine spanische Stadt ereignet haben soll. Der protzenhafte Engländer fing an, Geld unter das Volk zu werfen. Da verstummte der Jubel, niemand bückte sich, die Geldstücke aufzuheben; ein armer Mann trat an das Pferd des Lords heran und sagte: Wir begrüßen Sie mit Jubel, weil Sie uns in unserm Freiheitskampfe zu Hilfe kommen; Ihr Geld wollen wir nicht.

Nach den Schilderungen heutiger Reisefeuilletons zu urteilen hat sich der spanische Volkscharakter, wie sich bei der Dauerhaftigkeit von Rasseneigentümlichkeiten ja auch erwarten ließ, in den letzten hundert Jahren nicht geändert. Und obwohl Spanien jetzt in der hohen Politik übergangen zu werden scheint, wird doch auch in Zukunft die Diplomatie gut tun, diesen Volkscharakter im Gedächtnis und im Auge zu behalten. Anlässe zu Reibungen können immerhin noch entstehn, und wenn bei einer solchen ein Großstaat Spanien von oben herab behandelt oder ihm Ehrenkränkendes zumutet, so kann er einen Kampf heraufbeschwören, worin er zwar siegen wird, dessen Opfer aber der Ertrag nicht aufwiegt. Bismarck hat darum klug gehandelt, als er vor neunzehn Jahren in einem solchen Falle den Papst als Schiedsrichter anrief und den Spaniern die Karolinen überließ.

Digitized by Google

Von alten Büchern

Ein Kritiker aus dem achtzehnten Jahrhundert

Von B. Wülcker

(Schluß)

Philippi, der es verstand, immer und überall Ärgernis zu erregen, hatte wegen einer boshaften Äußerung über den Leutnant von Katte, den unglücklichen Vertrauten des Kronprinzen, von zwei Verwandten Kattes arge Schläge hinnehmen müssen. Da schrieb Liscow seinen „Glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici von dem Zustande in welchem er den (S. T) Herrn Prof. Philippi den 20ten Junii 1734 angetroffen."

„Da der Herr Prof. Philippi heute das Unglück gehabt hat, von zween Personen, mit welchen er in Händel gerathen, sehr übel zugerichtet zu werden, ward ich Endes Unterschriebener zu ihm gefordert und verfügte mich so gleich nach seiner Behausung. Ich traf denselben auf einem Ruhe-Bette, noch in seinen Kleidern, und in einer tiefen Ohnmacht liegend an." Der Arzt bringt ihn durch einen kräftigen Balsam wieder zum Bewußtsein, untersucht ihn und findet außer unterschiednen Striemen und Beulen eine gefährliche Kopfwunde. Er will den Patienten über seinen Zustand beruhigen, aber der fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht, und angesichts des nahen Todes weicht die unselige Verblendung seines Gemüts von ihm. Er sieht jetzt seine Schriften wie sie sind, in ihrer ganzen Scheußlichkeit, er schlägt in sich, flucht der elenden Schmiersucht, die ihn zu einem Liedlein in der gelehrten Welt gemacht hat, und bittet den Doktor, von seiner Reue und Bekehrung zu zeugen. Hierauf „kehrete er das Gesicht gegen die Wand und weinete bitterlich.

Wie nahe ist der arme Mann der Verzweifelung nicht gewesen? Doch hat er sich endlich noch ziemlich gefasset und ein Ende genommen, das sehr erbaulich ist.

Er starb den 21ten Junius Abends um 6 Uhr 53 Minuten. Eine halbe Stunde vorher wiederholte er nochmahl das gethane Bekänntniß von der Scheußlichkeit seiner Schriften, bereuete mit Thränen, daß er sie gemacht, und ließ alle diejenigen, die noch nicht gedruckt waren, vor seinen Augen verbrennen. Wie dieses geschehen war, rief er gantz freudig: Nun will ich gerne sterben. Und ach! fuhr er seufzend fort, was wolte ich darum geben, daß ich meine schon gedruckten Schriften eben so vernichten könnte! Aber es gehet leider! nicht an. Er wolte noch mehr sagen: Allein der Tod übereilte ihn und machte seinen Klagen und seinem Jammer ein Ende."

Ein Exemplar dieses glaubwürdigen Berichts wurde, noch feucht vom Druck, Philippi zugestellt. Philippi schrieb eilends eine Widerlegung, aber er veröffentlichte sie nicht unter seinem Namen, sondern gab ihr den Titel „Bedenken der Geheimen patriotischen Assemblée." Da ließ Liscow die Schrift erscheinen, die, wie keine andre, noch heute dem einen sein Ul, dem andern sein Nachtigall ist, die „Bescheidene Beantwortung der Einwürffe wieder die Nachricht von dem Tode des Herrn D. Philippi." Ich lege sie

Digitized by Google

dem Leser zur Beurteilung vor. Allerdings gebe ich nur einen Auszug, wie denn auch alles bisher angeführte sehr zusammengezogen oder auch aus einzelnen zerstreuten Sätzen zusammengestellt ist. Liscows breite, gemächliche Darstellung kann das schon vertragen; sie fließt mitunter dahin wie ein altmodisches Rondo, das lustig mit seinem Thema spielt, es mit allerhand Veränderungen und zierlichem Beiwerk ausschmückt und es immer und immer noch einmal vorträgt. Die Bescheidene Beantwortung ist dreißig Seiten lang.

Andava combattendo ed era morto
(Tasso)

Ich habe zu meiner nicht geringen Befremdung erfahren müssen, daß es wunderliche Leute gebe, die meine wahrhafte Nachricht von dem Tode des Hrn. Prof. Philippi vor falsch und den glaubwürdigen Bericht eines berühmten Medici vor erdichtet auszuschreyen das Hertz haben.

Ich bin zwar sonst ein Feind von allen Zänkereyen und gönne einem jeden gerne seine Meinung. Ich habe Narren gekannt, die zu der Zeit, als der vorige König in Schweden vor Friedrichshalle erschossen wurde, aus einer unsinnigen Neigung gegen diesen Printzen in langer Zeit nicht glauben wollten, er sey würcklich todt; aber diese Phantasten giengen doch nicht so weit, daß sie diejenigen, so andrer Meinung waren als sie, vor Lästerer und Majestätschänder gehalten hätten. Wenn demnach meine Gegner nur halb so viel Vernunft gegen mich gebraucht hätten als diese Gecken, so würde ich ihren ungereimten Widerspruch ihrer, obgleich unvernünftigen, Liebe zu einem verstorbenen Freunde zu gut gehalten haben. Aber so kan ich unmöglich schweigen. Ihr Verfahren gegen mich ist gar zu grob und ehrenrührig.

Wenn ich gesaget hätte, der Herr Prof. Philippi habe seinen Vater ermordet, wenn ich fälschlich vorgegeben hätte, er sey um dieser oder anderer Missethat willen durch Schwerdt, Strang, Rad oder Feuer auf eine schimpfliche Art vom Leben zum Tode gebracht worden, so möchten die entsetzlichen Scheltworte, welche die Freunde des Herrn Prof. Philippi gegen mich ausgestossen haben, vielleicht einigermassen zu entschuldigen seyn. Allein da mein gantzes Verbrechen darinn bestehet, daß ich gesaget habe, der Herr Prof. Philippi sey auf seinem Bette sanft und selig mit den erbaulichsten Gedanken eingeschlafen, so weiß ich gewiß, daß ein jedes ehrliebendes Gemüth über die Unbescheidenheit meiner Widersprecher erstaunen und sich von der Gemüthsbeschaffenheit derselben einen gar schlechten Begrif machen wird.

Ich glaube nicht, daß seit der Zeit es gebräuchlich ist, daß Gelehrten gegen einander schreiben, jemahlen ein ehrlicher Mann wegen einer Sache von so weniger Erheblichkeit auf eine so entsetzlich grimmige und plumpe Art angegriffen worden. Ich habe gesaget, der Herr Prof. Philippi sey gestorben. Dieses leugnen meine Gegner und sagen, der Herr Prof. Philippi lebe. Ich will setzen, sie hätten Recht; aber würde dieses genug seyn, mich zu einem Pasquillanten und infamen Scribenten zu machen? Kan denn das, was ich von Herrn Prof. Philippi gesaget habe, seiner Ehre nachtheilig seyn?

Sterben ist kein Schelmstück, sondern eine der natürlichsten Pflichten eines Menschen. Die ehrlichsten und tugendhaftesten Männer können sich derselben nicht entbrechen und haben sie zu allen Zeiten so wenig vor schimpflich gehalten, daß sie vielmehr den grössesten Theil ihres Lebens angewendet haben, sich zu deren Beobachtung geschickt zu machen. Schimpfet man demnach den Herrn Prof. Philippi, wenn man sagt, er sey gestorben und an den Ort gegangen, Quo pius Aeneas quo Tullus dives & Ancus?

Er wäre nicht der erste ehrliche Mann, dem dieses begegnet: Abstulit clarum

Digitized by Google

cita mors Achillem, Abraham und die Propheten sind gestorben und bleiben darum doch wohl, wer sie sind.

Meine Gegner, die sich so unnütze machen, sind nicht im Stande gewesen, ihrer verzweifelten Sache auch nur den geringsten Schein zu geben. Alles was sie gegen meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi vorbringen, bestehet in einem leeren und unbescheidenen Widerspruch oder in schändlichen Sophistereien.

Was soll es heißen, daß sie sprechen: Der Herr Prof. Philippi sey vom 20sten Junius bis dato gesund gewesen, und den 30sten August von Halle nach Göttingen gereiset? Die ganze vernünftige Welt mag urtheilen, ob ein Mensch, der den 21sten Junius gestorben ist, bis dato gesund seyn, und den 30sten August von Halle nach Göttingen habe reisen können? Solte man nicht Blut dabeyweinen?

Wer den seel. Mann gekannt hat, der weiß, daß er sehr empfindlich und hitzig war. Ist es glaublich, daß er, wenn er noch lebte, meine Nachricht von seinem Tode unbeantwortet gelassen haben würde? Ich will hier nicht untersuchen, wie weit sein Zeugniß in einer Sache, die ihn so nahe angeht, gelten könnte: So viel ist indessen, deucht mich, gewiß, daß wenn der Herr Prof. Philippi einmal sagte, daß er noch im Leben, dieses ein Einwurf wieder meine Nachricht seyn würde, der nicht zu verachten wäre.

Aber so geberdet sich der Herr Prof. Philippi nicht anders, als der Zustand eines Menschen, der wahrhaftig gestorben ist, mit sich bringet. Er sagt kein Wort; und obgleich ganz Halle und halb Deutschland über die Nachricht von seinem Absterben in Bewegung kömmt, so rühret er sich doch nicht.

Mich deucht, diese einem Verstorbenen so wohlanständige Aufführung beweiset klärlich, daß meine Nachricht von seinem Tode wahr sey, und ist allein fähig, meinen unverschämten Gegnern das Maul zu stopfen.

Ich weiß wohl, diese Herren haben in ihre Schrift einen Brief eingerückt, den der Herr Prof. Philippi an sie geschrieben haben soll. Aber dieser Brief ist zu nichts weniger geschickt als meine Nachricht umzustossen. Der Herr Prof. Philippi sagt darinn mit keinem Worte, daß er noch lebe. Ist es aber zu glauben, daß er eine so schöne Gelegenheit, mich zu Schanden zu machen, würde haben vorbey gehen lassen, wenn er sich getrauet hätte, meiner Nachricht zu widersprechen? Er ist viel zu ehrlich dazu. Er spricht nicht, daß sie falsch sey. Alles was er thut ist dieses, daß er sie nebst den Schriften gegen dieselbe der Patriotischen Assemblée zuschicket und sich ihr Bedenken darüber ausbittet. Man siehet hieraus, daß der Herr Prof. Philippi selbst nicht weiß, ob er lebet oder todt ist. Zeigt aber diese Ungewißheit, in welcher ein lebendiger Mensch sich unmöglich befinden kan, nicht deutlich genug, daß der Herr Prof. Philippi wirklich gestorben sey? Und dennoch schämen sich diese Leute nicht zu behaupten, der Herr Prof. Philippi lebe, ob gleich dieser ehrliche Mann aufrichtig bekennt, daß er selbst davon nichts weiß. Ist es nicht eine entsetzliche Frechheit?

Was das Ding anlanget, das zu Göttingen unter der Gestalt und dem Nahmen des Herrn Prof. Philippi herumgehen soll, so lasse ich mich darauf nicht ein. Ich habe deßfalls noch keine zulängliche Nachricht eingezogen. Wenn ich aber meine unvorgreifliche Meinung sagen soll, so halte ich davor, daß der Teufel sein Spiel darunter habe, und glaube, daß wer kein Atheiste oder Thomasianer ist, meine Meinung wo nicht vor wahrscheinlich doch vor erbaulich halten wird. Was sich mit dem bekannten Wagner zu Wittenberg auf öffentlichem Markte zugetragen hat, das ist frommen Christen aus der wahrhaftigen Historie von D. Faust bekandt. Der Teufel ist noch eben so mächtig als er damals war und mag vielleicht seine Ursachen haben, warum er sich jetzo in der Gestalt des Herrn Prof. Philippi zu Göttingen sehen lässet. Wer weiß, ob er nicht, als ein abgesagter Feind aller guten Anstalten, der neuen Universität dadurch einen Schandfleck anzuhängen suchet?

Digitized by Google

Ich will diese Muthmassung zwar niemanden aufdringen; das glaube ich aber gantz gewiß, daß der Philippi der ietzo zu Göttingen zu sehen seyn soll, nicht der rechte Philippi sondern sein Gespenst und also weit geschickter ist, meine Nachricht von dem Tode des Herrn Prof. Philippi zu bestärcken als verdächtig zu machen.

Hat jemand hieran noch einigen Zweifel, der warte nur noch eine kleine Zeit, so wird sichs weisen, ob dieses, in der Gestalt des Herrn Prof. Philippi zu Göttingen umhergehende Gespenst nicht plötzlich verschwinden und einen Gestank hinter sich lassen wird.

Disparaissez donc, je vous prie,
Et que le Ciel par sa bonté
Comble de joye et de santé
Votre défunte Seigneurie!

(Molière.)

* * *

Man hat Liscow mit Lessing verglichen. An freiem, unbefangnem Humor stellt ihn Julian Schmidt weit über Lessing.

Als Stilist kann Liscow den Vergleich wohl aushalten. Sein Stil ist von schöner Einfachheit, lebhaft und ungezwungen, frei von der ärmlichen Pedanterie und mühsamen Gespreiztheit seiner Zeit. Lessings Schreibart, diese Vereinigung von durchsichtiger Klarheit und edelm Feuer, diese lebendige, unmittelbare Zwiesprache mit dem Leser gehört ihm und ihm allein. Aber auch bei Liscow hat man oft den Eindruck gesprochner Rede, und seine Schriften enthalten viele Parallelstellen zu Lessingschen Aussprüchen.

Von besonderm Interesse für Freunde Lessings ist Liscows „Unpartheyische Untersuchung." In dieser Schrift hat Liscow seine Grundsätze über die Rechte und die Schranken der Kritik niedergelegt, er hat Regeln gegeben, „nach welchen sich ein Gelehrter in seinem Straf-Amt zu richten," und diese Regeln stimmen überein mit den Stufen der „Tonleiter," die Lessing für den Kunstrichter aufgestellt hat: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger, abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. (Antiqu. Brfe.) Den schönsten Ton in dieser Skala — „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister" — hat Liscow freilich kaum einmal angeschlagen. Der Satiriker hat in ihm die Oberhand über den Kritiker. Seine Kritik ist immer polemisch, Lessings Polemik ist immer kritisch.

Lessing stellt seine ganze Persönlichkeit, sein Wissen, die kühne Kraft seiner Rede in den Dienst der Kritik. Ihm gilt es immer und allein um die Wahrheit. Auch wenn sein Stil „die ungewöhnlichsten Cascaden macht" und „mutwillig mit der Materie spielt," so dient doch jedes Wort, jeder Vergleich nur der Sache, und all das leichte Federspiel, die „ägyptischen Grillen und chinesischen Fratzenhäuserchen," fügen sich zum schönen klaren Bild, an dem kein Strich fehlen dürfte. Die Kritik ist für ihn „eine Kunst und eine Wissenschaft." Seine polemischen Briefe, die sich so ungezwungen lesen, geben in ihrem vollendeten Aufbau seinen Dramen nichts nach. Alles strebt auf das Eine hin, worauf es ankommt, organisch und unfehlbar drängt alles von

Digitized by Google

der Peripherie nach dem Mittelpunkt, die hohe Kunst ist mit höchster Kunst verborgen. Aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Gelehrsamkeit holt er nur genau so viel hervor, als nötig ist, das Verfochtne zu erweisen, er gibt sich als Suchender, er vergönnt es uns, seine Gedanken mitzudenken, ihn auf seinem Weg zu begleiten, und führt uns mit sich hinauf zu seiner klaren Höhe. Unerbittliche Logik, durchdringender Scharfsinn, treffender Witz, schlagende Beweise, das sind die guten Waffen, mit denen er kämpft, das ist seine „Lessingheit," mit der er „Goeze zerreibt."*)

Und nicht seine schlechteste Waffe ist der Humor. Ein warmer, alles umfassender Humor durchglüht und durchleuchtet Lessings Schriften, er erzählt mit heiterer Anmut von dem fröhlichen nackten Völkchen, das auf seiner stillen Insel im Großen Ozean die Sprache Luthers redete, er hat Worte bittern Hohns für die Heuchler und Toren, die den Sturmwind aus der Natur verbannen möchten, weil er ihnen ihre ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen hat. Wie ein Sonnenblick einen düstern Herbsttag, so erhellt er den finstern Ernst der letzten Antiquarischen Briefe. Und als Lessing sein neugebornes Söhnchen begraben muß, als der kleine Ruschelkopf ihm auch noch die Mutter mit fort zerrt, da weiß sein Schmerz sich nicht anders zu geben, als in kalten, verzweifelten Worten tragischen Humors.

Ein Satiriker wollte Lessing nicht heißen. „Ich habe die satirische Schreibart, Gott sei Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Wahrlich, man hat unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit, mit Wärme gesagt, als Satire verschreiet."

„Wahrheit mit Wärme gesagt" — bescheidner und treffender konnte Lessing seine Kritik nicht charakterisieren.

Liscow sagt die Wahrheit mit Lachen. „Ein jeder muß schreiben, wie es sein Naturel mitbringet. — Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelachet: Aber waren sie nicht lächerlich? Sollte ich darüber weinen? Sollte ich mich über fremde Thorheit betrüben? So traurig bin ich nicht. Ich esse mein Brod mit Freuden und trinke meinen Wein mit gutem Muth. Ich sehe alles was in der Welt vorgehet, mit Gelassenheit, und größten theils von der lächerlichen Seite an. Und ich befinde mich wohl dabey. Die Weisheit kömmt auch in eine lustige Seele. Der Vortrag der Wahrheit ist willkührlich. Man kann sie auch im Lachen sagen."

Und sein Lachen ist fröhlich und sorglos, seine Ironie hat nichts von dem Kalten, Spitzigen, das diese Form leicht so unerquicklich macht. Es ist ein frischer, kräftiger Luftzug, der durch seine Satiren weht und die „possirliche Schulgravität der lateinischen Köpfe" zerzaust.

Aber Liscow lacht so gern und versteht es so gut, andre zum Lachen zu bringen, daß er zuweilen mehr an die „privat Belustigung seiner Freunde" denkt als an den Dienst der Wahrheit. Es war infolge einer Wette, daß er

*) „Göze hat sich ex officio dagegen expectorirt, und nun packt ihn Lessing mit seiner ganzen Lessingheit an und wird ihn wahrscheinlich zerreiben." (Voß, Briefe I, 201.)

Digitized by Google

(„in weniger als 24 Stunden") seine erste Satire schrieb und also „um seiner Sünden willen ein Scribent" ward. Nach seinen „Regeln" soll der Kritiker „nur von den Schriften urtheilen," er will so wenig wie Lessing „Persönlichkeiten in die Urteile eingeflochten" wissen, aber seine Theorie hält nicht stand gegen die irrlichtelierenden Sprühteufel der mutwilligen Einfälle. Er möchte lieber „Feuer im Maul halten als einen sinnreichen Einfall verschweigen," und eine fröhliche Stunde ist es für ihn, wenn ihm ein elender Skribent über den Weg kommt, „ein Mann, mit dem man seine Lust haben kann." Der unbedeutendste Gegner ist ihm der willkommenste, in corpore vili kann man die lustigsten Experimente anstellen.

Und nie ist er ausgelassener, als wenn er die Miene der gekränkten Unschuld annimmt. Auf einen treuherzigen Ton versteht er sich meisterhaft. Der Wolf, dem das Lamm das Wasser getrübt haben sollte, kann sich nicht entrüsteter gebärdet haben als der Spötter, der Himmel und Erde zu Zeugen seiner kecken Erdichtungen aufruft. Er läßt seinen Hampelmann die possierlichsten Sprünge machen, zieht an allen Fäden und freut sich, wie das Männchen zappelt. Und wenn er es genug hat tanzen lassen, wirft ers in den Kasten und sagt: So! Jetzt ist der Hanswurst tot.

Liscows heitere, mutwillige Laune und Lessings leidenschaftlicher, gewaltiger Humor lassen sich nicht gegeneinander abwägen. Am wenigsten läßt sich aus der Verschiedenheit der Weltanschauung, des Temperaments und des Charakters, und demnach auch des Humors, eine Überlegenheit Liscows begründen. Ebensogut könnte man der behaglichen, in sich selbst vergnügten Breite seiner Darstellung eine Superiorität über die strenge, herbe Geschlossenheit zusprechen, die jeden Satz Lessings zum Epigramm prägt.

Muß denn auch immer der eine „über" oder „unter" dem andern stehn? Ist nicht nebeneinander Raum genug?

Man tut jedem einen schlechten Gefallen, den man mit einem gar zu Großen zusammenstellt. Seine Gegner wollen ihm den Platz nicht gönnen, seine Freunde verdrießt es, daß er durch den Abstand kleiner scheint, als er ist, und wer ihn noch nicht kennt, den macht allzuviel Lobeserhebung leicht mißtrauisch. So wurde Danzel durch Lischs verherrlichende Biographie im voraus gegen Liscow eingenommen.

Aber nie ist jemand Liscow so wenig gerecht geworden wie Hettner, der ihm vorwirft, er habe sich in seinen Briefen an Brühl zu kriechender Niedrigkeit entwürdigt.

Wie verhält es sich mit diesen Briefen?

Brühls rücksichtslose Finanzwirtschaft ist bekannt. Eine gefügige Kabinettsjustiz unterdrückte jede Äußerung, in der sich die im Lande gärende Unzufriedenheit Luft zu machen suchte. Auch Liscow wurde „wegen unanständiger Discurse über den Steuerkredit und die Minister" gefänglich eingezogen. In den Verhören handelt es sich besonders um die Räsonnements und Beschwerden über das hohe Ministerium, die er von Mitgliedern des Landtags und der Ritterschaft vernommen haben soll. Liscow bekennt sich schuldig. Er gibt zu, daß er sich d'une manière indécente et peu convenable über Brühl geäußert

Digitized by Google

habe. Er wendet sich an Brühls Großmut und „fleht ihn fußfällig an," seine Gefangenschaft zu enden. Doch über alle Punkte, die irgend einen andern mit hineinziehn könnten, verweigert er jede Auskunft. „Ich bekenne, daß ich bey vieler Gelegenheit frey und unbesonnen genug geredet habe; Allein es ist mir unmöglich, Zeit, Ort und Veranlassung anzugeben, ... zu sagen mit wem, wann und wo ich solche Reden geführet, und was diejenigen, mit denen ich geredet, dazu gesaget. Ich bitte Ew. Exc. unterthänig, zu bedenken, ob es mir zuzumuthen."

Dabei bleibt er. Seine Haft dehnt sich von Weihnachten bis Ostern aus, seine Gesundheit hält dem Winter im Gefängnis nicht stand, dazu kommt die Sorge um seine schwer erkrankte Frau und die Ungewißheit über sein Schicksal. Aber in den Widerwärtigkeiten der Haft wird die Sprache seiner Briefe nur um so freimütiger und entschiedner, und nichts vermag ihm ein Wort, eine Andeutung abzuzwingen, wodurch ein andrer kompromittiert würde. Der erste Brief ist französisch geschrieben und in konventioneller Redeweise, die beiden letzten — gegen den damaligen Brauch — deutsch und in den schlichtesten Worten. Man muß Liscows Briefe mit andern aus derselben Zeit vergleichen, man muß erwägen, wes sich ein Untertan zu versehen hatte, der geständig war, frei und unbesonnen über die Mißwirtschaft eines allmächtigen Gewalthabers geredet zu haben, dann wird man die ehrenhafte Gesinnung würdigen, die aus diesen Briefen spricht, und wird die paar Kurialien und höfischen Redewendungen auf Rechnung ihrer Zeit setzen.

Liscows übermütiger Humor hat ihn oft mit sich fortgerissen, der Meister der Satire hat seiner eignen Kunst nicht widerstehn können. Ein sinnreicher Einfall brannte ihm wie Feuer auf der Zunge, aber er wußte zu schweigen, wenn es die Ehre forderte. Aus seinen Schriften spricht ein klarer, freier Geist, ein selbständiger, tüchtiger Charakter. Wohl hat er „keine Riesen erleget, sondern mit Zwergen gekämpfet," er führt uns oft nur in die kümmerliche Enge, darin die „Gesellschaft der kleinen Geister" ihr Wesen treibt, aber seine frohe Laune streut bunte Lichter über all den öden Wust und läßt den trocknen Schulstaub lustig schimmern und flimmern. Ein schönes Nachwort zu seinen Schriften wäre das Kästnersche Epigramm „Reue":

Die ihr durch mich noch was von Mendax wißt,
Den schon die Welt, in der er schreibt, vergißt,
Lernt, Enkel, daß michs reut, Witz so vertan zu haben:
Wenn Bernstein ein Insekt umschließt,
Zu kostbar liegt die Spinne da begraben.

Digitized by Google

Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

1. Die Reise nach Konstantinopel

Von den Häfen der Levante gleicht jedes Anbordgehen und Vonbordgehen einer wahren Völkerschlacht. Das erfuhr unsre kleine archäologische Gesellschaft, als wir an einem Morgen des Mais früh von dem Hafen der Dardanellenstadt aus über die graublaue Flut dem mächtigen russischen Dampfer „Zar" zufuhren, der draußen auf der Reede Halt gemacht hatte, um nach Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebnen Formalitäten seine Reise nach Konstantinopel fortzusetzen. Vor uns fuhr ein Boot mit der Regierungskommission, die das Schiff zu untersuchen und dann die Erlaubnis zum Verkehr mit dem Lande zu erteilen hatte. Langsam und gravitätisch stiegen diese drei Herren in langen Gewändern und mit hohen roten Fessen die Schiffstreppe hinauf und wurden oben von dem weißbemützten russischen Seeoffizier empfangen. Etwa fünfzehn Boote, leere und volle, lauerten während der Besichtigung, leise auf und ab schaukelnd, in möglichster Nähe der Treppe. Plötzlich erschienen auf der Treppe Menschen mit Gepäck und Lasten, die „Pratika" war also erteilt worden, und nun war kein Halten mehr. Anstatt ruhig zu warten, bis die Aussteigenden das Schiff verlassen hatten, drängten sich die unten liegenden Boote gegenseitig stoßend vorwärts, und die Lastträger enterten hinauf, noch ehe die von oben Kommenden herunter waren. Darum gab es einen fürchterlichen Zusammenstoß und auf dem schmalen Raum ein wildes Pressen und Schieben, wobei mir nur wunderbar war, daß kein Mensch und nur ein einziges Gepäckstück, ein Sack, der nicht zu uns gehörte, ins Wasser stürzte.

Der russische Offizier wetterte mit energischen Flüchen von oben herunter in die schreiende Bande hinein, ohne jedoch etwas auszurichten. Solange bis diese orientalischen Kerle miteinander fertig wurden, konnten wir unmöglich warten; wir ergriffen unser leichtes Gepäck — das schwere wurde von den Leuten unsers Oberbootsführers Diamandis hinaufgeschafft — und riskierten es, einer nach dem andern, die steile höllische Treppe zu betreten, wo die Ohren durch das Gebrüll, die Leiber durch das Gequetsch und die Nasen durch den Proletarierbrodem, noch dazu orientalischen, gleichmäßig malträtiert wurden. Auf dem Gymnasium, das ich besucht hatte, war in den Zwischenpausen ein beliebter Sport gewesen, die Insassen einer Bank gegen die Wand zusammenzuquetschen, bis sie quietschten. Wir nannten das „Preßwurst." Eine solche Preßwurst hatte ich auch hier zu überstehn, während ich mich allmählich die Treppe hinauf arbeitete. Oben konnte man dann endlich frei aufatmen, mußte aber sofort auf die Jagd nach dem Koffer gehn, der bei dem wirren Durcheinander leicht abhanden kommen konnte. Allmählich verschwanden dann die „Hamals" (Gepäckträger) und bestiegen wieder ihre Boote, nur Diamandis raste wie ein Wahnsinniger in der sich auf Deck drängenden Menge herum, schreiend, er habe einen „Quartaki" (fünf Piaster = 90 Pfennige) zu wenig erhalten. Einer von uns habe ihn nicht bezahlt. Ob das Schwindel war, ist nie ermittelt worden. Der Offizier wies ihn energisch von Bord, und der „Zar" setzte sich in Bewegung.

Wir hatten aus Sparsamkeitsrücksichten größtenteils zweite Kajüte genommen und stiegen nun in diesen von Schlafkabinen umgebnen, nur schwach durch ein trübes Oberlicht erhellten Raum hinunter, um uns nach den soeben durchgemachten

Digitized by Google

Strapazen vorerst einmal zu stärken, denn wir hatten noch keinen Bissen gegessen. Die Besatzung und die Bedienung auf den russischen Schiffen sprechen keine andre Sprache als eben russisch, und unser Deutschrusse wurde durch diesen Umstand plötzlich zur meistbegehrten Persönlichkeit unsrer ganzen Gesellschaft, indem er die Vermittlung zwischen unserm hungernden Magen und der Küche übernahm. So hat die gewaltsame Russifizierung der Ostseeprovinzen auch ihre gute Seite. Ohne sie hätte unser Balte ebenso hilflos dagestanden wie wir selbst. Nun konnten wir erhalten, was unser Herz begehrte, nämlich tsai, Tee in Gläsern, aus Extrakt und heißem Wasser bereitet, und Butter, zum erstenmal wieder seit drei Monaten gute nordische Butter, ein wahrer Hochgenuß.

Während wir in dem halbdunkeln Raume am Frühstückstische saßen, fiel uns auf, daß die Kabinen ringsum alle dicht belegt sein mußten, und zwar, wie es schien, ausschließlich mit weiblichen Wesen. Wir hörten hinter den Türen Geschwätz und Gelächter, und wenn sich zufällig eine öffnete, so erblickten wir Kleider und ähnliche Dinge, ja einmal glitt eine tiefverschleierte Türkin rasch und scheu an uns vorüber in ihre Zelle. Überhaupt war das Schiff sehr stark besetzt. Als ich wieder an Deck kam, war kaum ein Platz zu bekommen, und es mußte in drei Abteilungen gegessen werden, um elf, um eins und um drei Uhr. Ich fühlte vor allem das unbezwingliche Bedürfnis zu schlafen, was nach den Anstrengungen der trojanischen Tage und der Unruhe der letzten Nacht in der Dardanellenstadt gewiß berechtigt war. Aber wo? Nachdem ich lange vergeblich nach einem geeigneten Schlafplatz gesucht hatte, legte ich mich auf den erhöhten, nach beiden Seiten leichtgeneigten Schragen vor der ersten Kajüte, obwohl auf ihm schon einige Gestalten saßen oder kauerten. Ich breitete den Mantel aus, schob die gerollte Wolldecke unter den Kopf, stopfte mir, wie weiland Odysseus, das mich auf allen Reisen begleitende Wachs in die Ohren und schlief ungeachtet alles Lärms sofort ein; denn die gemischandelte Natur verlangte gebieterisch ihr Recht.

Aber schon nach einer Viertelstunde etwa wurde ich wieder insolge einer mehrmaligen kräftigen Berührung meiner rechten Seite geweckt. Es war mir, als ob in Pausen etwas an oder auf meinen Leib gepreßt werde. Entrüstet richtete ich mich in die Höhe und sah einen frommen Mohammedaner, der dicht neben mir einen kleinen Teppich ausgebreitet hatte und darauf seine Gebetsübungen verrichtete. Dabei stemmte er sein befestes Haupt, wenn er es ehrfürchtig niederbeugte, statt auf den Boden jedesmal gegen meinen Leib. Wer von meinen Lesern ist je auf diese Weise aus dem Schlafe geweckt worden?

Ich verzichtete begreiflicherweise, um nicht weitern Berührungen mit moslemitischen Köpfen ausgesetzt zu sein, auf die Fortsetzung meines Schlafes, erhob mich ärgerlich, schob mein Gepäck an einer möglichst sichern Stelle zusammen und sah mir nun erst die Gegend an. Wir fuhren an dem ziemlich öden europäischen Ufer des Hellespontes dahin und näherten uns einem auf einer Klippe erbauten Leuchtturme und einem ziemlich wüst aussehenden, größtenteils aus Holzhäusern bestehenden Orte. Es war Gallipoli, die erste europäische Stadt, die den Osmanen in die Hände fiel. Gegenüber am asiatischen Ufer sahen wir undeutlich das im Altertum durch seinen orgiastischen Priapuskultus übel berüchtigte Lampsakus. Und dann tat sich das weite blaue Marmarameer vor uns auf mit der gleichnamigen Felseninsel, die wir rechts liegen ließen.

Während ich in Schauen versunken dastand, sprach mich ein wohlgekleideter Herr deutsch an, fragte mich nach dem Wohin und Woher unsrer Reise und interessierte sich so für Troja und die dortigen Wege- und Unterkunftsverhältnisse, daß ich schon anfing, ihn für eine Art archäologischen Kollegen zu halten, bis er mir seine Karte überreichte. Er war Hoteldragoman in Konstantinopel und pflegte Einzelreisende und kleinere Gesellschaften auf ihren Ausflügen zu begleiten. Nach Troja war er noch nie gekommen und hatte nicht übel Lust, auch dorthin einmal eine Partie zu arrangieren. Ich mußte ihm jedoch wegen der Schwierigkeit der

Digitized by Google

Unterkunft und Verpflegung davon abraten. Zum Schluß empfahl er mir sich selbst und seine Begleitung für die Tage meines Aufenthalts in Stambul. Er war mir aber zu elegant, ebenso wie das Hotel, zu dem er gehörte.

Das Hinterdeck hatte sich inzwischen auffallend geleert. Wo früher Gedränge herrschte, konnte man mit einemmal bequem spazieren gehn. Von meinen Reisegefährten sah ich keinen einzigen mehr. Der Grund war, daß es zum Essen geläutet hatte. Alles, was in Konstantinopel aussteigen wollte, hatte sich zu dieser ersten Mahlzeit hinunterbegeben. Denn schon die zweite hätte man nicht mehr in Ruhe genießen können. Ich hatte das Signal im Gespräch mit dem Dragoman überhört, und niemand hatte mich mitgenommen. Als ich nun nachträglich in dem Speiseraum erschien, fand ich jedes Plätzchen besetzt und alles beschäftigt, Fische zu verspeisen, die mir als delikat bezeichnet wurden, wie überhaupt die Verpflegung gerade auf russischen Schiffen ganz besonders gut sein sollte. Ich hatte einen Wolfshunger und konnte doch nirgends ankommen, mich auch mit dem Aufwärter nicht verständigen. Endlich bekam ich heraus, daß gleich nach dieser ersten Abfütterung die Schiffsoffiziere und -Beamten zweiter Güte in der zweiten Kajüte essen würden. Denen könne ich mich anschließen, wenn ich nicht bis zum zweiten Passagiermassenmahl warten wolle.

Ich ging also wieder an Deck, so hungrig, wie ich es verlassen hatte, und gesellte mich zu zwei weiblichen Wesen, einem ältern und einem jüngern, die sich im Wiener Dialekt unterhielten. Von diesen, die mir mit österreichischer Gemütlichkeit entgegenkamen, erfuhr ich, daß der ganze Harem des verstorbnen Ismail Pascha an Bord sei, einige dreißig Türkinnen und Tscherkessinnen mit ihrer gesamten Bedienung. Zu dieser gehörten auch die beiden Frauenzimmer, mit denen ich sprach; die ältere war Köchin, die jüngere Kammermädchen. Der Harem ging von Alexandria, wo er den Winter, nach Konstantinopel, wo er den Sommer zuzubringen pflegte. Bei der Insel Delos hatte das Schiff zwei schrecklich langweilige Tage in Quarantäne liegen müssen. Jetzt freuten sich die beiden Frauenspersonen auf das „schöne" Konstantinopel, wo sie mehr Freiheit hätten als in Ägypten, auch mehr Landsleute zu treffen pflegten. Sie schwärmten überhaupt für die Türken und das türkische Leben und erklärten Haremsposten, wie sie sie hätten, für die angenehmsten, die man überhaupt haben könne, auch das Leben der Haremsdamen selbst für „charmant," keine Sorgen, raffinierte Bequemlichkeiten und die feinsten Gaumengenüsse, auch könnten sie sich, wenn sie sich mit der Bedienung gut zu stellen wüßten, manche Amüsements verschaffen, die streng genommen nicht ganz gesetzlich seien. Dabei machte die Ältere ein hohles Pfötchen und blinkte mir zugleich vielsagend zu, während die Kammerzofe ein kleines faunisches Lachen nicht zu verbergen vermochte. Die Kehrseite solchen Wohllebens fehlt freilich auch nicht. Nachdem im Mai 1876 Sultan Abdul-Asis abgesetzt und sechs Tage darauf plötzlich tot gefunden worden war — er hatte sich offiziell natürlich selbst entleibt —, wurde von seinem Nachfolger, so erzählte man mir in Konstantinopel, seine ganze hinterlassene Witwenschaft, achtzig bis neunzig der schönsten Frauen des Orients, auf ein Schiff gepackt und nach Alexandria geschafft. Aber schon am Tage nach der Abfahrt kehrte der Dampfer leer wieder zurück, und in Alexandria hat man auch nicht eine einzige der eingeschifften Sultansdamen je zu sehen bekommen. Was für Szenen mögen sich auf diesem Schiffe an jenem Tage abgespielt haben!

Wir wurden in unsern interessanten Gesprächen durch die Menge derer unterbrochen, die vom Essen heraufkamen, und ich mußte nun schleunigst hinunter, wenn ich von dem Zwischenmahle mein Teil bekommen wollte. Während man das Tafelgeschirr abräumte, wurde für mich und etwa sechs russische Schiffsbeamte an einem kleinen Seitentische aufgetragen. Statt des „delikaten" Fisches gab es aber nur einen gewöhnlichen Eierkuchen. Immerhin war diese Speisung das erste anständige Mahl für mich seit langer Zeit. Schlimm stand es freilich mit der Unterhaltung. Die fremden Laute rieselten wie murmelndes Wasser an meinem Ohre vorüber,

Digitized by Google

und ich zitierte mir leise den alten Vers: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli. Nur ein Wort gab es, was mir mit meinen Tischgenossen gemein war. Am obern Ende mir unerreichbar standen drei Flaschen mit gelblicher, grünlicher und schwärzlicher Flüssigkeit. Auf diese zeigte ich mit dem Finger und sprach das Wort: wutki. Das schlug durch. Freundlich beförderte man die Karaffen in meine Nähe, und meine Unterhaltung bestand nun darin, die drei Wutkis rein und in den verschiedensten Mischungen zu probieren. Kräftig genug waren sie, ich mußte meine Versuche bald einstellen.

Als ich nach dieser Wutkiprobe wieder an Deck kam, konnte ich an der allgemeinen Unruhe und dem Gedränge leicht merken, daß wir uns unserm Ziele nunmehr näherten. Alles bereitete sich zur Ausbootung vor, die Zwischendeckpassagiere schnürten ihre Bündel, die Familien gruppierten sich malerisch mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh. Ein kleines Mädchen kämmte ein schönes weißes Schaf, drehte ihm zierliche Kopflöckchen zurecht und durchflocht die Wollensträhne mit roten Bändern. Ich machte einen der Genossen darauf aufmerksam mit den Worten:

Sehen Sie einmal, dem Schafe da wird ordentlich Toilette gemacht!

Ein junger Orientale, der daneben stand und sich die Sache ebenfalls ansah, griff das ihm verständliche Wort „Toilette" auf und sagte freundlich lachend:

Oui monsieur, c'est la toilette de la mort!

Dem armen zierlichen Tier blühten also nicht die Freuden der grünen Weide, sondern die rote Schlachtbank. Dieses Schmücken des Opfers war aber doch ein hübscher Zug, der von gemütvoller Teilnahme zeugte.

Doch es wurde nun Zeit, sich einmal wieder nach der Gegend umzusehen. Wir hatten das Marmarameer schon fast hinter uns. Rechts erhoben sich die bergigen Prinzeninseln, links erschienen die Häuser von San Stefano, wo die Russen 1878 der Türkei den Frieden aufzwangen, der fast zu einem europäischen Kriege geführt hätte, dann kam die Stelle, wo die alten Stadtmauern ans Meer stoßen und das verfallne Schloß der sieben Türme ragt, dann die Häuser und Gärten von Stambul und auf der Höhe Moscheen mit kühnen Kuppeln und spitzen Minarets. Nun verengerte sich das Wasser, rechts glitten die Häuser und gelben Kasernen von Kadiköi und Skutari an uns vorbei, beleuchtet von der sinkenden Sonne, links folgten die weiten grünen Gärten und die Paläste und Mauern des Serails, über denen sich zu meinem Erstaunen ein weißer viereckiger Turm mit schrägem, schwarzem Dach erhob, der genau so aussah wie der Turm einer deutschen Dorfkirche. Jetzt bog das Schiff scharf nach links ein, fuhr um die Landspitze des Serail, und gleich darauf rasselten die Anker hernieder. Da hatten wir nun die ganze vielgepriesene Herrlichkeit vor uns, von der die Dichter gesungen und die Schriftsteller geschwärmt haben. In der Tat ein märchenhafter Anblick! Das Goldne Horn, blau von Farbe, und doch ein goldnes Füllhorn voll aller Güter des Morgen- und des Abendlandes, die in den Schiffen und auf den Quais verstaut und aufgespeichert lagen. Eine lange Brücke spannte sich vor uns von Ufer zu Ufer, über die ein einziger ununterbrochner wimmelnder Strom von Menschen und Tieren dahinflutete. In der Ferne verdämmerte der schmaler werdende Meeresarm an grünen Hügeln. Die Höhenzüge, die dieses blaue Band auf beiden Seiten einschlossen, bedeckte ein schier unentwirrbares Straßen- und Häusermeer. Dazwischen grüne Gärten, dunkelragende Cypressen, mächtige, runde Wartürme, schlanke, blendendweiße Minarets und großartige, prunkvolle Kuppeln. Ja, eine Weltstadt lag da vor uns, eine Prachtstadt, eine gottbegnadigte Zauber- und Märchenstadt! Schade nur, daß die Sonne im Westen hinter ihr stand, sodaß wir die Herrlichkeiten vor uns nur in silhouettenartigem Dunkel sahen, während sich hinter uns am asiatischen Ufer ein reiches Farbenspiel entfaltete. Eine alte Regel ist, daß man nach Konstantinopel nicht mit der Bahn, sondern zu Schiff kommen soll. Ich füge ihr noch die zweite hinzu, daß man am Morgen in das Goldne Horn einfährt. Nur dann sieht man Stadt und Landschaft gleich in ihrem vollen Glanze.

Digitized by Google

Nicht lange durften wir uns dieses in seiner Art einzigen Städtebildes erfreuen. Denn die gesetzlichen Formalitäten waren bald erledigt. Wir mußten uns bereit machen, das Schiff zu verlassen, ein Augenblick, vor dem uns allen etwas bangte, wenn wir auf die in zahlreichen Booten uns umkreisenden Hafenhyänen schauten. Ein junger, liebenswürdiger Österreicher hatte mir vorgeschlagen, sich mir anschließen zu dürfen. Man hatte ihm vor der Pest Angst gemacht, ihm erzählt, daß in Galata auf den Straßen „Aas an Aas“ liege, daß das Klima höchst gefährlich sei, daß Quarantäne mit Sicherheit zu erwarten und nicht anders als ein zwölftägiger Arrest sei, noch dazu ein sehr teurer. Dennoch hatte er sich nach langem Schwanken und vielen innern Kämpfen entschlossen, nicht, wie so viele seiner Kollegen, von Troja zurück nach Athen, sondern weiter nach Konstantinopel zu reisen. Es war mir sehr recht, diesen jungen Mann zum Genossen zu bekommen, und wir verheirateten uns denn für die Dauer unsers konstantinopolitanischen Aufenthalts sozusagen miteinander. Immer wieder rief er während dieser bosporanischen Tage aus: O, wie haben sich die im Lichte gestanden, die aus Furcht vor Quarantäne nicht mit hierhergekommen sind!

Das erste Boot, das an der Schiffstreppe anlegen durfte, brachte eine offenbar sehr vornehme Türkin mit mehreren Begleiterinnen an Bord. Die Dame, eine elegante, distinguierte Erscheinung, hatte den Schleier zurückgeschlagen, aber an ihrem grauseidnen Gewande hatte sie einen kapuzenartigen Aufsatz, den sie von hinten über den Kopf gezogen hatte, sodaß nur das Gesicht frei war. Ein stattlicher Offizier höhern Grades erwartete sie ruhig und ernst mit einem Gesicht wie in Bronze gegossen in einem kleinen gesonderten Raume auf Deck. Als die Dame seiner ansichtig wurde, entstürzten Tränen ihren Augen, sie ergriff seine Hand und küßte sie unter Schluchzen und Weinen, während aus seinen dunkeln Augen ein Strahl der Freude und Liebe auf sie herniederschoß — eine menschlich schöne, fast ergreifende Szene!

Bei diesen Türken und Heiden gibt es also auch trotz aller Vielweiberei und Haremswirtschaft treue Sehnsucht und innige Gattenliebe. Das menschliche Herz schlägt doch überall denselben Schlag, in jeder Zone und in jeder Religionsgemeinschaft. Nur die Formen sind verschieden. Bei uns würde nicht sie ihm, sondern er ihr die Hand küssen, aber es ist sehr die Frage, welche von beiden Sitten die natürlichere und richtigere ist. Nach Nietzsche entschieden die türkische; denn nach ihm hat Asien die Frauen immer richtiger taxiert und ihrer eignen Natur entsprechender behandelt als das feminisierte Europa.

Wir beiden Genossen standen während dieser Szene, die wir aus nächster Nähe beobachten konnten, bei unserm Gepäck und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Wir wollten selbstverständlich in das in Deutschland immer empfohlene „Hotel Kroeker,“ aber der Mensch denkt, und Allah lenkt in Konstantinopel. Man tut überhaupt bei solchen Gelegenheiten im Orient am besten, auf eigne Absichten, auf Durchsetzen irgend eines selbständigen Willens zu verzichten. Man eckt damit doch nur überall an, kommt nicht vom Flecke und bezahlt schließlich mehr als einer, der sich vertrauensvoll dem Kismet überläßt.

Als die Hafenhyänen an Bord enterten, große Schilder an Mütze, Brust und Arm tragend, und ihre Hotels und Pensionen laut ausriefen, machte ich einem, der fortwährend „Kroeker“ schrie, ein Zeichen, und er bemächtigte sich sofort unsrer Koffer und führte uns ab, aber nur um uns alsbald einem zweiten zu übergeben, der uns wieder einem dritten zuwies. An Reklamation oder Weigerung war bei dem ohrenbetäubenden Lärm und dem wilden Gedränge gar nicht zu denken.

Willenlos gingen wir von Hand zu Hand, wurden die enge Fallreepstreppe hinuntergeschoben und in ein Boot gebracht, wo uns ein ganz anständig gekleideter Mensch, der zwar einen Fes aber keinerlei Hotelabzeichen trug, in Empfang nahm und zu unsrer Freude auf deutsch anredete: Pension Kroeker, nicht wahr? Anstatt aber sofort an Land zu fahren, ließ er die beiden Ruderer so lange an dem Schiffe hin und her kreisen, bis die bessern Passagiere alle herunter waren. Endlich,

Digitized by Google

als er sah, daß er auf keinen mehr hoffen durfte, gab er die Weisung, hinüberzufahren. An einer jämmerlichen Bretterbude betraten wir wieder europäischen Boden. Hier wurden unsre Pässe revidiert. Dann schleppten zwei Lastträger unsre Sachen in den großen, wüsten Zollschuppen. Unsre Bücher hatten wir vorher wohlweislich in die Taschen gesteckt. Denn diese kommen nach türkischem Gesetz auf die Zensur und werden von da an nicht mehr gesehen. Ein gutgekleideter Beamter erwartete uns hinter der Barriere mit eherner Würde und machte sich scheinbar an die Revision unsrer Koffer, hielt aber dabei die linke Hand geschickt unserm Führer entgegen, und dieser ließ ebenso geschickt einen Quartaki hineingleiten, für ein rechtliches deutsches Staatsbürgergemüt ein empörender Anblick. Damit war die Revision unsrer Sachen beendigt, die Zollschranke öffnete sich, drei oder vier Hamals (Lastträger) ergriffen unser Gepäck, der Führer winkte einer Amaxa (Droschke), und fort ging die Reise durch die engen Straßen von Galata hinauf nach Pera.

Wir merkten währenddessen, daß es mit dem Deutschsprechen unsers Führers, der sich Anastas Dellio nannte und sich albanesischer Nationalität zu sein rühmte, nicht eben weit her war. Mit einiger Mühe setzte er uns unterwegs auseinander, daß er uns natürlich, wenn wir wollten, zum Hotel Kroeker fahren würde. Er sei jedoch Dragoman und Fremdenführer im Hotel Petersburg und rate uns, lieber dorthin zu gehn. Bei Kroeker gebe es nur volle Pension; in Petersburg seien wir frei. Das schien uns allerdings besser, und so fuhren wir gleichmütig an Kroeker vorüber und stiegen in Petersburg ab. Ein freundliches Zimmer mit herrlichem Blick über den Stadtpark auf das Goldne Horn empfing uns für den mäßigen Preis von zusammen fünf Franken täglich. Jetzt kam auch die Abrechnung mit Herrn Dellio. Für die Bootsleute, Lastträger, den Zöllner und den Wagen mußten wir jeder 27 Piaster (etwa 4,70 Mark) bezahlen, wozu dann noch ein entsprechendes Trinkgeld für ihn selbst kam. Immerhin nicht teuer. Wir sind wie Butter durch alle Hindernisse geschwommen, rühmte sich am nächsten Tage der Österreicher seinen Landsleuten gegenüber.

Meine erste Aufgabe in Konstantinopel war, die Wunde, die mir das trojanische Pferd geschlagen hatte, endlich unter ärztliche Behandlung zu bringen. Da es schon zu dunkeln anfing, so wurde es die höchste Zeit, daß ich mich auf den Weg machte. Empfohlen war mir ein deutscher Doktor, der den für einen Arzt nicht ganz günstigen Namen Mordtmann führte. Zu diesem machte ich mich, sobald ich mich etwas gewaschen hatte, ohne noch einen Bissen genossen zu haben, auf den Weg. Der Portier wußte seine Wohnung, und durch die menschenwimmelnden, abendlichen Gassen Peras humpelte ich an der Seite meines albanesischen Führers dorthin. Aber der Doktor war gerade umgezogen, wir mußten ein gut Stück wieder zurück, bis wir endlich in einem Winkel an einer dunkeln Tür sein Schild fanden. Herr Mordtmann ist fast ebensosehr Archäologe wie Arzt; er zeigte deshalb lebhaftes Interesse für unsre Trojafahrt und erzählte mir sofort, daß in Troja schon viele zu Schaden gekommen seien, zum Beispiel sein eigner Vater, der dort bei einem Ritte den Arm gebrochen habe und daran später gestorben sei. Das lautete nicht gerade tröstlich für mich, und noch weniger tröstlich war das, was er nach Besichtigung meiner Wunde sagte:

Wenn man etwas am Bein hat, so heilt das nur, wenn man das Bein ruhig hält und hoch legt, damit der Blutabfluß befördert wird. Wenn man das tut, so heilt die Wunde von selbst, auch ohne daß man etwas daran macht; steht oder geht man dagegen, so kann man machen, was man will, sie heilt doch nicht. Sie werden sich also vor allen Dingen ganz ruhig halten müssen und das Bein immer hoch legen. Dann kann die Sache in zwölf Tagen gut sein.

Aber bester Herr Doktor, antwortete ich, so lange kann ich ja überhaupt nur hier bleiben. Dann könnte ich ja gar nichts sehen. Ich bin doch nicht nach Konstantinopel gekommen, um mich ruhig zu halten und die Beine hoch zu legen.

Digitized by Google

Wenn Sie das nicht tun, können Sie nicht auf Heilung rechnen.

Dann laß ich die Heilung, bis ich wieder zu Hause bin. Sorgen Sie also nur dafür, daß die Sache nicht schlimmer wird.

Dafür kann ich nicht stehn, sagte er.

Gut, ich werde also möglichst wenig gehn, sondern reiten.

Reiten ist erst recht Gift für Sie. Die Ritte in der Troas haben Ihnen sehr geschadet.

Dann laß ichs drauf ankommen. Aus dem Ruhighalten kann jedenfalls nichts werden.

Er verband mich nun nicht selbst, wie ich erwartet hatte, sondern schickte mich mit einem Rezept in die Apotheke della Suda, nachdem er mir als Arzt noch einmal möglichste Ruhe, als Archäologe dagegen den eifrigen Besuch der Museen anempfohlen hatte. Zwei Seelen wohnten so in seiner Brust, in meiner dagegen nur eine. Bald stand ich allein — den Albanesen hatte ich entlassen — auf der menschenwimmelnden Hauptstraße von Pera und suchte vergeblich, nach der Anweisung des Doktors, den Weg zur Apotheke zu finden. Die Sache stimmte nicht. Zum Glück nahm sich eine zufällig vorübergehende, freundliche Landsmännin aus Mecklenburg, die mein Suchen und Stockhumpeln bemerkte, meiner an, führte mich, da sie denselben Weg hatte, bis vor die Tür der Apotheke und machte mich zuletzt noch auf die für den Rückweg zu benutzende Pferdebahn aufmerksam.

Der Apothekenprovisor, ein kleiner schwarzer Grieche, der das niederträchtige Lispelfranzösisch sprach, das den Griechen eigen ist, führte mich in einen düstern Seitenraum des Verkaufslokals und besichtigte beim Schein einer auf ein Faß gestellten Kerze die Wunde:

C'est une assez grande plaie! Qu'est-ce que c'est que cela? Ah, c'est un coup de seval! Qu'est-ce qu'il a écrit le docteur? Salol? Salol, ce n'est pas bon. Se ne prendrai pas salol, se prendrai sodoforme, c'est plus fort. Mais qu'est-ce que cela, baudruche? — der Arzt hatte mir Baudruche, einen dünnen, sich gut an die Haut schmiegenden Verbandstoff aufgeschrieben — se ne connais pas baudruche, se prendrai kaoutchouc.

So springen die orientalischen Apotheker mit den ärztlichen Rezepten um: „Ich werde nicht das vorgeschriebne nehmen, ich werde etwas andres nehmen.“ Ist das nicht die Signatur des ganzen türkischen Staatswesens? Man tut nicht das Befohlne, man tut, was einem gefällt, und was man für besser hält. Der Apotheker kniete nun vor mir nieder, wusch, salbte, wattierte und legte auf das Ganze ein Stück Kautschuk, dessen Ränder er mit Chloroform bepinselte und an der Haut festleimte. Dabei floß natürlich ein Teil dieser Flüssigkeit in die Wunde, was niederträchtig brannte.

Jeden Tag mußte ich mich in der Folge anfangs zweimal, später einmal dieser Verbandprozedur unterziehen, was ungeheuer störend, zeitraubend und für meine konstantinopolitanischen Studien hinderlich war. Der Apotheker sagte, da die Heilung nicht fortschritt, beständig: Vous marsez beaucoup, il faut rester tranquille. Doktor Mordtmann aber entrüstete sich über den Apotheker und rückte bei der zweiten Konsultation aus seinem eignen Vorrat ein Stückchen „Baudruche“ heraus. Ich bemerke übrigens nebenbei, daß man diesen Stoff, wenigstens unter diesem Namen, auch in der Budapester und sogar in der Wiener Apotheke nicht kannte, in der ich danach fragte. Bei der dritten Konsultation traf ich die Familie Mordtmann schon beim Einpacken ihrer Sachen und Möbel, da sie für die heißen Monate aufs Land gehn wollte. Der Vater war schon abgereist; darum empfing mich diesesmal der Sohn, der sich mir als Quarantänearzt vorstellte. Der Vater sprach noch vollkommen fließend deutsch, der Sohn dagegen nur noch langsam und unbeholfen; der Enkel wird nur noch ein paar Worte stammeln. Wann wird endlich diese leidige Entnationalisierung der Kinder deutscher Eltern im Ausland aufhören?

Leider schob sich fast in jeder Nacht die Binde, wenn sie auch noch so fest

Digitized by Google

gewickelt war, herunter, dann löste sich natürlich auch der angechloroformierte Kautschuklappen ab, und die Wunde war so fast jeden Morgen offen, ein böser Zustand! Ich ließ mich dann auf der Rückreise in Budapest, Wien und Dresden verbinden und wurde in der Heimat, wo ich das Bein schonte und sogar hoch legte — sogar beim Unterricht lag es auf einer eigens dazu hingestellten Kiste und schlief dort häufig in unangenehmster Weise ein —, doch erst nach drei Wochen aus der ärztlichen Behandlung entlassen. So nachhaltig ist die Tücke des „trojanischen Pferdes"!

2. Die Stadt Konstantinopel

Das erste, was dem Fremden am ersten vollen Tage seines Aufenthalts in Konstantinopel zu tun obliegt, ist die Besteigung des Galataturms, der schon um 500 nach Christo gebaut wurde, dann den in Galata ansässigen Genuesen als Mittelpunkt ihrer Befestigungen diente und jetzt die Feuerwache beherbergt, die durch Flaggen am Tage, durch Laternen in der Nacht den Ausbruch einer Feuersbrunst anzuzeigen hat. Man steigt acht Treppen in die Höhe und gelangt in einen geräumigen runden Saal, wo einem die Feuerwächter Kaffee und Tabak anbieten und auf einen Holzkasten für das Trinkgeld hinweisen. Man tut jedoch gut, hier nicht zu verweilen, sondern noch eine Wendeltreppe hinaufzusteigen in eine zweite, etwas eingerückte Etage. Hier ist man etwa 150 Meter über dem Meer und kann durch vierzehn Bogenfenster die Rundsicht genießen.

Am Morgen des nächsten Tages versammelte sich hier so ziemlich unsre ganze archäologische Reisegesellschaft. Die Sonne schien herrlich, und das prachtvolle Bild zu unsern Füßen fesselte viele von uns bis gegen Mittag. Mit dem Panorama vom Galataturm kann man höchstens das vom seligen Markusturm in Venedig vergleichen. Beide bieten oder boten ein großartiges Städte- und Wasserbild. Aber die Aussicht vom Galataturm ist der vom venezianischen Campanile überlegen, weil sie reicher, vielseitiger, abwechslungsvoller ist. Vom Markusturm sah man weite Lagunen, flache gelbe Inseln, Kanäle und unmittelbar sich zu Füßen die Dächer der Stadt, hier dagegen werden die dreifach verzweigten Wasserflächen des Goldnen Horns, des Bosporus und des Marmarameers umkränzt von langgezognen Berg- und Hügellinien, an deren Hängen sich freundliche Ortschaften und Landhäuser, liebliche Gärten und ernste Friedhöfe hinziehn, während sich jenseits des blauen Meeresarms Stambul in seiner ganzen Ausdehnung unsern Blicken darbietet, und zwar nicht tellerflach wie Venedig, sondern hügelansteigend. Über dieser riesigen, von grünen Baumoasen unterbrochnen Häusermasse erheben sich Kuppeln und Minarets, Türme und Aquäadukte, hinter ihr schimmert gleich einem blauen Streifen das Marmarameer, und darüber am Horizont verdämmern die Berge der Prinzeninseln und des asiatischen Festlandes.

Die Perle in diesem reichen Kranze der Schönheit und zugleich der Mittelpunkt des ganzen Bildes ist die Halbinsel, die der Serail mit seinen dunkeln Gärten, weißen Palästen und kuppelverzierten Lusthäusern bedeckt. Seltsam mutet in diesem Bilde nur ein Gebäude an, ein Turm auf der Spitze des Serails, der genau so aussieht wie ein deutscher Dorfkirchturm, unten viereckig und weiß, mit länglichen, schallöchern gleichenden Öffnungen, oben spitz zugehend und mit dunkelm Schiefer gedeckt. Von niemand, auch von keinem Reisebuche, habe ich die eigentliche Bestimmung dieses Turmes erfahren können. Vermutlich dient er jetzt den kaiserlichen Witwen, deren Haus unmittelbar neben ihm steht, als Aussichtsturm. Rein ästhetisch ist dieser Turm durchaus nicht unschön, aber die fatale, hier so unpassende und sich doch mit Gewalt aufdrängende Vergleichung war mir — das kann ich nicht leugnen — störend.

Und welches reiche Leben pulsiert auf dem Grunde dieses Panoramas! Zwei große Brücken spannen sich über den Meeresarm; sie wimmeln von Menschen, ebenso wie die engen Straßen Galatas, in die wir unmittelbar hinunterschauen. Auf dem langgedehnten Goldhorn, einem der allerschönsten Häfen der Welt, liegt

Digitized by Google

der Schiffe mastenreicher Wald, und zahllose Boote, große Handels- und kleine Vergnügungsdampfer kreuzen nach allen Richtungen die blauen Fluten, während auf den Quais die Erzeugnisse dreier Weltteile zur Verladung bereit liegen. Venedig ist eine tote oder wenigstens eine sterbende Stadt, Konstantinopel gleicht einer jungen Riesin, die zurzeit noch durch eiserne Bande und engen Verschluß an der vollen Entfaltung ihrer Kräfte gehindert, zu einer gar nicht abzusehenden Größe und Herrlichkeit gelangen wird, sobald die hemmenden Fesseln einmal gefallen sind. Eine für den Welthandel so unvergleichlich liegende, durch Natur und Klima mit so unermeßlichen Hilfsquellen ausgestattete Stadt vermochten weder die Eroberungen und Ausplünderungen, die sie dreimal im Altertum und dreimal im Mittelalter erleben mußte, noch die ewigen Palastrevolutionen und Aufstände unter den byzantinischen Schattenkaisern, noch die beständigen Angriffe zahlloser Barbarenvölker, noch endlich der harte Druck türkischer Paschawirtschaft und die dauernde Mißregierung eines verfaulenden Staatswesens zu vernichten oder auch nur ihrer Bedeutung zu berauben. Immer wieder erhob sich dieser „Augapfel aller Städte," wie sie der byzantinische Geschichtschreiber Nicetas nennt, aus Trümmern und Asche, und in der Stille sich rüstend wartet die Königin des Bosporus des Tages, wo Europa die verlorne Tochter wieder zu sich nehmen und die asiatische Zwingherrschaft auf Nimmerwiederkehr dahin zurückjagen wird, woher sie gekommen ist. Dann wird Konstantinopel wieder in demselben Glanze erstrahlen, wie einst in den großen Zeiten des Konstantin und des Justinian.

Doch bis dahin hat es wohl noch gute Wege. Einstweilen ist die gewaltige Dreistadt am Goldnen Horn noch eine seltsame Mischung von asiatischem und europäischem Wesen, von Kultur und Barbarei, von Eleganz und Verkommenheit. Nachdem wir sie von oben beschaut hatten, wollten wir sie möglichst rasch und vollständig auch im Innern kennen lernen. Wir mieteten also gleich an dem Nachmittage dieses Tages einen Wagen und engagierten als Erklärer und Wegweiser unsern Anastas Dellio. Unsre Fahrt ging von unserm Hotel in Pera hinunter nach Galata, dann über die „neue Brücke," wo jeder Wagen $2^1/_2$ Piaster (50 Pfennige) Brückengeld zu zahlen hat, nach Stambul zur Agia Sophia, zum Atmeidan, zum Seraskeriat, zu verschiednen Moscheen und Mausoleen, dann in schier endloser Fahrt durch die ganze Türkenstadt bis zum Tor von Adrianopel, wo noch eine Moschee zu besichtigen war, dann wieder durch andre Straßen zurück zum großen Basar und über die Brücke nach Galata und Pera. Eine solche Fahrt ist das beste und schnellste Mittel der Orientierung und darum jedem Fremden anzuraten. Aber die Fülle der Eindrücke, die sie mit sich bringt, ist so enorm, daß man sie nicht alle aufzunehmen, geschweige denn zu verarbeiten vermag. Auch kann man, da der Wagen auf Zeit genommen ist, die einzelnen Sehenswürdigkeiten nicht mit hinreichender Muße betrachten, was um so ärgerlicher ist, weil die zu entrichtenden Trinkgelder überall ziemlich bedeutend sind. Jedenfalls darf man die Besichtigung der Stadt mit dieser Rundfahrt nicht etwa für abgeschlossen halten. Man muß sich zu Fuß noch einmal hineinwagen und den größern Teil der gesehenen Merkwürdigkeiten zum zweitenmal aufsuchen.

Pera ist die Europäer- und Fremdenstadt. Hier liegen die Gesandtschaften und die Konsulate, die Hotels und die Restaurationen sowie große französische und deutsche Warenmagazine, in denen man alles haben kann, was das Herz begehrt. Hier kann man auch europäische Vergnügungen zweifelhafter Art genießen. Es gibt anrüchige Lokale und Tingeltangel von jeder Gattung. Hier suchen holde Sängerinnen — oft ein Dutzend an Zahl und mehr, unter ihnen verhältnismäßig viele deutsch sprechende und singende Zis- und Transleithanierinnen — den Fremdling zum Bezahlen des teuern Biers und zu möglichst reichlichen Zigarettenspenden zu veranlassen. In dem sogenannten Foyer, einem saalartigen, mit Spiegeln und Divans ausgestatteten Nebenraume, wird das Animiergeschäft von andern, eleganter und freier gekleideten „Damen" mit noch größerer Unverfrorenheit und stärkern An-

Digitized by Google

sprüchen an den Beutel fortgesetzt. Wer aber sein Geld am raschesten los werden will, der braucht nur nach — der Retirade zu fragen. Dann weist man ihn in einen schmalen Gang, ein Diener reißt eine Tür auf, man durchschreitet einen zweiten winkligen Korridor, passiert noch eine Tür und sieht sich plötzlich in — einem Spielzimmer, wo Roulette- und Pharaotisch von einer bunt gemischten Gesellschaft umstanden werden. Ich habe selten im Leben eine größere Überraschung erlebt, als in dem Augenblicke, als ich statt in das gesuchte Lokal in diesen Glückstempel eintrat, wo es von allen Sprachen durcheinanderschwirrte.

Trotz dieser Europäisierung gibt es in Pera eigentlich nur zwei Straßen, die europäischen Ansprüchen annähernd genügen, nämlich die an dem türkischen Friedhof und dem Munizipalpark entlang führende, in der die meisten Hotels wie teure Perlen an einer Schnur aneinander gereiht sind, und zweitens die eigentliche Haupt- und Schlagader der Stadt, die den pompösen Namen grande rue de Pera führt und genau auf der Wasserscheide zwischen Bosporus und Goldnem Horn dahinläuft. Die übrigen Straßen, die sich nach rechts und links senken, sind winklige und schmale, schlecht gepflasterte und noch schlechter beleuchtete Gassen, ohne Geschäftsverkehr und zum Teil von liederlichem Volke bewohnt. Aber auch die grande rue selbst ist keineswegs einwandfrei. Die südliche Hälfte der Straße nach Galata zu ist ohne Trottoirs und so schmal, daß sich hier zwei Wagen kaum ausweichen können. Auch in den Teilen, wo es Bürgersteige gibt, sind diese viel zu eng und ebenso, wie das Straßenpflaster, immer an einer oder mehreren Stellen aufgerissen, ohne daß man sich mit der Wiederherstellung irgendwie beeilte. Auf der Perastraße liegen ferner, so gut wie in allen andern, Haufen von Müll und mannigfaltigem Unrat, den die gelbgrauen Straßenhunde mit ihren Schnauzen durchwühlen.

Merkwürdig, daß einen jedermann, sobald er hört, man sei in Konstantinopel gewesen, immer zuerst nach diesen Hunden fragt, gerade als ob sie die größte Sehens- und Merkwürdigkeit der ganzen Stadt wären! Auch unser albanesischer Führer schien zu glauben, daß wir uns für diese Bestien mehr als für alles andre interessierten. Er machte uns unaufgefordert auf ihr Leben und Treiben aufmerksam.

Keine Furcht, beißt nicht, sagte er, wenn sich ein Hund dicht vor uns aufrichtete, nur nicht auf Schwanz treten! Dann machte er uns darauf aufmerksam, daß jeder Hundestaat sein eignes Gebiet habe, das von keinem Angehörigen des Nachbarstaats betreten werden dürfe. Um einen großen, ergiebigen Kehrichthaufen mitten in der grande rue hatte sich eine Schar wühlender und fressender Hunde versammelt. Wenig Schritte davon am Eingang einer Seitengasse stand ein andrer, der sehnsüchtig mit gespitzten Ohren herüberschaute.

Sehen Sie, darf nicht mit fressen, gehört zu anderm Staat. Da ist auch eine Wache aufgestellt — und er zeigte auf einen großen Köter, der einige Schritte davon zähnefletschend ein paar lüsternen Nebenstaatsangehörigen gegenüberstand.

Man gewöhnt sich übrigens bald an diese Hunde und beachtet sie kaum noch. Lästig werden sie jedoch durch ihr oft scheußliches Geheul und in der Dunkelheit, wo man sie leicht übersieht und auf sie tritt — denn sie legen sich ebenso ungeniert aufs Trottoir wie auf den Straßendamm. Im ganzen sind sie heutzutage, wo der Unrat jeden Morgen aufgeräumt und abgefahren wird, eine unnütze Land- oder vielmehr Stadtplage; durch ihre Exkremente fördern sie vielmehr die Unreinlichkeit als durch ihr Fressen die Reinlichkeit. Man hat auch wiederholt versucht, sie zu beseitigen. Viele Hunderte wurden auf Schiffen nach der wüsten Felseninsel Oxia gebracht, wo sie dem Hungertode preisgegeben werden sollten. Was sich dort für Szenen unter den verzweifelnden Bestien abspielten, kann man sich leicht ausmalen. Aber den Türken schlug bald das Gewissen. Denn der Koran empfiehlt den Hund, obwohl er ein unreines Tier ist, dem Schutze der Gläubigen. So wurden denn die noch Lebenden zurückgebracht und in ihr altes Gebiet wieder eingesetzt. In Stambul und den Türkenvierteln mögen sie immerhin eine gewisse

Digitized by Google

Berechtigung haben. Daß sie sich aber auch in dem europäischen oder doch für europäisch gelten wollenden Pera breit und laut machen dürfen, ist doch eigentlich eine Ungereimtheit.

Dieselbe Mischung kann man auch bei den Gebäuden an der Peraſtraße beobachten. Da liegt zum Beispiel in unmittelbarer Nähe der schwedischen Gesandtschaft, des deutschen Klubs Teutonia und hart neben der vortrefflichen deutschen Schule, die auch von vielen nichtdeutschen Kindern besucht wird, ein wüstes Tekke oder Kloster, worin fanatische Derwische ihre wahnsinnigen Tänze aufführen. Jeden Freitag Nachmittag kann sich der Fremdling gegen einen Quartaki Trinkgeld die Sache ansehen. In einem runden, hölzernen Saale drehn sich etwa zwanzig Mönche in weißen Jacken, langen weißen Gewändern, die beim Tanze wie Ballettröcke aufstiegen, mit wagerecht ausgestreckten Armen, die rechte Hand nach oben, die linke nach unten geöffnet, die mit hohen, krempenlosen Filzkappen bedeckten Köpfe seitwärts geneigt und die Augen geschlossen, was ihnen etwas Schwärmerisches, Hingebendes verleiht. Sie drehen sich wie die Kreisel um sich selbst und verfolgen zugleich eine bestimmte Bahn, und zwar in einem größern äußern Ring, der sich rascher, und in einem kleinen innern, der sich langsamer bewegt. Dazwischen stapft ein Scheik oder Tanzordner in einem hellbraunen Gewande hin und her und feuert die Säumigwerdenden zu erneuten Kraftanstrengungen an, während von oben her aus einer Loge eine leise, klagende, schnarrende, für unsre Ohren höchst mißtönende Musik erschallt. Man sagt, daß diese „Drehwische," wie sie einer der Zuschauer witzig nannte, die Bahnen der Gestirne und die andachtsvolle Versenkung in Gottes kosmisches Walten versinnbildlichen sollen. Jedenfalls entwickeln sie dabei eine unglaubliche Ausdauer und eine höchst beneidenswerte Schwindelfestigkeit. Besonders einen Knaben von etwa vierzehn Jahren mußte ich bewundern, der während der ganzen Zeit, wo ich da war, fast drei Viertelstunden lang, nicht aufhörte, sich in schnellstem Tempo zu drehn, und dabei ein seliges, fast verzücktes Gesicht machte. Wunderbare Macht des Fanatismus! Er befähigt zu Leistungen, denen wir verstandesklaren Bildungsmenschen nicht entfernt gewachsen wären. Und Mauer an Mauer mit diesem Unsinn die deutsche Schule mit Elementar-, Real- und höherer Töchterabteilung! Les extrêmes se touchent.

Eine andre, aber sinnvollere Merkwürdigkeit ist beim nördlichen Beginn der Peraſtraße am Taksimplatze zu sehen. Dort gibt es im Hofe der griechischen Dreieinigkeitskirche (agia trias) einen Brunnen mit der Inschrift nipson anomemata me monan opsin, ein Palindrom, der von hinten gelesen dasselbe ergibt wie von vorn (ps ist im Griechischen nur ein Buchstabe). Die Worte bedeuten: „Wasche die Sünden, nicht nur das Antlitz." Dieser sinnige Spruch stand ehemals auf dem großen Marmorbecken in der Agia Sophia, wo die Eintretenden die Hände zu waschen pflegten. Ich habe ihn zu Leoni am Starnbergersee an einer Quelle im Garten einer Villa wiedergefunden.

Während Pera die Höhe des Plateaus einnimmt, liegt Galata auf dem Abfall zum Goldnen Horn und auf dem schmalen Uferstrande. Es besteht aus einem Gewirr schmaler, winkliger und schmutziger Gassen, in denen sich Menschen aller Nationen drängen. Doch habe ich das Gewühl und das Getriebe nicht so unbeschreiblich und sinnverwirrend gefunden, wie es Reisebücher und Reiseschilderungen voneinander abzuschreiben lieben. Allerdings hat ein Vergnügungs-, Altertums- und Kunstreisender wie ich heutzutage kaum noch Veranlassung, die schmutzigen Winkelgassen Galatas zu durchstreifen oder die große Treppe, das sogenannte „steile Pflaster," das direkt zur grande rue de Pera hinaufführt, hinanzusteigen. Denn seit 1873 führt eine unterirdische Drahtseilbahn hinauf, seit 1882 auch in großem Bogen eine Pferdebahn. Diese freilich „funktioniert" nicht ganz glatt. Ich habe es erlebt, daß eines Abends, als der Wagen voll war, sogar vier Pferde die Steigung nicht überwinden konnten. Zweimal mußten die ermüdeten Tiere abgelöst werden, und zweimal fing der Wagen an rückwärts bergab zu laufen, sodaß der Kutscher

Digitized by Google

rasch Steine unter die Räder klemmen mußte. Die Passagiere wurden jedesmal gebeten, auszusteigen, damit das Gefährt erst einmal wieder in Gang gebracht werden konnte.

Der Hauptverkehr von Galata drängt sich auf dem Platz an der neuen Brücke, wo auch die türkische Hauptwache ist, zusammen und flutet von da über die Brücke hin und her. Wir stürzen uns in den Menschenstrom und treffen zunächst auf eine Kette weißgekleideter Männergestalten, die dem Passanten das Brückengeld abfordern. Dann schreiten wir über die mit hölzernen Planken belegten eisernen Pontons, die in einer Ausdehnung von 450 Metern das Goldne Horn überspannen und direkt auf die Moschee der Sultanin Valide (Witwe) zu führen. Auch von dieser Brücke hat man nach allen Seiten hin wundervolle Blicke auf das vielgestaltige Städte-, Wasser- und Höhenbild. Man tut deshalb gut, sie langsamen Schritts zu passieren und auch einmal stehn zu bleiben, um die nie versiegende Völkerflut an sich vorüberziehn zu lassen. Da sieht man Typen, die nichts gemein haben mit den Erscheinungen, die wir von unsern europäischen Hauptstädten her gewohnt sind: Türken, Griechen, Levantiner, Armenier sowie abenteuerlich-orientalisch kostümierte Gestalten, die das Innere Asiens hierher in die Hauptstadt der mohammedanischen Welt gesandt hat.

Auf dem jenseitigen Ufer betreten wir nunmehr die eigentliche Türkenstadt Stambul. Zunächst macht diese freilich noch keinen echt türkischen Eindruck. Es gibt noch zu viele Geschäftshäuser, Läden, öffentliche Gebäude in europäischem Stil. Sobald man aber die Höhe mit dem weiten Platz des Seraskeriats (Kriegsministerium) erreicht hat, fühlt man sich wie in eine fremde Welt versetzt: krumme, schlecht oder gar nicht gepflasterte Straßen — nur die Hauptstraße mit der Trambahn hat man für den Besuch des deutschen Kaisers neu zurechtpflastern lassen —, ein- oder zweistöckige, meist hölzerne Häuser mit abgefallnem Putz, die teilweise bloßen Bretterbuden gleichen, zahllose durch schräge Balken gestützte Erker, die Fenster sämtlich durch Holzgitter oder Rohrgeflecht geschlossen, braunrote, stark defekte Ziegeldächer, alles unregelmäßig, winklig, unberechenbar, kein Laden, kein Geschäft, und die Gassen stellenweise fast wie ausgestorben. Selten, daß die düstre Gestalt eines verhüllten, schwarzgekleideten Weibes an der Häuserreihe entlangschleicht, oder daß ein finster blickender Turbanträger mit langem dunkelm Gewande und steinernen Gesichtszügen unsern Weg kreuzt.

Das kommt mir hier vor wie in einer verbotnen Stadt, sagte mein österreichischer Reisegefährte, als wir bei unsrer ersten Ausfahrt durch diese endlosen, einsamen Stadtteile des Westens fuhren. Da möchte ich mich nicht zu Fuß hineinwagen. Die Kerle sehen ja aus, als ob sie einen gleich erdolchen wollten.

Die Türken sind aber gar nicht so schlimm, wie sie aussehen. Wir riskierten später öfter, uns in das Gassengewirr dieser „verbotnen Stadt" zu stürzen, und bekamen von allen Türken, die wir nach dem jeweiligen Ziel unsers Wegs befragten, bereitwillige Auskunft, vorausgesetzt natürlich, daß wir es auf Türkisch taten. Einmal antwortete sogar eine unverschleierte Türkin auf eine an einen Jungen gerichtete Frage, die dieser nicht zu beantworten wußte. An die Frauen darf man sich bei solchen Erkundigungen übrigens nie wenden, da dies von den Türken sehr übel genommen wird und zu den größten Unannehmlichkeiten führen kann. Doch scheinen die Türkinnen selbst gar nicht abgeneigt, einmal einem Fremdling aus der Not zu helfen, auch gehn sie gerade in diesen Quartieren recht oft gar nicht oder nur mangelhaft verschleiert.

Doch gibt es auch in diesen echttürkischen Quartieren breitere Geschäftsstraßen, in denen Handwerker vor den Häusern ihre Holzbuden errichtet haben, und zwar, wie im Altertum, gewerkweise, sodaß in einer Straße etwa die Holz-, in einer andern die Schuhwaren zu haben sind. So ein Paar türkische Babuschen sind gar nicht übel und dabei nicht teuer. Solche Straßen sind natürlich auch belebter *als die toten* Nebengassen. In den Buden arbeiten oder träumen die Handwerker,

Digitized by Google

zwischen den Reihen treibt sich allerlei müßiges oder kauflustiges Volk herum, und eine Gruppe grünbeturbanter Softas steht an einer Ecke, während ein Imam oder Otja mit weißem Turban und schwarzem Talar durch die Menge reitet, indem er einen aufgespannten Sonnenschirm über sein ehrwürdiges Haupt hält. Selbstverständlich wimmelt es überall von Hunden.

(Fortsetzung folgt)

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Fortsetzung)

16

Lieber Gott, wie es aber jetzt schneit!

Elli stand, ratlos auf ihren Schlittschuhen balancierend, mitten auf dem Teich. Auf den Knien vor ihr lag Hauptmann Arvid und versuchte, den Riemen fester um ihren Fuß zu schnallen. Er hatte die Pelzmütze weit zurückgeschoben und schaute nun auf. Der Schnee wurde ihnen in großen losen Flocken gerade ins Gesicht geweht; das Eis war schon ganz weiß.

Ja, man kann beinahe die Hand nicht vor den Augen sehen.

Und wo sind denn die andern? — Elli stieß prüfend mit der Ferse auf das Eis, ob der dumme Schlittschuh nun endlich einigermaßen festsitze.

Fort! antwortete er lakonisch. Bei so rasendem Wind im Rücken kommt man in ein paar Minuten weit.

Können Sie gar nichts mehr sehen? fragte Elli nervös.

Nicht einen Schein von ihnen. Das ist ja kein Schnee mehr — es ist das reine Wasser! Und, fügte er etwas langsamer, in seiner eigentümlich trägen Weise hinzu, sie können wahrscheinlich auch uns nicht sehen.

Mit beiden Händen im Muff machte Elli versuchsweise ein paar gleitende Züge. Es schneite auf einmal noch dichter.

Wäre es nicht am besten, wenn wir den Heimweg einschlügen, gnädiges Fräulein? fragte er ruhig, nachdem sie beide einige Sekunden geschwiegen hatten.

Aber die andern? ... Julie kann doch nicht gut ohne Sie nach dem Hof gehn!

Sie läuft ja mit Robert, warf er leicht hin, der wird sie schon heimbringen.

Nein, sie lief mit Erik, verbesserte Elli schnell, mit erregter Betonung.

Nun ja, dann war es eben Erik; das kommt auf eins heraus.

Elli erwiderte zuerst nichts darauf, aber dann sagte sie langsam, wie gegen ihren Willen: Kommt es wirklich auf eins heraus?

Ja, antwortete er ruhig und bestimmt, aber in einem Tone, den sie nicht ganz verstand.

Sie hatten nun — gegen den Wind kreuzend — den „Distelholm“ erreicht, eine kleine Felseninsel, wo im Sommer eine Menge Disteln wuchsen. Elli ergriff einen langen abgebrochnen Ast, mit dessen Hilfe sie sich auf einen hervorspringenden Felsblock schwang; hier setzte sie sich nieder.

Ich bin furchtbar müde, entschuldigte sie sich, nach Atem ringend, und der elende Schlittschuh will gar nicht festsitzen.

Auch er stand nach einiger Anstrengung auf dem festen Boden und ließ sich

Digitized by Google

nun neben ihr auf dem gefrornen Ufer nieder. Als er saß, hob er den einen Fuß auf und fuhr mit dem Handschuh prüfend über die Schneide seines Schlittschuhs.

Was meinten Sie eigentlich mit dem, was Sie vorhin sagten? fragte er leise, sonderbar unvermittelt und ohne die Augen aufzuschlagen.

Ich? Elli fuhr zusammen, und ihr Herz fing heftig an zu klopfen. Ich? wiederholte sie mit mehr Sicherheit. Ich weiß nicht einmal mehr, was Sie meinen, was ich meinen sollte.

Lassen Sie uns nun ehrlich sein, Fräulein Elli, sagte er und richtete langsam seinen dunkeln, etwas schweren Blick auf sie. Tun Sie mir wirklich die Ehre an, zu glauben, daß ich, ich allein von allen — keine Augen im Kopf habe?

Elli schwieg und wagte nicht aufzusehen. Sie hätte sich die Zunge abbeißen mögen zur Strafe für ihre dummen, unvorsichtigen und rachsüchtigen Worte. Das sah ja ganz so aus, als ob sie den Angeber hätte spielen wollen! Sie, die ... Aber es kränkte sie eben bitter, ihn so arglos zu sehen.

Erik hat, seit ich ihn kenne, noch niemals ein Geheimnis aus seinen Launen gemacht, fuhr Arvid ruhig, aber doch etwas erregter fort. Und ich kenne ihn gewiß besser als die meisten. Nun ist es Julie, weil sie ihm augenblicklich am schwersten zu gewinnen vorkommt ... Ebenso wie er Ihnen den Hof machen würde, wenn ...

Elli schüttelte mit einem mißglückten Versuch zu lachen energisch den Kopf.

Doch, das ist ganz sicher! Es wundert mich übrigens sehr, daß er nicht schon — er, der Sie täglich sieht! Arvids Stimme sollte sarkastisch klingen, aber es drang ein Ton von unterdrückter Leidenschaft durch, der unmöglich überhört werden konnte.

Elli fand es nicht gut, auch nur ein Wort zu erwidern. Sie steckte die Hände in den Muff und sah über den Kopf des Hauptmanns weg in das Schneetreiben hinaus.

War es, weil Sie — er suchte einen Augenblick nach einem Wort, fand aber in seiner Aufregung gerade nur das, was seine Ansicht auf die verletzendste, rückhaltloseste Weise aussprach: War es, weil Sie auf Julie eifersüchtig waren, daß Sie ...?

Nein! das ging wahrhaftig zu weit!

Ellis Augen sprühten ordentlich vor Zorn unter dem verschneiten Schleier, als sie rasch aufstehend sagte: Wenn dies ein Scherz sein soll — unerschrocken und aufgebracht sah sie ihm gerade in die Augen —, dann ist es, gerade herausgesagt, ein recht schlechter und erbärmlicher Scherz, und wenn es Ernst ist ... sie zischte verächtlich, vielsagend, zu zornig, noch etwas hinzuzufügen.

Dann ist es also doch Robert, flüsterte er wie zu sich selbst.

Hauptmann Hall! — Elli setzte in ihrer Erregung den Fuß so fest aufs Eis, daß sich ein großer Stern um den Schlittschuh herum bildete. Was gibt Ihnen das Recht, sich so gegen mich zu benehmen? Sie ... Sie ... niemand auf der Welt — sie brach in leidenschaftliches Weinen aus — ist jemals so unverschämt gegen mich gewesen.

Weil niemand, sagte er leise, leiser als sie, aber ebenso heftig, niemand auf der Welt, Elli — er ergriff ihr Handgelenk mit festem Druck —, Sie jemals so lieb hatte wie ich ... Als ob Sie das nicht wüßten! fügte er langsamer und noch leiser, halb höhnisch, halb erzürnt hinzu.

Elli schluchzte nur, hart und zornig mit abgewandtem Gesicht. In dieser Minute fühlte sie beinahe nichts andres als den körperlichen Schmerz, den ihr sein harter Griff um ihr Handgelenk verursachte.

Oder wußten Sie das vielleicht nicht? fragte er nach ein paar Sekunden, in einem ganz andern Ton, langsam und leise.

Doch, sagte Elli abgerissen mit einem kurzen Aufschluchzen, jetzt vollends aus der Fassung gebracht.

Digitized by Google

Aber für Sie, sagte er mit bitterm Vorwurf, ist die ganze Zeit her das wichtigste gewesen, daß ich kein „Recht" hatte, es Ihnen zu sagen.

Elli wollte nicht antworten. Sie preßte die Lippen zusammen und schaute fortgesetzt zu Boden.

Warum sollte ich nicht ebenso viel Recht haben, es Ihnen zu sagen — auch wenn Sie mich nicht anhören wollen —, wie Julie, indem sie all das Zeug anhört, das Erik sich nicht geniert, fast jeden Tag vor ihr auszukramen?

Elli fuhr zusammen. Woher wissen Sie das? fragte sie schnell, fast mißtrauisch.

Ich kann es erraten, denn ich kenne ja Julie, seit sie noch so klein war ... und natürlich kann ich es ihr ansehen, wenn sie ein so schlechtes Gewissen hat, wie dies in der letzten Zeit der Fall war.

Warum heben Sie dann die Verlobung nicht auf? sagte Elli rasch und aufgeregt. Sie wußte selbst kaum, daß sie es gesagt hatte.

Weil es sehr ... sehr rücksichtslos wäre ... wie soll ich mich nur ausdrücken ... wenn ich mir Eriks Leichtsinn und Vorwitz zunutze machte, indem ich mit Julie bräche, wo ich doch weiß ... wo ich doch weiß, fuhr er mit einem fast naiven Vertrauen fort, daß sie jedenfalls mich am liebsten hat und sich nie eine andre Zukunft denken könnte, als die, meine Gattin zu sein. Und dann ... fuhr er plötzlich rücksichtslos offenherzig fort, hielt aber jäh an.

Und dann? fragte Elli unbarmherzig, die Augen ernsthaft auf ihn gerichtet.

Und dann ... er sah ihr gerade ins Gesicht und sagte langsam und gedämpft: Sie werden mir zwar das, was ich jetzt sage, nie verzeihen, Elli, und doch muß ich es sagen — Ihnen. — Er preßte ihre Hand hart. — Weil meine Geldangelegenheiten so verzweifelt sind, daß ... daß ... ich eigentlich gar keine Wahl habe.

Elli senkte den Kopf tief, wie unter einem Schlag. Ihre Hand drückte unwillkürlich die seinige. Das war etwas, was sie in tiefster Seele mit der Erfahrung ihres ganzen Lebens verstand.

Ja ... nicht wahr? sagte er bitter mit einem nervösen Auflachen. Das sieht nicht gut aus, sondern so schlecht, daß Sie sich für mich schämen.

Nein ... ach nein! sagte Elli schmerzlich und verzweifelt. Sie drückte seine Hand noch einmal heftig, halb tröstend, halb entschuldigend.

Es ist so zugegangen, sagte er leise und schnell, aber nicht mehr so hart. Der alte Herr Sack stellte mir ja immer Julens Erbe in Aussicht, er wolle nicht, daß sein Patenkind, sein Liebling — er ist mehr als ein Vater für mich gewesen, unterbrach sich Arvid mit Nachdruck — im Regiment als armer Schlucker betrachtet würde. Und so unterschrieb ich Wechsel für meine Kameraden, hielt mir in den letzten zwei Jahren ein Segelboot und Rennpferde ... rechnete überhaupt nicht so genau nach, was ich ausgab. Und nun, murmelte er hoffnungslos, wenn ich nun dem Elend ins Auge sehe ...

Er hatte Ellis Hand losgelassen, und sie fuhr eine Strecke aufs Eis hinaus. Ihre Augen waren vom Schnee und von Tränen so geblendet, daß sie mehrere Minuten lang nichts unterscheiden konnte. Aber schaudernd, mit einem merkwürdig mutlosen drückenden Gefühl, das nicht bloß physisch war, fühlte sie plötzlich, daß sie tüchtig fror.

Dann hörte sie ihn wieder hinter sich und fühlte seine Hand auf ihrem Arm.

Fräulein Bertel, sagte er wieder mit seiner gewohnten, sonderbar verschleierten und gefaßten Stimme, ich kann es nicht verantworten, Sie jetzt nicht bei diesem Wetter nach Hause zu bringen.

Sie wandte den Kopf und sah ihn schmerzlich, vorwurfsvoll und die Augen voll Tränen über die Schulter weg an.

Elli? sagte er leise, überrascht und fragend und ihr noch immer ungläubig tief in die Augen schauend.

Elli zog ihre Hand aus dem Muff und reichte sie ihm schweigend. Sie war

Digitized by Google

jetzt ganz bleich, auf ihrem Pelzkragen und der braunen Sealskinmütze lag der Schnee dicht und weiß; er puderte schwer das rotgoldne Haar, das unter der Mütze über Stirn und Ohren hereinfiel.

Ihre beiden Hände in den seinigen haltend, blieb er mitten auf dem Eise stehn.

Elli! Ernsthaft und bittend versuchte er es noch einmal, ihr in die fortgesetzt niedergeschlagnen Augen zu sehen — diese Stunde kommt wohl nie wieder ... Elli, sag ein Wort, sag wenigstens, daß du mich — nicht verachtest, bat er leise.

Sie schüttelte schweigend den Kopf, wagte aber nicht aufzusehen.

Wie es nun einmal ist, sagte er bitter, so ... so sollte ich mich eigentlich darüber freuen, daß Sie ... daß Sie ... mit all diesem Elend nichts zu tun haben.

Jetzt schlug sie die Augen auf, diese unbeschatteten kecken Augen, die nie etwas von einem Vergleich wissen wollten.

Du! sagte er wie geblendet und stand einen Augenblick nicht ganz sicher auf dem Eise. Du? wiederholte er beinahe ängstlich und wie fragend.

Ja, flüsterte Elli leidenschaftlich, und sie atmete schwer. Ich kann nichts dafür.

Und in diesem Augenblick, wo er sie mit beiden Händen an sich zog, brach sie in heftiges Weinen aus.

Meine arme kleine Elli, meine liebste Elli! Er preßte sie an sich und drückte seine Lippen auf ihr nasses Haar und ihr Ohr.

Ich wagte nie zu hoffen, murmelte er fassungslos. Oder vielleicht wollte ich nie hoffen ... und nun? Er sah ihr mit einem eigentümlichen Lächeln in die Augen.

Einen Augenblick lächelte auch sie; es war ein so inniges, zärtliches Lächeln, ein so bebend verheißungsvolles, daß es ihm ganz heiß vor Glück wurde. Ohne sich länger beherrschen zu können oder zu wollen, küßte er sie wieder und wieder. Und er fühlte, daß sie seine Leidenschaft mit einer heißen, bewußten Zärtlichkeit erwiderte, die ihn ganz verwirrte.

Aber Elli! Hätte ich ahnen können, daß du ...

Ja, Arvid! Sie beugte den Kopf zurück und versuchte sich behutsam aus seinen Armen zu lösen. Es ... es ist natürlich dumm von mir, aber ...

Ihre Lippen bebten, eine Schneeflocke schmolz auf ihrem Kinn, während sie sprach. Aber ... nun soll es auch vorbei sein.

Das glaubst du selbst nicht, Elli ... Er hielt sie fest.

Ich will es, sagte sie bestimmt, beinahe hart. Ich bin nicht so schwach, wie du ... nach diesem ... vielleicht glaubst.

Bildest du dir wirklich ein, daß ich dich jetzt noch aufgeben könnte? fragte er heftig.

Das weiß ich nicht ... ich weiß nur, daß ich niemals ... ach, Arvid, das Elend, wovor du dich bloß fürchtest, das kenne ich, davon habe ich nur zu viel gesehen ... und lieber, als dich jemals so sehen zu müssen wie meinen Vater ... sie schloß schaudernd die Augen.

Du hast also keinen Mut? sagte er bitter.

Nein, wenn du so willst ... ich habe keinen Mut, denn ich weiß ja, daß du nach Verlauf von nur fünf Jahren nicht mehr der Mann sein würdest, der du jetzt bist.

Wenn es um meinetwillen ist ... unterbrach er sie scharf.

Es ist auch um meiner selbst willen. Ich will nicht. Ach Gott im Himmel — ich will nicht! Lieber sterben!

Und das nennst du lieben? flüsterte er, während sie nun langsam weiterfuhren. Es schneite jetzt nicht mehr so stark, und sie konnten schon den Bootsschuppen und die Landungsbrücke von Groß-Markby sehen.

Du magst von mir denken, was du willst, sagte sie, ihm betrübt in die Augen sehend; aber gerade weil ich weiß, was ich weiß, gerade deshalb gehe ich nicht hin und zerstöre dein und mein Leben aus — sie suchte nach Worten — aus reinem Mangel an Selbstbeherrschung.

Elli, wenn ich nun nicht wüßte ...

Digitized by Google

Ich wünschte, daß du es nicht wüßtest, sagte sie kurz. Ich verabscheue meine eigne Schwachheit.

Es hat keinen Wert, auf diese Weise darüber zu reden, erwiderte er barsch und bestimmt. Nun weiß ich, was ich weiß, und nun läßt du mich handeln.

Wenn du mit Julie brichst, dann ... rief Elli, von plötzlicher Angst ergriffen. Ach, Arvid, bedenke doch! Vorhin meinte ich, du seist allzu klug, und das schmerzte mich; aber jetzt ... ist Julie Erik gegenüber zu schwach gewesen, so hast du ja mich auf deinem Gewissen! ... Dich ruiniert, gedemütigt, bedauert zu sehen, überzeugt zu sein, daß du nicht weißt, wo du das Geld hernehmen sollst, wenn ein Wechsel verfallen ist ... und sie verfallen immer! sagte die arme Elli mit Überzeugung aus trauriger Lebenserfahrung. Du weißt noch nicht, wie gräßlich so etwas ist, aber ich weiß es. Und ich habe mich ehrlich gezwungen, an all dies zu denken und es nicht zu vergessen von dem Augenblick an ...

Von wann an?

Das ist einerlei. Wenn ich nur schon glücklich von hier fort wäre, ohne daß jemand etwas merkte ... Denn fort muß ich ja nun, fügte sie mutig und mit großer Bestimmtheit hinzu.

Elli, sagte er nun ganz langsam und geduldig, wie kannst du mich auch nur ein bißchen lieb haben, wenn du in deinem Innersten glaubst, daß ich ein Schurke wäre.

Was willst du damit sagen?

Genau, was ich gesagt habe, Geliebte, antwortete er ruhig. Du willst also haben, daß ich, wenn du abgereist bist, wie vorher hier auf Markby weiterleben und Julie glauben machen soll, daß alles so sei, wie es sein sollte, daß ich die Augen davor verschließen soll, daß sie vielleicht einen andern lieber hat als mich, daß ich ihr Geld nehmen und bei dem verdammten Regiment den Matador spielen soll?

Ja, sagte Elli energisch. Ich sehe keinen andern Ausweg.

Ich im Augenblick eigentlich auch nicht. Aber es muß ein andrer gefunden werden.

Das habe ich so oft sagen hören, versetzte Elli bitter. Von meinem Vater, wenn er nicht den Mut hatte, einer Sache gerade in die Augen zu sehen.

Wir wollen nicht anfangen, uns zu zanken, Elli. Sag mir nur, ehe wir uns trennen, daß du an mich glaubst, und daß du mich ein wenig lieb hast!

Sie standen jetzt an der Brücke im Schutz der Bäume und des alten Schuppens, und die Dämmerung brach schon herein. Er zog sie innig an sich.

Komm, Geliebte, sag mir nun hübsch Adieu.

Adieu, flüsterte Elli leise in seinen Armen, und leidenschaftlich, mit der Innigkeit der Verzweiflung, die ihn erschreckte und ängstigte, wiederholte sie: Leb wohl, Arvid!

17

Hauptmann Hall ging, wie das am Abend seine Gewohnheit war, in seinem großen altmodischen Arbeitszimmer im linken Flügel auf und ab. In dem Flügel gerade gegenüber hatte die Pröpstin, auch wie gewöhnlich, über ihre Patiencekarten hinweg ein wachsames Auge auf ihn. Keins von beiden pflegte die Rouleaus herunterzulassen.

Das Zimmer war so junggesellenmäßig wie möglich; kahl und einfach möbliert, Decke und Wände durch den Tabaksrauch von Generationen geschwärzt — in frühern Zeiten waren hier die Gastzimmer gewesen —, und kein Teppich auf dem weißgescheuerten Fußboden.

Vor dem mittlern Fenster stand ein großer schwarzangestrichner Schreibtisch mit zwei Reihen langer schmaler Geschäftsbücher zu beiden Seiten des Schreibzeugs, und als einziger Schmuck ein paar Photographien von Arvids Eltern und von Julie. Im übrigen fand sich ein Rauchtisch, eine Anzahl Waffen und Fischgeräte an den Wänden, eine große Chaiselongue mit einer gestickten Vorlage, ein

Digitized by Google

Bücherschrank, und um den Raum etwas zu füllen, mehrere kleinere Tische und einige Stühle von verschiedner Form.

Es war einfach und kahl, das konnte nicht geleugnet werden, aber es war jedenfalls das einzige Zimmer auf der Welt, wo sich der Hauptmann richtig daheim fühlte. Auf einigen alten Teppichsetzen am Ofen lagen seine Hunde, und die langen Pfeifen hingen friedlich und einladend auf ihrem Brett in der Ecke.

Der Hauptmann stand gerade neben der Schreibtischlampe und stopfte aus einer viereckigen Tabakskassette nachdenklich einen dunkelgerauchten Meerschaumkopf, als jemand ganz leicht und sonderbar nervös an die nach der Flur führende Tür klopfte. Er legte vorsichtig die Pfeife nieder und ging zu öffnen.

In der kleinen dunkeln Flur, die ganz mit Salbandteppichen belegt war, stand Elli in einem großen Radmantel und starrte ihn mit halb trotzig angstvollen, halb unglücklich stehenden Augen unter der tief hereingezognen Pelzmütze stumm an.

Im ersten Augenblick konnte keins ein Wort hervorbringen. Instinktmäßig schaute er nach den Fenstern.

Ich will zuerst die Rouleaus herunterlassen, sagte er schnell.

Und vor den erstaunten Blicken der Pröpstin ließ er die drei blauen Rouleaus herunter.

Nun kannst du hereinkommen, sagte er kurz. Er sah sie nicht an, stellte nur ein paar Stühle zurecht und versuchte mechanisch, den Wirt zu machen.

Noch immer in ihrem nassen Mantel trat Elli ein; die feuchte Mütze hielt sie in der Hand. Ohne sich umzusehen, trat sie sofort an den Ofen. Die Hunde waren beide aufgesprungen und begrüßten sie stürmisch.

Still, ihr Satansbrut! schrie der Hauptmann. Still, Bigg! ... Leg dich, Diana ... So, so, gut!

Elli beugte sich in ihrer Verlegenheit über die Tiere und streichelte und beruhigte sie auch.

Aber Elli, wandte er sich schließlich mit scharfem Vorwurf an diese. Wie kannst du es wagen ...

Ich konnte nicht anders, Arvid! — Sie sah ihm endlich in die Augen, und aller Zwang war wie weggeblasen. — Seit vielen Stunden habe ich es immer wieder aufgeschoben und habe dagegen gekämpft, aber ich konnte nicht abreisen, ohne dir Lebewohl gesagt zu haben.

Abreisen? sagte er, hinter ihr stehend. Wo willst du denn hin?

Zuerst nach Stockholm, antwortete sie leise mit gesenktem Kopf. Du weißt ja, daß ich dort eine Tante habe, die ein Pensionat hat, und die ich schon öfters besucht habe. Gestern habe ich telephonisch bei ihr angefragt, ob ich über Weihnachten zu ihr kommen dürfe, denn da werden ein paar ihrer Zimmer frei. Ich tat, als ob es mir auf dem Lande nicht so recht gefiele. Und dann ... dann sagte ich zu Briants, daß meine Tante mich über die Feiertage eingeladen habe.

Und diese ganze Komödie nur, um mich nicht sehen zu müssen?

Arvid! sagte sie leise und sah ihn über die Schulter an. Meinst du, daß dies ... ich meine, mein Hiersein deute wahrlich nicht darauf hin, daß ich dich nicht sehen wolle!

Er zog sie an sich, und sie schlang leidenschaftlich und schluchzend die Arme um seinen Hals.

Das ist ganz unverzeihlich, Elli, flüsterte er undeutlich, von dir ... von mir ...

Darum kümmere ich mich nicht! Sie beugte den Kopf zurück, und mit Tränen in den Augen lächelte sie ihn stolz an. Ich konnte nicht ... ich sehnte mich so entsetzlich nach dir.

Aber ich begreife nicht ... diese Geschichte mit der Reise ... was sagt denn Frau Briant?

Nichts. Ich sagte Tante Ada, ich könne die Einladung der Tante nicht gut ablehnen, es sei eine so nahe Verwandte, und sie sei so allein ... Tante wurde ja natürlich etwas ärgerlich, war aber doch sehr freundlich.

Digitized by Google

Und das wolltest du nun ganz hinter meinem Rücken tun?

Ja! war alles, was Elli in ihrer kürzesten Art antwortete.

Er lächelte und umfaßte ihren Kopf mit beiden Händen.

Mein geliebtes Mädchen! Ich kann gar nicht verstehn, was du eigentlich von mir denkst! Ahnst du denn nicht, daß ich mich nach allem, was ich nun weiß, unauflöslich an dich gebunden fühle?

In der Art und Weise, womit er dieses „gebunden" aussprach, lag etwas, was Elli verletzte, und sie sagte hastig:

Ich habe ja schon gesagt, daß dies nicht sein dürfe. Unter keiner Bedingung. Daß wir beide ein paar Monate lang töricht gewesen sind, ist doch kein Grund, unser ganzes Leben lang unglücklich zu werden.

Elli, sagte er sehr ernst, du glaubst ja selbst nicht ein Wort von dem, was du sagst, und du darfst nicht so . . . so . . . hart sprechen! Ich bin zwar mehr als zehn Jahre älter als du, und meine Hände sind genau so leer wie deine, aber trotzdem glaube ich ein wenig an die Zukunft.

Ein wenig, flüsterte Elli bitter und mit bebenden Lippen. Weißt du was, Arvid — sie lehnte zärtlich ihre Wange an die seine, wie um die Worte zu mildern —, ich meine wahrhaftig, es sei unsre Pflicht, der Sache gerade in die Augen zu sehen, die doch wirklich so verzweifelt ist wie nur möglich.

Ich kann sie nicht so verzweifelt finden, solange du bei mir bist, sagte er leise.

Und ich auch nicht! rief Elli leidenschaftlich. Aber das ist ja gerade das Entsetzliche dabei! Wenn ich bei dir bin, denke ich, das Leben könne sein, wie es wolle, und ich würde im Notfalle gern jeden Tag hungern, wenn ich dann nur wüßte, daß du mein bist! Aber . . . das kann ich natürlich jetzt wohl denken, denn jetzt bin ich ja satt, und weder du noch ich vermissen auch nur das geringste.

Er mußte lachen, so traurig ihre Worte auch waren.

Das sieht dir so ganz ähnlich, Elli. Ich glaube, es gibt im ganzen Lande kein pessimistischeres Mädchen als dich.

Das kommt daher, daß ich nicht vergessen kann, sagte Elli betrübt.

Du mußt vergessen, und von deinem Mißtrauen gegen mich will ich nichts wissen. Und wenn sich gar nichts andres findet, so kann ich wenigstens am Nicaraguakanal Steine klopfen, das weiß ich! Und dann bist du doch wohl auch nicht für nichts und wieder nichts aus Smaaland! So . . . nun den Kopf hoch!

Arvid, sagte Elli vorwurfsvoll, als ich vorhin kam, war ich so ergeben . . .

Das sollst du gar nicht sein. Weil du dir nun einmal in den Kopf gesetzt hast, daß man unglücklich wird, wenn man nicht das Bewußtsein hat, so und so viel Dutzend silberne Löffel im Schrank zu haben und wenigstens einen teppichbelegten Salon, um Leute zu empfangen, die einem vollständig gleichgiltig sind. Bis vor ganz kurzem habe ja auch ich blindlings an die silbernen Löffel und all den andern schnöden Mammon geglaubt, das weißt du. Ich meinte, es bliebe mir nichts andres übrig als Julie zu heiraten und dadurch die Sündenlast mitsamt Groß-Markby auf mich zu laden, aber jetzt . . . Er beugte sich vor und küßte sie.

Hat . . . das . . . alles so verändern können? flüsterte Elli beinahe demütig.

Ja, antwortete er warm. Wenn das einzige Mädchen auf der Welt, das ich je geliebt habe — und mein Leben ist im ganzen recht einsam und recht einförmig gewesen —, kommt und mir zeigt, daß es mich auch lieb hat . . . ja, dann hat dies alles verändert. Es wäre wohl auch nicht gut anders möglich.

Aber deine Geldangelegenheiten? fragte Elli ängstlich. Deine Schulden, die müssen doch bezahlt werden?

Allerdings! Nein, Elli, auf Ehre, ich bin nicht so leichtsinnig, wie du denkst. Komm, nun sollst du hören!

Laß mich nur wenigstens den Mantel abnehmen, Arvid . . . er ist tropfnaß.

Er nahm ihn ihr ab und zog sie auf seinen Schoß im Schaukelstuhl, der neben dem Ofen stand.

Digitized by Google

Siehst du ... nachdem wir gestern auf dem Eis waren, ging ich natürlich sogleich zu Julie.

O Arvid! murmelte Elli erschrocken.

Ich nannte dich gar nicht — das konnte ich nicht, sondern ich sagte nur, daß es, wie innig lieb ich sie auch hätte — denn das habe ich sie wirklich —, es doch eine andre gebe, die ich noch unendlich viel lieber habe, und auf ganz andre Weise ...

Und sie ... du? flüsterte Elli. Was sagte sie? Glaubst du nicht, daß es sie verletzte?

Das weiß ich nicht. Im Anfang weinte sie zum Herzbrechen — das tut Julie ja immer.

Er lächelte geistesabwesend mit einem gewissen Ausdruck wehmütiger Zärtlichkeit, der plötzlich Ellis Herz zusammenkrampfte.

Und du? fragte sie scharf.

Ich? sagte Arvid etwas befangen. Ich ... was meinst du denn?

Du nahmst sie natürlich in die Arme und ließt sie sich ausweinen ... so wie du es immer gemacht hast! ... Und nanntest sie dein „geliebtes Kind“ ... oh ich weiß ganz genau, wie es dabei zugegangen ist ... ich kann es dir ansehen ...

Aber Elli, sagte er lachend, bist du wirklich so eifersüchtig?

Ja, ich bin grenzenlos eifersüchtig auf Julie, sagte sie aufrichtig und mit großem Nachdruck. Glaub mir, ich sehe ganz gut, daß Julie etwas hat, was ich nicht habe ... und bisweilen — sie lehnte den Kopf an ihn an und senkte die Stimme —, bisweilen hab ich Todesangst gehabt, gerade das ... das, was ich nicht habe und nie bekommen kann, gefalle dir an ihr.

Das weiß ich nicht, antwortete er kopfschüttelnd, und ich glaube, daß ich nicht einmal recht verstehe, was du meinst. Aber deine Eifersucht kannst du dir sparen — er lächelte —, ich habe mich mir selbst in Wirklichkeit nie als Juliens Gatten vorstellen können. Sie ist für mich und auch für ihren Vater immer wie eine lebendige Puppe gewesen. — Aber willst du nun nicht alles hören? unterbrach er sich; er wollte einem weitern Verhör gern entgehn.

Natürlich will ich! erwiderte Elli kurz und setzte sich besser zurecht.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Reichstag ist wiedergekehrt — mit ihm hoffentlich nicht die alte Misere der Beschlußunfähigkeit und des Redens ohne Ende. Es ist kein wünschenswerter Zustand, wenn die Volksvertretung fortgesetzt eine so große Einbuße an Ansehen und Wertschätzung erleidet, wie das beim Reichstage nun schon seit einer längern Reihe von Jahren der Fall ist. Die Abhilfe gegen dieses Sinken des Ansehens einer Institution, die ehedem mit in der ersten Reihe zu den vom deutschen Volke erstrebten Idealen gehörte, liegt nicht auf dem Gebiete rein äußerlicher mechanischer Mittel wie Diäten und Fahrkarten. Sie liegt ausschließlich auf dem Gebiete pflichtbewußter patriotischer Hingebung, die um so größer sein muß, je stärker die Elemente im Reichstage sind, die keine andre Aufgabe haben als die, die Erstarkung des Reiches und die Pflege seiner Interessen nach Möglichkeit zu hindern oder doch zu erschweren, und die damit bewußt oder unbewußt die Arbeit des uns feindlich gesinnten Auslandes tun. Von dem großen Grundgedanken, aus dem der deutsche Reichstag geboren worden ist, sowohl im Jahre 1848 als bei seinem Wiederaufleben im Jahre 1867, daß dieses Parlament die geistige Elite der Nation in sich vereinigen und in seiner Gesamtheit ein Hüter deutscher Freiheit,

Digitized by Google

ein Förderer deutscher Macht und Einheit sein sollte, ist wenig übrig geblieben. Statt in eine wirkliche politische Freiheit wachsen wir mehr und mehr in die Fesseln und die Sklavenketten der Sozialdemokratie hinein; die steigende Flut der Sozialdemokratie findet nicht wie bei einem gut geführten Schiff „die Schotten dicht," sondern bequem geöffnet. Die dem Reiche abgewandten Parteien lähmen durch den konsequenten Mißbrauch der Verfassung den sonst so kräftig vorwärts treibenden Gang der Reichsmaschine, eine Unsumme bester Kraft wird ergebnislos verbraucht für Dinge, die sich eigentlich von selbst verstehn sollten, das Unkraut überwuchert den Weizen. Einst galt der Reichstag als ein Palladium gegen engherzige partikularistische Fürstenmacht, heute haben die deutschen Fürsten sich dem Reichstage in freudiger Hingebung an den Gesamtbegriff unsrer Nationalinteressen, in der Förderung und der Pflege des Reichsgedankens und der Reichsmacht, längst weit überlegen erwiesen. Das hat Bismarck schon vor zehn Jahren öffentlich anerkannt, seitdem sind wir auf diesem Wege immer weiter geschritten. Die Voraussetzungen, auf denen einst der Reichstag, seine Machtbefugnis und seine Zusammensetzung begründet wurden, daß er die schaffende, treibende und zugleich schützende Kraft unsrer Einheit, des nationalen Ausbaues sein sollte, sind seit langem enttäuscht worden und nicht mehr zutreffend. Um so weniger kann es dem nationalen Interesse entsprechen, einer Institution, die in der Erfüllung der ihr bei der Errichtung des Reiches zugewiesnen Aufgabe immer unzuverlässiger wird, eine weitere materielle Stärkung zuzuführen, die weit überwiegend den dem Reiche abgewandten oder feindlichen Parteien zugute kommen und von diesen mißbraucht werden würde. Man muß sich nur die Summe von Arbeit vergegenwärtigen, die alljährlich in den Reichsressorts sowie in den Ministerien der Einzelstaaten für die Vorbereitung der parlamentarischen Arbeit des Reichstags geleistet werden muß, und wie gering meist die Frucht ist, die von dieser Aussaat dem dürren parlamentarischen Boden entsprießt.

Die Hoffnung, daß es in der neuen Arbeitsperiode besser werde, ist gering; es wäre denn, daß ein kräftiger Anstoß von außen käme, der die Nation und ihre Vertreter zwänge, sich auf sich selbst zu besinnen. Eine fremde Macht, die uns den Krieg erklärte, würde vielleicht wider Willen und Erwarten unsre größte Wohltäterin. Der deutsche Michel braucht eben von Zeit zu Zeit einen kräftigen Puff in die Rippen, wenn er sich den Schlaf aus den Augen reiben und sich seines Daseinszwecks wieder bewußt werden soll.

Nach der Sprache einiger englischer Blätter zu urteilen, wäre England nicht abgeneigt, uns eine solche Wohltat zu erweisen, und eine neuere Kundgebung des Pariser Gemeinderats läßt erkennen, daß und welche Leute in Europa bereit wären, den Engländern dabei zu helfen. Aber die „drohende Gestaltung der Druckerschwärze" in der Army and Navy Gazette sowie in einigen andern englischen Zeitungen entspricht durchaus nicht den Auffassungen und Absichten der britischen Regierung. Diese ist sich darüber klar, daß auch mit einer Vernichtung der deutschen Schlachtflotte — eine auch für den Sieger immerhin etwas kostspielige Unternehmung — sowie mit der Unterbindung des deutschen Seehandels und der deutschen Schiffahrt wohl die militärische Aktionsfähigkeit Großbritanniens, aber nicht der Krieg zu Ende wäre. Eine englische Armee, die außerhalb der Tragweite der Geschütze ihrer Flotte den deutschen Boden betreten wollte, dürfte einen recht schwierigen Stand haben und wegen ihrer Wiedereinschiffung leicht in Verlegenheit kommen. Hierfür haben unser Generalstab und Admiralstab sicherlich gesorgt. Nun darf man aber in England nicht glauben, daß die Verdrängung der Deutschen vom Meere allein den Engländern zugute kommen werde. Wie weit die Amerikaner sich die Störung ihrer Handelsbeziehungen gefallen lassen würden, kann hier unerörtert bleiben, jedenfalls würden sie dafür sorgen, daß nicht der englische Handel, sondern der amerikanische an die Stelle des deutschen träte. In Ostasien würde es vielleicht der japanische sein, der sich mit Amerika in das Vakuum teilte, das durch das Ausbleiben des deutschen Imports entstehn würde. England dürfte mithin nach

Digitized by Google

dem Kriege sehr bald dahinter kommen, daß es ihn nicht für seine Interessen, sondern für die seiner Konkurrenten geführt hat, und da es uns an der Wiedererstarkung auf die Dauer doch nicht hindern könnte, so würde es sich obendrein einen unversöhnlichen deutschen Gegner geschaffen haben, der heute nicht vorhanden ist.

Deutschland als politische Macht bedroht heute nirgend englische Interessen, würde das auch nicht tun, wenn die deutsche Flotte die doppelte Stärke hätte. Der Kampf, den wir heute mit England führen, ist ein ehrlicher Konkurrenzkampf der Industrie, des Handels und der Schiffahrt, der Kampf der offnen Tür. Wenn England daraus die Motive zu einem Vernichtungskriege gegen Deutschland herleiten will, wie auszusprechen englische Blätter sich nicht entblödet haben, so würde es damit nur die Inferiorität seiner Industrie, seines Handels und seiner Schiffahrt einräumen. Es würde zugestehn, daß es in einem ehrlichen Konkurrenzkampfe besiegt zu werden fürchtet, und daß es deshalb, allein deshalb, seine Zuflucht zur Gewalttat nimmt. Denn eine deutsche Kriegsflotte von 38 Linienschiffen, die zum Teil leider erst auf dem Papier vorhanden sind, bedroht doch das seemächtige England mit seiner fast doppelten Zahl an Schlachtschiffen, wobei 29 aus den Jahren 1862 bis 1893 noch gar nicht eingerechnet sind, sowie seiner gewaltigen Überzahl an Kreuzern in keiner Weise. Wohl aber ergibt sich aus dieser Haltung eines Teils der öffentlichen Meinung in England für uns Deutsche die Lehre, daß die Neigung, eines Tags uns zu überfallen, nur so lange bestehn wird, als wir schwach sind, daß aber diese Neigung in dem Maße abnehmen wird, je stärker wir werden. Haben wir endlich einmal unsre Flotte von vier Doppelgeschwadern, 64 Linienschiffe in der Front, dann werden die Engländer, der Artikelschreiber der Army and Navy Gazette eingeschlossen, der diese 64 deutschen Linienschiffe hoffentlich noch erlebt, uns gerührt als Freunde an die Brust sinken. Von Wert für alle andern Nationen ist es aber immerhin, daß die Tradition, die 1801 und 1807 zur Wegnahme der dänischen Flotte, zu der grausamen Beschießung und zur Zerstörung eines Teils von Kopenhagen führte, heute noch im englischen Volke lebendig ist. Berufne Persönlichkeiten haben sich angelegen sein lassen, den ungünstigen Eindruck jener Auslassungen zu verwischen, und in den deutschen maßgebenden Kreisen besteht sicherlich das feste Vertrauen zu König Edward und seiner Regierung, daß diese solche Anschauungen nicht nur nicht teilen, sondern in hohem Maße bedauern. Dennoch müssen wir fortan auch für unsre Seewehr das hier schon wiederholt zitierte Bismarckische Wort gelten lassen: „Rechnen wir mit dem schlimmsten Fall, mit dem Überfall, und wir werden uns nicht verrechnen.“ Gewisse Vorsichtsmaßregeln, wie sie für unsre Grenzfestungen bestehn, werden auch für Wilhelmshaven und Cuxhaven ergriffen werden müssen.

Mit dieser Unterströmung in England parallel läuft eine starke Strömung in Frankreich, die eben wieder in einem Votum des Pariser Gemeinderats zu einem quasi offiziellen Ausdruck gelangt ist. Nun kann man ja zugeben, daß auch in den größern deutschen Städten die Vertretungen der Bürgerschaft oft recht seltsame Beschlüsse fassen, aber doch immerhin nicht solche, die einen so starken Brandgeruch an sich tragen. Der zum Beschluß erhobne Antrag im Pariser Gemeinderat ist aus Anlaß des Besuchs der skandinavischen Parlamentarier gefaßt und lautet dahin, daß das hauptsächlichste Hindernis für den Triumph des Schiedsgerichtsprinzips „die Zerstückelung Frankreichs im Jahre 1871“ sei, und daß es im Interesse aller der Sache des Friedens aufrichtig anhängenden Völker liege, sich zu verständigen und für das durch den Vertrag, der Frankreich Elsaß-Lothringen entrissen habe, verletzte Recht einzutreten. Da nun auch auf die douce violence verschiednr Nationen hin Deutschland den Schlüssel zu seinem Hause schwerlich gutwillig an den französischen Nachbar ausliefern wird, so scheint der Pariser Gemeinderat der Ansicht zu sein, daß die andern Völker verpflichtet seien, Frankreich bei dieser „Revindikation“ zu helfen und Vorspann zu leisten. Will man diese Frage überhaupt diskutieren, so wäre das nächstliegende wohl die Erwartung, daß der Pariser Gemeinderat als Konsequenz seines

Digitized by Google

Antrages einen zweiten annähme, der die Rückgabe von Nizza und Savoyen an Italien für eine Sache des Rechts erklärte und namens der „der Sache des Friedens aufrichtig anhängenden Völker" forderte. Dann ließe sich ja auch vielleicht darüber reden, daß Frankreich eigentlich das alte Mömpelgard, Burgund und den Rest von Lothringen ebenfalls zu Unrecht besitzt. Vielleicht macht der Gemeinderat von Rom den guten Witz, die Pariser Kollegen wegen ihres Beschlusses zu beglückwünschen und die Erwartung auszusprechen, daß sie sich auch der Zerstückelung — nicht des besiegten, sondern des verbündeten und befreundeten — Italiens durch die erzwungne Abtretung von Nizza und Savoyen freundschaftlichst erinnern werden.

Von dem neuen Reichshaushaltplan hatte man ziemlich allgemein Überraschungen erwartet, namentlich im Militär- und im Marineetat. Aber die Militärverwaltung hat sich sogar wegen der Äquivalente für die dauernde zweijährige Dienstzeit großer Zurückhaltung befleißigt. Die Marine nicht minder, sie bleibt sogar in der Stellenneuforderung für Seeoffiziere noch um 56 hinter dem Bedarf zurück. Nur die Lehren des japanischen Kriegs tauchen in der Verstärkung der Schiffsartillerie, der Vermehrung der Küstenartillerie, auch für Kautschou, und wesentlich erhöhter Ausgaben im Ressort des Minenwesens auf, dem fortan wohl mit Recht eine ganz besondre Sorgfalt zugewandt wird. Bei dem großen Vertrauen, dessen sich die jetzige Marineverwaltung erfreut, werden diese Forderungen wohl kaum Schwierigkeiten im Reichstage begegnen. Hoffentlich sind aber auch die Erwägungen, ob es nicht richtiger wäre, eine organische Erweiterung des Flottenplans noch in dieser Session anzubahnen, noch nicht im verneinenden Sinne abgeschlossen. Die Zeit drängt, und die Verschiebung auf 1906 bedeutet den Verlust eines Baujahres, der uns unter Umständen teuer zu stehn kommen kann.

Recht erfreulich berührt die Regsamkeit, die aus dem Kolonialetat spricht. Freilich sind auf diesem Gebiete viele alte Sünden gut zu machen, und mancher dieser Vorschläge, Eisenbahn- und Wegebau, Vorbildung der Beamten usw., hätte schon vor einem Jahrzehnt gemacht werden sollen. Aber besser spät als gar nicht. Discite moniti! Wir müssen uns endlich ein Beispiel an andern Völkern nehmen.

Und die Kostendeckung? werden manche der verehrten Leser fragen. Die Kostendeckung zu finden ist nicht Sache der Einzelressorts. Diese haben dem Bundesrat und dem Reichstag vorzulegen, was sie pflichtmäßig zur Wahrung des Reichsinteresses als unabweislich nötig erachten. Das Reichsschatzamt hat danach seine Anträge an den Reichskanzler zu stellen, und der Bundesrat muß prüfen, ob oder mit welchen Modifikationen er sie dem Reichstage vorlegen will. An den schweren Erfahrungen in Südwestafrika ist nicht der Reichstag allein, sondern auch die frühere Kolonialverwaltung schuld. Es ist nur zu loben, wenn fortan jede Versäumnis vermieden und jedes Bedürfnis offen zur Sprache gebracht werden soll. Die Reichsfinanzen müssen aber so oder so endlich einmal der Höhe der Reichsinteressen entsprechen, dem kann und darf sich der Reichstag auf die Dauer nicht entziehn. S

Ein Apostel der Weltharmonie. Im alten Europa ist wahrscheinlich die ängstliche Sorge der Regierungen, dem Volke die Religion zu erhalten, schuld daran, daß die unbändige allgemeine Schulbubensehnsucht nach dem verbotnen Atheismus sogar ernsthafte Denker ergreift. Im freien Amerika, wo jeder nach seiner eignen Façon selig werden darf, ist das ganze Volk religiös, und die Vertreter der Naturwissenschaften suchen die neuen Erkenntnisse mit den alten religiösen Anschauungen in Einklang zu bringen. Hierzulande versündigt man sich schon gegen die Wissenschaft, wenn man eine Gehirnerkrankung von geistigen Ursachen abzuleiten versucht. In Nordamerika gibt es vielgelesene Autoren, die alle Krankheiten ohne Ausnahme aus der Verderbnis der Seele entstehn lassen. „Ein Arzt und Chirurg von Weltruf gab neulich vor seinen Kollegen die folgende Erklärung ab: Der wichtigste Faktor, der bei der Ernährung mitwirkt, das Lebensprinzip selbst, ist in

Digitized by Google

der medizinischen Zunft während ganzer Generationen unberücksichtigt geblieben. Das Studium und die Arzneimittellehre haben sich fast ausschließlich mit den Wirkungen der Materie auf den Geist beschäftigt. Aber die Morgenröte des zwanzigsten Jahrhunderts ist gekommen, und die Richtung, in der die Menschheit vorwärts schreitet, geht auf die verborgnen Kräfte der Natur zu. Die Ärzte müssen heute Psychologie studieren und ihren Lehrern in das weite Gebiet der geistigen Therapie folgen." Der diesen leider ungenannten berühmten Arzt zitiert, ist fest überzeugt, daß alle Krankheiten, wie sie vom verkehrten menschlichen Willen verursacht seien, so auch vom gebesserten und gereinigten Geiste durch dessen bloßen Willen geheilt werden können; er stützt sich darauf, daß jede Seelenerregung chemische Veränderungen in den Säften bewirke, die Milch einer erzürnten Amme zum Beispiel das Kind vergifte. Der Mann ist ein Jünger von Ralph Waldo Emerson und heißt Ralph Waldo Trine. Seine Bücher sind in Nordamerika in viel tausend Exemplaren verbreitet. Das uns vorliegende: In Harmonie mit dem Unendlichen ist, in autorisierter Übersetzung von Dr. Max Christlieb, soeben (mit der Jahreszahl 1905) bei J. Engelhorn in Stuttgart erschienen. Trines Metaphysik ist die der christlichen Mystiker. Die Ursachen alles Sichtbaren liegen im Unsichtbaren. Die Quelle alles Lebens und aller Kraft nennen wir Gott. Der Menschengeist ist wesenseins mit dem göttlichen, und es hängt nur vom Menschen ab, in welchem Maße er, sich gegen das Niedre verschließend und nach oben öffnend, Gottes Kraft in sich aufnehmen, Gott werden will. Was Trine von den Mystikern unterscheidet, ist seine Welt- und Tatfreudigkeit, und daß er die Armut verwirft. Nur setzt er als selbstverständlich voraus, daß die äußern Güter nicht als Zweck behandelt werden, sondern als der Stoff, worin sich des Menschen Geist verwirklicht. Wie die rechte Gesinnung Gesundheit verleiht, so zieht sie auch alle Güter an, deren der Mensch zur Selbstverwirklichung, zur Vollendung seiner Persönlichkeit bedarf.

Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten mag es verhältnismäßig vielen möglich sein, sich zu einem solchen Gottmenschenbewußtsein und Allmachtgefühl emporzuschwingen. Wir in der Alten Welt fühlen unsre tausendfältige Abhängigkeit, die Begrenztheit unsers Wissens und Könnens, so stark, daß die meisten von uns schon froh sein dürfen, wenn sie im Vertrauen auf den transzendenten Gott eine zuverlässige Stütze gefunden haben. Auch ist es die Frage, ob mit lauter menschenfreundlicher Gesinnung ohne einen Zusatz des von Trine gänzlich verworfnen Zorns wirklich alle aus Bosheit und Unverstand entspringenden Übel überwunden werden können, und die Kirchen für so überflüssig zu halten, einer reinen Vernunftreligion eine solche Anziehungskraft zuzuschreiben, wie der Verfasser tut, verbietet uns die Erfahrung. Trotz dieser Abweichung in einzelnen wichtigen Punkten stehn wir nicht an, das Buch zu empfehlen als ein Schatzkästlein brauchbarer Lebensregeln und als ein Gegengift gegen kleinmütigen Pessimismus und materialistischen Atheismus. Was diesen betrifft, so meint Trine, Atheisten im strengen Sinne des Worts gäbe es gar nicht. Aber er fügt hinzu: „Wohl gibt es Ungläubigen und Atheisten gegenüber manche Vorstellungen, die sich die Menschen von Gott machen — und Gott sei Dank, daß es solche gibt. Auch fromme und ernste Menschen unter uns schreiben Gott Dinge zu, die kein Mann und keine Frau, die etwas auf sich halten, von sich sagen ließen." Auch damit hat er ja Recht.

Beiträge Friedrich Ratzels zu den Grenzboten. Von unserm langjährigen Freund und Mitarbeiter sind neben einer größern Reihe kleinerer Bücherbesprechungen folgende Abhandlungen und kleinern Artikel, die selbständige Gedanken enthalten, in den Grenzboten erschienen:

1888, Heft 37: Die Entfernungen in der Geschichte (5 S.).
1891, „ 10: Casati und Emin Pascha (10 S.);
„ 13: Das Buch des Dr. Karl Peters (10 S.).

Digitized by Google

1892, Heft 1: Zur Beurteilung der Neger (4 S.);
„ 4: Die Aussichten unsers südwestafrikanischen Schutzgebiets (5½ S.);
„ 21: Doch einmal Dank (1 S.);
„ 24: Von unsern guten Freunden, den Schweizern (6½ S.);
„ 36: Die Repräsentation in der Gesellschaft der Völker (10 S.);
„ 40: Zum Schutze der deutschen Landschaft (2¼ S.): Schweizer Französeleien (2½ S.);
„ 49: Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen (8 S.);
„ 51: Zoologische Weltauffassung (1½ S.).
1893, „ 33: Neue Werke über Nordamerika (10 S.);
„ 38: Der Verschönerungsverein (1 S.);
„ 44: Deutschland und das Mittelmeer (10 S.);
„ 46: Deutschland und Frankreich (5 S.).
1894, „ 14: Völker und Räume (9 S.);
„ 18: Der Verfall der Nekrologie (2½ S.);
„ 21: Die Maske ab (3½ S.);
„ 43: Deutsch-Ostafrika (10 S.).
1895, „ 2, 5, 9, 15, 20, 23, 27, 37, 42, 43: Englische Weltpolitik (100 S.);
„ 36: Der kubanische Aufstand (2½ S.);
„ 44: Aus Deutsch-Amerika (1¾ S.);
„ 50, 51: Dardanellen und Nil (16½ S.).
1896, „ 2: Unsre Pflicht in Transvaal (4 S.);
„ 14: Feuer und Schwert im Sudan (4 S.);
„ 22: Was kann Deutschland aus der Ausdehnung des Hochschulunterrichts gewinnen? (14 S.);
„ 34: Unsre Volkstrachten (7 S.);
„ 35, 36: Die geographische Lage Deutschlands (13 S.);
„ 45: Der deutsche Soldat im amerikanischen Bürgerkriege (2 S.);
„ 51: Die deutschen Meere und ihre Bewohner (1 S.).
1897, „ 15: Bildung (2 S.);
„ 22: Das heutige Griechenland (2 S.);
„ 25: Deutschlands Stellung und Rechte am Niger (6½ S.);
„ 42, 44: Altbayrische Wanderungen (27 S.).
1898, „ 1, 2, 3, 6: Das deutsche Dorfwirtshaus (Eine Wanderstudie) (37 S.);
„ 19, 21, 25, 26: Südwestdeutsche Wanderungen (41 S.);
„ 39: Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen dem deutschen Boden und der deutschen Geschichte (9 S.);
„ 44: Die historische Landschaft (8 S.).
1899, „ 21: Italien und die Italiener (6½ S.).
1900, „ 40: Die Königin der Nacht (11½ S.).
1901, „ 17: Die Tagesansicht Gust. Th. Fechners (9 S.);
„ 44: Baedeker (Jubiläumsartikel) (10½ S.).
1902, „ 24: Weltentwicklung und Weltschöpfung (16 S.).
1903, „ 14: Frei zum Dienst (2 S.);
„ 16, 17, 18, 19: Im Lazarett (25 S.);
„ 26: Die Seele des Negers (2 S.);
„ 52: Neue Literatur über Amerika (6 S.).
1904, „ 5: Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein (6 S.);
„ 39: Die Amerikaner (11 S.); Baedekers Amerika (1 S.);
„ 40, 41, 42, 43, 45, 46: Glücksinseln und Träume (54 S.).

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 49

Ausgegeben am 8. Dezember 1904

Inhalt:

	Seite
Albert Schäffles Denkwürdigkeiten	531
Saxonica. Von einem sächsischen Konservativen. 2.	539
Zwei Werke über die Sprache. (Fortsetzung)	547
Frauentrost	557
Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. Von Friedrich Seiler. 2. Die Stadt Konstantinopel	565
Die Damen auf Markby. Von Mathilde Malling. (Schluß)	577
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Kaltes Blut! — Literatur	584

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

1804—1904

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Berlin W 64. Unter den Linden No. 24.

Hundertjahrs-Cigarren-Sortiment Pro Memoria

50 Stück, 5 Marken zu 10 Stück von 5—10 Pfg. kosten Mk. 3.00
50 „ 5 „ „ 10 „ „ 12—25 „ „ „ 9.—

Diese 100 Stück kosten bei freier Zusendung und Barzahlung Mk. 12.00

Hohenzollern-Cigaretten

GERMANIA,

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand: 201 Millionen Mk. — Sicherheitsfonds: 107 Millionen Mk.
Günstige Beteiligung der Versicherten am Jahresüberschuß ohne Nachschußverpflichtung.
Dividende nach Plan B im Jahre 1905 bis zu 6%% der vollen Prämie. — Unfallfürsorge für Versicherung. Weltpolice nach 1 Jahre. Unfallfürsorgerente nach 2 Jahren.
Vollkommenste Versicherungsart: Versicherung auf den Todes- und Invaliditätsfall mit Befreiung von der Prämie und Gewährung einer Rente bei Eintritt der Erwerbsunfähigkeit sowie Unfall- und Krankheit.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei durch die in allen größeren Orten angestellten Vertreter sowie durch

Die Direktion der Germania.

Der Erfinder denkt und lenkt und verwirklicht seine Gedanken, H. Richtsteig, Glashütte i. Sa.

Gebiete: Allgem. Maschinenbau, Elektrotechnik, Feinmechanik. — Prospekt u. Referenzen gratis.

Seidenhaus Freund & Kuttner

Breslau I, Schweidnitzerstrasse 9, Ecke Ohlauerstrasse.

Spezialität: **Seidenwaren** und **Wollstoffe.**

Nur erstklassige Fabrikate. — Steter Eingang vornehmer Neuheiten.

Muster umgehend franko. — Telephon 2998.

Vergleichen Sie

alle Angebote in Bierverlegerartikeln in Bezug auf Material, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,

Leipzig-Plagwitz.

Preisliste Nr. 14 kostenfrei.

Telephon Nr. 10 und 5 Plagwitz. Telegramm-Adresse: Lagerfaß Leipzig.

Albert Schäffles Denkwürdigkeiten

Aus einem Tübinger Stiftler kann nach einem alten Worte alles werden. Wirklich wird von den wunderbarsten Lebensläufen berichtet, die dort in dem alten Augustinerbau, der Pflanzstätte der evangelischen Geistlichkeit Württembergs, ihren Ausgang genommen haben. Ist einer dieser Zöglinge während der großen Revolution zum französischen Minister des Auswärtigen und später zur Pairswürde in dem fremden Lande gelangt, so ist es kaum wunderbarer, daß einen andern das Schicksal auf einen Ministersessel im österreichischen Kaiserstaat erhoben hat. Freilich hat Albert Schäffle,*) der Sohn eines württembergischen Lehrers, nur sehr kurze Zeit im Tübinger Stift zugebracht, und sein Beruf zum Geistlichen war so fragwürdig, daß er auch dann schwerlich dieser Bestimmung treu geblieben wäre, wenn ihn nicht, wie so manchen andern Jüngling, der Sturm des Jahres 1848 aus einer geregelten Bahn geworfen hätte. Er gehörte nicht eben zu den Schwärmern, die sich von den radikalen Phrasen betören ließen. Aber er hatte doch auf der Reutlinger Volksversammlung mit auf die Reichsverfassung geschworen und hielt es gewissenshalber für Pflicht, dem Ruf der sogenannten Reichsregentschaft zu folgen, als diese im Juni 1849 zur Unterstützung der badischen Revolution aufforderte. Da sich diese Bewegung, wie ihre Anführer versicherten, das Ziel gesetzt hatte, das von der Nationalversammlung hinterlassene Werk zur Durchführung zu bringen, so konnten auch nüchterne und höchst friedfertige Naturen leicht in die Täuschung hineingesteigert werden, daß es eine patriotische Pflicht sei, in diesem Kampfe nicht zurückzubleiben; für Schäffle aber bedeutete der Schritt zugleich die Befreiung von dem Druck, den er als Stiftler, einer unerwünschten Bestimmung entgegensteuernd, empfunden hatte. Er wagte ihn aufs ungewisse hin und war entschlossen, alle Folgen zu tragen.

Die Erfahrungen im Freischarenzug waren freilich beschämend. Die große Masse des Freiheitsheeres war „unsagbar gemeines Gesindel," und die einzige Frucht, die Schäffle von dieser kurzen, für die Tübinger Freischar unblutigen

*) Aus meinem Leben. Von Albert Schäffle. Mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage. Zwei Bände. Berlin, E. Hofmann & Komp., 1905.

Digitized by Google

Episode davontrug, war „der unauslöschliche Ekel an jeder Art der ziellosen und selbstischen Volksverhetzung.“ Nun aber was tun? In das Stift zurück und in die geistliche Laufbahn, wie andre Feldzugteilnehmer taten, die es zum Teil in hohe Ämter und Würden brachten, daran dachte er keinen Augenblick. Zunächst folgte ein Versuch im Lehrfach. Bald aber eröffnete sich dem Zwanzigjährigen eine weit lockendere und seinem innern Drang angemessenere Aussicht: er wurde von der Familie Elben in die Redaktion des Schwäbischen Merkurs berufen, der er nun ein ganzes Jahrzehnt angehörte. Kein Beruf ist wohl geeigneter, die ihres Zieles noch ungewissen Fähigkeiten eines guten Kopfes zu üben, zu entwickeln, nach den verschiedensten Seiten hin auszubilden, als der eines Zeitungsmannes. Voraussetzung dabei ist freilich, daß die technische Tagesarbeit nicht die ganze Kraft in Anspruch nimmt, daß sie reichliche Zeit zum Ausreifen und zum Erwerb solider Kenntnisse läßt. Für Schäffle war es um so wichtiger, daß das Zeitungsgeschäft damals noch nicht wie in unsern ruhelosen, konkurrenzwütigen Tagen zu einer aufreibenden Hetzarbeit geworden war, als er das in Tübingen nach zwei Semestern unterbrochne Studium erst nachzuholen hatte. Dieses Studium aber richtete er von nun an mit eiserner Energie auf die verschiednen Zweige des Staatsrechts und der Nationalökonomie. Er erfüllte aufs pünktlichste seine Pflichten als Journalist, aber er war auch von Anfang an entschlossen, daß diese Stellung, so angenehm sie ihm durch die Liberalität der Eigentümer der Zeitung geworden war, nur ein Durchgangspunkt sein sollte. Nichts tritt in seinen Aufzeichnungen nachdrücklicher hervor, als der Drang nach Selbständigkeit, das Gefühl einer stolzen Unabhängigkeit; „einsam und trotzig“ heißt es in dem Motto, das dem Buche vorgesetzt ist. Ohne irgend eine akademische Fachvorlesung gehört zu haben, erwarb er sich in den Staatswissenschaften eine so umfassende Kenntnis, daß er nach wenig Jahren die höhere Staatsprüfung für den Dienst im Ministerium des Innern mit bestem Erfolg ablegen konnte. Der journalistische Beruf und das theoretische Studium ergänzten sich gegenseitig. „Daß ich das Gelernte eigentümlich gelernt habe, daß theoretische und praktische, wissenschaftliche und geschäftliche Ausbildung in engste Wechselbeziehung traten, ist für meine Entwicklung günstig, jedenfalls entscheidend gewesen.“

Durch die Staatsprüfung wollte er für alle Fälle ökonomisch gedeckt sein. Für seinen weitern Lebensgang war aber entscheidend das innige Verhältnis, in das er zu dem Baron Georg von Cotta trat. Durch diese Verbindung wurde er näher an die hohe Politik herangeführt, und daraus ergab sich auch das besondre Interesse für den österreichischen Kaiserstaat. Man weiß, in welcher Richtung in jenen Jahren Cottas Organe wirkten, die Allgemeine Zeitung in Augsburg und die von ihm selbst redigierte Deutsche Vierteljahrsschrift. Schäffle wurde seine rechte Hand. Täglich verkehrte er in des Freiherrn Haus. Seine ersten wissenschaftlichen und politischen Abhandlungen erschienen in der genannten Zeitschrift, und für die politische Oberleitung der Allgemeinen Zeitung, die Cotta sich selbst vorbehielt, machte er Schäffle zu seinem vertrautesten Berater. In Augsburg spürte man wohl den durchgrei-

Digitized by Google

fenden Einfluß, den der Vertrauensmann ausübte, und man war bloß im Zweifel, wer eigentlich der spiritus rector sei, ob sich Cotta der willigen Feder des jungen Journalisten bediente, oder ob dieser den Freiherrn beherrschte, bestärkte und auf der Bahn einer schwarzgelben Politik fortriß. Während des Kriegs von 1859 wurde mit Hochdruck in diesem Sinne gearbeitet. Wie im Schwäbischen Merkur, so verteidigte Schäffle auch in der Allgemeinen Zeitung, hier von Orges sekundiert, unermüdlich den Satz, daß der Rhein am Po zu verteidigen sei, und daß der Krieg Napoleons für Italien nur als Vorläufer eines Kriegs zur Eroberung der Rheingrenze gedacht sei. „Cotta war vollständig mit der Agitation einverstanden und trieb eher an, als daß er mäßigte." Schon früher hatte Schäffle auch persönliche Beziehungen in Österreich angeknüpft. Er war durch Empfehlungsbriefe Cottas im Jahre 1857 mit dem Freiherrn von Czörnig, dem Chef des Statistischen Amtes, und mit Hock, dem Sektionschef im Finanzministerium, bekannt geworden, und der Verkehr mit diesen Männern machte ihn fortan zum begeisterten Anhänger der Zolleinigung Deutschlands mit Österreich, der Herstellung eines großen, zusammenhängenden mitteleuropäischen Verkehrsgebiets, das von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee bis zur Adria reichen sollte. Seine politischen wie seine nationalökonomischen Grundanschauungen hatten schon damals ihre feste Ausprägung gefunden. Politisch hielt er zu den Großdeutschen, wie man die Gegner der bundesstaatlichen Vereinigung mit Preußen hieß, wirtschaftlich aber war er schon jetzt ein Gegner der Freihandelspartei Norddeutschlands, der „Harmoniker der vulgären Nationalökonomie," wie er ein Gegner der extremen Schutzzöllner Süddeutschlands, Moritz Mohls u. a. war. Aber auch die Grundzüge seiner sozialwissenschaftlichen Richtung waren schon in dem ersten seiner Beiträge in der Deutschen Vierteljahrsschrift niedergelegt: schon diese Abhandlung „Abbruch und Neubau der Zunft" hatte sich für berufsgenossenschaftliche Organisation unbeschadet der Gewerbefreiheit ausgesprochen. Unter Freiheit verstand er im Gegensatz zum Faustrecht des laisser faire, laisser aller „die Freiheit jedes Gesellschaftsglieds in seiner organischen gesellschaftlichen Berufsfunktion." Ein Grundsatz, den Schäffle in seinen spätern Werken weiter entwickelt und zum Beispiel auch in seinen Vorschlägen für eine vernünftige Zusammensetzung der Wahlkörper fruchtbar gemacht hat.

Seinen wissenschaftlichen Abhandlungen in der Deutschen Vierteljahrsschrift verdankte Schäffle im Jahre 1860 die Berufung nach Tübingen als Professor der Staatswissenschaften. Es war zu einer Zeit, wo seine Stellung am Merkur schwieriger geworden war infolge der nationalen Bewegung, die sich in Deutschland an die Ereignisse des Sommers 1859 knüpfte. Auch Otto Elben, der Leiter der „Schwäbischen Times," war der Erklärung beigetreten, die nach der preußischen Mobilmachung im Juni durch ganz Deutschland von den Liberalen beschlossen wurde: Preußen als Führer des übrigen Deutschlands im Bunde mit Österreich. Dieses Programm wurde zwar durch den raschen Abschluß des Friedens von Villafranca hinfällig, aber es lag darin der Keim des spätern Nationalvereins. Schäffle war nicht gesonnen, diese

Digitized by Google

Wendung mitzumachen, und mißmutig sah er den Merkur in das neue Fahrwasser steuern. Der Ruf nach Tübingen kam also gerade zur rechten Zeit; indem er sich jetzt in seine akademische Stellung einlebte, blieb er zugleich einer der Wortführer der großdeutschen Partei. Auch auf das Universitätsleben erstreckte sich damals der politische Gegensatz. Bei den Berufungen fragte man auch nach der politischen Farbe, gesellschaftlich hielten sich die Großdeutschen und die Kleindeutschen in gesonderten Lagern; so oft ein „Ausländer" berufen werden sollte, stemmten sich die Einheimischen dagegen. Die publizistischen Arbeiten Schäffles in dieser Zeit waren zum Teil theoretischer Art, die meisten aber beschäftigten sich mit Fragen der praktischen Politik, mit der deutschen Bundesreform im großdeutschen Sinn und mit der österreichisch-deutschen Zolleinigung. Diese letzte Frage war jetzt infolge des deutsch-französischen Handelsvertrags in ein kritisches Stadium getreten, und durch dessen Sieg wurde sie in negativem Sinn entschieden. Übrigens gesteht Schäffle selbst, daß das Mißlingen der Zolleinigung mit Österreich nicht bloß durch die damals allmächtige Freihandelspartei, sondern „mindestens ebenso" durch die österreichische Regierung und durch die süddeutschen Schutzzöllner verschuldet worden sei. Für den württembergischen Landtag, dem er von 1861 bis 1865 angehörte, arbeitete er ein Gutachten über den Handelsvertrag aus, das dem extrem schutzzöllnerischen Bericht Moritz Mohls entgegengesetzt war. Er war im Landtage wegen seiner volkswirtschaftlichen Kenntnisse eine geschätzte Kraft, trug aber keineswegs bloß angenehme Erfahrungen aus dem Stuttgarter Ständehaus davon. „Gewisse Miserabilitäten des parlamentarischen Lebens, der Servilismus gegen die Wähler und deren Kirchturmsinteressen, das Schachern um kleine Vorteile des Bezirks auf Kosten des Landes, der Führer- und der Rednerehrgeiz, die Fraktionsverbohrtheit, das Übergewicht der Rednerei über die Sach- und Fachkenntnis, der Geriebenheit über die Geradheit, die Fälschung der Reden im stenographischen Protokoll und dergleichen habe ich nicht bloß löffel-, sondern scheffelweise zu kosten bekommen."

Schäffle nahm auch an der Konstituierung des großdeutschen „Reformvereins" teil, die im Oktober 1862 zu Frankfurt a. M. stattfand, und half als Ausschußmitglied mit zu dem Programm, das dort zusammengeschmiedet wurde. Doch hatte er keine Freude an den konservativen Partikularisten, Welfen und Ultramontanen, die die große Masse dieser Partei bildeten, und seit dem Jahre 1864 hat er sich, wie er erzählt, an dem eigentlichen Parteileben nicht mehr beteiligt. Immerhin ließ er sich im Jahre 1868 in das Zollparlament wählen, eine Wahl, bei der in Württemberg bekanntlich nur solche Kandidaten bei Herrn von Varnbüler und beim allgemeinen Stimmrecht Gnade fanden, die sich gegen die Erweiterung des Zollparlaments zum Vollparlament und gegen den Anschluß an den Norddeutschen Bund erklärten. Mit Varnbüler stand Schäffle freilich auf gespanntem Fuß, und auch seine intime Freundschaft mit dem Minister Golther ging in die Brüche; aus welchem Grunde, ist nicht recht zu ersehen. Aus manchen Stellen der Denkwürdigkeiten erhält man den Eindruck, daß Schäffle eine starke Anlage zu argwöhnischen Stimmungen hatte, die sich bis zu einer Art von Verfolgungs-

Digitized by Google

wahn steigern konnten. „Einsam und trotzig," im Grunde immer seine eigne Partei bildend, war er fortwährend in Kampfstellung, er sah überall Feinde, und wo ihm solche entgegentraten, sah er sie in übertreibendem Lichte. So behauptet er wiederholt, daß seine Person ganz besonders dem Hasse der deutschen Partei ein Ziel gewesen sei, daß er zugleich die Todfeindschaft Varnbülers genossen, und daß ihm diese „eine Art Austreibung aus der Heimat" eingetragen habe. Allerdings tat das württembergische Ministerium nichts, ihn in Tübingen zu halten, als er im Sommer 1868, während er noch beim Zollparlament in Berlin war, einen Ruf an die Wiener Universität erhielt. Schon im Jahre 1863 war ihm durch Schmerling eine Professur in Wien angeboten worden, die er jedoch abgelehnt hatte. Ob bei diesen Berufungen auch an Belohnung für politische Dienste gedacht war, steht dahin; jedenfalls war Schäffle nach seinen wissenschaftlichen Leistungen berechtigt, sie nicht bloß so aufzufassen; es war doch ein andrer Fall, als mit Orges oder den preußenfeindlichen Publizisten zweiten Ranges, die in jenen Jahren zur Belohnung eine mehr oder weniger kümmerliche Unterkunft in Wien fanden. Den Herrn Julius Frese, der nach 1866 in Stuttgart den demokratischen Zeitungen Süddeutschlands die Leitartikel besorgt hatte, traf er im Vorzimmer des Herrn von Beust.

In Wien war damals der bürgerministerielle Zentralismus am Ruder. Von der innern staatsrechtlichen Lage Österreichs hatte Schäffle, wie er erzählt, noch nicht die mindeste Kenntnis. Er hatte mit Staatsmännern des absolutistisch-bureaukratischen Systems, wie Hock, in Beziehung gestanden, aber diese waren jetzt durch den neuen parlamentarischen Zentralismus kaltgestellt. „Davon, daß der Zentralismus überhaupt bereits bankrott war, derjenige Schmerlings und Auerspergs noch rascher und entschiedner als der absolutistische Schwarzenbergs, Stadions, Bruck's und Bachs, hatte ich beim Übertritt nach Österreich noch keine Ahnung." Zunächst folgte ein Zusammenstoß mit Beust, dem Reichskanzler, der ihm die Teilnahme an einer gegen Börsenkorruption und Agiotage ankämpfenden Zeitschrift verübelte. Erst seine akademischen Vorlesungen über Verfassungspolitik führten ihn dann zu genauern Studien über das österreichische Staatswesen, wobei ihm der Glaube an die Allmacht des Zentralismus bald zerging. Im häufigen Umgang mit seinem Kollegen Habietinek und dessen deutschen wie böhmischen Freunden lernte er zum erstenmal die böhmischen Verhältnisse kennen. „Den juridisch-politischen Beichtvater nannte ich ihn damals schon scherzweise. Durch Habietinek überzeugte ich mich vor allem von dem unbeugsamen Ernst der vereinigten streikenden tschechischen Majorität Böhmens und des konservativen böhmischen Hochadels, namentlich erstmals vom Charakter und von der Bedeutung der führenden Persönlichkeiten. Bestverleumdete und »Feudale« lernte ich als bedeutende vorurteilslose und brave Menschen kennen, viele der liberalen Tagesgötzen des Parlamentarismus fand ich mit dem Kot der Korruption beschmutzt." Durch einen Grafen Dürckheim, der Adjutant des Kaisers Franz Joseph gewesen und jetzt Mitglied des Abgeordnetenhauses war, wurde er mit den traurigen und verfahrnen Parteizuständen der Volksvertretung bekannt,

Digitized by Google

und dieser vermittelte auch seine Bekanntschaft mit dem Statthalter von Oberösterreich, dem Grafen von Hohenwart.

Der Geschichte des Ministeriums Hohenwart von seiner Entstehung bis zum frühen Ende ist in Schäffles Denkwürdigkeiten ein breiter Raum gegönnt. Wenn diese überhaupt sichtbar den Zweck verfolgen, des Verfassers politische Ansichten, Schicksale, Wandlungen zu rechtfertigen, so hat ihm besonders daran liegen müssen, diese wichtigste und auffälligste Episode seines Lebens aufzuklären und vor der Welt zurechtzulegen. Diese Erzählung ist denn auch reichlich mit Dokumenten belegt. Wir lernen an ihrer Hand zunächst die in größter Heimlichkeit monatelang geführten Vorverhandlungen kennen, aus denen das alle Welt überraschende Ministerium vom 5. Februar 1871 hervorsprang.

Als Ergebnis seiner Studien über österreichische Verfassungspolitik hatte Schäffle eines Tags — es war im Februar 1870 — jenem Grafen Dürckheim auf dessen Wunsch „österreichische Staatsgrundsätze" aus dem Stegreif in die Feder diktiert; das Manuskript kam dann in die Hände des Kaisers, der unter dem Eindruck des deutsch-französischen Kriegs den Unfrieden seiner Völker doppelt schwer empfand, und schon im Sommer dieses Jahres begannen vertrauliche Beratungen über einen Ausgleich mit der böhmischen Opposition und über die Bildung eines „Versöhnungsministeriums" im Sinne jener „österreichischen Staatsgrundsätze." Schäffle, deren Urheber, wurde von Anfang an zu diesen Vorverhandlungen zugezogen und hatte, durch den Grafen Potocki, den Präsidenten des damaligen Übergangsministeriums, eingeführt, am 24. Oktober eine Audienz beim Kaiser, dem er „unverblümt das Verderbliche und Naturwidrige des die Bevölkerungsmehrheit bedrückenden und kontumazierenden Systems einer parlamentarischen Nationalitäts- und Klassenminoritätsherrschaft" darlegte. Diese Minoritätsherrschaft sei tatsächlich Herrschaft des Großkapitals mit Unterstützung des doktrinären Liberalismus, des Beamten-, Advokaten-, Literaten- und Professorentums. Als Gegengewicht gegen die Gefahr der ungarischen Präponderanz, führte er weiter aus, müsse der Friede unter sämtlichen Völkern der diesseitigen Reichshälfte hergestellt werden, d. h. die volle tatsächliche und verfassungsmäßige Gleichberechtigung unter dem Schutze des Kaisers als des Fürsten aller Kronländer. Dieser Friede aber beruhe auf dem Ausgleich zwischen den Deutschen und den Tschechen. Diese beiden zusammen werden dann einen so festen Punkt diesseits wie die Magyaren jenseits der Leitha bilden. In einer zweiten Audienz am 29. Oktober beauftragte ihn der Kaiser, sich mit Hohenwart zur Bildung eines Kabinetts im Sinne der von ihm entwickelten Grundsätze in Verbindung zu setzen. „Ich kann, sagte der Kaiser, nicht länger gegen meine Völker lügen." Noch dauerte es aber drei Monate, bis die Wiener Zeitung die Bildung des „über den Parteien stehenden, wahrhaft österreichischen Ministeriums" verkündigen konnte. Die wichtigste Aufgabe der neuen Regierung, den Ausgleich mit den Tschechen, nahm Schäffle selbst in die Hand. Er reiste im Mai nach Prag und führte dort die Verhandlungen mit den Häuptern der Opposition, mit Clam-Martinic, Rieger, Palacky usw., sowie mit den jungtschechischen Parteiführern. Das Er-

Digitized by Google

gebnis waren die vielberufnen „Fundamentalartikel," die dann im September dem böhmischen Landtag zur vorläufigen Gutheißung vorgelegt wurden. Später sollte zur Abänderung des Staatsgrundgesetzes die Zustimmung beider Häuser des Reichsrats eingeholt werden. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen. Der Einspruch der Ungarn und die Gegenwirkung Beusts vermochten, was die heftige Opposition der Deutschen und die Wiener Volkskundgebungen nicht vermocht hatten; der Kaiser war stutzig geworden, seine neuen Ratgeber hielten ihn von der Vollendung des Werkes zurück, die Tschechen sahen sich dicht vor dem Ziele getäuscht, und am 30. Oktober erhielt das Ministerium Hohenwart seine Entlassung, nachdem Schäffle schon sechs Tage zuvor, sich selbst am schwersten kompromittiert fühlend, um seine Enthebung nachgesucht und das Gesuch in einer Audienz beim Kaiser begründet hatte.

Noch heute bemächtigt sich der Deutschösterreicher die höchste Entrüstung, wenn vom Ministerium Hohenwart auch nur die Rede ist. Sie erachten seine kurze Amtsführung als den stärksten Vorstoß, der je gegen das Deutschtum gemacht worden ist. Gewiß ist, daß kein andres der vielen Ministerien, die sich an der Sisyphusarbeit des Nationalitätenausgleichs versucht haben, den Ansprüchen des böhmischen Staatsrechts so weit entgegengekommen ist wie dieses. Daß Schäffle mit seinem in Prag vereinbarten Friedensvorschlag im besten Glauben gehandelt hat, daß er und seine Freunde überzeugt waren, daß der Weg, den sie der Krone anrieten, wirklich zum Frieden führen werde und einen allen Teilen annehmbaren Mittelweg zwischen Zentralismus und Föderalismus darstelle, wird ohne weiteres zugegeben werden müssen. Aber daß ein Ausländer, der erst kurze Zeit in Österreich war, im Mittelpunkt dieser Aktion stand, und wie auch aus den mitgeteilten Dokumenten hervorgeht, ihr bewegender Geist war, schon das hat die deutschliberale Partei aufbringen müssen, davon abgesehen, daß sie am meisten von der Unerbittlichkeit des Handelsministers betroffen war, der im Konzessionswesen die strengsten Grundsätze übte und in Theorie und Praxis die „durch Bank, Börse, Aktiengesellschaften und Zeitungen mächtige Geldpartei" bekämpfte. Und es war doch ein starkes Wagnis, das Ausgleichswerk mit der einen Partei im Rücken der andern fertig zu machen, in der Voraussetzung, daß ein so grundstürzender Entwurf als Grundlage der Verhandlungen widerspruchslos angenommen würde. Manche der Einräumungen, die der böhmischen Adelspartei gemacht worden waren, erschienen auch Schäffle und seinen Kollegen bedenklich und zu weit gehend, aber sie gaben sich der Hoffnung hin, daß sich in den Verhandlungen mit den Vertretern der andern Kronländer noch etwas davon abmarkten lassen werde. Auf so schwachen Grund war das Werk gebaut, das auch ohne den Einspruch Beusts und Andrassys kaum eine Aussicht auf Erfolg hatte. Schäffle ist besonders auf Beust schlecht zu sprechen, er spürte von Anfang an dessen Gegnerschaft, in ihm sah er seinen Hauptwidersacher. Er rächt sich an ihm durch die Erzählung, wie es gekommen ist, daß im Jahre 1870 Österreich den mit Gramont abgeschlossenen Pakt nicht gehalten hat. Man hat das Verdienst für die Neutralität Österreichs während des deutsch-französischen Kriegs Beust zugeschrieben. Schäffle will aus guter Quelle erfahren haben, daß sich

Digitized by Google

der Kaiser nur aus dem Grunde für Neutralität entschieden habe, weil der Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht, General John, auf Grund sorgfältiger Prüfung die Erklärung abgab, daß die Armee nicht schlagfertig sei.

Im Besitz des Ehrenbürgerrechts der Stadt Prag, begleitet von den Verwünschungen der Deutschösterreicher, hat Schäffle nach diesem Mißerfolg als Staatsmann Wien im Jahre 1872 wieder verlassen. Seitdem lebte er in der schwäbischen Heimat als Privatmann, ganz mit freien wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten beschäftigt. Diese aber galten jetzt den großen nationalen Aufgaben, die in Deutschland mit dem innern Ausbau des Reichs zusammenhingen. Der ehemalige Großdeutsche hatte sich den Tatsachen gebeugt, war mit der Schöpfung Bismarcks ausgesöhnt, und die Wirtschaftspolitik des Reichs lenkte in Bahnen ein, die im Einklang waren mit Schäffles wissenschaftlichen Aufstellungen. „Bismarcks Staatskunst hat mich von nun an immer stärker gefesselt." In der Frage der Reichseisenbahnen, des Tabakmonopols, auch in Sachen der Kolonialpolitik und des Flottenausbaues stand seine Feder auf des Kanzlers Seite. Und einmal war es ihm vergönnt, in unmittelbaren Verkehr mit Bismarck zu treten, als dieser nämlich anfing, sich mit der Arbeiterversicherung zu beschäftigen. Schäffle hatte Bismarcks ersten Unfallversicherungsentwurf einer Kritik in der Allgemeinen Zeitung unterworfen und schickte diese Arbeit im Oktober 1881 dem Reichskanzler zu. Es knüpfte sich daran ein längerer Briefwechsel, der von Schäffle vollständig mitgeteilt wird. Im Verfolg dieses Gedankenaustausches übersandte er dann dem Reichskanzler einen ausgearbeiteten Gesetzesentwurf zur Gesamtorganisation einer berufsgenossenschaftlichen Arbeiterversicherung, worin er besonders die Vorzüge einer korporativen, beruflich und territorial gegliederten Versicherung im Gegensatz zur Schablone der Privatversicherung hervorhob. Zuletzt wurde er auch zu einer persönlichen Besprechung mit dem Fürsten nach Berlin eingeladen, die am 3. Januar 1882 stattfand. Der Verkehr mit Bismarck kam dann aber ins Stocken, sein leidender Gesundheitszustand machte es dem Fürsten nach Schäffles Angabe unmöglich, die Sache persönlich weiterzuführen, er zog auch der Gesamtorganisation ein bedächtiges Vorgehn Schritt für Schritt vor, überließ die weitere Ausführung der Entwürfe seinen Räten, und so wurde die Sache, die sich Schäffle als eine einheitliche, zusammenhängende Organisation gedacht hatte, „zunächst zerhackt, plan- und einheitslos" gemacht. Doch hatte er die Genugtuung, daß seine Anregungen nicht unwirksam gewesen waren, und daß nach seinem Vorschlage der Anfang mit der Krankenversicherung gemacht wurde.

Blickt man auf den in diesen Denkwürdigkeiten geschilderten Lebenslauf zurück, so erscheint darin eine selbständige, kraftvolle, ihres Wertes vollbewußte Persönlichkeit. Was Schäffle geworden ist, ist er durch sich selbst geworden. Er ist keiner wissenschaftlichen Schule beizuzählen und hat auch nur kurze Zeit im Bann einer politischen Partei gestanden. Aufrecht und stolz auf seine Unabhängigkeit ist er durch das Leben gegangen. Charaktere, die sich einsam, aus eigner Kraft ihre Stellung erkämpfen, nehmen leicht etwas Hartes, Herbes an: liebenswürdige Züge wird man bei Schäffle nicht entdecken. Um die

Digitized by Google

äußere Form hat er sich wenig gekümmert, auch nicht als Schriftsteller. Wie seine wissenschaftlichen Werke in einem schwerfälligen Stil geschrieben sind, so sind auch diese Denkwürdigkeiten ohne den Reiz einer gefälligen Darstellung. Immer ist es ihm um die Sache zu tun, Nachlässigkeiten in der Form sind nicht selten. Daß er durchaus realistisch angelegt war, hat er selbst nachdrücklich betont. Neben dem Aufbau seiner Wissenschaft war es ihm Bedürfnis, unmittelbar ins Leben zu wirken, in die Bewegungen des Zeitalters tätig mit einzugreifen. Er schrieb immer um eines Zweckes willen, um zu überzeugen, und seine Feder, so fruchtbar wie vielseitig, ist nicht ohne Einfluß geblieben. Seine sozialwissenschaftlichen „Entdeckungen," wie er sie selbst nennt, haben Widerspruch erfahren, aber sie sind ohne Zweifel ein Ferment der sozialpolitischen Entwicklung geworden. Doch auf dem politischen Boden war ihm eine Enttäuschung nach der andern beschieden. Die Zolleinigung mit Österreich, die Bundesreform nach großdeutschem Programm, der Ausgleich des Völkerstreits in Österreich — an diesen Unmöglichkeiten hat er sich vergeblich abgearbeitet. Und aus seiner politischen Vergangenheit ist ihm etwas Zwiespältiges geblieben, auch als er sich ganz mit den Aufgaben des neuen Reichs erfüllte. Sein deutscher Patriotismus ist ehrlich, überzeugt, aber man glaubt doch die natürliche Herzenswärme zu vermissen. Dauernde Anhänglichkeit bewahrt er seinen großdeutschen Freunden von vormals und den Gesinnungsgenossen, die er in Österreich gefunden; ihre Porträts zeichnet er mit einer Liebe, die stark absticht von der Schroffheit und dem bittern Groll, womit er andrer Zeitgenossen gedenkt. Schließlich hat man nicht den Eindruck, als ob er mit wirklicher Befriedigung auf sein Leben zurückgeblickt hätte. Er kann die Empfindlichkeit darüber kaum verbergen, daß man ihn in Wien so sang- und klanglos hat fallen lassen, und daß auch sein Zusammenarbeiten mit Bismarck nur ein halber Erfolg gewesen ist. Das Bild einer stark ausgeprägten, aber nicht einer harmonischen, abgeklärten, glücklichen Natur tritt uns aus diesen Aufzeichnungen entgegen.

Saxonica

Von einem sächsischen Konservativen

2

Der Volksstamm, der das heutige Königreich Sachsen bewohnt, ist bekanntlich der Namenserbe eines andern deutschen Volksstammes geworden, mit dem er weder ethnographisch zusammenfällt noch dieselbe Geschichte teilt. Und was noch wunderbarer ist, der Erbe hat in diesem Falle nicht einmal den Tod des Erblassers abgewartet, sondern die Erbschaft noch bei dessen Lebzeiten angetreten. Das Königreich Sachsen trägt den Namen des zwischen der Elbe und der Weser seßhaften

Digitized by Google

alten sächsischen Volksstammes, der unter seinem Edeling Widukind einst die langwierigen und erbitterten Kriege gegen Karl den Großen führte, die der Einführung des Christentums in jenen Landen vorausgingen, trägt den Namen des Volksstammes, der die lex Saxonum schuf und dem Deutschen Reiche ein Jahrhundert lang aus seinem Fürstenhause die Kaiser schenkte. Mit diesem Volksstamme, der noch heute in voller Frische lebt und seinen Sitz noch heute zwischen der Elbe und der Weser hat, ist den Bewohnern des heutigen Königreichs Sachsen weder die Geschichte noch die Stammeseigentümlichkeit gemein. Wenn diese dennoch den Namen Sachsen führen, so kommt das bekanntlich daher, daß das Herzogtum Sachsen im dreizehnten Jahrhundert an das Haus Wettin fiel, und daß dies dem Hause Wettin der Anlaß wurde, den kurfürstlichen Namen Sachsen auch auf seine vorher schon besessenen bis dahin bloß markgräflichen Länder (Mark Meißen und Thüringen) zu übertragen. Als dann aber später, und zwar durch den Wiener Frieden, die Teile Sachsens, die in dieser Weise den übrigen Ländern des Hauses Wettin den Namen gegeben hatten, von Sachsen losgetrennt wurden, behielten diese gleichwohl ihren Namen bei, während das Land, wo die eigentlichen Träger des Namens, die Bewohner der Niederungen zwischen Elbe und Weser, sitzen, heute den Namen Hannover führt. Man steht also hier vor der Erscheinung, die in der Geschichte wohl kaum ein Seitenstück hat, daß der Name eines Volksstammes, ohne daß dieser erloschen ist, durch eine Art Voltenschlag, den die Geschichte ausgeführt hat, auf einen völlig fremden Volksstamm übergegangen ist.

Wie Sachsen so seinen Namen von einem andern Volksstamm entlehnt hat, so umfaßt es auch überhaupt nicht die Geschichte eines besondern deutschen Volksstammes, sondern das heutige Königreich Sachsen wird durch das Konglomerat von Ländern gebildet, das die albertinische Linie des Hauses Wettin im Laufe der Zeiten unter ihrer Herrschaft vereinigt hat. Diese Länder (Mark Meißen, Osterland, Pleißner Land, Vogtland und die Oberlausitz), die auch jetzt noch nicht sämtlich zur völligen staatlichen Einheit verschmolzen sind — das Markgrafentum Oberlausitz nimmt auch heute noch in verschiednen Beziehungen verfassungsrechtlich eine Sonderstellung ein —, weisen, wie sie zu sehr verschiednen Zeiten an das Haus Wettin gekommen sind, auch in ihren Bewohnern ziemlich stark hervortretende Verschiedenheiten auf. So unterscheidet sich der Bewohner des Vogtlandes und des Erzgebirges sowohl in seinen Sitten als in seinen Spracheigentümlichkeiten ganz augenfällig von dem Bewohner der sächsischen Niederung, und beide wieder von dem Bewohner der Lausitz, so trägt volkswirtschaftlich und sozial der Bewohner des Erzgebirges ein wesentlich andres Gepräge als der Bewohner des sächsischen Nieder- und Flachlandes. Und dennoch, mag dies nun in der Gemeinsamkeit gewisser Charaktergrundzüge, oder mag es an der jahrhundertlangen Zugehörigkeit zu demselben Staatswesen seinen Grund haben, weisen die Bevölkerungsbestandteile Sachsens im übrigen so viel Gleichartiges auf, daß sie in ihrer Gesamtheit durchaus als Volksstamm aus einem Gusse erscheinen.

Voran steht hierbei die nationale Homogenität der sächsischen Bevölkerung. Sachsen kennt keine Nationalitätenfrage, wie Preußen eine solche in der pol-

Digitized by Google

nischen Frage hat. Zwar ist auch Sachsen nicht vollständig slawenrein, der slawische Stamm der Wenden ist vielmehr in der sächsischen Oberlausitz mit einer geschlossenen Siedelung von etwa fünfzigtausend Köpfen vertreten. Die Wenden der sächsischen Oberlausitz haben sich aber der slawischen Propaganda bisher so wenig zugänglich gezeigt, daß von einer slawischen Frage in Sachsen nicht die Rede sein kann. Wer die innern Gemächer des königlichen Schlosses in Dresden betritt, der wird dort in einem dieser Gemächer einen schön gearbeiteten bronzenen Ehrenschild finden, den die Wenden der Oberlausitz dem König Albert aus Anlaß des Wettinjubiläums geschenkt haben. Auf diesem Schilde steht in wendischer Sprache der Wahrspruch: „Steh du zu uns, so stehen wir zu dir.“ Dieses Gelöbnis der Treue klingt ja etwas verklausuliert. Aber sei es nun, daß die Wenden die Bedingung, daß der König zu ihnen stehe, jederzeit als erfüllt angesehen haben, oder sei es, was der Wirklichkeit näher kommen dürfte, daß dies überhaupt in der ganzen Anlage ihres loyalen Charakters liegt, jedenfalls gehören die Oberlausitzer Wenden zu den treuesten und ergebensten Untertanen, die der König von Sachsen hat, und es hat nicht den Anschein, als ob dieses erfreuliche Verhältnis in absehbarer Zeit eine Änderung erfahren werde.

Teilt Sachsen den Vorzug der Gleichartigkeit der Bevölkerung in nationaler Hinsicht mit den übrigen größern deutschen Staaten Deutschlands außer Preußen, so steht es unter diesen Staaten in einer andern Hinsicht, nämlich in der konfessionellen Einheit, in Deutschland sogar einzig da. Nicht weniger als sechsundneunzig Prozent der Bevölkerung gehören dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis an. Dabei ist der relative Prozentsatz der Katholiken in Sachsen infolge des Überwiegens der Übertritte von der katholischen zu der evangelischen Kirche in fortwährendem Sinken, und auch der absolute Anteil der katholischen Bevölkerung würde dies sein, wenn nicht durch die starke Zuwanderung von Katholiken, die durch den Bedarf auswärtiger, namentlich polnischer Arbeitskräfte herbeigeführt wird, der Abgang wieder ersetzt würde. Die evangelische Bevölkerung Sachsens ist sich der bedeutenden Vorteile, die sich aus dieser konfessionellen Geschlossenheit für das Land ergeben, wohl bewußt, ja sie ist es so sehr, daß es kaum etwas geben dürfte, worüber sie eifriger, fast kann man sagen mißtrauischer wachte als über diese Geschlossenheit. Dieser Zug ist bei dem Sachsenvolke sogar so ausgeprägt, daß die konfessionellen Verhältnisse vielleicht der einzige Punkt sind, wo der sonst durchaus zur Objektivität und Gerechtigkeit neigende Charakter des Sachsen unter Umständen auch der Unduldsamkeit und Härte fähig sein könnte. Dies rührt aber, wie dem gründlichern Beobachter sächsischer Verhältnisse nicht zweifelhaft sein kann, nicht aus religiösem Fanatismus her; im Gegenteil macht man die Beobachtung, daß bei dem Kampf um dieses Gut meist nicht sowohl die in ihrem evangelischen Bekenntnisse Gefestigten als solche in den vordersten Reihen stehn, die innerhalb des eignen Bekenntnisses sehr tolerante Grundsätze befolgen. Die Erscheinung rührt vielmehr vorwiegend daher, daß sich die Lehren, die sich in der Geschichte des deutschen Volks aus den Beziehungen der katholischen Kirche zum Staat ergeben, im Herzen des Sachsen tiefer eingeprägt, in ihm einen nachhaltigern

Digitized by Google

Eindruck zurückgelassen haben, als dies bei irgendeinem der andern deutschen Stämme der Fall ist.

Wenn der Sachse an die Geschichte der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes denkt, so kann er das nicht, ohne daß ihm hierbei in den hellsten und grellsten Farben die Tragik des Kampfes vor Augen tritt, die sich im Mittelalter zwischen dem Deutschen Reich und der römischen Papstherrschaft abgespielt und die damit geendet hat, daß das Haupt des letzten Sprosses aus dem herrlichen Hohenstaufengeschlecht dort in Neapel unter dem Henkerbeile fiel, das der Papst gegen ihn geschliffen, so kann er das nicht, ohne daran zu denken, welche unsäglich tiefen, nach Jahrhunderten kaum verharschten Wunden die konfessionelle Todfeindschaft zwischen Katholiken und Protestanten in den letztvergangnen Jahrhunderten Deutschland geschlagen hat, so kann er das nicht, ohne an die leibhaftigste Gegenwart zu denken, in der sich die Kämpfe des Deutschen Reichs mit der römischen Herrschaft wenn auch in andrer Form als im Mittelalter erneuert und dazu geführt haben, daß sich in dem eisernen Recken Bismarck das verkörperte Deutschtum von neuem vor der Papstherrschaft beugen mußte, und in der Vertretung des deutschen Volkes im Reichstage gegenwärtig die Partei den Ausschlag gibt, die mehr als einmal schon den Beweis geliefert hat, daß ihr die Weltherrschaft des Papstes mehr gilt als das Ansehen und die Größe des deutschen Vaterlandes. Das sind die Gedanken und Erwägungen, die den Sachsen im Hinblick auf die geschlossene konfessionelle Einheit des Landes erfüllen, das sind die Gedanken und Erwägungen, die ihm immer und immer wieder den Wert und die tiefe Bedeutung dieses Gutes vor Augen führen, und hinter der sogar die sonst in ihm so ausgebildete Loyalität gegen das angestammte Herrscherhaus zeitweilig zurücktreten muß. Es ist eine genugsam bekannte Tatsache, daß die Herrscher auf dem Sachsenthrone, namentlich aus dem letztvergangnen Jahrhundert, je mehr sie sich dieses Zuges ihrer Sachsen bewußt waren und je ernster und gewissenhafter sie ihre Regentenpflichten aufgefaßt haben, mit um so ängstlicherer, ja geradezu peinlicher Gewissenhaftigkeit alles zu vermeiden gesucht haben, was in diesem Punkte die Empfindungen ihrer Untertanen verletzen könnte. Nicht bloß daß sie sich jederzeit jeder andern als einer fördernden Einmischung in die Angelegenheiten der evangelischen Kirche streng enthalten haben, so haben sie auch sonst sorgfältigst jeden Schein zu vermeiden gesucht, der einen Zweifel über die Reinheit der Auffassung ihrer Pflichten in diesem Punkte hervorrufen könnte. Ja König Albert und ebenso König Georg gingen bekanntlich hierin sogar so weit, daß unter ihrer persönlichen Dienerschaft nur evangelisch Gesinnte Anstellung fanden, und daß die von ihnen aus dem Dienste entlassen wurden, die von der evangelischen zur katholischen Kirche übertraten. Alles das hat aber bisher weder vermocht, dem Sachsen die Besorgnis um sein Bekenntnis völlig zu nehmen, noch auch ihn mit dem Widerspruche auszusöhnen, den er darin findet, daß die Angehörigen seines Herrscherhauses einem andern Glaubensbekenntnisse zugetan sind als dem, worin sechsundneunzig Prozent seiner Untertanen das Heil ihrer Seele zu finden hoffen. Und dieser Gedanke wird dem Sachsen noch weit schmerzlicher, insofern als er sich sagt, daß das sächsische

Digitized by Google

Herrscherhaus früher nicht bloß dem evangelischen Bekenntnis angehörte, sondern daß mehrere der aus ihm hervorgegangnen Fürsten sogar seine bedeutendsten Vorkämpfer gewesen sind, daß ferner der Übertritt unter den beiden sächsischen Polenkönigen nicht einmal aus religiösen Beweggründen erfolgt, sondern auf politische Bestrebungen zurückzuführen ist, und noch dazu solche, die auch sonst für das Land äußerst verhängnisvoll geworden sind. Es läßt sich vieles gegen diese Argumentation einwenden. Vor allen Dingen läßt sich gegen sie auf die schon oben betonte unbedingte Loyalität hinweisen, die sich die Mitglieder des sächsischen Herrscherhauses von jeher gegenüber der evangelischen Kirche zur Pflicht gemacht haben, und unter der die evangelische Kirche in Sachsen bisher nicht bloß vor Schädigungen bewahrt geblieben ist, sondern sich innerlich mehr und mehr gefestigt und äußerlich zugenommen hat. Ferner läßt sich gegen diese Auffassung hinweisen auf die volle Unabhängigkeit, die die evangelische Kirche seit dem Übertritt der sächsischen Herrscher zur katholischen Kirche dadurch erhalten hat, daß alle Rechte, die der König in Ansehung dieser Kirche auszuüben befugt ist, verfassungsmäßig auf ein selbständiges Kollegium, das seit Einführung der Verfassung durch die Minister in Evangelicis gebildet wird, übertragen worden ist. Auch muß es offenbar beruhigend wirken, daß die evangelische Kirche als solche in Sachsen eine viel geschlossenere Einheit bildet als die unierte Kirche in Preußen. Immerhin wird man zugeben müssen, daß der Wunsch, der sich in vielen Sachsenherzen so laut regt und nicht zum Schweigen kommen will, es möchte die machtvolle Organisation der evangelischen Kirche in Sachsen auch der persönlichen Spitze des Landesfürsten als summus episcopus nicht entbehren, mindestens erklärlich ist. Jedenfalls ist das eine sicher, daß die Katholiken des Zentrums, diese lauten Rufer im Verkleinerungsfeldzuge gegen das Sachsenvolk, kein Recht haben, ihm aus diesem Wunsche einen Vorwurf zu machen. Es ist uns zwar kein Land bekannt, das bei fast ausschließlich katholischer Bevölkerung einen protestantischen Fürsten hat. Wir sind aber fest überzeugt, daß wenn es ein solches gäbe, die Katholiken dieses Staates ebenfalls den Wunsch haben würden, von einem Fürsten ihres Bekenntnisses beherrscht zu werden. Nicht ebenso fest sind wir dagegen davon überzeugt, daß sich die Katholiken desfalls auf einen bloßen Wunsch beschränken und nicht vielmehr von der überlegnen Taktik und den erdrückenden Machtmitteln ihrer Kirche zu dem Zweck Gebrauch machen würden, einen solchen Wunsch in die Tat zu übersetzen. Wenigstens müßte es keine Geschichte der Gegenreformation und des Ordens geben, der sich die Unterwerfung der Christenwelt unter die Herrschaft des Papstes zur Aufgabe gestellt hat, sollte man nicht ein solches Vorgehn mindestens für möglich halten. Wie wenig auch das häufig nicht sehr taktvolle Vorgehn gewisser evangelischer Heißsporne auf diesem Gebiete gutgeheißen werden soll, dem ganzen Sachsenvolke möchten wir aus seiner Haltung jedenfalls keinen Vorwurf und namentlich nicht vom Zentrum machen lassen.

Eine weitere Eigenschaft, in der sich das Sachsenvolk trotz seiner Zusammensetzung aus ethnologisch und geschichtlich verschiednen Bestandteilen doch als Volk aus einem Gusse darstellt, ist die, daß es in seiner ganzen Art, in seinen ganzen Anschauungen und Gewohnheiten, in seiner ganzen Weise zu leben und sich zu

Digitized by Google

geben, eine Art Übergang, eine Art Völkerbrücke bildet zwischen den süddeutschen und den norddeutschen Stämmen. Während aber die Einwirkung der norddeutschen Stämme auf Sachsen im Laufe der Jahrhunderte nach dessen geographischer Lage auf der ganzen Linie seiner nördlichen Grenzen ungehindert stattfand, beschränkte sich bei dem Verkehrshindernis, das sich in Gestalt des Erzgebirges zwischen Böhmen und Sachsen einschiebt, die Einwirkung der süddeutschen Stämme in der Hauptsache auf den Einfluß, den der vogtländische Stamm im Egerlande und die Bayern auf die sächsische Bevölkerung ausgeübt haben. Dies kommt namentlich im Charakter des Vogtländers und des Bewohners des Erzgebirges zum Ausdruck. Es ist nun nicht uninteressant, zu beobachten, in welcher Weise sich dieser Übergangscharakter zwischen dem Norddeutschen und dem Süddeutschen im Sachsen äußert. Mit dem Süddeutschen hat der Sachse das tiefere innere Gemütsleben, hat er die reichere Phantasie, hat er die weichern Züge in seinem Charakter gemein. Infolge der Ehe, die der sächsische Charakter aber zugleich mit der Nüchternheit der norddeutschen Sinnesart eingegangen ist, kommen diese Züge bei ihm nicht mehr in der vollen Ursprünglichkeit zur Geltung. Was namentlich das Gemütsleben anlangt, so ist als Kind dieser Ehe in ihm der Zug von bisweilen übertriebnem Wohlwollen und Entgegegenkommen entstanden, den man als „sächsische Gemütlichkeit" bezeichnet. Es geht dieser Zug aus derselben Quelle hervor, aus der beim Süddeutschen die uns so sympathischen weichern Gemütstöne, das leichtere Sicherschließen des Seelenlebens und die Neigung zu gegenseitiger wärmerer Annäherung entspringt. Während aber beim Süddeutschen dieser Zug infolge seiner Ursprünglichkeit nur anmutet und uns seine Träger liebenswert macht, erhält er bei dem Sachsen unter der nüchternen Beleuchtung, die von dessen norddeutschen Eigenschaften her auf ihn fällt, leicht einen Stich in das Gutmütig-Schwächliche. Anstatt der Erkenntlichkeit, die dieser Zug immerhin doch verdient, setzt sich der Sachse durch ihn nicht selten der Bespöttlung andrer aus, freilich aber meist doch nur solcher, die für den bessern Ursprung dieser Eigenschaft kein Verständnis haben, und die meist von dem so von ihnen bespöttelten Sachsen recht vieles noch lernen und sich aneignen könnten. Teilt der Sachse mit dem Süddeutschen das reichere Gemütsleben, so ist ihm mit dem Norddeutschen in seiner Denkweise die strenge und nüchterne Logik gemein. Ebenso teilt er mit dem Norddeutschen einen gewissen Grad von gesunder Realistik. Jene wird aber bei ihm in ihrer Strenge und Schärfe überall durch einen offnen Sinn für das Wirkliche, und diese durch ein gediegnes Streben nach Höherm gemildert und veredelt. Als Produkt aller dieser Eigenschaften und Züge stellt sich der Sachse dar als ein Mann von praktischem, tüchtigem Sinn, lauterm Streben, ausgesprochnem Gerechtigkeitssinn und vorzüglicher Brauchbarkeit im sozialen und wirtschaftlichen Wettbewerb der Völker. Will man seine charakteristischen Eigenschaften mit einem Worte fassen, so kann man ihn auf wirtschaftlichem, sozialem und wissenschaftlichem Gebiet als eine Art „Musterknaben" bezeichnen mit der dieser Bezeichnung innewohnenden lobenden Bedeutung, aber auch mit der Andeutung einer gewissen Befangenheit in schulmäßigen Formen, die in diesem Worte liegt. Aus diesen Charaktereigenschaften

Digitized by Google

erklärt sich die dem Sachsen eigne Loyalität, die wir mit ihren Vorzügen und Mängeln oben schon auf dem Gebiete der äußern Politik haben kennen lernen, und in ihnen liegt im wesentlichen auch der Schlüssel zu der Art und Weise, wie in Sachsen öffentliche und private Dinge geordnet und behandelt werden. Insbesondre drücken sich diese charakteristischen Züge auch in der innern Verwaltung Sachsens aus. Ganz augenscheinlich weist die Verwaltungsgesetzgebung in Preußen dank namentlich der Einwirkung Gneists einen größern Zuschnitt und insbesondre auch einen systematischern Ausbau auf als die sächsische. Dafür hat sich aber auf der andern Seite die sächsische Verwaltungsgesetzgebung von mancher theoretischen Einseitigkeit freigehalten, die der preußischen Verwaltungsgesetzgebung infolge des Einflusses desselben Rechtslehrers anhaftet, und ebenso auch in manchen Beziehungen der Ausbildung der einzelnen Verwaltungszweige mehr Sorgfalt zugewandt. Ja man kann sagen: kaum auf einem andern Gebiete des öffentlichen Lebens strahlen die tüchtigen Eigenschaften des sächsischen Charakters heller als auf dem der innern Verwaltung. Kann sich diese doch, was weise Ordnung, verständnisvolles Eingehn auf alle Verhältnisse, die im wirtschaftlichen und sozialen Leben von Wert sind, sorgfältige Pflege und Ausbildung der im Volke schlummernden Fähigkeiten und Kräfte anlangt, getrost mit der Verwaltung des bestregierten Staats messen.

Als ein allerdings zeitlich ziemlich weit zurückliegendes Kuriosum dafür, wie der Sachse auch auf gesetzgeberischem Gebiet, ähnlich wie in den oben hervorgehobnen Teilen auf dem Gebiete der äußern Politik, loyal am Bestehenden festhält, wenn er nur von dessen innerer Berechtigung überzeugt ist, möchte es auch sonst stellenweise noch so sehr mit den Anforderungen der Zeit im Widerspruch stehn, kann das Zivilprozeßverfahren gelten, das in Sachsen bis zur Einführung der Reichszivilprozeßordnung, also bis zum Jahre 1879, in Kraft war. Es war dies das früher auch in den meisten andern deutschen Ländern geltende, in Sachsen selbst geschaffne und ausgebildete und darum auch als der „sächsische Prozeß" bezeichnete Verfahren. Dieses Verfahren beruhte bekanntermaßen auf dem Schriftlichkeitsprinzip und bildete in bezug auf seine Einzelheiten geradezu eine mittelalterliche Folterkammer schlimmster Art, ausgestattet mit allen Marterwerkzeugen, die jemand in Gestalt von komplizierten Förmlichkeiten, lästigen Weiterungen und fatalen und nichtfatalen Fristen nur erfinden kann. Ein Prozeß nach diesem Verfahren glich der Fahrt durch eine Unzahl Klippen und Untiefen, und es gehörte ein ebenso geschickter Steuermann wie ausgesprochnes Glück dazu, das Prozeßschiff durch alle diese ungezählten Hindernisse hindurch in den Hafen zu leiten. Ein solches Verfahren stand offenbar im schreiendsten Widerspruche mit der damals schon hohen Ausbildung des wirtschaftlichen Lebens in Sachsen und seiner durchaus auf Beweglichkeit angewiesnen Formen, und schon längst waren in den übrigen deutschen Ländern, die sämtlich wirtschaftlich mehr oder weniger weit hinter Sachsen zurückstanden, die Härten dieses Verfahrens wesentlich gemildert worden. Dennoch genügte es in Sachsen den Juristen und Nichtjuristen, daß dieser Prozeß die, wie man ihm allerdings nicht absprechen konnte, konsequente Ausgestaltung des ihm zugrunde liegenden Schriftlichkeitsprinzips bildete, sich mit seinen offenbaren

Digitized by Google

Härten selbst bis zu jenem vorgerückten Zeitpunkt und bei so vorgerückten Verhältnissen noch abzufinden.

Als Gegenstück hierzu konnte Sachsen allerdings auch wiederum das im Jahre 1865 eingeführte Bürgerliche Gesetzbuch aufweisen. Dieses Gesetzbuch, dem damals kein andrer deutscher Staat, auch Preußen mit seinem Landrecht nicht ausgeschlossen, etwas Ebenbürtiges an die Seite stellen konnte, war sowohl im System als in der Ausgestaltung seiner Teile und der Einrichtung der einzelnen Rechtsinstitutionen geradezu das Muster einer gesetzgeberischen Arbeit großen Stils. Als bester Beweis hierfür kann es gelten, daß, als später das Deutsche Reich daran ging, das in Deutschland geltende bürgerliche Recht einheitlich zu regeln und zu kodifizieren, es hierbei in fast allen wesentlichen Punkten das sächsische Bürgerliche Gesetzbuch zugrunde gelegt hat, sodaß das gegenwärtig in Deutschland geltende bürgerliche Recht in der Hauptsache das Gepräge trägt, das ihm das sächsische Bürgerliche Gesetzbuch aufgedrückt hat, ein Umstand, der dem Verfasser jenes Gesetzbuchs, dem Vizepräsidenten des damaligen obersten Gerichtshofs in Sachsen, zu um so größerer Ehre gereicht, als er im wesentlichen allein und in verhältnismäßig kurzer Zeit für Sachsen ein Gesetzeswerk hergestellt hat, zu dessen Herstellung später für Deutschland mehr als ein Dutzend der hervorragendsten Juristen über anderthalb Jahrzehnte brauchten. Eine ähnliche Anerkennung verdient auch das Staatsgrundgesetz Sachsens, die sächsische Verfassungsurkunde. Nicht mit Unrecht rühmt man dieser nach, daß sie sich vor den Grundgesetzen der meisten übrigen deutschen Staaten durch ihre innere Abrundung und äußere Geschlossenheit ebenso auszeichnet wie durch die umsichtige Gestaltung der durch sie geordneten staatsrechtlichen Einrichtungen. Dieselben Vorzüge trägt aber auch sonst die sächsische Gesetzgebung in der Hauptsache an sich. Wir erinnern nur an die sächsische Volksschulgesetzgebung, die vielfach für andre Staaten vorbildlich geworden ist, wir erinnern ferner an die Einkommensteuergesetzgebung Sachsens, mit der Sachsen für andre Staaten bahnbrechend gewirkt hat. Die Verdienste, die hieran Sachsen überall zur Seite stehn, sind offenbar ebenso viele Vorzüge, auf die der Sachse mit Befriedigung zu schauen einiges Recht hat. Und das ist auch nach außen, wenigstens bei denen, die sich die entsprechende Objektivität der Beurteilung sächsischer Verhältnisse bewahrt haben, nicht ohne Anerkennung geblieben. Bezeichnend hierfür und jedenfalls eine ungesuchte Bestätigung für das Gesagte war dem Verfasser dieser Aufsätze die Bemerkung, die ihm gegenüber ein auswärtiger Diplomat bei einem Gespräch über sächsische Verhältnisse und insbesondre auch über die sächsische Gesetzgebung einfließen ließ. Dieser Gewährsmann machte aus seiner Anerkennung für die sächsischen Verhältnisse kein Hehl, ja er fügte sogar die Mitteilung hieran, daß er es mehr als einmal mit angehört habe, wie man in andern Staaten, wenn dort an neue gesetzgeberische oder sonstige Maßnahmen gegangen werden sollte, zunächst die Frage aufwarf: „Wie macht man das in Sachsen?“ Hierin liegt doch sicherlich eine Anerkennung, die dieser Darstellung sächsischer Verhältnisse auf dem Gebiete der Gesetzgebung eine wertvolle Unterstützung hinzufügt. Wie sehr aber der Sachse durch alles das eine ehrende Erwähnung unter den übrigen deutschen

Digitized by Google

Stämmen verdient, so werden diese Vorzüge doch noch weit in den Schatten gestellt durch die Errungenschaften, denen er sich auf dem Gebiete des Erwerbslebens und insonderheit auf dem Gebiete der Industrie und des Handels rühmen darf

Zwei Werke über die Sprache

(Fortsetzung)

Ich wende mich nun zu Wundt und versuche, von dem grundlegenden ersten Teile seines Werkes einen Begriff zu geben; aus dem im engern Sinne sprachwissenschaftlichen, dem zweiten Teile des Mauthnerschen Werkes*) mag einiges eingefügt werden, was geeignet erscheint, ihn andeutungsweise zu charakterisieren. Wundts Werk soll, wie die Leser aus dem Titel erfahren haben, so umfangreich es ist, doch nur der eine von den drei Teilen eines noch weit größern Werkes sein, das er Völkerpsychologie nennt. Diese Wissenschaft haben Lazarus und Steinthal mit ihrer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft begründet, aber nicht ganz in Wundts Sinne bearbeitet. Sie sind von Herbart ausgegangen. Zwar haben sie dessen Ansichten vielfach berichtigt, aber doch im wesentlichen seine Psychologie beibehalten. Diese ist Individualpsychologie, und die Völkerpsychologie war anfangs nur eine Anwendung der bei Erforschung der Individualseele vermeintlich gefundnen Gesetze auf das Geistesleben der Völker. Nach Wundt soll die neue Wissenschaft etwas andres sein: nicht Nachweisung der Analogien zwischen dem Gemeinschaftsleben und den Vorgängen in der Einzelseele; auch nicht Charakteristik der verschiednen Völker; sie soll das Seelenleben beschreiben, soweit es aus der Gemeinschaft der Menschen hervorgeht, soll nur solche psychische Vorgänge behandeln, die der allgemeinen Entwicklung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse zugrunde liegen. Während demnach Literatur, Kunst und Wissenschaft auszuschließen sind, weil deren Erzeugnisse das Werk einzelner Personen sind, bleiben als Gegenstände der Völkerpsychologie im Sinne Wundts nur Sprache, Mythus und Sitte als Erzeugnisse nicht einzelner Individuen, sondern der Gesamtheit. Erst von der Völkerpsychologie aus kann das Seelenleben des Einzelnen, das sich ja nur in der Gemeinschaft entwickelt, ganz verstanden werden. (Schon beim ersten Laut, schreibt Mauthner, ist die Sprache nicht etwas rein Individuelles, sondern etwas zwischen einem sprechenden und einem hörenden Menschen.) Die Völkerpsychologie ist also eine Hilfswissenschaft der Psychologie

*) Die Überschriften der vierzehn sehr langen Kapitel dieses Bandes lauten: 1. Was ist Sprachwissenschaft? 2. Aus der Geschichte der Sprachwissenschaft. 3. Sprachrichtigkeit. 4. Zufall in der Sprache. 5. Etymologie. 6. Wurzeln. 7. Bedeutungswandel. 8. Klassifikation der Sprachen. 9. Tier- und Menschensprache. 10. Entstehung der Sprache. 11. Die Metapher. 12. Schrift und Schriftsprache. 13. Sprachwissenschaft und Ethnologie. 14. Ursprung und Geschichte von [?] Vernunft.

Digitized by Google

und zugleich der eine ihrer beiden Teile; als den andern bezeichnet er die experimentelle oder physiologische Psychologie. In der Sprache spiegelt sich die Vorstellungswelt des Menschen. „Der Mythus gibt sodann den in der Sprache niedergelegten Vorstellungen vornehmlich ihren Inhalt, da er in dem ursprünglichen Völkerbewußtsein die gesamte Weltanschauung noch in ungesonderter Einheit umschließt. In den Entstehungsbedingungen seiner Bestandteile zeigt er sich jedoch so sehr von Gefühlsrichtungen bestimmt, daß die Erfahrungseinflüsse nur als die äußern Gelegenheitsursachen erscheinen, die, indem sie Furcht und Hoffnung, Bewunderung und Staunen, Demut und Verehrung erwecken, ebenso die Richtung der mythologischen Vorstellungen wie die Auffassung der Objekte überhaupt bestimmen. Die Sitte endlich umfaßt alle die gemeinsamen Willensrichtungen, die über die Abweichungen individueller Gewohnheiten die Herrschaft erringen."

Die Sprache nun gehört zu der Klasse der psychophysischen Lebensäußerungen, die Ausdrucksbewegungen genannt werden können. „Jede Sprache besteht in Lautäußerungen oder in andern sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, die, durch Muskelwirkungen hervorgebracht, innere Zustände, Vorstellungen, Gefühle, Affekte nach außen kundgeben." Wenn man gewöhnlich die Sprache dadurch von den übrigen Ausdrucksbewegungen unterschieden wähnt, daß sie der Gedankenmitteilung diene, so kann das nicht als richtig anerkannt werden, weil diesem Zweck auch andre Ausdrucksbewegungen dienen, weil die Sprache auch Gefühle äußert, und weil der einsame Denker auch dann in Worten denkt, wenn er gar nicht die Absicht hat, seine Gedanken andern mitzuteilen. Alle Ausdrucksbewegungen sind entweder automatische Rückwirkungen auf Reize (Reflexbewegungen und Mitbewegungen, wie das Zusammenfahren beim Erschrecken und das unwillkürliche Mitbewegen der Lippen, wenn ein andrer spricht) oder Trieb- und Willkürbewegungen. Wundt hält nicht die automatischen, sondern die Triebhandlungen für das ursprünglichere. „Zu erklären, wie die ursprünglichen Triebe, das heißt die Empfindungen und Gefühle tierischer Wesen überhaupt entstanden seien, das liegt, wie überall die Nachweisung der ursprünglichen Elemente der Erfahrung, außerhalb der Grenzen unsrer Untersuchung. Diese unumgängliche Anerkennung des Gegebenseins der nicht weiter analysierbaren psychischen Elemente schließt nun aber weiterhin die Notwendigkeit ein, auch die Zuordnung der Triebe zu bestimmten körperlichen Bewegungen als eine ursprünglich gegebne zu betrachten. Diese Zuordnung läßt schon deshalb keine Zurückführung auf entferntere Bedingungen zu, weil die ursprünglichen Willensvorgänge überhaupt psychische und körperliche Vorgänge zugleich sind, jeder Versuch, den einen der beiden Faktoren aus dem andern abzuleiten, sich also mit dieser Tatsache in Widerspruch setzt." Die Leser kennen ja den psychophysischen Parallelismus, den Wundt lehrt: die Reihe der körperlichen und die der seelischen Vorgänge verlaufen, eine jede für sich, kausal, und jedes Glied der einen Reihe ist an das entsprechende Glied der andern gebunden, ohne daß man sagen könnte, eines der beiden sei die Ursache des andern. Jede Triebhandlung nun „schließt neben mannigfachen Vorstellungselementen einen Gefühlsverlauf ein, dessen Eigenschaften für den allgemeinen Charakter der Handlung

Digitized by Google

bestimmend sind"; und die Analyse eines solchen Verlaufs ergibt, „daß jedes einfache Gefühl einer der drei Hauptdimensionen der Lust- und Unlust-, der erregenden und der hemmenden, der spannenden und der lösenden Gefühle angehört." Nicht jedes Gefühl ist von äußerlich sichtbaren Bewegungen begleitet. Was aber nie zu fehlen scheint, „das sind Innervationsänderungen des Herzens, der Blutgefäße und der Atmungsmuskeln." Erregung beschleunigt, Depression verlangsamt den Puls. Wundt gibt die Zeichnungen wieder, in denen ein psychophysischer Experimentator, Lehmann, die Pulsbewegung bei Lust und Unlust, Erregung und Depression, Spannung und Lösung und bei Kombinationen wie der von Unlust und Depression dargestellt hat. Der Affekt, den Wundt als Gefühlsverlauf definiert, gibt sich immer in äußerlich wahrnehmbaren Bewegungen kund. Führt die Bewegung zur Lösung des Affekts durch eine Tat, macht sich der Zorn in einer Ohrfeige Luft, so ist die Bewegung eine Willenshandlung. Ballt der Zornige bloß mit wütender Miene die Faust, so sind seine Bewegungen nur mimische und pantomimische Ausdrucksbewegungen; zwecklos, sofern in ihnen die Spannung nicht völlig gelöst wird; insofern aber nicht ganz unzweckmäßig, als sie die lösende Tat wenigstens andeuten und auch meist die Spannung vermindern. Das Zusammenwirken der Affekte und vieler Muskelgruppen macht die Annahme eines Zentralorgans der Gefühle notwendig. Wenn wir das Gehirn oder eine Hirnpartie in solchem Zusammenhange Organ nennen, so ist das, wie Wundt ausführt, anders zu verstehn, als wenn wir einen bestimmten Körperteil als das Organ einer bestimmten physischen Funktion, den Muskel zum Beispiel als das Organ einer Arbeitsleistung bezeichnen. Der Hirnteil ist eigentlich nur Organ des physischen Teils eines psychophysischen Vorgangs, und wenn man ihn als Organ des ganzen Vorgangs nimmt, so ergänzt man stillschweigend die geistige Ursache. „Wenn wir uns zu dieser Substitution gerade bei der Physiologie des Gehirns beinahe regelmäßig genötigt sehen, so erklärt sich dies hinreichend daraus, daß die physiologische Seite der Erscheinungen hier vorläufig noch so gut wie unbekannt ist, während wir die psychologische aus der unmittelbaren Erfahrung kennen. Freilich ersieht man hieraus zugleich, auf einem wie gänzlich verkehrten Wege sich jene immer wieder auftauchenden Versuche befinden, die aus den physiologischen oder gar den anatomischen Verhältnissen des Gehirns eine Theorie der psychischen Funktionen gewinnen möchten." Ähnlich schreibt Mauthner: „Wir haben gesehen, daß physiologisch diejenigen Veränderungen genannt werden, von deren Gründen wir gar nichts wissen, psychologisch diejenigen Veränderungen, von deren Gründen wir etwas ahnen." Eine andre Stelle, in der er anerkennt, daß das Seelische das bekanntere ist, haben wir schon mitgeteilt. Nach einer Kritik der Erklärungsversuche von Herbert Spencer, Darwin und andern, die alle als unbefriedigend abgelehnt werden, betont Wundt noch einmal, daß der Affekt und seine Ausdrucksbewegung nicht als Ursache und Wirkung einander gegenübergestellt werden können, sodaß das eine als dem andern vorangehend gedacht werden müßte, sondern daß beide zusammen einen einzigen psychophysischen Vorgang ausmachen, „den wir erst auf Grund einer durch die Erfahrung geforderten Analyse und Abstraktion in jene zwei Bestandteile sondern."

Digitized by Google

Die Ausdrucksbewegungen drücken sowohl die Intensität als die Qualität der im Affekt wechselnden und ablaufenden Gefühle aus (bei hoher Intensität, großer Heftigkeit des Affekts verschwinden die Qualitätsunterschiede); außerdem vermögen sie die mit den Gefühlen oft verbundnen Vorstellungen anzudeuten. Die Veränderung der Herzbewegung drückt nur Intensitätsunterschiede aus. Die Gefühle selbst dagegen sind durch ihre eigne Qualität und die mit ihnen verbundnen Vorstellungen außerordentlich verschieden. Die äußern Körperbewegungen stehn mitten inne, indem sie sowohl die Intensität wie die Qualität und die Vorstellungen, diese beiden aber nur unvollkommen anzeigen.

Das Mienenspiel wird ursprünglich durch Geschmacksreize in Bewegung gesetzt. Es besteht in zweckmäßigen Muskelbewegungen, die darauf abzielen, bei süßen Gegenständen die für Süßigkeit empfänglichen innern Mundpartien möglichst vollständig, bei bittern die dafür empfänglichen Teile möglichst wenig mit dem Gegenstande in Berührung zu bringen. Es ist also mehr als ein Bild, wenn wir Gefühle, die Lust erregen und den dem Süßen entsprechenden Gesichtsausdruck hervorbringen, süß, die entgegengesetzten bitter nennen. Das Saure verbreitert die Mundspalte; das geschieht sowohl beim Lachen wie beim Weinen, sodaß der Unterschied des lachenden vom weinenden Gesicht weniger am Munde als an der Nase und an der Augenpartie erkannt werden kann, wie denn auch das Saure halb als angenehm und halb als unangenehm empfunden wird; Wundt zeigt das alles an Abbildungen. Erkennt man Lust und Unlust hauptsächlich am Munde, so sind andrerseits die Wangenmuskeln befähigt, Spannung und Lösung anzuzeigen. Die gesamte Muskulatur des Gesichts offenbart nicht allein durch wechselnde Bewegung die wechselnden Gefühle und Stimmungen, sondern auch durch die beständige Form, die sie unter dem Einfluß einer vorherrschenden Stimmung annimmt, den Charakter.

Wie Gefühlsqualitäten die Gesichtsmuskeln erregen, so setzen Vorstellungen die Arme und Beine und den ganzen Leib in Bewegung; sie fügen der Mimik die Pantomime bei. An den Taubstummen, die man zu unterrichten sich genötigt sah, hat man die Vorstellungsgebärden von solchen unterscheiden gelernt, die, wie das Zurückfahren und die Abwehrbewegungen vor einem erschreckenden Gegenstande, bloß Affekte kundgeben. Die aus Vorstellungen entspringenden oder solche begleitenden Gebärden sind von zweierlei Art: hinweisende und nachahmende. Die hinweisenden sind bis zur Andeutung abgeschwächte Greifbewegungen. Das Kind greift nach den Gegenständen, die es verlangt, und liegen sie ihm zu fern, so geht die Greifbewegung in die Deutebewegung über. Diese gewinnt eine selbständige Bedeutung, wenn sehr häufig die „anfänglichen Bewegungstriebe vor ihrem Übergange in Willenshandlungen gehemmt und zu bloßen Affekten ermäßigt werden. Daneben wird aber zugleich als positives Moment das Streben wirksam, die eignen Gemütszustände nach außen kundzugeben. Beide Bedingungen gehören mindestens in diesem Grade der Ausbildung nur der menschlichen Entwicklung an. Darum ist kein Tier, nicht einmal der in der Organisation der Arme und der Hände dem Menschen so nahe stehende Affe, zu dieser Entwicklung hinweisender Gebärden aus Greifbewegungen vorgeschritten." Nachahmende Bewegungen kommen im Tierreich überall vor,

Digitized by Google

wo herdenweise lebende Tiere übereinstimmend handeln. Solche Nachahmung mag ähnlich entstehn wie die mimische und die pantomimische Mitbewegung beim Menschen. Ein lachendes oder ein weinendes Gesicht bringt beim Zuschauen durch Sympathie, wie wir das nennen, eine Gemütsbewegung hervor, die der des Beobachteten ähnlich ist, und diese Gemütsbewegung wird von dem entsprechenden Gesichtsausdruck begleitet. Von den bloß sympathischen Affektäußerungen geht aber der Mensch, und nur der Mensch, dazu über, Vorstellungen zu bezeichnen, die mit dem Affektverlauf verbunden sind, und so eine Gebärdensprache zu schaffen, die nach Wundts Ansicht nicht der Lautsprache vorhergegangen, sondern in Wechselwirkung mit ihr, teils als ihre Begleitung und Ergänzung, teils als Ersatz für sie entstanden ist. „Man pflegt die Gebärdensprache als eine Äußerung der Gedanken durch sichtbare aber nicht hörbare Bewegungen zu definieren und demnach der Gebärdenäußerung ihre Stellung mitten inne zwischen Schrift und Sprache anzuweisen. Gleich der erstern stelle sie die Begriffe in sichtbaren Zeichen dar, während doch diese Zeichen, ähnlich den Sprachlauten, rasch vorübergehende Vorgänge seien. Sie erscheint so als eine Bilder- oder Zeichenschrift, die ihre Symbole mittelst der flüchtigen Gebärde in die Luft zeichnet, statt auf ein solides, sie dauernd festhaltendes Material. Da nun die Schrift der Sprache gegenüber ein verhältnismäßig spätes und in höherm Grade aus erfinderischer Tätigkeit hervorgegangnes Erzeugnis ist, so wird dadurch zugleich die weit verbreitete Meinung verständlich, die Gebärdensprache sei, wie in den meisten Fällen ihrem Erfolge nach ein Ersatzmittel für die Lautsprache, so auch nach ihren ursprünglichen Motiven aus der Absicht entsprungen, einen solchen Ersatz zu schaffen." Wundt widerlegt diese Meinung. Allerdings hat es künstliche und konventionelle Gebärdensprachen gegeben; eine solche haben Zisterziensermönche erfunden, die zu strengem Schweigen verpflichtet waren, und auch die in Anstalten ausgebildeten Gebärdensprachen der Taubstummen sind zum Teil konventionell. In ihren wichtigsten und verbreitetsten Formen aber ist die Gebärdensprache „eine Art Universalsprache, die unter den verschiedensten Entstehungsbedingungen zahlreiche Bestandteile gemein hat, sodaß zwischen ihren verschiednen, allenfalls den Dialekten vergleichbaren Entwicklungsformen oft ohne besondre Schwierigkeit eine Verständigung möglich ist." Weil sich bei den Naturvölkern, z. B. bei den Indianern, kleine Gruppen voneinander absondern, deren jede ihren eignen Dialekt ausbildet, sind auch nahverwandte Stämme beim Zusammentreffen, da sie sich mit Worten nicht zu verständigen vermögen, auf die allen verständliche Gebärdensprache angewiesen. „Dieser universelle Charakter ist aber sichtlich durch die unmittelbar in der Anschauung gegebne Beziehung bedingt, in der die Gebärde und das, was sie bedeutet, zueinander stehn. Durch diese Beziehung gewinnt die Gebärdensprache den Charakter einer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, den die Lautsprache weder heute besitzt, noch in irgendwelchen frühern sprachgeschichtlich zu erschließenden Formen jemals besessen hat," so daß die Ansicht mancher Anthropologen, sie sei die wahre Ursprache und der Lautsprache vorausgegangen, erklärlich erscheint. Wenn nun auch das vielleicht nicht der Fall ist, so kann man doch allenfalls sagen: „Der Begriff einer Ursprache, im Gebiet der Laut-

Digitized by Google

sprache ein hypothetischer Grenzbegriff, wird bei der Gebärdensprache zur unmittelbar beobachteten Wirklichkeit. Dieser Tatsache kann aber, wenn sie keinen andern Nutzen hätte, mindestens der nicht bestritten werden, daß sie die Notwendigkeit der Annahme einer Ursprache in diesem psychologischen Sinne beweist: die Notwendigkeit nämlich, daß es für jede Art natürlich entstandner Sprache einmal eine Zeit gegeben haben muß, in der die Beziehung zwischen dem Zeichen und dem, was es bezeichnet, eine unmittelbar anschauliche war." Ausführlich werden die Taubstummensprache und die neapolitanische Gebärdensprache behandelt und durch Abbildungen anschaulich gemacht. Die zweite stammt aus der altrömischen Zeit. Es ist „eine falsche Auffassung, wenn man dieses starke Hervortreten der Gebärde und ihre gelegentliche Funktion an Stelle der Sprache als Zeichen eines niedrigen Standes der Kultur und demnach das Vorkommen der Gebärdensprache bei Menschen, die zugleich der Lautsprache mächtig sind, allgemein als eine Eigentümlichkeit unzivilisierter Völker betrachtet hat. Der Südfranzose und der Italiener zeigen noch heute ein weit lebhafteres Gebärdenspiel als der Engländer und der Deutsche, und dieser Unterschied erstreckt sich auf alle Kreise der Gesellschaft ziemlich gleichförmig. Nicht die Bildung, sondern der Grad des Affekts oder die dauernde Affektanlage, das Temperament, ist vor allen Dingen für die Entstehung der Gebärde entscheidend. Besteht aber einmal vermöge dieser Anlage die Neigung zu einem lebhaften Gebärdenspiel, so begleitet dieses nicht bloß von selbst die gesprochne Rede, sondern es tritt auch leicht an deren Stelle, wenn die laute Gedankenäußerung unterdrückt wird; und aus dieser freiern Übung entspringt naturgemäß eine ästhetische Freude an der bedeutsamen Gebärde als solcher. Die Alten haben diese Freude auch im gewöhnlichen Verkehr der Menschen mehr gekannt, als wir sie heute kennen, und die Regeln der Sitte geboten bei ihnen zwar das Übermaß der Affektäußerung, nicht aber, wie bei uns, die Affektäußerung selbst zu unterdrücken. Die Alten besaßen also ein lebendigeres Gefühl für die Bedeutung der Gebärde, nicht weil ihre Kultur eine niedrigere, sondern weil sie eine andre war als die unsre, und weil insbesondre der Sinn für die äußere Erscheinungsweise des Menschen feiner ausgebildet, in dieser Beziehung also die Kultur eine ästhetisch höhere war. Wenn sich dieses lebendigere Gebärdenspiel bei den von ihnen abstammenden Völkern mehr in den niedrigern als in den höhern Kreisen der Gesellschaft erhalten hat, so ist dieser besondre Zug dann allerdings ein Symptom der Kulturstufe. Denn diese Erscheinung fällt unter die allgemeine Regel, daß die Reste alter Anschauungen und Sitten am längsten in den Massen des Volkes zurückbleiben, während die höhern Schichten der Gesellschaft, die sich die Ideen einer neuen Kultur früher aneignen, auch die der alten leichter und früher aufgeben." Es wird dann noch gezeigt, daß die Gebärdensprache zwar die Hauptwortklassen, aber nicht die Tempora auszudrücken vermag, und daß dabei die Mitteilungen in wirklichen Sätzen erfolgen; ferner wie sie in die Entwicklung der Bilderschrift eingreift.

Auch die Laute sind, physiologisch betrachtet, Ausdrucksbewegungen. Ein heftiger Affekt wie Schmerz oder Wut setzt außer den Muskeln äußerer Teile auch die der Mundhöhle, der Zunge, der Atmungsorgane in Bewegung, und

Digitized by Google

dabei entsteht ein Schall, „der durch den Eindruck auf das Gehör des rufenden Tieres eine energische Entladung der Gefühle bewirkt und in andern Tieren der gleichen Art ähnliche Gefühle erwecken kann.“ Hierdurch wird der Schmerzensschrei zum Hilferuf, und zu diesen ursprünglichen Lauten gesellt sich der Lockruf. Bei mäßigen und andauernden Gefühlen wird der Schall zum Ton, der Modulationen erleidet. So entsteht der Vogelgesang. Doch ist dieser „schon eine verhältnismäßig hochstehende, auf eine kleine Gruppe von Tieren beschränkte Gefühlsäußerung, und die Bedingungen seines Vorkommens machen es wahrscheinlich, daß er sich aus rohern Formen der Lautäußerung, vielleicht aus dem Wutgeschrei der in der Paarungszeit miteinander kämpfenden männlichen Tiere entwickelt hat. Nachdem jene Form der Ausdruckslaute entstanden war, mußte sie sich aber, gemäß dem allgemeinen Prinzip der Übertragung der Ausdrucksbewegungen, alsbald auf andre Affekte von verwandtem Gefühlston ausbreiten. Mag darum der Gesang des männlichen Singvogels in vielen Fällen Lockruf bleiben, seine allgemeine Bedeutung ist dies jedenfalls nicht mehr, sondern er ist, ähnlich den fortwährenden zwecklosen Flug- und sonstigen Körperbewegungen der meisten kleinern Vögel, zu einem allgemeinen Ausdrucksmittel heiterer Gefühle geworden. Bei dieser ganzen Entwicklung spielen objektive Zweckmotive [die Darwin annimmt], wie sie von Anfang an fehlen, so auch im weitern Fortgang keine wesentliche Rolle. Vielmehr sind die subjektiven, ohne Willen und Absicht hervorgebrachten Gefühlslaute, wie die verbreitetsten, so überall die ursprünglichsten.“ Beim Menschen nun verzweigt sich die Ausbildung der Stimmmittel in zwei verschiednen Richtungen: im Gesang und in der Sprache. Bei den Tieren ist das nicht der Fall, da sie es zwar zu einer Gebärdensprache aber nicht zur Lautsprache bringen. Mauthner schreibt richtig: „Gerade die Gabe der wirklichen unmetaphorischen Schallnachahmungen besitzen manche Tiere: der Papagei, die Spottdrossel. Und gerade diese ›sprechenden‹ Tiere beweisen nichts dafür, daß Tiere Sprache haben. Die Sprache besteht nicht in Schallnachahmung.“ Metaphorische Schallnachahmungen nennt Mauthner z. B. unser kuckuck und glucgluck; der Kuckuck spricht nicht kuckuck, und die Henne spricht nicht gluckgluck.

Wundt fährt fort: „Der menschliche Gesang bildet den einzigen sicher bezeugten Fall, wo sich die beiden in der Entwicklung der Stimmlaute nebeneinander hergehenden Momente, Lautartikulation und Tonmodulation, gleichzeitig in vollkommnerer Ausbildung vereinigt haben. Im allgemeinen sind darum wohl beide als zwei ursprünglich aus dem intensivsten Gefühlslaut, dem Schrei, hergegangne divergierende Entwicklungen anzusehen, während doch jede dieser Ausdrucksformen immer auch bis zu einem gewissen Grade die Mitwirkung der andern voraussetzt. Denn es gibt naturgemäß ebensowenig eine Lautartikulation ohne einen gewissen Grad von Tonmodulation, wie diese ohne jene möglich ist.“ Doch fehlen der Tonmodulation beim Sprechen, auch bei den ersten Sprachversuchen des Kindes, die melodischen Intervalle; die Tonmodulation des Sprechenden ist unmusikalisch. Der menschliche Gesang ist nicht etwa als Nachahmung des Vogelgesangs zu erklären; er ist eine Erwerbung höherer Kultur und von Anfang an Kunst. Unter den Hypothesen über seine Entstehung hält

Digitized by Google

Wundt die Bücherſche für die wahrſcheinlichſte, daß er als Arbeitgeſang entſtanden ſei. Solche gemeinſame körperliche Arbeiten wie rudern, rammen, ziehn an einem Tau müſſen rhythmiſch, im Takt vor ſich gehn, und zur Unterſtützung des Takthaltens iſt überall, bei Naturvölkern wie bei Matroſen und ähnlich beſchäftigten Arbeitern in ziviliſierten Ländern, das Singen oder das geſangartige Ausſprechen ſinnloſer Wörter üblich.

Es wird dann die Ausbildung der Lautartikulation beim Kinde beſchrieben. Die Schmerzens- und Wutſchreie der erſten Lebenswochen enthalten nur Vokale: ä, a, u, uä. Der Fortſchritt, der ſich am Ende des erſten Monats vollzieht, beſteht darin, „daß allmählich auch ſchwächere Gefühle von Lautäußerungen begleitet werden: ſo die geringern Grade des Unbehagens, der Ungeduld, des Verdruſſes, und in leiſen Anfängen ſchon gewiſſe Luſtgefühle, die letztern freilich zunächſt in der mehr negativen als poſitiven Form des aufhörenden Mißvergnügens, denen aber bald Laute der Befriedigung, des Behagens nachfolgen. In gleichem Maße nehmen die Lautäußerungen ermäßigte Formen an, und neben den Schreilauten treten moderierte Ausdruckslaute auf. Infolge der hierbei vorhandnen geringern und wechſelndern Spannung der Stimmbänder wird die Tonmodulation der Laute eine mannigfaltigere; und durch die gleichartig ſich einſtellenden wechſelndern Formungen der Teile der Mundhöhle wächſt, wenn auch noch in beſchränktem Maße, die Anzahl der Lautartikulationen. Die Vokalklänge vermehren ſich daher, und teilweiſe verbinden ſie ſich bereits mit Verſchluß- und Reſonanzlauten: Lautbildungen wie ör, rö, ra, ta, am, hu treten zu den frühern hinzu. . . . Gerade die deutlichern Artikulationen, wie am, ab, om, ra, da, an, na, bu, hu, Verbindungen alſo von Reſonanz- und Lippenverſchlußlauten mit Vokalen, unter denen nur das i zunächſt noch zurücktritt, ſind augenſcheinlich Äußerungen dauernder, aber ſchwacher Luſterregungen. Stärkere Luſtaffekte künden ſich in derſelben Zeit gewöhnlich durch ein lautes krähendes Geſchrei an, das ſich von dem Wehgeſchrei durch ſeine kürzere Dauer und ſeine hohe Tonlage unterſcheidet.“ Eine ſehr behagliche Stimmung gibt ſich in Wiederholungen: dadada, mamama, bababa kund. Am Ende des erſten Jahres iſt gewöhnlich ſchon ein zureichendes Material für die Lautgebilde der Sprache vorhanden. Gegen Ende des erſten Jahres fängt auch die Umgebung an, auf die Lautbildung einzuwirken. Das Kind beginnt äußere Geräuſche und Sprachlaute, die ihm vorgeſagt werden, nachzuahmen, aber ganz verſtändnislos nachzuahmen. Verſtanden werden zuerſt mimiſche Ausdrucksbewegungen, die ſchon in den erſten Monaten entſprechende Gemütsbewegungen im Kinde hervorrufen. Einige Monate ſpäter folgt das Verſtehn hinweiſender Gebärden. Am Ende des erſten Lebensjahres das Verſtehn einzelner Wörter, „das ſich darin verrät, daß das Kind nach dem Gegenſtand oder der Perſon, die genannt werden, hinblickt. Doch iſt es bemerkenswert, daß zwiſchen dieſem Verſtehn gehörter Worte und der eignen Anwendung derſelben zum Zweck der Benennung immer noch eine geraume Zeit liegt; daher es in dieſer Entwicklung eine kurze Periode geben kann, in der das Kind einerſeits verſtändnislos [wie der Papagei] Wörter nachſpricht [man nennt das Echoſprache], andrerſeits ſolche verſteht, gleichwohl aber ſelbſt noch nicht im eigentlichen Sinne ſpricht, das heißt Worte in der

Digitized by Google

Absicht der Benennung gebraucht. Der Eintritt in dieses letzte Stadium, in das der eigentlichen Sprachbildung, ist demnach durch das Zusammentreffen zweier Momente bestimmt: der Lautnachahmung, wie sie in der Echosprache ihren Ausdruck findet, und des Verstehns gehörter artikulierter Laute, das sich an das Verstehn mimischer und pantomimischer Ausdrucksbewegungen als ein letzter Vorgang anschließt. Mit diesem fällt jedoch der verständnisvolle Gebrauch der Worte zeitlich noch nicht zusammen; sondern erst nachdem Nachahmung und Verständnis, beide unabhängig voneinander, eine Zeit lang geübt worden sind, treten die ersten mit der Absicht der Mitteilung gebrauchten sprachlichen Benennungen auf." Diese Vereinigung von Nachahmung, Verständnis und zweckentsprechendem Gebrauch vollzieht sich nun niemals beim Papagei, so daß wir hier deutlich die Grenze sehen, die das Seelenleben des Tieres vom geistigen Leben des Menschen scheidet. (Es ist nicht Wundt, der diese Bemerkung macht.) Mauthner hat eine Menge interessanter Beobachtungen gesammelt über die Art und Weise, wie die Kinder mit ihren Vorstellungen die gelernten Worte oft abweichend von dem in ihrer Umgebung herrschenden Gebrauch verknüpfen.

Wundt weist nach, daß das unter Menschen aufwachsende Kind nicht ein einziges Wort selbst erfindet, sondern alle Wörter, die es gebraucht, von den Erwachsnen erlernt. (Mauthner führt Wörter an, die Kinder erfunden haben, zum Beispiel Rellerelle für Schokolade; solche von der Sprache der Umgebung abweichende Bezeichnungen verschwinden natürlich mit der Zeit.*) Auch die onomatopoetischen Tiernamen empfängt es von seiner Umgebung: das französische Kind nennt das Huhn koko (von cocque). Man kennt die Anekdote von dem asiatischen Könige, der Kinder von aller menschlicher Gesellschaft abgeschlossen habe aufwachsen lassen, um zu erfahren, was sie für eine Sprache erfinden würden; sie sollen, weil in ihrer Nähe Schafe weideten, nichts als bäh gesagt haben.**) Wundt meint: „Wäre es möglich, Kinder, ohne ein Wort vor ihnen auszusprechen, aufwachsen zu lassen, so würde vermutlich neben der natürlichen Gebärdensprache auch eine natürliche, wenngleich vielleicht sehr unvollkommne Lautsprache bei ihnen entstehn. Aber dies würde nach allem, was wir bei der Sprachentwicklung des Kindes beobachten, in einer andern Weise, und es würde sicherlich sehr viel später geschehn. Die Sprachbildung unsrer Kinder ist, weil sie unter dem Einflusse der redenden Umgebung stattfindet, eine verfrühte Entwicklung. Sie wird hervorgerufen, lange bevor sie spontan erfolgen würde. Es verhält sich mit ihr nicht anders als mit allen ihr nachfolgenden Formen geistiger Entwicklung. Was sich die Gattung in allmählichem Fortschritt durch die Arbeit zahlloser Generationen erringen mußte, das ist für den Einzelnen von frühe an

*) In Nr. 258 der Frankfurter Zeitung zeigt Dr. Paul Maas, wie die Meinung entsteht, daß das Kind selbständig Worte erfinde. Ein Kind ialt „adi," wenn es Kuchen essen sieht, weil man ihm öfter gesagt hat: wenn du artig bist, kriegst du dies oder das. Die Umgebung glaubt nun, es habe für den Kuchen die Bezeichnung „adi" erfunden. Ein andres Kind stößt einen Lallaut aus, weil es eine Droschke vorüberfahren sieht; die Mutter nimmt diesen Laut für ein Wort, das ihr Liebling zur Bezeichnung der Droschke erfunden habe, bezeichnet von da ab die Droschke selbst mit diesem Laute und lehrt damit das Kind, sie so zu nennen.

**) Herodot erzählt die Geschichte vom ägyptischen König Psammetich und ein wenig anders.

Digitized by Google

ein überlieferter Besitz." U. a. bringt das Kind auch „die Anlage zu zahlreichen, schon in den ersten Lebenswochen sich ausbildenden zentralen Leitungen zur Welt mit, sodaß sich seine Gefühle, sobald diese Entwicklung vollendet ist, außer in mimischen Bewegungen auch in Lautartikulationen äußern." Diese Leitungen sind nun bei den verschiednen Nationen verschieden, und daher kommt es, daß einem Deutschen zum Beispiel verschiedne Artikulationen der slawischen Sprachen zeitlebens schwer fallen. Schon in der zwölften bis zu der vierzehnten Lebenswoche, wo von Nachahmung der Laute, die das Kind von Erwachsnen hört, noch kaum die Rede sein kann, bringen die englischen Kinder andre Laute hervor als die deutschen. Von Lauten deutscher Kinder hat man aufgezeichnet am, ma, ör, rö, ar, ra, hu, ua, om, in, ab, la, ho, mö, nä, na, an, mg, mb, gr, ha, bu, me, nt; von Lauten englischer: eng, grrr, bowo, ang, biddle, ing, bowow, th, udn, poppäpäbä, udu, bobbä, umgo, good, momä. Freilich sind solche Aufzeichnungen wenig zuverlässig; der Erwachsne deutet leicht ihm geläufige Silben in die undeutlich aufgefaßten Laute des Kindes hinein, wie, nach Mauthners ausführlichen Untersuchungen, bei onomatopoetischer Nachahmung in die Tierlaute (wauwau, kikeriki). Aber ein Unterschied ererbter Anlagen ist zweifellos vorhanden. Da jedoch „in den vorsprachlichen Artikulationslauten des Kindes neben den häufiger gebrauchten, den spätern Sprachlauten einigermaßen ähnlichen immer gelegentlich auch andre, ganz abweichende vorkommen, so liegt in dieser großen Mannigfaltigkeit von Bildungen wohl zugleich die Erklärung dafür, daß sich das Kind, sobald es in die Periode der eigentlichen Sprache eingetreten ist, leicht ein völlig fremdes Lautsystem aneignen kann, dessen Bewältigung dem Erwachsnen weit schwerer fällt. Die kindlichen Sprachorgane können sich eben in dieser Zeit noch, unbeschadet der etwa vorhandnen ererbten Anlage, jedem möglichen Lautsysteme, das ihnen durch die Umgebung dargeboten wird, anpassen. So hat man mehrfach beobachtet, daß Kinder europäischer Missionare Sprachlaute, die ihren Eltern unüberwindliche Schwierigkeiten bereiteten, zum Beispiel die Schnalzlaute der Hottentotten, spielend erlernten."

Es ist schon erwähnt worden, daß das Kind die Worte, die es gebraucht, nicht erfindet, und das gilt auch von den Wörtern, die der Kindersprache eigen und von denen der Sprache der Erwachsnen verschieden sind. Solche Worte sind eben unvollkommne, mißglückte Nachahmungen, ja sie sind vielfach geradezu Erfindungen der Mütter, Ammen und sonstigen Personen, die sich den dem Kinde geläufigen Artikulationen anzupassen und diesem so das Nachsprechen zu erleichtern bemühen. Damit „erledigt sich von selbst die in verschiednen Schriften über die Sprache des Kindes wiederkehrende Behauptung, die Entwicklung der kindlichen Sprache sei eine abgekürzte Wiederholung der Sprachentwicklung überhaupt; ein Satz, von dem man sogar behauptet hat, er sei ein ebenso sicher begründetes biogenetisches Grundgesetz der Sprache wie jenes der Embryologie. In Wahrheit ist die Entwicklung der kindlichen Stimmlaute eine annähernde Wiederholung der allgemeinen Entwicklung der Stimmlaute genau bis zu dem Zeitpunkt, wo die Sprache anfängt, also im Stadium der unartikulierten Schreilaute und allenfalls auch noch der artikulierten sinnlosen Gefühlslaute; darüber hinaus ist sie es nicht mehr." Denn von da ab entwickelt sich die

Digitized by Google

Sprache des Kindes unter dem Einflusse der jetzt vorhandnen Sprachen, von denen vor ihrer Entstehung natürlich noch keine vorhanden sein konnte. Die Lautvertauschungen und Lautverstümmelungen der Kindersprache pflegt man damit zu erklären, daß das Kind gewisse Laute, die es nicht auszusprechen vermöge, durch andre ersetze. Wundt verwirft diese Erklärung. Das Kind vermöge zu der Zeit, wo es anfängt zu sprechen, alle Laute zu bilden. „Das nämliche Kind, welches das Kind Tint und die Pfeife Peipe nennt, spricht etwa das Wort Gasse Gack und Vater Faata aus.“ Die Ursachen der Entstellung seien in ungenauer Wahrnehmung des Gesprochnen durch Ohr und Auge zu suchen und in der Kontaktwirkung, die beim Kinde noch stärker ist als beim Erwachsnen. Kommen in einem Worte mehrere Konsonanten vor, dann assimiliert sich der eine leicht dem andern nachfolgenden oder vorhergehenden; so wird aus Käte Däte, aus Kanone Nanone, aus Nase Nana, aus Decke Dedde.

Was den Wortschatz des Kindes betrifft, so besteht er bekanntlich größtenteils aus Hauptwörtern; dann folgen der Zahl nach die Zeitwörter, die nur im Infinitiv gebraucht werden, dann die Eigenschaftswörter; sonstige Wörter kommen sehr wenig vor. Man hat den Wortschatz zweier zweijähriger Mädchen aus gebildeten Familien, eines deutschen und eines englischen, inventarisiert; jenes verfügte über 489 Wörter (249 Substantiva, 119 Verba, 23 Adjektiva, 46 Adverbia, 52 sonstige Wörter), dieses über 1121 (592 Substantiva, 283 Verba, 114 Adjektiva, 56 Adverbia, 76 sonstige Wörter). Der Wortschatz des deutschen Mädchens wird für normal, der des englischen für übernormal erklärt. Die neusten englischen Wörterbücher enthalten 100 000 Wörter; Milton hat über 8000, Shakespeare über 15 000 gebraucht, und ungefähr soviel mögen dem höher gebildeten modernen Menschen geläufig sein. Dagegen hat ein englischer Landgeistlicher berechnet, daß einige Tagelöhner seiner Gemeinde nicht mehr als 300 Wörter hatten. In solchem Maße differenzieren die moderne Zivilisation und die Arbeitteilung die Bildung, daß sie den Vorstellungskreis des Menschen der untersten Schicht unter den des zweijährigen Kindes gebildeter Eltern hinabdrücken!

(Schluß folgt)

Frauentrost

Das feine und zarte Buch, das diesen Titel trägt,*) hat ein Freund der Grenzboten geschrieben, der ungenannt bleiben will. Es beruht auf Erfahrungen, die er in seinem Leben gemacht hat, an seiner Frau und seiner Familie, und die er durch weitergehende Beobachtungen ergänzt hat. Es befaßt sich nicht mit der modernen Frauenbewegung und macht keine Vorschläge zu neuen Berufsarten — wie wären die auch noch möglich? Wie einer Krankheit gegenüber, wo äußere Heil-

*) Frauentrost. Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. München, Beck. 1,80 Mark.

Digitized by Google

mittel versagen, das innere Verhalten des Betroffnen doch noch etwas zur Erleichterung des Zustandes beitragen kann, so werden hier in tiefinnerlichen Betrachtungen über die weibliche Natur zahlreiche Mittel aufgedeckt, mit denen die Frau gegen die besondern Widerstände ihrer Lebenslage Kraft und Trost gewinnen soll. Es sind also Anweisungen zu einer Diätetik der Seele für Mann und Frau, und wir möchten sie beiden recht nahe ans Herz legen, weil sie viel Stoff zum Weiterdenken enthalten. Es wird wenig von der weiblichen Erwerbstätigkeit gehandelt, aber vieler Frauen Lebensinhalt nimmt eine berufsmäßige Form an, und die Ehe gibt doch auch der Frau einen Beruf. Der Frauen Beruf soll womöglich ihrer eigentümlichen Begabung entsprechen und mehr sein als ein Konkurrenzunternehmen gegen die Arbeit des Mannes. Darum sind dem Verfasser die pflegenden oder häuslich wirkenden Frauen lieber als die schulmeisternden. Uns ebenfalls, aber die wenigsten können und wollen barmherzige Schwestern werden. Der häusliche Beruf hat auch nicht Raum genug für alle, wovon gleich mehr. Bleibt also für die meisten Frauen der gebildeten Stände doch nur irgend eine lehrende Beschäftigung übrig, ob an einer Schule oder in Privatstellung, und das erste wird um einer sichern Versorgung willen vorgezogen. Nun ist es ja keine Frage, daß die berufsmäßige Lehrtätigkeit bei unzähligen Frauen unvorteilhaft auf ihr äußeres Wesen reflektiert, und ein feinfühlender Mann wird es wohl nur selten ausdrücklich wünschen, daß seine künftige Gattin bis zu ihrer Ehe Lehrerin gewesen sei. Aber das sind dem praktischen Leben gegenüber müßige Erwägungen, denn die Frauen suchen ihren Unterhalt. Beachtenswert aber und sehr bedauerlich ist, daß die öffentliche Organisation durch ihre Vorschriften, Einrichtungen und Prüfungen die Frauen immer mehr in Bahnen zwingt, die für das Wesen des Weibes nicht passen, die es beeinträchtigen, verändern, alterieren, die also die vom Verfasser hervorgehobnen ungünstigen Einflüsse auf die weibliche Natur verstärken müssen. Man sehe aus den Prüfungsordnungen das Maß der Forderungen schon für die ganz elementaren Stufen, oder man lasse sich von den jungen Mädchen erzählen, welche äußerlichen Bedingungen sie bis zur Zulassung zu einer Prüfung zu erfüllen haben, nicht an Kenntnissen, sondern an abgeleisteten Seminarjahren. Der lange und angestrengte Vorbereitungsdienst, der vielfach sogar als eine Art Gesundheitsprobe angesehen wird, und der nebenbei für solche, die nicht am Orte der Behörden wohnen, auch noch recht kostspielig ist, führt doch nur zu einer recht bescheidnen äußern Versicherung des Lebens, und dem reglementierten Zwange der Laufbahn haben sich um ihres Fortkommens willen nach und nach auch die Privatlehrerinnen und die Gouvernanten unterwerfen müssen. Lernbegierige und besonders gesunde Mädchen aus wohlhabenden Familien mögen diese Erschwerungen nicht empfinden, solche trachten ja auch noch höher, nach Gymnasium und Universität, aber für die andern, die sich aus Not einen Beruf suchen, bestehn sie. Ob sie mehr aus der Absicht hervorgegangen sind, den Zudrang einzudämmen (wie ausgesprochnermaßen bei manchen männlichen Berufsarten), oder mehr aus dem Bestreben der leitenden Männer, den auszubildenden Mädchen ein möglichst wissenschaftliches Kleid zuzuschneiden, jedenfalls hat beides dazu mitgewirkt, und wahrscheinlich hat das Übel der

Digitized by Google

Übertreibung, an dem die Frauen zu tragen haben, noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht.

Trotz alledem wird der Andrang der Frauen zu den lehrenden Berufen noch zunehmen, und warum? Zuhause sehe ich ein weibliches Wesen am liebsten wirken, wer hätte das nicht schon gesagt! In manchem Hause wäre für ein fremdes junges oder älteres Mädchen vollauf Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Die Dienstboten werden immer schlechter, das fordert tüchtigere Hausfrauen als ehemals. Es wird wohl kaum einem Widerspruch begegnen, wenn wir behaupten, daß die meisten Frauen, namentlich in den wohlhabenden Familien, nicht mehr das leisten, was ihre Mütter und Großmütter einst leisteten. Sie sehen den Haushalt als eine Last an und klagen über die Dienstboten. Da wäre nun der gewiesene Platz für ein häuslich tüchtiges fremdes junges Mädchen, und eine solche Hilfskraft wäre nötiger als eine sogenannte Erzieherin, die herbei muß, wenn die Frau vom Hause nicht Lust hat, sich um ihre Kinder zu kümmern. Fragt man nun aber eine Mutter mehrerer erwachsner Töchter, die alle Lehrerinnen oder Gouvernanten werden: Warum läßest du nicht eine sich für den häuslichen Beruf ausbilden? so lautet die Antwort: Das wird viel zu schlecht bezahlt. Bleiben wir zunächst bei diesem Punkte, der nicht der einzige ist. Große Wirtschaften und vornehme Häuser brauchen manchmal eine besser bezahlte Haushälterin, die freilich sehr viel zu leisten hat, diese braucht aber nicht den gebildeten Ständen anzugehören, oder vielmehr: sie soll es nach den Wünschen der Herrschaft nicht einmal. Für das gebildete junge Mädchen kommt die Form der „Stütze“ in Betracht. Diese allermodernste Hilfskraft wird da begehrt, wo eine Hausfrau mit ihren Dienstboten nicht auskommen kann. Die Stütze ist bequemer, gefügiger, wofür sie mit an den Mittagstisch genommen wird, was man „teilweisen Familienanschluß“ nennt; sie läßt es auch nicht so leicht auf einen Bruch ankommen wie das Dienstmädchen, dem das Kündigen auf den Lippen sitzt, weil es sich aus dem Wechseln nichts macht. Die Stütze ist endlich sogar billiger, wenigstens als eine Köchin oder ein Mädchen für alles. Man braucht nur die Anzeigeblätter einer großen Stadt von einem Tage oder eine einzige Daheimnummer in die Hand zu nehmen, so hat man das Tableau, wie es sich von der Seite der suchenden Herrschaft darstellt. Bedenkt man, was von dem angebotnen Lohn oder, wie es oft euphemistisch heißt, „Taschengeld,“ allein für die immerhin doch bessere Kleidung eines solchen Wesens drauf geht, so paßt auf viele dieser Angebote nur ein einziges Wort: Skandalös! Die Mutter hat also Recht, die solcher Laufbahn keine Tochter preisgeben möchte. — Der Arbeitsmarkt bekommt ein andres Gesicht, wenn man ihn von der Seite der stellesuchenden Frauen ansieht. Da werden Stellungen gewünscht bei einzelnen Herren, Witwern, zur Haushaltführung oder als Hausdame oder zur Erziehung mutterloser Kinder, auch wohl zur Vertretung der erkrankten Hausfrau, alles Verhältnisse, bei denen die Frau vom Hause als ein Übel, das sich mit den Wünschen der Begehrenden nicht verträgt, hinweggedacht wird. Im andern Falle empfehlen sich diese als Gesellschafterin oder zu einzelnen Damen und sichern sich dadurch gegen die Zumutung, in einem größern Haushalt unter der Aufsicht der Hausfrau zu arbeiten. Diesen

Digitized by Google

Wünſchen gegenüber ſind die Angebote als Stützen, wie beinahe jede Nummer eines Anzeigeblattes zeigen kann, in der Minderheit, und das iſt nach dem früher bemerkten verſtändlich. Denn die meiſten Frauen ſehen ihre Stütze doch nur als eine Art Dienſtmädchen an.

Dieſes Urteil ſoll ſich nicht etwa bloß auf die Arbeit beziehn, denn auch ein gebildetes Mädchen wird, wenn es überhaupt tüchtig iſt, unter einer tüchtigen und fleißigen Hausfrau gern arbeiten. In ſehr vielen Fällen kommt hier noch ein alberner Hochmut, nicht immer des Standes, ſondern der verheirateten Frau als ſolcher hinzu, der einem feinen jungen Mädchen dieſes Verhältnis verleiden muß. In allerlei kleinen Äußerlichkeiten ſoll der Stütze, auch wenn ſie nach ihrer Herkunft mindeſtens dasſelbe iſt wie die Dame, zu Gemüte geführt werden, daß ſie etwas geringeres iſt, weil ſie „es nötig hat.“ Einzelſchilderungen wollen wir uns erlaſſen; jede Leſerin wird wiſſen, was hier gemeint iſt. Es kommt nicht ſelten vor, daß ſich junge Mädchen, die es wirklich nicht nötig haben, nur weil ſie ſich in einem fremden Haushalt ernſtlich beſchäftigen möchten, ohne Gehalt anbieten. Die werden aber ſelbſt erfahren haben, wie ſchwer Stellen in dieſer Form zu erlangen ſind. Die meiſten Herrſchaften bezahlen lieber, heißt es dann. Aber was bezahlen ſie? Mit einem knappen Dienſtbotenlohn kaufen ſie ſich von der Verpflichtung los, die Stütze als ein Weſen ihresgleichen zu behandeln.

Wir haben hier ſo kurz wie möglich Dinge beſprochen, die für unſer Familienleben von großer Bedeutung ſind. Der längſt ſprichwörtlich gewordne Dienſtbotenmangel rührt daher, daß die Mädchen der arbeitenden Klaſſen die beſtimmter geregelte Arbeit in Geſchäften und Fabriken, die ſie nur für einen Teil des Tages in Anſpruch nimmt, den Dienſt in der „ſattſam bekannten Familie,“ wie die Sozialdemokraten ſchon ſeit Jahr und Tag höhnen, vorziehen. Dieſelben Gründe und Verhältniſſe treiben die gebildeten jungen Mädchen aus andern ſelbſtändigen Berufen der Lehrtätigkeit zu. Es gibt zahlreiche Frauen, die ihrem Haushalt nicht gewachſen ſind, und ſicher ebenſoviele Mädchen, die helfen möchten, aber leider können beide nicht zueinander kommen, und hier tragen die Frauen vom Hauſe ohne Frage die Hauptſchuld. Ehe ſie nicht von ihrem Herrſcherſitz herabſteigen, ihre eigne Unzulänglichkeit erkennen und die Stütze ihrer Schwäche menſchlich und freundlich aufnehmen, verdienen ſie ihrer häuslichen Not überlaſſen zu bleiben und im Klagegeſang mit ihren Leidensgenoſſinnen ihr Herz zu erleichtern. Das mag dann ihr „Frauentroſt“ ſein. In dem Buche, von dem wir ausgingen, werden weibliche Dinge behandelt, die tiefer auf dem Grunde der Seele liegen, das Nichtverſtehn von Mann und Frau, Gegenſätze des Charakters, der Denkweiſe, der Erziehung u. dgl. Indem der Verfaſſer zum Ausgleich beitragen möchte, erkennt er voll das Maß der Schuld auf ſeiten der Frauen an, er ſpricht davon, wie die Ehen heute geſchloſſen, wie ſie geführt werden, und wie ſie manchmal enden, kurz er geht mit den Frauen in ſeiner milden Weiſe doch ſehr ernſt ins Gericht. Nach unſern Erfahrungen wirken bei dieſer Not unſers Zeitalters — denn nachgerade wird dieſer Ausdruck zutreffend — mindeſtens ebenſoſehr wie die geiſtigen Disharmonien die greifbaren Realitäten des täglichen Lebens mit. Wenn ſich

Digitized by Google

ein Mann von ſeiner Frau nicht verſtanden fühlt, ſo iſt das ja gewiß ein feinerer Leidenszuſtand, als wenn ſein Haushalt „nicht geht.“ Aber ganz gewiß kein größerer. Den einen empfinden von hundert Männern, die er trifft, als wirkliches Unglück vielleicht zehn. Den andern fühlen alle hundert, weil er elementar iſt und ſich durch keinerlei Seelendiätetik in das Reich der Metaphyſik hinüberſpielen läßt. Das ſogenannte innere Verſtändnis, von dem unſre Schriftſteller immer am meiſten reden, weil es ja auch in der Tat ein gewähltereſ Thema iſt, iſt zu einer glücklichen Ehe nicht einmal unbedingt nötig. Und zwar gilt das nicht bloß für die niedern, ſondern auch für die gebildeten Stände. Es gibt geiſtig hochſtehende Männer, die ein ſolches Verhältnis zu ihren Frauen nicht haben oder gehabt haben, und wenn man, wie das unter langjährigen Freunden zuläſſig iſt, einmal durch eine vorſichtige Frage zu ſondieren verſuchte, wieweit wohl ein Gefühl für dieſen Mangel vorhanden ſei, ſo hat man die Antwort bekommen: Was hätte ich davon, wenn meine Frau meine ſogenannten Intereſſen mit guten Reden begleitete und mir dafür die Details meines Haushalts mit zu koſten gäbe und meine Kinder vernachläſſigte! So einfach, wie es nach dieſer Schlußrechnung ſcheint, fügen ſich freilich in einem langen Menſchenleben die Einzelheiten nicht zuſammen, und ihrer kann man wohl nur Zeuge ſein, wenn man ſie ſelbſt mit erlebt hat.

Zwiſchen meinen Eltern beſtand keine Harmonie höherer geiſtiger Intereſſen. Mein Vater war ein tüchtiger, ernſter, in ſeinem äußern Weſen etwas rauher Geſchäftsmann. Er ſprach wenig, aber ſeine Handlungen hatten immer Effekt. Unbeugſam ſtreng gegen ſich ſelbſt, ein Frühaufſteher und fleißig bis in die Nacht, verlangte er, daß alles im Hauſe am Schnürchen ginge, wenigſtens wollte er vom Gegenteil nichts merken, und das war, bei ſechs Kindern, nicht leicht zu machen. Meine Mutter, viel jünger als er, war eine geiſtig fein organiſierte Frau, gebildet und ſehr beleſen, aber keine Spur von Blauſtrumpf, ſondern, namentlich in ihren jüngern Jahren, von einer wahrhaft entzückenden Naivität, die Alt und Jung beglücken konnte. Einzelne Frauen ihres Umgangs haben wohl mit einem leiſen Mißbehagen zu ihr emporgeſehen und gemeint, ſie ſei anziehender für Männer. Uns Kindern war ſie alles, wir haben ſie bis in unſer erwachſenes Alter unbegrenzt geliebt, ohne eine Spur von Kritik für ihre Schwächen, die ja natürlich auch vorhanden waren. Das Haushaltführen wurde ihr ſchwer, deſto mehr Freude machten ihr ſeine Wirkungen: die vergnügten Geſichter ihrer Familie, Hausbeſuch und Geſelligkeit. Ihrem Manne ſuchte ſie alles Unangenehme aus dem Wege zu räumen, er ſollte nur freundliche Eindrücke haben. Wenn ſie ſich ſchlecht fühlte und hingelegt hatte, was nicht ſelten geſchah, und er kam unerwartet früh nach Hauſe, ſo hörten wir ſie wohl ſchnell aufſpringen, und alsbald war ſie in normaler Erſcheinung an ihrem Platze, was uns Kindern grauſam hart vorkam. Wir haben ſie oftmals weinen ſehen und ſie beklagt, wenn wir hörten, daß ſie das und das mit ihren Kräften nicht leiſten könne. Dann erſchien uns der Vater als der ſtrenge Herr, den wir meilenweit weg wünſchten, wie wir denn überhaupt bei jeder Differenz zwiſchen den Eltern unbedingt auf ſeiten unſrer Mutter ſtanden. Für unſern Vater haben wir als Kinder wohl ſämtlich das Gefühl von Liebe nicht gehabt.

Digitized by Google

Unſer Haupteindruck von ihm war der, daß man ihm nicht widerſprechen durfte. Außerdem waren wir ſtolz auf ihn, namentlich außerhalb des Hauſes, wo uns ſeine Art am wenigſten unbequem war. Wenn mich noch in meinen ſpätern Knabenjahren jemand nach dem Verhältnis meiner Eltern zueinander gefragt hätte, ſo würde ich geſagt haben, daß meine Mutter es ſehr ſchwer habe, und zwar wegen meines Vaters; ich hatte mir alſo nach den Erlebniſſen meiner Kindheit eine Vorſtellung gebildet von dem, was man jetzt eine unglückliche Ehe nennt. Wie ſehr ich mich getäuſcht hatte, habe ich erſt als ganz reifer Mann eingeſehen. Mit jedem Jahre mehr, und nun in meinem Alter ſteht mir mein Vater als das Ideal eines Mannes vor der Seele, und zwar nicht durch die Macht der alles vergoldenden Erinnerung, ſondern weil meine Einſicht gewachſen iſt; und das Bild meiner Mutter hat nicht dadurch verloren.

Als mein Vater ſtarb, war meine Mutter zweiundfünfzig Jahre alt, und dem Anblick nach ſchien ſie noch jünger zu ſein. Nun war ſie mit einemmal ihr eigner Gebieter, während einer Witwenſchaft, die noch fünfunddreißig Jahre gedauert hat. Nachdem das neue Leben die täglichen Gleiſe gefunden hatte, fiel uns zuerſt eine Äußerlichkeit auf. Die große Standuhr auf der Diele, die ſeit unſrer früheſten Erinnerung zuverläſſig jede Stunde angekündigt hatte, tat, was ihr beliebte, und meiſtens ruhte ſie ganz aus. Bei irgend einer Gelegenheit äußerte meine Mutter auch, daß ſie kein Haushaltsbuch mehr führe; früher habe ſie es gemußt, aber einen Nutzen habe ſie nie darin gefunden, und nun, da die Wirtſchaft ſoviel einfacher geworden ſei, wolle ſie ſich dieſe Mühe erlaſſen. Die Pünktlichkeit, die unter meinem Vater die Regel war, iſt niemals wieder eingekehrt. Meine Mutter hatte nun die volle Freiheit, wirtſchaftlich und perſönlich, aber wohl iſt ihr nicht dabei geworden. Sie hatte mit dem Ballaſt ihrer Lebensfahrt auch ihr Steuerruder verloren, und ſie empfand das deutlich, wenn wir Kinder ſie zuweilen auf manche Erleichterungen ihrer Lebensführung hinwieſen. Hatte ſie wohl früher ſelbſt gelegentlich ein unwilliges Urteil über ihren Mann ausgeſprochen, nun vertrug ſie nicht die leiſeſte Kritik des Vaters von den Kindern, und in all den Jahren hat keines von uns aus ihrem Munde etwas andres gehört als Äußerungen der Trauer und des zärtlichſten Andenkens. Nun wußten wir, daß ſie einander ſehr lieb gehabt hatten. Und ſpäter waren wir alle darin einig, daß es nicht nur für unſer äußeres Leben, ſondern insbeſondre auch für das perſönliche Befinden und Verhalten unſrer Mutter ein großes Glück geweſen wäre, wenn uns dieſer Vater mit allen ſeinen Härten noch viele Jahre lang erhalten geblieben wäre. Meiner Mutter aber war es lange, ehe ſie die Augen ſchloß, klar, welcher ihrer beiden Lebensabſchnitte der ſchwerſte geweſen war. Er ſoll dein Herr ſein. Und beſſer ein Tyrann als einer, unter dem die Frau tun kann, was ſie mag. Das möchte ich meiner Tochter ins Stammbuch ſchreiben.

Die männliche Tyrannei kommt in den niedern Ständen vor, in den gebildeten iſt ſie ſelten, und noch ſeltner geht daran eine Ehe wirklich zugrunde. Die Skandalchronik unſrer Zeitungen, Abteilung für Eheangelegenheiten, zeigt, daß in den meiſten Fällen die Unbotmäßigkeit der Frau den ſchlimmen Ausgang verſchuldet hat. Und der ſchlimme Anfang iſt in den meiſten Fällen,

Digitized by Google

wenigstens in den gebildeten Ständen, ebenfalls nicht etwa damit gegeben, daß die Männer leichtsinnig heiraten, sondern damit, daß den Mädchen nicht klar gemacht wird, warum sie heiraten. Wir wollen das Metaphysische diesesmal den Dichtern überlassen und uns wieder nur an die Realitäten des Lebens halten. Verheiratet sein erscheint dem Mädchen als eine schöne, ehrenvolle Sache, und die verheiratete Frau hat ja gesellschaftlich auch immer den Rang vor der unverheirateten. Der in seinem Beruf gefestigte Mann riskiert sozusagen mit seiner Heirat für diese Seite seines Wesens so gut wie nichts, er hat es leichter als die Frau, die zum erstenmal vor einen Beruf gestellt wird, worin sie sich noch gar nicht hat bewähren können. Jede Frau, die das Glücklichsein in der Ehe an einer andern Stelle sucht als in der Notwendigkeit, ihren Beruf ebenso ernsthaft zu erfüllen, wie der Mann den seinigen erfüllen muß, wenn er ihn nicht verlieren will, hätte besser getan, ledig zu bleiben. Die Frau muß viel mehr von ihren persönlichen Neigungen, den Liebhabereien und Beschäftigungen der Mädchenjahre aufgeben als der Mann, sie muß sogar alles hingeben können an ihren Eheberuf, wenn es die Verhältnisse so fordern; das ist ihr Los, ihr oftmals hartes Los, und daran wird keine Frauenemanzipation etwas ändern, wenn die Ehe bestehn bleiben soll. Wir halten das Führen eines heutigen Haushalts mit Kindern für keine leichte Sache. Wir kennen Frauen, die es darin so schwer haben, daß sie kaum zu sich selbst kommen, die sich deutlich bewußt sind, wie viel ihre unverheirateten Schwestern oder Freundinnen äußerlich vor ihnen voraus haben, die aber doch nicht mit diesen tauschen möchten, weil sie ihr ganzes Glück in der Arbeit für ihre Familie gesucht und auch gefunden haben. Wir kennen aber auch andre, die täglich die Bilanz zwischen ihrem Eheleben und ihren Mädchenjahren ziehn, die ihre Gefühle analysieren und es nicht verwinden, daß sie nicht mehr ungestört ihren Neigungen leben können. Diese feinern, latenten Defekte eines weiblichen Charakters sind wohl noch verhängnisvoller als die offnen und gröbern: Putz- und Vergnügungssucht, Verschwendung oder dergleichen, denn eine Frau, die sich einmal ordentlich ausspringt und dann zu ihrer Tagesarbeit zurückkehrt, weil es so sein muß, wird für die Ihrigen immer noch mehr wert sein als die andre, die es vor lauter Mitleiden mit sich selbst zu gar keiner herzhaften Tagesleistung mehr bringt. Solche Frauen wiegen dann auch ihre Gefühle am liebsten in der Vorstellung, daß sie von ihren Männern nicht verstanden werden, und wenn dann der Mann, der egoistische Mann, sich auf seine Arbeit zurückzieht und die Arme ihrem unverstandnen Kummer überläßt, so gibt das für einen Seelenmaler wohl ein leidlich richtig scheinendes Bild. Daß aber in Wirklichkeit vielmehr die Frau der egoistische Teil ist, wird sich mit den zunehmenden Jahren immer mehr an ihrem Verhältnis zu den heranwachsenden Kindern zeigen, wo dann auch das Nichtverstandenwerden einen weitern Umfang und ganz neue Formen annimmt. Während die Söhne durch die Schulen dem Leben zugeführt werden, bleiben die Töchter im Hause und vorzugsweise auf die Mutter angewiesen. Nimmt sich diese in der Weise einer echten Mutter ihrer Töchter, wo es nötig ist, gegen den Vater an, so haben es die Töchter ohne Frage besser als in dem umgekehrten Falle, wo ihnen der Vater gegen

Digitized by Google

eine egoiſtiſche und ungerechte Mutter doch nur wenig helfen kann. Er ſieht zunächſt nicht frühzeitig genug klar in den weiblichen Angelegenheiten, die ſich nun zwiſchen Mutter und Tochter abzuſpielen beginnen. Geht ihm allmählich die Einſicht auf, ſo wird er um des Friedens willen möglichſt lange zu lavieren ſuchen, bis es zu ſpät und der innere Konflikt zwiſchen Mutter und Tochter unheilbar geworden iſt. Dieſes Übel ſchleicht jetzt durch zahlreiche gebildete und wohlhabende Familien; die Vertrauten des Hauſes haben dafür den Ausdruck: Die Tochter kann ſich mit der Mutter nicht ſtellen — oder noch feiner: verſtehn —, ſie wünſcht ſich fort. So lange die Kinder klein waren, empfand ſie die Mutter als eine Laſt, um deren willen ſie ſich beſeufzte und ſich die ſelbſtverſtändlichen Mutterpflichten als einen Schatz guter Werke anzurechnen pflegte. Nun, wo ſie groß geworden ſind, ſollten ſie ihr einen Teil ihrer Lebenslaſt abnehmen, aber ſtatt deſſen wollen ſie auch etwas ſein, auch etwas vom Leben haben, und ſie kommen mit Anſprüchen an das Elternhaus, die ihnen natürlich ſcheinen, und an die Mutter, die bisher nur ihren Egoismus gepflegt hat. Wie ſollte das dieſe verſtehn können, die ja ſelbſt dem Leben gegenüber noch lange nicht auf ihre Rechnung gekommen iſt! Als Herrin des Hauſes hat ſie aber die ſtärkere Poſition, die ſie in großen und kleinen Dingen gegen eine Tochter ausnutzen kann, und hier erreicht ſie, was ihr dem Manne gegenüber nicht ſo ohne weiteres hat gelingen können, ſie regiert. Keiner von uns wird es einer ſolchen Mutter gönnen, daß die Töchter ihre gefälligen Dienerinnen werden. Bei einem permanenten Konflikt zwiſchen Mann und Frau mag man die Urſachen auf beiden Seiten ſuchen. Eine Mutter, die ſich mit ihren Töchtern nicht ſtellen kann, hat immer die Schuld. Dieſe bedauernswerten Kinder ſchicken ein Hauptkontingent zu dem Heer der ſtelleſuchenden Frauen. Die einen müſſen dabei zugleich auf ihre materielle Verſorgung bedacht ſein, die andern wollen nur dem Hauſe entfliehn, das ihnen keine Heimat mehr iſt, ſie ſuchen ſich irgend eine Beſchäftigung, die ihnen das Gefühl geben ſoll, daß ſie nicht überflüſſig ſeien in der Welt, die arbeitet. Beide tragen an der Verſchuldung einer unnützen Mutter und müſſen nun an fremde Türen klopfen. Wünſchen wir ihnen, daß ſie auch offne Herzen finden.

Damit ſind wir wieder an einen Ausgangspunkt unſrer Betrachtung und zugleich an ihr Ende gelangt. Was wir zu ſagen hatten, kann weder Frauen noch Männern tröſtlich, aber vielleicht beiden nützlich ſein, und hoffentlich wird es unſern Grenzbotenfreund nicht verdrießen, daß wir an dem Gewebe ſeines feinen Büchleins mit gröbern Fäden weiterzuſpinnen verſucht haben.

Digitized by Google

Konſtantinopolitaniſche Reiſeerlebniſſe

Von Friedrich Seiler

2. Die Stadt Konſtantinopel

(Fortſetzung)

er ſich in das endloſe, verſchlungne Gaſſengewirr von Altſtambul hineinbegeben will, der bedarf außer ein wenig Wagemut vor allem eines Kompaſſes. Er wird ſich dann ſchlimmſtenfalls zu der langen Trambahn, die von der Agia Sophia zum Kanonentor führt, wie zu einer Operationsbaſis zurückfinden.

Eine von den Touren, die ich mit dieſem Hilfsmittel im dunkelſten Stambul gemacht habe, war die folgende. Von der Brücke fragten wir uns zunächſt nach rechts hin zu der berühmten, aber im Häuſergewirr faſt unauffindbar verſteckten Porzellanmoſchee Ruſtem Paſcha durch. Dieſe iſt als Bauwerk unbedeutend, aber in ihrem Innern an Wänden und Pfeilern von oben bis unten mit buntgemuſterten Fayenceplatten aus dem ſechzehnten Jahrhundert bedeckt, die zu dem Beſten gehören, was es in der Art überhaupt gibt. Da die Farben blau und weiß ſtark bevorzugt ſind, ſo erfüllt ein kalter, feierlicher Glanz das Heiligtum. Warm werden kann man nicht darin, wie überhaupt in keiner Moſchee, denen allen ſchon wegen der völligen Abweſenheit jedes Bildwerks etwas Unkörperliches, Abſtraktes, Theoretiſches anhaftet. Der führende Otja (Küſter) war natürlich mit unſerm reichlich bemeſſenen Trinkgeld nicht zufrieden und ſchimpfte unausgeſetzt, während er uns durch die Winkelei am Eingang zurückgeleitete. Über das holprige Pflaſter ſtolperten wir dann durch ſtinkige Gaſſen zum ägyptiſchen Baſar, wo uns plötzlich ſtatt des Geſtanks ein penetranter, aus tauſend Aromen gemiſchter Wohlgeruch empfing. Denn hier werden ſämtliche Würzen, Drogen und Farbſtoffe der Welt von alten langbärtigen Türken, die gravitätiſch in ihren Buden hocken, verkauft. Es iſt der echte orientaliſche Baſar aus der Zeit Harun-al-Raſchids. Dann führte uns die Pferdebahn ein kurzes Stück hinauf. Wir verließen ſie am Eingang der „hohen Pforte," eines langen Gebäudes in italieniſchem Stil, das die Bureaus der Miniſterien des Äußern und des Innern enthält. Dieſe dachten wir zu beſuchen; denn im kleinen Meyer ſteht zu leſen, daß man ungeniert durch einen der zahlreichen Eingänge eintreten, die Korridore durchwandern und durch die Portieren Blicke in die Amtsſtuben werfen könne. Mir ſchien dieſe Offenherzigkeit der ſonſt ſo ſtark geheimtueriſchen türkiſchen Behörden gleich nicht recht wahrſcheinlich, und richtig, als wir durch den Haupteingang „ungeniert eintreten" wollten, wies uns der Poſten mit einer ſouveränen Handbewegung zurück. Mit dem „Blick in die türkiſchen Amtsſtuben" war es alſo nichts.

Wieder beſtiegen wir die Pferdebahn und fuhren an der Agia Sophia vorbei in großem Bogen zur Höhe hinauf. Dabei kommt man an der verbrannten Säule vorüber, einem häßlichen Gebilde aus Porphyrtrommeln, die durch eiſerne Ringe und unten durch einen mißgeſtalteten Mantel aus Mauerſteinen zuſammengehalten werden. Dieſe unſchöne Säule ſtammt vom Apollotempel zu Rom, wurde von Konſtantin nach Konſtantinopel gebracht und trug auf ihrem Kapitell die Bronzeſtatue des Kaiſers, der als Apollo die aufgehende Sonne begrüßte. Im Jahre 1081 ſchlug der Blitz hinein, zerſtörte die Statue, das Kapitell und den

Digitized by Google

obern Teil des Schaftes. Sie wurde dann von dem Komnenen Manuel restauriert und trug nun ein vergoldetes Kreuz, das die Türken natürlich abrissen. Im übrigen ließen sie die Säule stehn und restaurierten sie sogar zu der Trauergestalt, die sie jetzt abgibt.

Wir hielten erst an der Moschee Laleli-Dschami und drangen dann mit dem Kompaß in der Hand unverzagt nordwärts vor, an einem tiefliegenden Brunnen und der trocknen Phokaszisterne vorbei zur Moschee Schah-Sadé (d. h. Prinzenmoschee), die im sechzehnten Jahrhundert durch Sinan, den größten Baumeister der Osmanen, erbaut wurde. Sie gehört zu den schönsten Bauwerken Konstantinopels und ist ein heller Kuppelbau, dem durch nicht weniger als 214 Fenster Licht zugeführt wird. Ein ganzes Netz übereinandergebauter Kuppeln und Halbkuppeln, die auseinander herauszuwachsen scheinen, verleiht dem Gebäude große Eleganz und Leichtigkeit, während der Wechsel von roten und weißen Steinen nach meinem Geschmack etwas Unruhiges hat. Koransprüche zieren in riesengroßen Buchstaben auf blaue Schilder gemalt die Ecken und Pfeiler. Auch hier gab es wieder Skandal wegen des Trinkgelds. Die türkischen Otjas dürfen eigentlich gar nichts beanspruchen, sind aber durch die ängstlichen und unsichern Fremden verwöhnt worden.

Nun gingen wir weiter durch menschenleere Straßen in die richtige „verbotne Stadt" hinein. Da ich großen Durst hatte, drehte ich einen Wasserhahn auf, der über einem Steinbecken aus einer verfallnen Mauer ragte, und trank. Ich ließ dabei den Hahn vielleicht etwas länger offen, als unbedingt nötig war, und wurde deswegen von einem Turbanträger, der mit mehreren andern des Weges kam, scharf zur Rede gestellt. Zum Glück verstand ich sein Geschimpfe nicht und beeilte mich, mein Versehen wieder gut zu machen. Obwohl die Stadt durch großartige Leitungen aus den Reservoirs am Bosporus reichlich mit Wasser versehen wird und zumal im Frühjahr kein Mangel daran herrscht, steckt dem Türken doch, was die Sparsamkeit mit dem Wasser betrifft, noch immer der Wüstennomade im Blute.

Vor Schreck über diese Kollision an einem Orte, wo man so recht das Gefühl hatte, auf Nimmerwiederkehren verschwinden zu können, gingen wir, um unsre Lebensgeister aufzufrischen, in das nächste Café, das uns aufstieß, das erste echt türkische in der echten Türkenstadt, das wir besuchten. Vor dem niedrigen Hause hockten unter zwei Platanen auf niedrigen Holzschemeln ein paar alte, schweigsame Langbärte, die Kaffeetassen in der Hand; dem einen brachte ein buntgeschürzter Aufwärter gerade die Wasserpfeife, während die andern aus dem Tschibuk „Tabak tranken," wie der Türke sagt. Diese lange Weichselrohrpfeife ist ja der Zauberstab, der die Türken aus einem der allerunruhigsten zu einem der allerruhigsten Völker gemacht hat. Jetzt wird sie immer seltner, und das moderne Zigarettenrauchen greift immer mehr um sich. Wir setzten uns nicht zu diesen schweigsamen Rauchern, sondern in die niedrige und enge Kaffeestube selbst hinein und schlürften bald das heiße, satzreiche, ungezuckerte Getränk aus den kleinen Porzellantassen. Mich wandelte die Lust an, auch einmal die Wasserpfeife zu probieren, ich ließ mir eine solche Nargileh kommen, und da ich mich ihr nicht gewachsen zeigte, so machte mir der Aufwärter mit gewaltsamen Brustbewegungen mimisch vor, wie ich ziehn sollte. Lieber drei steile Berge hinaufkletten als eine Nargileh rauchen! Die Lunge muß anhaltend mit vollster Kraft arbeiten, wenn man den Tabak brennend erhalten will. Denn der Weg von ihm durch den Schlauch zum Munde ist gar zu weit. Ich wollte mir auch Haschisch (Hanf) unter den Tabak mischen lassen, aber mein Genosse bat mich flehentlich, dies zu unterlassen, weil ich sonst im Haschischrausch Dummheiten verüben oder untransportabel werden könne.

Unser nächstes Ziel, die Marciansäule, war nicht leicht zu finden. Wir mußten lange nach dem „Küs Tasch," wie der Türke sie nennt, herumfragen, und auch als wir ihr schiefes, bizarres, mit noch einem Adler von ursprünglich vieren

Digitized by Google

geziertes Kapitell über kleinen Winkelhäusern emporragen sahen, waren wir noch lange nicht bei ihr. Ein Kerl führte uns endlich durch krumme Gänge in einen verwilderten, kleinen Garten. In einer Mädchenschule an der Seite hörten wir Kinderstimmen im Chor etwas hersagen, aber sowie unsre Tritte draußen erschallten, wurden die dichtvergitterten Haremsfenster herabgelassen. Schade! Hier hätte ich gern einmal hospitiert. Neben der Tür stand ein hölzernes Gestell mit Fächern, und in diesen je ein paar Schuhe, die die Kinder vor dem Eintritt ablegen müssen, eine Sitte, die sicherlich nach dem Herzen unsrer Scheuerfrauen ist. Die Säule selbst ist des langen Suchens nicht wert. Ihre Reliefs, auf der einen Seite ein Schild, auf der andern eine Siegesgöttin, sind recht unvollkommen und außerdem sehr schlecht erhalten.

Der Türke, der uns hierher gebracht hatte, führte uns dann noch weiter zu der Moschee Sultan Mohammeds des Zweiten, des Eroberers. Diese ist, wie alle großen Dschamis (Versammlungshäuser im Gegensatz zu den bloßen Mesdschids oder Bethäusern, woraus „Moschee"), eine kleine Stadt für sich. Ein großer Vorhof, der von Spitzbogenarkaden umgeben ist, empfängt den Besucher. In seiner Mitte steht das von Zypressen beschattete achteckige Brunnenhaus, das vierundzwanzig Gläubigen Waschgelegenheit bietet. Neben und hinter dem eigentlichen Gotteshause liegen acht Kollegienhäuser mit den dazugehörigen Studentenwohnungen, eine Volksschule, eine große Armenküche, ein Hospital, eine Bibliothek, ein Logierhaus und ein Bad. Außerdem gibt es noch einen Garten mit den Turben (Mausoleen) des Eroberers, seiner Gemahlin und einiger Prinzessinnen und endlich einen großen Hinterhof. Viele Gläubige bringen den ganzen ausgeschlagnen Tag in diesem Heiligtum zu, das ihnen alles bietet, dessen sie zum Leben und Wohlsein bedürfen. Zu arbeiten brauchen sie nicht, Allah und der Padischah nähren und kleiden sie schon; denn es werden etwa 30000 Menschen durch die Moscheeküchen gespeist. So bringen sie ihre Zeit mit Ruhen, Waschen, Beten und Schweigen hin. Der Moschee gegenüber liegt auch unter schattigen Bäumen ein Café, wo sie ihre beiden Hauptbedürfnisse, Kaffee und Tabak trinken, befriedigen können. Ein fortwährender Fest- und Feiertag ist diesen gottbegnadigten Moslemin das ganze Jahr ausgebreitet. Sie kennen keine Skrupel noch Zweifel, dienen einfältig nach der Väter Weise ihrem Gotte und wissen, daß sie, wenn Allah will, eingehn werden zu den ewigen Freuden des Paradieses. Haben diese Morgenländer, denen die Religion noch wirklich der Mittelpunkt ihres Daseins ist, nicht vielleicht den eigentlichen Wert und Zweck des Lebens besser erfaßt als wir bildungsstolzen, aber nie zufriednen und im innersten Herzwinkel unruhigen Europäer, die ein nie rastendes, faustisches Streben unausgesetzt von der Arbeit zum Genuß und vom Genuß wieder zur Arbeit hetzt?*)

Die „Mehemedsche" — so nennt der Türke diese Moschee — steht an der Stelle der heiligen Apostelkirche Kaiser Justinians, und in den für ihren Bau verwandten Mörtel ist Asche und Gebein von Kaisern und Kirchenvätern gemischt worden, die in der Kirche begraben lagen. Im Innern steht in goldnen Buchstaben auf einer Marmortafel das Wort des Propheten: „Sie werden Konstantinopel erobern; wohl dem Fürsten und wohl dem Heere, die dies vollbringen werden!" Dieser Innenraum ist, obwohl verunziert durch kürzlich hinzugefügte, geschmack-

*) Als diese Worte längst geschrieben waren, las ich in Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (I, S. 44): „Es ist eine Tatsache, daß die Türkei das letzte Stückchen von Europa ist, wo eine ganze Bevölkerung in ungestörtem Glück und Wohlbehagen lebt, eine Bevölkerung, die von sozialen Fragen, vom bittern Kampf ums Dasein und dergleichen nichts weiß, wo es keine großen Vermögen gibt und buchstäblich gar keinen Pauperismus, wo alle eine einzige brüderliche Familie bilden und keiner auf Kosten des andern nach Reichtum strebt. Ich rede nicht das nach, was Zeitungen und Bücher berichten, sondern ich bezeuge, was ich aus eigner Anschauung weiß." Mir aus der Seele gesprochen, mit Ausnahme dessen, daß dort keiner auf Kosten des andern nach Reichtum streben soll. Oder herrscht die Pascha- und Backschischwirtschaft etwa nur Fremden und Ungläubigen gegenüber?

Digitized by Google

lose Barockornamente, doch von imponierender Schlichtheit und puritanischer Strenge, würdig des gewaltigen Kriegsfürsten, der das Gotteshaus erbaute.

Dicht bei der Moschee Mohammeds, aber trotzdem schwer zu finden, ist der Eingang zu einer der allergrößten Merkwürdigkeiten Stambuls. Von dem Moscheehügel nämlich bis hinüber zu dem Hügel des Seraskeriats spannt sich der gewaltige, zweistöckige Aquädukt, den Kaiser Valens vollendete, und der noch heute einen Teil der Stadt mit Wasser versorgt. Schon aus der Ferne sieht die doppelte Reihe mächtiger Rundbogen, oben dicht überhangen von Gebüsch, Gräsern und Schlinggewächsen, höchst imposant aus. Den Aufstieg empfiehlt Meyer nur schwindelfreien Personen. Wir fanden die Eingangstür offen, stiegen die schmale Treppe in die Höhe und standen bald staunend auf der langen Hochstraße. Ein schmaler Mittelpfad wurde auf beiden Seiten durch Gras, Unkraut und Gestrüpp begrenzt, das über die Ränder und Bogen hinunterfiel. Die ersten Schritte da oben waren unsicher, dann gewöhnte sich das Auge an die Höhe und sah nun trunknen Blickes, was sich ihm bot; in der Ferne das Goldne Horn, das Marmarameer, Galata und Pera, in der Nähe und unmittelbar unter uns Stambul mit seinen Moscheen und Minarets und engem Straßengewirr. Wir waren vielleicht hundert Schritte weit gegangen, da kam uns schreiend und gestikulierend der Wächter nach, der seines Trinkgelds nicht verlustig gehn wollte. Er übernahm nun die Führung und machte uns besonders auf die „Toxim" oder Wasserteiler aufmerksam, die die Zuflüsse an die einzelnen Stadtbezirke verteilen, siebartige Tröge, durch die das Wasser in gesonderte Röhren abfließt. Einzelne der Löcher waren in primitiver Weise durch Steine verstopft. Wegen des Baues der Prinzenmoschee ist ein Teil des Aquädukts niedergerissen worden. Wir mußten deshalb eine sehr baufällige, tiefstufige Treppe hinab zu einer Pforte, die unser Begleiter nicht eher aufschloß, als bis wir ihm jeder einen Franken gaben. Er hätte ebensogut fünf oder zehn verlangen können. Wir waren ja ganz in seine Hand gegeben. Dann gingen wir unten an der andern Hälfte des Aquädukts entlang bis zu seinem Ende, wo uns der Führer wieder hinaufführte und mit uns bis zu der Durchbruchstelle zurückging. Wiederum ging es eine gefährliche Treppe hinunter, und wiederum forderte der Kerl an der verschlossenen Pforte einen Franken pro Person. Diesesmal weigerten wir uns, sicherlich vergeblich, wenn uns nicht das Glück zu Hilfe gekommen wäre. Ein wasserholender Knabe öffnete von außen mit einem Schlüssel die Pforte, wir grüßten höhnisch-höflich und traten hinaus ins Freie, während der biedre Wasseronkel, der so um sein zweites zu erpressendes Trinkgeld kam, den nichtsahnenden Jungen mit einer Flut von Scheltworten überschüttete.

Wir waren dann doch von Herzen zufrieden, als wir uns durch einige weitere unheimliche Gassen durchgeschlagen hatten bis zum großen Basar. Dort gibt es nämlich eine heimatlich anmutende Oase in der Wüste asiatischer Fremdheit und Unkultur. Sie heißt „Tokatlian" und ist das einzige europäisch eingerichtete Restaurant in ganz Stambul. Fröhlich setzten wir uns in den obern Räumen zu Tisch und streckten die Hände zum lecker bereiteten Mahl aus. Wir hatten es in der Tat verdient. Ich glaube, nicht jeder macht uns die Wege nach, die wir an diesem Tage schon gegangen waren. Das Teuerste bei Tokatlian ist das — Wasser, wenigstens das kühle, gute Quellwasser, wofür man einen Piaster (18 Pfennige) pro Karaffe erlegt. Es gibt auch schlechteres Leitungswasser, das nicht bezahlt wird, davon zu trinken ist jedoch für den Europäer nicht ratsam.

Der Basar selbst ist zwar von einem einzigen viel gekuppelten und gewölbten, bläulich bemalten Dache überdeckt, bildet aber trotzdem eine Stadt für sich, in deren engen halbdunkeln Gassen man unfehlbar jede Richtung und Orientierung verliert und beim Umherirren von jedem Händler als gute Beute angesehen, von allen Seiten angeschrien, ja sogar an den Ärmeln gezogen wird. Der Mittelpunkt und gleichsam Marktplatz dieser Stadt ist der düstre Besestän oder Waffenbasar. Jedes Gewerbe hat seine besondre Gasse, und man kann, wenn man energisch

Digitized by Google

handelt, die gewöhnlichen Gebrauchsgegenstände recht billig erstehn. Ich kaufte hier für meine Angehörigen für wenig Geld allerhand türkische Kleinigkeiten mit dem Namenszug des Sultans, die zuhause viel Freude erregten und sehr überschätzt wurden. Vieles, was es in diesem Basar zu kaufen gibt, soll übrigens made in Germany sein.

Vom Basar aus besuchten wir auch noch die größte und schönste der Karawanserein oder Hane, die es in Stambul gibt, den Validéhan. Es ist ein von Häusern umgebner Hof, an dessen Innenseiten drei Galerien, ähnlich den Kreuzgängen, übereinander hinlaufen. Auf diese münden die Kontore und Warenlager der Hunderte von Kaufleuten, die hier ihre Niederlagen haben. Unendliche Säcke, Kisten, Ballen lagern auf dem Hof, und zahlreiche Arbeiter und Träger arbeiten hier bis zum Abendgebet ununterbrochen, aber mit einer Ruhe und Würde, daß man in einem Kloster zu sein glaubt.

Von diesem Han gingen wir dann noch einmal quer durch den Basar zurück, um an die Pferdebahn zu gelangen. Dabei statteten wir der am Basar liegenden Bajesidmoschee einen kurzen Besuch ab, oder vielmehr nur ihrem Vorhof. Dieser ist mit seinen schwarz-weißen Bogenarkaden, seinen Stalaktitsäulen, seinen Kuppelhallen schon an sich ein Meisterstück orientalischer Baukunst, wird aber noch anziehender durch den permanenten Markt, der in ihm abgehalten wird, und das bunte Volkstreiben, das sich dabei entwickelt. Außerdem werden durch ein Vermächtnis des Erbauers, des Sultans Bajesid des Zweiten, Sohnes des Eroberers, hier Tauben in großer Zahl gehalten. Man kann den hübschen schwarzblauen Tieren Futter streuen lassen, dann stürzen sie eilends vom Dache der Moschee, aus den Kuppeln der Arkaden, von allen Säulen und aus den Zweigen der im Hofe wachsenden Platanen herbei und umschwirren einen in dichten Massen, sodaß man förmlich schwindlig wird. Der Markusplatz in Venedig mit seinen vielgeschilderten Tauben kann nicht entfernt gegen diese „Taubenmoschee" aufkommen, schon deswegen nicht, weil sich auf ihm die fliegenden Geschwader viel weiter verteilen. Auch hier ist die Ähnlichkeit mit Jerusalem sehr frappant: Wechsler, Händler und Taubenkrämer im Vorhofe des Gotteshauses! Der Orient ist eben in jeder, besonders aber in religiöser Beziehung konservativ.

Dies war eine Vormittagswanderung gewesen. Nun ein Nachmittagsspaziergang. Wir landeten, von Eyub kommend, am Gemüsemarkt, dem Jenischbasar. Diesesmal hatten wir unsern Führer Dellio bei uns und hätten es ohne ihn wohl auch schwer gehabt, durchzukommen. Denn hier am Wasser herrschte sehr im Gegensatz zu den Stadtteilen auf der Höhe ein schauderhaftes Gedränge und Gefeilsche. Händler, Buden, Körbe, Säcke, Volksmassen, Lastträger, Gassenjungen, Vieh wimmelte in gewundnen engen Gassen herum, daß einem Hören und Sehen verging. Es stank nach Fischen, Lämmern, Blut, Drogen und Abfällen aller Art. Unser Albanese wußte trotz dem Gedränge so gewandt vorwärts zu kommen, daß wir öfter, durch die Menschenmenge von ihm getrennt, hinter ihm zurückblieben. Auch sahen wir keine einzige europäische Kopfbedeckung, und mancher herausfordernde Blick streifte unsre Hüte. Ein Bengel stellte sich sogar vor mich hin und zeigte hohnlachend auf meinen hübschen Filzdeckel. Hier war nicht gut allein sein.

Gleich darauf schloß sich ein anständig gekleideter Mensch wie eine Klette an mich an, begann in leidlichem Deutsch eine Unterhaltung und ruhte nicht eher, als bis er unser Woher, Wohin und Wozu heraus hatte. Dellio, der sich nach uns umschaute, sagte nachher, es sei ein Geheimpolizist gewesen, von denen es in Konstantinopel geradezu wimmle. Überhaupt war erstaunlich, wie unser Dellio in diesem Völkergemisch jedem gleich an der Nase ansah, was für ein Mensch er war, ob Grieche, Jude, Armenier, Kreter, Negromontiner oder gar ein Bucharer aus Innerasien, der von Mekka kam.

Durch das Gewirr der engen Gassen aufwärts steigend gelangten wir zu der großen Suleimanmoschee. Auf dem mit Zypressen und Platanen bewachsnen Vorplatze exerzierten gut aussehende Soldaten, etwas langsam und schwerfällig und

Digitized by Google

ohne rechtes Klappen der Griffe und Wendungen. Eine lange Reihe steingefaßter Wasserbecken zog sich unter den Arkaden der Vorhalle hin, vor denen auf breiten Steinen sich waschende Gläubige hockten, während auf hölzernen Schragen ernste Weißbärte in heiligen Schriften lasen. Die Moschee ist die schönste in Konstantinopel nächst der Agia Sophia, und da sie von dem türkischen Baumeister Sinan geschaffen ist, der Stolz der Türken, zumal als ihre Kuppel um fünf Meter höher ist als die des griechischen Gotteshauses, das ihr übrigens, wie allen Moscheen Konstantinopels, zum Vorbild gedient hat. Das Innere glänzt durch gediegene Pracht, wie sie eines Soliman des Prächtigen würdig ist. Da sieht man mächtige Granitsäulen, die aus dem Kaiserpalast Justinians stammen, Marmorinkrustationen, Glasmalereien — natürlich keine Figuren, sondern Arabesken und Teppichmuster —, marmorne Predigtkanzeln, große Kalligraphien, kolossale Kronleuchter und eine Überfülle von Glasampeln, die in den heiligen Nächten einen märchenhaften Glanz ausstrahlen müssen. Seltsam nehmen sich inmitten dieser gediegnen Pracht Straußeneier, Elfenbeinzähne und ähnliche Kinkerlitzchen aus, die zwischen den Glasampeln von der Decke herunterhängen. Der Türke bleibt doch ein Barbar; sogar wenn er einmal künstlerisch etwas geleistet hat, behängt er es nachträglich mit abgeschmacktem Flitterkram.

Hinter allen großen Moscheen liegen in stillen Gärten unter Zypressen und Platanen die Mausoleen (Turben) der Sultane, denen die Moschee ihren Ursprung verdankt. Es sind achteckige Gebäude. Die Särge der Herrscher, ihrer Gemahlinnen und Lieblingskinder stehn als Kenotaphe über den Gewölben, in denen die Leichen ruhn. Kandelaber, Hängelampen, kostbare Fayencen geben den innern Schmuck der Turben ab. Auf perlmuttergezierten großen Pulten liegen prachtvolle Koranmanuskripte, darunter das Exemplar, das der Sultan mit eigner Hand während seines Lebens abgeschrieben hat — auch eine Regententätigkeit! Die Särge der Sultane sind mit einem weißen Turban, schwarzen Reiherfedern, kostbaren Schals und dergleichen Dingen geschmückt, die der Frauen kleiner und schmuckloser. Mehrere solcher Turben zu besichtigen, verlohnt sich kaum der Mühe. Sie sind einander zu ähnlich. Wir begnügten uns mit der Solimans des Prächtigen im Grabesgarten der „Suleimanje." In ihr stehn fünf Särge unter einem Baldachin. Den einen bezeichneten die uns führenden „Turbedare" als den der Roxolane, der herrschsüchtigen, intriganten und grausamen Popentochter aus Jassy, die die Lieblingsfrau Solimans war. Nach Meyer soll dagegen diese Dame ihre besondre Turbe haben. Meyer spricht auch von achtunddreißig Marmorsäulen, die die Turbe Solimans umstünden. Da von diesen Säulen nichts zu sehen war, ließ ich Dellio nach ihnen fragen. Die Turbedare gaben zur Antwort, es gebe keine, und sie hätten auch nie gehört, daß es welche gegeben habe. Da Meyer sonst durchaus zuverlässig ist, so sind mir diese beiden Angaben unerklärlich. Zum Schlusse wieder der ewige Trinkgelderkampf. Die Turbedare wollten mehr, als ihnen Dellio gab; der eine machte sogar Miene, meinen Stock, den er in Gewahrsam genommen hatte, zurückzubehalten, aber Dellio drohte energisch mit der Polizei und wies mit besonderm Nachdruck auf unsre deutsche Nationalität hin; da gab der Türke nach.

An die Ostseite der Suleimanje stößt der große mauerumgebne Platz, auf dem das Seraskeriat (Kriegsministerium) und der Seraskerturm liegen. Dieser bietet auf dem höchsten Punkte Stambuls die weiteste Aussicht und den besten Überblick. Ihn wollten wir nun besteigen und schritten auf das der Moschee zunächstliegende Nordtor zu. Aber Dellio hörte schon, ehe wir heran waren, wie ein Offizier zu dem Posten am Tore sagte: Laß sie nicht! Der Soldat verstrat uns dann den Weg. Wir mußten also um den ganzen weiten Plan herumwandern bis zum Südtor. Auch die dort stehende Schildwache wies uns anfangs zurück. Als aber Dellio sagte, wir wollten nur den Turm besteigen, sah sich der Soldat um, ob kein Offizier in der Nähe sei, und ließ uns dann ein. Der Seraskerturm ist bedeutend höher als der von Galata. Wir stiegen zuerst in fast vollständiger

Digitized by Google

Finsternis 179 sehr hohe Holzstufen hinauf bis zum Feuerwächtergelaß, wo wir Pritschen, Betten und eine kleine Küche fanden. Hier blieb Dellio bei den Wächtern zurück. Wir beiden Fremden kletterten, wiederum im Dunkeln, noch zwei Stockwerke höher, zuletzt auf einer steilen Hühnerstiege, und traten dann oben auf die mäßig große Plattform des Turms. Es war da oben so windig und schwindlig, daß sich mein Genosse nach einem kurzen Blick auf die Stadt sofort wieder zurückzog. Ich selbst wollte den Sonnenuntergang abwarten, und es lohnte sich wohl, sich hier einen Schnupfen zu holen. Anfangs zwar stand die Sonne noch hinter Wolken. Dann aber trat sie darunter hervor, und nun erstrahlte plötzlich das ganze Panorama vor mir in purpurnem Märchenlicht, der blaue Bosporus, Skutari und die asiatischen Berge, das Goldne Horn, Pera, die weite Fläche des Marmarameers und Stambul mit seinen Kuppeln, Minarets und Palästen. Jedes Haus kehrte mir seine Lichtseite zu, jedes Fenster reflektierte den rötlichen Glanz — zauberhaft! Leider ging diese herrliche Lichterscheinung nur zu rasch vorüber. Beim Abstieg zählte ich die Stufen, es waren 256, und nun wurde es Zeit, mit einer Droschke nach Hause zu fahren. Denn nach Sonnenuntergang noch sich in Stambul herumzutreiben, widerraten alle Kenner der Verhältnisse.

Wohl die meisten Fremden dringen überhaupt nicht über den Seraskerturm nach Westen vor, sondern begnügen sich mit den Sehenswürdigkeiten des östlichen Stadtteils, wo sich allerdings das Wichtigste und Schönste zusammendrängt, nämlich der Serail, die Museen und die Sophienkirche.

Der Serail, ehemals die Residenz der Sultane, ist jetzt, seitdem der Dolmabagtschepalast am Bosporus gebaut ist, der Ruhesitz der alten Sultaninnen und Palastdiener. Wir treten durch das Kaisertor ein, durch das der Sultan zu fahren pflegt, wenn er den Serail besucht. Es führt den Namen Babihumajun und pflegte in den alten kräftigen Zeiten als besondre Zierde die Köpfe hingerichteter Paschas zu tragen. Haben wir dieses Tor durchschritten, so stehn wir auf einem großen grasbewachsnen Platze und sehen zu unsrer Linken eine uralte, im Absterben begriffne Platane. Es ist der Baum, unter dem sich die Janitscharen bei Palastrevolutionen zusammenrotteten und nicht eher wichen, als bis die Köpfe der mißliebigen Würdenträger über den Hof getragen wurden, um den ihnen gebührenden Platz am Tore zu erhalten.

Ein Baumgang führt uns über den Hof zu dem innern Tore Orta Kapu, d. i. „mittleres Tor." Es ist ein tiefes, zinnengekröntes, von zwei weißen Türmen mit schwarzen Spitzdächern flankiertes Gebäude. Hier gebietet uns der Wachtposten Halt. Weiter kann man nur durch diplomatische Vermittlung und eine besondre Kabinettsorder des Sultans gelangen. Dann gilt man als dessen Gast, wird von einem Adjutanten begleitet, mit Kaffee und Zigaretten bewirtet und auch noch per Boot zu den neuen Palästen am Bosporus gefahren. Leider ist die Einladung nur sehr schwer zu erlangen, und der Scherz kostet im ganzen etwa 80 bis 100 Franken an Trinkgeldern. Wer wie wir nicht hineindarf, der kann sich wenigstens den historischen Stein Binek-Taschi vor dem Tore betrachten, an dem jedermann, auch die fremden Gesandten, absteigen mußten. Er mag ferner durch die offenstehende Pforte einen Blick in den Torweg werfen, auf den die sogenannte Henkerstube mündet. Hier ist mancher Wesir und Großwürdenträger von dem Gipfel der höchsten Macht plötzlich in den Tod gestürzt worden. Ahnungslos durchschritt er die äußere Pforte, um dem Sultan seinen täglichen Bericht zu erstatten, da schloß sich vor seinen Augen die innere. Entsetzt wendet er sich um, aber schon ist auch die Eingangstür wieder ins Schloß gefallen, und plötzlich tritt aus der Stube zur Seite die unheimliche, rote Gestalt mit dem blitzenden Säbel heraus. Ein Aufzucken, und der Mächtige, vor dem vielleicht soeben noch das weite Reich gezittert hat, ist nicht mehr.

Ist zufällig auch die Innenpforte dieser gefährlichen Menschenfalle geöffnet, so können wir vielleicht einen raschen Blick in den öden zweiten Hof werfen.

Digitized by Google

Hinter diesem und einem dritten Tore kommen dann erst die jetzt verwahrlosten und durch die Eisenbahn entweihten ehemaligen Zaubergärten des Serail und die Prunkgebäude und Säle mit den fabelhaften Schätzen. Aber welche Schreckensszenen spielten sich dort auch zwischen den Laubgängen, Rosen- und Tulpenbeeten ab! Noch ist das Tor vorhanden, durch das die Körper heimlich Gerichteter hinausgeworfen wurden ins Meer, noch die Seufzerkammern, in denen unbequeme Halbbrüder oder andre Verwandte des regierenden Herrn für immer verschwanden, noch die Stelle, wo die schönen Frauen, deren der laumische Eheherr überdrüssig geworden war, in Säcke genäht hinabgerollt wurden in die verschwiegne Flut. Wie viele menschliche Leichen mag wohl dieses Meer unter seinem sanften, blauen Spiegel zur ewigen Ruhe gebettet haben!

Wir wenden uns ab von dieser Stätte unerhörter Pracht und noch unerhörterer Greuel und schreiten nach links, hinunter, an der Kunstschule vorüber. Da stehn wir plötzlich zwischen den beiden kaiserlichen Museen; links haben wir das alte, rechts das neue. Auf dem Platze dazwischen liegen Säulenstümpfe, Löwen, Kapitelle. Wir nehmen ein Billett, das für beide Giltigkeit hat, und wollen uns zuerst das alte ansehen, aber der Beamte dort weist uns zurück. Man muß mit dem neuen anfangen. Echt türkisch! Das alte hat mehr für den Archäologen und Altertumsforscher Interesse, das neue in höchstem Grade auch für den Kunstfreund. Jenes enthält eine Menge griechisch-römischer, byzantinischer, cyprischer und semitischer Altertümer, auch einen Teil der von Schliemann in Troja ausgegrabnen Schmucksachen, ferner Silberschalen, Bronzestatuen und Marmorstandbilder, die auch der Nichtfachmann wegen ihrer Schönheit gern betrachten wird. Doch gibt es hier keine Kunstwerke ersten Ranges. Im neuen Museum dagegen kann man, obwohl es nur aus zwei Sälen besteht — denn der Oberstock kommt kaum in Betracht —, stundenlang verweilen. Das, was man in ihm zu sehen bekommt, ist teilweise von allerhöchstem Kunstwert. Hier stehn nämlich die von Hamdi-Bei 1887 aus den Totengrüften von Sidon zutage geförderten siebzehn großen Steinsarkophage, deren Besitz dieses türkische Museum fast auf dieselbe Höhe mit den bedeutendsten abendländischen Galerien stellt. Zwei von ihnen kann man dreist als die beiden schönsten Särge bezeichnen, die es überhaupt auf Erden gibt. Der eine ist der mit den trauernden Frauen, den sogenannten pleureuses, achtzehn herrlichen Reliefgestalten, die die verschiedensten Ausdrucksformen des Schmerzes von seinem ersten lähmenden Stoß durch alle Stadien des Jammers hindurch bis zur spät errungnen stillen Ergebung in unübertrefflich edeln Formen zur Darstellung bringen. Der andre ist der weltberühmte Alexandersarkophag, der uns auf seiner einen Langseite eine Löwenjagd, auf der andern eine Reiterschlacht des großen Makedonenkönigs bietet. Wunderbare Realistik dieser wildbewegten Szenen. Hier ist alles Wahrheit und Kraft und doch zugleich maßvolle Schönheit. Elastisch schwellen die stürmisch bewegten Gestalten der Menschen und Rosse aus dem marmornen Hintergrund heraus, jede Muskel gespannt, jedes Gesicht in leidenschaftlicher Erregung, die Augen förmlich strahlend, das Ganze das Meisterwerk eines attischen Meißels, bestimmt, den Leichnam eines sidonischen Königs aufzunehmen, der den Alexander willig als seinen Lehnsherrn anerkannte und dessen Taten für den besten Schmuck seines Sarkophags ansah.

Wie einfach und unscheinbar ist daneben der andre Basaltsarkophag, der — wie eine hieroglyphische Inschrift zeigt — erst einem ägyptischen Großen gedient und dann den sidonischen Fürsten Tabnit beherbergt hat. Dieser hat in phönizischen Buchstaben darauf geschrieben: „Wer du seiest, entweihe nicht meine Gruft, du findest keine Schätze. Störe nicht meine ewige Ruhe. Wer es dennoch tun will, sei verflucht in Ewigkeit!“ Wie wenig hat ihm diese Bitte und dieser Fluch geholfen! Jetzt liegt seine mumifizierte Leiche nicht mehr in dem Sarge, sondern daneben unter einem gläsernen Kasten, der mit einem roten Tuche bedeckt ist. Jeder Museumsbesucher kann es fortziehn und sich den Tabnit ansehen. Wenn der alte Phönizierfürst geahnt hätte, daß er noch nach zweitausend Jahren in einem

Digitized by Google

öffentlichen Lokale von neugierigen Fremden betrachtet werden würde, er würde sich wohl gehütet haben, seinen ägyptischen Vorgänger zu verdrängen.

Wenn wir den Serail durch das Babi Humajum wieder verlassen, so haben wir das Wunder der Baukunst, den Stolz des Orients vor uns, das schönste und erhabenste Gotteshaus, das die Erde trägt. Gotische Dome kann man freilich nicht mit der Agia Sophia vergleichen, sie sind zu verschieden, aber von allen Kuppel- und Zentralbauten, die es gibt, hält keiner den Vergleich aus mit diesem Tempel, der der göttlichen Weisheit zu Ehren von der höchsten menschlichen und künstlerischen Weisheit ersonnen worden ist. Auch hat kein Bauwerk je einen so weitgehenden und durchgreifenden Einfluß auf die Entwicklung der Architektur ausgeübt wie dieses. St. Peter, der Stolz des Abendlandes, hat nur ein Stockwerk im Innern, und das Detail ist kolossal, die Sophia ist zweistöckig, und das Detail ist mäßig. Sie erscheint deshalb groß beim ersten Blick, die Peterskirche wird es erst durch Reflexion, und an feiner Harmonie aller Teile, an ungezwungner Einfachheit der Anlage, an heiterer Eleganz des Gesamteindrucks, die sich doch mit ernster Würde paart, kann der Dom des Papstes Julius es nicht entfernt mit der Kirche Justinians aufnehmen, durch die dieser Kaiser Salomon besiegt zu haben sich mit Recht rühmen durfte. Nur sechs Jahre (von 532 bis 537) ist an ihr gebaut worden, und alle Einkünfte des weiten Reichs wurden auf sie verwandt, ja mehr als diese; neue Steuern wurden ausgeschrieben, und den Beamten ihre Gehälter gekürzt. Dafür wurde aber auch nichts gespart an kostbarem Marmor, an Gold, Silber, Perlen und Edelgestein, an Mosaiken, Kultgeräten, Leuchtern, an Elfenbein, Bernstein, Zedernholz, und was sich sonst an kostbarem Material und Schmuckwerk nur irgend denken läßt. Wenn man die Berichte über die Ausstattung dieses Gotteshauses liest, so fällt man aus einem Erstaunen in das andre.

Bei der gewaltsamen Bekehrung zum Islam wurde das Heiligtum freilich aller seiner äußern Zierden beraubt. Nur die Harmonie und die Großartigkeit der Verhältnisse konnte ihm der Eroberer nicht nehmen. Wenigstens nicht im Innern. Von außen allerdings ist der Bau durch Abbrechen der ehemaligen kirchlichen Nebengebäude und durch Hinzufügen von Schulen, Turben, Armenküchen und plumpen Stütz- und Strebepfeilern so total verändert worden, daß man sich von der ursprünglichen Gestalt kaum noch eine Vorstellung machen kann. Vier Minarets sind wie schlanke, weiße Lanzen in die Erde gespießt als Zeichen der Eroberung. Auf der Höhe der Kuppel thront ein eherner, fünfzig Ellen breiter Halbmond, zu dessen Vergoldung 50000 Dukaten verwandt worden sind. Im südlichen Vorhofe finden wir im Mausoleum Murads des Dritten ein charakteristisches Denkmal mohammedanischer Bruderliebe, nämlich siebzehn Särge mit den Leichen der siebzehn Söhne des Herrschers, die ihr ältester Bruder Mohammed der Dritte am Tage seiner Thronbesteigung hinrichten ließ. Von oben bis unten aber wurde das Gotteshaus mit einem gelben, rotgestreiften Anputz beworfen, ein Bewurf, der uns wie ein buntes Sträflingskleid anmutet, wie eine Zwangsjacke, die man der stolzen Herrin am Tage der Knechtung übergeworfen hat.

Welch überwältigenden Eindruck macht dagegen das Innere! In dem kleinen, dunkeln, nördlichen Seiteneingang empfängt den Besucher ein düsterer Imam, nimmt ihm zwei Franken ab, deutet schweigend auf einen Haufen riesiger Filzschuhe und führt ihn, wenn er seine Füße damit bekleidet hat, an den Eingang des Mittelschiffs. Mit einem Blick überschaut man schon von hier aus fast vollständig den innern Raum und nahezu die ganze Kuppel. Diese ruht nicht, sondern schwebt vielmehr, auf vier mächtigen Bogen und mehr als vierzig kleinen gewölbten Fenstern emporsteigend, frei und leicht über dem großen quadratischen Mittelraum. Die Kuppel von St. Peter ist zwar höher (123 Meter gegen 56 Meter vom Fußboden der Kirche aus), aber man muß unter sie treten, wenn man sie sehen will, und dann sieht man zugleich die riesigen Pfeiler und Stützflächen. Bei der Kuppel der Agia Sophia scheint dagegen die Schwerkraft aufgehoben. Und dann die

Digitized by Google

Fülle von kleinern Kuppeln und Halbkuppeln, die wie Trabanten die große umgeben, die Bogen, Nischen und Wölbungen, die Säulenreihen mit den prachtvollen Durchblicken nach allen Seiten hin, die sich bei jedem Schritte verändern, die Fülle gutverteilten Lichts, das alle Räume durchdringt, die ruhige Großheit der ganzen Anlage, die Pracht der Ausstattung, der glänzende Marmor und die Mosaiken, die feine Ausarbeitung der Säulenkapitelle und des sonstigen architektonischen Details, alles das bringt eine magische, eine fast traumhafte Wirkung hervor auf den, der zum erstenmal in dieses von gelblichem Glanze durchflutete Heiligtum, wie in den Himmel selbst, hineintritt.

Freilich hat der Islam auch dem Innern dieses großartigsten Gotteshauses der Erde seine verwüstenden, unschönen Spuren aufgedrückt. Als in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zum Zweck einer Restauration der Kalkbewurf abgeschlagen wurde, da kamen die kostbare Marmortäfelung, die strahlenden Mosaiken auf goldigem Grunde, die Bilder der Madonna und der Heiligen wieder zutage. Von dem Italiener Fossati wurden alle diese Herrlichkeiten genau aufgenommen und veröffentlicht, bevor sie wieder mit Kalk überzogen wurden. Aber noch jetzt treten unter diesem entehrenden Kleide in den Galerien und Seitenschiffen großzügige Gestalten von Heiligen und Propheten hervor. In den Zwickeln unter der Hauptkuppel sind noch die sechsfach geflügelten Cherubim zu sehen, doch ihre Köpfe sind verschmiert. In der Apsis aber schimmert die gewaltige Gestalt Christi „des Allmächtigen," der unter dem Kalküberzug noch immer mit ausgebreiteten Armen zu sich ladet. So oft auch die Tünche erneuert worden ist, immer wieder sind die Umrisse des Erlösers hervorgetreten, eine Vorbedeutung, daß er einst wieder einziehn wird in das Heiligtum, aus dem er vertrieben worden ist. An Stelle des ehemaligen künstlerischen Kirchenschmucks sind runde, grüne Schilde getreten, auf denen in riesigen goldnen Buchstaben bis zu neun Meter Höhe die Namen Allahs, Mohammeds und seiner Gefährten prangen. Dazu plumpe eiserne Kronleuchter an kaum sichtbaren Drähten, gläserne Lampen, Straußeneier, Büschel aus Rauschgold, barbarischer Flitterkram, der nicht erträglicher wird, wenn man weiß, daß die Lampen die Fixsterne, die Straußeneier die Planeten und das Rauschgold die Kometen bedeuten. Das Schlimmste aber ist, daß die Nische, die die Richtung nach Mekka angibt, nicht in der Mitte der Apsis, wo ehemals der Hochaltar stand, sondern etwas seitwärts angebracht ist, und daß dementsprechend alle den Fußboden bedeckenden Teppiche schräg gelegt sind, wodurch jedes künstlerische Gefühl aufs äußerste verletzt werden muß. Man muß sich also diese schreiende Disharmonie erst wegdenken lernen, ehe man zum vollen Genuß gelangt.

In dem Mittelraum sehen wir noch marmorne Estraden für Prediger, Koranleser, Gebetsrufer sowie die von goldnem Gitterwerk umzogne Sultansloge. Ihr gegenüber führt an dem Kuppelpfeiler zur Rechten eine schmale steile Treppe zu dem sogenannten „Mimber" hinauf, der mit einem Spitzturm gedeckten Kanzel, von der die großen Freitagspredigten gehalten werden. Zwei kleine Fahnen wehen auf ihr als Zeichen des Sieges über Synagoge und Kirche, und mit einem bloßen Schwert in der Hand besteigt sie der „Chatib" (Prediger) als sichtbares Zeichen, daß die Moschee durch Eroberung dem Glauben gewonnen worden ist.

Während wir staunend in diesem Gotteshause umherwandelten mit der Scheu, die einen in dem Heiligtum einer fremden Religion nie verläßt, und außerdem von einem uns scharf beobachtenden Moscheediener begleitet, verrichtete eine Abteilung Soldaten, kniend und in regelmäßigen Pausen den Kopf auf den Boden stemmend, ihr Gebet, und in einer Ecke saß ein Lehrer auf einem Wollsacke und paukte den um ihn hockenden Schülern Koransuren ein. Unser Führer Dellio erzählte uns mit leiser Stimme, daß hier in diesem Raume am Tage der Eroberung (29. Mai 1453) fünftausend Menschen „geschnitten" worden seien. Er führte uns auch in ein Seitenschiff, wo in ziemlicher Höhe neben einer Säule deutlich der Abklatsch einer Hand zu sehen war. Hier ritt der Eroberer hoch auf

Digitized by Google

Leichenhügeln in die Kirche hinein, tauchte seine Hand in flüssiges Gold und drückte sie zum Symbol der Besitzergreifung an die Mauer. Ein furchtbarer Tag, als unter den Axthieben der wütenden Janitscharen die Pforten zusammenbrachen, und die fanatische Soldateska über die dichtgedrängten Christenscharen, die bei der göttlichen Weisheit Schutz zu finden hofften, erbarmungslos mit dem Schwerte des Propheten herfiel. Da wurde nicht Alter, nicht Stand, nicht Geschlecht verschont, und nur mit Mühe bahnte sich das Schlachtroß des finstern Eroberers durch das Gemetzel seinen Weg. Als er vor den Hochaltar kam, riß er das Tier am Zügel in die Höhe. Hochauf bäumte es sich und setzte mit einem Sprunge auf den Altar, indem der Sieger frohlockend das Wort rief: „Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet." Aber auch eine geheimnisvolle vermauerte Pforte zeigte uns unser Führer. Durch diese verschwand, als die Türken eindrangen, der Priester, der gerade das Hochamt zelebrierte, indem er den Kelch mit sich nahm. Hinter ihm schloß sich die Mauer. Am Tage, wo die Moschee wieder zur Kirche geweiht werden wird, wird sich die Pforte wieder öffnen, und der Priester die unterbrochne Messe zu Ende lesen. Eine schöne Sage! Auch wer sich der Verdrängung des Halbmonds aus Europa gegenüber aus politischen Erwägungen kühl verhält, der muß doch, wenn er die Agia Sophia betritt, von dem heißen Wunsch ergriffen werden, daß auf ihrer Kuppel wieder das Kreuz thronen und dem barbarischen Unfug ein Ende bereiten möge. Dann wird neues Leben in die seit vierhundertundfünfzig Jahren versteinerte Maske kommen. Freilich, für den protestantischen Predigtgottesdienst ist diese Kirche nicht geschaffen. Sie bedarf eines reichen, glänzenden, sinnberückenden Kultus, wenn ihre Pracht und Herrlichkeit zu voller Entfaltung kommen soll.

Wer die Agia Sophia gesehen hat, der hat eigentlich alle Kirchen des griechischen und alle Moscheen des mohammedanischen Orients gesehen. Sie ist vorbildlich geworden und geblieben für die gesamte Architektur des Ostens. Die Baukünstler vermochten sich nicht aus ihrem Zauberbanne zu lösen. Unmittelbar nach ihr die benachbarte Achmedmoschee zu besuchen, hielt ich deshalb nicht nur für überflüssig sondern für einen Frevel. Der große Eindruck durfte nicht durch etwas ähnliches aber geringeres verwischt werden. Wir begnügten uns also, den äußern, mit Bäumen bepflanzten Hof zu durchschreiten und den eigentlichen Vorhof (Haram) zu betreten. Spitzbogige Säulenarkaden umgeben ihn, und in seiner Mitte steht ein kleiner sechseckiger, ebenfalls mit Säulen gezierter Brunnen. Hinter diesem türmt sich die Moschee gleich einem Gebirge hinter-, neben- und übereinander aufsteigender Kuppeln und Halbkuppeln zu gewaltiger Höhe empor, wie überhaupt die Achmedmoschee mit ihren riesigen Nebenanlagen und ihren sechs organisch mit ihr verbundnen Minarets nach außen hin weit mehr imponiert als die verbaute und verunzierte Sophia. Ich hob den Kodak und knipste ab, um das kuppelige Steingebirge festzuhalten, aber fast in demselben Augenblick schoß ein wütender Imam hinter dem Brunnen hervor mit einem Gesicht, als wolle er mich umgekehrt in die Erde pflanzen, und verlangte mir klipp und klar meinen Apparat ab. Photographieren sei hier verboten, er werde das Bild vernichten. Unser Dellio legte sich ins Mittel, und es gab ein scharfes Wortgefecht zwischen beiden. Der Albanese war jedoch dem Türken an Schlauheit über. Er sagte, während ich schon ein Backschisch präparierte, ich hätte nur photographieren wollen; er habe mir aber gesagt, daß das verboten sei; da habe ich es gelassen. Jahrhunderte währende Knechtschaft macht ein Volk eben zum Lügen geschickt. Unter dem dumpfen Nachgrollen des Küsters nahmen wir unsern Rückzug. So ein Mohammedaner, der seine Religion verletzt glaubt, sieht ganz gefährlich aus.

Vor der Achmedmoschee dehnt sich der lange, wüste, etwas verwahrloste Atmeidan, d. i. Roßplatz, aus, der alte Hippodrom, der die berühmten Zirkusspiele, die Kämpfe der Blauen und der Grünen und den fürchterlichen Nikaaufstand von 532 gesehen hat, wobei Belisars Truppen eine der grauenvollsten

Digitized by Google

Metzeleien, die die Geschichte kennt, unter den im Hippodrom zusammengedrängten Massen anrichteten. Hier sind 30000 „geschnitten“ worden, sagte unser Albanese, als wir den Platz betraten. Jetzt sieht man hier zwei Obelisken, einen gemauerten, häßlichen aus byzantinischer Zeit, und einen monolithischen Granit, der von Kaiser Theodosius aus Ägypten hierher gebracht und mit Skulpturen versehen wurde, die zu den hieroglyphischen Inschriften nicht recht passen. Zwischen beiden Obelisken steht tief im Boden der untere Teil der bronzenen Schlangensäule, auf der die Griechen den goldnen Dreifuß zu Ehren des großen Sieges von Platää aufgestellt hatten. Von den drei Schlangenköpfen hatten wir den einen noch erhaltnen Oberkiefer schon im alten Museum bewundert. Auch die Leiber tragen den Stempel der alten griechischen Kunst. Sie gleichen nicht zusammengeflochtnen Tauen, sondern zeigen schwellendes elastisches Leben.

Am Nordende des Atmeidan sahen wir dann den Brunnen, den unser Kaiser dem Sultan gestiftet hat. Er ist mit diesem Geschenk sehr geschickt den Traditionen der türkischen Sultane gefolgt. Dem ursprünglichen Wüstennomaden ist kühles, klares Trinkwasser noch heute die höchste aller irdischen Wonnen. Wenn also ein Sultan sich dem Volke seiner Residenz gnädig und gefällig erweisen wollte, so schenkte er ihm einen Brunnen. Der schönste ist der Achmeds des Dritten am Serail, ein großes, farbenbuntes Wasserschloß mit Stalaktitennischen und vergoldetem Gitterwerk in vorspringenden Erkern. Unser Kaiserbrunnen macht ebenfalls einen schönen Eindruck. Er ist ein achtsäuliger Kuppelbau mit Rundbogen, Mosaiken und großem Sternenornament. Eine Treppe führt hinauf in den Innenraum, während acht Brunnenrohre ihr Wasser nach außen in steinerne Becken entsenden. Am Fries läuft eine türkische Inschrift hin, die vermutlich dasselbe besagt wie die deutsche: „Wilhelm II., deutscher Kaiser, stiftete diesen Brunnen in dankbarer Erinnerung an seinen Besuch bei Sr. Majestät, dem Kaiser der Osmanen Abdul Hamid II. im Herbst des Jahres 1898.“ Zwei Militärposten waren neben dem Brunnen aufgestellt, und unausgesetzt labten sich Durstige an den Röhren, von denen allerdings — echt türkisch! — drei schon entzwei waren und kein Wasser mehr spendeten.

An der andern Schmalseite des Atmeidan steht das Janitscharenmuseum, ein ganz neues Gebäude mit schönem, goldnem Plasond. Hier auf diesem Platze wurde 1826 das Signal zur Vernichtung der Janitscharen gegeben. Die Truppe selbst existiert seitdem nicht mehr, aber ihre Trachten und Waffen kann man an lebensgroßen Figuren im Museum besichtigen und sich so ein Bild davon machen, wie diese unheimlichen, undisziplinierten und doch so todesmutigen Scharen ausgesehen haben, vor denen Europa von 1453 bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts zittern mußte. In bunter Uniform stehn sie da einzeln oder in Gruppen, mit langen Flinten, krummen Säbeln, riesigen Turbanen und schweren Filzmützen. Aus gläsernen Augen starren sie kalt und bösartig auf den ungläubigen Besucher. In ihrer Blütezeit wäre der Kaiserbrunnen undenkbar gewesen! Die Zeiten haben sich eben geändert. Wir sind jetzt die „guten Freunde“ derer, gegen deren Mord Luther im Kirchenliede die Hilfe des Himmels anrief.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Damen auf Markby

Von Mathilde Malling

(Schluß)

Arme Julie, begann Arvid wieder, ihr war es viel schlimmer gegangen als mir. Ja, dir kann ich es ja natürlich schon sagen, und du scheinst es auch erraten zu haben. Sie gestand sofort, daß Erik . . .

Das ist ja ein öffentliches Geheimnis! unterbrach ihn Elli etwas geringschätzig mit aufgeworfner Oberlippe. Daß sie sich nicht genierte, es zu sagen!

Mir! Ach nein, weißt du was: so wie ich sie in der letzten Zeit vernachlässigt habe . . .

Hast du das wirklich? fragte Elli eifrig, aber versöhnt.

Ja, das weiß Gott! Und du weißt es auch! Na ja, es scheint ja nicht, daß sie es weiter schlimm aufgenommen hat, die arme Kleine. Es endigte recht gut, fuhr er schnell fort. Wir können uns nie entzweien, Julie und ich. Aber als das schlimmste überstanden und ich wieder daheim war, da begann ich ernsthaft über meine verdammten Geldangelegenheiten nachzudenken. Wie du vielleicht weißt, wollte der Alte vor ein paar Jahren durchaus haben, daß ich Markby pachten solle. Das sei ein künstlicher Vorwand, dachte ich damals. Aber es war wohl, weil er wünschte, ich solle eine Art Stellung in der Umgegend haben, ehe unsre Verlobung veröffentlicht werde.

Und nun? fragte Elli atemlos. Ihre Augen leuchteten; sie hatte genug von Geschäften reden gehört, sogleich zu verstehn, wo er hinaus wollte. Nun? . . . und das ist natürlich ein sehr vorteilhafter Kontrakt?

Ja. Ich sehe, daß du gleich weißt, um was es sich handelt. Aber ist es nicht gemein?

Nein, unterbrach ihn Elli leidenschaftlich. Es ist ja ein Geschäft, wie alles andre auch. Und du warst ja nicht verlobt, als der Kontrakt aufgesetzt wurde. Oder doch?

Nein, sagte Arvid zögernd, aber ich wußte, daß es der Alte für sicher annahm.

Sprich mit Erik! sagte Elli plötzlich energisch. Er hat seine Fehler, aber kleinlich ist er nicht.

Sprich mit Erik! Geliebte Elli, kannst du denn nicht einsehen, daß es eine verdammt prekäre Sache für mich ist, darüber mit Erik zu sprechen?

Aber ich könnte es tun, sagte Elli zögernd. Meinst du nicht?

Arvid sah sie mit einem Ausdruck an, den Elli noch nie an ihm gesehen hatte.

Liebe Elli, sagte er kurz, bis jetzt habe ich noch nie eine Frau für mich eintreten lassen, und so Gott will, wird das auch nie geschehen, so lange ich lebe. Es wird mir nicht leicht werden, aber um deinetwillen werde ich mit Erik sprechen.

Elli saß ein paar Minuten ganz still da, und als er sich über sie beugte, fühlte er, daß ihre Wange naß war.

Arvid, flüsterte sie fast unverständlich, so leise war es. Wenn ich mich jemals — verstehst du? — über irgend etwas beklagen sollte, willst du mich dann daran erinnern?

Digitized by Google

Nein, sagte er lächelnd, bei Gott, das will ich nicht! Ich glaube, daß du es schon von selbst nicht vergessen wirst.

Nie hätte ich geglaubt, daß ich es ertragen könnte, zu sehen, daß du dich demütigst, und nun ... ich glaube, ich würde dich nicht halb so sehr lieben, wenn ich dich nicht bereit sähe, zu ... und vor Erik, setzte sie leidenschaftlich hinzu, der sich dir gegenüber so schändlich benommen hat.

Ich kenne ja Eriks Grundsätze, aus denen er übrigens gar kein Hehl macht. „Im Krieg und in der Liebe usw." Er meint, wenn er Julie liebe, und sie ihn, dann ... du weißt, er hat einen Grundsatz, und der heißt: „Das Recht des Stärkern." Deshalb hat er die ganze Sache auch so cavalièrement aufgefaßt, wie er es offenbar getan hat ... er hat einfach nur an sich und sie gedacht.

Ich kann ihn nicht ausstehn! sagte Elli leidenschaftlich; mit der ganzen Energie ihrer streitbaren Natur machte sie nun auch in diesem Falle das dem Geliebten zugefügte Unrecht zu ihrem eignen.

Aber ich weiß recht gut, Erik ist der beste Kerl unter der Sonne, und wenn irgend eine Frau einen dauernden Einfluß auf ihn ausüben kann, so ist es Julie, das hoffe ich.

Und du warst nicht ... du dachtest nicht, es sei sonderbar ... als sie ... es dir sagte? fragte Elli leise.

Darüber möchte ich lieber nicht sprechen, antwortete er lächelnd, denn du würdest es ganz und gar nicht verstehn.

Das will ich dir aber sagen, Arvid! erklang Ellis Stimme plötzlich sehr bestimmt, auf Groß-Markby bleibe ich nicht, es mag mit der Pacht gehn, wie es will.

Er lachte laut auf und sah ihr in die Augen.

Ich auch nicht, wenigstens nicht gern. Aber ich fürchte, daß es trotzdem unser einziger Ausweg sein wird.

Ja, denn ... versuchte Elli, halb lächelnd, halb um die ganz richtige Deutung, die er, wie sie sah, ihrem Ausbruch gegeben hatte, zu verwischen — ja, denn du weißt nicht, wie schlecht ich bin. Wenn ich in meiner Unbedeutendheit hier im Flügel sitzen müßte und sie in ihrer englischen Equipage sähe.

In der ich sie fahren müßte ... nicht wahr, Elli? Ach, da brauchst du keine Angst zu haben, mein Mädchen. Erstens hat Erik im innersten Herzen gewiß recht morgenländische Begriffe von der Freiheit einer verheirateten Frau, und zweitens wird Julie gar nicht auf so großem Fuße leben wollen. Es liegt nicht in ihrer Natur. Gerade wie jetzt auch, wird sie in der grünen Stube mit ihren Büchern sitzen oder so unbemerkt wie möglich in Wald und Feld herumstreifen. Aus Gästen macht sie sich nichts, die große Dame zu spielen ist ihr in Wirklichkeit ganz zuwider, und sein Leben unter den Menschen draußen wird Erik allein leben müssen.

Das ist ihm vielleicht gerade recht!

Vielleicht. Er schwieg eine Weile und sagte dann, wie von einer Gedankenverbindung getrieben: Ja, viel kann ich dir ja nicht bieten, Elli, aber das weiß ich, daß du, wie mein Leben sich auch gestalten möchte, es immer mit mir teilen würdest.

Gott sei Dank, ja. Denn ich würde in der grünen Stube umkommen. Und das sage ich dir, Arvid, wenn wir auch noch so arm sein werden, so habe ich doch im Sinn, ab und zu einmal jemand einzuladen, wenigstens zu einer Tasse Kaffee, und es ist mir ein Bedürfnis, daß die Leute mir dann sagen, daß ich schön gesungen hätte.

Arvid hielt sie von sich ab.

Da wir gerade bei den andern sind, müssen wir da nicht auch ein wenig von dem armen Tjö sprechen? fragte er lachend.

Um Gottes willen, nein! Heute nicht! Lieber Gott, wieviel Uhr ist es denn eigentlich? rief sie aufspringend.

Digitized by Google

Ja, du mußt gehn! — Auch er war rasch aufgestanden. — Gott sei Dank, daß meine brave Anna heute Abend Urlaub hat. Aber wie soll ich dich nur hinauspraktizieren, ohne daß die alte Frau Garde dich sieht?

Es klopfte leicht ans Fenster hinter dem Vorhang. Arvid wechselte die Farbe, so unangenehm schien es ihm zu sein.

Bleib sitzen, Elli! flüsterte er kurz. Ich werde hinausgehn. Es wird wohl Bibbi sein; sie hat mich zum Abend eingeladen, und nun denkt sie wohl, daß es zu lange daure.

Laß sie hereinkommen, sagte Elli ruhig.

Aber Elli! Er sah sie erstaunt und ungläubig an, und sie errötete tief unter seinem Blick.

Bibbi ist viel klüger als du, erwiderte sie stolz mit ihrem überlegensten Blick. Es würde ihr nie einfallen, etwas Schlechtes von mir zu denken.

Es klopfte wieder, schwach und halb zögernd.

Geh! sagte Elli befehlend. Er ging, aber erst schloß er sie heftig in seine Arme.

Danke, flüsterte er ihr heiß ins Ohr, daß ... daß ... — die Worte waren sehr undeutlich —, daß du gerade so bist, wie du bist, Elli.

Du kannst mich nachher nach Hause begleiten. Beeile dich jetzt nur!

Elli setzte sich mit etwas dunkler gefärbten Wangen als gewöhnlich in den Schaukelstuhl und schaukelte sich erregt, die Füße auf den Ofenstein aufgestützt. Zwei Minuten später trat Arvid wieder ein, und ganz richtig in Bibbis Gesellschaft.

Hier ist Elli, sagte er nur.

Bibbi sah unter ihrem wollnen Schal, den sie sich um den Kopf geschlungen hatte, dunkelrot aus; sie war sehr befangen und gerührt, sodaß sie nicht wußte, wo sie ihre Blicke hinwenden sollte.

Liebe Bibbi, sagte Elli weich und ruhig, aber doch recht freimütig, findest du es sehr unrecht von mir?

Liebstes Kind! — Bibbi umarmte sie rasch —, mir ist es ... so ... so sonderbar zumute, daß ich kaum weiß, auf welchem Bein ich stehn soll.

Sie hielt Elli mit beiden Händen etwas von sich ab, gerade wie sie es damals beim ersten Zusammentreffen mit ihr auch getan hatte, und betrachtete sie innig mit ihren runden Augen.

Aber das weiß ich, Elli, daß ich dir nie vergessen werde, daß du keine Angst vor mir gehabt hast. Du hättest es ja mit Leichtigkeit vermeiden können, mich zu sehen.

Elli lachte, glücklich und mit Tränen in den Augen.

Nun muß sie gehn, sagte Arvid. Er hielt den noch immer nassen Radmantel vor den Ofen. Bibbi befühlte ängstlich das Kleidungsstück.

Aber erkältest du dich nicht darin? fragte Bibbi.

Ich erkälte mich nie, meine Liebe, das gewöhnt man sich in Lennsjö ab.

Siehst du, sagte Arvid recht knabenhaft ausgelassen, nun ist sie im Domino. Und dann stecken wir ihr selbstleuchtendes Haar unter die Pelzmütze, damit es niemand auf dem Wege scheinen sieht.

Arvid! Elli versuchte vergebens, ihre Frisur zu schützen.

Und dann sag Tante Albertine, Bibbi, daß Arvid heute nicht zum Abendbrot zu euch kommt.

Ich werde dich nicht verraten, Elli, sagte Bibbi, etwas verlegen, langsam. Mutter würde es nie verstehn.

Nein, um Himmels willen! Aber du verstehst es, nicht wahr, Bibbi?

Ja, antwortete sie beinahe schluchzend und drückte Ellis Hand innig in der dunkeln Flur.

Arvid stand bereit und löschte die Lampe auf seinem Schreibtisch aus.

Digitized by Google

18

Es war an einem der letzten Tage vor Weihnachten, einem Tag mit glänzendem Reif und weißem, fast undurchsichtigem Nebel, der nun schon seit einer Woche anhielt. Aus der Entfernung sah Groß-Markby da mitten im Walde wie ein von riesigen Spinnweben umsponnenes Märchenschloß aus. Wenn man aber nur etwas näher kam, sah man, wie die Flammen von dürren Reisigbüscheln durch die geöffnete Tür des gemauerten Backofens drüben am Brauhaus herausschlugen; der Schein leuchtete weit über den Hofplatz bis zu der Mauer des gerade gegenüberliegenden Holzstalls, wo das gefrorne Wild in Reihen aufgehängt war; denn mit diesem konnte man sich erst befassen, wenn die Schlächterei endlich vorüber war. Drunten in der geräumigen „Kellerstube" zermalmten die großen Fleischhackmaschinen unverdrossen das Wurstfleisch, das die Mägde mit erstarrten Fingern in ellenlange, durch Hornringe ausgespannte Därme stopften, während ein paar Knechte, die mit Hand anlegten, für den Humor sorgten. Und Jungfer Ulla kam mit Kaffee und neugebacknen, noch dampfenden Weißbrötchen, damit die „Ärmsten" inwendig auftauen konnten.

In wattiertem Mantel und mit Binsenschuhen über den Stiefeln saß Julie schon den ganzen Nachmittag da unten und half Speck schneiden. Jungfer Ulla hatte sie jede Weihnacht, die sie zuhause feierte, schon als ganz kleines Mädchen dazu angehalten, damit sie „weiße Hände" bekomme. Nun aber nahm Julie ihre Ringe vom Fensterbrett und erklärte, was auch seine Richtigkeit hatte, daß sie ganz steif gefroren sei.

Jetzt können Sie auch ruhig gehn, sagte Jungfer Ulla gnädig und betrachtete genau Juliens Arbeit. Sophie, wandte sie sich an eine der Mägde, bringen Sie dem Fräulein etwas Wasser, damit sie sich die Hände waschen kann, und dann trinkt sie eine Tasse Kaffee mit uns, ehe sie geht.

Julie sah ihre eigne Mundtasse mit dem gemalten Monogramm schon auf dem Brett stehn und wußte, daß sie die Jungfer tödlich beleidigen würde, wenn sie den Kaffee ablehnte. Sie schaute in aller Stille bekümmert auf ihre Uhr ... o ja, wenn sie sich beeilte!

Aber die arme Julie war nicht dazu geschaffen, sich zu beeilen. Und dann mußte sie sich natürlich auch etwas hübsch machen und das Haar frisch aufstecken. Es dämmerte schon stark, als sie von allen Weihnachtsvorbereitungen weg nach dem Hohlweg unter den Birken schlich, wo sie und Erik — was ja Bibbi bezeugen konnte — sich im geheimen zu treffen pflegten.

Ja, obgleich zwischen ihr und Arvid nun alles vorbei war, und Briants und Olga, ja sogar auch die Pröpstin wußten, wie die Sachen standen, so ... Nein, es ging doch nicht an, sich offen mit Erik zu zeigen — jetzt noch nicht! Ganz Markby wußte natürlich, daß alles gerade umgedreht war, und daß gewissermaßen alle die Plätze miteinander getauscht hatten, aber etwas zu sagen, das wagte man doch nicht. Beide Hände tief in den Manteltaschen stand Erik schon wartend unter einer großen Hängebirke, als Julie endlich in aller Eile den Abhang herunterlief. Der trockne weiße Reifschnee stob von Gras und Büschen auf ihr schwarzes Kleid — ihre Augen strahlten unter der nachlässig aufgesetzten Pelzmütze. Niemand — ausgenommen Erik — hätte das ruhige korrekte Fräulein Sack wieder erkannt.

Zu spät ... wie gewöhnlich! — Er hielt ihr seine Uhr hin. Bist du je einmal in deinem Leben zu früh oder auch nur rechtzeitig gekommen?

Als ob ich etwas dafür könnte, Erik! Du siehst ja, wie ich mich beeilt habe. Und dann, gerade als ich gehn wollte — sie schaute zweifelnd auf —, da bekam ich einen Brief von Arvid.

Korrespondiert ihr jetzt miteinander? fragte er ironisch. Auf zwanzig Schritt Entfernung? Worüber denn?

Er hat mir nur etwas geschickt — sie sah ihn etwas unruhig an.

Digitized by Google

Na, Julie — heraus damit! Ich bin doch kein solcher Bullenbeißer!

Etwas langsam und umständlich zog Julie den Handschuh von ihrer rechten Hand und zeigte ihm einen glatten Ring mit einer großen Perle darauf. Er sah sie erstaunt und fragend an.

Es ist — kannst du es denn nicht erraten? Es ist mein Verlobungsring, den ich ihm natürlich zurückgegeben hatte. Nun ... nun hat er eine Perle darauf setzen lassen und schickt ihn mir wieder als ... als Freund. Ihre Lippen bebten, während sie sprach, und sie sah Erik nicht an dabei. Aber innen steht sein Name wie vorher.

Erik ergriff ihre Hand und hielt sie fest. Unverwandt ruhten seine Augen auf dem Ring.

Er bittet mich, ihn als eine Erinnerung an „die aufrichtige Ergebenheit," die er immer für mich fühlen werde, zu tragen ... du kannst den Brief lesen, unterbrach sie sich etwas rasch. Ich hätte nie geglaubt, daß Arvid so viel Gefühl hätte.

Gott sei Dank, daß er es dann nicht früher an den Tag gelegt hat, sagte Erik fromm. Aber er! Trägt er nun zwei Ringe, der tapfre Ritter?

Ja, sagte Julie etwas befangen. Aber natürlich nicht am Ringfinger.

Nein, natürlich nicht, wir sind ja doch alle gute Bürger und Skandinavier. Und ich bezweifle, ob Elli so liberal sein wird wie ich. Er trägt ihn also in der Westentasche, zieht ihn in feierlichen Augenblicken, wenn Ellis Laune zu schlimm wird, heraus, liest das „Julie" darin und ... bereut!

Erik, du verstehst Arvid nicht, sagte Julie leise und vorwurfsvoll.

O doch. Aber wenn ich ehrlich sein soll, so hätte ich nicht erwartet, daß er — daß er allem Anscheine nicht wünscht, von dir vergessen zu werden.

Julie zog langsam den Ring von ihrem Finger. Sie hatte den Kopf tief gesenkt, sodaß er den Ausdruck in ihren Augen nicht sehen konnte.

Nein, behalte ihn nur an, sagte er schnell, indem er rasch wieder ihre Hand erfaßte und sie heftig drückte. Es ist eigentlich recht gut, wenn wir uns erinnern.

Schweigend gingen sie ein paar Schritte, die Birken über ihnen waren ganz weiß und fast ebenso dicht wie im Sommer. Hierauf begann er wieder langsam und zögernd: Du weißt wohl, daß Arvid und ich eine endgiltige Besprechung gehabt haben?

Nein! rief sie stehn bleibend und schwer atmend. Woher sollte ich das wissen?

Ja, du weißt doch, daß ich ihn nicht aufsuchen wollte. Es hätte so sonderbar ausgesehen, nachdem er mit dir gebrochen hatte. Aber es drückte mich, daß ich mich im Hintergrund hielt. Da kam er selbst heute Morgen. Und aufrichtig und nobel ist er! sagte Erik warm.

Ja, sagte Julie leise und innig.

Wir sprachen hauptsächlich von Geschäften, und er ging ohne weitere Umschweife richtig und einfach davon aus, daß ich, und vor allem ich es sei, mit dem er es künftig zu tun haben werde. Hierauf legte er mir seinen Status vor. Ich denke mir, daß er ihn in den letzten Tagen, nachdem er mit dir gesprochen hatte, abgeschlossen hat.

Nun? flüsterte Julie gespannt.

Ja, sagte Erik langsam, ich verstehe mich ja nicht gerade schlecht auf Geldsachen, und nach allem, was ich sehen konnte ... ist seine Stellung nicht brillant. Und ich verstehe wohl, daß dies „zu mir kommen" für ihn ein wahrer Gang nach Canossa gewesen sein muß. Er sagte auch gleich von Anfang an gerade heraus, daß er es einzig und allein Elli zuliebe tue.

Jemand anders zulieb hätte er es nicht getan, sagte Julie empört.

Nein, das glaube ich auch nicht. Ich konnte aber nichts andres sagen, als

Digitized by Google

was die Wahrheit war, nämlich, daß du, und nur du allein es seiest, die jetzt und später alle Groß-Markby angehenden Geschäfte abschließen müsse.

Ach Erik, sagte Julie verdrießlich und vorwurfsvoll. Du hättest es ja mit wenig Worten für uns alle so leicht machen können.

Er weiß, was ich denke, unterbrach sie Erik schnell. Ich denke gerade, wie alle andern auch, daß dein Vater ihm Unrecht getan hat. Er erzog den Knaben, der nichts hatte, als einen reichen Verwandten, und es war allgemein angenommen worden, daß dein Vater ihm nicht wenig vermachen würde. Und da zog er sich aus dem Spiel, indem er ihm einen Revers ... auf dich ausstellte.

Sprich nicht vom Vater; er meinte es gut mit Arvid und auch mit mir.

Er behandelte euch gerade wie ein paar Schachfiguren, ja, das tat er. Aber er bedachte nicht, daß der König weiß, die Königin aber schwarz war und somit einer ganz andern Partei angehörte. In dem Fall nun, daß du Arvid auf irgend eine feine Weise dazu bringen kannst, mag er meinethalben gern die Hälfte von Groß-Markby behalten, wenn uns nur das Wohnhaus bleibt.

Das kann ich nicht, sagte Julie leise, ich kenne ihn zur Genüge.

Obgleich ich natürlich lieber einen andern Nachbar hätte, reservierte sich Erik mit Nachdruck.

Julie errötete. Elli ist auch dagegen, aber ich kann begreifen, daß Arvid, so wie sich alles herausstellt, auf dem Gut bleiben muß. Ich habe versucht, als wir es einmal flüchtig berührten, von einer Erstattungssumme — nennt man es nicht so? — zu sprechen. Aber er sagte, und das kann ich so gut verstehn, daß er eine solche von mir nicht annehmen könne.

Nein, sagte Erik bestimmt, das kann er nicht. Alle Dummköpfe der Welt würden glauben, sie seien recht pfiffig, wenn sie ausrechneten, daß du dich auf diese Weise losgekauft habest. Es würde nicht allein Arvids, sondern auch deiner und meiner Ehre schaden.

Ja, sagte Julie verzagt und ratlos.

Aber nun höre, was ich ihm vorgeschlagen habe, nur ganz im allgemeinen, denn ich hatte ja noch nicht mit dir gesprochen. Ich sagte, ich glaubte, daß du schon den Plan habest, eine neue Verwalterwohnung an der Tannenbucht zu bauen, weil ja der eine Flügel auf Wunsch deines Vaters deiner Stiefmutter zur Verfügung stehn soll.

Wie furchtbar klug du doch bist! rief Julie bewundernd. Was sagte er dazu?

Er freute sich darüber, antwortete Erik ehrlich. Und dann sagte ich — es war natürlich nur geschwindelt, aber es klang gar nicht übel —, er solle die Sache so ansehen, als ob dein Vater noch lebte, und du nur seine Wünsche ausführtest.

Erik, sagte Julie zärtlich und beinahe mit Tränen in den Augen. Deine Mutter hat doch Recht: es gibt niemand, der ein Herz hat wie du ...

Und so einen Kopf! pflegt Mutter hinzuzusetzen, wenn ich mich recht erinnere, sagte er lachend. Na, aber war das nicht recht pfiffig? Glaubst du, daß du dich mit Elli vertragen kannst, wenn der ganze Markbyer Wald zwischen euch liegt?

Ich habe mich doch immer mit Elli vertragen! antwortete Julie lachend. Und nicht nur das; ich bin ihr sogar in hohem Grade dankbar! Wäre sie nicht gewesen, hätte ich ja nie mit Arvid brechen können.

Liebe Julie, wir wollen doch aufrichtig gegen uns sein und dich nicht zu einer Heldin machen: er war es, der die Verlobung aufhob.

Ich weiß, daß du mich für feig hältst, begann Julie leise mit bebenden Lippen.

Das habe ich dir ja immer gesagt — du bist ein unverbesserliches hilfloses Häschen. Aber jetzt ist das einerlei. Denn in so ein Dilemma wie dieses wirst du, so wahr mir Gott helfe, nicht wieder kommen!

Digitized by Google

Und Elli? fragte er eine Weile nachher. Haſt du mit ihr geſprochen?

Ja, geſtand Julie beinahe ſeufzend. Sie war bei mir, ich merkte, daß Arvid es gewünſcht hatte, aber wir konnten uns natürlich nicht ſo recht ausſprechen . . . jetzt noch nicht!

Noch nicht? Er begann unbarmherzig zu lachen. Als ob du wirklich glaubteſt, daß ihr beide jemals richtig vertraulich und natürlich miteinander ſein könntet! Liebſte Julie, ich kann es vielleicht vergeſſen, obgleich es nicht leicht ſein wird, aber glaube mir aufs Wort, ſie vergißt niemals, daß du jahrelang von Arvid ſelbſt und auch von andern dazu beſtimmt warſt, ſein Leben zu teilen.

Ich glaube auch nicht, daß ſie es vergißt.

Nun, wenn ſie nun doch auf Markby bleiben müſſen, dann — dann iſt es, wie ich ja ſchon geſagt habe, gewiß am beſten, wenn keins von uns zu vergeßlich iſt.

Es iſt aber doch merkwürdig, ſagte Julie nach einer Pauſe nachdenklich, wenn man ſein Leben ſo mit dem eines andern verflochten fühlt.

Es iſt eine Laſt, antwortete Erik kurz. Aber hätte man nicht eine Menge ſolcher Laſten zu tragen, dann wäre das Daſein zu leicht zu ertragen. Ich habe entdeckt, daß zu viel Freiheit einfach nicht gut iſt. Es gehört übrigens gar nicht ſo wenig Druck von außen dazu, das eigne merkwürdig elaſtiſche Gefühlsleben zu regulieren. Ja, ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden; verſtehſt du, was ich meine? Wären wir nicht beſtändig dieſem, wie ſoll ich es nennen, dieſem geſellſchaftlichen Druck unterworfen, ſo würde uns, bildlich geſprochen, das Blut zur Naſe und zum Mund heraustreten, wie es auf den höchſten Berggipfeln in zu dünner Luft der Fall iſt. Kein Gleichgewicht, ſiehſt du! Das Joch gibt Gleichgewicht.

Und das ſagſt du? fragte Julie lächelnd. Du, der . . .

Ich weiß, was du ſagen willſt, erwiderte er, auch lächelnd. Ich, der nie Zwang oder Aufſicht habe ertragen können, und der für ſich ſelbſt die abſoluteſte Freiheit verlangt hat . . . Liebe Julie — er zog ihren Arm inniger an ſich und ſah ihr ins Geſicht, während er ſprach —, ich habe, wie ſo viele andre meines Charakters, mehr als dreißig Jahre gebraucht, einzig und allein, eine Perſönlichkeit zu werden, mich zu entwickeln — wo will ich nur ein Wort hernehmen, das ausdrückt, was ich meine —, zum Staatsbürger . . . nein, Staatsbürger iſt nicht genug.

Er ſchwieg eine Weile und betrachtete gedankenvoll und wie geiſtesabweſend den bleichen winterlichen Himmel, der nach dem Sonnenuntergang noch grünlich hell leuchtete. Dann begann er wieder, zögernd und nicht ganz ſo ſicher: Du ſprichſt immer davon, oder jedenfalls gibſt du zu verſtehn, daß ich, der ſo weit in der Welt herumgekommen ſei, ſo viele Menſchen geſehen und ſo viel „erlebt“ habe, wie Dagny zu ſagen pflegt — er lächelte —, daß ich es einmal bereuen werde, mich hier zuhauſe unauflöslich gebunden zu haben. Davor brauchſt du aber keine Angſt zu haben, mein Lieb.

In der letzten Zeit habe ich ſo oft über all dies nachgedacht; aber an einem Abend, wie an dieſem, wo ich hier mit dir in unſerm eignen Walde ſtehe und dieſes weiße ſchwediſche Land vor mir ſehe, das ſich in ſchneebedeckter Unendlichkeit meilenweit nach allen Seiten hin ausdehnt, und wenn dann die Lichter in all den kleinen roten Blockhäuſern angezündet werden, und ich weiß, daß ſich in den Herzen der Männer, die darin wohnen, ungefähr ganz dieſelben Gedanken finden, nämlich die Gedanken an Frau und Kinder, Heimat, Arbeit und Auskommen, dann . . . dann . . . ja kannſt du es nicht verſtehn? Dann iſt es mir, als ob das Gefühl von Verwandtſchaft und Zuſammengehörigkeit merkwürdig warm und lebendig würde; es iſt, als ob ich ganz ſicher wüßte, daß da, wo ich jetzt bin, wo ich auf dieſe Weiſe habe denken und fühlen lernen, mein wirklicher Platz auf der Welt iſt.

Digitized by Google

Und früher, wenn ich im Ausland an die Heimat dachte, da erwartete ich immer, daß mir daheim alles schrecklich klein und eng vorkommen werde, und es graute mir davor, wie Joseph unter seinen Brüdern zu sein.

Aber jetzt, ich bin fast erstaunt darüber, fühle ich mich im innersten Herzen nur als ein ganz gewöhnlicher schwedischer Bürger — als ein Landsmann unter Landsleuten. Und ich weiß nun, daß ich ein ehrlicher Arbeiter „unter dem Gesetz" bin, unter dem Gesetz, hörst du, wie herrlich sicher das klingt!

Aber vor zehn Jahren klang dieses Wort ganz anders in meinen Ohren — glücklicherweise!

Verstehst du wohl, warum ich „glücklicherweise" sage? Doch wenn du es nicht verstehst, tut es auch nichts.

Erik schwieg eine Weile. Er hatte sich „ausgesprochen," wie er zu sagen pflegte, und zwar inniger und aufrichtiger, als es sonst seine Gewohnheit war. Er küßte Julie auf die strahlenden zärtlichen Augen, die die ganze Zeit bewundernd an seinem Gesicht gehangen hatten, und fuhr dann in einem leichtern Tone fort: Und nun, geliebte Julie, nun bin ich nicht mehr bloß Erik Briant, sondern der „Fabrikant und Kaufmann" Briant, und ich hoffe zu Gott, daß meine neuen Maschinen ehrlich dazu helfen werden, das neue Jahrhundert über deinem geliebten alten Markby einzusingen, über diesem Markby, das ich, wie du weißt, immer für ein altes Rattennest erklärt habe . . . nein, sei nicht beleidigt, Julie, siehst du denn nicht, daß ich es ebenso lieb habe wie du?

Aber daheim in der grünen Stube, unter der Hirtin mit dem Lamm, sollst du auf dem Sofa der Großmutter in Frieden sitzen und in deinen alten Büchern lesen, in den Büchern, die zu den verschiedensten Zeiten von jungen Menschen geschrieben worden sind. Und du sollst deine kleinen Mädchen erziehen, die Knaben will ich selbst in die Hand nehmen! Ja, da drin zwischen den ehrwürdigen Spinnweben des alten Nestes wirst du hausen und uns alle in deine Phantasien einspinnen, in das goldne Traumnetz des vergangnen Jahrhunderts, des Jahrhunderts, über das du, meine geliebte Julie, nie hinauswachsen wirst, und wenn du auch noch so viele neue Jahreszahlen auf dein Briefpapier schreibst.

Mir darfst du alles sagen, Erik, wenn es auch noch so verdreht und sonderbar ist, ich glaube doch, ich kann es verstehn. Aber um Gottes willen, „Herr Fabrikant und Kaufmann Erik Briant" — sie erhob schelmisch und warnend den Zeigefinger —, laß es ja niemals jemand anders hören!

Da kannst du ganz ruhig sein, mein Mädchen; ich kenne meine Pappenheimer. So, und jetzt wollen wir heimgehn.

Übersetzt von Pauline Klaiber

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die Rückkehr des Grafen Posadowsky aus Wien ohne unterzeichneten Vertrag in der Tasche hat bei einem Teil der Berliner Presse eine in hohem Grad unwürdige Heulmeierei hervorgerufen, die bei den Wiener Blättern begreiflicherweise ein sympathisches Echo gefunden hat. Neben Herrn Dr. Barth, der zwar in der „Nation" das große Wort führt, aber sonst innerhalb des Deutschen Reichs eine Bedeutung nur bei seinen acht ehemaligen parlamentarischen Parteigenossen beanspruchen dürfte, haben sich die Vossische Zeitung und das Berliner Tageblatt darin ausgezeichnet. Sie haben sich zum großen Wohlgefallen der Wiener Neuen freien Presse und andrer dortiger Blätter in dem handelspolitischen Kampfe zwischen Deutschland und Österreich flugs unter die österreichischen Fahnen gestellt und dadurch der öffentlichen Meinung in Zis- und in Transleithanien zu der

Digitized by Google

Ansicht verholfen, als gehe Deutschland wegen dieses „Fehlers" des Grafen Posadowsky in Sack und Asche. Nein, so steht die Sache erfreulicherweise nicht. Es gibt in Deutschland viele Leute, die von Anfang an bedauert haben, daß eine Persönlichkeit von dem Rang und den Qualitäten des Grafen Posadowsky, dem man in Wien nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat, überhaupt nach Wien ging. Noch mehr Leute in Deutschland sahen ihn mit Bedauern die Abreise von Wien immer von neuem aufschieben, er ist ihnen viel zu lange dort geblieben. Diese Kritiker sind nun aber reichlich versöhnt durch den Umstand, daß der Reichskanzler und Graf Posadowsky ihr „bis hierher und nicht weiter" sprachen, Graf Posadowsky hat dann weitere Verhandlungen abgelehnt und Wien verlassen. Es sind keineswegs einseitig agrarische Anschauungen gewesen, die den Abbruch herbeigeführt haben, auch die Industrie, zumal die sächsische, hat ihren Anteil daran. Aber wenn es auch vom österreichischen Standpunkt aus begreiflich sein mag, für die Vieheinfuhr nach Deutschland die weitesten Zugeständnisse zu gewinnen, so sind es doch keineswegs agrarische Interessen allein, die den Vertreter des Deutschen Reichs zwangen, die endlich und mühsam unter großen Opfern gewonnene Seuchenreinheit aufrecht zu erhalten. Die Seucheneinschleppungen haben nicht nur die Agrarier, sondern unser gesamtes Nationalvermögen schwer geschädigt, sie haben an der Erhöhung der Fleischpreise einen nicht geringen Anteil gehabt. Es ist also dem Grafen Posadowsky nur Dank zu sagen, wenn er in dieser Frage den Fuß fest beim Mal hielt, er darf der lebhaftesten Zustimmung der Mehrheit des Reichstags sicher sein. Die Neue freie Presse bedroht zwar das Deutsche Reich mit dem Abfall von Sachsen und von Bayern. Man darf da billig die Frage wiederholen, die Bismarck Anno 1865 den Kölnern stellte: „Wohin wollen Sie denn fallen?" Etwa nach Österreich? Die Drohung macht sich um so komischer, als Graf Posadowsky gerade für bayrische und für sächsische Interessen in Wien gefochten hat.

Es ist in der Tat am Platze, darauf hinzuweisen, daß die Haltung eines Teiles unsrer Presse in diesen letzten Wochen nicht wenig dazu beigetragen hat, die öffentliche Meinung in Österreich und die Voraussetzungen der dortigen Unterhändler in die Sackgasse völlig falscher Anschauungen zu drängen. Gewiß wäre Graf Posadowsky, nachdem er einmal nach Wien gegangen war, gern mit dem Vertrag in der Tasche zur Reichstagseröffnung zurückgekehrt. Aber die Wiener Rechnung, daß er sich mit dem Datum des 29. Novembers in einer Zwangslage befinde, und „entweder mit dem Schilde oder auf demselben" heimkehren müsse, war doch irrig: die Rechnung war ohne den Wirt gemacht, und der Wirt war — obwohl als Gast in Wien — der deutsche Staatsmann, der sein Terrain viel zu gut kannte, als daß er ein so wohl vorbereitetes Gefecht hätte verlieren sollen. Österreich und Ungarn brauchen die Kaufkraft des Deutschen Reiches mit seiner so stark anwachsenden Bevölkerung sehr viel mehr, als wir die unsrer lieben Verbündeten. Deutschland sitzt in diesem Falle am längern Arm des Hebels und kann warten. Auch die Meinung, daß Österreich schließlich mit einem Meistbegünstigungsvertrage auskommen könnte, hat sich nicht als stichhaltig erwiesen. Zu einem solchen gehören gegenseitige Zugeständnisse, und da Österreich-Ungarn uns solche anscheinend nicht machen konnte, so waren die Chancen eines Meistbegünstigungsvertrags sicherlich noch geringer als die eines Handelsvertrags. In Österreich dominiert immer noch die Kaunitz-Metternichsche Tradition, den gegnerischen Unterhändler durch Zähigkeit zu ermüden und aufzureiben. Das hat man namentlich in Verhandlungen mit Preußen und mit Deutschland immer gern getan. Von den Olmützer und den Dresdner Verhandlungen von 1850 an, an denen Bismarck die österreichische Superiorität so launig schildert: „Schwarzenberg mit Livreen, Silbergeschirr und Champagner im ersten Stock, der preußische Minister (Manteuffel) mit Kanzleidienern und Wassergläsern eine Treppe höher" (G. u. E. I, 76) — bis zu den Wiener Besprechungen im Jahre 1879, bei denen sogar Bismarck die von ihm erstrebte Aufnahme des Bündnisses in die Verfassung der österreichisch-ungarischen

Digitized by Google

Monarchie nicht durchsetzen konnte, und bis zu den Handelsvertragsverhandlungen von 1891 hat man in Wien durch eine liebenswürdige, mit Jovialität und vornehmer Gastlichkeit durchsetzte Zähigkeit seine Ziele zu erreichen verstanden, eine Zähigkeit, die bekanntlich auch in Nikolsburg 1866 die österreichischen Unterhändler nicht verließ. Aber Graf Posadowsky hat sich gegen diese traditionelle Überlegenheit der Wiener Diplomatie als gefeit erwiesen. Es war keine geringe Selbstverleugnung, als er lieber auf den Vertrag verzichtete und es vorzog, anscheinend unverrichteter Dinge abzureisen, anstatt sich in Wien an der Nase herumführen zu lassen, wobei die österreichisch-ungarischen Differenzen von den dortigen Unterhändlern mit großem Geschick verwertet wurden. Auch durch den Appell an das „Bündnis," der von Wien her in der deutschen Presse angestimmt wurde, hat sich Graf Posadowsky nicht einschüchtern lassen. Er und Graf Bülow sind dem Bismarckschen Axiom gefolgt: „Wer in der Politik Erfolge erzielen will, muß zu warten verstehn." Ehedem waren es die Österreicher, die zu warten verstanden, diesesmal sind wir ihnen darin über gewesen, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Sobald man in Wien die Gewißheit erlangt hatte, daß der deutsche Reichskanzler auch ohne den deutsch-österreichischen Vertrag vor den Reichstag treten werde, und Österreich leicht in eine gefährliche Isolierung geraten könne, zog man andre Saiten auf. Die Abreise des Grafen Posadowsky hat die Chancen des Zustandekommens nicht verschlechtert, sondern sehr gebessert, es war das auf deutscher Seite richtig angewandte Mittel der zwölften Stunde. In der ganzen Angelegenheit der Handelsverträge ist von deutscher Seite sowohl dem Reichstag als dem Auslande gegenüber mit großer Geschicklichkeit und mit voller Ausnutzung einer Reihe günstiger Umstände operiert worden; die Österreicher hatten buchstäblich — das Nachsehen.

Der Reichstag hat schon die erste Lesung des Etats vor leeren Bänken begonnen. Würde der Etat nicht fertig vorliegen, so würde die Regierung mit Vorwürfen wegen ihrer Saumseligkeit überhäuft werden, jetzt, wo er rechtzeitig eingebracht worden ist, fehlen die Herren Reichsboten, gleichsam als scheuten sie die Verantwortlichkeit, die ihnen der Ernst der Zeit auferlegt. Mit Feilschen am Notwendigsten läßt sich keine Finanzreform machen, das ist ohnehin nichts mehr als ein Aufschub einer Zahlung, der in den folgenden Jahren um so schwerer ins Gewicht fällt. Wenn heute ein siegreicher Feind sechs oder noch mehr Milliarden Kriegskosten forderte, würde der Reichstag sehr schnell Rat wissen. Aber wo es sich um dringliche Aufgaben handelt, ein solches Unheil zu verhüten, versagt er oder gibt gar durch parlamentarische Fechterstreiche große Summen aus den künftigen Zollerträgen in unverständiger Weise preis. Witwen- und Waisenversorgung klingt ja recht schön und macht vor den Wählern gute Figur. Aber das Deutsche Reich hat vorläufig dringendere Aufgaben. Kein Staat der Welt versorgt die Arbeiterwitwen und -Waisen aus dem Reichsbudget, es ist durchaus keine Notwendigkeit, daß das Deutsche Reich immer mit solchen Experimenten den Anfang macht. Die Arbeitslöhne sind im Laufe des letzten Jahrzehnts enorm gestiegen, die Arbeiter führen große Summen in die Streikkassen ab, viel richtiger wäre da ein Gesetz, wonach Witwen und Waisen der Arbeiter aus den Streikkassen zu erhalten wären. Sonst ist es in der ganzen Welt nur üblich, daß Witwen und Waisen solcher Personen, die vor dem Feinde gefallen oder im öffentlichen Dienst gestorben sind, von Staats wegen versorgt werden. Wenn das jetzt auch dem Arbeiter zuerkannt wird, der 1. keine Steuern zahlt, 2. kein Schulgeld zahlt, 3. seine Bezüge fortgesetzt steigert und 4. die Streikkassen mit großen Summen füllt, so liegt darin eine schreiende Ungerechtigkeit gegen alle andern Berufsstände, deren Angehörige auch nicht auf Rosen gebettet sind, und die doch für ihre Witwen und Waisen sorgen. Diese ins Maßlose gesteigerte Arbeiterfürsorge, die längst zum Gegenstand des Wettlaufs zwischen den Parteien geworden ist, führt in ihren Folgen unvermeidlich zu einer Verweichlichung der Nation, wie jetzt im Heerwesen schon deutlich erkennbar ist.

Digitized by Google

Gewiß ist Witwen- und Waisenfürsorge eine edle Sache, und in diesem Sinne ist sie schon vor zwanzig Jahren amtlich den Idealen der deutschen Sozialpolitik beigezählt worden. Aber jedes Ding zu seiner Zeit. Kommt wieder einmal ein Milliardenregen über Deutschland, so mag sofort eine erkleckliche Summe für diese und für ähnliche Zwecke abgezweigt werden; es wäre das in den siebziger Jahren eine recht nützliche Anlage gewesen. Aber so lange wir in den dringlichsten Fragen der Landesverteidigung mit jeder Million kargen müssen, und so lange das Reich fortgesetzt gezwungen ist, Schulden zu machen und die Einzelstaaten bis zur Verwirrung ihrer Finanzen zu belasten, hat es keinen Sinn, mit neuen Wohltätigkeitseinrichtungen zu prunken, die tatsächlich doch nur auf dem Wege des Schuldenmachens realisierbar sind.

Die schlechte Finanzlage hat denn auch bei den Heeresvorlagen das Wort geführt, und weit über die konservativen Kreise hinaus herrscht allgemeines Erstaunen, daß das Erstgeburtsrecht der dreijährigen Dienstzeit um ein solches Linsengericht verkauft werden soll, wie es die Forderungen des Kriegsministers darstellen. Bemerkenswerterweise geschieht darin für die Offiziere gar nichts. Aber der Offiziersersatz läßt qualitativ und quantitativ nach, und die aussichtslose Friedenszeit ist nicht danach angetan, den Andrang zu mehren. Einundvierzig Infanterieregimenter des Heeres haben nur zwei Bataillone, statt der fehlenden einundvierzig werden sieben verlangt, die in fünf Jahren aufgestellt werden sollen; somit fehlen der Armee bis 1910 noch vierunddreißig Infanteriebataillone, die im Kriegsfalle aus Reserven formiert werden müssen — schwerlich eine wünschenswerte Einrichtung. Und woher kommen dann die Offizierkorps? Wieviel werden unsre ohnehin meist zu schwach dotierten Infanterieregimenter dann abgeben können? Mit Offizieren des Beurlaubtenstandes allein läßt sich die Sache doch nicht machen. Im Jahre 1910 können vielleicht weitere zehn Bataillone in Aussicht genommen werden, die andern Fußtruppen werden ja dann wohl gesättigt sein, aber bis dahin wird es eine ganze Anzahl von Divisionen geben, die das vom Kriegsminister geforderte Minimum von zwölf Bataillonen nicht aufzuweisen vermögen. So hat zum Beispiel die vierzigste (sächsische) Division nur elf Bataillone und gar keine Kavallerie. Das fehlende Bataillon ist gefordert, wird aber 1905 noch nicht aufgestellt, sondern nur ein Kavallerieregiment mit Hilfe zweier Eskadrons Jäger zu Pferde. Gänzlich fehlt die Kavallerie ferner bei der achtunddreißigsten, der neununddreißigsten und der sechsten bayrischen Division. Die zehnte Division (Posen) hat nur ein Regiment Kavallerie. Nach Errichtung der neun Regimenter wird jede Division wenigstens über eine Kavalleriebrigade zu zwei Regimentern verfügen können, von denen sie dann im Kriegsfalle je eine zur Formierung der Kavalleriedivisionen abzugeben haben. Die neununddreißigste Division (Kolmar) hat nur acht Bataillone Infanterie, sie würde also von den sieben neu zu errichtenden des preußischen Anteils allein vier beanspruchen müssen, aber der siebenunddreißigsten Division in Allenstein geht es gerade ebenso! Was will solchen Lücken gegenüber eine so geringfügige Infanterieverstärkung sagen! Der Vorwärts ironisiert sich selbst, wenn er in großem Plakatdruck Geschrei erhebt über die neuen Anforderungen des „Militärmolochs" und hinterher bekennt, daß es sich um zehntausend Mann innerhalb fünf Jahren handelt! An Menschenmaterial für die noch ausstehenden vierunddreißig Bataillone hätte es in diesen fünf Jahren noch nicht gefehlt — aber an Geld und an Lehrpersonal. Auch dieses Lehrpersonal ist wesentlich eine Geldfrage, in der der Staat mit den Löhnen der industriellen Unternehmungen usw. nicht zu konkurrieren vermag, weder in den Aktivstellungen noch in den sogenannten Zivilversorgungen. In diesem Umstand aber liegt für unser Heer die größte Gefahr. *§*

Kaltes Blut! Nun ist auch noch in der letzten Provinz des zisleithanischen Österreichs der Nationalitätenhader zum Ausbruch gekommen; deutsche und italienische

Digitized by Google

Bewohner Tirols stehn in erbittertem Kampfe wider einander auf und schüren die nie völlig erloschne Glut der Irredenta zu heller Flamme, und das friedliche Innsbruck ist der Schauplatz wüster Ausschreitungen geworden, weil die österreichische Regierung eine italienische juristische Fakultät im Anschluß an die deutsche Universität begründet hatte. Schon ist Blut im Straßenkampfe geflossen, radikale Führer der alldeutschen Linken haben die Führung übernommen, und die fanatisierten Volksmassen haben friedliche italienische Gewerbtreibende aufs schwerste geschädigt und zum Teil zur Abwanderung veranlaßt.

Schon hallt eine Stimme der Entrüstung durch Italien und fordert den Schutz der Stammesbrüder innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle, schon schließen sich die österreichischen Italiener zur Verteidigung ihrer nationalen Güter, ihrer Sprache und Kultur, zusammen.

Sind wir Deutschen im Reiche da nicht auch trotz des demagogischen Charakters der Innsbrucker Demonstrationen moralisch verpflichtet, für unsre Stammverwandten die Stimme zu erheben? so klingt es wohl hier und da durch die deutsche Presse; kann es uns gleichgiltig sein, daß in der reindeutschen Nordhälfte Tirols auch der Keim nationalen Zwiespalts ausgesät werde?

Wohl konnte vor sieben Jahren das brutale Vorgehn des polnischen Grafen Badeni die in viele Parteien gespaltnen Deutschen zu einhelligem Widerstande im Reichsrate vereinigen, als in Böhmen und Mähren die völlige Gleichberechtigung beider Landessprachen, des Deutschen und des Tschechischen, für alle Behörden in allen Landesteilen zur Tat werden sollte, wohl fand das energische, bisweilen rücksichtslose Vorgehn der deutschen Wortführer lebhaften Beifall in ganz Deutschland, das in ihnen die Verteidiger der Güter eines großen Kulturvolkes sah, aber heute? Bedenken die deutschen Führer in Innsbruck, die die Regierung durch Straßendemonstrationen zur Nachgiebigkeit zwingen wollen, denn nicht, daß ihnen hier ein großes Kulturvolk mit denselben Anrechten auf eine Berücksichtigung seiner ältern und ebenso hohen Kultur gegenübersteht? Stellen sie sich mit ihren Angriffen auf wehrlose italienische Gewerbtreibende nicht auf eine Stufe mit dem tschechischen Pöbel in Prag? Sehen sie nicht, daß die österreichische Regierung, ohne es ausdrücklich zu versichern, vielleicht gerade sehr klug handelte, als sie in Triest oder in Trient einen Kristallisationspunkt national-italienischer Sonderbestrebungen zu schaffen vermied? Ist es nicht eine Lächerlichkeit, von einer Handvoll italienischer Professoren und Studenten eine Gefährdung des deutschen Charakters von Innsbruck zu fürchten, ist das nicht geradezu ein Armutszeugnis für die Deutschen? Und graben diese nicht selbst ihrem parlamentarischen Einflusse vollends das Grab, indem sie den Zusammenschluß der Slawen und der Italiener fördern, so hart diese auch im Küstenlande der Adria miteinander um die Vorherrschaft ringen, und der Regierung ein arbeitfähiges Parlament mit slawischer Majorität schaffen?

Rütteln sie nicht endlich auch an den Grundlagen des Dreibundes, der sich noch immer als ein Hort des europäischen Friedens bewiesen hat? Aber das bezwecken ja gerade die radikalsten unter den Alldeutschen, denen der Dreibund immer nur als ein Deckmantel zur „Verpolackierung" Österreichs gegolten hat. Mögen sie aber versichert sein, daß das die Sympathien für sie bei den besonnen denkenden Reichsdeutschen nicht vermehren wird. Gott behüte uns vor den Tollheiten einer österreichischen Germania irredenta!

H. J.

Literatur

Über Naturschilderung. „Diesem bescheidnen Büchlein kann ich keinen andern Paß und Ausweis auf den Weg geben, als die Versicherung, daß Liebe zu dieser schönen Welt und der Wunsch, in vielen, wo sie schläft, diese Liebe zu

Digitized by Google

wecken, ihm zum Dasein verholfen hat. Unmittelbar belehren will es weniger als zum Selbstsehen und Weiterlernen anregen." Mit diesen schlichten Worten empfahl Friedrich Ratzel in dem aus Boston vom 12. November 1873 datierten Vorwort den zweiten Teil seiner „Wanderungen eines Naturforschers." Und das Vorwort zu dem Werke,*) das am Ende desselben Monats erschienen ist, zu dessen Anfang sein Verfasser so jäh dahingerafft worden war, hebt an: „Dieses kleine Buch widme ich allen Naturfreunden, besonders denen, die als Lehrer der Geographie, der Naturgeschichte oder der Geschichte den Sinn für die Größe und Schönheit der Welt in ihren Schülern wecken wollen. Es kann nur anregen, nur führen." So darf man sagen: Beginn und Schluß des schriftstellerischen Wirkens dieses wahrhaft großen Geographen begegnen sich in ein und derselben Liebe zur Natur: on revient toujours à ses premiers amours; und dazwischen, von der „Gotthardreise im Winter" bis zu den Aufsätzen „In einem Bergkristall" (Deutsche Rundschau), „Kunst in Natur" (Frankfurter Zeitung) und „Naturauffassung und Naturverständnis" (Deutsche Monatsschrift), ja herab bis zu den „Glückinseln und Träumen" — eine schier ununterbrochne Kette glänzender Perlen, alle rufend und mahnend: Kunst bedeutet Können, Dichtung und Wissenschaft müssen sich die Hand reichen (vgl. besonders „Zur Kunst der Naturschilderung" in den Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1888). Genau so will auch der vorliegende Schwanensang beurteilt sein. Daß er in keiner Zeile die „verrufne Trockenheit erdkundlichen Unterrichts" atmet, bedarf bei der durch und durch künstlerischen Anlage des Heimgegangnen, eines der verständnisvollsten Kenner westeuropäischer Galerien, dem die Meisterwerke Jakob van Ruysdaels und Meindert Hobbemas vertraut waren wie wenig andern, keiner Beweisführung. Auf der andern Seite aber würde gänzlich irren, wer etwa voreilig in dem posthumen Werkchen nur eine Sammlung von allgemeinen ästhetischen Betrachtungen sehen wollte. Solche birgt es auch, gewiß; und in großer Zahl. Daneben stoßen wir jedoch auf eine reiche Fülle von Sätzen, den Früchten eingehendster Einzeluntersuchungen und nachdrücklichster Gedankenarbeit. Nirgends verleugnet sich der Naturforscher, der Mann der exakten Wissenschaft, der Naturphilosoph. Deshalb möchte ich von den neun Abschnitten den zweiten, überschrieben „Wissenschaft und Kunst," für den charakteristischsten halten. Daß an diesem Werke, von dem der unersetzliche Verfasser nicht geahnt hat, daß es sein letztes sein sollte (noch Ende Juli hat er mit seiner Tochter das Register zusammengestellt), seine ganze Liebe gehangen hat, erkennt man sofort auch aus dem Äußern: mit welchem Feinsinn sind die sieben Bilder ausgewählt! Und wie geschmackvoll paßt sich der von ihm ausdrücklich so und nicht anders gewünschte vornehmschlichte Einband dem wundervollen Inhalt an! Man trennt sich nur schwer von dem Buche, wehmütiger Dankbarkeit voll.

Hans Helmolt

Die Mobilmachung 1870/71. Als Festschrift zu der Enthüllung des Roondenkmals am 24. Oktober 1904 in Berlin ist erschienen: Die Mobilmachung von 1870/71, mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet im Königlichen Kriegsministerium von Gustaf Lehmann, Wirklichem Geheimen Kriegsrat und Vortragendem Rat im Kriegsministerium. Berlin 1904, Mittler & Sohn.

Wenn es der Anlaß der Schrift mit sich bringt, daß auf Roons hervorragende Verdienste in jener Zeit gebührend Rücksicht genommen wird, so ist doch schon aus dem Titel zu entnehmen, daß dies nicht ihr Hauptzweck sein konnte. In Übereinstimmung mit dem Titel ergibt der Inhalt eine Schilderung der Vorbereitungen zu jener Mobilmachung und dieser selbst, wie man sie sich genauer und erschöpfender nicht denken kann. Was man sonst astronomische Pünktlichkeit nennt, ist hier auf die Darstellung geschichtlicher Tatsachen übertragen, die der Ver-

*) Über Naturschilderung. Von Friedrich Ratzel. Mit 7 Bildern in Photogravüre München und Berlin, R. Oldenbourg. VIII und 394 S. 8°.

Digitized by Google

fasser ebenso sicher beherrscht, wie er sie klar reden läßt. In den etwa zwölf Abschnitten des Buches werden uns vorgeführt: die Durchführung der Mobilmachung, die Armierung der Festungen und der Küsten, der Eisenbahnaufmarsch, die Bildung von neuen Truppenverbänden, die Verwendung der Überzähligen bei den Ersatz- und Besatzungstruppen, die Etappen, die Festungsartillerie und der Belagerungstrain, die Festungspionierkompagnien, Eisenbahn- und Telegraphenabteilungen, die Kriegsgefangnen und die Formation der Garnisontruppen, die Maßregeln zur Sicherung des Ersatzes bei den Truppenteilen des Feldheeres.

Jeder Leser, auch der nicht kriegswissenschaftlich gebildete, kann aus diesem Rückblick auf die einzig schöne und große Zeit lernen, daß eine gute Sache, wie die Verteidigung und die Einigung des Vaterlandes, eine freudige und hingebende Anstrengung aller Kräfte bis zum äußersten mit sich bringt. Die Zahl der Freiwilligen war überraschend groß; der Durchschnitt der Verpflegungsstärke vom August 1870 bis zum Juni 1871 beinahe 39 vom Tausend der im Jahre 1867 ermittelten Bevölkerungszahl; von den 162 preußischen Landwehrbataillonen hatten 129 in Feindesland Verwendung gefunden; groß war die Zahl der Verheirateten unter den Einberufnen: 972, 908, 902 usw. auf ein Infanterieregiment. So glatt ging alles, daß Roon öfter äußerte, daß die vierzehn Tage nach der Nacht vom 15. zum 16. Juli für sein Ressort fast die sorgen- und arbeitslosesten seines Dienstlebens gewesen seien. Daß es aber trotzdem und trotz dem guten Willen aller Teile später nicht an Reibungen fehlte, erfahren wir auch hier wiederholt. Ohne sie gibt es nun eben keinen Fortschritt in der Welt, mag Krieg oder Friede sein. So müssen wir sie uns auch jetzt gefallen lassen, wo immer sie auftreten, und wie sehr wir auch unter ihnen seufzen.

Weit über die Durchschnittsliteratur erhebt sich der Roman: **Allzeit Fremde**, von Luise Algenstaedt (L. Arnshagen), Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. M., 1905. Die Verfasserin stellt uns mitten im modernen Leben ein Stück Judentum dar, wie es in seiner alten, ehrwürdigen Art, in seinen geheiligten Anschauungen, Sitten und Gebräuchen zuweilen noch fortlebt. Der reiche Jude Benjamin Ascher kauft dem verarmten Gutsbesitzer Tahlin das Gut Reihersdorf ab. Der älteste Sohn, der junge Heinrich Tahlin, bleibt — wenn auch widerwillig und mit stiller Verachtung gegen die Judenfamilie erfüllt — als Verwalter bei Aschers auf Reihersdorf. Bald verwandelt sich der Abscheu Heinrich Tahlins in die größte Hochachtung vor seinem Chef, denn der alte Benjamin Ascher zeigt sich als ein wahrer Ehrenmann nach Goethes Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Zugleich erweist er sich als ein strenger, überzeugter Israelit, der mit Fanatismus an seinem Glauben hängt. Sein Sohn William, der Typus des modernen, irreligiösen, geistreichelnden, von Heinischem Geiste durchsetzten Literaturjuden, sagt an einer Stelle: „Wir müssen uns assimilieren, verzeih, Papa. Wir müssen uns vermischen und uns absorbieren lassen, wo wir Staatsangehörige sind. Wir müssen aus dem Besten von ihrer und unsrer Religion uns unsre Ideale bilden, indem wir den Geist unsrer Tage in ihre wie in unsre Überlieferungen hineinleuchten lassen. Wir müssen sie dazu bringen, uns für ihresgleichen zu halten. Und unvermerkt werden wir dann vermöge unsrer überragenden Fähigkeiten doch immer in herrschende Stellung gelangen.“ Sein Vater antwortet ihm: „Wir assimilieren uns nicht! Schon immer haben einige das gewollt, und es ist ihnen nicht gelungen. Auch nicht, wenn sie zu Verrätern geworden sind an unserm Glauben. Unsre Gesichtsbildung schlägt in einem halben Dutzend Mischgenerationen wieder durch — und unser Volkscharakter ebenfalls, und die andern rechnen uns beides nach. Sie sehen mit den scharfen Augen, welche die Abneigung macht. Und wir können auch nicht alles leugnen — wir sind anders und müssen ihnen notwendig ärgerlich sein usw. Mit kurzen Worten: die Juden bleiben allzeit Fremde!“

Die ganze Familie Aschers ist sehr lebenswahr gezeichnet, besonders die Frau

Digitized by Google

und die beiden Töchter, die schöne Siri, die ein orientalisches Dämmerleben führt, und deren Lebensaufgabe nur die Pflege ihrer wunderbaren, strahlenden Schönheit ist, und die unscheinbare, schweigsame, aber nach und nach durch die Liebe zu dem Christen Heinrich Tahlin ins Christentum hineinwachsende Liane. Den Inhalt des schöngeschriebnen Buches angeben hieße den Leser berauben. Es wird jedem Genuß bereiten, den fesselnden Roman selbst zu lesen.

Ein rechtes Weihnachtsbuch, erfüllt von wahrhaft kindlichem, reinem Geiste und voll Gemütstiefe und köstlicher Ursprünglichkeit ist: Rebekka vom Sonnenbachhof. Von Kate Douglas Wiggins. (Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. Verlag von Engelhorn, Stuttgart, 1905.) Man nimmt herzlichen Anteil an dem kleinen, zutraulichen und poesieerfüllten Mädchen, das in seinem zehnten Jahre zu zwei alten Tanten ins Haus genommen und bis zum sechzehnten dort „erzogen," d. h. weiblich tyrannisiert und gequält, aber trotzdem geliebt wird. Die Art, wie sich Rebekka in die strenge, kaltherzige Weise der Tante Miranda findet, und wie sie sich überall Liebe erwirbt, ist sehr rührend. Besonders fesselnd ist die feine Schilderung ihrer innern Erlebnisse, ihrer zarten, durch und durch unschuldigen Seelenregungen. Die Übersetzung läßt nichts zu wünschen übrig; nur mit der Verwendung des schwäbischen Dialekts in manchen Gesprächen können wir uns nicht befreunden.

Unterhaltend, anregend und lehrreich sind die unter dem Gesamttitel deutsche Seebücherei erschienenen Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk von Professor Dr. J. W. Otto Richter (Stephan Geibel, Altenburg, S.-A., 1904). Im ersten Bändchen wird uns die Dänenherrschaft und ihr Ausgang (in den Jahren 1201 bis 1227) geschildert; das zweite führt uns hundert Jahre später in die Kämpfe der Städte Wismar, Rostock und Stralsund, die ihren Seehandel tapfer zu verteidigen wissen; das dritte erzählt von den Seekriegen zwischen der Hansa und dem König Waldemar Atterdag; das vierte gibt uns das wechselvolle und fesselnde Lebensbild eines deutschen Seemanns unsrer Zeit, der sich vom Schiffsjungen bis zum Kommodore eines großen Schnelldampfers emporarbeitet. Durch alle Erzählungen weht ein frischer nationaler Zug; vaterländische Gesinnung und Verständnis für die Zukunftsaufgaben unsers Volkes, für seinen Welthandel und seine Weltpolitik sollen durch diese Geschichten in der Jugend geweckt und gestärkt werden, und man muß gestehn, daß der Verfasser dieses Ziel auf geschickte und schlichte Weise erreicht. Ein ähnlicher Geist geht auch durch das bei W. Spemann erschienene illustrierte Große Welt-Panorama, das eine Menge lebensvoller Schilderungen fremder Länder und Völker enthält, uns in alle fünf Weltteile führt und in unterhaltender und gefälliger Form Belehrung in Hülle und Fülle bietet. Prächtige nach Naturaufnahmen gefertige Illustrationen werden wesentlich dazu beitragen, auch diesem Bande des Welt-Panoramas zahlreiche Leser zu gewinnen. — Ein Buch, das allen Freunden der Alpen große Freude und andauernden Genuß bereiten wird, ist das vom Akademischen Alpenverein in München herausgegebne illustrierte Werk: Joseph Enzenberger. Ein Bergsteigerleben. Eine Sammlung von alpinen Schilderungen nebst einem Anhang Reisebriefe und Kerguelentagebuch (mit vierzehn Kupferdrucken, zwei Karten der Kerguelen, einem Panorama des Royalsound und zahlreichen Textillustrationen). Enzenberger ist durch seinen frühen, von allen seinen Freunden tief beklagten Tod auf den Kerguelen-Inseln, auf denen er als Mitglied der Südpolarexpedition weilte, in weiten Kreisen des deutschen Volkes bekannt geworden. Der akademische Alpenklub in München, dessen Mitbegründer Enzenberger war, hat ihm in dem vorliegenden prächtig ausgestatteten Werke ein wirkungsvolles Denkmal gesetzt. Es enthält die hinterlassenen Schriften Enzenbergers über seine Touren in den Alpen und sein Reisetagebuch von den Kerguelen. Enzenberger

Digitized by Google

war Jurist gewesen, hatte sich dann der Meteorologie zugewandt und war als Adjunkt der Münchner Meteorologischen Zentralstation auf dem Zugspitzobservatorium tätig; in dieser Stellung bekam er den Ruf, als Meteorologe an der deutschen Südpolarexpedition teilzunehmen. Seine hinterlassenen Schriften zeigen überall die liebenswürdigen, frischen und natürlichen Züge seines Charakters. Er war ein Meister in Wintertouren. Seine interessantesten Besteigungen und Wanderungen unternahm er in den Algäuer Alpen. Er schildert zum Beispiel, wie er die Trettachspitze von der Südwand erreichte, wie er den Höffats an der Südostwand abstieg, wie er die hintere Gamsschlucht, die Grohmannspitze und andre schwierige Punkte erkletterte, und er gibt uns überall eine packende Schilderung der Hochgebirgswelt. Unsre Hochtouristen werden sich das Werk selbstverständlich anschaffen, aber auch den andern Freunden der Alpen können wir es warm empfehlen. — Die alle Jahre beständig wachsende Goetheliteratur zu verfolgen, ist in dieser Zeitschrift unmöglich. Auf zwei Erscheinungen wollen wir aber doch unsre Leser aufmerksam machen. Wir nennen zuerst das interessante Büchlein Wie sah Goethe aus? Von Fritz Stahl (Georg Reimer, Berlin, 1904). Auf 28 vortrefflich ausgeführten Tafeln wird uns das Bild des großen Dichters, die „Heroenphysiognomie," vorgeführt; und der Verfasser hat es verstanden, seine Schilderungen durch die Berichte der Zeitgenossen besonders anregend und wertvoll zu machen. Über Goethe als Erzieher ist seit Adolf Langguths Buch schon viel geschrieben worden, sodaß man meinen sollte, dieses Thema sei erledigt. Aber Bernhard Münz bietet in seinem bei Wilhelm Braumüller in Wien erschienenen Buche Goethe als Erzieher doch eine solche Menge neuer Beleuchtungen und treffender Urteile, besonders was Goethes Gedanken über Kinder und über den Unterricht anlangt, daß man dieses Buch bei den heutzutage durcheinanderflutenden Strömungen auf dem Gebiete des Erziehungswesens als einen sichern Führer wohl empfehlen kann. Die Frauen, vor allem die Mütter werden darin manches beherzigenswerte Wort finden.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 50

Ausgegeben am 15. Dezember 1904

Inhalt:

	Seite
Ungarn. Von Albin Geyer	593
Die Ausbildung der Verwaltungsbeamten in Preußen. Von Carl Regenborn	603
Auf rätischen Alpenstraßen. Von Otto Kaemmel. 2. (Fortsetzung)	614
Literarisches. Von K. Bruchmann	625
Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. Von Friedrich Seiler. 3. Die nähere Umgebung von Konstantinopel	630
Junisonne. Eine Novelle von Sophus Bauditz	639
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Urväterhort — Neue Bücher	646

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Solbäder im Hause! **Mutterlaugen-** Neuregen **Badesalz**
m. neuem eisenhaltigen Scrophulose, Rheumatismus, Gicht, Nerven-, Herz-, Nieren, Frauen- und Kinderkrankheiten. — Preis: 100 Ko. M. 6.80, 50 Ko. M. 4.25, 25 Ko. M. 2.70, ab Bahnhof Leipzig. Die Wirkung dieser Solbäder wird außerordentlich erhöht durch Abreibungen mit dem [illegible], aber noch nicht gelösten Neuregen während des Bades. Prosp. gratis v. Dr. med. Alwin Müller, Leipzig A.

1804—1904

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Berlin W 64, Unter den Linden No. 24

empfiehlt

die feinen Handarbeitscigaretten „Hohenzollern"

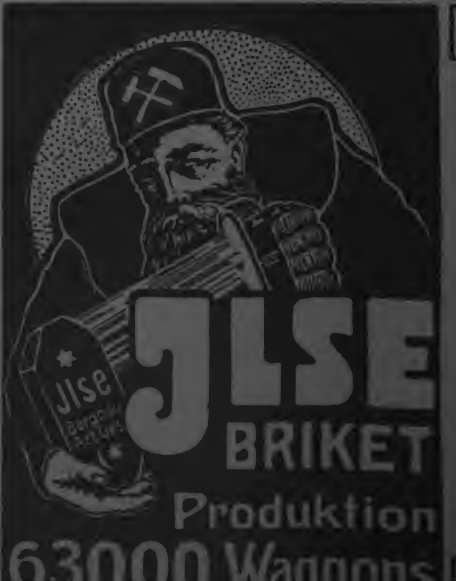
Sanssouci	zu 3	Pfg.
Monbijou	„ 4	„
Jokey Club	„ 5	„
Pour les princes	„ 5½	„
Derby	„ 6	„

Abzug für Barzahlung:
5% von 50 Stück
6% über 500 „
10% „ 1000 „

Havana-Importen

Dr. Adolf Pfannenstiels
Heidelbeer-Punsch ½ Fl. 1.30
½ Fl. 2.50
Postkarte M. 5.50 enth. zwei ½ oder vier ¼ Fl., berühmt durch seine hygienischen Vorzüge und seine Bekömmlichkeit, attestiert durch viele freiwillige Anerkennungen v. Ärzten und Laien. Erhältlich in allen [illegible] der Branche, [illegible] durch „Heidelbeerweinkelterei Regenstauf" in Regenstauf.

Nichts praktischer für Eßzimmer, Bureaux etc.
als meine neuen, [illegible]
Cocosgarn-Teppiche!
u. Läufer, einfarbig u. in „Perser", „[illegible]", „[illegible]" [illegible]
Bitte Preisliste 4 zu verlangen.
Hugo Garbrecht, Erfurt, Rohrmöbel-Manufaktur



Digitized by Google

Ungarn

Von Albin Geyer

Ungarn hat vor wenig Jahren das Fest seines tausendjährigen Bestehens gefeiert, denn so lange sind die Magyaren in Europa, aber noch heutzutage sind seine eigentlichen innern Zustände den europäischen Völkern vielfach eine terra incognita. Soviel auch seit Jahrzehnten in öffentlichen Blättern darüber geschrieben worden ist, trägt doch das meiste eine einseitige, weil politisch oder national parteiische Färbung, die nur der Tagesstimmung entspricht und nur für den Tag berechnet ist. In den letzten fünfzig Jahren, seit denen überhaupt eine öffentliche Erörterung solcher Angelegenheiten Raum gewonnen hat, haben die Meinungen über die Magyaren vielfach geschwankt. Anfangs, in der sogenannten „Reaktionszeit," wurde in der landläufigen Presse der Ungar, dem es beinahe gelungen war, seine Revolution durchzusetzen, vielfach gefeiert, und der reich verschnürte Attila war ein bewundertes Kleidungsstück; in der Gegenwart wird der Magyare in der Regel einfach als deutschfeindlich hingestellt, und es wird gar nicht danach gefragt, ob er es nicht früher, als man ihn lobte, in demselben Umfange war wie heutzutage. Zeitungsmitteilungen über Ungarn, die von Tagesmeinungen unabhängig sind, gibt es heutzutage wohl kaum; was in Deutschland darüber geschrieben wird, trägt durchweg deutschösterreichische Färbung, und diese ist entweder deutschliberal und kokettiert im stillen mit den Magyaren, oder sie ist alldeutsch und antisemitisch und poltert einfach gegen die „Judäo-Magyaren." Über die eigentliche Lage des Landes, seine innern Zustände und die Grundlagen seines wirtschaftlichen Lebens erfährt man dabei wenig.

Extra Hungariam non est vita — sagte man lateinisch in Ungarn, als man noch nicht entdeckt hatte, daß die magyarische Sprache die schönste der Welt sei, und danach haben sich im Auslande meist sehr günstige Anschauungen über das Land gebildet, die aber bei näherer Kenntnis der Wirklichkeit vollständig über den Haufen geworfen werden. Daß Ungarn keineswegs ein unermeßlich reiches Land ist, wo eitel Milch und Honig fließt, ist in der neusten Zeit allerdings schon ziemlich bekannt geworden. Die Auswanderungen der

„Schwaben“ aus der Baczka und dem Banat, die erschreckend zunehmende Verarmung der Siebenbürger Sachsen und die großen Arbeiterunruhen im Alföld haben das auch den Ausländern, soweit sie die wirtschaftlichen Vorgänge in den Ländern der Stephanskrone aufmerksam verfolgen, genügend bewiesen. Ungarn ist heute noch ebenso wie vor Hunderten von Jahren ein Agrikulturstaat, dessen Landwirtschaft freilich bisher noch keine wesentlichen Fortschritte aufzuweisen hat. Der ungarische Boden hat einen großen Ruf wegen seiner Fruchtbarkeit, aber der dortige Bauer versteht die Güte seines Bodens nicht zu schätzen und auszunützen. Auch der tiefste Brunnen schöpft sich aus, wenn kein Wasser zufließt, und die Fruchtbarkeit der gesegnetsten ungarischen Ländereien muß nachlassen, wenn man dem Boden niemals neuen Nährstoff zuführt. Es geht in Ungarn genau so wie in dem großen russischen Gebiete der „schwarzen Erde“ (Tschernosem), von der die gelehrte Welt noch vor einem halben Jahrhundert meinte, sie sei ein natürliches Bodengemisch, das alle Nährstoffe der Pflanze in reichlichem Maße enthalte. Infolge des fortwährenden Raubbaus kommt jetzt dort eine Mißernte nach der andern. In frühern Zeiten hat auch in Ungarn ein Joch bis zu zwanzig Meterzentnern Weizen geliefert, jetzt sind zehn bis zwölf Zentner schon eine schöne Ernte. Nur wenige einsichtsvolle Landwirte düngen ihre Felder, nach altem Nomadenbrauch wird der Dung meist als Brennmaterial verwandt. Kohle kennen die Bauern der Pußta nicht, Holz ist selten und wird noch seltner gebrannt. Oft genug hört man noch heute in den ärmlichen Hütten die Mutter zur Tochter sagen: Hole Mist, wir wollen dem Vater das Mittagessen kochen. Kein Wunder, wenn schon darum allein die Verarmung auf dem Lande mehr und mehr zunimmt, sodaß Tausende auswandern, um in andern Ländern eine auskömmlichere Existenz zu suchen. Noch vor drei, vier Jahrzehnten wanderten die armen Karpathenbewohner zur Erntezeit nach Ungarn, um dort reichlichen Erwerb zu suchen; heute haben sich die Verhältnisse umgekehrt. Im Frühjahre kann man in Oderberg ganze Eisenbahnzüge sehen, die ländliche Arbeiter nach Deutschland befördern. Das herrliche schöne Land Ungarn mit seinem an sich so fruchtbaren Boden könnte dreimal so viel Menschen ernähren, als gegenwärtig der Fall ist, wenn eben die Verhältnisse anders lägen. Die weite Pußta enthält noch große Strecken anbaufähigen Bodens. Meilenweit sieht man da kein Haus, nur hier und da einen Baum oder Strauch, jedes Dorf ist vom andern stundenweit entfernt, nur die Czarda mit dem üblichen Ziehbrunnen und dem Trog für die Pferde unterbricht das eintönige Bild, durch das man trübsinnig gestimmt wird. Ungeheure Gebiete liegen da noch brach, aber schwer wird es dort dem Bauer gemacht, neben dem großen Latifundienbesitzer kümmerlich sein Land zu bestellen. Es ist genau so wie in Mittel- und Süditalien, wo der Großgrundbesitz vorwiegt, aber der moderne Staat mit den parlamentarischen „Freiheiten“ hat hier wie dort keine Zeit, sich um soziale Fragen, um die „innere Kolonisation“ zu kümmern, durch die Tausenden und Abertausenden ein Auskommen im Lande geschaffen werden könnte, während sie gezwungen sind, auszuwandern oder im Auslande Arbeit zu suchen. „Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind,“ denken die heutigen Parteien, für die ja der

Digitized by Google

Mensch nur als Wähler zählt. Die letzte Volkszählung für 1900 ergibt, daß sich in Ungarn von den 19255000 Einwohnern noch immer 13175000 (68 Prozent) mit Landwirtschaft beschäftigen, wenn auch die Zahl derer, die ihren Unterhalt in industrieller Arbeit suchen, im Zunehmen begriffen ist, denn zehn Jahre vorher betrug der Prozentsatz für die Landwirtschaft noch 72¼. Interessant ist es, daß, abgesehen von der Hauptstadt, gerade die größten Städte, wie Hodmezövasarhely, Szabadka (Mariatheresiopel), Kecskemet und Szegedin usw. ein agrarisches Gepräge haben, indem in der ersten dieser Städte die Landwirtschaft 67,5 Prozent und in den letzten noch 41,8 Prozent der Bevölkerung in Anspruch nimmt. Diese Zahlen genügen, festzustellen, daß Ungarn noch immer ein Ackerbaustaat ist.

Die Magyaren haben fast die ganze ungarische Tiefebene bis zur Drau im Süden in geschlossener Masse inne, freilich mannigfach von andersredenden Gruppen durchsetzt. Außerdem gehören zu ihnen die magyarischen Szekler in Siebenbürgen, die nebst den deutschen siebenbürgischen Sachsen ringsum von Rumänen eingeschlossen sind. Die Ungarn müssen als eine eigne Nation angesehen werden. Sie sind andern Stammes als alle Umwohnenden, ein versprengter Zweig der ural-altaischen, mongolischen Völkergruppe, sie haben demgemäß keine Stammes- und Sprachbeziehungen zu den Germanen, Romanen und Slawen, mit denen sie sich berühren, und sie haben auch ihre eigne Geschichte. Ihr Volkstum ist besonders erstarkt, seitdem ihre Sprache als Sprache der Regierung anerkannt worden ist und seit einem Jahrhundert eine eigne Literatur bekommen hat. Jetzt geht das offne Streben der Magyaren dahin, womöglich die ganze Bevölkerung des Königreichs, von der sie ursprünglich bloß zwei Fünftel ausmachten, zur Annahme der ungarischen Sprache zu zwingen, und sie verfolgen dieses Ziel mit nicht geringerer Rücksichtslosigkeit als die Tschechen und die Russen. Der Kaiser ist ihnen in ganz anderm Sinne König von Ungarn, als der deutsche Kaiser dem Preußen König von Preußen ist. Sie wollten von jeher, und das trat am deutlichsten in der Bewegung von 1848 hervor, ihr Verhältnis zum Gesamtstaat als das einer reinen Personalunion aufgefaßt wissen, sodaß ihnen und dem übrigen Österreich nichts als der Monarch gemeinsam bleiben soll. Sie wollten in dem neuen Reiche Ungarn allein die Herren sein. Es ist eine der für sie bezeichnendsten Tatsachen aus jenen Tagen, wo doch die Phrasen von Gleichberechtigung und Gleichheit nur so in der Luft herumflogen, daß das Wort „Gleichberechtigung aller Nationen“ von ihnen nicht eher ausgesprochen wurde, als bis die ungarische Revolution ihre letzten Hoffnungen hatte aufgeben müssen. Es war in Szegedin, in der Sitzung vom 28. Juli 1849, als der ungarische Reichstag, eben im Begriff, vor der siegreichen österreichischen Armee abermals die Flucht zu ergreifen, auf den Antrag Szemeres die gleiche Berechtigung für alle Nationen aussprach, „damit die Welt erkenne, daß die Magyaren nicht nur den Bürgern die Freiheit, sondern auch den Völkern, die alle ihre Brüder seien, die Nationalität gäben.“ In den dreiviertel Jahren ihrer Revolution war ihnen das nicht eingefallen. Es war der letzte Beschluß in der letzten Sitzung des revolutionären ungarischen Reichstags.

Digitized by Google

Man muß solche Tatsachen beachten, wenn man das Verhalten der Magyaren in der Gegenwart verstehn und richtig deuten will. Nach der großen Niederlage von 1849, die alle magyarischen Träume vernichtet zu haben schien, hat sich ein unerhörtes Glück an ihre Fersen geheftet. Ihr kleiner Stamm, oder richtiger gesagt, die ungarische Aristokratie, ist der zahlreichen Gegner im Lande Herr geworden; sie begann europäisch zu arbeiten, richtete im Innern einen förmlichen Sonderstaat ein, verschaffte ihren Plänen durch die rücksichtsloseste Magyarisierung eine breitere Grundlage, rankte am österreichischen Kredit den eignen empor und lockte durch künstliche Mittel einen Teil der österreichischen Industrie über die Grenzen zu sich hinüber, während man zugleich Österreich als Markt für die ungarischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse fest in den Fängen hielt. Damit noch nicht genug, übte Ungarn, infolge des Unvermögens der Deutschösterreicher, ihre parlamentarische Herrschaft in der westlichen Reichshälfte zu behaupten, und der daraus hervorgegangnen Machtlosigkeit des Wiener Reichsrats, einen entscheidenden Einfluß auf die auswärtige und die volkswirtschaftliche Politik des Gesamtstaates aus und konnte sich die Niederzwingung der nichtmagyarischen Stämme, die sich bis in die Nachbarländer verzweigen, nur aus dem Grund erlauben, weil es eine österreichische Monarchie gibt, und die ungarische Staatskunst über deren Heer verfügt, das freilich zu mehr als zwei Dritteln von Österreich bezahlt wird. Denn im „freien" Ungarn gibt es ohne Einschreiten des Militärs keine Wahlen, und auch bei den letzten, den sogenannten „reinen Wahlen" unter Koloman von Szell, ist es ohne Schießerei nicht abgegangen. Die Raubzüge auf österreichischem Gebiet sind eine alte magyarische Sitte; früher wurden sie mit dem Säbel und zu Pferde, heute mit Paragraphen und parlamentarischen Waffen ausgeführt. In älterer Zeit übten sie ihren Druck auf die kaiserliche Dynastie aus, weil diese immer in Geldnöten war und nur selten genügende Unterstützung aus dem Reich erhielt, und erpreßten für sich Vorteile bei jedem Regentenwechsel; jetzt erreichen sie dasselbe bei den Erneuerungen des Ausgleichs, weil hinter der österreichischen Regierung niemals die geschlossene Macht des Parlaments steht.

Tatsächlich hat es der magyarische Einfluß zu verhindern gewußt, daß schon beim Abschluß des wirtschaftlichen Ausgleichs die Grundlage der in den beiden Reichshälften bestehenden ökonomischen Verhältnisse eingehalten wurde; Ungarn wurde schon von vornherein begünstigt. Aber auch in den nicht gerade zahlreichen Punkten, bei denen dies nicht der Fall war, hat sich Ungarn durch unredliche Durchführung, oft sogar durch offne Verletzung der Abmachungen Vorteile zu verschaffen gewußt. Außerdem hat die ungarische Regierung durch einseitige Begünstigung der ungarischen Industrie bei der Besteuerung und dem Bezug von Maschinen und Rohstoffen, bei Lieferungen usw. den Mitbewerb der österreichischen Erzeugnisse erschwert und vielfach geradezu ausgeschlossen. Die Ursache von alledem ergibt sich aus dem schon geschilderten politischen Übergewicht Ungarns, und wenn heute in Österreich stürmisch die Beseitigung dieser Durchbrechung des Ausgleichsvertrags verlangt wird, so sollte man doch nicht vergessen, daß man damit allein die Folgen, nicht aber

Digitized by Google

die Ursachen bekämpft. Von diesem Kampfe kann man nur wenige praktische Erfolge erwarten, solange sich die Völker und Parteien in Österreich nicht zur Zertrümmerung der politischen Vorherrschaft des Magyarentums zusammenschließen und damit seiner wirtschaftlichen die Wurzeln abschneiden. Man könnte nun meinen, das ungarische Volk, oder richtiger, der kleine Bruchteil der herrschenden ungarischen Partei, könnte mit diesen Vorteilen zufrieden sein. Aber Mäßigung im Glück ist überall eine seltne Eigenschaft, und nun gar in Ungarn, wo feuriger Wein und aufregende Reden gedeihen, und unter den Parlamentariern ein beständiges Wettrennen um Volksgunst, Ehren und Einkommen vor sich geht, ist an dergleichen nicht zu denken. Das beliebteste Ziel ihrer Tätigkeit ist nach wie vor Österreich, da wollen und dürfen sich alle die Sporen verdienen, daran kann man sich nach Herzenslust reiben, dagegen kann man hetzen und darauf zuschlagen. Ungarn hat immer Recht, und Österreich Unrecht, denn Ungarn war immer zugleich Partei und Richter, und Österreich war ohnmächtig zum Widerstande, weil der Reichsrat ohnmächtig ist. Für den Streit um den letzten Ausgleich und die damit leider infolge unweiser politischer Führung zusammentreffende Erneuerung des Wehrgesetzes wollten sich die Ungarn sogar die Grundlage eines nationalen Heeres erkämpfen, und es bedurfte der ganzen Festigkeit des Monarchen, ihren Ansturm wenigstens in der Hauptsache abzuwehren. Auch hier versagte das zerrissene und gespaltne österreichische Parlament, und nicht einmal die in ihren demokratischen Überlieferungen befangnen Führer der Deutschösterreicher begriffen, daß ein Zeitpunkt gekommen sei, wo das einmütigste Auftreten für die deutsche Kommandosprache geboten war.

Man muß zugestehn, daß die Ungarn, d. h. immer die, die das Land beherrschen, als praktische Politiker alle Anerkennung verdienen. Unter Verhältnissen, wie sie auch nur annähernd schwierig in keinem andern Lande Europas bestehn, haben sie sich jahrhundertelang erhalten, und sie haben nach einer langen Verdunklung und schweren politischen Niederlagen eine neue Blütezeit erreicht. Sie haben sich der alleinigen Gewalt in einem Staatswesen bemächtigt, wo sie nach ihrer eignen amtlichen Statistik trotz der seit Jahrzehnten mit rücksichtsloser Energie betriebnen Magyarisierung noch bei der letzten Volkszählung von 1900 nur 45,4 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten, und von wo aus sie den hauptsächlichsten Einfluß auf die äußere und die wirtschaftliche Politik der Monarchie ausüben. Das sind doch sehr große Erfolge, aber sie befriedigen den ungarischen Ehrgeiz noch nicht. Die frisch wagenden, von theoretischen Erwägungen und Bedenken nicht sehr angekränkelten ungarischen Politiker haben viel erreicht, aber man möchte sie doch fragen, ob sie wohl wissen, wohin der Zug läuft, auf dem sie mit Volldampf fahren? Allerdings kennt die ungarische Geschichte keine stete Entwicklung, glänzende Höhe und jäher Sturz haben bei ihnen mehrfach gewechselt, ihre Königskrone ist für den Träger häufig ein Danaergeschenk gewesen; es sind erst fünfundfünfzig Jahre vergangen, seitdem die ungarische Nation das Haus Habsburg der Stephanskrone für verlustig erklärte. Es ist ein ziemliches Auf und Ab, was die ungarische Geschichte darbietet, und schon

Digitized by Google

darum ist die Frage berechtigt, ob wohl auch der heute erreichte Glanz auf einem soliden ehernen Kern sitzt, oder ob er eine hohle Kugel ist, die der nächste politische Wirbelsturm zerbricht. Fürst Bismarck sagt an einer Stelle seiner „Gedanken und Erinnerungen" folgendes über die Ungarn: „Wenn in Ungarn stets die besonnene politische Erwägung den Ausschlag gäbe, so würde diese tapfre und unabhängige Nation sich darüber klar bleiben, daß sie als Insel in dem weiten Meer slawischer Bevölkerungen sich bei ihrer verhältnismäßig geringen Ziffer nur durch Anlehnung an das deutsche Element in Österreich und in Deutschland sicherstellen kann. Aber die Kossuthsche Episode und die Unterdrückung des reichstreuen deutschen Elements in Ungarn zeigen, daß in kritischen Momenten das Selbstvertrauen des ungarischen Husaren und Advokaten stärker ist als die politische Berechnung und Selbstbeherrschung." Dem weitausschauenden Blick des großen Staatsmannes scheint demnach die gegenwärtige Politik der Ungarn, die auf nackte Machterweiterung der eignen Nation ausgeht, nicht als die richtige vorgekommen zu sein.

Die ganze Geschichte Ungarns während der letzten vier Jahrhunderte hat das unverkennbare Bestreben gezeigt, im Bunde mit Österreich eine Macht zu bleiben und zugleich die Selbständigkeit des Landes zu bewahren. Ungarn hatte in seiner gefährdeten geographischen Lage seit jeher ein Interesse daran, nicht ein Kleinstaat zu werden. Dieses Interesse hatte die Ungarn schon im sechzehnten Jahrhundert zur Vereinigung mit Österreich getrieben, und an dieser Union mußte es auch in Zeiten festhalten, in denen sie sogar die eifersüchtig behütete Selbständigkeit Ungarns bedrohte. Daß das doppelte Ziel im großen und ganzen erreicht worden ist, zeugt unzweifelhaft für die hervorragende politische Begabung des Magyarentums. Die Selbständigkeit hat niemals vollkommen bestanden, und erst die Bewegung der dreißiger und der vierziger Jahre des vergangnen Jahrhunderts, die die nationalen Geister in ganz Europa in Aufregung versetzte, hat in Ungarn eine Strömung hervorgerufen, die mit Nachdruck auf volle Selbständigkeit hinarbeitet. Diese Bewegung führte 1848 zur Revolution, die hauptsächlich darum kurzsichtig war und scheitern mußte, weil man sogar den Bund mit Österreich opferte, den Kossuth durch den abenteuerlichen Plan eines Bundes mit den Balkanstaaten ersetzen wollte. Hätte man nicht die habsburgische Dynastie beseitigen wollen, so hätte sich der ungarische Aufstand in nichts von den andern Rebellionen in Österreich unterschieden, und es wäre wohl zu einer billigen Verständigung gekommen. So aber war das Haus Habsburg, wie einst Ferdinand der Zweite gegen Böhmen, genötigt, in Ungarn erobernd vorzugehn, und es fand dabei die militärische Unterstützung Rußlands, in dessen Interesse es niemals gelegen hat, Österreich zu zertrümmern und an seiner Stelle ohnmächtige und darum unruhige Kleinstaaten entstehn zu sehen. Aber auch Kossuths Plan hatte gezeigt, daß er die politische Vereinzelung der Magyaren für eine große Gefahr hielt, er dachte sich in dem Zukunftsbündnis mit den Balkanstaaten die Ungarn selbstverständlich als führende Nation, die sie im Kaisertum Österreich allerdings nicht waren, da dort die Deutschen vorgingen. Heute haben die Magyaren tatsächlich die ausschlaggebende Stellung in der

Digitized by Google

habsburgischen Monarchie erlangt, aber ihre Selbständigkeitsbestrebungen sind damit nicht zur Ruhe gekommen, das Unkraut der Agitation wuchert eben weiter. Die Heißsporne meinen, ein selbständiges Ungarn werde und könne eine Rolle wie etwa Spanien spielen, sie vergessen aber, das dieses Land, abgetrennt durch ein Hochgebirge, in der äußersten Ecke von Europa liegt, sie aber mitten in einem Völkergemisch leben, das seit Jahrhunderten in der Gärung der Staatenbildung begriffen ist, und aus dem sich erst seit zweihundertundfünfzig Jahren die habsburgische Monarchie mit einiger Festigkeit herauskristallisiert hat.

Die fortwährenden Kämpfe und die unausgesetzten Schwierigkeiten, die die Aufrichtung der bedingten Unabhängigkeit des Landes mit sich brachten, hatten unter den seinerzeit allein in Betracht kommenden Ständen, dem Adel und der höhern Geistlichkeit, eine traditionelle Staatsklugheit erzeugt, die immer vorteilhaft das Interesse des Landes zu wahren weiß und alle Leistungen für das Gesamtreich sorgsam gegen die eignen Vorteile abwägt. Man hatte auch glücklich die Zeiten der übermächtigen Ausbildung der landesherrlichen Souveränität überstanden, freilich unter der Begünstigung, daß die Habsburger fast in ununterbrochne Kriege mit dem halben Weltteil verwickelt und oft genug auf den guten Willen der ungarischen Stände angewiesen waren. Der erste Bruch mit der traditionellen politischen Klugheit erfolgte, als die liberale Agitation des vorigen Jahrhunderts auch in Ungarn an die Oberfläche gelangte, und Kossuth seine republikanischen Abenteuer in Szene setzte, die den kläglichsten Ausgang nahmen. Nach dem Scheitern der auf Undank gegen Rußland und Mißachtung Preußens gerichteten Wiener Politik 1866 lächelte den gedemütigten die Glückssonne unerwartet früh von neuem, und diesesmal kam auch die altbewährte politische Klugheit der ungarischen Führer wieder zur Geltung. Der „Weise der Nation," Franz Deak, brachte mit besondrer Unterstützung von Graf Julius Andrassy, Graf Melchior Lonyay, Baron Joseph Eötvös u. a. den staatsrechtlichen Ausgleich von 1867 zustande, der mit dem größten juristischen Scharfsinn die Selbständigkeit Ungarns verbürgt, aber auch die in der Pragmatischen Sanktion ausgesprochne Union mit Österreich und die Scheidelinie zwischen gemeinsamen und selbständigen Angelegenheiten so klar wie möglich ausdrückt. Damit hatten die Magyaren ihre verloren gegangne Stellung mit einem Schlage wieder erreicht. Um sie noch mehr zu sichern, ergänzte Deak sein Werk weiter durch einen Ausgleich mit Kroatien und ein Nationalitätengesetz in der Absicht, dadurch alle nationalen Schwierigkeiten zu beseitigen, die eine gesunde Politik hätten beeinträchtigen können. Die große Mehrheit des ungarischen Reichstags trat begreiflicherweise mit voller Überzeugung für den Ausgleich ein, der gar nicht günstiger hätte ausfallen können, das linke Zentrum bekrittelte wohl einige Punkte, ging aber schon 1875 zur Deakpartei über. Dagegen war nur die Unabhängigkeitspartei, die die Unabhängigkeit von 1848 anstrebte und allein die reine Personalunion, nach der auch Hofhalt, Heer, Diplomatie usw. für Ungarn selbständig sein müsse, verlangte.

Ungarn hatte damit den äußern Rahmen seiner frühern Stellung, die

Digitized by Google

nationale Unabhängigkeit samt der Union mit Österreich, vollkommen wieder erreicht, und es galt nun, die neue Staatsorganisation auch innerlich, namentlich nach der wirtschaftlichen Seite hin, auszubauen. Denn die Zustände im Lande erschienen nahezu trostlos, Armut und Geldnot waren namentlich infolge des großen Mißjahres 1863 unbeschreiblich, und man konnte damals verstehn, daß die Ungarn das Verhältnis, wonach sie nur mit dreißig Prozent zu den gemeinsamen Staatsausgaben herangezogen werden, keineswegs als für sie günstig ansahen. Dieser Zustand zog sich beinahe ein Jahrzehnt hin, die Zerrüttung der politischen und der wirtschaftlichen Verhältnisse schritt weiter, der Staatsbankrott stand vor der Tür. Ungarn erhielt Darlehn nur gegen Handpfand und Wucherzinsen, die Kassen waren erschöpft. Die Deutschliberalen, die damals in Österreich am Staatsruder waren, erwarteten den Zusammenbruch Ungarns und gründeten weitgehende Hoffnungen auf das Erlöschen des Dualismus und damit auf eine weitere Erhöhung ihrer Stellung in der Monarchie. Aber das Unerwartete geschah: den Ungarn erstand in Koloman Tisza, dem Vater des jetzigen Ministerpräsidenten, ein Staatsmann, der während der fünfzehn Jahre, in denen er an der Spitze der Geschäfte stand, die innern Verhältnisse des Landes von Grund aus zu bessern verstand. Es ist notwendig zu betonen, daß er dem alten, in politischen Geschäften kundigen ungarischen Adel entstammte, nicht der neuern Schule der parlamentarischen und journalistischen Agitation. Durch die höchste Sparsamkeit und die Anspannung der Steuerkraft des Landes wurde zunächst das Defizit um viele Millionen zurückgedrängt, und der Staatskredit so gehoben, daß man an eine erste ungarische Rentenanleihe gehn konnte. Zwar blieben Rückschläge nicht aus, namentlich der infolge der Okkupation von Bosnien, der auch zum Rücktritt des wenig fähigen Finanzministers Koloman von Szell führte, aber immer verstand Tisza den Schwierigkeiten zu begegnen, und als er erst im Verein mit dem Finanzminister Wekerle die Reform der indirekten Steuern durchgeführt hatte, war die finanzielle Festigung Ungarns vollzogen. Durch eine Reihe wirtschaftlicher Arbeiten, wie die Ausbildung des Verkehrswesens, den Ausgleich mit den Staatsbahnen, der zur Anerkennung der Tarifoberhoheit des Staats führte, bedeutungsvolle Flußregulierungen wurde zugleich das finanzielle Ansehen des Landes auch im Auslande gehoben.

Seiner weitern Aufgabe, das vielfach auseinanderstrebende Völkergemisch Ungarns nach einheitlichen Grundsätzen zu verwalten, unterzog sich Tisza mit ebenso großer Entschiedenheit wie Rücksichtslosigkeit. Er machte sich bei der Wahl seiner Mittel wenig Skrupel und entfernte sich damit unzweifelhaft von den Grundlinien Deaks, der alle Streitigkeiten mit den Nationalitäten vermieden wissen wollte. Ob Tisza, der seinerzeit kein unbedingter Anhänger des Deakschen Ausgleichs gewesen war, aus dieser Anschauung so handelte, oder ob er es tat, um dem immer mehr um sich greifenden Agitatorentum nationale Brocken hinzuwerfen, mag dahingestellt bleiben. Indem er mit den brutalsten und korruptesten Mitteln die Wahlen in seinem Sinne beeinflußte und so immer wieder eine willfährige Mehrheit fand, hatte er für seine umfassenden Magyarisierungsmaßregeln freie Hand, insbesondre die Deutschen in

Digitized by Google

Siebenbürgen wissen davon ein Lied zu singen. Die Nachteile dieses Abweichens vom Programm Deaks haben sich schon unter seinen Nachfolgern, die mit Ausnahme Banffys eine minder feste Hand hatten, gezeigt. Außerdem hatte Tisza kein Verständnis dafür, daß ein wirkliches Aufblühen Ungarns auch die Reform des gänzlich zurückgebliebnen Verwaltungswesens voraussetzt. Er mochte sich schon deshalb von der mittelalterlichen Komitatsverwaltung nicht trennen, weil sie ihm die beste Handhabe zur Beeinflussung von oben herab bot. Auf einem andern Gebiete verstand dagegen Tisza seinem Lande wieder große Vorteile zuzuwenden, indem er gerade zu dem Zeitpunkt, an dem die deutschliberale Herrschaft in Österreich abgewirtschaftet hatte, für die Orientpolitik der Regierung und das Bündnis mit Deutschland eintrat und auch die Konsequenzen davon auf militärischem Gebiet mit aller Entschiedenheit zu ziehn wußte. Dadurch hatte er für die Magyaren das Übergewicht in Österreich gewonnen, zwei günstige Ausgleichsabschlüsse erreicht und Österreich und der Krone außerdem einige nationale Zugeständnisse abgenötigt, die eigentlich der Ausgleich nicht vorschrieb. Auch hierbei wich er von den Grundlinien Deaks ab, wahrscheinlich aber auch, um den nationalen Agitatoren zu schmeicheln und sie in seinen Diensten zu erhalten.

In Ungarn herrscht seit dem Ausgleich die sogenannte liberale Partei, die, wie schon die Vieldeutigkeit des Wortes „Liberalismus“ vermuten läßt, durchaus keine einheitlich gesinnten Elemente umfaßt. Den Kern bildet der Adel, von dem sich die sogenannte „Grafenpartei“ noch besonders abhebt. In diesen Kreisen ist die mehrfach erwähnte traditionelle Staatsklugheit zuhause, Deak, Andrassy, Tisza gehörten ihr an. Sie wollen wie in frühern Zeiten auch unter der heutigen Staatsform die Herrschaft im Lande haben nach dem altenglischen Muster der parlamentarischen Adelsrepublik, in der der König den Gesetzen usw. eigentlich nur die Sanktion zu erteilen hat. Der Liberalismus aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der überhaupt in parlamentarischen Regierungen seine politische Zukunft sah und darum auch das Wohl der Völker, unterschied noch nicht diese ältere englische Form von dem neuern französischen Parlamentarismus, der sich nicht aus ständischem Ursprung entwickelt hat, sondern auf dem Grundsatz der „Souveränität des Volks“ und den darauf begründeten allgemeinen Wahlen beruht, die jedermann, der genug Ehrgeiz und vor allem Mundfertigkeit hat, ermöglichen, Mitglied der souveränen Volksvertretung zu werden. Seit in England die Parlamentsreform durchgeführt ist, die in der Hauptsache in der Abänderung und der Erweiterung des Wahlrechts bestand, haben sich auch dort die Verhältnisse geändert, und der eigentliche Charakter des englischen Parlamentarismus ist nur noch für den Beobachter zu erkennen, der auf den Ursprung zurückgeht. Zum Verständnis der ungarischen Verhältnisse ist es zweckmäßig, die beiden Arten des Parlamentarismus zu unterscheiden. Neben den Vertretern alter Adelsfamilien, die bei der Beeinflussung der Wahlen durch die ungarische Regierung und der geringen Anzahl der Wahlberechtigten immer zahlreich genug gewählt werden, gehn auch andre Kandidaten aus der Wahlurne hervor, die der neuern Richtung angehören und alle Merkzeichen des modernen Liberalismus an sich haben, vor

Digitized by Google

allem die Neigung zur Agitation, zur Parteizersplitterung, zur Aufstellung politisch oder sozial unmöglicher Forderungen, zur unbedingten Bekämpfung der Staats- und Kirchenbehörden usw. Das sind sämtlich Fragen, die sich zeitweilig bei der Agitation um die Mandate nützlich verwenden lassen, häufig aber mit der wirklichen Wohlfahrt des Landes nur in einem lockern und meist bloß eingebildeten Verhältnis stehn, um so mehr, da sie Gegenbestrebungen hervorrufen und damit Parteigegensätze wecken oder sie verschärfen. Diese zwar aus denselben Wahlen hervorgehenden, aber doch nach ihrem Ursprung von den adlichen verschiednen Abgeordneten finden sich in Ungarn in allen Parteien, am meisten in den der Unabhängigkeit zugeneigten. Auch die herrschende liberale Partei hat zahlreiche Mitglieder dieses politischen Charakters in ihren Reihen, und ihr Einfluß unterdrückt mehr und mehr den der Adelspartei, die nicht immer zur Leitung befähigte Männer hat.

Es erscheint auffällig, daß sich gerade in Ungarn seit mehr als drei Jahrzehnten der Liberalismus als alleinherrschender Staatsgrundsatz behauptet hat, eigentlich ist die Sache aber nicht zu verwundern. In Ungarn herrschen eben nur die begünstigten Schichten der Gesellschaft, während die breiten Volksmassen von allem Einfluß auf die Verwaltung und die Gestaltung des Staatswesens ausgeschlossen sind, und die nichtmagyarischen Völkerschaften überhaupt die Stelle der politisch Enterbten einnehmen. Man sieht schon daraus, daß der Name eine falsche Flagge ist, unter der eine Parteiherrschaft in der härtesten Form ausgeübt wird. Die Bezeichnung selbst schreibt sich eben noch aus Zeiten her, in denen Ungarn seinen Reichstag wiederhaben wollte, und sein Verlangen mit der allgemeinen liberalen Forderung von Parlamenten zusammenfiel. Alle Teile des Volkes, die anderswo von Haus aus im konservativen Lager stehn, der Grundadel, der Bauernstand und die Geistlichkeit, haben sich aus nationalen Rücksichten von der liberalen Partei ins Schlepptau nehmen lassen, die durch die ihr ausschließlich zur Verfügung stehenden Hilfsquellen des Staats zu einer geradezu uneinnehmbaren Stellung im Lande emporgelangt ist. Soweit die politische Leitung in Frage kommt, darf sie sich alle Verdienste um die fast ausschlaggebende Stellung des Magyarismus in Österreich zurechnen, und nächst Deak und Andrassy gebührt Koloman von Tisza unstreitig die größte Anerkennung dafür. Aber seit dieser Zeit hat die Politik mit weitem Blick aufgehört, und der nach den Vorteilen des Tages haschende parlamentarische Kleinbetrieb hat sich eingefunden wie anderswo auch, natürlich nicht ohne den ausbeuterischen Anhang, der den parlamentarischen Liberalismus in allen Ländern begleitet und ihn schließlich unmöglich macht. Schon unter Tisza trat die unerfreuliche Tätigkeit solcher Elemente hervor, die die Früchte der gehobnen Ordnung des Staatslebens vorwiegend in ihre Taschen zu leiten verstehn, sodaß das eigentliche Volk davon nichts hat und eher noch ärmer wird. Seine Nachfolger entbehrten der großen Auffassung ganz und gar.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Ausbildung der Verwaltungsbeamten in Preußen

Von Carl Regenborn

In den Jahren 1902 und 1903 hat die preußische Regierung dem Landtage Gesetzentwürfe über die Befähigung zum höhern Verwaltungsdienste vorgelegt, die beide gescheitert sind. Nach dem Gesetzentwurfe von 1902 sollte das Studium von sechs Semestern auf sieben verlängert werden, und der angehende Verwaltungsbeamte dann acht Monate bei Justizbehörden und zwei Jahre zehn Monate bei der Regierung, darunter mindestens ein Jahr bei einem Landrate, beschäftigt werden. In dem Gesetzentwurfe von 1903 verzichtete die Regierung auf die Ausdehnung der Studienzeit und schlug dafür eine Beschäftigung von neun Monaten beim Amtsgericht und von drei Jahren und drei Monaten im Verwaltungsdienste vor. Die Minister sollten aber berechtigt sein, die Dauer der Beschäftigung beim Amtsgericht unter entsprechender Verlängerung der Vorbereitung im Verwaltungsdienste noch weiter herabzusetzen.

Der Entwurf von 1903 ist deshalb nicht Gesetz geworden, weil sich die Regierung und das Abgeordnetenhaus über eine Bestimmung nicht einigen konnten, die im Vergleich zu dem übrigen Inhalte des Gesetzes nebensächlich war, nämlich darüber, ob die Regierungsreferendare von dem Regierungspräsidenten oder von dem Minister ernannt werden sollen. Bisher war es Rechtens in Preußen, daß dem Regierungspräsidenten die Auswahl und die Ernennung der Referendare zustand, aber die vereinigten Liberalen und das Zentrum verlangten, daß dieses Recht künftig nur dem Minister des Innern und dem der Finanzen zustehn solle, und sie begründeten diese Forderung damit, daß die Präsidenten bei der Anstellung der Referendare zu viel persönliche Rücksichten walten ließen oder doch gegen ihren eignen Willen walten lassen müßten. Von den Vertretern der Regierung wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß die Minister doch nur nach den Anträgen der Regierungspräsidenten würden entscheiden können, daß die Bestimmung also nur eine Vermehrung des Schreibwerks zur Folge haben würde, und daß im übrigen gerade bei der Ernennung der Referendare durch die Minister die Gefahr einer parlamentarischen Patronage entstehn würde, die unbedingt vermieden werden müsse. Die genannten Parteien bestanden aber auf ihrer Forderung, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß bei ihnen Gründe mitgesprochen haben, die mit dem Gegenstande selbst nichts zu tun hatten.

Der Gesetzentwurf war damit gescheitert, er hat aber wenigstens den Nutzen gebracht, daß über alle mit der Ausbildung der Verwaltungsbeamten zusammenhängenden Fragen in beiden Häusern des Landtags eingehend verhandelt worden ist. Die Ansichten gingen natürlich sehr weit auseinander;

Digitized by Google

aber einig waren die Regierung und die Wortführer aller Parteien darin, daß die Ausbildung, die die Verwaltungsbeamten auf Grund der jetzt geltenden Bestimmungen erhalten, nicht genüge, daß diese Beamten den Anforderungen, die an sie heranträten, vielfach nicht gewachsen seien, und daß deshalb auf einer andern Grundlage für eine bessere Ausbildung gesorgt werden müsse. Da auch außerhalb des Parlaments, besonders von der Presse, diese Auffassung vertreten wird, kann man damit rechnen, daß demnächst noch einmal der Versuch gemacht werden wird, die Ausbildung der Verwaltungsbeamten so zu regeln, daß diese befähigt werden, den vielseitigen Ansprüchen des modernen Lebens zu genügen. Bei der Bedeutung, die die Angelegenheit hat, und bei dem großen Interesse, das für sie auch außerhalb des Parlaments und außerhalb der zunächst beteiligten Kreise hervorgetreten ist, kann es wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn hier versucht wird, Klarheit darüber zu erlangen, worauf die Mängel der Ausbildung dieser Beamten beruhn, und auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln eine Besserung erreicht werden könnte. Es ist zu diesem Zwecke zunächst notwendig, auf den letzten preußischen Gesetzentwurf einzugehn und die Kritik kennen zu lernen, die ihm zuteil geworden ist.

In der Begründung des Gesetzentwurfs wird darauf hingewiesen, daß die Grundlagen der wissenschaftlichen Vorbildung natürlich auf der Universität gewonnen werden müßten, daß aber bei der ersten Prüfung die für den Verwaltungsbeamten besonders wichtigen Gebiete des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften hinter den übrigen Rechtsdisziplinen in unerwünschter Weise zurückträten, und daß sich auch eine Erweiterung und Vertiefung der theoretischen Kenntnisse auf den genannten Gebieten während des Vorbereitungsdienstes bei der jetzt geltenden Gestaltung des Dienstes nicht habe erreichen lassen. Der Hauptfehler dieser Gestaltung bestehe in der Teilung des Vorbereitungsdienstes in zwei Hälften, wovon die eine mit zwei Jahren auf den Dienst bei den Gerichtsbehörden, die andre mit derselben Dauer auf den Dienst bei den Verwaltungsbehörden falle. Damit habe weder bei der Justiz noch bei der Verwaltung eine gründliche Ausbildung erreicht werden können, bei der Justiz nicht, weil die Ausbildung nicht abgeschlossen sei, bei der Verwaltung nicht, weil die dafür verbleibende Zeit zu kurz bemessen sei. Es sei erwogen worden, ob es sich nicht empfehle, zu der vor 1878 zehn Jahre lang befolgten Praxis zurückzukehren und das Personal der Verwaltung ausschließlich aus den Gerichtsassessoren zu ergänzen; das würde den Vorzug bieten, daß die zu übernehmenden Beamten eine abgeschlossene Vorbildung auf einem Gebiete mitbrächten, das zwar beschränkt, aber doch besonders geeignet sei, das logische Denken zu schärfen und daran zu gewöhnen, praktische Lebensverhältnisse unter rechtliche Begriffe zu subsumieren, was auch für den Verwaltungsbeamten von großer Wichtigkeit sei. Auch würde die Übernahme zu einer Zeit erfolgen, wo über die Befähigung sichrer ein Urteil gewonnen werden könne, als das bei der Annahme unausgebildeter Referendare möglich sei. Gegen eine solche Regelung falle aber entscheidend ins Gewicht, daß nicht nur die Rechtswissenschaft, sondern auch das Gebiet der Verwaltung eine solche Ausdehnung erhalten habe, daß von einem Beamten die Beherrschung beider Gebiete nicht

Digitized by Google

mehr erwartet werden könne. Auch dürfe nicht außer Betracht bleiben, daß die wichtigen Aufgaben, die der Verwaltung in steigendem Maße aus der Entwicklung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens erwüchsen, Ansprüche an die Initiative und die Tätigkeit der Verwaltungsbeamten stellten, für die die mehr nach der formalen Seite hinneigende juristische Ausbildung nicht ausreiche, vielmehr eine besondre Vorbildung vorausgesetzt werden müsse, die nur auf der Grundlage eines eigens gearteten Ausbildungsganges unter besondrer Pflege der Staatswissenschaften und des volkswissenschaftlichen Denkens gewonnen werden könne.

Diese Erwägungen hätten dazu geführt, es bei dem in Preußen altbewährten Verfahren der besondern administrativen Vorbildung zu lassen, mit gemeinschaftlicher Ausbildung der Juristen und der Verwaltungsbeamten auf der Universität. Nachdem die Vorschläge für eine bessere Regelung des Rechtsstudiums und der ersten juristischen Prüfung die Zustimmung des Landtags nicht gefunden hätten, bleibe nur übrig, es in dieser Beziehung einstweilen bei den Vorschriften des Gesetzes vom 11. März 1879 zu lassen und die Reform der Vorbildung der Verwaltungsbeamten zunächst auf die nicht minder wichtige Neugestaltung des zwischen beiden Prüfungen zurückzulegenden Vorbereitungsdienstes zu beschränken. Den Mängeln in der theoretischen Vorbildung werde man abhelfen, indem die Referendare namentlich während ihrer Beschäftigung bei der Regierung veranlaßt werden würden, ihre wissenschaftlichen Kenntnisse zu vertiefen. Das werde um so leichter zu erreichen sein, als zugunsten einer ausreichenden Vorbildung im Verwaltungsdienst eine wesentliche Beschränkung der zweijährigen Vorbereitung bei den Gerichten unbedenklich erfolgen könne. Denn da die prozessualische Ausbildung auch bei den Verwaltungsgerichten zu erreichen sei, so genüge es für den Verwaltungsbeamten, bei einem Amtsgerichte die Organisation, den Geschäftsgang und die äußern Formen des Dienstes, die Behandlung der Grundbuch-, der Nachlaß- und der Vormundschaftssachen, sowie das Verfahren bei den Schöffengerichten kennen zu lernen.

Hiernach wurde also eine Beschäftigung von höchstens neun Monaten bei einem Amtsgerichte vorgeschlagen, der die Ausbildung an einem Landratsamte (nicht unter einem Jahre), bei der Regierung, dem Bezirksausschusse und bei einer Selbstverwaltungsbehörde (Bürgermeister, Amtsvorsteher, Vorstand einer Landwirtschaftskammer oder Handelskammer, Provinzialverwaltung) folgen sollte. Außerdem war vorgesehen, den Referendaren auch die Beschäftigung in landwirtschaftlichen Betrieben, bei Banken und industriellen Unternehmungen auf den Vorbereitungsdienst anzurechnen.

Eine wesentliche Bestimmung enthielt der Gesetzentwurf noch, die besonders hervorgehoben werden muß. Juristen, die in die Verwaltung übernommen werden, können jetzt erst nach einer dreijährigen Dienstzeit als befähigt für den höhern Verwaltungsdienst erklärt werden. Nach Paragraph 12 des Entwurfs sollten die Minister berechtigt sein, Juristen ohne weiteres als befähigt für den höhern Verwaltungsdienst zu erklären, und in der Begründung heißt es, daß es nach den gemachten Erfahrungen durchaus erwünscht sei, die Verwaltung durch tüchtige Beamte mit juristischer Ausbildung in fruchtbringender Weise zu

Digitized by Google

ergänzen, während die Beschaffung der unentbehrlichen rechtskundigen Mitglieder bei den jetzt geltenden Bestimmungen nahezu unmöglich geworden sei. Auch würde eine solche Regelung es möglich machen, Beamte mit der Befähigung für den Verwaltungs- oder den Justizdienst aus den Reichslanden zu übernehmen.

Der Gesetzentwurf wäre wahrscheinlich in beiden Häusern des Landtags angenommen worden, wenn nicht die Meinungsverschiedenheit darüber entstanden wäre, ob die Referendare von den Ministern oder den Regierungspräsidenten anzustellen seien, und doch hat der Entwurf eigentlich niemand ganz befriedigt. Er hat sogar gerade bei den Mitgliedern der beiden Häuser, denen man wohl ein Urteil auf diesem Gebiete zutrauen darf, eine sehr herbe Kritik erfahren.

Die Herabsetzung der Ausbildungszeit bei den Justizbehörden auf neun Monate, die wesentlichste Neuerung, wurde besonders bemängelt. Die Juristen unter den Mitgliedern beider Häuser betonten die Notwendigkeit einer gründlichen juristischen Bildung, und auch Verwaltungsbeamte vertraten diese Auffassung sehr nachdrücklich. So der Abgeordnete von Savigny und besonders Freiherr von Richthofen, der im Namen der Mehrheit seiner Parteigenossen forderte, daß die künftigen Verwaltungsbeamten in der Urteilsfindung und der Urteilsbildung genügend geschult werden müßten, was sich bei den Bezirksausschüssen nicht werde erreichen lassen. Wenn die Minister sogar die Befugnis erhalten sollten, die Zeit von neun Monaten noch weiter herabzusetzen, so würde es sich schließlich nur noch um die Kenntnisnahme von äußern Formalien handeln können, wofür dann auch drei Monate genug wären.

Andre Abgeordnete, so die Herren von Eynern und Graf Wartensleben, warnten vor zu großer Zersplitterung im Vorbereitungsdienste; ein Referendar, der zu vielseitig beschäftigt werde, könne zu keiner festen, abgeschlossenen Bildung gelangen. Und auch der Abgeordnete von Savigny war der Ansicht, daß die Arbeit bei Landwirtschafts- und Handelskammern, bei Banken und in der Industrie vor dem Assessorexamen nicht sehr nutzbringend sein werde, weil in dieser Zeit der Referendar mit seiner praktischen und wissenschaftlichen Vorbildung vollauf beschäftigt sei. Auch fehle in dieser Zeit der Überblick über die praktischen Verhältnisse des Lebens. Diese Auffassung wurde auch von andern geteilt, insbesondre hob Herr von Richthofen hervor, daß die Spezialisierung der Ausbildung und die Vertiefung der wissenschaftlichen Kenntnisse erst nach gründlicher Ausbildung in den Lokalinstanzen, also nach dem Assessorexamen werde erfolgen können. Und Freiherr von Zedlitz forderte aus demselben Grunde, daß den Beamten nach dem zweiten Examen Gelegenheit gegeben werden müsse, ihre formale Vorbildung wissenschaftlich und praktisch zu erweitern und zu vertiefen. Im Zusammenhange damit wurde die Errichtung einer Verwaltungsakademie befürwortet, unter Berufung darauf, daß auch der verstorbne Minister Bosse, der sich viel mit diesen Fragen beschäftigt habe, die Errichtung einer solchen Akademie für nützlich erklärt habe. Graf Moltke forderte, daß den Assessoren und namentlich den Räten mehr als bisher Urlaub bewilligt werde für Reisen ins Ausland, auf denen man mehr lernen könne als zuhause in Jahren, und er sprach den Wunsch aus, daß es den Verwaltungsbeamten möglich gemacht werde, das Leben aus dem Leben kennen zu lernen.

Digitized by Google

Gegen die Bestimmung, die den Ministern das Recht einräumen sollte, jedem Juristen ohne weiteres die Befähigung zum Verwaltungsdienste zu erteilen, wandten sich sehr nachdrücklich die Abgeordneten von Bockelberg und von Ditfurth. Sie wiesen darauf hin, daß der Jurist nicht nur Richter und Anwalt werden, sondern auch sonst in allen Zweigen des Staats- und des Kommunaldienstes verwandt werden könne und also vor dem einseitig ausgebildeten Verwaltungsbeamten einen großen Vorsprung habe. Wenn den Juristen nun auch noch die Möglichkeit eröffnet werde, nach dem Examen ohne weiteres in den Verwaltungsdienst übernommen zu werden, so sei nicht einzusehen, wie ein Vater seinen Sohn noch Regierungsreferendar werden lassen könne.

Natürlich wurde auch die Verlängerung und die bessere Regelung des Studiums besprochen, da sonst das Fundament der weitern Ausbildung fehle, und eine Reihe von Abgeordneten bezeichnete den Gesetzentwurf als einen Notbehelf, als ein Fragment, als einen Bau in die Luft hinein. Professor Löning ging so weit, zu behaupten, daß die Halbbildung, die die Verwaltungsbeamten jetzt erhielten, auf Grund des Gesetzentwurfs in eine Viertelbildung verwandelt werden würde. Er wies darauf hin, daß die Verwaltung des Staats und der Gemeinden nicht nur geführt werde nach den Normen des öffentlichen Rechts, sondern ebenso nach denen des privaten Rechts, und daß ein Verwaltungsbeamter, der von dem privaten Rechte keine Kenntnis habe, seiner Stellung unmöglich gerecht werden könne.

Es ist hiernach wohl gerechtfertigt, wenn vorher gesagt wurde, daß der Gesetzentwurf auf keiner Seite recht befriedigt habe, und der Abgeordnete Glatzel hat dieser Empfindung auch Ausdruck gegeben mit den Worten: „Ein starkes inneres Engagement fühlt keiner von uns gegenüber diesem Gesetz," und weiter: „Es scheint eine große Wärme dafür hier im hohen Hause überhaupt nicht zu herrschen." Es kann danach zweifelhaft sein, ob man bei einer künftigen Regelung des Vorbereitungsdienstes der Verwaltungsbeamten noch einmal versuchen wird, die jetzt vorhandne Halbbildung dadurch zu beseitigen, daß die Ausbildungszeit bei den Gerichten so weit herabgesetzt wird. Vielleicht sucht man andre Wege, und um die Möglichkeiten kennen zu lernen, die sonst noch für die Ausbildung der Verwaltungsbeamten bestehn, wird es nützlich sein, kurz auf die Bestimmungen*) einzugehn, die in andern Staaten über die Vorbildung zum höhern Verwaltungsdienst erlassen sind.

In Sachsen ist nach gemeinschaftlichem Studiengange und einer in der Regel zweijährigen Dienstzeit bei den Gerichten eine besondre Ausbildung bei Verwaltungsbehörden vorgeschrieben, also ähnlich wie in Preußen. Nach den Verordnungen vom 22. Dezember 1902 und vom 26. Februar 1904 beginnt in Sachsen der Vorbereitungsdienst mit einer sechsmonatigen Probedienstleistung bei einer Amtshauptmannschaft. Will der Referendar nach Ablauf der Probezeit den Vorbereitungsdienst in der innern Verwaltung fortsetzen, so muß er um Verlängerung nachsuchen. Die Bewilligung hängt außer von der Befähigung, dem Fleiß und dem sittlichen Verhalten des Nachsuchenden auch davon ab, ob

*) Siehe für das Folgende Band 34 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik: Die Vorbildung zum höhern Verwaltungsdienste.

Digitized by Google

ihn seine persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse zu einer spätern Anstellung im höhern Verwaltungsdienste geeignet erscheinen lassen.

Nach einem insgesamt vierjährigen Vorbereitungsdienste bei Justiz- und Verwaltungsbehörden wird der Referendar zur Prüfung für den höhern Verwaltungsdienst zugelassen. Bemerkenswert sind dabei die Bestimmungen über die schriftliche Prüfung. Dem Referendar werden nacheinander fünf Aufgaben aus den Gebieten des Privatrechts, des öffentlichen Rechts, einschließlich des Strafrechts und des Prozeßrechts, und der Staatswissenschaften gestellt. Mindestens eine dieser Aufgaben soll praktischer Art sein (Revision einer Landgemeindeverwaltung, eines Standesamts, einer Krankenkasse und schriftlicher Bericht darüber). Die Gesamtdauer der schriftlichen Prüfung darf acht Wochen nicht übersteigen.

In Österreich haben Juristen und Verwaltungsbeamte dieselben rechts- und staatswissenschaftlichen Studien zu machen, nach deren Beendigung für die Anwärter des Dienstes in der innern Verwaltung und in der Finanzverwaltung eine besondre, mindestens einjährige Ausbildung beginnt. Anders in Bayern und in Baden. In beiden Staaten ist der Vorbereitungsdienst einheitlich so geregelt, daß sämtliche Referendare (Rechtspraktikanten) zwei Jahre bei Gerichten und beim Anwalt, ein Jahr bei Verwaltungsbehörden zu arbeiten haben. Erst nach dem zweiten Examen wählen die jungen Beamten je nach Neigungen und Fähigkeiten zwischen der Justiz- und der Verwaltungslaufbahn. Ähnlich ist in den Reichslanden der Vorbereitungsdienst gestaltet. Auch dort müssen sämtliche Referendare eine Zeit lang bei Verwaltungsbehörden arbeiten und brauchen sich erst nach bestandnem Examen für einen Beruf zu entscheiden. Ein besondrer Studiengang für die Verwaltungsbeamten besteht nur in Württemberg, der sich dort aber nicht bewährt zu haben scheint. Hervorgehoben werden muß bei dieser Gelegenheit, daß in Preußen die gesonderte Vorbildung der Verwaltungsbeamten schon seit dem Regulativ vom 14. Februar 1846 Rechtens war, daß sich aber vom 1. Juli 1868 bis 1879 die Verwaltung durch Übernahme von Gerichtsassessoren ergänzt hat und ergänzen mußte, weil nach dem Regulativ von 1846 jeder, der sich zum Übertritt in die Verwaltung meldete, die zweite juristische Prüfung bestanden haben mußte, und diese Prüfung durch das Gesetz über die Vorbildung zum höhern Justizdienste vom 6. Mai 1869 beseitigt worden war. In den Entwurf zu diesem Gesetz hatte übrigens die Regierung die Bestimmung aufgenommen, daß alle Gerichtsreferendare ein Jahr bei Verwaltungsbehörden arbeiten sollten, das Haus der Abgeordneten hatte aber diese Bestimmung aus dem Gesetzentwurfe beseitigt, weil man nach der Erklärung des Referenten, Abgeordneten Lasker, verhüten wollte, daß die Staatsregierung auf der Grundlage dieses Gesetzes einseitig über die Verwaltungsexamina Verfügung treffe.

Besondre Erwähnung verdienen die Bestimmungen, die im Königreich Hannover über die Ausbildung der Verwaltungsbeamten bestanden, und zwar deshalb, weil Hannover nach allgemeinem Urteil besonders gut verwaltet worden ist, und weil aus dem hannöverschen Dienste so viele bedeutende Männer hervorgegangen sind, die sich später auch in Preußen glänzend bewährt haben. Es sei nur an Bennigsen und den Minister von Miquel erinnert.

Digitized by Google

In Hannover trat nach der Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung auch eine Trennung in der Ausbildung der jungen Beamten ein. Gemeinsam blieb das dreijährige juristische Studium und die erste juristische Prüfung, jedoch wurde von dem angehenden Verwaltungsbeamten neben dem Studium der Rechtswissenschaft der Nachweis des Studiums der Staatswissenschaften verlangt. Nach dem ersten Examen mußte dann der Verwaltungsauditor vier Jahre lang tätig sein, und zwar ein und ein halbes Jahr in der Verwaltung und ebenso lange bei der Justiz. Das vierte Jahr konnte „auf sonst geeignete Weise“ zur Ausbildung verwandt werden, wurde aber meist bei einem Amte zugebracht.

Das Charakteristische der Ausbildung in Hannover bestand darin, daß die der Universität entwachsenen jungen Leute ausschließlich in der untersten Instanz bei den lokalen Behörden, bei den Ämtern und den Amtsgerichten im steten unmittelbaren Verkehr mit der Bevölkerung beschäftigt wurden, nicht bei den Regierungsbehörden. Diese Ämter, mit rechtskundigen Amtmännern besetzt, waren, wie der frühere Oberbürgermeister Meckel von Göttingen in seinem Referate (a. a. O. S. 79) sagt, von einem örtlichen Umfange, daß alle Verwaltungsgeschäfte möglichst in der Hand eines Mannes vereinigt waren und dieser imstande war, der Regel nach alles durch direkte Verhandlung mit den Amtseingesessenen zu erledigen. Es war, wie Meckel sich ausdrückt, diesen Beamten möglich, sich durch eigne Anschauung von den Verhältnissen und Bedürfnissen der Untergebnen zu unterrichten, deren Vertrauen zu erwerben und weniger durch Zwang als durch geistigen und sittlichen Antrieb, durch Überzeugung und Förderung eigner Einsicht und freier Tätigkeit zu wirken. In der Teilnahme an dieser Wirksamkeit der untersten Instanz, in stetiger Berührung mit der Bevölkerung erhielten also in Hannover die jungen Verwaltungsbeamten ihre Ausbildung.

Hiernach ergeben sich also für die Regelung der Ausbildung drei Möglichkeiten. Man kann für die angehenden Verwaltungsbeamten von der Zeit an, wo sie die Schule verlassen, einen besondern Bildungsgang vorschreiben; man kann Juristen und Verwaltungsbeamte bis zum zweiten Examen auf derselben Grundlage ausbilden wie in Bayern, Baden und in den Reichslanden und dann die Verwaltung aus den juristisch gebildeten Beamten ergänzen, und man kann drittens die Ausbildungszeit der Regierungsreferendare in eine juristische und eine administrative teilen, wobei dann die Frage zu entscheiden ist, wie viel Zeit auf die juristische Ausbildung verwandt werden soll.

Für einen besondern Bildungsgang von dem Abiturientenexamen an ist nicht nur ein ungenannter Verwaltungsbeamter in den Grenzboten eingetreten,*) sondern auch der Abgeordnete Eugen Richter. Anklang hat dieser Gedanke anscheinend nicht gefunden, und er gibt doch auch zu Bedenken Anlaß. Auch wenn man annehmen wollte, daß die Verwirklichung dieses Vorschlages ohne eine Änderung der Organisation unsrer Universitäten möglich ist, was doch zweifelhaft erscheint, so könnte es doch kaum als nützlich angesehen werden, daß sich die jungen Leute sofort nach Beendigung der Schulzeit für die Verwaltungslaufbahn

*) Heft 4, 5 des Jahrgangs 1903 der Grenzboten.

Digitized by Google

entscheiden müssen, und die Verwaltung würde außerdem den Nachteil haben, daß sie die Fähigkeiten der zu Übernehmenden schlechterdings nicht beurteilen könnte. Vielleicht kommt man in einer spätern Zeit auf diesen Gedanken zurück, vorläufig hat er wohl keine Aussicht auf Verwirklichung, und so ist es auch zwecklos, sich näher mit ihm zu beschäftigen. Es bleiben also nur die beiden Möglichkeiten einer gemeinsamen juristischen Ausbildung und einer teils juristischen, teils administrativen Ausbildung in der Zeit des Referendariats, und um die Vorzüge der einen und der andern abwägen zu können, wird der Versuch gemacht werden müssen, Klarheit darüber zu gewinnen, inwieweit der Verwaltungsbeamte juristischer Kenntnisse bedarf, und wie er die für seinen Beruf nötigen staatswissenschaftlichen Kenntnisse am besten erwerben kann. Ich weiß wohl, daß die meisten Verwaltungsbeamten schon bei dem Gedanken erschrecken, es könnte die Verwaltung einmal wieder aus den juristisch vorgebildeten Beamten ausschließlich ergänzt werden, aber es gibt auch einsichtsvolle und einflußreiche Männer, die andrer Ansicht sind, wie die Verhandlungen über den Gesetzentwurf von 1903 in beiden Häusern des Landtags gezeigt haben, und eine sachliche Prüfung der Frage wird deshalb gerechtfertigt erscheinen.

Daß kein Verwaltungsbeamter der juristischen Ausbildung entbehren könne, darüber waren die Vertreter aller Parteien in beiden Häusern des Landtags einig. Der Abgeordnete Freiherr von Richthofen trat energisch dafür ein, daß die Zeit bei den Gerichten nicht zu kurz bemessen werde, und der Abgeordnete Schmitz sagte: „Auf Schritt und Tritt ist in unserm Bürgerlichen Gesetzbuche Privatrecht und öffentliches Recht miteinander verwoben. Diesen Stoff muß der künftige Verwaltungsbeamte kennen, sonst verliert er die Sicherheit unter den Füßen. Ich erlaube mir zu erinnern an das Bergrecht, Wasserrecht, Fischereirecht, Vereinsrecht, an zahllose andre Institute, die in den Rahmen des Vereinsrechts eingefügt sind und dem öffentlichen Recht angehören, Gebiete, die der höhere Verwaltungsbeamte kennen muß.“ Professor Löning sagte im Herrenhause: „Es handelt sich für den Verwaltungsbeamten nicht allein um das öffentliche Recht, um das Verwaltungsrecht. Es wäre durchaus ein Irrtum, zu glauben, daß die Staatsregierung und die Kommunalverwaltung nur geführt werden nach den Normen des Verwaltungsrechts, nein, meine Herren, Sie alle wissen es, ein großer Teil unsrer Verwaltung wird nicht geführt nach Maßgabe des öffentlichen Rechts, sondern nach Maßgabe des privaten Rechts. Ein Verwaltungsbeamter, der von dem privaten Rechte keine Kenntnis hat, kann unmöglich seiner Stellung gerecht werden.“ Oberbürgermeister Fuß betonte, daß er sich keinen gut vorgebildeten höhern Verwaltungsbeamten denken könne, dem eine gründliche Schulung auf juristischem Gebiete fehle, und andre Mitglieder der beiden Häuser sprachen sich in demselben Sinne aus.

Hinzufügen könnte man, daß es doch eigentlich ein Widerspruch ist, ein kompliziertes Verwaltungsgerichtsverfahren zu schaffen mit dem ausgesprochnen Zwecke, die Bevölkerung nicht nur gegen Übergriffe, sondern auch gegen rechtliche Irrtümer der Verwaltung zu schützen und zugleich die Verwaltungsbeamten mit so geringen juristischen Kenntnissen auszurüsten, daß sie in die Gefahr kommen, den Ansprüchen, die die Auslegung und Handhabung der Gesetze an

Digitized by Google

sie stellt, nicht mehr genügen zu können. Aber nicht nur in der Verwaltungsgerichtsbarkeit, nicht nur auf den von dem Abgeordneten Schmitz genannten Gebieten, sondern auf allen Gebieten des öffentlichen Rechts bedarf der Verwaltungsbeamte juristischer Kenntnisse. Man denke nur an die Beaufsichtigung der Kommunalverwaltung und der Polizei, an das besonders im Osten der Monarchie so schwierige Schulrecht, an die Steuerveranlagung. Freiherr Karl von Lemayer hat in seinem dem Verein für Sozialpolitik erstatteten Referate über die Ausbildung zum höhern Verwaltungsdienst in Österreich (a. a. O. S. 40) dieser Auffassung in so ausgezeichneter Weise Ausdruck gegeben, daß es erlaubt sei, seine Worte hier wiederzugeben:

„Genau erwogen ist es auch nicht bloß die Verwaltungsgerichtsbarkeit, um die es sich hierbei handelt. Diese erscheint doch nur als ein einzelner Ausdruck, als besondre Emanation einer Wandlung unsrer ganzen Staatsauffassung, vermöge deren in der politischen Aktion das Moment der Legalität immer gewichtiger hervortritt. In unserm heutigen Staatsideale, dem Rechtsstaate, dem Verfassungsstaat erscheint das ganze System der Staatsgewalten als ein gesetzlich geordnetes, die staatliche Funktion durch ein ineinandergreifendes Gefüge von rechtlichen Normen und Formen bestimmt, das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit nach Art eines Rechtsverhältnisses gestaltet. Alle formellen Momente der administrativen Tätigkeit: Zuständigkeit, Verfahren, Exekution usw. haben dadurch nicht allein in dem eigentlichen Bezirke der Verwaltungsrechtsprechung, sondern für die ganze öffentliche Wirksamkeit eine früher ungeahnte Bedeutung erlangt: der im öffentlichen Auftrage Handelnde muß an jeder Stelle seiner Tätigkeit vor allem der vollständigen Legalität seines Vorgehns versichert sein."

Ob der künftige Verwaltungsbeamte in neun oder gar in sechs Monaten beim Amtsgerichte so viel lernen würde, daß er diesen Ansprüchen genügt, kann doch wohl zweifelhaft sein. Es könnte die Gefahr eintreten, daß Professor Löning Recht behält, der im Herrenhause sagte: „Er wird zwar etwas lernen, zum Beispiel die äußern Formen, aber in den Kern der Jurisprudenz, in die juristische Behandlung der schwierigen Verhältnisse des Lebens wird er unmöglich eindringen können. So wird er nach Ablauf der vier Jahre, ohne das wichtigste gelernt zu haben, ohne gelernt zu haben, wissenschaftlich zu arbeiten, zum Assessorexamen gelangen."

Wenn sich aber diese von Professor Löning ausgesprochne Befürchtung verwirklichen sollte, so würde die Folge nicht nur die sein, daß der Dienst Schaden leidet, und daß die alten Klagen über die ungenügende Ausbildung der Verwaltungsbeamten in verstärktem Maße ertönen, sondern es würde mit Sicherheit auch die weitere Folge eintreten, daß diese Beamten in die zweite Reihe zurücktreten müssen, daß die Juristen in der Verwaltung ihnen vorgezogen werden. Man kann, wie ich glaube, schon jetzt beobachten, daß im Verwaltungsdienst aller Instanzen die Beamten bevorzugt werden, die administrativ und juristisch zugleich geschult sind, und die Neigung, Juristen vorzuziehn, die im Verwaltungsdienste Gelegenheit gehabt haben, sich auch auf administrativem Gebiet auszubilden und zu bewähren, würde in demselben Maße wachsen, wie

Digitized by Google

die juristische Ausbildung verschlechtert wird. Es würde also die Gefahr entstehn, daß die Verwaltung auf Umwegen den Juristen ausgeliefert wird, was man doch gerade vermeiden will. Besser wäre es dann jedenfalls, die Verwaltung grundsätzlich aus den Gerichtsbeamten zu ergänzen und für die gründliche administrative Ausbildung der Übernommnen zu sorgen.

Nun neigen allerdings, wie schon gesagt worden ist, zurzeit die meisten Verwaltungsbeamten der Auffassung zu, daß der juristische Geist für die Verwaltung schädlich sei, daß die juristische Ausbildung die Entwicklung der Fähigkeiten hindre, die der Verwaltungsbeamte besonders brauche, Initiative und Entschlußfähigkeit, und daß bei der Ergänzung der Verwaltung aus den Gerichtsbeamten die staatswissenschaftliche Ausbildung der Verwaltungsbeamten ungenügend sein werde. Diese Einwendungen sind gewiß nicht leicht zu nehmen, aber ich möchte doch annehmen, daß ihre Bedeutung überschätzt wird. Zunächst ist es mit den Juristen überhaupt eine eigne Sache. Schon 1755 meinte der Kameralist Justi, die Zeiten, da die Rechtsgelehrten zu allen Bedienungen des Staats brauchbar waren, seien nicht mehr vorhanden; es seien zehnmal mehr Bedienungen vorhanden, wozu eine Kenntnis in Kameral-, Polizei-, Kommerzien- und Ökonomiesachen gefordert werde. Wie oft sind seit der Zeit die Juristen totgesagt worden, und sie leben immer noch und leben vor allen Dingen in der preußischen Verwaltung. Es sind seit Jahren in diese Verwaltung nicht etwa nur so viele Juristen übernommen worden, als zur Aufrechterhaltung des Dienstes unbedingt nötig war, sondern meist werden die als Justitiare Übernommnen nach wenig Jahren ausschließlich im Verwaltungsdienste beschäftigt, oder sie werden befördert, und andre Juristen treten an ihre Stelle. So arbeiten in allen Instanzen der Verwaltung Juristen in großer Zahl bis hinauf in die Ministerien. Die Vorsitzenden der Veranlagungskommissionen sind der Mehrzahl nach Juristen, die in die Verwaltung übernommen wurden, als diese Stellungen neu geschaffen wurden. Es ist leider nicht bekannt, wie viele juristisch vorgebildete Beamte in der preußischen Verwaltung tätig sind, aber ihre Zahl ist sicherlich sehr groß.

Wenn man gegen die juristische Ausbildung einwendet, daß diese mehr nach der formalen Seite hinneige, so ist das gewiß richtig; aber ich möchte annehmen, daß Beamte, die gleich nach dem Staatsexamen übernommen werden, diesen Mangel in der Praxis des Verwaltungsdienstes in kurzer Zeit überwinden würden, während bei Juristen, die jahrelang Richter gewesen sind, in der Tat die Gefahr besteht, daß sie die juristische Art, zu denken und zu entscheiden, auch in der Verwaltung beibehalten. Gerade solche ältere Juristen werden jetzt aber der Regel nach übernommen. Zu denken gibt es ferner, daß in den großen städtischen Gemeinwesen, die im allgemeinen doch sicherlich gut verwaltet werden, fast ausschließlich juristisch gebildete Beamte tätig sind. Schon aus dieser Tatsache allein könnte man den Schluß ziehn, daß es möglich sein müßte, auch in der Staatsverwaltung mit Juristen auszukommen.

Daß für die Verwaltungsbeamten die juristische Ausbildung allein nicht genügt, daß sie außerdem nicht nur gründliche staatswissenschaftliche Kenntnisse erwerben, sondern auch die Bedürfnisse und die Lebensbedingungen der Be-

Digitized by Google

völkerung auf dem Lande, im Handel und in der Industrie möglichst genau kennen lernen müssen, ist selbstverständlich. Es fragt sich nur, welches Maß von Kenntnissen auf diesen Gebieten man billigerweise von dem Verwaltungsbeamten erwarten darf, und in welchem Lebensabschnitte man glaubt, diese Kenntnisse dem Beamten am besten vermitteln zu können. Man ist heute geneigt, in den Anforderungen an die wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Verwaltungsbeamten sehr weit zu gehn. Die einen verlangen gründliche Kenntnisse der Landwirtschaft, andre des Bank- und des Versicherungswesens. Ein bekannter Abgeordneter beschwerte sich einmal, daß ein Regierungsassessor die Konstruktion eines Hochofens und den Betrieb eines Walzwerks nicht gekannt habe. Staatsrecht und Nationalökonomie soll er natürlich beherrschen. Er soll also eigentlich alles wissen, während von keinem Bankier erwartet wird, daß er auch zugleich ein tüchtiger Landwirt sei, und von keinem Landwirt, daß er den technischen Betrieb der Eisenindustrie kenne. Man wird sich also doch wohl bescheiden und sich damit begnügen müssen, dem Verwaltungsbeamten eine gute allgemeine Bildung zu geben, die ihn befähigt, aus dem Leben für das Leben zu lernen. Diese allgemeine Bildung wird sich aber zusammensetzen müssen aus theoretischen Kenntnissen und praktischer Erfahrung auf dem einen oder andern Gebiete.

Daß für die theoretischen Kenntnisse die Grundlage am besten schon auf der Universität gelegt wird, darüber ist man allgemein einig; aber bis jetzt ist es nicht gelungen, einen Weg zu finden, auf dem das in geeigneter Weise geschehn kann. Es wird immer wieder darüber geklagt, daß die Studenten die Zeit auf der Universität nicht ausnutzen, und zugleich wird die Forderung erhoben, daß die Studienzeit um ein Semester verlängert werden müsse. Die Ausnutzung der Universitätszeit wird man schließlich nur erreichen können, wenn man sich entschließt, nach dem dritten oder dem vierten Semester ein Zwischenexamen einzuführen, wie es bei den Medizinern besteht; sehr beachtenswert ist ferner der Vorschlag, den Kirchheim und der Minister Bosse gemacht haben, die erste Prüfung in zwei Abteilungen zu zerlegen, von denen die erste sich auf das Privatrecht und den Zivilprozeß, die zweite auf das öffentliche Recht und die Nationalökonomie zu erstrecken hätte. Gegen die Einführung des Zwischenexamens ist eingewandt worden, daß man die Zahl der Examina nicht vermehren dürfe, aber so recht stichhaltig scheint mir dieser Einwand nicht zu sein. Treitschke erzählt, ein Engländer habe einmal sein Erstaunen darüber ausgedrückt, daß in Deutschland immer die eine Hälfte des Volkes damit beschäftigt sei, die andre Hälfte zu prüfen; wenn man aber die Prüfungen einmal hat und sie, da unsre Verhältnisse nun einmal anders sind als die englischen, auch wohl nicht entbehren kann, so ist eigentlich nicht recht einzusehen, warum nicht noch einmal mehr geprüft werden soll, wenn man damit etwas Vernünftiges erreichen kann. Die Teilung des ersten Examens in der angegebnen Weise würde aber die große Bedeutung haben, daß den Staatswissenschaften die ihnen gebührende Stellung zugewiesen wird, während sie jetzt trotz allen Versuchen, ihnen Geltung zu verschaffen, im ersten Examen doch niemals eine ausschlaggebende Rolle spielen. Wenn sich die Justizverwaltung gegen diese Teilung sträuben sollte, so könnte der staatswissenschaftliche Teil des Examens ja fakultativ ein-

Digitized by Google

gerichtet werden, ſodaß nur die dieſe Prüfung abzulegen hätten, die ſpäter in den Dienſt der Verwaltung übernommen werden wollen. Ob dagegen die Verlängerung der Studienzeit wirklich notwendig iſt, erſcheint doch ſehr zweifelhaft. Wer ſechs Semeſter ausnutzt und arbeitet, wird bei normaler Begabung die nötigen juriſtiſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Kenntniſſe erwerben können, wer aber ſechs Semeſter bummelt, wird ſich freuen, noch ein ſiebentes Bummelſemeſter geſchenkt zu erhalten.

(Schluß folgt)

Auf rätiſchen Alpenſtraßen

Von Otto Kaemmel

(Fortſetzung)

2

In einem Lande von einer ſo reichen und wechſelvollen Geſchichte wie Graubünden zu reiſen, hat ein um ſo größeres Intereſſe, je großartiger die Gebirgswelt iſt, die es umſchließt, und die allein weitaus die größte Maſſe der Reiſenden anlockt. Ihr Ziel iſt faſt immer das Engadin; durch das Vorland eilen ſie flüchtig hindurch, die alten, früher ſo belebten Paßſtraßen ſind bis auf einige wenige, die nach dem Engadin führen, verödet und vermitteln nur noch einen ſehr geringen Warenverkehr, da dieſer ſelbſt auf weiten Umwegen die Eiſenbahnen bevorzugt. Und doch bietet der Weg das Rheintal hinauf überhaupt den ſchönſten Eintritt in die Alpenwelt der Schweiz. Denn er führt entweder um den Bodenſee herum über Bregenz oder von der Inſelſtadt Lindau aus in kurzer Fahrt nach Rorſchach über das „Schwäbiſche Meer," das noch im vierten nachchriſtlichen Jahrhundert, nach dreiundeinhalb Jahrhunderten römiſcher Herrſchaft, „unzugänglich war durch den Schrecken ſtarrender Wälder, außer da, wo die alte beſonnene römiſche Tüchtigkeit eine breite Straße gebaut hat" (Ammian. Marc. XV, 4, 2). Wie anders heute, wenn von der „Römerſchanze" am Hafen von Lindau aus geſehen, das noch einen alten „Römerturm" am andern Ende der Stadt beſitzt, ſich unter klarem Himmel der bald lichtgrüne, bald tiefblaue, in fortwährend wechſelndem Farbenſpiel ſchimmernde breite Seeſpiegel entfaltet, der ſich nach Weſten uferlos ausdehnt! Da heben ſich über der nahen blaugrünen Bergkette vom Pfänder bis Romanshorn hin und über dem hellſchimmernden Bregenz, das in ſeinem älteſten Stadtteil, dem Hügel von Alt-Bregenz, noch das regelmäßige Viereck des Römerkaſtells Brigantium bewahrt, im feinen Blaugrau zur Linken die zackige Kette der Vorarlberger Alpen mit der ſchneebedeckten Seeſaplana am Ende, zur Rechten die kühnen Spitzen der Säntisgruppe, und mitten inne öffnet ſich hinter niedrigem, grünem Vorlande das breite Rheintal, die natürliche Straße nach dem rätiſchen Hochgebirge, deſſen zackige Formen ſich bei hellem Wetter ſchon am Horizont vom Himmel abzeichnen.

Digitized by Google

Schlanke Dampfer mit den Flaggen aller Uferstaaten ziehn lange Rauchwimpel durch die Luft und weißschäumende Furchen durch die schimmernden Fluten des Sees, riesige Trajektschiffe mit ganzen Lastzügen an Bord schwimmen langsam nach Bregenz oder Lindau oder Rorschach, seemäßig gebaute Segler, mit Ziegeln oder Bauholz beladen, bieten ihre großen Raasegel dem Winde, weiße Möwen flattern über dem hellen Sandstrande des Rheindeltas. Die alte Römerstraße führte von Bregenz aus am Rande des Gebirgs, also auf dem rechten Rheinufer, nach dem Süden; aber eine zweite Linie ging seit dem frühen Mittelalter von Rorschach aus, das 947 Markt- und Münzrecht erhielt, auf dem linken Ufer ebenfalls am Rande des (Appenzeller) Gebirgs hin. Das breite Tal des Flusses selbst, dessen Regulierung noch heute nicht vollendet ist, war damals vermutlich größtenteils versumpft und beständig Überschwemmungen ausgesetzt. Noch heute überwiegen Wiesen und Sumpfstrecken zwischen kleinen Gehölzen und Obstbäumen das Ackerland, die Ortschaften liegen fast alle am Rande, und über ihnen ragen die Burgen, die einst diese Straßen deckten und beherrschten. Heute ziehn neben ihnen zwei Eisenbahnen, die österreichische von Bregenz aus am rechten, die schweizerische von Rorschach aus am linken Talrande, die sich schließlich bei Buochs vereinigen. Denn hier bei Buochs beginnt sich das Tal zu verengen, die Gebirgsränder werden höher; auf der westlichen Seite ragt über Buochs auf isoliertem Kegel Schloß Werdenberg auf, der Stammsitz der Grafen von Werdenberg-Sargans, schräg gegenüber schimmert das Schloß Liechtenstein an der Bergwand hoch über dem Städtchen Vaduz. Endlich schwindet die Breite des Rheintals zwischen der Felswand des Fläscher Berges rechts und den Abstürzen des mächtigen kahlen Gonzen links auf die Strecke von kaum einem Kilometer zusammen, eine schmale Enge, die früher sicherlich völlig versumpft und ungangbar war. Deshalb führt auch die alte Straße von Bregenz her nicht im Tale, sondern sie überschreitet mit dem Luzienſteig, der nach dem Apostel Rätiens und dem Patron des Domes von Chur heißt, den Sattel zwischen dem Fläscher Berge und den grauen Felsenschroffen des zackigen Falknis. Um diesen Punkt ist immer gefochten worden, wenn ein Feind von Vorarlberg in Graubünden eindringen wollte oder umgekehrt; noch im März 1799 eröffneten hier die Franzosen den zweiten Koalitionskrieg, indem sie den Luzienſteig von Atzmoos im Rheintale her im Rücken faßten und die Österreicher nach Chur hin zurückwarfen, und im Dreißigjährigen Kriege, als der Besitz der Graubündner Pässe der Preis des Kampfes zwischen den Franzosen und den Österreichern war, spielte der Luzienſteig eine große Rolle, ebenso im Schweizerkriege von 1499. Ob er noch heute seinem alten Zwecke dienen würde? Wenn man die Straße von Mayenfeld, also von Süden, die zuletzt durch schönen Wald führt, heraufkommt, so sieht man auf der Paßhöhe nur das Wirtshaus; die Festung liegt etwa einen Kilometer entfernt weiter abwärts. Sie kehrt ihre Front, ein Kronwerk, zwei Halbbastionen mit der Kurtine dazwischen, hinter einem trocknen Graben nordwärts und beherrscht die sich hier im Bogen senkende Straße nach Feldkirch vollständig; die Kehle wird durch Blockhäuser mit Reihen von Gewehrschießscharten geschlossen, die an den beiden Abhängen hinaufsteigen, auch weiter oben sieht man noch Mauern und Türme, rechts und links stehn

Digitized by Google

Kasernen und Verwaltungsgebäude. So bedecken die Werke die ganze Breite des Tals und sperren die Straße völlig, die durch ihre offnen beiden Tore mitten hindurch führt, aber alles sieht jetzt äußerst friedlich aus, nicht einmal ein Wachtkommando liegt dort, und die Straße ist wenig belebt, da sich der Verkehr nach dem Tale gezogen hat. Die Festung hat also ihre alte Bedeutung wohl eingebüßt und würde auch von Mayenfeld aus in der Kehle gefaßt werden können, deren Blockhäuser der heutigen Artillerie schwerlich lange standhalten würden.

Hinter der Enge am Fläscher Berge erweitert sich das Rheintal wieder, und im Westen öffnet sich das breite Tal der Seez nach dem Walensee, dem „Römersee" hin. Hier zog die römische Straße weiter nach dem Züricher See, diesen und die Limmat hinab nach Aquae (Baden) und dem großen Legionslager Vindonissa (Windisch) auf der Landspitze zwischen Reuß und Aare und weiter nach Augusta Rauracorum, dem heutigen Kaiser-Augst bei Basel, der ältesten römischen Kolonie dieser Länder (27 v. Chr.). Es war die eine der beiden großen römischen Hauptlinien von Italien nach dem obern Rhein. Sie blieb die bevorzugte Verbindung auch im Mittelalter, schon weil sie auf längern Strecken den bequemen Wasserweg bot, den auf dem Walensee schon im neunten Jahrhundert königliche und bischöfliche Schiffe von Chur benutzten, sie ist heute eine internationale Verkehrsstraße nach dem Ober-Engadin geworden, die jetzt der „Engadin-Expreß" von London und Antwerpen her befährt, und seltsam genug nimmt es sich aus, wenn auf dem kleinen Bahnhofe von Sargans die großen, eleganten vierachsigen Wagen mit den Schildern London-Coire, Antwerpen-Coire, Köln-Chur usw. vorfahren, während auf diese höchst moderne Erscheinung die mittelalterliche Burg Sargans von ihrem hohen Felsen herabschaut, die alte, in ihrem Ursprunge wohl schon römische Hüterin dieses Knotenpunkts, denn auch die Römerstraße, von der hier noch Reste vorhanden sind, lief am Nordabhange des Tales hin. Auf einem Ausläufer des mächtigen Gonzen, der nach drei Seiten hin steil abfällt, nur auf der nördlichen mit dem Massiv des Berges verbunden ist, steigt die Burg aus Weingärten auf. Der alte steile Weg geht von dem Städtchen in Zickzackwindungen empor, sodaß der Angreifer die rechte schildlose Seite der Burg zukehren mußte, der neue kommt bequemer von der andern Seite. Hier haben seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Grafen von Werdenberg-Sargans gesessen, dann 1459 bis 1798 die Landvögte der acht „alten Orte," die die Grafschaft als Untertanenland regierten; hundert Jahre später, 1899, erwarb die Gemeinde Sargans in merkwürdiger Umkehrung der Verhältnisse Schloß und Herrschaft und stellte die Burg mit Geschick und Geschmack ungefähr so wieder her, wie sie um 1500 gewesen sein mag. Bei mittelalterlichen Burgen erstaunt man immer wieder über die Kleinheit und die Enge der Verhältnisse, mit denen sich mittelalterliche Herrengeschlechter im Interesse ihrer Sicherheit beholfen haben; denn auf diese und auf die Verteidigung mit möglichst geringen militärischen Mitteln, mit ein paar Dutzend Leuten, war alles berechnet, und darum eben war später der Adel den volkreichen Städten militärisch nicht mehr gewachsen. Man betritt die Burg durch das Tor an der Westseite, das durch ein ziemlich umfangreiches Vorwerk ge-

Digitized by Google

schützt ist. Um den Hof gruppieren sich der einfache Palas, das Wohngebäude mit dem einzigen Tor, der mächtige, viereckige, in fünf Stockwerken aufsteigende Bergfried, der Hauptturm (Donjon), und einige Nebengebäude; nur auf einer Seite schließt eine Zinnenmauer den Hof. Die vertäfelte „Herrenstube" enthält jetzt eine einfache Wirtschaft, daran schließen sich die wenigen Wohnräume, von denen das Zimmer der Gräfin Agnes (gestorben 1504) besonders anheimelnd und behaglich ausgestattet ist, die Küche mit mächtigem Herd und Kamin und die kleine Burgkapelle; im zweiten Stock liegt der ansehnliche Rittersaal, dessen Deckbalken die bunten Wappen der 181 eidgenössischen Landvögte tragen, die aller zwei Jahre wechselten, und von unverwüstlicher Solidität ist der Dachstuhl des Palas aus Balken von Lärchenholz. Ein nach unsern Begriffen sehr bescheidner Herrensitz, aber doch ein Herrensitz auch der Lage nach, denn von hier aus schweift der Blick über das breite grüne blühende Tal der Seez, das Rheintal hinauf nach seinen zackigen Gebirgswänden und empor zu den grauen, kahlen Felsenschroffen des Gonzen, die aus dunkeln Wäldern emporsteigen, während aus größerer Entfernung von Nordosten her die Felsenzacken und Schneefelder der Drei Schwestern herübersehen.

Weiterhin beherrscht am rechten Ufer der scharfe Felsenkamm des Falknis das hier etwa eine Stunde breite Tal; auf dem linken erscheint unter den ausgedehnten Trümmern der schon 1437 gebrochnen Burg Freudenberg, die auf einem flachen Hügel wieder mitten in Weingärten thronend die linksseitige Uferstraße deckte und nordwärts den Blick nach dem Gonzen und der grauen Felsenmauer der Churfirsten am Nordufer des Walensees gewährt, an der steilen, laubwaldbedeckten Bergwand im Grün seiner Gärten das Weltbad Ragaz. Zu beiden Seiten der Tamina, die grauweiß schäumend aus enger Felsengasse wie durch ein Tor in die Talebene herausströmt, breitet sich das jetzt stadtähnlich gewordne Dorf mit seinen Hotels, Villen, Kurhäusern und Badeanlagen aus, das erst seit 1838 das viel ältere Bad Pfäfers in den Hintergrund gedrängt hat, aber von dorther sein Thermalwasser aus Röhrenleitungen empfängt. Nach Bad Pfäfers führt jetzt die schöne „Badestraße" in etwa einer Stunde längs des tobenden Alpenbachs zwischen hohen, schroffen, zuweilen fast überhängenden dunkelgrauen, narbenbedeckten Felsmauern, an denen weiter hinauf kein Baum mehr haftet. Vom Hintergrunde schaut das kahle Felshaupt des Calanda herein. Man geht hier während der Vormittagsstunden fast durchweg im kühlen Schatten, auch wenn über dem Rheintale die brennende Sonnenglut eines heißen Sommertags liegt, und man glaubt zunächst, daß die grauen Felsränder, die nach oben den Blick begrenzen, die höchste Einrahmung des ganzen Tals seien, während doch darüber die grünen Matten und Wälder noch mehrere hundert Meter bis an den Fuß der Felsberge hinaufsteigen. Wo die Talwände so eng zusammenrücken, daß sie es abzuschließen scheinen, hängen in der Schlucht die Gebäude des Bades Pfäfers auf grauem Marmorfelsen über der Tamina, da wo diese in donnernden, sprühenden Kaskaden aus dem unheimlichen Schlunde herausbricht, dessen riesige überhängende Wände nur einen schmalen Streifen des Himmels freilassen und ganz oben aneinanderstoßend ein förmliches Gewölbe bilden, eine echte „Klamm." Dort an der schauerlichsten Stelle, in die

Digitized by Google

niemals ein Sonnenstrahl fällt, wo das Brausen der Tamina jedes Wort übertönt, brechen neben dem Flußbett und von ihm ganz unabhängig die warmen Quellen mit einer Temperatur von 30 Grad Reaumur aus einem Querspalt, der das Bett der Tamina durchsetzt, hervor. Sie sind jetzt unterirdisch gefaßt und nur durch einen wasserdampferfüllten Stollen zugänglich. Jahrhundertelang, nachdem ihre Heilkraft um 1212 entdeckt worden war, wurden sie inmitten des tiefen Felsenkessels in Badeteiche geleitet, zu denen die Leidenden von oben an Stricken hinabgelassen wurden; noch erinnert ein Kreuz an der Felswand, daß hier auch Ulrich von Hutten gebadet hat (1523). Erst später erbaute der Abt Jakob von Pfäfers, nachdem er die Quellen 1535 durch Theophrastus Paracelsus hatte untersuchen lassen, an der östlichen Felswand der Taminaschlucht hinab eine Holztreppe, und sein Nachfolger Jodocus errichtete um 1630 vor der Schlucht ein großes Badehaus an der Stelle des jetzigen, das erst 1704 erbaut worden ist und trotz der Einsamkeit in der düstern Talenge zwischen hochaufstrebenden Felswänden, in die auch im Sommer nur wenig Stunden des Tages der Sonnenschein fällt, noch stark benutzt wird, weil es bescheidnere Anforderungen stellt als das internationale Ragaz.

So verdankt dieses moderne Weltbad im Grunde einem mittelalterlichen Kloster seine Existenz. Das Benediktinerstift Pfäfers (Favares) zu St. Marien liegt hoch oben über der Tamina, mehr als dreihundert Meter über der Sohle des Rheintals (822 Meter) auf dem schroffen Abfalle des Randgebirges. Erst im Jahre 1838 aufgehoben, ist es seitdem in die Landesirrenanstalt des Kantons St. Gallen verwandelt worden. Die langgestreckten Gebäude entbehren aller charakteristischen Außenarchitektur; nur die Kirche zeigt ein schönes Renaissanceportal. Zu seinem Schutze und zur Beobachtung des Rheintals erbaute das Kloster 1206, als der große Kampf um die Krone Deutschland wieder zerriß, auf einem isolierten Vorsprunge die Burg Wartenstein, die dann in veränderter Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert abgebrochen und zur Ruine wurde. Ihren Namen trägt jetzt ein Pensionshotel auf der steilen Bergwand über Ragaz, zu dem eine Drahtseilbahn hinaufführt. Von dort aus gesehen liegt das Rheintal und seine Umgebung wie aus der Vogelschau betrachtet ausgebreitet: tief unten die grüne Talsohle, durch die der wilde Alpenstrom ehemals in vielgewundnem Geröllbett floß, jetzt gebändigt durch Steindämme in ziemlich gerader Linie dahinrauscht, aber immer noch in rascher, wirbelnder, grauweißer Strömung und breite Kiesbänke bald rechts, bald links freilassend. Auf beiden Seiten jenseit der Dämme und in den gewundnen Altwassern breitet sich eine dichte, sumpfige Wildnis aus. Nur hier und da schimmert der Stromspiegel auf, bis er hinter der Biegung am Fläscher Berge nordwärts ganz verschwindet. Dort schließen die Churfirsten und der Gonzen das Bild; wie ein Kinderspielzeug erscheint an seinem Fuße die hohe Burg Sargans, und nicht anders die weißen Ortschaften des Tals; in der ganzen Alpenwelt gilt überhaupt das Wort: „Tand, Tand ist das Gebild von Menschenhand.“ Gegenüber ragt mächtig, höher emporwachsend als vom Tale aus gesehen, in steilen, zerrissenen Abstürzen der Falknis auf, und ihm sich anschließend die Berge des Prätigaus; langsam steigt die Talsohle in Wiesen, strotzenden Maisfeldern, Obstpflanzungen und Wäldern

Digitized by Google

nach ihrem Fuße an, und dort, nicht am Rheine, liegen die Ortschaften: Fläsch am Fuße des Fläscher Berges, wie begraben in Obstgärten und Nußbäumen, Mayenfeld, Jenins, Malans, die Sommerresidenz des Bischofs von Chur, unter der Burg Montfort. Alles, was drüben liegt, ist schon Graubündner Boden; der Rhein bildet vom Fläscher Berge bis zur Einmündung der Landquart die Grenze.

Hier war bei Mayenfeld der wichtigste Flußübergang zwischen Chur und dem Bodensee; denn hier, bei der Station Magia, zweigte sich schon in römischer Zeit von der rechtsufrigen Straße nach Bregenz die Straße nach dem Walensee, Zürich (Turicum) und Vindonissa, also nach dem linken Ufer ab und überschritt den Rhein auf einer Fähre, die während des ganzen Mittelalters bestand; hier war deshalb auch eine wichtige Zollstation. Hier setzt heute die Eisenbahn nach Chur auf einer starken, bedeckten Holzbrücke über den Fluß, etwas weiter oberhalb eine steinerne Straßenbrücke, die am rechten Ufer am ersten Pfeiler das Wappen von St. Gallen, das altrömische Rutenbündel mit dem Beil und darauf das Kreuz, aufweist, auf dem linken Ufer am letzten Pfeiler den springenden Steinbock Graubündens mit dem alten Spruch: „Alt fry Rhätia." Von dieser Brücke nach Mayenfeld steigt die Straße, denn der ansehnliche Ort liegt auf dem Rande des alten Überschwemmungsgebiets, von Weingärten umgeben, die den sonnigen Rand bedecken. An die alte militärische Bedeutung des Platzes erinnern noch zwei Schlösser, am Südende Brandis, das größtenteils in Trümmern liegt, aber teilweise noch bewohnt wird — im dunkeln Erdgeschoß des Hauptturms und in dem lauschigen, schattigen Burggärtlein dahinter ist jetzt eine kleine Wirtschaft eingerichtet —, am Nordende das wohlerhaltne Schloß Salenegg, ein stattlicher Renaissancebau. Bei Mayenfeld lag auch die Rheinschanze, die im Dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielte, denn Mayenfeld beherrscht ebenso den Rheinübergang wie den Anstieg zum Luzienſteig. Was hat es deshalb alles seit fast zwei Jahrtausenden gesehen: die römischen Legionen im Lederpanzer, die eisenklirrenden Ritterheere des Mittelalters, wenn sie mit den sächsischen oder den hohenstaufischen Kaisern nach Italien zogen, deutsche Landsknechte mit ihren langen Spießen und Schweizer mit ihren Hellebarden, österreichische, französische und spanische Söldner, die Heere der großen Revolution und der Ostmächte, Österreicher und Russen sind diese Straße gezogen, von Chur oder nach Chur über die Landquart und Zizers, aber für die Pracht der Landschaft ringsum werden sie kaum ein Auge gehabt haben, denn sie gingen entweder den Schrecknissen der Alpenpässe entgegen, oder sie waren froh, ihnen entronnen zu sein.

Jedenfalls rasteten sie in Chur, dem Ausgangs- und Sammelpunkt aller rätischen Alpenstraßen, auf den zu allen Zeiten die hohen Berghäupter ringsum, vor allem der mächtige, langgestreckte Calanda im Westen, geradeso herabschauten wie heute. Die kleine Stadt von 12000 Einwohnern bedeutet in dem städtelosen Alpenlande Graubünden natürlich viel mehr als eine Stadt derselben Größe in Deutschland; sie enthält elf Prozent seiner Gesamtbewohnerschaft und ist, wie früher sein geistlicher und wirtschaftlicher Mittelpunkt, so jetzt auch sein geistiges und politisches Zentrum. Von der Mischung der graubündner Bevölkerung verrät Chur auf den ersten Blick so wenig wie von seinem hohen

Digitized by Google

Alter: alle Straßenschilder und Firmen sind ausschließlich deutsch, und ein ganz moderner Kranz von Villenstraßen umschließt den kleinen alten Kern der Stadt; auch die Stadtmauern sind längst gefallen und durch breite Promenaden ersetzt worden, und im Innern verraten fast nur die engen, winkligen Gassen zwischen hohen Häusern den alten Ursprung. Die Gebäude haben, abgesehen von den Kirchen, wenig Altertümliches; auch das Rathaus, das alte Zentrum des Gotteshausbundes, ist nur durch seine hohen Fenster auffällig, und ebenso schlicht präsentiert sich das „graue Haus," der Sitz der Zentralregierung, an dem kleinen „Regierungsplatze." Doch hier erinnert ein dreiseitiger Marmorobelisk an die Vereinigung der drei Bünde in Vazerol 1471, auf dem auch die romanische und die italienische Sprache neben der deutschen zu ihrem Rechte kommt, und in den Promenaden bei dem neuen stattlichen eidgenössischen Postgebäude erhebt sich das ganz moderne, erst am 21. Mai 1903 enthüllte Denkmal des Freiheitshelden Benedikt Fontana, der in der Schlacht an der Calven am 22. Mai 1499 gegen die Österreicher fiel; der romanische Anruf, mit dem er seine Leute anfeuerte, steht auf dem Fußgestell. Bis in die älteste Vergangenheit führt nur der Bischofshof zurück, der sich im Süden der Stadt auf einem vom steilen Mittenberge vorspringenden Schieferfelsen erhebt. Hier stand einst das römische Kastell, die Curia Raetorum, von dem noch zwei Mauertürme aufrecht geblieben sind, Marsoel (Mars in oculis) und Spinoel (Spina in oculis); der zweite, der Torturm nach der Stadt zu, birgt die behagliche Hofkellerei, die in schön getäfelten Räumen die feurigen Weine Bündens (Completer, Malanser, Mayenfelder) und des Veltlins (Sassella) schenkt. Zwischen beiden Türmen ziehn sich am Rande des Schieferfelsens die einfachen Häuser der Domherren hin, daran schließt sich an der östlichen Spitze des Dreiecks die bischöfliche Residenz; die südliche Seite des Dreiecks bildet der Dom des heiligen Lucius dicht am Felsrande. Sein ältester Teil, die niedrige, von einem ganz flachen Gewölbe überspannte Krypta unter dem Chor, stammt wahrscheinlich noch aus dem fünften Jahrhundert, also noch aus der letzten römischen Zeit; die Anlage des Doms selbst mit den niedrigen Seitenschiffen, den kleinen Rundbogenfenstern, den Säulen und dem hochliegenden Chor ist romanisch, wie auch das Portal, doch ist die Kirche gotisch überwölbt. Mitten in der Kirche zeigt sich die Öffnung eines 60 Meter tiefen Brunnens, den man noch mit dem römischen Kastell in Verbindung bringt, und unter den zahlreichen Grabsteinen ist wohl der interessanteste der des verwegnen Jürg Jenatsch (Jenatius, gest. 1639), der leider von dem Gestühl halb verdeckt ist. Die beste Einsicht in die Vergangenheit des Stifts gewährt die reiche Schatzkammer mit ihren Kaiserurkunden, die bis auf Karl den Großen zurückgehn, ihren Reliquiarien, Kreuzen, Leuchtern, Meßgewändern, Seidenstickereien u. a. Alt ist auch der seitwärts stehende Turm, aber er trägt eine moderne Kupferhaube. Unmittelbar hinter dem Bischofshofe erheben sich am Abhange des Mittenberges nebeneinander das bischöfliche Seminar und der stattliche Neubau der paritätischen Kantonsschule, der zugleich Gymnasium, Realschule, Gewerbeschule und Lehrerseminar umschließt und von ungefähr vierhundert Zöglingen aus dem ganzen Lande besucht wird, deshalb auch mit einem Pensionat verbunden ist. Wieder

Digitized by Google

am Nordwestfuße des Bischofsberges zeigt sich die protestantische gotische Martinskirche neben dem rätischen Museum mit der ansehnlichen Kantonsbibliothek; so nahe und so friedlich stehn hier Katholizismus und Protestantismus, Kirche und Schule, Kirche und Staat nebeneinander.

Früher war Chur der Ausgangspunkt der Postverbindungen nach dem Engadin wie nach dem Vorder- und dem Hinterrheintale; heute fahren im Posthofe zwar immer noch die Wagenkarawanen vor, die über die Lenzer Heide nach dem Julier und nach Silvaplana gehn, sonst aber hat die rätische Eisenbahn den Postverkehr abgelöst. Sie führt im breiten, waldumsäumten, reichbebauten Tale des jungen Rheins aufwärts; da, wo Vorderrhein und Hinterrhein bei Tamins und Reichenau zusammenströmen, zweigt sich ein westlicher Strang nach Ilanz ab, der die Verbindung mit dem Oberalppaß und dem Lukmanier vermittelt, der südliche biegt ein in das milde, gesegnete Domleschg (germanisiert aus Tumilasca, dem Namen eines mittelalterlichen Königshofs), eines der schönsten Täler Graubündens. In sanften Hängen, in Matten und Wäldern und Almen steigt an der Westseite der langgestreckte Heinzenberg auf; im Osten, am rechten Rheinufer, ist die Talsohle breiter, aber der Bergwall höher, und über hellschimmernden, freundlichen Ortschaften erheben sich trotzige, wohlerhaltne Burgen: Räzüns auf senkrechtem, schwarzgrauem Schieferfelsen hoch über dem tief unten in breitem Geröllbett strömenden Rhein, Ortenstein auf steiler, bewaldeter Felswand, Rietberg, der alte Sitz der Planta, gegenüber dem Nonnenkloster Katzis am Fuße des Heinzenberges. Romanisch sind hier die Ortsnamen, romanisch ist auch die Bevölkerung, die Landsleute des Jürg Jenatsch, dessen Roman Konrad F. Meyer vielfach im Domleschg spielen läßt, namentlich in Thusis. Dieser ansehnliche, wohlhäbige und nach mehreren Bränden fast ganz neu aufgebaute Flecken liegt am Ende des Domleschg auf einem Plateau über der reichen Talebne im Angesicht einer steilen, hohen, bewaldeten Felswand, die das Tal scheinbar abschließt. An dieser hin führt nach links im Bogen abbiegend die Albulabahn, die jetzige Hauptstraße nach dem Ober-Engadin, den Rhein auf kühn gespannter Eisenbrücke überschreitend, um in das Tal der Albula einzutreten, die hier weißschäumend aus der engen Schynschlucht herausbricht. Die Straße nach dem Splügen aber führt auf den Felsenriß zu, aus dem der Hinterrhein hervorströmt. Hoch über ihm liegen links die Trümmer der alten Burg Hohen-Rätien. Wir stehn am Eingang der Via mala, des „bösen Weges." Aber durch diese schauerliche Klamm, das „Verlorne Loch," ging die antike und die mittelalterliche Straße nicht. Vielmehr zog diese auf dem Abhange des Heinzenberges an Thusis vorüber und dann im Tale der Nolla hinauf und führte über die Berge an den Dörfern Lon, Mathon und Wergenstein vorbei nach dem Schams bei Zillis. Erst im Jahre 1473 beschlossen die Leute von Thusis, Katzis und Mazein den obern Teil der Via mala von der Talweitung bei Rongellen bis nach dem Schams durchzubrechen; die Straße durch den vordern Teil von Thusis bis Rongellen wurde erst 1822 erbaut. Ein kühler Wind weht uns entgegen, wenn wir in die enge Felsengasse eintreten. Langsam steigt die Straße unter steilen, oft überhängenden Felswänden hin; zur Linken tief unten braust der Rhein, zuweilen nur hörbar,

Digitized by Google

nicht sichtbar, senkrecht steigen auch auf der andern Seite die grauen, vielgefurchten Felsen empor, doch an jedem Vorsprung haften die hohen Tannen. Endlich tut sich hinter einer kurzen Galerie eine Talweitung auf; wo die Straße umbiegt, schießt der Rhein, in weiße Kaskaden aufgelöst, in senkrechter schwindelnder Tiefe dahin, so tief, daß ein großer Stein, den ein friedlicher Wegelagrer hier hinabzuwerfen pflegt, mehrere Sekunden braucht, bis er unten aufschlägt. Hinter der Talweitung bei Rongellen, wo mehrere kleine Wirtshäuser den Wandrern Rast und Obdach anbieten, beginnt der zweite, ältere, wildere Teil der Via mala. Noch enger als vorher rücken die Talwände zusammen, der Rhein verschwindet fast gänzlich in der schmalen Felsenspalte, in Turmhöhe schwingt sich die erste Brücke auf das rechte Ufer hinüber, fünf Minuten später die zweite auf das linke Ufer zurück; sie sind beide erst 1738/39 in Stein ausgeführt worden, damals Wunderwerke der Baukunst. Tief unten zwischen senkrechten oder überhängenden Wänden stürzt der Rhein als schmaler, kaum sichtbarer Bach über die Felsblöcke herab, noch höher steigen die verwitterten Mauern über der Straße auf, und nur durch einen engen Spalt schaut von oben der tiefblaue Himmel herein. Dann weichen die Wände zurück, eine dritte Brücke führt über den im flachen Bett breiter fließenden Bergstrom, und das Tal erweitert sich allmählich zu einem Kessel, dessen Ränder im Osten steil, auf der Westseite in grünen Terrassen emporsteigen.

Wir sind in Schams, auf der zweiten Talstufe (etwa 900 Meter). Da liegt Zillis (romanisch Ciraun) dicht unter den hohen, bewaldeten Bergen des Ostrandes. In dem bescheidnen, aber saubern Gasthause zur alten Post gab es ein gutes Unterkommen, während dunkelgraue Gewitterwolken das Tal früh in Schatten hüllten. In der Nacht zog das Wetter grollend mit staublöschendem, erfrischendem Regen vorüber, am nächsten Morgen aber strahlte ein reiner blauer Himmel über dem weiten grünen Hochtal. Noch lag Zillis im Schatten der hohen östlichen Bergwand, aber die Terrassen der Westseite, die Abhänge des mächtigen Piz Beverin, dessen Schneegipfel sie dem Blicke verdecken, strahlten schon im goldnen Sonnenlicht, und in der reinen erfrischten Gebirgsluft hoben sich die kleinen weißen Dörfer da droben mit ihren Kirchtürmen in jeder Einzelheit scharf von dem grünen Hintergrunde ab. Ein merkwürdiges und interessantes Natur- und Kulturbild! Zillis ist der Typus eines graubündischen Dorfes. Die mehrstöckigen, breiten, mit dem Giebel der Straße zugekehrten Steinhäuser sind mit flachem Dache aus großen, bemoosten Steinplatten gedeckt, aus den starken, weißgetünchten Mauern sehen die kleinen, fast quadratischen, unten vergitterten Fenster heraus, die bessern Zimmer sind an Wänden und Decke mit ästreichem, gelblichem, allmählich dunkelndem Arvenholz getäfelt, wohnlich und warm und im Sommer kühl; neben dem Hause stehn die hölzernen Ställe und Schuppen. So wirkt hier schon der italienische Steinbau herüber, und auch sonst zeigt sich die Nähe Italiens. Der Wirt war ein Italiener, und auch die Frau sprach italienisch, beide aber auch deutsch neben ihrer romanischen Muttersprache. Hier in diesem scheinbar so weltfernen Tale ist eben der Verkehr uralt. Der alte Weg ging allerdings nicht auf der Talsohle, sondern auf der höchsten Terrasse des Ostrandes in 2000 Meter See-

Digitized by Google

höhe, also noch über der Baumgrenze und weiter, die Talschlucht des Rheins auch hier umgehend, über die Berge direkt nach Sufers auf der dritten Talstufe. Aber die älteste Kirche des Schams ist die von Zillis, deren schwerer Turm noch die romanischen Formen aufweist; das Schiff enthält noch Deckengemälde aus dem zwölften Jahrhundert. Auch an der freiheitlichen Bewegung gegen die Grundherrschaften haben die Schamser, bis 1337 Untertanen der Herren von Vaz, seitdem der Grafen von Werdenberg-Sargans, ihren Anteil gehabt, und die Erinnerung daran ist noch heute lebendig. Unsre Wirtin erzählte uns die Geschichte von dem werdenbergischen Vogt auf der Burg Fardün (um 1450), der, um Mittag in das Haus eines ihm verhaßten Bauern Jan Caldar tretend, in den eben aufgetragnen heißen Brei spuckt, worauf der ergrimmte Hausherr ihm den Kopf in den Brei stößt, bis der Vogt erstickt, mit den Worten: Maglia tez la buglia ca ti has cungieu (italienisch: Mangia stesso la potiglia, che ti hai condito — Iß selbst den Brei, den du dir gewürzt hast).

Die moderne Straße führt im breiten Tale auf einer Terrasse des Ostrandes, unter der der Hinterrhein durch grüne Matten zieht, in einer Stunde nach Andeer, einem stattlichen Orte schon ganz italienischer Art mit dicht aneinander gedrängten hohen Steinhäusern an engen, gepflasterten Gassen und einem besuchten Bade, das sein eisenhaltiges Wasser von dem benachbarten Pignieu erhält. Hier scheint wieder, wie bei Thusis, ein steiler, bewaldeter Abhang das Tal zu schließen. An ihm windet sich die Straße durch schattigen Nadelwald empor dem Rheine zu, der in engem Felsenriß den Gebirgsriegel durchbricht, und bleibt ihm dann in der langen waldigen Rofnaschlucht hoch oben zur Seite; senkrechte, graue, fast kahle Wände starren gegenüber empor. Nach kaum einer Stunde braust von links her der Averser Rhein in schäumenden Kaskaden aus dem Ferreratale heraus, durch das ein Saumpfad nach dem Septimerpaß und ins Bergell hinüberführt; tief unten ergießt er sich in den Hauptfluß. Noch eine scharfe Biegung nach links, und in einer kleinen Erweiterung des Tales, in tiefster Einsamkeit, zeigt sich das Gasthaus zur Rofnaschlucht. Allmählich werden die Bergwände niedriger, das Tal breiter, der Weg ebner. Bald nach der Stelle, wo rechts die Widerlager einer alten schmalen zerstörten Rheinbrücke den Punkt bezeichnen, wo eine alte Straße von den Bergen herüberkam, bildet ein natürliches Felsentor das Ende des Tales, und in prachtvoller Waldeinsamkeit liegt rechts der stattliche Gasthof zum Hinterrhein, an einer Brücke, die nach Sufers hinüberführt. Von Sufers geht der alte, vielleicht noch römische Saumweg nach Splügen auf der höhern Talstufe hin in einer Breite von nur 1,5 Meter und wird noch als Holzabfuhrweg benutzt. Noch ein Anstieg im schattigen Walde, und es öffnet sich in grünen Matten die dritte und höchste Talstufe (etwa 1400 Meter), das Rheinwaldtal, von mächtigen Gipfeln überragt und im Westen von den Gletschern des Rheinwaldhorns abgeschlossen. Hier stehn wir wieder auf deutschem Boden, einer Enklave, die zwischen Italienern und Romanen im dreizehnten Jahrhundert von deutschen Wallisern besiedelt worden ist. Denn es bildet den Zugang zum Bernhardin und zum Splügen.

Digitized by Google

Bei dem Dorfe Splügen (1450 Meter) scheiden sich die Straßen nach diesen beiden Pässen. Ein echtes bündner Dorf baut es sich an einem Ausläufer des zackigen kahlen Kalkberges und zu beiden Seiten eines in tiefer Schlucht hervorstürzenden Baches über den breiten Wiesen des hier zahmen Rheins terrassenförmig auf, in hohen finstern Steinhäusern und engen Gassen um die ansehnliche protestantische Kirche zusammengedrängt, wenig unterschieden von einem italienischen Gebirgsdorfe, wie denn auch am Sonntag Nachmittag die braunen Männer gruppenweise schwatzend auf der Gasse zusammenstanden, gerade wie Italiener auf ihrer Piazza. Manches verzierte Türgewände, vor allem die beiden großen Gasthöfe an der durchlaufenden breiten Hauptstraße (Hotel Splügen und Bodenhaus) mit weiten Stallungen und Nebengebäuden zeugen noch von dem ehemaligen starken Waren- und Reiseverkehr, den im Mittelalter ein fester Turm auf einem Hügel im Osten des Dorfes bewachte. Wahrscheinlich entspricht Splügen der altrömischen Station Lapidaria, 32 Milien, d. i. 48 Kilometer von Chur. Im Mittelalter diente die altrömische Splügenstraße lange Zeit nur dem nachbarlichen Verkehr, der bald nach 1200 erkennbar ist; Kaufleute benützten sie, wie es scheint, erst im vierzehnten Jahrhundert, weil sie zwar keine Transporteinrichtungen hatte, aber dafür zollfrei war. Allmählich trugen nun aber auch hier die anliegenden Grundherren (die Grafen von Werdenberg-Sargans) und Gemeinden mehr Sorge für den wachsenden Verkehr. Im Mailändischen erhielten die Rheinwälder 1442 Zollfreiheit, und 1443 gab Graf Heinrich von Werdenberg dem Dorfe Splügen das Marktrecht. Umsonst suchten nun die Transportgesellschaften (Porten) an der Septimerstraße diesen konkurrierenden Verkehr zu unterbinden, das trieb nur 1473 zur Öffnung der Via mala und zur Gründung einer Portengesellschaft von fünfzig Roden (Anteilen), von denen Thusis 28, Mazein 14, Katzis 8 erhielt; ein Teiler (partitor ballarum), der alljährlich zu St. Georgen (23. April) neu gewählt wurde, besorgte die Zuteilung der Frachten an die Teilhaber, die für die Waren hafteten. Neben den Saumtieren wurden auch schon Ochsenwagen verwandt, wie am St. Gotthard. Indem das Bistum Chur 1456 die Werdenbergischen Güter im Schams, 1475 auch die im Domleschg an sich brachte, beherrschte es einen guten Teil der Splügenstraße; das Rheinwald aber kam 1493 an die Sachs-Misox, 1497 an die Mailändischen Trivulzio, es griffen also Herrengeschlechter vom Süden der Alpen über die Pässe hinüber, und auch auf den übrigen Strecken der Splügenstraße, im Schams, im Rheinwald, auf der italienischen Seite im Val San Giacomo, bildeten sich nun Porten, und hier wurde 1643 die Straße besser gelegt. Seitdem stieg der Verkehr rasch. Um 1600 übernachteten in Splügen zuweilen drei- bis vierhundert Maultiere, und eine große Rolle spielte der Paß während des Dreißigjährigen Krieges. Im ganzen war aber der Zustand der Straßen, deren Unterhalt den Gemeinden und den Porten überlassen blieb, auch im achtzehnten Jahrhundert schlecht, der Verkehr durch Warenzölle, Brückengelder (von Chur bis zur Paßhöhe des Splügen an neun Stationen) verteuert. Erst im neunzehnten Jahrhundert, als der Kanton und die Eidgenossenschaft regelnd eingriffen, besserten sich die Verhältnisse. Mit Erbauung der modernen Kunststraße, die nach dem Vertrage

Digitized by Google

vom 1. August 1818 auf Kosten Österreichs und der Schweiz von italienischen Ingenieuren erbaut und zugleich mit der Bernhardinstraße 1823 eröffnet wurde, erstieg deshalb dieser Verkehr seine höchste Stufe; gingen doch im Jahre 1856 zum Beispiel 271 000 Zentner Waren über den Splügen, und noch 1876 gegen 30 000 Reisende. Die Post war 1813 bis 1849 kantonal, seit 1849 ist sie eidgenössisch. Diesen modernen Verkehrseinrichtungen wichen seit den vierziger Jahren die Porten, durch Bundesbeschluß vom 23. Juli 1861 wurden sie gänzlich aufgehoben. Aber mit der Eröffnung der Brennerbahn 1867 verlor der Splügen den größten Teil seines Frachtverkehrs, und die Gotthardbahn (1882) versetzte auch dem Personenverkehr großen Stils den Todesstoß. Das Dorf Splügen selbst ist heute offenbar nur noch der Schatten seiner alten Bedeutung und findet nur als Sommerfrische, die auch von Italienern besucht wird, einen schwachen Ersatz.

(Schluß folgt)

Literarisches

Ein Bändchen Gedichte — beinahe zweihundert Seiten —, das nach einem halben Jahre in zweiter Auflage erschienen ist — was wird es enthalten? Krampfige Lüsternheit, Übermenschentum jenseits von Gut und Böse, Symbolistengefasel, formloses Herumtaumeln in willkürlich abgeteilten Zeilen, die sich ebensogut als gewöhnliche Prosa drucken ließen, mit tiefsinniger Verschmähung des Reims, weil er sich angeblich ausgeleiert hat und für die neue Kunst (impulsiv, impressionistisch, naturalistisch wahr, pleinair usw.) nicht ausreicht? Es gibt ja auf dem logischen, dem moralischen, dem ästhetischen Gebiet Analogien dessen, was man auf dem physikalisch-physiologischen potenzierte Affenkapriolen nennen kann. Wer etwa als Leser und „moderner Mensch" hier so prickelnde Genüsse erwartet, fände sich enttäuscht. Solche Kunststücke hat offenbar Rudolf Presber in seinen Gedichten durchaus nicht angestrebt (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachfolger). Auch das will der Titel Media in vita nicht indirekt sagen, was Euripides einmal fragen läßt: Wer weiß denn, ob nicht leben sterben ist, und sterben leben . . .? sondern dieser Titel erhält die bekannte Fortsetzung in morte sumus in dem Sinne, daß der Tod uns nahe ist durch die Zukunft, nahe durch die Erinnerung an Geschiedne. Dadurch gewinnt das Ganze nicht nur den Charakter der in diesem mittelalterlichen Spruch enthaltnen Gefühle und Erfahrungen, sondern nach seiner Zerteilung können wir wohl erwarten, auch aus dem Leben selbst etwas zu finden.

In der Tat kommt die „Zeit" in diesen flüssigen Versen nicht zu kurz (S. 29, 38, 167 f.); Bismarck, Goethe und Böcklin zum Beispiel werden gepriesen: der erste mit Bezug auf das Frankfurter Denkmal, der zweite aus Anlaß des hundertfünfzigsten, der dritte aus Anlaß des siebzigsten Geburtstags. Wesentlich jedoch spricht der Dichter sich selbst aus, nach der Hegelschen

Digitized by Google

Formel, daß die Poesie begann, als die Menschen anfingen, sich auszusprechen. Und so ists noch immer, besonders beim Lyriker, obgleich es, trotz aller Mitteilsamkeit der Menschen, nicht selbstverständlich ist, daß er uns von seinen Schmerzen erzählt. Schopenhauer macht ja die Bemerkung, daß die großen und die kleinen Unfälle, deren fortgesetzte Reihe in der Regel einen Lebenslauf bildet, von jedem in der Regel möglichst verborgen werden, weil er wisse, daß andre selten Teilnahme oder Mitleid, vielmehr fast immer Befriedigung empfinden müssen durch die Vorstellung der Plagen, von denen sie gerade jetzt verschont sind. Mögen sich nun die Menschen von tiefern Bekenntnissen durch diese Überlegung abhalten lassen, oder durch Stolz, so ist doch mancher von den Plagen, die der Dichter darstellt, gerade nicht verschont, sondern er findet sein eignes Leiden sympathisch von einem andern ausgesprochen. Noch dazu gibt es so viele Leiden, die nicht durch eigne Schuld hervorgerufen worden sind, sondern so im allgemeinen Lauf der Dinge liegen, daß man sich ihrer nicht eigentlich zu schämen braucht. Dann stellt der Dichter in seinen Schicksalen allgemeinere dar, und seine Bekenntnisse bleiben nicht durchaus individuell; er beichtet nicht, sondern er führt das Wort.

Wird hier wiederholt der Toten gedacht, so wird auch die Vergänglichkeit gemalt durch den wiederholten Preis der Jugend. Ich glaube nicht, daß die kleine Auslese von den Eigenschaften des Alters, die uns Hamlet (nach einem „satirischen Schuft") gibt, auf den Dichter paßt — daß alte Männer graue Bärte haben, daß ihre Gesichter runzlicht sind, daß ihnen zäher Ambra und Harz aus den Augen trieft usw. Aber wenn es wäre, so könnte den Dichter, wenn man ihn beim Wort nehmen darf, immerhin die Vergangenheit trösten. Denn auch er hielt Liebe nicht für ein Verbrechen: viel Frauen nahm ich in die Arme; er hat holde Mädchen oft geküßt, hat Frauen geliebt und gelobt und mit seinen Liedern umworben, er hat einst gesündigt, gelacht und geküßt. Ein Teil seines „Poetenwunsches" (107) ist ihm wohl also erfüllt worden, wenn auch nicht gerade auf einer „lenzigen Insel." Wen die erlaubte Verschiedenheit der Poetenwünsche interessiert, kann diesen hier mit Goethes vergleichen (Venezianische Epigramme, 34) oder mit dem, was uns Camões im neunten Gesang der Lusiaden 54 ff. von einer lenzigen Insel erzählt.

Ob mit oder ohne etwas Wehmut kann man mit dem Dichter die Schönheit des Frühlings, den Weihnachtsfrieden, die Erinnerung an die, mit denen wir durch Liebe verbunden waren, die Natur als Zuflucht genießen. Denn glücklicherweise schickt sie sich noch nicht an, bloß ein großer Volkspark zu sein, worin die Menschen immer herumlaufen und mit Vorliebe (als hätte Malthus nie gelebt) ihre Kinder in Form von gleichaltrigen Geschwistern herumfahren oder führen. Jedoch auch an den Menschen hat Presber Heiteres entdeckt. Aber er schildert uns ihre grenzenlose Beschränktheit in distinguierter Auswahl; nicht die Hühnergehirne, deren Blickrichtung und Hauptvergnügen jenen Tieren analog ist, sodaß sie mit innigem Behagen und viel Stimmaufwand im Kleinlich-Nichtigen herumsuchen und herumarbeiten, sondern, obgleich selbst Dichter, geht er — ist es nicht eine seltne Neigung? — auf die Dichtersuche (134), wobei er sich in der großen Stadt nach den

Digitized by Google

konträren Himmelsrichtungen Ost und West orientiert. Zur Ausstattung des einen Dichters, bei dem die östlichen Rosen gedeihen, gehören, die Dichter sollen ja freigebig sein, Cyklopenfüße in spinatgrünen Pantoffeln. Vielleicht kann man sich das Bild freundlich ergänzen: ein Birnenkopf, aber mit dem dünnen Ende für das Hirn oben, während man den breiten Kinnbacken zutraut, daß sie mit Leichtigkeit Kokosnüsse knacken können. Auch der andre, westliche, obgleich sehr komfortabel wohnend, macht dem Sucher keinen günstigen Eindruck. Dagegen in einem andern Gedicht ist wenigstens einer von drei Dichtern sympathisch. Trotz diesen kleinen Freuden

Was ist das Leben? Ein Irren
Nach einem Nie-Genug,
Und in ererbten Geschirren
Ein Ackern mit rostigem Pflug;
Ein Kämpfen mit all den leidgen
Sorgen, mit Qual und Not,
Ein ewiges Sich-Verteidgen
Gegen Liebe und Tod!

Daß die Verteidigung gegen die Liebe so ewig ist, läßt mich schließen, daß der Dichter noch nicht das Alter des Sophokles erreicht hat, der sich bei Plato einmal glücklich preist, daß er diesem wilden und tollen Herrscher nun entgangen ist.

Da schließlich alle Gedichtsammlungen zur Gesamtpoesie gehören und zur Charakteristik dessen beitragen, was wir in dieser Betätigung der Menschen zu suchen haben, so kann man sich noch zwei Fragen stellen. Wilhelm von Humboldt nämlich sagt uns einmal, die Einbildungskraft durch die Einbildungskraft zu entzünden sei das Geheimnis des Künstlers. Dieses muß man, scheint mir, Presber zugestehn. Fragen wir weiter, in welches Schubfach theoretischer Einteilung seine Gedichte gehören, so stünden uns die drei von Vischer für die Lyrik gezimmerten zur Verfügung. Da nun diese drei Arten selten ganz rein auftreten und in unserm Falle alle drei vertreten wären, so ist es vielleicht besser, die Kategorie des Kontrastes zur Charakteristik zu wählen. Der Kontrast ist ja überall in der poetischen Darstellung äußerst beliebt, wie er sich denn den Menschen auch sonst so oft aufdrängt. In Erzählungen und Dramen stehn sich gute und böse, reiche und arme, starke und schwache Menschen gegenüber, Unschuld siegt unerwartet über listige Verschlagenheit und dergleichen mehr. Ebenso läßt man in Einzelheiten den Kontrast wirken. Verrinas arme Berta soll gerade in dem Augenblick „verblinden“ (I, 12), wo Bourgognino sie heiraten will. Bei Konrad Ferdinand Meyer geht sehr zur Unzeit der profane Schuß auf der Kanzel los, als man singt: Preiset Gott mit lautem Schalle. In dem schon in vielen tausend Exemplaren verbreiteten Roman von Ernst Zahn „Albin Indergand“ sagt eben der „Präses“ zum Pfarrer: „Es ist hierzulande selten eine so friedliche Zeit gewesen. . . . Es war ein milder Abend . . . es war still ringsum, so still, daß die beiden Männer die Stimmen dämpften, weil sie ihnen zu laut in die große Ruhe klangen. Da, während sie sich noch einmal die Hände schüttelten, brach laut, schreckhaft, unerwartet ein Schuß in die Stille.“

Digitized by Google

Damit gingen allerlei üble Verwicklungen los. In unsern Gedichten, übrigens ihrem kontrastierenden Titel entsprechend, ist ein Kontrast zwischen Jugend und späterer Zeit, Erwartung und ihr nicht gemäßer Erfüllung, Vergänglichkeit und gewünschter Dauer, poetischer und wirklicher Welt, Abfall einer Blüte, die schön zur Frucht hätte reifen können, Kontrast dessen, was wahre Poesie ist, und wie die Dichter zuweilen sind, des erhofften Kampfes gegen den Feind und des kampflosen Untergangs auf einem Schiff und dergleichen mehr. Übrigens zieht auch Presber aus dem Bilde des Lebens den Schluß: carpe diem.

In der wohllautenden Sprache fällt die Zeile auf (es ist von einem Schiff die Rede) „ächzt's wie ein Tier in Todesqual." Wie liegt dem Leser das von Presber wiederholt gebrauchte Wort „reglos" im Gedächtnis? Ich erwähne es statt andrer Dinge, weil es als leichte Brücke zu einem andern Schriftsteller hinüberführt.

Wer kann sich gleich erinnern, daß er es vielleicht zweimal bei Keller gelesen hat, oder wem ist es aus Freiligrath bekannt? Es scheint nach Analogie von fühllos, leblos gebildet zu sein. Ob auch glücklich, dürfen wir kaum fragen. Denn die Sprache ist lebendig und verändert sich, und für eine geschichtliche Betrachtung ist es nicht so leicht, eine Neubildung als Mißbildung zu bezeichnen.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath braucht das Wort abwechselnd mit dem uns geläufigen regungslos in einer kleinen Sammlung von Erzählungen: Lichtlein sind wir; Die Kiesgrube; Die Wildgänse (Göschen. 111 Seiten. 1,80 Mark, geb. 2,50 Mark). Da der Verfasser in höchst sorgfältig gefeilter Sprache schreibt, so ist schwer zu sagen, ob dieser Wechsel Absicht oder Zufall ist. Es wäre verfehlt, aus dem etwas mufflig angehauchten Diminutivtitel einen entsprechenden Schluß auf den Inhalt zu ziehn. In der durch ein paar schöne Verse und eine poetische Naturschilderung eingeleiteten ersten Novelle, die trotz modernen Realitäten doch einen anscheinend gewollten märchenhaft mystischen Zug hat, und die trotz ihrer Tragik nicht auf Satire verzichtet (20 f., 23 f.), sind nämlich die Lichtlein nach dem zitierten Ausdruck eines Pfarrers wir selbst: erglommen, weiß keiner woher; gehend, weiß keiner wohin. Diesem Ausdruck sich anbequemend sagt der junge Astronom, der drei Monate in einem danach zum Abbruch bestimmten stillen Hause eines kleinen Ortes wohnt und die Sterne beobachtet, zu Jutta, dem jungen Mädchen, Lichtlein sind wir, von Gott kommend usw. Wer schon aus dieser Wendung vermutet, daß hier von dem Gegensatz zwischen Wissen und Glauben die Rede ist, mit der Tendenz, daß beide sehr gut nebeneinander Platz haben, und daß sich der Glaube vor dem Wissen nicht zu fürchten braucht, hat richtig geraten. Doch würde sich wohl der Verfasser mit Recht dagegen sträuben, seinem novellistischen Kunstwerk diesen Tendenzzettel ankleben zu lassen. Ich finde auch hier die Kategorie des Kontrastes wirksam. Das stille, friedliche Haus mit Bäumen und einem Teich war der Schauplatz düstrer und unreiner Geschichten. Von seinen uns genannten drei Bewohnern ist der Eigentümer, Herr Brentabor, ein dunkler Ehrenmann, mit dem die Haushälterin Brigitte

Digitized by Google

üble Erfahrungen gemacht hat. Sie pflegt und beschützt Jutta, die einst von Brentabor nicht aus gutem Herzen vom Felde weg neben ihrer toten Mutter ins Haus genommen worden ist. Ein Vertreter der Obrigkeit in dem kleinen Nest will sie heiraten; es scheint, sie hat sich aus unbekannten Gründen schon mit ihm verlobt. Deshalb mag sie, obgleich sie die Liebe des Astronomen erwidert, ihm nicht folgen, sondern willigt in die Festsetzung der Hochzeit mit dem andern. Die wird auch gefeiert zugleich mit der Einweihung des neuen Hauses, aber noch im alten Hause. In all den Festlärm tritt jedoch zuletzt das Schillersche Schicksal mit Gigantenschritt, indem sich Jutta in dem stillen Teich ertränkt. Der junge Gelehrte hat übrigens einen gesuchten Planetoiden entdeckt, den er Jutta nennt.

Es ist wohl möglich, daß der Verfasser seine Sprache oft so abgemessen stilisiert hat, um auch dadurch die Geschichte aus dem Bereich des Gewöhnlichen herauszuheben. Aber klingt nicht zum Beispiel die „klugheitslosefte Gans aus Hinterpommern" zu künstlich?

Der Verfasser hat außer andern Sachen auch „Geschichten aus Moll" geschrieben. Die zweite und die dritte hier möchte ich auch dahin rechnen, obgleich in der zweiten, aus dem Kriege von 1870/71, brutale Tierquäler nicht übel büßen müssen. Die „Wildgänse" sind ein kleines Märchen. Auch dieses ist düster. Die beiden Vögel sind nämlich Haß und Hoffnung. Würden sie von dem, der sie gefangen hat, getötet, so „versänke die Welt für immer in Knechtschaft, denn wir sind die wachsamen Hüter und Diener der Freiheit. Verstoben wären die heiligen Tröster in Tagen des Leides, der Vergewaltigung, der Sünde. Verstumpft wäre die gleißende Sichel, die selbst der Ärmste im Herzen alltäglich neu schärfen darf, vom Ährenrauschen dereinstiger Ernte träumend. Dahin wäre Vergeltung, Verheißung. Töte uns, allein wisse, daß wir die letzten Weggenossen, die letzten Freunde aller waren, die Leid und Unterdrückung trugen" Da fliegen denn die beiden, freigelassen, davon, „hellkehliger Klage voll."

Reden wir auch gewöhnlich nicht so, so folgt daraus nicht, daß ein Schriftsteller nicht so reden darf. Man muß vermuten, daß ihm gerade dieser Ausdruck für die Färbung des Ganzen zu passen schien, obgleich er nicht realistisch genannt werden kann. Aber was man Stilisieren nennt, das haben die Dichter immer getan, offenbar, weil ihnen der gewöhnliche Ausdruck für die Sache nicht bezeichnend genug schien. Zeigt sich dieser Drang in den Jahrtausenden lebendig, in denen wir Literaturen beobachten können, so wird er ebenso an seiner Stelle berechtigt sein, wie der andre, der für Form und Inhalt einer Dichtung eine photographisch-realistische Neigung mitbringt. Anders reden die Kärrner am Anfang des zweiten Akts im ersten Teil von Heinrich dem Vierten, anders Julia III, 2, Macbeth usw. Wie viele Leser sich von Form und Inhalt, wie sie gerade gewählt sind, angeheimelt fühlen, muß der Schriftsteller freilich abwarten. Manchem Elsässer werden seine Dialektdichter über alles gehn (Das 19. Jahrhundert. 24 Aufsätze zur Jahrhundertwende, herausgegeben von Georg Wolf, Chefredakteur der Straßburger Zeitung. Straßburger Verlagsanstalt. Seite 133 f., 141 f.), und

Digitized by Google

vielleicht kann sich ein Dichter in der vogtländischen Mundart schmeicheln, daß seine Rundas usw. für die andern Deutschen Hamlets bekannter Kaviar fürs Volk sind.

Wer eine realistische Geschichte liebt, findet sie trotz dem Titel „Hans der Träumer" von Rudolf Huch dargestellt (Inselverlag. 4 Mark). Es gibt da eine ganz amüsante moderne Gesellschaft. Besonders das Leben und Treiben in einem Korps wird uns geschildert. Es scheint ziemlich genau der Wirklichkeit zu entsprechen, ohne darum einen erfreulichen Eindruck zu machen. Auch in dem Schlosse des Herrn von Dahlhelm, des frühern Korpsbruders von Hans Fabricius, passieren Dinge, die ein bedenkliches Schütteln des Kopfes rechtfertigen können. Sehr amüsant ist eine Clique junger Schriftsteller (100 f.) und einer Schriftstellerin. Einer von ihnen wird einen „Richtblock der Ideale" schreiben, der die Welt in vier Wochen umgestalten muß. Die Schriftstellerin wiederum findet es sinnlos, ein Drama „ohne Trottel" schreiben zu wollen. Da die ganze Gesellschaft stark zecht, und es heißt: in vino veritas, so muß mans wohl glauben. Hans tut schließlich am besten daran, daß er jung stirbt. Er hinterläßt in seinen Aufzeichnungen eine Lehre: Suche nach der Wirklichkeit. „Helfen kann ich dir aber dabei nur mit der armen Lehre, wo du nicht suchen sollst: in dem, was dich als sichtbare Wirklichkeit umgibt." Beinahe hätte sein Tod eine Skatgesellschaft gestört, die unter ihm im Gasthause saß. Aber sie kam an diesem Abend noch glücklich darüber hinweg.

K. Bruchmann

Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

(Fortsetzung)

3. Die nähere Umgebung von Konstantinopel

Wenn man das Gewühl einer Großstadt einige Tage lang genossen hat, so tut es wohl, die Einsamkeit aufzusuchen, und wenn man das Gegenwartsgetriebe satt hat, so läßt man sich gern von den Schauern der Vergangenheit umwehen. Beides findet man reichlich, wenn man die Mauern Stambuls auf der Außenseite entlangwandert. Lebende Wesen sind dort selten, und die Geschichte dringt mit wirklichen Schauern auf den sinnenden Betrachter ein; sie zeigt hier ihr dunkelstes, ernstestes Gesicht.

Ich habe diesen wunderbaren Weg zweimal gemacht, zuerst im Wagen und mit unserm albanesischen Führer. Das gab aber nur einen Gesamteindruck. Denn der Wagen fuhr viel zu rasch, als daß für stimmungsvolle Betrachtung Zeit geblieben wäre. Darum machte ich einige Tage später wenigstens die Hälfte des Weges noch einmal zu Fuß mit meinem Genossen. Wir fuhren mit der Trambahn durch ganz Stambul die ungeheure Strecke von der neuen Brücke bis zum „Kanonentor" und wanderten von da in langsamer Beschaulichkeit die nördliche Mauerhälfte noch einmal ab. Im folgenden fasse ich die Eindrücke der beiden Ausflüge zusammen.

Digitized by Google

Man beginnt die Besichtigung der Mauern am besten im Süden, da, wo sie an das Marmarameer stoßen. Mit der Eisenbahn fährt man durch die Gärten des Serail und dann hinter den zinnengekrönten „Seemauern" entlang, die jetzt durch zahlreiche Breschen nach links hin Ausblicke auf das blaue Wasser gewähren. Zur Rechten sieht man vergitterte, windschiefe Türkenhäuser und weite grüne Gemüsegärten. Bei der ersten Station steigt man aus und geht in wenig Minuten zu dem „Schloß der sieben Türme," türkisch Jedi-Kule, dem Südkastell der Mauer. Ein Derwisch führt uns von der Stadtseite her in den Hof. Er ist von mächtigen Mauern und hohen Gebäuden umgeben, aber alles ist in Verfall, sodaß die Stätte fast so romantisch wie eine Ritterburg aussieht. In der Mitte steht eine kleine, teilweise zusammengebrochne Moschee mit einem Minaret, beschattet von Zypressen und Platanen; steinerne Kanonenkugeln liegen in den Ecken, auf den Zinnen der Türme, wo einst die Häupter hingerichteter Wesire hingen, wehen jetzt wilde Lorbeerbüsche im Winde. Wir schreiten auf einem aus zerbröckelndem Marmor gebildeten Pfade quer über den Hof in das Hauptgebäude. Hier reiht sich Gefängnis an Gefängnis. Denn das schon von dem Eroberer auf den Trümmern des byzantinischen „Heptapyrgon" erbaute Schloß diente viele Jahrhunderte lang als Bastille. Wie viel geheime Folterungen und Hinrichtungen, wie viel langsames Dahinsiechen in ewiger Kerkernacht haben diese Wände und Fußböden gesehen! Im Erdgeschoß zeigte uns unser Führer den Hinrichtungsraum und in ihm den sogenannten „Blutbrunnen," einen tiefen, gemauerten Schacht, in den die Köpfe der Getöteten geworfen wurden. Der Stein, der für gewöhnlich darüber gedeckt ist, war zur Seite geschoben. Wir konnten durch die furchtbare, kreisrunde Öffnung hinunterblicken in die gähnende Nacht des Todes, aus der die Witterung des vergossenen Menschenblutes hervorzuquellen schien. Wir machten, daß wir weiter kamen. Es wurden zwei Laternen angezündet, und wir betraten nun enge, feuchte Löcher mit schießschartenähnlichen Lichtöffnungen, die nach außen vergittert und noch dazu von innen durch einen eisernen Laden verschließbar waren. Kein Strahl des himmlischen Lichts drang zu den Unglücklichen, die hier eingekerkert waren. Doch gab es auch hellere und geräumigere Gelasse, in die die von den Janitscharen abgesetzten Sultane und die Gesandten der fremden Mächte gesteckt wurden, mit denen die Pforte in Krieg geriet. Denn auch diese wurden nach guter alttürkischer Sitte am Tage der Kriegserklärung nach Jedi-Kule gebracht. Das letztemal geschah dies 1798 mit dem französischen Gesandten Ruffin.

Auf halsbrecherischen, dunkeln Treppen ging es dann hinauf auf das Dach des südlichen der beiden mächtigen, aus Marmorquadern ohne Mörtel errichteten viereckigen Pylone. Von hier sah man links das Meer, rechts die lange Mauerlinie mit ihren Türmen. Die Stadt füllt das Gewand, das ihr einst Kaiser Theodosius angemessen hat, jetzt nicht mehr ganz aus. Die Häuser reichen nicht bis an die Mauer heran, und Obst- und Gemüsegärten bilden einen breiten, grünen Saum hinter dem altersgrauen Steinring. Zwischen dem Pylon, auf dem wir stehn, und seinem nördlichen Nachbar liegt das „goldne Tor," die alte Porta triumphalis von Byzanz, durch die die sieggekrönten Kaiser in ihre Residenz zurückkehrten. Noch jetzt ist auf den beiden Pfeilern das Monogramm Christi zu sehen, aber der reiche Statuen- und Reliefschmuck, der ehemals das Tor zierte, ist dahin. Eine alte türkische Prophezeiung verkündet, daß der zukünftige christliche Eroberer durch dieses Tor in die dem Christentum zurückgewonnene Stadt einziehn werde. Aber die Türken sind schlaue Leute, sie vermauerten einfach das goldne Tor, nun kann der Eroberer nicht hinein. Von dem Südpylon aus sahen wir in geringer Entfernung einen schönen achteckigen Turm, der noch zu Jedi-Kule gehört. Unser albanesischer Führer Dellio erzählte uns, das sei der „Turm des Phokas"; dem seien dort die Augen weggenommen worden, dem, der ihm das getan habe, seien sie dann später ebenfalls weggenommen worden. Ob das so richtig ist, weiß ich nicht. Im Meyer steht nichts davon.

Digitized by Google

In der Nähe des Schlosses Jedi-Kule führt ein Tor hinaus ins Freie. Draußen begleitet die Mauer mehr als sechs Kilometer weit ein breiter, staubiger Fahrweg. Verkehr ist auf ihm so gut wie gar nicht zu spüren. Kaum daß dem einsamen Wandrer einmal ein dürftiges Eselgefährt oder ein Bauer mit Grünzeug begegnet. Diese Einsamkeit hat etwas Unheimliches, zumal in dieser Umgebung. Links dehnen sich endlose düstere Zypressenhaine aus, alte Friedhöfe, auf denen die Krieger ruhen sollen, die einst bei der Erstürmung der Stadt Allah zu Ehren ihr Leben gelassen haben. Zur Rechten aber hat man die alte, einst so stolze Mauer, das ergreifende Denkmal einer gestürzten Größe. Was nutzte diese doppelte Ringmauer, die hohe innere und die niedre äußere, was die 120 gewaltigen Türme in jener, die etwa hundert kleinern in dieser, was der mindestens zehn Meter tiefe, jetzt halb oder ganz verschüttete Graben mit seiner besondern Brustwehr, was nutzte diese ganze unüberwindlich scheinende dreifache Verteidigungslinie gegen den wilden Ansturm des todverachtenden Fanatismus! Es fehlte an Männern, an Kraft, an Mut und Begeisterung, Byzanz vermochte nur noch ehrenvoll zu fallen. Das bezeugen die Breschen, die nach der Eroberung zwar geschlossen, dann aber durch Erdbeben wieder geöffnet wurden, das die über einzelne Tore eingemauerten Kanonenkugeln. Wie eine steinerne Riesenschlange, so läuft die Doppelmauer hügelauf und hügelab, scharf hebt sie sich auf der Höhe vor uns vom blauen Himmel ab. In regelmäßigen Abständen steigen die gewaltigen Trutztürme empor in allen möglichen Formen, vom Viereck bis zum Achteck. Aber fast keiner ist mehr ganz unversehrt, und an manchen Stellen liegen ihre massigen Trümmer pittoresk übereinander, als hätten soeben erst die Trompeten von Jericho geblasen. Noch mehr zerfallen als die innere ist die niedrigere Außenmauer, auf der nur noch 71 Türme stehn, und von der Brustwehr am Graben, hinter der die Schützen auf dem Erdboden standen, ist überhaupt nichts mehr zu bemerken. Der Graben selbst ist teilweise halb verschüttet, teilweise ganz ausgefüllt und in Gärten verwandelt. Das gesamte schwärzliche Mauerwerk ist von üppiger Vegetation überwuchert. Sträucher und Bäume wachsen auf dem Mauerrande und zwischen den Zinnen der Türme und beseelen mit ihrem frischen Grün die altersgrauen Ruinen. Aus jeder Spalte drängt sich Gestrüpp, Schlingpflanzen ranken sich klammernd um die losgelösten Blöcke, und dunkler Efeu überspinnt die breitern Flächen. Das Leben führt hier einen langwierigen, stillen, unerbittlichen Kampf gegen die Starrheit des Todes. In jeden Spalt, in jede Ritze weiß es seine schwellenden Wurzeln zu treiben, und doch trotzen ihm die toten Ruinen schon so viele Jahrhunderte.

Vor diesen Mauern fühlen wir uns nicht im Stambul des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern in dem Byzanz Konstantins und Justinians. Die Vergangenheit spricht hier mit steinernen Zungen zu uns, als wäre sie Gegenwart, und wie im Traume schreiten wir zwischen dem Zypressenwald und dem Ruinenwald weiter in ernster melancholischer Stimmung, bis wir zu der Stelle der furchtbaren Katastrophe von 1453 gelangen. Es ist das Tor des heiligen Romanus, von den Türken Top Kapu, „das Kanonentor," genannt. Dieses war die schwächste Stelle der Verteidigung. Gegen sie ließ Mohammed die von dem Ungarn Urban verfertigte Riesenkanone auffahren, die Steinkugeln von dreieinhalb Zentnern Gewicht schoß. Er selbst, der Sultan, hatte sein Zelt auf dem Hügel dem Tor gegenüber, von wo er sich wie ein Raubtier zum tödlichen Sprung vorbereitete. Das kleine Häuflein der Griechen und der Genuesen kämpfte gegen den furchtbaren Andrang mit dem Mute der Verzweiflung und warf am 29. Mai zweimal die anstürmenden Janitscharen zurück. Aber durch eine bei einem Ausfall offengelassene Seitenpforte, die weiter nördlich am Hebdomonpalaste lag, drang ein Trupp Türken in die Stadt und fiel den Verteidigern am Top Kapu in den Rücken. Der letzte Kaiser, Konstantin der Elfte, fiel hier auf der Bresche tapfer kämpfend. Sein Leichnam war so entstellt, daß er nur an den mit den kaiserlichen Adlern geschmückten Schuhen erkannt wurde. Jetzt liegt er bei der Wefa-Moschee im Winkel eines von Schuhmachern und Sattlern

Digitized by Google

bewohnten Hauses in einem völlig verwahrlosten Grabe unter einem Weidenbaum. Sic transit gloria mundi! Aus der stolzen Konstantinstadt wurde nun das hölzerne, winklige, barbarische Istambul. Aber die Mauern künden auch in ihrem Verfall noch von der großen alten Zeit, noch immer schwebt über den Torpforten nach der Stadtseite zu in Stein gehauen der kaiserliche Doppeladler.

Bald hinter dem Kanonentor durchschreiten wir die Talsenkung, in der zur Regenzeit der Lykusbach sein Wasser der Stadt zuführt. Er fließt hier von außen in einen der Türme hinein, worin er durch Sperrvorrichtungen gestaut werden konnte, sodaß er den Graben zu füllen gezwungen wurde. An der Innenseite der Mauer und in dem Wiesental des Baches selbst hausen hier Zigeuner in elenden Baracken. Dann kommt Edirne-Kapu, das Adrianopler Tor, durch das die große Hauptstraße des Landes führt. Trotzdem auch hier, welche Verlassenheit, welche Öde! Nur ein paar Holzhütten, ein paar Bretterbuden mit Läden sind in den Toreingang und an die Mauern geklebt, und zwischen den hohen Zypressen des alten Erobererfriedhofs haben sich einige dürftige Hütten angesiedelt. Wie anders ist es vor den Toren Roms, wo an allen Straßen die buntbemalten Osterien mit ihren grünen Lauben den Wandrer zu frischem Trunk und fröhlichem Geschwätz mit einer Römermaid einladen! Hier zeigen die wenigen Menschen, die einem aufstoßen, auch nicht den leisesten Anhauch von Fröhlichkeit. Eherner Ernst lagert auf allen Gesichtern.

Man tut gut, durch das Adrianopler Tor in die Stadt hineinzugehn und sich nach der Kahriehmoschee hindurchzufragen, einer ehemaligen Erlöserkirche, in der die Gebetsnische und die Teppiche also ebenso schief orientiert sind wie in der Agia Sophia. Die eigentliche Moschee ist kahl und schmucklos, aber sie hat in den Nebenräumen, die nicht dem Gottesdienste gewidmet sind, die schönsten und besterhaltnen byzantinischen Mosaik- und Freskobilder, die es in Konstantinopel überhaupt gibt. Sie stammen aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts und erinnern in ihrer ganzen Haltung und Stilisierung ungemein an Giotto, können es überhaupt dreist mit den italienischen Werken derselben Gattung aufnehmen. Beim ersten Anblick ist man gar nicht geneigt, sie für byzantinische Arbeiten zu halten; so wenig zeigen sie die dort sonst übliche starre Majestät und todsteife Würde. In freier Bewegung und natürlicher Haltung der Figuren ziehn hier Szenen aus dem Leben des Herrn und der Panagia an unserm Auge vorüber, nur der Christos Pantokrator zeigt die unnahbare steinerne Hoheit des länglichen Gesichts und die Spinnenbeinen vergleichbaren langen, dünnen Finger, die ihm auf allen byzantinischen Gemälden eigen sind. Übrigens bemühte sich der Imam dieser Moschee bei der Führung mit uns zu sprechen, und zwar sogar deutsch, freilich ein völlig unmögliches. Daß sein beständig unter demonstrativen Handbewegungen ausgestoßnes: „schell! schell!“ „schön“ oder „sehr schön“ bedeuten sollte, erfuhren wir erst, als es sich unser Albaneſe ins Türkische zurückübersetzen ließ.

Innerhalb der Mauer an elenden Hütten vorbeigehend gelangten wir dann an die Ecke, wo die Mauer des Theodosius durch die zweihundert Jahre später gebaute des Heraklios abgelöst wird. Dieser Kaiser zog nämlich das ganze Blachernenviertel in den Befestigungsring hinein, um den berühmten Blachernenpalast mit der Muttergotteskirche zu sichern. An dieser Ecke liegt das Tekfurserail, d. h. Kaiserpalast (Tekfur aus Nikephoros = Kaiser), fälschlich auch Hebdomon oder Palast des Belisar genannt. Schon bevor wir ihn erreichten, stürzten sich ein alter Turban und ein junger Fes auf uns und zankten sich während der ganzen Besichtigung um ihr Recht auf den Backschisch, was unsre historische Stimmung nicht eben erhöhte. Der Tekfurserail ist ein sehr ansehnliches Gebäude, das rechtwinklig zwischen den beiden Stadtmauern erbaut ist, und zwar so, daß sein drittes Stockwerk mit den Giebeln auf diesen ruht. Der Bau ist hübsch gemustert mit bunten Ziegeln und Marmorstreifen, hat elegante auf Säulen ruhende Rundbogen und einen hübschen Altan, der eine schöne Aussicht auf den griechischen Kirchhof

Digitized by Google

gewährt. Im untersten Stockwerk unterhielten die ersten türkischen Sultane, vielleicht auch schon die byzantinischen Kaiser, gezähmte Elefanten. Wir befriedigten schließlich sowohl den Turban wie den Fes und gingen dann außen an der Mauer des Heraklius weiter. Diese ist viel höher und fester als die des Theodosius, hat aber weder Außenmauer noch Graben. Ihre bis zum obersten Stockwerk noch gut erhaltnen Türme sind von dichten Efeuschleiern bedeckt, und freundliche Gartenhäuschen mit grüngestrichnen Läden schauen von ihren Zinnen auf die Gärten und Obstpflanzungen hernieder, wie der Zaunkönig aus dem Gefieder des Adlers.

Wir scheiden nunmehr von den Mauern von Konstantinopel, einer der größten historischen, architektonischen und auch landschaftlichen Merkwürdigkeiten, die es nicht nur in Konstantinopel, sondern überhaupt auf der Welt gibt. Man sollte es deshalb nicht glauben, daß sich vor nicht allzulanger Zeit folgende Szene im deutschen Klub Teutonia zugetragen hat, wie mir von einem glaubwürdigen Gewährsmann berichtet worden ist.

Ein Herr, der schon ein Dutzend Jährchen in Konstantinopel ansässig ist, kommt eines Abends ganz aufgeregt in den Klub und ruft:

Meine Herren, heute habe ich aber etwas ganz Merkwürdiges gesehen. Stambul hat ja die schönsten alten Mauern —

Ja, aber —

Was ja, aber! Ich habe sie heute selbst gesehen. Wunderbar, versichre ich Sie!

Aber das ist ja —

Ja, das ist was Feines, können Sie glauben. Und Türme, nicht von schlechten Eltern. Nächstens müssen Sie einmal mit rauskommen. Sie werden sich wundern!

Der Herr soll sehr verdutzt dreingeschaut haben, als ihm auseinandergesetzt wurde, daß diese Mauern keineswegs seine Entdeckung, sondern eine der bekanntesten Sehenswürdigkeiten von Konstantinopel seien.

Wir sind also am Goldnen Horn angelangt, gehn nun aber nicht rechts durch das Aiwan-Serai-Tor in die Stadt zurück, sondern nehmen einen Wagen, der uns nach links durch die belebte Hauptstraße des Vororts Ejub an den Fuß des Höhenzugs fährt, auf dem der größte und schönste der türkischen Friedhöfe in Europa angelegt ist. Ejub gilt nämlich den Mohammedanern als der heiligste Ort in unserm Erdteil, darum lassen sie sich gern hier begraben. Da stehn unter schlanken Zypressen und blühenden Sträuchern die schmalplattigen oder viereckigen oder runden Grabsteine aufrecht, die die Türken auf ihre Gräber zu setzen lieben. Häufig sind sie auf rotem Grunde mit goldnen Arabesken und Schriftzügen versehen. Diese werden, obwohl sie durch Verschlungenheit und Rundung dem Meißel außerordentliche Schwierigkeiten bereiten, von den türkischen Steinmetzen mit großer Geschicklichkeit in Relief auf der Platte herausgearbeitet. Da jedes Grab zwei solche senkrechte Steine von drei bis vier Fuß Höhe bekommt, so kann man sich vorstellen, daß größere Friedhöfe einen wahren Steinwald tragen, dessen Weiß zu dem dunkeln Grün des höhern Zypressenwaldes einen scharfen aber schönen Kontrast macht. Die Grabsteine der Frauen haben entweder gar kein Abzeichen oder ein Muschelornament, die der männlichen Personen einen roten Fes oder einen Turban, dessen Größe sich nach Rang und Würden des Verstorbnen richtet, ein grüner Turban mit goldnem Band soll den Mekkapilger bezeichnen. Sitzen diese Kopfbedeckungen ein wenig schief, so bedeutet das, daß der im Grabe liegende enthauptet worden ist, was bei den Türken nichts Entehrendes hat und öfter durch euphemistische Wendungen bekundet wird, wie: „Am Abend seines Lebens entfloh ihm der Schatten der kaiserlichen Gnade.“

Oben auf der Höhe hinter dem Friedhofe, wo einst das Kreuzfahrerheer Gottfrieds von Bouillon gelagert hat, ist jetzt ein Derwischkloster und daneben ein kleines türkisches Café. Der Wirt bringt für jeden seiner Gäste einen Stuhl ins

Digitized by Google

Freie und außerdem noch einen für die Tassen. Da sitzen wir nun und schauen hinunter auf das Goldne Horn, das von hier aus wie ein langgezogner, blauglänzender Binnensee aussieht; denn der Hintergrund wird durch den niedrigen Höhenzug des großen Serails abgeschlossen. Dessen Turm und der Feuerturm von Galata stehn am Horizont einander gegenüber wie zwei riesige Wachtposten. Nach links zu krümmt sich das Ende des Goldnen Horns wie der Schwanz eines Skorpions zu den süßen Wassern von Europa hinüber. Unmittelbar unter uns schwimmen auf dem Wasser einige grüne Inseln, und gerade gegenüber haben wir einen grauen Höhenzug mit grauen Leichensteinen; es ist der jüdische Friedhof. Unter dem Häusermeer der linken Seite tritt besonders hervor das große Marineetablissement, ein unschönes und zugleich unnützes Gebäude. Denn die Türkei hat nur auf dem Papier eine Marine.

Nachdem wir diese reiche und mannigfaltige Aussicht, eine der schönsten in und bei Konstantinopel, bewundert haben, steigen wir den Berg längs des Friedhofs wieder hinunter. An seinem Fuße dicht an der Hauptstraße liegt die Ejubmoschee, das heiligste Gotteshaus der Mohammedaner in Europa. Bei der ersten Belagerung Konstantinopels durch die Araber im Jahre 672 fiel nämlich der Fahnenträger und Freund des Propheten, namens Ejub, d. i. Hiob. Sein Grab wurde während der Belagerung von 1453 durch die Vision eines Molla aufgefunden, eine Entdeckung, die den schon gesunknen Mut des Belagerungsheers mächtig hob. Gleich nach der Eroberung ließ dann Mohammed der Zweite neben diesem Grabe die Moschee und zwar aus weißem Marmor erbauen. Das Grab Ejubs soll in einem mit drei schönen Bäumen gezierten Hofe liegen und mit Ampeln und Leuchtern aus edelm Metall geschmückt sein. Gewisses läßt sich darüber nicht feststellen. Denn das Betreten der Moschee ist jedem Ungläubigen aufs strengste verboten. In ihr werden die Sultane mit dem Schwerte Osmans umgürtet, was der Krönung bei uns gleichkommt; auch gibt es in ihr eine in Silber gefaßte Fußtapfe Mohammeds, die der Prophet beim Bau der Kaaba einem Stein eingedrückt haben soll. Kein Christ hat diesen heiligen Fußtritt je gesehen. Mich reizte es, als ich an der Pforte der Moschee vorbeikam, den Eintritt zu versuchen, denn: „sollte dem Backschisch ein Ding unmöglich sein?“ Aber der Versuch mißlang kläglich. Denn kaum trat ich auf die Schwelle des Tores und warf nur einen Blick in den Vorhof, so machte mir einer der Andächtigen von drinnen mit Blick, Wort und Gebärde auf gar nicht mißzuverstehende Weise klar, daß es hier das Geratenste war, sich schleunigst rückwärts zu konzentrieren. Das emporgehaltne größere Geldstück ließ er völlig unbeachtet. Der Fanatismus ist doch noch mächtiger als die Habgier! Was diese Türken übrigens für Gesichter machen können, wenn sie für ihren Glauben eintreten zu müssen glauben! Ich bin doch froh, daß ich 1453 nicht dabei gewesen bin.

Unten am Wasser stiegen wir in einen der kleinen Dampfer, die das Goldne Horn befahren, und nun glitten die am Ufer liegenden Stadtquartiere der Reihe nach an unsern Blicken vorüber. Das interessanteste von ihnen ist der Phanar, wo sich nach der Eroberung die vornehmen Byzantiner, soweit sie dem allgemeinen Blutbade entronnen waren, ansiedelten. Dieses Quartier ist also die Heimat der vielgenannten fanariotischen Familien, denen auch die Hospodare der Moldau und der Walachei entstammten, und ist noch jetzt das eigentliche Griechenviertel, obwohl viele wohlhabende Familien nach Pera und nach Athen übergesiedelt sind. Man sieht vom Schiffe aus die rote griechische Kirche oben auf der Höhe, wo auch „Se. Allerheiligkeit, der ökumenische Patriarch von Konstantinopel“ residiert; unten am Wasser dagegen liegt die erst 1897 aus Eisen gefügte schwärzliche Kirche der Bulgaren.

Ein türkischer Offizier, der uns gegenüber saß, redete uns, als er uns deutsch sprechen hörte, sofort in den heimischen Lauten an. Er erzählte uns, daß er das Deutsche gelernt habe, um sich in Berlin von seinem Leiden kurieren zu lassen, und fragte mich dann ohne Umstände, ob seine Krankheit aus der Leber oder aus dem Magen stamme.

Digitized by Google

Er schien alle Deutschen für Ärzte zu halten und erstaunte ein wenig, als ich ihm sagte, daß ich das doch nicht wissen könne, daß es ihm aber auch der tüchtigste Arzt nicht aus freier Hand auf einem Dampfer sagen könne, sondern nur nach eingehendster körperlicher Spezialuntersuchung. Seine Augen wurden vor Verwunderung immer größer. Wie es wohl in einem solchen Türkenkopfe aussehen mag! Dann fragte er mich, ob er denn wirklich, wie man ihm gesagt habe, um sich heilen zu lassen, nach Berlin reisen müsse. Ich erwiderte ihm, in Wien gebe es auch hervorragende Ärzte. Das schien ihm aber nicht recht einzuleuchten; Wien liege seines Wissens doch nicht in Deutschland, und die deutschen Ärzte seien die besten, das sage man allgemein. Sehr ehrend für unsre Medizin!

Berühmter noch und großartiger als die Fahrt auf dem Goldnen Horn ist die auf dem Bosporus. Doch pflegt man für gewöhnlich nicht diesen ganzen Meeresstrom bis zum Schwarzen Meer zu befahren, sondern begnügt sich mit einer Fahrt zu den freundlichen, ganz europäisch aussehenden Villenstädtchen Therapia und Bujukdere. In beiden halten viele reiche Kaufleute ihre Sommervilleggiaturen, und die Botschafter der Großmächte haben hier ihre Land- und Lusthäuser. Das des deutschen, eine komfortable und zugleich gemütliche Villa, liegt dicht an der Bucht inmitten einer Parkanlage, in der seit 1889 ein weißer Marmorobelisk mit dem Medaillonbild Moltkes steht. Diese Bosporusfahrt ähnelt landschaftlich betrachtet einer Fahrt auf dem Rhein, zu beiden Seiten Bergland mit anmutigen Seitentälern, Buchten, Landvorsprüngen, die dem Strom oft den Charakter eines abgeschlossenen Sees geben, Dörfer, Gärten, Landhäuser und Burgruinen. Nur ist der Bosporus viel breiter als der deutscheste der Ströme (550 bis 2200 Meter), statt der Weinpflanzungen und Eichenschälwaldungen spiegeln sich Platanen- und Zypressenhaine in seinen Fluten, und die Paläste, Moscheen und Kiosks, die seine Ufer schmücken, geben ihm den ihm zukommenden orientalischen Charakter. Auch ist der Bosporus, ebenso wie der Rhein, von altersgrauen Sagen umwoben und durch geschichtliche Ereignisse bedeutsam. Hier fuhren die Argonauten hindurch in den wilden Osten, hier hausten die Harpyien, hier schlugen die Symplegaden zusammen — eine Sage, die daraus entstand, daß die Klippengruppen am Ausfluß des Stromes aus dem Schwarzen Meer den Hinauffahrenden sich je nach der Richtung der Fahrt bald zu öffnen, bald zu schließen schienen. An der engsten Stelle führte König Dareios seine 700000 Mann von Asien nach Europa gegen die Skythen; noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. sah man den in den Fels gehauenen Thron, von dem aus er dem Übergang dieses Riesenheeres über die Brücke zugeschaut hatte. In byzantinischer Zeit lagen hier die Staatsgefängnisse, die den bezeichnenden Namen „Türme der Lethe“ führten, weil die Unglücklichen, die darin verschwanden, ewiger Vergessenheit anheimgegeben blieben. Hier baute später Mohammed der Eroberer zunächst auf der asiatischen Seite das Schloß Anadoli Hissar, von dem jetzt nur noch vier verfallne Türme übrig sind. Dann ging er trotz des Protestes des griechischen Kaisers über den Meeresstrom und legte am europäischen Ufer die Zwingburg Rumili Hissar an. Dessen feingezackte Mauern und runde Türme ziehn sich noch jetzt vom Meeresufer steil den Berg hinauf und sind unzähligemal gezeichnet und gemalt worden. Von hier aus sperrte Mohammed dann mit seinen enorme Steinkugeln schleudernden Kanonen die Meerenge, schnitt ihr gleichsam die Kehle durch, weshalb das Schloß bei den Türken auch Boghas-kesen, d. i. „Kehlabschneider“ hieß.

Nichts macht den Gegensatz zwischen dem alten, wilden Heldenzeitalter der Türken und der jetzigen überfirnißten, schwächlichen, prunkhaften Zeit, wo das osmanische Reich gern einen Kulturstaat abgeben möchte und doch nicht abgeben kann, augenfälliger, als wenn man diese alten, gewaltigen Trutzschlösser mit den modernen Palästen vergleicht, an denen das Schiff gleich beim Beginn seiner Fahrt vorüberkommt. Da liegt auf der asiatischen Seite der Beylerbej, der glänzend weiße, 1865 vollendete Prachtbau des Sultans Abdul Asis, worin auch der Kronprinz von

Digitized by Google

Preußen und die Kaiserin Eugenie als Gäste des türkischen Hofes gewohnt haben. Mehr noch fallen in die Augen die diesem gegenüber am europäischen Ufer liegenden Riesenpaläste von Dolmabagtsche und Tschiragan, der eine 650 Meter, der andre gar 750 Meter lang, beide im sogenannten türkischen Renaissancestil in den fünfziger und den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts aus blendendem Marmor erbaut. Da gibt es Theater- und Tempelfassaden, Prachtportale, eine Überfülle von Ornamentenschmuck und herrliches Gitterwerk. Das Innere übertrifft noch das Äußere an Reichtum, Verschwendung und wahrhaft orientalischem Prunk. Der große Thron- und Festsaal von Dolmabagtsche, der zum Beispiel zu der großen Gratulationscour am Beiramfest benutzt wird, ist einer der größten und schönsten Säle Europas, und Tschiragan soll an unglaublichem Luxus Dolmabagtsche noch übertreffen. Aber nun die Kehrseite dieser Pracht. In Dolmabagtsche wurde der Herr des Palastes und des Reiches, Abdul Asis, am 18. Mai 1876 durch eine Palastrevolution gestürzt und aus dem allmächtigen Herrscher zum Gefangnen. Einige Wochen darauf fand man ihn im letzten Außengebäude des Tschiraganpalastes, wohin man ihn gebracht hatte, mit zerschnittnen Pulsadern. Aber der, der an seine Stelle getreten war, Murad der Fünfte, trieb es auch nur drei Monate. Dann setzte man ihn ebenfalls ab, und sein Bruder, der jetzt regierende Abdul-Hamid, hält ihn im Tschiragan in strengster Haft und völliger Abgeschlossenheit. Das ist die Bruderliebe, wie sie in der Vielweiberei und Haremswirtschaft gedeiht. Söhne von demselben Vater, aber verschiednen Müttern stehn sich völlig fremd, und wenn es sich um Thron und Besitz handelt, durchaus feindlich gegenüber. Nur die, die von derselben Mutter oder Amme genährt sind, lieben einander.

Der jetzige Padischah residiert bekanntlich in dem hinter dem Tschiragan oben auf der Höhe liegenden Yildis-Kiosk (d. i. Sternenpalast). Den nicht eben großen, aber luxuriös eingerichteten Palast umgibt ein sehr ansehnlicher Park, worin der Sultan spazieren fährt und jagt. In ihm liegt auch der Harem, der Marstall, sowie Bureaus und Kiosks von verschiedner Art, darunter der Chalet-Kiosk, worin unser Kaiser 1889 wohnte. Das Ganze bildet einen weiten, von hohen Mauern umgebnen und von zahlreichen Militärposten scharf bewachten Bezirk, den der Sultan, ein wohl nicht ohne Grund sehr argwöhnischer Herr, nie verläßt. Er besucht nicht einmal, wie seine Vorgänger, die großen alten Moscheen in Stambul. Da er sich nun aber jeden Freitag öffentlich im Gottesdienst zeigen muß, wenn er sich in den Augen seiner Untertanen nicht gänzlich diskreditieren will, so hat er 1886 zu diesem Zwecke eine eigne kleine, moderne, elegante Moschee neben dem Hauptportal des Yildis-Kiosk bauen lassen.

Hier findet jeden Freitag das berühmte Selamlik (eigentlich Begrüßungszimmer im türkischen Hause, dann Begrüßung, Besuch selbst) statt, das für den Fremden in Konstantinopel ungefähr dasselbe bedeutet wie eine vom Papst gelesene Ostermesse in Rom. Es ist die einzige Gelegenheit, wo das Volk seinen Padischah zu sehen bekommen kann, und deshalb ist immer eine große Menge zur Stelle. In frühern Jahren war für die Fremden der Moschee gegenüber eine Tribüne aufgeschlagen, zu der man durch das Konsulat seines Heimatstaats gegen Erlegung von zwanzig Piaster den Zutritt erlangen konnte. Aber in den letzten Jahren ist das Mißtrauen des Großherrn gegen die bösen Europäer so gewachsen, daß die Tribüne abgebrochen worden ist; die Fremden müssen sich nun in weiterer Entfernung aufstellen.

Wir nahmen also eines schönen Freitags für schweres Geld zu dreien einen Wagen und fuhren den langen Weg hinaus bis zur Höhe des Yildis-Kiosks. Auf einem weiten Platze in einiger Entfernung gegenüber der Moschee hielten die ankommenden Kutschen, und es entstand rasch ein großer, in regelmäßigen Reihen aufgefahrner Wagenpark. Da noch viel Zeit war bis zur Auffahrt des Sultans, so konnten wir in aller Ruhe die herrliche Aussicht betrachten, die sich nach rechts über die Stadt und das Meer auftat. Auch konnten wir anfangs noch zu Fuß durch ein geöffnetes Gittertor bis in die unmittelbare Nähe der Moschee selbst ge-

Digitized by Google

langen. Auf deren Eingangsstufen saß schon eine ganze Anzahl alter, bärtiger, weiß und grün beturbanter Gestalten, vielleicht Mekkapilger oder sonst irgendwie durch Religionseifer hervorragende Männer, andre lehnten wartend am Gitter oder hockten auf der Erde. Diese Glaubensheroen musterten mich, als ich mich ihnen unbefangen näherte, mit so bösartigen Blicken, daß ich es vorzog, mich langsam wieder zu verziehn. Gleich darauf erklang die erste Militärmusik, der „Doppeladler" und etwas, was beinahe wie die „Holzauktion" klang. Truppen rückten heran und sperrten den ganzen Raum ab, indem sie zugleich Spalier bildeten. Bald schmetterte und dröhnte es von allen Seiten, und wir konnten nun die schönsten Elitetruppen sehen, außer der blauuniformierten Infanterie weißgekleidete Albanesen, graugrüne Jäger, Zuaven mit Gamaschen, Ulanen mit roten Fähnchen und das berühmte, nur auf Schimmeln reitende Regiment Ertogrul. Reichlich flatterten rote und grüne Fahnen mit goldnem oder silbernem Halbmond. Alle diese Truppen trugen ihre ersten Garnituren und sahen anders aus als die abgerissenen Soldaten, die uns in der Dardanellenstadt vor Augen gekommen waren.

Wir stellten uns nun, wie alle Welt, auf unsern Wagen aufrecht und reckten die Hälse möglichst lang. Es war ein ganz reizvoller Anblick. Die strahlend weiße Moschee hob sich von den dunkeln Bäumen des unmittelbar hinter ihr beginnenden großherrlichen Parkes ab, daneben führte eine breite Straße direkt auf das hohe Portal in der Parkmauer zu. Bei diesem begann das militärische Spalier und erstreckte sich zwischen uns und der Moschee hindurch nach rechts hin, soweit wir sehen konnten. Aller Augen hingen gespannt an dem Portal. Aber es dauerte lange, bis plötzlich eine Menge Menschen zu Fuß aus ihm hervorquollen, dann kam eine offne Galakutsche von goldgeschirrten Pferden gezogen, dann noch mehrere einfache Kutschen und wieder eine Menge Menschen. Kommandorufen, plötzliches Schmettern verschiedner Fanfaren, Präsentieren der Truppen und ein lang aushallendes „Padischahim tschök jaschä" (lange lebe der Padischah!) bewiesen, daß der Großherr in der Tat in der offnen Kutsche saß. Als diese nach rechts hin auf den Vorhof der Moschee einbog, konnten wir den Sultan Abdul-Hamid einen Augenblick deutlich sehen, wenn auch nur aus dem Profil. Er trug einen eleganten schwarzen Überrock und einen roten Fes und machte einen würdevollen, vornehmen Eindruck. Dann verschwand der Wagen und der Zug hinter den Bäumen des Vorhofs.

Der Mann ist theoretisch betrachtet mächtiger als der Papst und mächtiger als der Kaiser. Denn er ist Papst und Kaiser zugleich, nicht nur Sultan, sondern auch Kalif, nicht nur weltlicher, sondern auch geistlicher Oberherr aller Gläubigen. Wenn er es nur aller Gläubiger wäre! Aber da liegt der Hase im Pfeffer. Die Männer, die seinem Wagen vorangehn und folgen, sind teils Leibgardisten, teils Großwürdenträger. Wenn er schlechter Laune ist, läßt er rasch fahren, dann müssen alle, auch der dickste Pascha, sich in Trab setzen. Bisweilen nimmt er nach dem Gebet eine Parade ab, und wir freuten uns schon darauf, den Parademarsch der Türken zu sehen. Aber diese Freude wurde zu Wasser. Der Padischah entließ die Truppen noch während des gottesdienstlichen Gesanges, und man mochte es den Leuten wohl gönnen, daß sie abrücken durften, denn sie waren zum Teil aus stundenweit entfernten Kasernen heranmarschiert, und die Hitze war nicht gering. Während die Truppen einschwenkten und abrückten, fuhr auch unser Wagenpark auseinander. Wir kamen an den marschierenden Truppen entlang, und ich konnte sie mir deshalb noch einmal aus der Nähe betrachten. Die Leute sahen unleugbar gut aus, aber kein Lachen, kein Scherz, kein Gesang war zu hören, resignierter Ernst lag auf den tiefbraunen Gesichtern. Es sah fast aus, als ob sie, vom Selamlik zurückmarschierend, eine gottesdienstliche Handlung zu verrichten glaubten. Auch die Musik hatte diesesmal etwas Fremdartiges, Mißtönendes, ich möchte sagen Fanatisches. An einer Stelle hielten zwei Kutschen mit Haremsdamen. In der vordern saßen zwei, in der hintern drei, nach der Kleidung zu urteilen, vornehme

Digitized by Google

Türkinnen, wie man sie auf den Straßen der Stadt sonst nie sieht. Sie sehen für ein abendländisches Auge doch seltsam aus, diese fast ganz europäisch und zwar außerordentlich feingekleideten jugendlichen Gestalten mit dem tiefschwarzen Schleier, der von oben die Stirn und von unten den Mund bedeckend nur einen schmalen Streifen frei läßt, aus dem ein paar feurige dunkle Augen mit brennender Neugier alles in sich aufzusaugen scheinen, was ihnen an solchem Tage vorkommt. Es liegt in der Tat etwas Berückendes in diesen Erscheinungen. Man spürt bei ihrem Anblick ein unbezwingliches Verlangen, einmal einen Einblick zu tun in das Seelenleben dieser verschleierten Schönen — vorausgesetzt, daß sie überhaupt über ein solches verfügen.

(Fortsetzung folgt)

Junisonne

Eine Novelle von Sophus Bauditz

Im Frühsommer — es war am dreizehnten Juni — hatten drei jüngere Leute im „Basar" im Tivoli zu Mittag gegessen. Sie hatten zwei Flaschen Bordeaux und eine Flasche Pommery getrunken, waren also weder ganz nüchtern noch geradezu angeheitert, aber, wie der eine von ihnen, Niels Hessel, gemütlich sagte, als sie die Zigarren angezündet hatten: Des Herzens Saiten sind gestimmt — wenn nun nur das Leben selber darauf spielen wollte, ehe die Stimmung wieder verfliegt!

Du bist lyrisch angehaucht, Niels! sagte der zweite, Ingenieur Parbo. Das, was du Stimmung nennst, ist ja nur eine gewisse angeregte Energie, nichts weiter!

Ach, die Lyrik wird bei ihm schon verfliegen, wenn er nun zum Herbst sein jütisches Majorat übernehmen muß, bemerkte der dritte, Magister Erik Blom, bedächtig.

So, also das glaubst du, entgegnete Hessel. Ich sollte meinen, ihr könntet dankbar sein, daß ich kein produzierender Lyriker bin, sondern mich damit begnüge, die Poesie im Leben, rings um mich her zu suchen.

Wo hast du denn gedacht, sie heute Abend zu suchen? fragte Blom.

Laßt uns auf die Lange Linie hinausgehn und ein wenig frische Luft schöpfen, beeilte sich Parbo zu erwidern, und damit war die Sache abgemacht.

Vor dem Tivoli fing Blom an: Du bist wohl sehr stolz auf das Majorat, das dein Onkel dir hinterlassen hat?

Stolz? Nein, aber ich bin natürlich glücklich darüber. Ihr beide könnt euch doch nicht über das Leben beklagen, denn ihr habt ja bisher, sowohl als wir zur Schule gingen wie auch später als Studenten, mehr gehabt als ich und habt tun und lassen können, was ihr wolltet.

Du mußt nicht glauben, daß ich im Ernst dächte, daß du irgend etwas vor uns voraus hättest, sagte Parbo.

Ja, wißt ihr, was ich vor euch voraus habe?

Nein, das weiß ich wirklich nicht.

Ich habe das vor euch voraus, daß ich noch daran glaube, daß ich eines schönen Tags das erleben werde — oder doch auf alle Fälle erleben kann —, was man im täglichen Leben „das Wunderbare" nennt.

Und was ist das, wenn ich fragen darf?

Ja, was ist das — das ist zum Beispiel, wenn man auf seinem Wege einem Weibe begegnet, das einem alles wird.

Ich möchte es mir doch sehr verbitten, so einem Weibe zu begegnen! erklärte Parbo.

Digitized by Google

Dann wirst du ihm auch gar nicht begegnen! sagte Hessel. Nein, nicht durch die belebten Straßen, laßt uns durch die Christiansburg gehn!

Als sie durch das Schloß gekommen waren und unterhalb der Börsenrampe standen, machten sie einen Augenblick Halt, während Parbo eine Zigarette anzündete, und Blom machte indes Hessel darauf aufmerksam, wie charakteristisch der historische sowohl wie der malerische Anblick war, der sich ihnen hier bot: die Holmenskirche mit dem ernsten festungsartigen Unterbau der Kapelle, in der die Seehelden ruhen, der Kanal davor und die hübsche, üppige Baumgruppe auf dem Kirchhof zur Rechten.

Ja, aber seht dort! rief Hessel und packte Blom beim Arm. Das Ganze ist ja doch nur ein Hintergrund für sie!

Den Rücken ihnen zugewandt, stand auf der einen der Plattenreihen unten am Kanal eine junge Dame, in heller Kleidung und mit einem großen weißen Hut, der an der einen Seite mit Flieder und Goldregen aufgenommen war.

Das ist vielleicht dein Weiberschicksal! meinte Parbo.

Ja, vielleicht.

So, jetzt geht sie!

Geht! Kannst du nicht sehen, daß sie schreitet, schwebt wie Sakuntala?

Ja, nun schwebt Sakuntala in eine elektrische Straßenbahn — schade, daß du nicht einmal ihr Gesicht gesehen hast! Hallo, Niels, wo willst du hin?

Hessel ging zum Kanal hinunter, zeigte auf eine der Platten und sagte: Hier hat sie gestanden!

Ja, das ist nun wohl ein historischer Stein für dich? bemerkte Blom.

Natürlich! Aber das ist es ja auch! Seht nur: da ist ein Kreuz in dem Steine — sie konnte selbstverständlich gar nicht auf einem gewöhnlichen Stein stehn!

Parbo sah hinunter, und Blom beugte sich nieder — ja, es verhielt sich wirklich so: da war ein nicht tiefes, aber doch deutliches, einfaches Kreuz in die blaugraue Platte gehauen.

Und da habt ihr noch die Stirn, zu behaupten, daß es keine Romantik oder Mystik mehr in der Welt gebe! rief Hessel. Ja, die Romantik sproßt sogar zwischen den Kopenhagner Pflastersteinen, es handelt sich nur darum, daß man ein Auge dafür hat — aber ihr habt ja auch nicht eine Spur von Phantasie!

Ich habe doch jedenfalls historische Phantasie? wandte Blom ein.

Ja, aber die reicht nicht immer aus! Denkt doch nur: hier, mitten in Kopenhagen, zu unsern Füßen, liegt eine offne Frage, von der bisher niemand gewußt hat, daß sie existiere, und die niemand von uns jemals beantworten kann!

Was soll das heißen?

Das soll heißen, daß wenn ihr, du und Blom, euch noch so lange die Köpfe zerbrechen wolltet, doch keiner von euch jemals würde sagen können, woher der Stein gekommen ist, und was das Kreuz bedeutet!

Das könnten wir nicht sagen! — Das wäre doch stark! riefen Parbo und Blom wie aus einem Munde.

Man redete weiter darüber, hin und her, langte am Königsneumarkt an und beschloß dann, die Lange Linie aufzugeben und sich dagegen vor dem Hotel d'Angleterre niederzulassen, wo man an den Seiten durch Lorbeerbäume und Eisengitter verdeckt, Hessel in der Mitte, an einem der kleinen Tische Platz nahm.

Man bestellte Wermut und Apollinaris und setzte, immer eifriger werdend, die Diskussion über den Stein und das Kreuz fort.

Parbo war der Ansicht, daß es nur ein Steinhauerzeichen sei, Blom jedoch war überzeugt, daß die Platte ein Bruchstück von einem uralten Leichenstein sei. Allerdings pflegte die Kreuzesform auf den ältern romanischen Grabsteinen anders zu sein, während diese hier infolge ihrer großen Einfachheit eher an die Kreuze erinnern konnte, wie man sie auf den Runensteinen aus der christlichen Zeit fand; aber es könne ja auch schließlich ein Teil eines solchen sein, meinte er, oder wenn

Digitized by Google

das Kreuz dennoch aus dem Mittelalter stammte, war es vielleicht von einer ungeübten Hand ausgehauen worden.

Wie es mich amüsiert, euch zuzuhören! sagte Hessel. Vor allem weil ich weiß, daß ihr doch nicht dahinterkommen könnt!

Nun wurde Parbo aus lauter Eigensinn nur noch eifriger — es durfte nichts geben, was er nicht kannte —, Blom fühlte seine archäologische Ehre gekränkt, und beide waren sich darin einig, daß es — wenn man nur wollte — die leichteste Sache von der Welt sein müsse, zu ergründen, woher der Stein und das Kreuz stammten.

Gut, sagte Hessel. Zu Ehren dessen von euch, der innerhalb eines Monats, von heute an gerechnet, die Frage wegen des Steins gelöst hat, werde ich ein ausgesuchtes Diner veranstalten — echte Schildkröte und was sein Herz nur begehren mag —, und zur Verschönerung des Festes lade ich den andern von euch natürlich mit ein!

Es soll keinen Monat währen, bis du das Diner gibst! sagte Parbo.

Nein, das soll es nicht, erklärte auch Blom.

Seid nur nicht zu sicher! Ihr ahnt ja in diesem Augenblick gar nicht, wohin euch die Untersuchung führen kann, und ob ihr nicht dahin kommt, etwas ganz andres zu entdecken als das, weswegen ihr auszogt!

Wieso?

Ja, der Faden, den ihr heute Abend aufgenommen habt, kann euch doch ebensogut nach Bornholm wie nach Jütland führen, und gleich wie Kolumbus wohl von Spanien ausjegelte, um im Dienste König Ferdinands des Katholischen den Seeweg nach Indien zu finden, statt dessen aber das Unglück hatte, Amerika zu entdecken, ebenso —

Na ich danke, Niels! Aber du selbst — willst du nicht dein Glück versuchen?

Nein, das ist nichts für mich! Nein, da wollte ich lieber sie suchen, meine Unbekannte, die Schöne, die vielleicht, ohne es zu wissen, sitzt und auf mich wartet, wie ich auf sie warte, und die ich heute Abend vielleicht zum erstenmal gesehen habe — ihr Wohl! — Ja, man soll seine Geliebte im Frühsommer suchen, wenn die Sonne im Zeichen des Flieders und des Goldregens steht — ich liebe den Flieder!

Wollen wir jetzt nicht nach Hause gehn? fragte Parbo.

Es konnte wohl auch an der Zeit sein, und der Kellner sehnte sich offenbar danach, daß sie gingen, denn die einzigen, die sich außer ihnen an diesem schönen Sommerabend hier niedergelassen hatten — ein Herr und eine Dame, die neben ihnen, jenseits des Eisengitters gesessen hatten —, waren eben aufgebrochen.

So trennten sich denn die drei, nachdem sie noch verabredet hatten, sich am nächsten Abend auf der Langen Linie zu treffen, wohin man ja heute nicht mehr gekommen war.

* * *

Als Blom am nächsten Morgen aufwachte, dauerte es eine Weile, bis er sich entsinnen konnte, was sich eigentlich am gestrigen Abend vor dem Hotel d'Angleterre zugetragen hatte, und was verabredet worden war. Nach und nach wurde ihm aber alles wieder klar, und obgleich er sehr wohl einsah, daß ein Teil seiner augenblicklichen Interessen ohne Zweifel der „Stimmung" zuzuschreiben war, so war doch der Stein Wirklichkeit, und die Wette, oder wie man es nun nennen wollte, war ebenso Wirklichkeit. Deshalb ging er zuerst nach der Holmenskirche hinunter, um den Stein und die Kreuzform genauer zu untersuchen. Er fand auch die richtige Platte; aber was war das? Das Kreuz war ja weiß! Das war es am vorhergehenden Abend nicht gewesen, wenigstens meinte er bestimmt, daß es nicht der Fall gewesen sei!

Dann ging er ins Rathaus und in das Bureau für Pflasterarbeiten, um sich genauere Auskunft darüber zu erbitten, wann die betreffende Plattenreihe gelegt

Digitized by Google

worden war. Man war sehr höflich, aber offenbar etwas erstaunt. Vorläufig könne man nur sagen, daß die Plattenreihe wahrscheinlich in den fünfziger Jahren gelegt und bei dem letzten Bollwerkbau nicht umgelegt worden sei.

Am Abend fanden sich die drei auf der Langen Linie zusammen.

Ja, ich bin im Bureau für Pflasterarbeiten gewesen, begann Parbo.

Da bist du gewesen? rief Blom.

Selbstverständlich! Und da sagte man mir, was ich übrigens schon wußte, daß Kopenhagen seine Steinplatten in der Regel fertig behauen aus Schweden beziehe, daß man aber doch zuweilen auch inländische Steine gekauft und sie hier am Orte habe behauen lassen: deswegen kann also die Platte ein alter Grabstein sein. Was hast du denn getan, Blom?

Ja, ich bin natürlich auch im Bureau für Pflasterarbeiten gewesen, aber offenbar nach dir. Ich bin übrigens auch hingewesen, den Stein selbst zu untersuchen — sag mir doch: hast du gestern bemerkt, daß das Kreuz weiß war, Parbo?

Nein — gestern war es nicht weiß.

Ja aber heute ist es wirklich weiß.

Parbo lachte.

Das wird vermutlich daher kommen, daß ich heute Morgen in der Frühe an Ort und Stelle einen Gipsabguß von dem Kreuz gemacht habe.

Einen Gipsabguß?

Ja, um zu konstatieren, ob auch das Ausgehauene abgenutzt sei; wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre ja das Kreuz wohl ganz neuen Datums. Ich kann dich aber beruhigen: es war abgenutzt! Aber du, Niels, was hast du denn unternommen?

Ich habe die Ergebnisse eurer interessanten Untersuchungen abgewartet.

Du hast „sie," die auf dem Steine gestanden hatte, nicht gefunden?

Nein!

Hast vielleicht gar nicht einmal nach ihr gesucht?

Nicht nach ihr selbst.

Etwa nach ihrem Schatten?

Nein, nach ihrem Hut! Hast du den beachtet?

Nein, das habe ich, weiß Gott, nicht getan.

Aber das habe ich getan, es war ein ziemlich auffallender weißer Hut mit Goldregen und Flieder garniert — und als ich heute Mittag durch die Osterstraße gehe, sehe ich in einem Fenster einen ganz ähnlichen Hut.

Und dann kaufteſt du ihn, um eine Erinnerung und einen Anhaltspunkt zu haben?

Nein, das tat ich nicht, aber ich ging allerdings in den Laden und fragte, ob sie nicht ganz kürzlich einen ähnlichen Hut wie diesen verkauft hätten, und an wen. Ja, er sei an eine Dame von auswärts, die in einem Hotel wohnte, verkauft worden, und dahin sei er geschickt worden, sagte das Fräulein, aber was für ein Hotel es gewesen wäre, das wußte sie nicht, denn die Verkäuferin, die den Hut verkauft hätte, sei auf Besuch zu ihren Angehörigen nach Jütland gereist, wohin, wisse sie auch nicht.

Und dann?

Ja weiter ist da nichts — wenigstens vorläufig nicht!

* * *

Du bist übrigens ein größerer Prophet, als du vermutlich selber ahnst, sagte Parbo am folgenden Abend zu Hessel. Du sprachst vorgestern davon, daß, wenn man irgend etwas begönne, man niemals wissen könne, wo man schließlich hinkomme — nun reist Blom morgen!

Digitized by Google

Wohin?

Vorläufig wohl nach Kjerteminde — aber das soll ein sehr tiefes Geheimnis sein.

Ist das des Steines wegen?

Ja, natürlich — ites selber!

Parbo reichte Hessel eine Zeitung, und er las:

Vandalismus

Im Gegensatz zu der Pietät, die heutzutage allen Altertumsdenkmälern erwiesen wird, mag als betrübendes Kuriosum angeführt werden, daß in den fünfziger Jahren aus der bekannten Stubberuper Kirche auf Hundsholm, die damals restauriert wurde, mehrere alte Grabsteine aus dem frühen Mittelalter verkauft wurden, und daß diese, wie sich jetzt herausgestellt hat, nach Kopenhagen geschafft worden sind, wo sie Verwendung als — Pflastersteine und Steinplatten gefunden haben!

Das ist doch ein sonderbares Zusammentreffen! rief Hessel.

Meinst du? Nun, ganz so wunderbar, wie sie erscheint, ist die Sache doch nicht. Siehst du, nachdem ich durch den Gipsabdruck die Möglichkeit des mittelalterlichen Ursprungs des Kreuzes festgestellt hatte, war ich mir ja sofort klar darüber, daß ich vor allen Dingen den Stein umwenden müsse.

Umwenden?

Ja, natürlich. Ist die Platte ein Stück von einem alten Grabstein, so ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach unten flach; zeigt es sich dagegen — was ich anzunehmen geneigt bin —, daß sie auf der Unterseite nur roh behauen ist, so ist das Kreuz nur ein Steinhauerzeichen, und dann müssen wir uns an die Steinmetzen und Pflasterarbeiter halten.

Das ist gewiß sehr sinnreich, sagte Hessel, aber was hat das im Grunde mit Blom und mit der Zeitungsnotiz zu schaffen?

Gar nicht so ganz wenig! Um den Stein wenden zu können, muß ich die Erlaubnis der Obrigkeit haben, und Leute brauche ich auch dazu. Zu alledem ist Zeit nötig, und ich will doch nicht, daß Blom darüber kommt und sich meine Untersuchungen zunutze macht. Deshalb muß ich ihn aus der Stadt hinausexpedieren.

Ja aber wie —

Mein Gott, die schöne Notiz über den Vandalismus stammt doch natürlich von mir; ich habe sie in die Zeitung gebracht, die, wie ich weiß, unser beiderseitiger Freund bei seinem Morgenkaffee liest — ich wußte ja, daß sie wirken würde.

Das ist aber nicht fair play, Parbo!

Ach, Unsinn! Es ist nur ein Scherz, und wir spielen ja nicht um Geld! Übrigens kann ich dich damit trösten, daß das Gewissen des guten Blom durchaus nicht zarter besaitet ist als das meine: dies erhielt ich heute Nachmittag von ihm — bitte schön!

Parbo reichte Hessel einen Brief, und darin stand nur:

Ich muß morgen infolge eines Auftrags vom Nationalmuseum nach Vordingborg fahren, um einen kürzlich dort in der Gegend gefundnen Burgwall zu untersuchen. Grüße Hessel!

Aber so reist er doch nicht nach —

Freilich tut er das! Aber ich soll natürlich nicht wissen, daß er nach Kjerteminde fährt!

Hessel lachte.

Ihr verdient beide nicht, auf die Spur zu kommen — keiner von euch beiden —, und ihr werdets auch nicht!

Nicht?

Digitized by Google

Nein! Ob ihr freilich nicht etwas ganz andres entdecken werdet, das kann ich nicht sagen, aber ich habe ein bestimmtes Gefühl, daß während ich hier ganz ruhig in meiner Residenz sitzen bleibe, wie der hochselige König Ferdinand der Katholische, ihr in meinem Namen von der Neuen Welt Besitz ergreifen werdet — falls ihr sie überhaupt findet!

Und die Neue Welt — ist das deine Unbekannte?

Ja, möglicherweise! Du hast auf alle Fälle Vollmacht, als mein Stellvertreter um sie zu werben!

Vielen Dank! Vorläufig glaube ich nun aber doch, daß ich mich darauf beschränken werde, den Stein wenden zu lassen. Stellt es sich dann heraus, was wahrscheinlich ist, daß er unterwärts unbehauen ist, so will ich Blom gern zurückberufen — falls er nicht schon vorher von selbst gekommen sein sollte. Adieu, Niels!

* * *

Parbo behielt Recht: Blom reiste am nächsten Morgen nicht nach Vordingborg, sondern benutzte den durchgehenden Vormittagszug nach Fünen und Jütland. Der Sicherheit halber hatte sich Parbo auf dem Bahnhof eingestellt und sich, selbst ungesehen, überzeugt, daß Blom in einem Abteil zweiter Klasse Platz nahm und glücklich abdampfte, worauf sich Parbo beruhigt nach Hause begab.

Auf der Fähre über den Großen Belt ging Blom sofort in die Kajüte hinunter und setzte sich an den Frühstückstisch — er hatte immer einen ausgezeichneten Appetit.

Da waren nicht viele Reisende: an der einen Seite hatte er ein jungvermähltes Paar, an der andern einige Geschäftsreisende, und ihm gegenüber saß ein etwas älterer Herr und ein junges Mädchen, das war die ganze Gesellschaft. Man fing damit an, sich gegenseitig um Verzeihung zu bitten, wenn man den Nachbarn oder das Vis-à-vis bat, einem eine Schüssel zu reichen, und gelangte schließlich dahin, daß man einige gleichgiltige Bemerkungen austauschte; als aber der gegenübersitzende Herr in seiner Unterhaltung mit der jungen Dame zufällig Kjerteminde nannte, konnte sich Blom nicht länger halten, sondern fragte ihn, wie man wohl am besten von Kjerteminde nach Stubberup komme. Der Fremde erteilte ihm zuvorkommend Bescheid und fragte ihn dann, ob er dort in der Gegend eine Sommerwohnung suche, denn in dem Falle könne er ihm möglicherweise behilflich sein.

Nein, eine Sommerwohnung suchte Blom ja nicht, er sei auf einer wissenschaftlichen Reise, sagte er, indem er Aufklärung über einige offenbar aus der Stubberuper Kirche verkaufte Grabsteine suchen wolle, von denen man annehme, daß sie als Straßenpflaster in Kopenhagen gestrandet seien.

Das junge Mädchen hatte sofort, als Blom zu sprechen begann, zu ihm hinübergesehen, als wenn ihr seine Stimme bekannt vorkomme, und nun richtete sie, in hohem Maße interessiert, ihre braunen Augen auf ihn, und ein ganz leises Lächeln huschte über ihre Lippen, als sie sagte:

Aber dann wäre es doch sehr möglich, daß die Platte vor der Holmenskirche mit dem Kreuz darauf daher stammte!

Blom legte Messer und Gabel hin und sah erstaunt auf.

Welcher Stein, mein Kind? fragte der Herr, indem er sich zu ihr hinüberbeugte — er war offenbar etwas schwerhörig. Bist du bei der Holmenskirche gewesen?

Ja, ich kam eines Vormittags dort vorüber, als ich draußen in Christianshafen bei der Tante gewesen war, antwortete das junge Mädchen und gab einen kurzen Bericht über den Stein.

Der fremde Herr glaubte Blom jetzt übrigens versichern zu können, daß das mit dem Stein aus der Stubberuper Kirche ganz bestimmt auf einem Irrtum beruhen müsse.

Digitized by Google

Die Kirche ist zu jener Zeit überhaupt nicht repariert worden, sagte er, und es fehlte auch gerade noch, daß man Marsk Stigs*) Grabstein zu Steinplatten verkauft haben sollte.

Marsk Stigs? wiederholte Blom.

Ja, Sie wissen doch, daß man erzählt, der Marschall liege in der Stubberuper Kirche begraben.

Ja, das wußte Blom, und obwohl er eigentlich der Sage bisher keine weitere Bedeutung beigelegt hatte, lief es ihm doch den Rücken kalt hinab bei dem Gedanken an die bloße Möglichkeit.

Nein, auf Fünen, fuhr der Herr mit einem Lächeln fort, da haben wir auch immer viel zu viel Pietätsgefühl gehabt, als daß wir so etwas hätten fertig bringen können, aber leider ist es ja nicht ausgeschlossen, daß man anderswo —

Ja, weißt du wohl noch, daß der alte Fischer, mit dem wir in Rörvig fuhren — der, der im vorigen Jahre gestorben ist —, uns erzählte, daß vor vielen Jahren eine Anzahl von Grabsteinen aus der Kirche dort verkauft worden wären? fragte das junge Mädchen.

Nein, dessen konnte sich der Herr nicht entsinnen, aber es war ja sehr wohl möglich, daß er es überhört hatte.

Rörvig, sagte Blom, darf ich mir die Frage erlauben, ob das gnädige Fräulein in Rörvig genauer bekannt ist?

Ja, wir haben seit einer Reihe von Jahren immer im Frühsommer einen Monat dort gewohnt.

Rörvig, Rörvig, wiederholte Blom.

Ja, dort soll ja Marsk Stig nach einer andern Sage begraben liegen, fuhr das junge Mädchen fort, und ich habe nun immer gefunden, daß das wahrscheinlicher sei, denn einesteils muß es doch beträchtlich näher von Hjelm nach Rörvig sein als von Hjelm nach Stubberup, und andrerseits ist doch Rörvig ein viel einsamerer Ort.

Das leuchtete Blom ein.

Und wenn die Leute des Marschalls in aller Heimlichkeit einen Stein über das Grab ihres geächteten Herrn gelegt haben, so haben sie natürlich keinen Namen und keine Inschrift da hineingehauen, wodurch seine Ruhestätte hätte erraten werden können, sondern sie haben sich wahrscheinlich darauf beschränkt, nur ein Kreuz in den Stein zu meißeln.

Das ist ganz richtig, sagte Blom.

Ja ich verstehe natürlich nichts davon, fuhr das junge Mädchen fort, aber es will mir auch scheinen, als ob die Form des Kreuzes auf der Platte vor der Holmenskirche etwas abwiche von der, die man auf alten romanischen Leichensteinen zu treffen pflegt — sie erinnert wohl eigentlich mehr an die Kreuze auf den Runensteinen aus der christlichen Zeit; stammt es indessen aus dem Mittelalter, so kann es wohl nur von einer ganz ungeübten Hand ausgehauen worden sein, und will man sich nun die Möglichkeit denken, daß die Platte aus der Rörviger Kirche stammt — es ist ja doch nicht absolut ausgeschlossen —, spricht dann nicht etwas dafür, daß es wenigstens der Stein des Marschalls sein könnte?

Blom war ganz starr vor Staunen und Verwunderung. Es erschlossen sich ihm ganz neue und ungeahnte Möglichkeiten, und die Schlußfolgerungen der jungen Dame stimmten ja obendrein aufs genauste mit dem überein, was er selbst an jenem Abend vor dem Hotel d'Angleterre gemutmaßt hatte.

*) Marschall Stig Andersen Hvide, allgemein unter dem Namen Marsk Stig bekannt, tötete 1286 den dänischen König Erik Glipping und lebte dann als Geächteter, bis er 1293 auf der kleinen Insel Hjelm im Kattegatt starb. Wo er begraben liegt, weiß man nicht, die Volkssage aber verlegt sein Grab bald in die Stubberuper Kirche auf Fünen, bald in die Rörviger Kirche auf Nordseeland.

Digitized by Google

Man war jetzt kurz vor Nyborg, der Kellner machte die Runde um den Tisch und nahm die Zahlung entgegen, und Blom erkundigte sich, wann die nächste Fähre nach Korsör zurückgehe.

* * *

Am Morgen nach Bloms Abreise erhielt Parbo eine Postkarte, auf der geschrieben stand:

Nachdem Ihr archäologischer Freund falschen Stand vor Stubberup genommen hatte, ist er jetzt im Begriff, auf Rörvig anzuziehn, wo er — nach zuvor eingezogner Erkundigung — nachweisen zu können hofft, daß die Platte mit dem Kreuz ein Bruchstück von Marsk Stigs Grabstein ist.

Parbo wollte seinen Augen nicht trauen. Von einer bloßen Mystifikation konnte ja nicht gut die Rede sein — am allerwenigsten von Bloms Seite, da ja Blom von der Annahme ausgehn mußte, daß Parbo ihn in der Vordingborger Gegend glaubte —, was aber hatte Blom bewogen, Stubberup aufzugeben und sich für Rörvig zu entscheiden, wer schickte ihm Nachricht hierüber, und woher wußte der Unbekannte überhaupt von seiner Existenz?

Parbo sah nach dem Poststempel: Nyborg. Er betrachtete die Schrift: eine feste und klare Hand, offenbar eine Damenhand, aber welcher Dame?

Plötzlich stand eine Erinnerung, der er bisher keinen weitern Gedanken geschenkt hatte, vor ihm auf — ja, das war die einzige Erklärung!

Er ging spornstreichs zu Hessel und begann damit, ihn zu fragen, ob er etwas von Blom gehört habe.

Nein, er hatte nichts gehört.

Was ist falschen Stand haben? fragte er weiter.

Wie kommst du darauf! — Ein Hund hat falschen Stand, wenn er an solchen Orten sucht, wo kein Wild ist.

Gut! Und daß er anzieht — was bedeutet das?

Das heißt, daß er im Begriff ist, Fährte von etwas zu haben. Aber willst du denn auf die Jagd, Mensch?

Nein, aber mich hat jemand nach den beiden Ausdrücken gefragt. Übrigens verreise ich morgen.

Du! Willst du auch nach Stubberup?

Nein, das gerade nicht, aber vorläufig kann ich dir nicht sagen, wohin ich gehe.

Weißt du, was ich glaube, Parbo? Ich glaube, du triffst schließlich doch irgendwo mit Blom zusammen!

Ja, das will ich nicht verschwören!

Und dabei habe ich die ganze Zeit ein Gefühl, als reistet ihr beide in einer heimlichen Mission für mich!

Das ist ja Unsinn!

Ja, das ist es gewissermaßen auch. Wann kommst du wieder?

In ein paar Tagen, denke ich! Auf Wiedersehen, Niels!

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Der Reichstag ist in die Ferien gegangen, Zeitungsleser wie Zeitungsschreiber atmen tief auf. Die diesjährige Etatsdebatte hat uns so wenig wie die vorjährige aus dem Hause irgend eine Bereicherung der politischen Erkenntnis, der „Weistümer" der Nation, gebracht. Von Bedeutung waren ausschließlich die Reden des Reichskanzlers und — die vom Schatzsekretär gehaltne

Digitized by Google

Trübsalmelodie. Im Reichstage hatte verlautet, daß die Vertreter von Bayern, Sachsen und Württemberg am Bundesratstisch von ihren heimatlichen Regierungen beauftragt worden seien, die Note in der Trauersymphonie des Herrn von Stengel durch einige Paukenschläge über die Matrikularbeiträge zu verstärken. Sollte die Absicht in der Tat vorhanden sein, so wird sich im neuen Jahre wohl noch eine geeignetere Gelegenheit bieten; in der Sturzwelle der ersten Lesung hätten sie vielleicht nicht einmal einen nachhaltigen Eindruck gemacht.

Die Rede des Herrn Bebel hatte auch diesesmal wieder eine sofortige Beantwortung durch den Reichskanzler zur Folge. Es wird das hier und da bedauert, weil das Relief Bebels dadurch nicht wenig gehoben werde, wenn jedesmal der Reichskanzler persönlich gegen ihn in die Schranken trete, um auf die Bebelschen Herausforderungen, die doch zum nicht geringen Teil nur hohle Phrasen sind, zu antworten. Graf Bülow kann aber und konnte namentlich diesesmal kaum anders handeln, erstens weil sich Bebel des Längern über das Verhältnis zu Rußland, England und Japan verbreitet hatte, und weil ferner im ganzen Reichstage kein einziger Redner vorhanden ist, der Bebels rednerischen Ausschweifungen mit der nötigen Energie und Autorität entgegenzutreten vermag. Für die Zusammensetzung des Reichstags ist auch dieser Umstand charakteristisch. Es würde zweifellos in jeder Beziehung richtiger und erwünschter sein, auch dem Auslande gegenüber, wenn es die Redner aus den Mehrheitsparteien des Hauses, einschließlich des Zentrums, übernähmen, die Bebelschen Irrlehren und Phraseologien vor dem Inlande und dem Auslande richtig zu stellen und so namentlich diesem gegenüber keinen Zweifel zu lassen, daß die sozialdemokratische Fraktion mit ihren Auffassungen in absoluter Isolierung ist. Da das aber nicht oder wenigstens nicht mit der nötigen Nachhaltigkeit und Autorität geschieht, so bleibt dem Reichskanzler nichts übrig, als in die von den Mehrheitsparteien leider offen gelassene Lücke selbst einzuspringen.

Auffällig war in Bebels Rede der Versuch, eine Äußerung des Reichskanzlers darüber herbeizuführen, ob und welche Abmachungen wir mit Rußland etwa haben, eine Frage, an der das Ausland entschieden ein viel größeres Interesse hat als die sozialdemokratische Reichstagsfraktion. Falls Abmachungen beständen, wären sie doch jedenfalls geheim und nicht dazu bestimmt, Herrn Bebel auf die Nase gebunden zu werden. Daß Bebels Sympathien im russisch-japanischen Kriege den Japanern gehören, ist selbstverständlich. Der Liberalismus in Deutschland bis zu seinen fortgeschrittensten Schattierungen steht immer auf antirussischer Seite, mag es sich dabei nun um Polen, Türken, Bulgaren oder Japaner handeln. Um so mehr haben die andern Parteien Anlaß, sich ihre Haltung zu überlegen. Es ist doch kaum zu vermeiden, daß diese grundsätzliche Stellung des deutschen Liberalismus einschließlich der vom Reichskanzler mit Recht getadelten bedauerlichen Haltung der Witzblätter in Rußland bei Regierenden und Regierten ein entsprechendes Echo hervorruft. Über die Haltung eines Teils der russischen Presse hat sich schon Kaiser Wilhelm der Erste in Privatbriefen an Kaiser Alexander den Zweiten beklagt, und gewiß mit vollem Recht, weil diese Angriffe in der Mehrzahl grobe Verdächtigungen der deutschen Regierung und der deutschen Politik enthielten. Aber die Presse in Rußland vermag sich zum größern Teile nicht zu der Annahme aufzuschwingen, daß die Haltung einer so großen Anzahl deutscher Zeitungen völlig im Widerspruch zu den Anschauungen der Regierung stehn sollte, und sie wird in dieser Auffassung bestärkt durch Behauptungen, wie sie auch im Reichstage laut geworden sind, daß die deutsche Presse, mit Ausnahme der sozialdemokratischen, mehr oder minder von der Regierung beeinflußt sei. Die Sozialdemokratie freilich hat verschiedne Anlässe, so namentlich den Huller Vorgang, zu den bösartigsten Hetzereien gegen Rußland benutzt, und der Reichskanzler hatte, wenn auch leichtes, so doch sehr richtiges Spiel, als er alle die Absurditäten des Vorwärts usw. in das helle Tageslicht zog. Ebenso daß er der sozialdemokratischen Forderung eines geharnischten Protestes gegen Rußland die Hoffnung entgegensetzte, daß die Herren

Digitized by Google

Sozialdemokraten „die Reizbarkeit ihres Nationalgefühls auch bei andern ihnen sich bietenden Gelegenheiten zeigen würden.“ Herr Bebel werde hoffentlich mit beiden Händen alle Forderungen zu Wasser und zu Lande bewilligen, „um einer so kriegsbereiten Politik den nötigen Rückhalt zu geben,“ denn mit dem großen Munde allein, das werde auch Herr Bebel einräumen, sei es nicht getan.

In der Diätenfrage, die vom Zentrumsredner und auch von Herrn Bebel angeschnitten wurde, hat der Reichskanzler im wesentlichen denselben Standpunkt eingenommen, wie er schon so oft in diesen Blättern vertreten worden und wie er auch wohl der einzig richtige ist. Namentlich sehr dankenswert war der Hinweis, daß die Herren, die sich so leichten Herzens über eine fundamentale Bestimmung unsrer Verfassung hinwegsetzen, um die Diätenfrage in ihrem Sinne zu lösen, außerordentlich empfindlich sind, wenn die Regierungen einzelne Bestimmungen der Verfassung als einer Abänderung bedürftig bezeichnen. Jedenfalls ist es sehr erfreulich, daß die Diäten nicht ebenso hingegeben werden wie das Erstgeburtsrecht der dreijährigen Dienstzeit gegen das Linsengericht einer minimalen Armeeverstärkung. Die Geringfügigkeit dieser Kompensationsforderung ist sogar von Herrn Bebel mit Erstaunen aufgenommen worden. — Noch glänzender als die Abfuhr, die Herrn Bebel zuteil wurde, war die, die Herr von Vollmar empfing, obgleich oder weil der Reichskanzler dabei deutlich durchblicken ließ, daß er Herrn von Vollmar als Politiker viel höher einschätze als Herrn Bebel. Auch spielt bei diesen beiden Männern die Erziehung, die Nachwirkung der Kinderstube, eine recht unterschiedliche Rolle. Bebel ist, wenigstens während der Wintermonate, Sozialdemokrat aus Leidenschaft und Weltumstürzler aus Fanatismus, auch hört er sich gern reden. Im Sommer spielt er auf seiner Villa in Zürich den Bourgeois, bei dem die Vordertreppe „nur für Herrschaften“ bestimmt ist, „Dienstboten und Lieferanten“ dagegen auf die Hintertreppe verwiesen werden, eine ganz „sozialdemokratische“ Einrichtung im Singerschen Stil. Herr von Vollmar dagegen spielt unter den Sozialdemokraten ebenso den Aristokraten wie Singer den Parvenü. Auch Herr von Vollmar ist bekanntlich Villenbesitzer; von seinem „Sozialdemokratismus“ hat man bisweilen den Eindruck, als ob er ihn nur aus Sport betriebe, vielleicht weil ihm keine andre Partei sympathisch ist. Wenn er diesesmal eine forschere, heroischere Miene aufsetzte und sich sogar ein „sehr gut“ Bebels zuzog, so mag Herr von Vollmar seine Gründe für eine solche Haltung haben, die ihm die Stellung in der Partei zurückgewinnen soll. Trotzdem bleibt an ihm der „Posa“ haften, in dessen Rolle Graf Bülow ihn dem König Philipp-Bebel gegenüber erscheinen ließ: geben Sie Gedankenfreiheit! — und Philipp-Bebel antwortet: Sonderbarer Schwärmer!

Vollmar hat im vorigen Jahre abgelehnt, der deutsche Millerand zu werden, jetzt erscheint er in dem von ihm der Sozialdemokratie umgehängten patriotischen Mäntelchen als deutscher Jaurès. Daß Graf Bülow diese Gelegenheit benutzte, auf den Zusammenhang gewisser Unterströmungen in Frankreich mit den Hetzereien in englischen Blättern hinzuweisen, verdient volle Beachtung. „So friedlich wie Herr von Vollmar vermag ich die Situation jenseits der Vogesen nicht anzusehen.“ Ein solches Wort aus dem Munde der höchsten amtlichen Autorität in Deutschland, öffentlich gesprochen, sollte doch wohl zu denken geben. Jedenfalls hatte der Reichskanzler Recht mit dem Ausspruch, daß ein schwaches Deutschland eine Gefahr für den Frieden, für den europäischen wie für den Weltfrieden sein würde. Das gilt nicht nur für Frankreich, sondern auch für England, dessen Freundschaftsbedürfnis für uns mit jedem neuen deutschen Linienschiff, das dienstbereit die Flagge hißt, wachsen wird. Bisher haben wir unsre Flottenvermehrung etwas geräuschvoll betrieben. Die Stapelläufe der letzten Jahre sind im Auslande aufgefallen, weil sie mit einer gewissen Umständlichkeit und Feierlichkeit zu einem Ereignis gemacht wurden. Für den deutschen Hausgebrauch mag das nützlich sein, nach außen wirkt es nachteilig. Wir haben eine Neubewaffnung der Artillerie durchgeführt,

Digitized by Google

ohne daß die Welt davon erfuhr, von der Militärverwaltung war mit der betreffenden Firma kein einziges Schriftstück in dieser Angelegenheit gewechselt worden. Der damalige Kriegsminister schrieb in das Notizbuch des Vertreters der Firma nur die Stückzahl der Geschütze, den Einheitspreis und fügte seine Namenschiffer hinzu. Das Ausland erfuhr von dieser Neubewaffnung erst, als sie bei einer Anzahl Armeekorps schon durchgeführt worden war, und als der Kaiser die fremden Militärbevollmächtigten nach Jüterbog einlud, um ihnen dort eine neue Batterie vorzustellen. Könnte in ähnlicher Geräuschlosigkeit nicht auch die weitere Vermehrung der Flotte durchgeführt werden? Freilich müssen wir dann darauf verzichten, jeden Stapellauf als einen nationalen Geburtstag zu begehen. Die englische Flotte läßt alljährlich das Drei- oder Mehrfache an Schiffen zu Wasser, aber niemals werden die höchsten Personen des Landes oder auch nur der Telegraphendraht deshalb in Bewegung gesetzt. Lernen wir auch davon! Je mehr wir diesen Dingen den ernstern Charakter verleihen und sie des ornamentalen Beiwerks entkleiden, desto ernster wird das Land sie auffassen. Wer heute noch nicht von der Notwendigkeit einer starken Flotte überzeugt ist, und zwar in der doppelten Stärke als die Novelle von 1900 sie vorsieht, der wird durch noch so geräuschvolle Stapelläufe nicht überzeugt werden.

Der Tod des Abgeordneten Hammacher ruft noch einmal die Erinnerung an die Blütezeit der nationalliberalen Partei zurück, wo diese die stolze Trägerin des nationalen Gedankens und die Hauptstütze der Reichspolitik war. An bedeutenden Geistern reicher als irgend eine andre Partei, repräsentierte sie mit in der ersten Reihe die Glanzperiode des Reichstags. Dann ist sie von ihrer Höhe gesunken, wohl weil sie zu zahlreich geworden war, die Führung infolgedessen an Einfluß verlor und die Parteidoktrin den Staatssinn überwucherte, der bis dahin der Leitstern der Partei gewesen war. Die Reichstagsfraktion in ihrer Mehrheit verlernte, das Erreichbare von dem Wünschenswerten zu unterscheiden, sie verfiel in den alten deutschen Erbfehler, sich durch Zukunftsträume über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Tatsachen zu täuschen. Als Bismarck Bennigsen das Finanzministerium anbot, verlangte dieser den Miteintritt von Forckenbeck und Stauffenberg in die Regierung. Bismarck lehnte das ab, schon aus dem Grunde, daß er dazu die Zustimmung des Kaisers niemals erlangt haben würde. Dann führte das Verhalten der Partei in der Frage des Sozialistengesetzes bekanntlich zu einer Reichstagsauflösung, und die Zolltarifreform zu einer Spaltung. Bismarck sah sich gezwungen, die Zolltarifreform mit dem Zentrum zu machen. Die Abstimmung der nationalliberalen Fraktion zum Zolltarif hatte dann bekanntlich den Austritt von fünfzehn Mitgliedern, die für den Tarif gestimmt hatten, zur Folge. Ebenso erklärte Treitschke in einem offnen Briefe, „daß die Fraktion wider den Willen vieler ihrer Mitglieder durch ihre Abstimmung über die Zolltarifvorlage in die Stellung einer geschlossenen Oppositionspartei hinübergedrängt werde. Getreu seiner Überzeugung halte er diese Wendung für einen verhängnisvollen politischen Fehler und fühle sich außerstande, dabei mitzuwirken."

In Konsequenz ihrer damit eingenommnen Haltung stimmte die Fraktion im Jahre 1882 auch gegen das Tabakmonopol, eine Abstimmung, die Bismarck, wie er im Herbst jenes Jahres in Gastein zum Feldmarschall von Manteuffel sagte, „niemals für möglich gehalten hätte." Wie anders wäre heute die finanzpolitische Lage des Reichs, wäre damals das Tabakmonopol zur Annahme gelangt! Es dürfte heute auch unter den Nationalliberalen nicht wenige geben, die die Abstimmung von 1882 tief beklagen. Die Partei selbst hat diese Abstimmung mit dem Verlust des Einflusses auf den Gang der politischen Entwicklung bezahlt, der ihr nach ihrer geschichtlichen und sozialen Bedeutung als der eigentlichen Vertreterin der gebildeten und der bürgerlichen Klassen der Nation von Rechts wegen zustünde. Die Geschichte von dem Steigen und dem Fallen der Reiche gilt auch für das Steigen und das Fallen politischer Parteien, die sich in ihrer Bedeutung nur auf dem

Digitized by Google

Boden erhalten können, auf dem sie gewachsen sind. Eine Partei, die an der Schöpfung des Reichs einen so bedeutenden Anteil hatte, durfte sich nicht liberalen Theorien zuliebe in einen Gegensatz zu den auf die Stärkung des Reichs und seiner Lebenskraft gerichteten Maßnahmen drängen lassen, leider hat auch das par dépit der persönlichen Verstimmung dabei eine große Rolle gespielt. Auch hier heißt es: „Was du dem Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“ Die nationalliberale Partei krankt fort und fort an den Folgen ihrer damaligen Haltung und wird einen Aufschwung nur von bewegtern Zeitläuften erwarten dürfen, vorausgesetzt, daß dann ihr Auftreten den Anforderungen männlicher Entschlossenheit und weitschauender, von Theorien unbeeinflußter Staatsklugheit entspricht. Wenn heute aus ihren Reihen und in ihren Blättern so lebhaft darüber geklagt wird, daß das Zentrum die regierende Partei geworden sei, so geben die Lehren der Geschichte die Antwort: Tua maxima culpa! *ş*

Urväterhort. Die Heldensagen der Germanen. Unter diesem Titel ist soeben im Verlage von Martin Oldenbourg in Berlin ein Gegenstück zu dem seinerzeit auch in diesen Blättern (s. Grenzboten 1900, IV, S. 484) angezeigten Prachtwerk „Walhall“ erschienen. Die an diesem gerügten Mängel in der künstlerischen Ausführung lassen sich dem neuen Werke nicht nachsagen; vielmehr dürfen wir von dem ebenso reich und glänzend ausgestatteten Werke rühmen, daß die in Dreifarbendruck wiedergegebnen Bilder von Professor Max Koch, die das Sagenbuch schmücken und den Text sollen erläutern helfen, einfacher, ruhiger und vornehmer gehalten sind als die großspurigen Darstellungen aus der Göttersage, die keineswegs auf einer Höhe standen mit dem durch seine Schlichtheit viel eindrücklicher wirkenden Wort des Erzählers. Kochs Illustrationen sind nicht bloß „farbenprächtig,“ sondern zumeist auch, und besonders im Landschaftlichen, „stimmungsvoll und sprühen dramatisches Leben.“ Diesen Vorzug hebt Professor Dr. A. Heusler, dessen Text der Maler verständnisvoll begleitet hat, im Vorwort mit Recht hervor; denn ohne Zweifel ist eine Sagenwelt wie die altgermanische, die so entschieden „das Dramatische dem Malerischen überordnet, den leidenschaftlichen Ausspruch dem sinnlichen Bilde,“ für den Pinsel des Künstlers ein spröder Stoff. Aber hier ist es dem Maler geglückt, besonders sprechende, inhaltvolle Augenblicke der leidenschaftlich bewegten Handlung im Bilde festzubannen. Daß er sich dem überliefernden Denkmal anzuschmiegen und auch im Bilde, wie der Erzähler in seinen Berichten, das Kostüm zu wechseln verstanden hat, ist wohl auch mit das Verdienst des gelehrten Führers; denn einen kundigern Dolmetsch, einen geschicktern Ordner des überlieferten Stoffs und geschmackvollern Nacherzähler, der sich freilich nicht an Knaben, sondern an reifere Leser wendet, hat unsre alte Sage bisher schwerlich gefunden. Nachdem so mancher Unberufne die markigen Heldengeschichten der Vorzeit durch Verwässerung einer zum Teil ohnehin allzu wortreichen Überlieferung ihres männlich herben, heroischen Charakters beraubt oder durch allerlei Aufputz dem natürlichen Geschmack unbefangner Leser verleidet hat, gibt hier ein gründlicher Kenner des germanischen Volksgeistes, der aus den Quellen schöpft und diese sinnig zu deuten weiß, zugleich ein Gelehrter von seinem dichterischen Anempfinden, die von der Poesie verklärten Heldengeschicke unsrer germanischen Vorfahren in schlichter aber fesselnder Nacherzählung wieder.

Heuslers Werk wiederholt nicht den oft gemachten Versuch, das Nibelungenlied, die Gudrundichtung und die andern Sagen gleichsam mit Haut und Haaren in halbdichterischer Prosa aufzulösen, er hat vielmehr den Inhalt von mehr als dreißig Sagen, die in ihrem Werte so verschiedne Überlieferung sichtend, säubernd und ordnend, „in reinen Linien, in gedrungner Sprache und so die künstlerische Größe dieser Sagen zur Geltung gebracht.“ Auch den erträglichsten unter den bisher verbreiteten Prosawiedergaben ist eine gewisse Eintönigkeit des Vortrags

eigen, die den Leser ermüden muß. Diese Gefahr hat Heusler vermieden, indem er die Verschiedenheit des Stils der benutzten Quellen nicht verwischt, sondern sich an die Form seiner Vorlage jedesmal angelehnt hat, sodaß das Auge des gebildeten Lesers wie durch einen Schleier hier das kurze stabreimende altgermanische Lied, dort das breite auf Lesevortrag berechnete deutsche Epos, an andrer Stelle die knappere aber kunstmäßig abgerundete isländische Saga oder die Prosa lateinisch schreibender Chronisten hindurchschimmern sieht. Diese Gegensätze aber hat er dadurch wieder gemildert, daß er „nur wenig Anleihen bei poetischer oder altertümlicher Sprache" gemacht und so der Darstellung den Reiz der Abwechslung zu wahren gewußt hat. Da sich das vorliegende Werk nicht auf die deutschen Sagen beschränken wollte, sondern, um eine wahre Anschauung von dem Reichtum und der Eigentümlichkeit, dem Fühlen und dem Denken der germanischen Heroenwelt zu geben, den ganzen Umkreis des Sagengebiets, den Norden wie den Süden, Küsten- und Binnenland umspannen mußte, galt es, den Stoff stark zu kürzen. Damit der heroische, altgermanische, heidnische Geist, der das Gerüst dieser Dichtungen trägt, beherrschend hervortäte, geschah diese Kürzung auf Kosten des Ritterlichen, Höfischen, Christlichen. Hierdurch wurde jene Ungleichheit der Form durch ein Gemeinsames zurückgedrängt, sodaß der Leser alle diese Sagen, soweit sie auch nach Zeit, Ort und Stimmung auseinanderliegen, doch als Blutsverwandte empfindet. Wenn trotzdem zwei Neuschöpfungen aus der Zeit der Kreuzzüge, die sich an den alten Stamm anrankten, den anmutigen Spielmannssagen von König Rother und Herbort, der Eintritt in jenen ehrwürdigen Kreis gestattet worden ist, so ist der Erzähler damit nicht von seinem Grundsatz in der Anlage des Ganzen abgewichen: durch diesen Gegensatz wird das altgermanische Wesen erst recht in helles Licht gerückt. Nur ein Sagenbuch, das nach solchen Grundsätzen seine Aufgabe durchführt, vermag, soweit das durch Nacherzählung überhaupt erreichbar ist, dem modernen Menschen Geist und Form altgermanischer Poesie nahezubringen. Wenn irgend einem, so ist dies auf dem von ihm betretnen Wege Heusler gelungen.

Eine gehaltvolle Einleitung belehrt über Ursprung und Quellen der Heldensage, das Gebiet ihrer Verbreitung vom skandinavischen Norden bis zum Schwarzen Meere und hinein nach Italien, die Art der Weiterverpflanzung von Stamm zu Stamm und von Geschlecht zu Geschlecht (weshalb die Heldensage als der geistige Gemeinbesitz der gesamten Germanenwelt gelten darf), über das Verhältnis der Heldensage zur Geschichte, über mythische Deutung u. a.; vorzüglich charakterisiert wird das Wesen des altgermanischen Heroentums. Die Erzählung verläuft in einem natürlichen, fast ungesuchten Zusammenhang an einem Faden, den Verwandtschaft der Motive, Umbildung des Stoffes, das Zusammenfließen mehrerer Gestalten in eine usw. knüpft oder fortspinnt. An ästhetischen Bemerkungen, die auf die Geschichte des poetischen Geschmacks und des sittlichen Empfindens der verschiednen Epochen Licht werfen, läßt es Heusler nicht fehlen und hebt dadurch die schlichte Erzählung oft auf die Höhe einer Betrachtung, die das bisher vorzugsweise den Gelehrten und der unreifen Jugend überlassene Gebiet auch des Interesses der gebildeten Erwachsnen wert zeigt.

So verdient denn das Werk die wärmste Empfehlung; wir bedauern nur, daß die kostbare und kostspielige Ausstattung die Höhe des Preises (20 Mark) derart bestimmt hat, daß sich mancher warme Freund der Sage die Anschaffung des Buches versagen muß. Hoffentlich ermöglicht es der Erfolg des Prachtwerks, auf den nächsten Weihnachtstisch ein schlichtes Textbuch zu legen, das, Götter- und Heldensagen in einem Bande vereinigt, der Leistung der beiden Gelehrten die allerweiteste Verbreitung und Anerkennung verschafft.

Neue Bücher. In dem Verlage von K. Thienemann, Stuttgart, ist eine Reihe vortrefflicher, reich illustrierter Bücher erschienen, die wir unsern Lesern empfehlen können: Ben Hur, eine Erzählung aus der Zeit Christi von Lew

Digitized by Google

Wallace, frei nach dem Englischen von Paul Moritz. Mit sechzig Bildern von Richard Mahn.

In dieser Erzählung wird das Leben und Leiden Christi in fesselnden Schilderungen vor uns entrollt. Mit großer Gewandtheit und in edler, einfacher Darstellung sind Ben Hurs Schicksale mit dem Leben des Heilands verknüpft worden, und durch die künstlerischen Bilder Mahns wird die Phantasie des Lesers so ergriffen, daß sie ganz in dem Bann der wundersamen Zeit lebt. Die Bearbeitung ist vorzüglich, man könnte glauben, ein ursprünglich deutsches Werk zu lesen. Das Buch wird auch die jungen Gemüter ganz besonders fesseln und ergreifen.

Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte. Von Wilhelm Hauff. Mit Naturaufnahmen aus den Honauer Festspielen von Fritz Bergen. In dieser schönen Ausgabe wird Hauffs Lichtenstein für den Weihnachtstisch ein willkommner Schmuck sein. In der Jugendliteratur gehört Lichtenstein zu den wirkungsvollsten Romanen und wird jederzeit einen großen Leserkreis finden.

Die in demselben Verlag erschienenen Bücher: Deutsches Knabenbuch, ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsre Knaben, und Deutsches Mädchenbuch sind mit so feinem literarischem Urteil und so großer Sachkenntnis zusammengestellt worden und enthalten eine solche Fülle anregender Aufsätze und reizender Erzählungen, daß man sie zu den besten Jugendschriften rechnen kann. Sie werden bei den Knaben und den Mädchen sicher denselben Beifall finden wie die frühern Bände.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Forman
gegen
Schnupfen

DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als **ideales** Schnupfenmittel bezeichnet.
Wirkung frappant. In allen Apotheken.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 51

Ausgegeben am 22. Dezember 1904

Inhalt:

	Seite
Fortschreiten der Reichsfinanzreform	653
Ungarn. Von Albin Geyer. (Schluß)	659
Die Ausbildung der Verwaltungsbeamten in Preußen. Von Carl Regenborn. (Schluß)	671
Zwei Werke über die Sprache. (Schluß)	680
Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. Von Friedrich Seiler. 4. Streifzüge in der weitern Umgegend	690
Juninsonne. Eine Novelle von Sophus Bauditz. (Schluß)	698
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Gesellschaftliche Sklaverei — Galeriekataloge mit Abbildungen	707

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

1804 — 1904

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Berlin W 64. Unter den Linden No. 24.

Hundertjahres-Cigarren-Sortiment Pro Memoria

50 Stück. 5 Marken zu 10 Stück von 5—10 Pfg. kosten 10 Mk. 3.00
50 „ 5 „ „ 10 „ „ 12—25 „ „ „ 9.—

Diese 100 Stück kosten bei freier Zusendung und Barzahlung Mk. 12.00

Hohenzollern-Cigaretten

Probieren Sie bitte meinen **Kaffee** *Pfd.* **80** *Pfg.*

Hamburger Mischung, sehr beliebt, Mischung von goldgelbem Java, Guatemala und Campinas gemahlen mit Ia. Kaffeegewürz, fertig zum Aufguss

da ½ das sonst gewöhnlichen Quantums genügen. Erste Lieferung gratis, sonst 9½ Pfd. franko in Handtuchbeutein. — *Grosse Ersparnis* — erfolgt auf Wunsch in Blechdose von 5 Pfd. franko. — Dose

Kaffee-Import, Rösterei-Grossbetrieb.

LUDWIG HACKER, Hamburg 6A.

Wiesbaden Hotel Nassau (Kassenhof)

Fortschreiten der Reichsfinanzreform

Seit länger als einem Jahrzehnt ist die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reichsfinanzreform ein unerschöpflicher Gegenstand unsrer öffentlichen Erörterung. Man hatte sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, insbesondre in den alljährlichen Etatsdebatten diese Auseinandersetzungen sich zweck- und ergebnislos im Kreise drehen zu sehen. Die alte Melodie wurde immer von neuem hinuntergeleiert, ohne daß man sich etwas recht Ernstes dabei zu denken schien. In den letzten Jahren wurden der Melodie einige schärfere Noten eingefügt; seitdem wir, um den Etat zu balancieren, uns gezwungen sehen, einen Teil der laufenden Ausgaben durch Anleihe zu decken, spricht man von „unverantwortlicher Pumpwirtschaft," von „Finanznot" und „Finanzelend." Ein praktisch wirksamer Eindruck aber wurde damit nicht hervorgebracht; die allgemeine Gleichgiltigkeit blieb unerschüttert. War das ein Wunder? Das bequeme, halb von Fatalismus, halb von Menschenverachtung getragne désintéressement, das für die Haltung des Reichsschatzamts in der Finanzreformfrage längere Zeit charakteristisch war, konnte selbstverständlich auf die Menge nicht ohne Einfluß bleiben. Niemand glaubte recht an den Ernst der „Misere," von der fortwährend geredet wurde. Natürlich! Welcher unbefangen Denkende, der die gewaltige Entwicklung unsers auf durchaus gesunder Grundlage stehenden nationalen Wirtschaftslebens überschaute, hätte auch nur einen Augenblick dem Zweifel Raum geben können, ob das Deutsche Reich wohl auf die Dauer imstande sein werde, die zur Erfüllung seiner Aufgaben nötigen finanziellen Mittel aufzubringen! So überließ man es getrost den Verantwortlichen, sich über die Aufbringung dieser Mittel die Köpfe zu zerbrechen. Man war zufrieden in dem Bewußtsein, daß von einer Finanznot im Deutschen Reiche bei Licht besehen überhaupt keine Rede sein könne.

Eine Finanznot in dem Sinne, daß alle ertragreichen Steuergebiete abgegrast, und die steuerzahlende Bevölkerung bis auf den Grund ausgepowert sei, ist im Deutschen Reiche in der Tat nicht vorhanden und wird auch in Zukunft, in absehbarer Zeit wenigstens, nicht vorhanden sein. Das rechtfertigt jedoch nicht, die Dinge nach dem Motto laufen zu lassen; „Irgendwie wirds

Digitized by Google

schon werden!“ Wenn ein reicher Geizhals seine Taschen fest verschlossen hält, sodaß sich seine Söhne auf das Schuldenmachen verlegen, so hält alle Welt das für eine höchst unvernünftige Wirtschaft, und mit Recht. Was nutzen der Familie die großen Schätze, die der Alte unversehrt in seinem Schreine hütet, wenn sie inzwischen zu Maßregeln zu greifen gezwungen ist, die früher oder später unerbittlich zu ihrem wirtschaftlichen Ruin führen müssen? Niemand würde anstehn, eine solche Wirtschaftsführung als eine Misere für die betreffende Familie zu bezeichnen. Genau in derselben Lage wie sie ist aber das Reich. Die Mittel, seine regelmäßigen Ausgaben durch laufende Einnahmen bestreiten zu können, sind zweifellos vorhanden; aber der Reichstag verweigert ihre Herausgabe und zwingt, um das Gleichgewicht im Reichshaushaltsetat herbeizuführen, zur Benutzung von mehr oder weniger gewagten Auskunftsmitteln, die schließlich auf eine erschreckende Vermehrung der Schuldenlast hinauslaufen. Das ist ein Zustand, für den keine tadelnde Bezeichnung zu scharf ist. Was helfen da alle Hinweise auf die „wirkliche“ Steuerfähigkeit Deutschlands, wenn die Maßregeln nicht ergriffen werden, diese praktisch in Funktion treten zu lassen? Nirgends ist die Ermahnung zur gewissenhaften Beobachtung der Grundsätze einer gesunden Finanzwirtschaft dringender geboten als in den mit ergiebigen Einnahmequellen reichlich ausgestatteten Ländern. Wo durch die natürlichen Verhältnisse ein wirklicher Mangel an solchen Quellen hervorgerufen ist, da gebietet sich die peinlichste Einhaltung der Vorschriften einer äußerst rationellen Finanzwirtschaft von selbst; wo man aber im Überfluß oder doch in dem Bewußtsein lebt, die reichsten Schätze noch ungehoben unter Verschluß zu haben, da ist man nur zu leicht geneigt, diese Vorschriften zu vergessen oder sich zu vertrösten, daß es ja nach einigen Jahren auch noch früh genug sein werde, sich mit voller Strenge an sie zu halten. In diesem Falle ist die Gefahr des Herabsinkens zu einer Bankrottwirtschaft gegeben, und es ist wahrlich niemals zu früh, wenn alle, die es angeht, aufgerufen werden, dieser Gefahr vorzubeugen, ehe es zu spät ist. Obendrein handelt es sich nicht einmal allein um eine Gefahr, die ihre verderblichen Wirkungen erst in einer spätern Zukunft zeigen würde, sondern das Finanzelend des Reichs, wie es Jahr für Jahr in Parlament und Presse breitgetreten wird, muß schon in der Gegenwart für das Ansehen unsers nationalen Staatswesens unter den Völkern von nachteiligen Folgen sein. Es ist eines großen Reiches nicht nur unwürdig, sich alljährlich die Lappen zur Bedeckung seiner finanziellen Blößen mit Ach und Krach zusammenbetteln zu müssen, sondern es schadet auch seinem Kredit. Man hört nicht selten den Ausdruck des Befremdens darüber, daß unsre Reichsanleihe nicht denselben Kurs zu erlangen vermöge wie die französische Rente oder die englischen Konsols. Ist aber bei der „Reichsfinanzmisere“ zu solcher Verwunderung überhaupt ein Anlaß?

Daß es ein Notstand ist, um dessen Beseitigung es sich in unsrer Reichsfinanzwirtschaft handelt, ist nach alledem genügend klar. Schwer begreift man, daß der ganze Ernst dieser Tatsache so lange — aus Gedankenlosigkeit oder mit Absicht? — verkannt werden konnte. Zum Glück ist diese Zeit nun vorüber. Durch den letzten Wechsel im Reichsschatzamt ist ein Mann an die

Digitized by Google

Spitze der Finanzverwaltung des Reichs gelangt, der über die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes und dessen schlimme Folgen die volle Wahrheit zu sagen und das Reich endlich auf eine befriedigende und dauerhafte finanzielle Unterlage zu stellen entschlossen ist. Herr von Stengel ist, als er im vorigen Jahre mit der sogenannten kleinen Finanzreform hervortrat, von Leuten, die sich bei ihren Aussprüchen offenbar nicht von einem ernstern Verantwortlichkeitsbewußtsein beengt fühlen, vielfach bespöttelt worden. Der Erfolg dieses ersten Anlaufs war, zumal da die Vorlage durch das Zentrum noch schwer verstümmelt wurde, freilich nicht groß; aber das hat den neuen Schatzsekretär nicht nur nicht entmutigt, sondern, wie man jetzt sieht, ist ihm dieser geringfügige Anfang der feste Ausgangspunkt, von dem aus er seinen wohldurchdachten Plan ins Werk zu richten gedenkt. Wie dieser Plan im einzelnen aussehen wird, steht heute noch dahin; darüber aber ist kein Zweifel mehr, daß Herr von Stengel der Mann dazu ist, die seit fast einem Jahrzehnt vollständig ins Stocken geratne, ja fast zur Mythe gewordne Frage der Reichsfinanzreform wieder in Fluß zu bringen und der Entscheidung zuzuführen. Und soviel hat er unbestreitbar jetzt schon erreicht: die Überzeugung von der absoluten Unmöglichkeit, in der bisherigen Weise weiter zu wirtschaften, ist so allgemein und so intensiv geworden, daß ihre Bestreitung für niemand mehr einen Zweck hat.

Noch bis in die allerjüngste Zeit hieß es, an die Reichsfinanzreform werde man ernsthaft erst herangehn können, wenn die tatsächlichen finanziellen Ergebnisse des neuen Zolltarifs und der Handelsverträge schon vorlägen. Da diese Neuerungen erst am 1. Januar 1906 in Kraft treten werden, und das erste Jahr ihrer Wirksamkeit wegen der voraussichtlichen starken Vorausversorgung des Einfuhrhandels mit Waren, für die der Zoll erhöht wird, nicht als maßgebend betrachtet werden kann, so würde frühestens gegen die Mitte des Jahres 1908 ein zuverlässiges Urteil gewonnen werden können. Sollte auf dieses dann erst ein gesetzgeberisches Vorgehn zur Regelung des Reichsfinanzwesens gegründet werden, so würde ein solches jedenfalls nicht vor dem Jahre 1909 zustande und schwerlich vor dem Jahre 1910 zur Wirksamkeit kommen. Herr von Stengel ist durchaus im Recht, wenn er es rundweg ablehnt, die Reichsfinanzreform auf diese Weise ad calendas graecas verschieben zu lassen, und zwar um so mehr, als der Mehrertrag, den die Zollreform für die Reichskasse liefern kann, falls ein solcher überhaupt eintritt, unter allen Umständen ein sehr bescheidner sein und zu dem wachsenden Mehrbedarf des Reichs in gar keinem Verhältnis stehn wird. Die Zölle, die einen solchen Mehrertrag mit ziemlicher Sicherheit versprechen, nämlich die Lebensmittelzölle, sind ja der Reichskasse durch das Zentrum vorweggenommen und für die Einrichtung einer Witwen- und Waisenversorgung der Arbeiter festgelegt worden. Unter diesen Umständen kann wirklich von bona fides nicht mehr gesprochen werden, wenn unter Hinweis auf die in den Zollverhältnissen bevorstehende Umwandlung die Vertagung der Finanzreform auf unbestimmte Zeit verlangt wird. Vielmehr muß man es mit Genugtuung begrüßen, daß, wie aus den Stengelschen Ausführungen im Reichstage zu entnehmen ist, der vollständige Plan der Reform von den zuständigen Stellen schon vorberaten

Digitized by Google

wird, sodaß er im nächsten Jahre in den Reichstag gelangen kann. Die Frage liegt nahe, warum dies nicht jetzt schon geschehen ist; denn dann hätten die verbündeten Regierungen nicht noch einmal mit dem horrenden Vorschlag einer Zuschußanleihe, und zwar einer von 51 Millionen, zu kommen brauchen. Aber nach der ganzen Art, wie Herr von Stengel im Reichstage aufgetreten ist, läßt sich nicht annehmen, daß etwa Unentschlossenheit oder gar Furchtsamkeit die Verzögerung verursacht habe. Wahrscheinlich sind die in der Sache liegenden Schwierigkeiten doch zu groß, als daß der gegenwärtige Schatzsekretär sie in seiner verhältnismäßig noch kurzen Amtsführung schon alle hätte bewältigen können. Genug jedoch: der bedeutsame Fortschritt ist eben durch die Etatsdebatte gemacht, daß nicht allein die Notwendigkeit der Reichsfinanzreform durchschlagender als je zum allgemeinen Bewußtsein gebracht, sondern auch der Entwurf in greifbare Nähe gerückt ist.

Auch über die materielle Gestaltung der beabsichtigten Reform haben die Stengelschen Mitteilungen einige wertvolle Fingerzeige gegeben. Im ersten Jahrzehnt des Reichs war das Bewußtsein, daß man bei Errichtung der Verfassung die Matrikularbeiträge nur als vorübergehenden Notbehelf betrachtet hatte, sehr lebendig geblieben. Wenn damals von einer endgiltigen Regelung des Reichsfinanzwesens die Rede war, so dachte man sich diese nicht anders, als daß die Matrikularbeiträge beseitigt würden, und das Reich ausschließlich auf seine eignen Einnahmen angewiesen würde. Erst durch die sogenannte Franckensteinsche Klausel im Zolltarifgesetz von 1879 erlangten die Matrikularbeiträge die Bedeutung einer organischen Reichseinrichtung im Sinne der föderativen Verfassung, und seitdem ist von ihrer Beseitigung nicht mehr die Rede. Die Reichsfinanzreformentwürfe der neunziger Jahre ließen sie als verfassungsmäßiges Institut unverändert bestehn, waren aber bestrebt, ihre effektive Erhebung wenn nicht ganz auszuschließen, so doch auf ein mit der Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten verträgliches Maximalquantum zu beschränken. Auf dieser Grundlage wird sich allem Anscheine nach auch der neue Reformentwurf halten. In den letzten Jahren haben die verbündeten Regierungen wiederholt erklärt, die Zahl von 24 Millionen als die äußerste Grenze betrachten zu müssen, bis zu der ungedeckte Matrikularbeiträge in den Reichsetat einzustellen seien. Vielleicht geht man nicht fehl mit der Annahme, daß diese Grenze auch in dem neuen Entwurf festgehalten werden soll. Im wesentlichen kommt dieser also ebenso wie die frühern Vorschläge darauf hinaus, daß die Finanzreform durch eine Vermehrung der eignen Einnahmen des Reichs bewirkt werden muß. Woher sind diese Mehreinnahmen zu beschaffen? Das in Wahrheit ist die einzige große Frage. Man kennt die bunte Musterkarte von Vorschlägen, die im Reichstage laut werden, sobald diese Frage aufs Tapet tritt. Auch diesesmal hat man sie wieder gesehen. Schade nur, daß sie samt und sonders nicht ernsthaft in Betracht kommen. Die radikale Linke wird nicht müde, Einkommensteuer, Vermögenssteuer, Erbschaftssteuer zu empfehlen, obgleich sie weiß, daß die Regierungen von jeher jede Konkurrenz des Reichs mit den Einzelstaaten auf dem Gebiete der direkten Besteuerung als indiskutabel zurückgewiesen haben. Herr von Stengel hat eben über die

Digitized by Google

unerschütterliche Fortdauer dieses Standpunkts der Regierungen keinen Zweifel gelassen. In Frage kommt also allein die stärkere Ausnutzung von Quellen auf dem Gebiete der indirekten Besteuerung. Welche dies sein können, hat der Schatzsekretär nicht verraten; er hat nur gesagt, daß man auf die Schonung der wirtschaftlich Schwachen bedacht sein werde. Diese Redewendung hat in den Vermutungen über die wahrscheinlich getroffne Auswahl eine starke Unsicherheit bewirkt, da manche in ihr ein Entgegenkommen gegen die Bedenken des Zentrums über die Besteuerung von Gegenständen des Massenkonsums sehen möchten. Das ist allerdings nicht wahrscheinlich; aber man kann den Streit über die Deutung dieses Wortes getrost auf sich beruhn lassen und abwarten, was der Regierungsentwurf vorschlagen wird.

Wie immer er aber ausfallen möge, die bloße Tatsache, daß er die Rettung bei den indirekten Steuern sucht, wird genügen, ihm bei seinem Erscheinen die Gegner in hellen Scharen zu erwecken. Auf der radikalen Linken macht man, ganz abgesehen von der prinzipiellen Feindschaft gegen die indirekte Besteuerungsart überhaupt, den konstitutionellen Einwand geltend, daß sich diese Art Einnahmen nicht dem jeweiligen Ausgabebedarf anpassen lassen, daß sie, auch wenn für sie kein zwingendes Bedürfnis vorhanden ist, in vollem Umfange weiter laufen und so geradezu eine Aufforderung zur Verschwendung werden. Dies ist nun sicherlich eine sehr unnötige Sorge. Denn soweit sich die Dinge übersehen lassen, wird auch in den nächsten Jahren das natürliche und unvermeidliche Wachstum des Reichsbedarfs so umfangreich sein, daß auch nach der Vermehrung der Einnahmen für die Finanzverwaltung Sorgen in Hülle und Fülle übrig bleiben werden. Jedenfalls aber ist das alte Argument von dem Anreiz zur Verschwendung durch die in der Lex Stengel enthaltne neue Fassung des Artikels 70 der Reichsverfassung ein für allemal hinfällig geworden; denn nunmehr werden die Überschüsse nicht, wie früher, als ordentliche Einnahmen des Reichs in den Etat eingestellt, sondern zur Deckung außerordentlicher Ausgaben, d. h. zur Verminderung der Anleihe verwandt. Das wäre also eine Verwendungsart, die das genaue Gegenteil von Verschwendung genannt werden müßte. Man wird sogar gerade auf der Linken nicht bestreiten können, daß sie einem tiefempfundnen Bedürfnis entsprechen würde; denn daß wir endlich zu einer ernsthaften Amortisation der Reichsschulden kommen müssen, pflegt doch eine Programmforderung aller Liberalen zu sein. Ist man aber von dem Mißtrauen besessen, daß sich für einmal vorhandne Überschüsse im konkreten Falle schon immer ein andrer Verwendungszweck finden werde, so kann man ja auf den alten Gedanken der Einführung eines beweglichen Postens in den Einnahmeetat zurückkommen, um so die Anpassungsfähigkeit der Gesamteinnahme an den jeweiligen Ausgabebedarf sicher zu stellen. Die Ermittlung eines solchen Postens in den Einnahmen würde kaum unübersteiglichen praktischen Schwierigkeiten begegnen, und daß die verbündeten Regierungen aus staatsrechtlichen Gründen ein Veto dagegen einlegen sollten, ist auch schwer anzunehmen. Es ließe sich ja auch vorschreiben, daß für den Fall des Eintretens von Überschüssen infolge der Einnahmevermehrung eine entsprechende Kürzung oder Beseitigung der ungerechtfertigsten

Digitized by Google

Steuerart, die wir im Reiche haben, nämlich der Salzsteuer, vorzunehmen sei. Kurz, über die konstitutionellen Bedenken, von denen soviel Aufhebens gemacht zu werden pflegt, könnte ohne Zweifel leicht eine Verständigung erreicht werden, wenn nur auf allen Seiten der gute Wille dazu vorhanden wäre. Bis jetzt ist der aber weder auf der Linken noch auch an der Stelle, wo im Reichstage die Entscheidung liegt, im Zentrum, wahrzunehmen.

Als Herr von Stengel das Reichsschatzamt übernahm, wurde er von vielen geradezu als der Vollstrecker der finanzpolitischen Wünsche des Zentrums angesehen; andre hielten ihn für den rechten Mann, das Zentrum für die Finanzreformpolitik der Regierung zu gewinnen. Beiden Teilen galt er, wie man sieht, als Vertrauensmann des Zentrums. Die Wirklichkeit hat davon nichts bestätigt. Die erste Auffassung war schon widerlegt, ehe der neue Staatssekretär im Reichstage nur den Mund aufgetan hatte; und wie wenig die zweite den Tatsachen entsprach, davon hat man bei den Beratungen der Lex Stengel sowohl wie jetzt in der Etatsdebatte die schlagendsten Beweise gehabt. Mit auffallender Hartnäckigkeit und Schroffheit hat der sonst wegen seiner „Milde“ gerühmte Abgeordnete Spahn Herrn von Stengel ein finanzpolitisches Programm entgegengestellt, das er ausdrücklich für undurchführbar erklärt hatte. Es kommt auf das heraus, was seit Jahren beim Zentrum schon immer der Weisheit letzter Schluß war: Sparen, sparen, sparen, und wenn dennoch ein Defizit bleibt, Erhöhung der Matrikularbeiträge. Von einer Vermehrung der eignen Einnahmen des Reiches will das Zentrum nichts wissen. Direkte Steuern verwirft es aus denselben Gründen wie die Regierungen. Bei den indirekten Steuern würde es gegen die sogenannten Luxussteuern grundsätzlich kaum etwas einzuwenden haben; aber es hat ein Haar in ihnen gefunden, seitdem es mit seiner famosen Sektsteuer den bekannten, einem Fiasko verzweifelt ähnlich sehenden Erfolg gehabt hat. Eine stärkere Ausbeutung der auf den Massenkonsum gelegten Steuern jedoch verwirft es unbesehen, weil sein Popularitätsbedürfnis bei den Arbeitermassen dies verlangt. Die Regierung hat diesem Popularitätsbedürfnis früher in so bedauerlichem Maße Rechnung getragen, daß sie dem Zentrum erlaubt hat, das Flottengesetz mit einer Klausel gegen die Massenkonsumsteuern zu bepacken. Damals war die Vermehrung der eignen Einnahmen des Reiches noch nicht so dringend und unabweislich. Heute, wo es damit bitterer Ernst geworden ist, mag man in Regierungskreisen geglaubt haben, daß das Zentrum mit sich reden lassen werde. Es brauchte ja auch in der Tat nur der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn es die Verlogenheit des Schlagworts von der Abschiebung der Steuerlast auf die schwachen Schultern des armen Mannes aufdecken wollte. Weder bei der Biersteuer zum Beispiel noch bei der Tabaksteuer kann von einer solchen Abschiebung auch nur mit einem entfernten Schein von Recht gesprochen werden. Und man sollte allerdings meinen, eine so mächtige und festgewurzelte Partei wie das Zentrum müßte es wagen können, ihrer Gefolgschaft diese Wahrheit ins Gesicht zu sagen und ihre Konsequenzen für die finanzpolitischen Notwendigkeiten daraus zu ziehn. Aber weit gefehlt! Das Zentrum bleibt aller bessern Einsicht unzugänglich. Möglich, daß Herr

Digitized by Google

Spahn, als er in der Etatsdebatte zum zweitenmal das Wort ergriff, an der Regierung Revanche für die Abweisung des Diätenbegehrens nehmen wollte — dem Zentrum ist dies in der Tat eine der bittersten Pillen, die man ihm hätte bieten können —; jedenfalls hat der Wortführer des Zentrums mit aller nur möglichen Schärfe erklärt, daß Ausgaben, für die in den eignen Einnahmen des Reiches keine Deckung zu finden ist, fortan entweder durch Erhöhung der Matrikularbeiträge bestritten werden oder aber, auch wenn sie als notwendig anerkannt worden sind, unterbleiben sollen. Bis auf weiteres ist dies des Zentrums letztes Wort.

Die ehemaligen Kartellparteien, Konservative und Nationalliberale, stehn selbstverständlich, wie schon immer in dieser Finanzreformfrage, auf seiten der Regierung. Aber damit ist wenig geholfen, solange das Zentrum in der starren Negation verharrt. Für die, denen die Ewigkeit und die Unverrückbarkeit dieser Negation über allem Zweifel steht, ist damit die Finanzreform aussichtslos. Wie viele sind es aber, die wirklich mit diesem Glauben behaftet sind? Das Zentrum kann, wenn es sein muß, auch anders, das würde man im vorliegenden Falle nicht zum erstenmal erfahren. Aber es muß ihm nur erst klar geworden sein, daß es in der Tat nicht anders geht. Dazu bedarf es von der Regierung, und zwar von ihrer eindrucksvollsten Stelle aus, einer sehr viel deutlichern Sprache, als sie der ausschlaggebenden Partei gegenüber bisher geführt worden ist. Das Zentrum mit irgendwelchen Konzessionen auf einem andern Gebiete gewinnen zu wollen, würde in dem vorliegenden Falle der unglücklichste Weg sein, den die Regierung einschlagen könnte. Man wird sie eines solchen Fehlers nicht für fähig halten wollen. Dagegen erscheint die Erwartung keineswegs unbegründet, daß die besonnenen Führer des Zentrums andre Saiten aufziehn werden, wenn sie die endgiltige Gewißheit haben, daß die Regierung unwiderruflich entschlossen ist, dem bisherigen finanzpolitischen Zustande unter allen Umständen ein Ende zu machen. Lasse man also nur den vollen Ernst der Situation herankommen! Dann wollen wir sehen.

Ungarn

Von Albin Geyer

(Schluß)

Wie schon gesagt wurde, ist der Kreis, aus dem sich die Machthaber in Ungarn zusammensetzen, sehr eng begrenzt. Die ursprünglichen Lenker des Staats, der höhere und der niedre Adel, vermorscht in seinem politischen und wirtschaftlichen Kern immer mehr und wird durch die sich an ihm emporrankenden und zum Teil sehr wenig rücksichtsvollen Elemente der Börse allmählich beiseite geschoben; er kommt zu gewissen Zeiten nur noch als hergebrachte Schau

Digitized by Google

und Zier des nationalen Staatswesens zur Geltung. Der Reichstag ist, auch nach dem Szellschen Gesetz gegen die Wahlkorruption, nichts weniger als eine wirkliche Volksvertretung nicht einmal der Ungarn, geschweige denn der nichtmagyarischen Völkerschaften. Man hat da nichts weniger und nichts mehr als die Vertretung einer bestimmten Klasse oder Clique vor sich, die sich aus Adel, Börse und ähnlichen Leuten zusammensetzt, nichts kennt als ihren eignen Vorteil und nichts will als die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft. Daß sich das am leichtesten macht, wenn man recht laut die nationale Glocke läutet und damit alle sonstigen Wünsche und Forderungen übertönt, ist begreiflich. Die Herrschenden kennen nur die Förderung und die Bevorzugung solcher Leute an, die sich ihnen dienstbar erweisen. So wird die ganze Politik der ungarischen Liberalen geleitet, an die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen für das Land denkt man sonst nicht. Für den Mittelstand und die Arbeiter geschieht so gut wie gar nichts, und für die Hebung der „nationalen" Industrie sorgt man, indem man gewissen Leuten, die sich der Gunst der herrschenden Partei würdig erwiesen haben, bei der Gründung neuer industrieller Anlagen ungemessene Fracht- und Zollvergütungen gewährt und sie so auf Kosten der Allgemeinheit reich macht, wenn sich nicht gar herausstellt, daß solche künstlich gezüchteten Industrien überhaupt lebensunfähig sind. Damit aber dem Unbefangnen, der dieses Treiben vielleicht durchschauen möchte, die Augen getrübt werden, wird in der „nationalen" Presse, die dabei auch nicht leer ausgeht, mit übertriebnem Lärm von der Förderung der Landesindustrie und über die wirtschaftliche Emanzipation vom Auslande geredet, wobei man unter „Ausland" vornehmlich Österreich versteht.

Der erste Anfang davon liegt schon weiter zurück. Wann und wo immer Ungarn in Handel und Industrie einen selbständigen Schritt unternommen hat, geschah es jedesmal mit der ausgesprochnen Absicht, unter allen Umständen, auch mit bedeutenden Opfern österreichischen Unternehmungen Konkurrenz zu machen, um sich ganz auf eigne Füße stellen zu können. Der Österreichischen Dampfschiffahrtsgesellschaft wurde eine ungarische entgegengestellt, der einstige Österreichisch-Ungarische Lloyd mußte sich auf Triest zurückziehn und in Fiume der ungarischen „Adria" Platz machen, in Eisenbahn- und Tariffragen, in den Handelsverträgen mit den Balkanstaaten mußten die Interessen Österreichs immer gegen die ungarischen zurückgestellt werden. Die Schiffahrtsgebühren am „Eisernen Tore" waren trotz allen Einwendungen Österreichs und andrer beteiligter Staaten von Ungarn selbständig festgesetzt worden; freilich war Österreich seinerzeit so schwach gewesen, den der habsburgischen Monarchie vom Berliner Kongreß erteilten Auftrag der Schiffbarmachung des „Eisernen Tores" auf die ungarische Reichshälfte allein zu übertragen. In dem Vorgehn Ungarns lag immer der feste Wille, in dem Verhalten Österreichs immer Schwäche. Insoweit wäre übrigens gegen die Maßnahmen Ungarns nichts einzuwenden gewesen, denn es ist jedermanns eigne Sache, ob er stark oder schwach sein will, wenn nur alles, was von Ungarn angestrebt wurde, im Innern gesund gewesen wäre und Gewähr für den Bestand leistete. Das ist nun freilich nicht durchweg der Fall, am wenigsten bei der ungarischen Industrie,

Digitized by Google

die in wenig Jahrzehnten aus dem Boden gestampft und von der Regierung mit ungeheuern Unterstützungssummen großgezogen worden ist. Den Fabriken Österreichs, die auf den Weltmärkten gegen den ausländischen Mitbewerb ohnehin schon schwer ankämpfen, hat man wohl den ungarischen Markt stark eingeengt, aber die ungarische Industrie damit noch nicht gesund und lebensfähig gemacht. Um das zu bewirken, suchte man durch Eisenbahntarife, den Ausschluß österreichischer Erzeugnisse bei allen staatlichen und städtischen Bauten usw. der ungarischen Industrie im Lande möglichst Absatz zu verschaffen. Es geschieht dies keineswegs nur aus magyarischem Selbstgefühl, das bloß vor dem eignen Volk hervorgekehrt wird, sondern in den meisten Fällen, um der notleidenden Industrie bessere Beschäftigung und lieben Parteigenossen einen Vorteil zuzuwenden. Wie das Land dabei fährt, darauf kommt der herrschenden Clique wenig an.

Nach der im vorigen Jahre vom ungarischen Handelsministerium unter dem Titel „Betriebs- und Arbeiterstatistik der Fabriken Ungarns im Jahre 1901" herausgegebnen Zusammenstellung gab es in Ungarn 2642 Fabriken und fabrikmäßige Betriebe, von denen 1247 im Besitz von Privatfirmen, 744 in dem von Erwerbs- und Kommanditgesellschaften, 508 im Besitz von Aktiengesellschaften, 21 in den Händen von Genossenschaften, 91 in denen des Staats und 31 in der Verwaltung andrer Besitzer waren. Die Zahl der Arbeiter betrug im ganzen 259464 und macht nur wenig über 1,5 Prozent der Bevölkerung des Landes aus. Ungarn ist demnach noch lange kein Industriestaat und kann gar nicht daran denken, das Wohl seines Ackerbaues dem der Industrie nachzustellen. Mehr haben bisher die ungarischen Regierungen nicht erreicht, obgleich sie allen neuen Fabrikunternehmungen langjährige Steuerfreiheit, Zoll- und Frachterleichterungen, guten Freunden auch Staatsunterstützungen durch Geldzuschüsse gewährten. Ungarn kann darum im Ernst gar nicht wollen, durch hohe Industriezölle die bisher gewohnten Absatzwege für den Überschuß seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu gefährden, und unstreitig ist der Ruf nach der wirtschaftlichen Trennung von Österreich und der Errichtung eines selbständigen Zollgebiets kaum mehr als eine Drohung gegen die kleinmütigen Österreicher, die ohnehin bei jeder Gelegenheit jammern und den einzigen Weg zum Widerstande, den festen Zusammenschluß, nicht finden können. Die ungarischen Industriellen behaupten freilich, die Errichtung von Zollschranken an der Leitha werde ein gewaltiges Emporblühen ihrer Unternehmungen in der nächsten Zeit zur Folge haben, und das ist ja auch ohne Zweifel richtig, aber damit würde Ungarn noch immer kein Industriestaat, auch würden dadurch nicht die nachteiligen Folgen aufgehoben, die die vollständige Unterbindung oder auch nur eine starke Zollbelastung der landwirtschaftlichen Ausfuhr nach Österreich, dem heutigen Absatzmarkt für den Überfluß Ungarns, mit sich bringen müßte. Man wird nicht fehlgehn, wenn man diese Zollschutz- und Zolltrennungsbewegung für einen weitern Beweis dafür ansieht, daß die ungarische Industrie nicht auf gesunden Füßen steht und nach Gewaltmitteln strebt, die ihr helfen sollen. Das nem szabad (es ist nicht erlaubt) hat ihr nicht geholfen. Schon seit Jahren treibt namentlich die kleine ungarische Presse ihr

Digitized by Google

Wesen mit dem Geschrei „Kauft nur bei Ungarn!“ nach bekannten Mustern. Nem szabad! Es ist nicht erlaubt, daß ungarische Staatsbürger in Wien Waren einkaufen; es schickt sich nicht, daß ungarische Kaufhäuser mit österreichischen Fabrikanten in Verbindung treten, es ist nicht zulässig, daß deutsche Schauspieler in Budapest auftreten. Nem szabad! Die nationalen Eiferer in Ungarn vergessen vor lauter Bemühungen, der Kultur im Lande ein magyarisches Mäntelchen umzuhängen, daß es bei ihnen noch sehr viele Gebiete gibt, auf die man die Kultur überhaupt erst verpflanzen müßte. Patriotismus und Industrie entwickeln sich nicht immer gleichmäßig, und man kann schließlich nur dort kaufen, wo etwas zu kaufen ist. Auch der eifrigste Magyare wird trotz aller Aufhetzerei seiner journalistischen Berater doch bei Nichtungarn kaufen müssen, was er eben bei Ungarn nicht bekommt. Trotz des angeblich kolossalen Aufschwungs, den Ungarn in den letzten Jahrzehnten genommen haben soll, gibt es in der Welt noch unzählige Dinge, die „hinterwärts von Temesvar“ nicht hergestellt werden.

Noch sind die Ungarn lange nicht so weit, der innigen kaufmännischen Beziehungen zu Österreich entbehren zu können. Wie wenig der Schlachtruf „Los von Österreich!“ wirtschaftlich berechtigt ist, weiß man in verständigen ungarischen Kreisen auch ebensogut wie anderswo. Vor drei Jahren äußerte sich ein angesehener Parlamentarier im Neuen Pester Journal folgendermaßen über die wirtschaftliche Lage: „Wir wollen, wir müssen eine Industrie schaffen. Vorläufig haben wir nichts als den guten Willen. Alle übrigen Voraussetzungen mangeln, vor allem die wirtschaftliche Bildung, die sachlichen Kenntnisse, die ausdauernde Arbeit, die Respektierung derselben. Wozu uns darüber täuschen, daß wir uns in einer Periode des materiellen Abschwungs befinden? Wenn die Not wirklich die beste Lehrmeisterin ist, nun, so lernen wir endlich an dem eignen Schaden. Große, unternehmende Firmen, an die sich kein Zweifel herangewagt, sind ins Schwanken geraten. Andre flüchten sich unter das schützende Dach einer Rettungsgesellschaft auf Aktien. Die Hauptstadt kann seit zwei Jahren die Obligationen ihrer Anleihe nicht anbringen. Unsre Hochöfen und Mühlen verlöschen ihre Schlote, unsre Erz- und Kohlenlager bergen vergeblich ihre unerschöpflichen Reichtümer, während ringsum in der übrigen Welt die Not an Kohle und Eisen empfunden wird, so groß sind die Anforderungen an die Industrie. Unsre feinsten Pfandbriefe sind Ladenhüter der Emissionsinstitute geworden. Die Weizenlager sind infolge der verkehrten wirtschaftlichen Anschauungen unsrer Landwirte überfüllt, und die Getreidepreise sinken. Dazu der hochnotpeinliche Zinsfuß in der ganzen Welt, dieser Würgengel jeder Unternehmungslust! Handel und Wandel liegen danieder, der Pauperismus wächst an, der Sozialismus pocht dröhnend an die Pforten unsrer kaum noch bis zum tiers état gegliederten Gesellschaft. Unser Parlament bleibt stumm und tiftelt am Staatsrecht. Es rührt sich keine Hand, regt sich kein leitender Gedanke, keine Initiative. Das ist der Fluch der mangelhaften wirtschaftlichen Erziehung.“ Nehmen auch wir an, daß hierbei in schlechter Stimmung um die Hälfte zu schwarz gesehen worden sei, rechnen wir aber noch hinzu die starke Korruption, von der hier begreiflicherweise keine Er-

Digitized by Google

wähnung getan worden ist, und man kann sich daraus ein klares Bild vom ungarischen Wirtschaftsleben entwerfen.

Erst vor wenig Monaten hat bei der Budgetberatung der Handelsminister Hieronymi ein Klagelied darüber angestimmt, daß im Handel und in der Industrie Ungarns noch immer kein beachtenswerter Aufschwung zu sehen ist. Er meinte, es sei sehr unvorteilhaft für das Land, wenn es nur von der Landwirtschaft abhänge. Es müsse endlich auch einmal eine nennenswerte Industrie geschaffen werden, damit das Volk bei Mißernten wie in diesem Jahre nicht gleich an den Bettelstab gebracht werde, sondern noch auf andre Art seinen Verdienst finden könne. Landwirtschaft und Industrie könnten sehr gut nebeneinander bestehn, wie dies doch auch in dem mächtigen Deutschen Reiche der Fall sei. Warum sollte das nicht auch in Ungarn gelingen? — Diese Frage läßt sich freilich nicht so leicht bejahen. Die wirtschaftliche Rückständigkeit ist ein Erbübel aller rein agrarischen Länder, die wirtschaftliche Überlegenheit Deutschlands ist in der Stärke der deutschen Industrie begründet, und der Vorteil Österreichs über Ungarn besteht auch nur noch darin, daß es industriell stärker ist. An und für sich war also die ungarische Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte, die sich die Schaffung und Stärkung der ungarischen Industrie zum Ziel setzte, durchaus angebracht. Aber man braucht nur Umschau zu halten in den jetzigen industriellen Anlagen Ungarns, und man wird erkennen, daß das ungarische Volk für industrielle Betätigung so gut wie gar keine Anlage und Lust hat. Auch die bestehenden industriellen Betriebe sind in der Mehrzahl von deutschen Ingenieuren gebaut worden und stehn unter der Leitung von Deutschen. Die sich Ungarn nennen, sind ausnahmlos ungarische Juden, was bei der fast führenden Rolle, die das Judentum in Ungarn spielt, nur selbstverständlich ist. Wenn eine industrielle Gründung im Lande erfolgt, sind es in den meisten Fällen Ausländer, die mit ihrem fremden Kapital Ungarn die Segnungen der modernen Industrie zuteil werden lassen. Im ungarischen Volke herrscht eine auffallende Abneigung gegen die industrielle und die kaufmännische Laufbahn, es fehlt ihm dafür jedes tiefere Verständnis. Wohl hat der Reichstag wieder dreihundert Millionen Kronen für das Handelsministerium bewilligt, aber sie werden auch nicht viel nützen, denn die seit Jahrhunderten bestehende Abneigung der Magyaren gegen den Betrieb von bürgerlichen Gewerben wird damit nicht überwunden werden, ganz abgesehen davon, daß die große Summe in der Hauptsache schwerlich in die rechten Hände kommen wird. Der junge Mann aus besserer Familie will lieber Advokat werden, damit selbstverständlich auch Politiker und Reichstagsabgeordneter, was viel glänzender aussieht und manchem auch Erkleckliches abwirft. Die Mehrzahl wirft aber bei dieser Laufbahn die Wurst nach der Speckseite und opfert nur ihr Vermögen.

Das laufende Jahr hat in Ungarn einen unverkennbaren Aufschwung in Handel und Industrie gezeigt, der auch im Sommer noch angehalten hat. Dafür wird das Land von einer landwirtschaftlichen Notlage heimgesucht, die es übrigens mit den übrigen mitteleuropäischen Ländern teilt, infolge des außerordentlichen Mangels an Regen. Anfang August, also zu einer Zeit, wo sonst

Digitized by Google

die Getreidepreise fallen, weil da die neue Ernte schon gedroschen wird, stiegen die Weizenpreise in Ungarn binnen wenig Tagen um 40 Prozent. Und daran war nicht die geringere Weizenernte schuld, die verhältnismäßig noch anging, sondern die Aussicht auf den fast gänzlichen Ausfall der Ernte an Mais, Kartoffeln, Rüben usw. Im Jahre 1903 wurden über achtzig Millionen Zentner Mais, hundert Millionen Zentner Kartoffeln und gegen hundert Millionen Zentner Rüben aller Art gebaut, der diesjährige Ertrag dürfte sich kaum auf den zehnten Teil belaufen. Dazu ist von der zweiten Heuernte kaum die Rede. An Getreide ist seit Jahrzehnten auf der Erde kein Mangel, und jeder Betrag kann mit verhältnismäßig billigen Kosten zu jeder Zeit herbeigeschafft werden; das ist ja das eigentliche Kreuz unsrer Landwirtschaft. Futtermittel sind dagegen aus dem Auslande weit schwieriger oder auch gar nicht zu erhalten und heuer in den Nachbarländern überhaupt nicht zu haben. Der ungarische Landwirt hat sich darum schon genötigt gesehen, jedes entbehrliche Stück Vieh zu verkaufen, da er keine Aussicht hat, es bis zum Frühjahr durchzubringen. Infolgedessen dürften im kommenden Winter die Nahrungsmittelpreise im Lande eine Höhe erreichen, die es sogar den in der Industrie Beschäftigten schwer machen wird, ihr Auskommen zu finden, falls überhaupt die regere industrielle Tätigkeit anhält, was sehr zu bezweifeln ist. Die Landwirtschaft ist an und für sich eher in der Lage und auch gewöhnt, sich durch kärgliche Jahre durchzuschlagen, aber sie wird an dem Kapitalverlust, den sie durch den Rückgang des Viehbestandes erleidet, noch jahrelang kranken. Nun ist die Lage des Grundbesitzes, wie schon eingangs angedeutet worden ist, überhaupt keineswegs günstig. Die mangelhafte Wirtschaft des zu viel politisierenden und deshalb auf der eignen Scholle schlecht vorwärtskommenden Magyaren und die Folgen des schrankenlosen wirtschaftlichen Individualismus, der in der konstitutionellen Zeit den finanziell Schwachen rücksichtslos ausbeuten läßt, haben eine übermäßige Verschuldung und einen geradezu furchtbaren Wechsel des Grundbesitzes hervorgerufen. Dieses Unheil verfolgt alle Schichten des Grundbesitzertums ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens. Der Bauer seufzt dabei unter dem schweren Steuerdruck, denn die Steuern in Ungarn sind sehr hoch. Während sich aber die herrschende Clique ebenso wie im benachbarten Galizien der Steuerpflicht bis zu einem gewissen Anstandsbetrag zu entziehn weiß, werden die Abgaben von den Bauern mit großer Härte eingetrieben.

Der größte Teil der Magnaten hat seine Herrschaften an Juden verpachtet, die dann noch häufig Unterpächter einsetzen. Infolge davon steht ein großer Teil der landwirtschaftlichen Arbeiter und auch der kleinern Besitzer im Frondienst der jüdischen Gutspächter, die den Ackerbau auf ihre Art treiben, gern den Besitzer zu Spekulationen verleiten, um ihm dann bei Geldklemmen zu helfen und auf diese Art schließlich zu verdrängen. In vielen Gegenden ist man äußerst mißtrauisch gegen diese Leute, und man findet auch in vier Komitaten, den beiden siebenbürgischen Hermannstadt und Kronstadt, dem Szekler Komitat Udvarhely und in der slowakischen Arva keine jüdischen Gutspächter. Trotzdem machen sie in ganz Ungarn zwei Drittel aller landwirt-

Digitized by Google

schaftlichen Pächter aus, die den achten Teil der Ackerländereien in den Händen haben. Bei dem Fleiß, der Anspruchslosigkeit und Pünktlichkeit in Geschäften, durch die sich die Juden auszeichnen, werden sie leicht erst die Gläubiger, dann die Nachfolger der Grundbesitzer. Die Zahl der Besitzwechsel ist von 193000 im Jahre 1875 auf 330000 im Jahre 1901 gestiegen, und es handelt sich dabei meist um den Verkauf mittlerer und kleinerer Besitzungen, da gegen vierzig Prozent des Grundbesitzes als Staats-, Kirchen- oder Fideikommißgut überhaupt nicht verkäuflich ist. Erschreckend hoch ist auch die hypothekarische Verschuldung des Grundbesitzes, die mit dritthalb Milliarden Kronen keineswegs überschätzt wird. Die hohe Zinsenlast und der Steuerdruck erschweren das Gedeihen der Landwirtschaft in hohem Maße, und das heurige Fehljahr ist nur zu sehr geeignet, die Lage aufs neue zu verschlimmern. Am meisten Boden haben die Juden unter den Magyaren gewonnen, viel weniger bei den Rumänen und Slowaken und am wenigsten bei den Szeklern und Deutschen. Vor zwei Jahren schrieb darüber der „Budapester Hirlap," ein sonst waschechtes liberales Blatt: „Was ist aus dem gottgesegneten Südungarn, einst die Kornkammer und der Garten unsrer Vorfahren, jetzt geworden? In dieser fruchtbarsten Gegend unsers Vaterlandes haben sich der Hunger und das Elend eingenistet. Noch vor wenig Jahren wohnten hier reiche, stolze und sogar etwas unbotmäßige Bauern. Sie sind seither zum Teil mit dem Bettelsack auf dem Rücken nach Amerika, Rumänien, Serbien und Bulgarien ausgewandert, zum Teil sind sie armselige Sklaven geworden. Im letzten Jahre haben in einem einzigen Verwaltungsbezirke Südungarns 500 Bauernfamilien mit 1500 Köpfen die Heimatscholle für immer verlassen, und während der nächsten Wochen werden abermals 500 bis 600 Bauerngüter unter den Hammer kommen. Den Hammer halten die großen Kornhändler in den Händen, die Straßer und König, Sigmund Weiß, Karl Levy u. a. Ihre Agenten sind eines Tags in diese Gegend gekommen und haben den Verkauf der Frucht auf dem Halme eingeführt, diese allerärgste Gattung des betrügerischen Wuchers, dessen schreckliche Folgen jetzt das Land entvölkern."

Man darf demnach nicht behaupten, daß der Öffentlichkeit, den leitenden Kreisen und der herrschenden Partei die Lage unbekannt sei. Es ist aber gerade so und in gewisser Beziehung noch schlimmer als in Galizien, denn die herrschende Partei wird längst von gewissen Kreisen beherrscht. Die haben aber ein lebhaftes Interesse daran, die Aufmerksamkeit von den wirtschaftlichen Schäden im Lande abzulenken und dafür den leicht erregbaren Nationaldünkel der Magyaren anzufachen. Kenner des Landes sind gar nicht im Zweifel darüber, daß die „nationalen" Bewegungen mit den darauf folgenden Theaterspektakelstücken im Reichstage meist von langer Hand geschickt vorbereitet worden sind, damit die Öffentlichkeit immer genügende politische Beschäftigung und kein Mensch Zeit hat, ernsthaft an wirtschaftliche und soziale Angelegenheiten zu denken. Ob dabei die Krone verletzt und die andern im Lande lebenden Nationalitäten erbittert werden, ist den Veranstaltern der großmagyarischen Agitationen recht gleichgiltig, wenn ihnen nur die Gelegenheit günstig bleibt, unter patriotischer Maske ihr Schäfchen zu scheren. Zu Selbsthilfe ist der

Digitized by Google

ungarische Landwirt noch viel weniger angelegt als sein Kollege in Deutschland. Der ungarische Bauer vermag die Vorteile des Genossenschaftswesens nur langsam einzusehen, um so mehr da viele Leute allen Grund haben, sie ihm als „Beschränkung seiner persönlichen Freiheit“ auszureden. Es sind wohl hie und da wirtschaftliche Berufsgenossenschaften entstanden, sie sind aber meist wegen Unfähigkeit der zur Leitung berufnen kaufmännischen Angestellten bald wieder eingegangen oder fristen nur ein kümmerliches Dasein. Nur den Kreditgenossenschaften geht es besser, namentlich seitdem sie sich auf Betreiben des Grafen Alexander Karolyi zu einem Zentralverband zusammengeschlossen haben, dem auch der Staat einen bedeutenden Zuschuß gewährt. Auf dem sechsten internationalen Genossenschaftskongreß, der in der ersten Septemberwoche in Budapest abgehalten wurde, betonte auch Graf Karolyi mehrfach, daß das Genossenschaftswesen vor allem dazu bestimmt sei, gegen den in so vielen Formen auftretenden verheerenden Wucher Front zu machen und das Volk gegen die Übergriffe des finanziell Stärkern zu schützen.

Die Folgen dieses unerträglichen Zustandes der landwirtschaftlichen Verhältnisse sind in Ungarn eine ungeheuer hohe Auswanderungszahl wie in Italien und Galizien und außerdem das Überhandnehmen der Sozialdemokratie in der verarmten landwirtschaftlichen Bevölkerung. Es ist keineswegs Übermut, sondern die bittere Not, was die ungarischen Bauern treibt, die heimische Scholle, an der sie sonst mit aller Liebe und Treue hängen, zu verlassen und in der Fremde Arbeit zu suchen. Übervölkerung hat das Land nicht, denn auf den Quadratkilometer kommen nur 58 Bewohner, dabei leidet die Landwirtschaft unter empfindlichem Arbeitermangel, und auch der Industrie fehlt es an Arbeitskräften. Trotzdem sind allein aus Ungarn im Jahre 1903 nach den Vereinigten Staaten über 100000 Personen ausgewandert. Die Nachteile davon zeigen sich schon bei der Rekrutierung. Im letzten Jahre hatten sich im Zipser Komitat 5287 Stellungspflichtige zu melden, es kamen aber nur 2042 Mann; die meisten Ausgebliebnen hatten das Land verlassen, und von den Anwesenden wurden nur 451 tauglich befunden. Zu den Ursachen der Auswanderung kommt allerdings noch hinzu die Behandlung, die den nichtmagyarischen Nationalitäten zuteil wird. Alle Aufwendungen aus Staatsmitteln kommen nur den Magyaren zugute, alle andern haben nichts zu erwarten als mehr oder minder gehässige Magyarisierungsmaßregeln. Aus begreiflichen Gründen wandten sich die ungarischen Auswandrer bisher über die deutschen Häfen. Um dem zu begegnen, hat die ungarische Regierung eine ganz den dortigen Anschauungen entsprechende Maßregel ergriffen und zwingt die Auswandrer, über den Hafen Fiume zu gehn. Zu dem Zweck hat sie mit der englischen Cunardlinie einen Vertrag abgeschlossen, worin sie dieser mindestens 30000 Auswandrer im Jahre zu liefern verspricht, warum sie einfach angeordnet hat, daß alle Auswandrer über Fiume zu gehn haben. Daß dadurch für diese Leute eine Verlängerung der Reise um mindestens zwölf Tage entsteht, fällt bei dem „nationalen“ Standpunkt der Regierung ebensowenig ins Gewicht, wie die Tatsache, daß sie der Cunardlinie 180 Kronen

Digitized by Google

Überfahrtsgebühr zugestanden hatte, während die Gesellschaft in Triest Auswandrern die Überfahrt nach Newyork für 70 Kronen anbot. Ein Auswandrer hätte also nur die geringe Eisenbahnfahrt von Fiume nach Triest zurückzulegen brauchen, um über 100 Kronen zu ersparen, wenn — er einen Poß erhalten könnte, aber die werden von der ungarischen Regierung nur über Fiume ausgestellt. Schließlich hat sich die Cunardlinie einverstanden erklärt, die Überfahrt vom September ab für 120 Kronen zu leisten. Wer über deutsche oder niederländische Häfen auswandern will, wird von den ungarischen Behörden in jeder Weise gemaßregelt, von Verwandten in Amerika schon bezahlte Billetts werden den Auswandrern einfach weggenommen. Die Cunardlinie ist bisher trotzdem noch nicht auf ihre Kosten gekommen, Geschäfte haben bloß das Budapester Fahrkartenbureau und die ungarische Dampfschiffahrtgesellschaft „Adria“ gemacht, die für jeden der Cunardlinie zugewiesenen Passagier von dieser eine Kommissionsgebühr von 40 Kronen beziehen. An der Spitze dieser beiden Gesellschaften stehn freilich die einflußreichsten ungarischen Persönlichkeiten, und Fiume ist nun einmal der nationale Hafen, dem um jeden Preis Verkehr verschafft werden soll. Das hat auch Tisza im Abgeordnetenhaus unter allgemeiner Zustimmung ausdrücklich erklärt. Man ersieht aus diesem lehrreichen Beispiel, wie im „freiheitlichen“ Ungarn Recht, wirtschaftliche und soziale Fragen aufgefaßt werden. Selbstverständlich ist dieser gewaltsame Ausschluß der deutschen Dampferlinien in Deutschland übel vermerkt worden, und die unfreundliche Haltung Ungarns wird sicher bei den Handelsvertragsverhandlungen nicht ohne Nachwirkung bleiben. Wie aber die Sachen liegen, wird jedenfalls Österreich noch einmal in irgend einer Form die Zeche dafür bezahlen müssen, denn die Magyaren werden ihre politische Überlegenheit sicher wieder so auszunützen wissen, daß ihnen nichts geschieht.

Im Gegensatz zu andern Ländern hat die moderne sozialistische Bewegung in Ungarn vor allem auf dem Lande Fuß gefaßt. Natürlich sind auch da die Führer nicht Arbeiter oder Kleinbesitzer, die ihre Landsleute an Wissen oder geistiger Überlegenheit überragen, sondern ausschließlich Agitatoren, die mit der sozialistischen Propaganda ein ihren Mann nährendes Geschäft betreiben. Der Agrarsozialismus ist übrigens seit langer Zeit eine in Ungarn verbreitete äußerst bedenkliche Erscheinung, und zwar war sie ursprünglich nur in der ungarischen Landbevölkerung zuhause. Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre tobte in Ungarn ein förmlicher Bauernkrieg, der nicht ohne Anstrengung mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde. Ein halbes Jahrhundert später wiederholten sich im Alföld die Aufruhrszenen derselben Art und desselben Ursprungs, die abermals durch das Militär unterdrückt werden mußten, wobei reichlich Blut floß, aber eine Veränderung ihres Loses haben sich die ländlichen Arbeiter damit nicht erkämpft. Ihr kommunistisches Verlangen lautet einfach: Jedem seine Hütte, jedem seinen Acker. Willig findet in diesen Kreisen und noch mehr unter den armen slowakischen und rumänischen Feldarbeitern die so verlockend erscheinende Lehre vom riesigen Verdienst im Zukunftsstaat, von der Aufteilung des herrschaftlichen Grund und Bodens usw. Gehör, und es bedarf oft nur eines geringen Anlasses,

Digitized by Google

meist einer neuen Auswucherung, einen lokalen Aufstand zu entfachen. Ein solcher ist erst wieder im April in Elezd ausgebrochen, wobei wieder die moderne Bewaffnung der Gendarmen und des Militärs ihre blutige Wirkung tat. Der kommende Notstand erweckt die Befürchtung, daß sich abermals Aufruhr- und Blutszenen ereignen werden, über deren mögliche Ausdehnung höchstens Vermutungen ausgesprochen werden könnten.

Ein Gebiet, wo Ungarn Österreich tatsächlich weit überholt hat, ist die Eisenbahnpolitik. Schon Tisza hatte die einleitenden politischen Schritte getan, die Herrschaft der Staatsgewalt über die Bahngesellschaften herzustellen; darauf schritt man nach dem Beispiel Preußens zu einer umfangreichen Verstaatlichung, sodaß schon 1894 mehr als drei Viertel des ungarischen Eisenbahnnetzes in den Händen des Staats waren. Seit jener Zeit hat sich wenig geändert, aber Ungarn ist vollständig Herr seiner Tarifpolitik. In Österreich ist dagegen noch nicht einmal die Hälfte der Bahnen verstaatlicht, und man hat dabei meist wenig einträgliche, ja fast notleidende Strecken gewählt, die große Neuanschaffungen brauchten und noch heute nur mäßigen Ertrag abwerfen. Nicht einmal die strategischen Rücksichten wurden dabei gewahrt, und noch heute sind die beiden wichtigsten Eisenbahnlinien, die Südbahn und die ungemein einträgliche Nordbahn, in Privathänden, oder eigentlich in den Händen Rothschilds und seiner Getreuen, die keine Verstaatlichung wollen. So bleiben Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie gerade auf den bedeutendsten Schienenwegen der Ausbeutung durch private Gesellschaften ausgesetzt, während Ungarn in der Lage ist, eine seinen wirtschaftlichen Interessen dienende Tarifpolitik durchzuführen. Das hat man in Österreich besonders seit dem Walten des „eisernen" ungarischen Handelsministers Baros verspürt, der unbekümmert um die Verträge die ungarischen Eisenbahntarife zu wahren Kampftarifen gegen Österreich gestaltete. Hätte die österreichische Regierung die beiden genannten Bahnen in den Händen, so könnte sie den Ungarn kräftig entgegenwirken. Mit der Verstaatlichung der Südbahn wäre zwar kein glänzendes Geschäft zu machen, trotzdem hätte sie schon längst durchgeführt werden müssen, da die Bahn die einzige Verbindung zwischen Wien und Triest ist, und ihre Tarifpolitik die Hauptursache davon ist, daß der Handel Österreichs nach der Levante und dem weitern Osten stetig im Rückgange begriffen ist, daß Triest und der „Österreichische Lloyd" nicht aufkommen kann. Man verfrachtet in den meisten Fällen von Wien nach dem Orient über Hamburg billiger als über Triest, die Industrie in Böhmen, Mähren und Schlesien zieht schon längst den Weg über Hamburg vor. Da hätte längst die Regierung Abhilfe schaffen müssen. Körber tut es neuerdings, indem er auf Staatskosten eine zweite Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Triest bauen läßt, also wieder eine teure Gebirgsbahn. Aber in Österreich sind die Alpen leichter zu überwinden als der Widerstand der Rothschilds. Die Ursache liegt aber auch hier wieder in Ungarn. Nach seiner natürlichen Anlage kann Fiume auch nicht im entferntesten den Vergleich mit Triest aushalten; wenn es trotzdem nicht ohne Erfolg mit ihm konkurriert, so liegt das an der ungarischen Verkehrspolitik. Zunächst widersetzt es sich jeder Verstaatlichung der Südbahn, die

Digitized by Google

mit einem Drittel ihrer Linien auf ungarischem Gebiet liegt, und außerdem begünstigt es seinen „nationalen" Hafen in der auffälligsten Weise durch den Tarif, sodaß man von Wien über Budapest nach Fiume (857 Kilometer) billiger fährt als auf der nur 589 Kilometer langen Strecke Wien-Triest.

Das sind ganz unerträgliche Verhältnisse, die Gewerbe und Industrie in Österreich stark belasten. Seit einigen Jahren nimmt man an den maßgebenden Stellen in Wien Anläufe, den österreichischen Handel wieder zu heben. Das Handelsministerium hat sich um die Gründung von Exportsyndikaten bemüht, der Minister des Äußern, Graf Goluchowski, hat wiederholt Anregungen zur Beteiligung am Welthandel gegeben und betreibt die Verstärkung der österreichisch-ungarischen Kriegsflotte zum Schutze des überseeischen Handels der Monarchie. Aber das stößt alles auf den Widerstand der Ungarn, die bloß ihre Kirchturminteressen verfolgen, die freilich von der Erweiterung des Welthandels zunächst nichts zu erwarten haben. Graf Apponyi brachte in den Delegationen von 1898 die Flottenpläne durch die Erklärung zum Fall, er sei nicht geneigt, „überseeischen Expansionsideen, die der Minister des Äußern vermuten ließ, zu Lasten der ungarischen Steuerträger Opfer zu bringen." Ungarn zeigt nur das Bestreben, bei jedem Ausgleich und bei jeder Tarifmaßregel möglichst große Vorteile für sich auf Kosten Österreichs herauszuschlagen, und vergißt dabei vollkommen, daß es viel höhere und wichtigere Interessen der Gesamtmonarchie gibt, die bei der bisherigen Behandlung der wirtschaftlichen Angelegenheiten zurückbleiben und verarmen muß, wovon die Rückwirkungen doch auch auf Ungarn nicht ausbleiben werden, das ja nur aus der Übervorteilung Österreichs und keineswegs aus eigner Kraft stärker geworden ist. Die wirtschaftlichen Beziehungen der habsburgischen Monarchie zu den Balkanländern sind heute noch mehr als früher zu einer Lebensfrage geworden, und noch gegenwärtig übertrifft ihre Ausfuhr nach der Türkei die des rührigen Deutschen Reichs beinahe um das Doppelte, und in den übrigen Balkanländern stellt sich das Verhältnis noch günstiger, aber bisher ist immer die ungarische Kampfpolitik gegen diese Länder bei den Handelsverträgen maßgebend gewesen. Mußte doch bei der Erweiterung des bosnischen Bahnnetzes vor wenig Jahren Österreich die kleine schmalspurige Bahn von Bugojno nach Arzano, die für die österreichischen Bahnen einen bequemen Anschluß nach Spalato brachte, förmlich erbetteln, während eine neue direkte Verbindung von Budapest nach Serajewo schon gesichert war. Ebenso einseitig werden auch die Verhandlungen über den gemeinsamen Zolltarif und die Handelsvertragsverhandlungen auf ungarischer Seite betrieben, obgleich die Zwischenverkehrsstatistik den unwiderleglichen Beweis dafür geliefert hat, daß Ungarn im Wechselverkehr mit Österreich den größern Vorteil hat, während die Magyaren früher das Gegenteil behaupteten.

Überschaut man nochmals die Gesamtlage der Monarchie, so läßt sich nicht bestreiten, daß Ungarn auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete das möglichste zu seinen Gunsten herausgedrückt hat, so viel sich nur unter geschickter Ausnutzung der gegebnen politischen Formen erreichen ließ. Aber die Staaten und Völker leben nicht von politischen Formen allein, vielmehr

Digitized by Google

bilden sich diese nach den ausschlaggebenden Lebensfragen im Laufe der Zeiten um. Einige dem anscheinend widerstreitende Jahrzehnte ändern an dieser politischen Wahrheit nichts, wenn sie auch einen Staat vielleicht dauernd zurückzubringen vermögen. Weder der große politische Fehler von 1867, noch die parlamentarische Zerfahrenheit in Österreich, auch schließlich nicht die unendliche Nachgiebigkeit eines Monarchen, bei dem noch Jugendeindrücke aus den Jahren 1848/49 lebendig sind, können auf die Dauer verhindern, daß unmögliche Zustände einer vernünftigern Ordnung Platz machen. An die Selbständigkeit Ungarns ist in keinem Falle zu denken, da die Aufrollung dieser Frage nicht nur auf den Widerstand der Dynastie, sondern auch auf den Rußlands und Deutschlands stoßen würde, ebensowenig an die Umwandlung des Dualismus in die reine Personalunion. Der „König von Ungarn" hat endlich genug gegeben und so wenig Dank dafür gehabt, als daß sich nicht auch einmal der „Kaiser von Österreich" in ihm regen sollte. Bei der Heeresfrage hat sich das schon gezeigt, und die staatsmännisch angelegten oder erfahrnen Männer in Ungarn wissen ganz genau, daß in diesen Richtungen weder bei Kaiser Franz Joseph noch bei seinem Nachfolger etwas zu erreichen ist. Daran wird weder der von der neuen Banffypartei und von dem neuerstandnen „ungarischen kaufmännischen Landesverband" adoptierte Ruf „Los von Österreich," noch die aus Kreisen der Unabhängigkeitspartei an den Thronfolger gebrachte Insinuation, man werde seinen in morganatischer Ehe gebornen Sohn in Ungarn als König anerkennen, etwas ändern. Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs; im Zeitalter der Großstaatswirtschaft und Weltpolitik wirken solche kleinpolitische Ideen einfach abgeschmackt.

Bei aller Anerkennung der formellen politischen Tüchtigkeit der Magyaren kann nicht übersehen werden, daß sie ihren Höhepunkt, den sie auch nur infolge der gewollten Revanchepolitik für Königgrätz und der damit zusammenhängenden Folgen in und für Österreich erreichen konnten, überschritten haben. Sie entbehren der wirtschaftlichen Eigenschaften, die allein einer politischen Staatenbildung den festen Rückhalt gewähren können. Ihre Industrie ist krank und schwach, ihr Ackerbau geht rascher zurück als in andern Ländern, die heute durch Begünstigung oder eigne geschäftliche Fähigkeit zu etwas gekommen sind, gehören nicht zum Stamme der Magyaren, wenn sie sich auch geschwind für fünfzig Kreuzer einen ungarischen Namen kaufen. Die Magyarisierung hat trotz allem Regierungsdruck keineswegs die erwarteten und die Zukunft sichernden Fortschritte gemacht, die härtern Maßregeln der letzten Jahre und namentlich das Verlangen nach einer magyarischen Armee haben den Widerstand noch verschärft, und man kann doch nicht alle der Cunardlinie überliefern, die durchaus keine Magyaren werden wollen. Schwere Fehler der liberalen Partei, namentlich der von Wekerle ganz unnötig geführte Kulturkampf und die mehr oder weniger offen betriebne Korruption haben eine Parteizersetzung eingeleitet, die noch in den Anfängen steckt, aber durch den immer schärfer hervortretenden Gegensatz der agrarischen und der kapitalistischen Interessen die liberale Partei sprengen oder zersetzen wird. Das wird nicht

Digitized by Google

auf einmal geschehen, aber das Treiben der Talmimagyaren wird schließlich den Adel und verwandte Kreise nötigen, sich der Krone zu nähern und eine Art von konservativer Partei zu bilden, die auch unter der nichtmagyarischen Bevölkerung eine Stütze finden wird. Die Anfänge dafür haben sich schon seit Wekerles Zeiten, namentlich aber bei den beiden letzten Wahlen gezeigt. Die liberale Partei wird gut tun, in der nächsten Zeit mit der in Ungarn immer üblichen Rücksichtslosigkeit Zolltarif, Handelsverträge und Ausgleich durchzusetzen, sonst dürfte sie bald einem politischen Chaos Platz machen.

Die Ausbildung der Verwaltungsbeamten in Preußen

Von Carl Regenborn

(Schluß)

Dieser Auffassung gab auch der preußische Finanzminister im Herrenhause Ausdruck, und auch Professor Löning meinte im Gegensatze zu Professor Dernburg, daß sechs Semester vollständig genügten, wenn sie ordentlich ausgenützt würden.

Die Grundbegriffe der Staatswissenschaften könnten also bei zweckmäßiger Anordnung wohl auf der Universität erworben werden, aber man darf sich doch wohl keiner Täuschung darüber hingeben, daß für ein erfolgreiches Studium dieser Wissensgebiete die meisten Studenten noch nicht reif sind. Staatsrecht wird auch wohl schon auf der Universität gründlich getrieben werden können, bei dem Verwaltungsrecht aber und bei dem Studium der Nationalökonomie wird fast in allen Fällen die genügende Kenntnis der Verhältnisse fehlen, auf die sich diese Wissenschaften beziehen. Minister Bosse hat in seinen in der Kreuzzeitung veröffentlichen Aufsätzen*) eine Äußerung des frühern hannoverschen Ministers Bacmeister angeführt, die hier wiedergegeben zu werden verdient. Es sei dabei bemerkt, daß Bacmeister einmal von Bennigsen einer der seit Menschengedenken befähigtsten Beamten genannt worden ist, und Bosse fügt hinzu, daß er einer der vorzüglichsten Beamtenerzieher gewesen sei, die das vorige Jahrhundert hervorgebracht habe. Bacmeister also schreibt: „Wie soll die Jugend von Bodenrente, Arbeitslohn, Wert und Preis, Wechselkurs usw. etwas verstehn? Von gerechter Veranlagung der Steuern, ausgiebiger Nutzung der Domänen und Regalien? Alles dieses kommt erst zu deutlicher Anschauung und zum Verständnis, wenn man eine Zeit lang im Leben gestanden, gewirkt und vielleicht vielfach geirrt hat. Da nicht, wie im Rechte, die Begriffe gesetzlich fixiert sind, so entsteht eine Ungewißheit und ein Schwanken, sodaß der Zuhörer schließlich selbst verwirrt wird."

Bosse kann dem nicht ganz beipflichten, er meint, es komme wesentlich auf den Lehrer an, aber nicht jeder findet eben einen Lehrer, wie er ihn in

*) Nr. 211, 213, 215, 217 der Kreuzzeitung von 1901.

Digitized by Google

Heidelberg in Robert von Mohl gefunden hat. Aber auch er gibt dann doch zu, daß es bei der außerordentlichen Entwicklung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse ein Ding der Unmöglichkeit sei, die dem künftigen Verwaltungsbeamten notwendigen Kenntnisse schon dem Studenten auf der Universität beizubringen.

Wie dem auch sei, wenn man für die staatswissenschaftliche Ausbildung der Verwaltungsbeamten wirklich sorgen will, so wird man ihnen auch Gelegenheit geben müssen, die auf der Universität erworbne theoretische Bildung später zu ergänzen und zu vertiefen, und es kann sich nur fragen, ob diese Ausbildung während des Vorbereitungsdienstes oder nach dem Staatsexamen erfolgen soll.

Wer der Ansicht ist, daß die staatswissenschaftlichen Kenntnisse vor dem großen Staatsexamen erworben werden müßten und erworben werden könnten, der wird folgerichtig auch für eine besondre Vorbildung der Verwaltungsbeamten eintreten müssen. Das Ideal der Vorbildung würde ja wohl sein, daß alle Beamten, Juristen wie Verwaltungsbeamte, bis zum zweiten Examen denselben Bildungsgang durchmachten, sodaß auch die Juristen einige Zeit im Verwaltungsdienste zu arbeiten genötigt wären. Das wollte die Staatsregierung auch durchsetzen, als sie im Jahre 1869 in den Gesetzentwurf über die Vorbildung zum höhern Justizdienste die Bestimmung aufnahm, daß alle Juristen ein Jahr ihrer Vorbereitungszeit bei der Verwaltung beschäftigt sein sollten. Nachdem aber damals das Abgeordnetenhaus diese Bestimmung beseitigt hat, ist jetzt wohl keine Aussicht mehr vorhanden, die Ausbildung aller Beamten auf dieser Grundlage einheitlich zu regeln. Es wird also eine besondre administrative Vorbereitung der Verwaltungsbeamten fordern müssen, wer da glaubt, daß schon vor dem zweiten Examen gründliche volkswirtschaftliche Studien gemacht werden müßten. Gegen eine solche Auffassung kann man aber doch, wie ich glaube, manches einwenden. Wenn es richtig ist, daß Erfahrung im praktischen Verwaltungsdienste, Kenntnis des Lebens und der wirtschaftlichen Bedürfnisse nötig sind, um volkswirtschaftliche Studien mit Erfolg treiben zu können, so wird man auch von der Ausbildung auf diesem Gebiete in der Vorbereitungszeit nicht zu viel erwarten dürfen. Der Referendar ist in dieser Zeit so in Anspruch genommen, hat so viel zu bewältigen, daß er gründliche Studien kaum machen kann, und in jedem Falle fehlt ihm noch die Kenntnis des Verwaltungsdienstes und des praktischen Lebens. Erst nachdem der Geist des jungen Verwaltungsbeamten durch die Jahre gereift ist, sagt Professor Cohn, und durch die praktische Anschauung des Rechts- und Staatslebens in den Stoff dieser Wissenschaften eingewöhnt ist, erst dann ist der Acker angemessen zubereitet, daß man ihn mit Ernst und Erfolg diesen Studien widmen kann. Cohn ist dann allerdings der Ansicht, daß die staatswissenschaftliche Ausbildung am Schlusse des Vorbereitungsdienstes erfolgen könne. Bosse aber zieht in seinem Aufsatz in der Kreuzzeitung aus diesen Vordersätzen Cohns einen andern Schluß. Er warnt dringend davor, die notwendige Ergänzung der praktischen wie der theoretischen Vorbildung der Verwaltungsbeamten in die Zeit vor der Ablegung der großen Prüfung zu legen. „Diese

Digitized by Google

Zeit ist schon jetzt genügend bepackt, ja so in Anspruch genommen, daß noch weitergehende Anforderungen unerfüllbar erscheinen. Wir würden damit, wie ich fürchte, wieder in ein neues Scheinwesen kommen. Von bloßem Scheinwesen, das auf dem Papier sich gut ausnimmt, an den Schranken der Wirklichkeit aber scheitert, haben wir gerade genug, und Gott bewahre uns vor neuen unpraktischen Experimenten solcher Art. Meines Erachtens kann es kaum zweifelhaft sein, daß die Ergänzungsausbildung in die Zeit nach dem Bestehn der großen Staatsprüfung zu legen ist. Erst nach dem Bestehn der großen Prüfung hat der junge Assessor die volle geistige Freiheit, die das wissenschaftliche Studium der ihm noch fehlenden Spezialfächer recht fruchtbar macht."

In demselben Sinne sprach sich bei den Verhandlungen im Parlament eine Reihe von Abgeordneten aller Parteien aus, besonders die Herren Winkler, von Bockelberg, Iderhoff, Freiherr von Richthofen, Peltasohn, von Savigny und Freiherr von Zedlitz. Sie alle waren der Ansicht, daß die Spezialisierung der Ausbildung am besten nach dem Staatsexamen geschehe, daß die Vertiefung der staatswissenschaftlichen Ausbildung erst in dieser Zeit erfolgen könne. Herr von Zedlitz fügte hinzu: „So hoch ich die Wissenschaft schätze, so ist doch alle Theorie der Natur der Sache nach grau und bedarf, wenn sie zu richtigen Schlüssen führen soll, der Nachprüfung durch die Wirklichkeit, der Nachprüfung durch das praktische Leben."

Wenn diese Ansicht richtig sein sollte, so würde es sich nur noch fragen können, ob die formelle Übung in der Erledigung von Verwaltungsgeschäften, die sich die Regierungsreferendare jetzt im Vorbereitungsdienst aneignen, und die Übersicht über die Verwaltungsgesetzgebung, die sie in dieser Zeit und bei der Vorbereitung zum zweiten Examen erlangen, auch später noch erworben werden können. Es kann das aber wohl unbedenklich angenommen werden, da man immer wieder beobachten kann, wie leicht sich die als Justitiare übernommnen Juristen in der Verwaltung einarbeiten, und es würde deshalb, wie mir scheint, kein ernstliches Hindernis bestehn, die Verwaltung grundsätzlich durch Übernahme von Gerichtsassessoren zu ergänzen. Die juristische Ausbildung und die besondre administrative Ausbildung sind zwei Methoden, deren jede Vorteile und Nachteile bietet, die gegeneinander abgewogen werden müssen. Es handelt sich, wie Freiherr von Lemayer in dem erwähnten Referate sagt, darum, ob man die formelle Schulung des Geistes, die durch das juristische Studium besser als durch ein andres vermittelt wird, höher schätzen muß als den dabei veranlaßten Ausfall an in der Praxis unmittelbar verwertbaren Kenntnissen; ob, wie er weiter sagt, der menschliche Geist mehr in die Tiefe oder in die Breite ausgebildet werden soll, ob die Erziehung vorwiegend den Zweck hat, den Geist zu schärfen zu eigner Arbeit, oder den, ihn auf dem Wege der Erfahrung zu bereichern. Es scheint mir, daß das erste richtig ist, weil der auf einem Gebiete gründlich Ausgebildete sich auch auf andern Gebieten leicht zurechtfindet, während die oberflächliche Kenntnis vieler Dinge leicht zum Dilettantismus führt.

Erwägungen dieser Art sind es wohl auch gewesen, die am 24. Mai 1876 den damaligen Minister des Innern, Grafen zu Eulenburg, veranlaßten, zu er-

Digitized by Google

klären, er habe immer den stillen Wunsch gehabt, man möge der Verwaltung ganz freie Wahl lassen unter den Juristen. Er würde, wenn es nach seinen Wünschen ginge, jeden Verwaltungsbeamten die große juristische Prüfung machen lassen und ihm dann freistellen, bei der Verwaltung einzutreten, aber er würde erst probieren, ob sich der Beamte für die Verwaltung eigne. Die Ausführung dieser Idee sei an dem Justizminister gescheitert.

Und der preußische Finanzminister, Freiherr von Rheinbaben, sagte am 30. April 1903 im Herrenhause: „Man kann meines Erachtens darüber, ob es zweckmäßiger ist, das Schwergewicht auf die eine oder die andre Seite zu legen, auf die juristische oder die administrative, durchaus zweifelhafter Ansicht sein; ich habe selber dem Gedanken nachgehangen, die Verwaltungsbeamten alle aus der Justiz hervorgehn zu lassen, sie bei der Verwaltung noch zwei Jahre auf dem Gebiete der Staatswissenschaften ausbilden und ihre Kenntnisse dann durch ein Kolloquium, oder wie man es nennen will, dokumentieren zu lassen. Das wäre vielleicht das beste gewesen; dann hätte man eine geschlossene Ausbildung bei der Justiz und auch eine wissenschaftliche Ausbildung auf staatswissenschaftlichem Gebiete. Ich habe diesen Gedanken fallen lassen, weil diese Regelung die ganze Ausbildungszeit verlängern und die Kosten für die Eltern erhöhen würde, und weil sich große Schwierigkeiten ergeben würden, diejenigen Assessoren, die aus der Justiz zunächst probeweise zur Verwaltung übernommen worden sind, sich nicht gut einbürgern und die nötigen Kenntnisse auf dem Gebiete der Staatswissenschaften sich nicht aneignen, mit einer levis nota zur Justiz zurückgehn zu lassen."

Damals wie jetzt ist also eine solche Regelung wesentlich an dem Widerstande der Justizverwaltung gescheitert, denn die Verlängerung der Ausbildungszeit und die Erhöhung der Kosten würden doch nicht so bedeutend sein, daß ihretwegen die Reform, wenn sie sonst als nützlich anerkannt wird, unterbleiben müßte. Die Regierungsassessoren arbeiten jetzt zwei Jahre nach dem Examen ohne Entschädigung, und zwar in der Regel bei einem Landratsamte. Wenn die von der Justizverwaltung übernommnen Gerichtsassessoren gleich nach dem Examen für ein oder anderthalb Jahre einem Landrat überwiesen werden würden, so würden sie in dieser wichtigsten Instanz der preußischen Verwaltungsorganisation im unmittelbaren Verkehr mit der Bevölkerung Gelegenheit haben, praktische Erfahrung zu sammeln und zugleich theoretische Studien zu machen. Auf der Grundlage einer abgeschlossenen Bildung und in dem Bewußtsein, daß von der Bewährung in dieser Zeit die Übernahme in den Verwaltungsdienst abhängt, würden sie von dieser Beschäftigung reichen Nutzen haben, und die, die überhaupt Anlage für den Dienst der Verwaltung mitbringen, würden voraussichtlich auch die Mängel überwinden, die ihnen etwa von der formal-juristischen Ausbildung anhaften. Die Verwaltung aber würde nicht nur den Vorteil haben, daß sie sich die für ihre Zwecke geeigneten Beamten auswählen kann, sondern auch den, daß in ihr nur noch Beamte tätig sind, die in der Lokalinstanz gearbeitet haben, während die Juristen in der Verwaltung jetzt nur den mehr bureaukratischen Dienst bei den Regierungen kennen lernen.

Digitized by Google

Will man darüber hinaus für die gründliche staatswissenschaftliche Ausbildung der Verwaltungsbeamten Sorge tragen, wie man das ja nach den Erklärungen nicht nur der Herren Minister, sondern auch nach denen der Abgeordneten aller Parteien annehmen muß, so wird man allerdings nicht umhin können, eine Einrichtung zu schaffen, die eine solche Ausbildung auch wirklich möglich macht, also eine Verwaltungsakademie nach dem Vorbilde der Kriegsakademie. Die Gründung einer solchen Akademie wurde bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses besonders von dem Abgeordneten von Savigny befürwortet, und warm für sie eingetreten sind außerdem Bacmeister und der verstorbne Minister Bosse. Der erste wollte nur eine Auswahl von Assessoren zum Besuche der Vorlesungen an der Akademie zugelassen wissen, Bosse aber hat vorgeschlagen, alle Assessoren zuzulassen, die zum Besuche der Akademie bereit seien, damit nicht Beamte erster und zweiter Klasse geschaffen würden. Nun würde die Akademie aber einen großen Umfang haben müssen, wenn alle Assessoren sie besuchen sollten, und wenn man sich überhaupt entschlösse den Gedanken zu verwirklichen, so ist es doch recht unwahrscheinlich, daß dann die Akademie sofort so groß eingerichtet wird, wie das nötig wäre, wenn man allen Assessoren den Besuch der Vorlesungen während eines Jahres ermöglichen wollte. Es wäre vielleicht auch nicht zweckmäßig, da sich eine solche neue Einrichtung doch zunächst einleben und bewähren muß. Übrigens ist es auch sehr gut denkbar, daß für manche Beamte eine andre Art der Ausbildung geeigneter ist als auf der Akademie, etwa durch Reisen ins Ausland, durch Beschäftigung in einer großen Bank oder in einem überseeischen Kaufhause. Ob man die Zulassung zur Akademie von dem Ausfall einer schriftlichen Arbeit abhängig machen oder die Auswahl in andrer Weise treffen will, ist minder wichtig; in jedem Falle würden der Besuch der Vorlesungen und die Arbeiten, die während des einjährigen Aufenthalts an der Akademie angefertigt werden, die Gewähr dafür bieten, daß das erreicht wird, was man bisher vergeblich angestrebt hat, die gründliche Beschäftigung mit Staats- und mit Verwaltungsrecht, mit Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. Auch technische Kurse könnten leicht angegliedert werden.

Wenn man also die Beschäftigung bei einem Landrat auf anderthalb Jahre festsetzte und den Besuch der Akademie oder die Ausbildung auf andre geeignete Weise auf ein Jahr, so könnte doch nur in Frage kommen, ob den Assessoren, um die Kosten der Ausbildung nicht zu verteuern, nicht schon während dieses letzten Jahres mäßige Diäten zu gewähren wären. Als ernstliches Hindernis bliebe also nur der Widerstand der Justizverwaltung übrig. Nun werden aber jetzt schon nicht nur die Justitiare der Verwaltung probeweise von der Justiz übernommen, sondern ebenso die sämtlichen juristisch gebildeten Beamten der landwirtschaftlichen Verwaltung; in Baden besteht diese Einrichtung, ebenso in den Reichslanden, und besonders bemerkenswert ist es, daß in Sachsen sogar die Referendare zunächst nur zu einer Probedienstleistung übernommen werden. So sollte man eigentlich glauben, daß es auch in Preußen möglich sein müßte, zu einem Einvernehmen mit der Justizverwaltung zu kommen. Die Zahl der zurückgewiesnen Assessoren würde wahrscheinlich sehr gering sein, wenn bei der

Digitized by Google

Übernahme eine sorgfältige Auswahl erfolgt, so wie es jetzt selten vorkommt, daß die als Justitiare angenommnen Gerichtsbeamten zur Justiz zurückkehren müssen, weil sie sich in der Verwaltung nicht bewähren. Tatsächlich hat sich die preußische Verwaltung ja auch von 1868 bis 1879 ausschließlich durch die Übernahme von Justizbeamten ergänzt.

Sollte nun jemand fragen, wie gerade ein Verwaltungsbeamter dazu kommt, die juristische Ausbildung der Verwaltungsbeamten zu befürworten, so kann ich darauf nur antworten, daß es geschieht, weil ich die Mängel der administrativen Ausbildung selbst empfunden habe, weil ich gesehen habe, wie leicht sich die Juristen auf der Grundlage ihrer abgeschlossenen Bildung in den Verwaltungsdienst einleben, und weil es mir scheint, daß gerade deshalb die Neigung besteht, die Juristen zu bevorzugen. Dann aber möchte ich überhaupt annehmen, daß es richtiger und besser ist, die Juristen und die Verwaltungsbeamten möglichst lange auf derselben Grundlage auszubilden und arbeiten zu lassen.

Es ist für die Beamten selbst besser, weil sie dann vor die Wahl des Berufs erst gestellt werden, wenn sie sich selbst und ihre Fähigkeiten beurteilen können; und es ist für die beteiligten Verwaltungen besser, die dann die für ihre Zwecke geeignete Auswahl unter Persönlichkeiten treffen können, die ausgebildet und entwickelt sind. Wie man nicht schon auf der Schule für besondre Berufe ausbildet, sondern die humanistische Bildung auch heute noch als die beste für alle wissenschaftlichen Berufe, abgesehen von den rein technischen, hält, weil der Geist auf diese Weise am besten geschult wird, so sollte man eigentlich folgerichtig auch annehmen, daß auch für die künftigen Verwaltungsbeamten die Ausbildung die beste ist, die in besonderm Maße geeignet ist, die Urteilsfähigkeit zu schärfen.

Dann aber kommt noch ein besondres, persönliches Interesse der Verwaltungsbeamten in Frage. Es ist immer gut, eine Ausbildung genossen zu haben, die die Möglichkeit des Überganges in einen andern Beruf offen läßt. Das ist nützlich, weil es oft vorkommt, daß jemand seine Anschauung über den von ihm erwählten Beruf wechselt, und gerade in der preußischen Verwaltung können, so wie die Verhältnisse heute liegen, vielen jungen Beamten Enttäuschungen kaum erspart bleiben. Wer wirklich Neigung zum Verwaltungsdienste hat, wird in der Regel keine volle Befriedigung finden, wenn er sein Leben lang gezwungen ist, nur Bureaudienst zu tun; die Zahl der Beamten ist aber in den letzten zehn Jahren so bedeutend vermehrt worden, daß es nur noch wenigen gelingen kann, die von den meisten erstrebte Stellung eines Landrats zu erlangen. Es liegt hier eigentlich ein Widerspruch vor, unter dessen Folgen viele leiden müssen, und da sich die Verhältnisse in Zukunft voraussichtlich noch weiter zuungunsten derer entwickeln werden, die Landrat werden wollen und es nicht werden können, so ist es leicht möglich, daß künftig bei Verwaltungsbeamten öfter als bisher der Wunsch hervortritt, zu einem andern Berufe überzugehn. Dazu kommt aber noch, daß der Verwaltungsbeamte abhängig ist, und daß sich also für ihn leichter die Möglichkeit eines Konflikts ergibt, als für andre Beamte, und unter Umständen also auch die

Digitized by Google

Notwendigkeit eintreten kann, daß er sich einem andern Berufe zuzuwenden gezwungen ist.

In dieser Beziehung sind nun aber die juristisch geschulten Beamten sehr viel besser daran als die Verwaltungsbeamten, wie das bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses besonders scharf von den Abgeordneten von Ditfurth, von Savigny und von Bockelberg hervorgehoben worden ist. Der Jurist kann nicht nur Richter und Anwalt werden, ihm stehn auch die Kommunal- und die Provinzialverwaltungen offen, in denen überwiegend Juristen beschäftigt werden, und außerdem hat er die Möglichkeit, zu großen kaufmännischen oder industriellen Unternehmungen überzutreten, bei denen der einseitiger ausgebildete Verwaltungsbeamte keine Verwendung finden kann. Wenn die wirtschaftliche Entwicklung, die wir in den letzten zwanzig Jahren erlebt haben, anhält, so müssen mit dem wachsenden Wohlstande der Bevölkerung auch die Ansprüche an die Lebenshaltung der Beamten weiter steigen, und da die Erhöhung der Gehälter eine Grenze hat, so werden voraussichtlich in Zukunft die Fälle häufiger werden, in denen Beamte ohne Vermögen den an sie gestellten Ansprüchen nicht mehr genügen können und also für diese die Notwendigkeit eintritt, aus dem Staatsdienst auszuscheiden. Für die Art der Beamtenausbildung kann ja natürlich die Rücksicht darauf, daß die Beamten für möglichst viele Berufe tauglich werden, nicht allein ausschlaggebend sein, da die Interessen des Staates denen des Einzelnen immer vorgehn; so weit aber die Interessen beider vereinbar sind, wird bei der Ausbildung der Beamten auch berücksichtigt werden dürfen, daß diese nicht nur im Staatsdienste, sondern auch in andern Lebensberufen verwendbar sind.

Wenn hiernach viele Gründe dafür sprechen, daß die juristische Ausbildung auch für den Verwaltungsbeamten die beste ist, sofern sie in angemessener Weise durch eine administrative Ausbildung ergänzt wird, so wird doch nicht geleugnet werden können, daß man auch durch eine besondre Vorbildung zu einem brauchbaren Ergebnis kommen kann, wenn die Vorbereitungszeit zweckmäßig eingeteilt und gut ausgenutzt wird. Daß schwere Bedenken dagegen bestehn, die Zeit der juristischen Ausbildung auf neun oder gar sechs Monate zu beschränken, ist vorher auseinandergesetzt worden. Der Zustand, den man als juristischen Nihilismus bezeichnet hat, würde voraussichtlich den Verwaltungsbeamten selbst den größten Schaden bringen. Dagegen könnte die jetzt zweijährige Vorbereitungszeit bei den Gerichten wohl unbedenklich auf achtzehn Monate herabgesetzt werden. Die Tätigkeit bei der Strafkammer und beim Staatsanwalt ist wohl auch für den Verwaltungsbeamten nützlich, aber sie ist doch entbehrlich, und bei der ja neun Monate währenden Beschäftigung beim Amtsgericht und bei der Zivilkammer wird sich der künftige Verwaltungsbeamte wenigstens so viel an juristischen Kenntnissen aneignen können, als er für seinen Beruf unbedingt braucht. Es blieben dann zweiundeinhalbes Jahr für die administrative Ausbildung.

Für die Einteilung dieser Zeit sollte man berücksichtigen, was der frühere Oberbürgermeister Meckel in seinem Referat über die Ausbildung der ehemaligen hannoverschen Verwaltungsbeamten sagt: „Nur die unmittelbare An-

Digitized by Google

schauung macht den richtigen Beamten, nicht der Bureaudienst bei den Regierungen. Alles andre lernt sich; wer aber das Leben richtig beurteilen will, muß es kennen, Bedürfnisse und Beziehungen müssen unmittelbar an ihn herantreten, er muß im Leben stehn. ... Meines Dafürhaltens sollte man dazu übergehn, die jüngern Beamten nur an wenig Orten tunlichst bei der unmittelbaren Praxis vorbereitungsweise zu beschäftigen, sich davon zu überzeugen, daß sie in diesem beschränkten Gebiete sich genau orientiert haben rücksichtlich aller Zweige der Verwaltung, im übrigen aber nur einige Gesetzeskenntnis und wissenschaftliche Angeregtheit verlangen."

Man stellt jetzt oft die Forderung auf, daß die jungen Verwaltungsbeamten bei Landwirtschafts- und bei Handelskammern, bei Bankinstituten und andern kaufmännischen und industriellen Unternehmungen ausgebildet werden müßten, und sie würden dort auch gewiß etwas lernen, aber es liegt doch zweifellos auch die Gefahr der Zersplitterung vor, deren Folge der Dilettantismus sein müßte. Nach dem Staatsexamen kann eine solche Beschäftigung sehr nützlich sein, während der Vorbereitungszeit aber wird es doch wohl richtiger sein, die jungen Beamten so zu beschäftigen, daß sie den Stoff, den sie kennen lernen sollen, auch durchdringen können. Wer an einer Stelle das Leben und die Bedürfnisse des Volks gründlich kennen gelernt hat, wird sich später auch in andern Verhältnissen leicht zurechtfinden. Wenn das richtig sein sollte, so würde also die Ausbildung im wesentlichen beim Landrat und in der Kommunalverwaltung zu erfolgen haben, zusammen mindestens anderthalb Jahre. Dabei könnte vorgesehen werden, daß sich dort, wo die Verhältnisse es angebracht erscheinen lassen, beide Beschäftigungen der Zeit nach decken dürfen, und zwar so, daß in dem dritten halben Jahre der Referendar bei dem Landrat und bei der Stadtverwaltung zugleich arbeiten könnte. Das würde den Vorteil bieten, daß der Referendar die ihm vertraut gewordnen Geschäfte der Kreisverwaltung noch ein halbes Jahr länger verfolgen kann. Von größerer Bedeutung ist es aber, daß sowohl ein Landrat wie eine Kommunalverwaltung ausgesucht werden, die für die Ausbildung des Referendars wirklich geeignet sind. Ungeeignet ist in jedem Falle eine große Stadt, weil der junge Beamte dort den Umfang der Geschäfte nicht übersehen kann. In einer kleinern Stadt, in einer größern Landgemeinde oder bei einem tüchtigen Amtsvorsteher wird der Referendar unendlich viel mehr Gewinn von seiner Tätigkeit haben. Jetzt darf er in der Kommunalverwaltung leider nur bei einer Stadtgemeinde beschäftigt werden, und meist werden große Städte ausgewählt.

Bei den Regierungen werden die Referendare in so vielen Zweigen der Verwaltung beschäftigt, daß sie unmöglich gründlich ausgebildet werden können. In dieser Zeit tut der Referendar außerdem nur Bureaudienst, und es wäre wohl der Erwägung wert, ob die Arbeitszeit bei der Regierung nicht auf die Tätigkeit beim Bezirksausschusse beschränkt werden könnte zugunsten der Ausdehnung der Beschäftigung bei den Lokalinstanzen, wenn dagegen nicht spräche, daß bei der Regierung für die theoretische Ausbildung der Referendare gut gesorgt werden kann, und daß hierfür, wenn etwas erreicht werden soll, der Zeitraum eines Jahres notwendig sein wird.

Digitized by Google

Wie die theoretische Unterweisung der Referendare in dieser Zeit erfolgen kann, dafür gibt die Einrichtung ein gutes Beispiel, die bei der Stralsunder Regierung getroffen worden ist. Dort hat Regierungsrat Cuno sich das Verdienst erworben, die Verbindung mit der Universität Greifswald so herzustellen, daß die Referendare einmal im Monat staatswissenschaftliche Vorlesungen an der Universität hören, die besonders für sie eingerichtet sind. Regierungsrat Cuno arbeitet inzwischen mit den Referendaren, er ist selbst in Greifswald immatrikuliert und hört dort wöchentlich einmal im staatswissenschaftlichen Seminar Vorlesungen über öffentliches Recht und Volkswirtschaft. Ohne diese Anregung, schreibt er mir, würde ihm die Leitung der Kurse unmöglich sein. Bei den Vorlesungen an der Universität erläuterte Professor Dr. Stoerk zunächst die Reichsverfassung und die zu ihrer Ausführung erlassenen Hauptgesetze, und zwar möglichst unter Besprechung praktischer Fälle, zum Beispiel aus den Gesetzen über die Staatsangehörigkeit und über den Unterstützungswohnsitz. In ähnlicher Weise sucht Regierungsrat Cuno Theorie und Praxis zu vereinigen. Daß durch privates Studium eines Einzelnen niemals erreicht werden kann, was durch gemeinsame Arbeit in solchen Kursen erreicht wird, ist zweifellos. Einrichtungen wie diese in Stralsund könnte man aber für eine große Zahl von Regierungen schaffen. In Königsberg, in Breslau und in Münster sind Universitäten, technische Hochschulen in Hannover, in Aachen und in Danzig. Für Potsdam und vielleicht auch für Frankfurt an der Oder könnten Vorlesungen in Berlin eingerichtet werden, für Magdeburg und für Merseburg in Halle, für Koblenz in Bonn. Die neue Handelshochschule in Köln könnte für die Regierungen in Köln und Düsseldorf nutzbar gemacht werden, und für die Posener Regierung die neue Akademie. Vielleicht könnte man auch noch bei andern Regierungen die Verbindung mit einer Hochschule herstellen, und von abseits liegenden Regierungsstädten wie Gumbinnen, Marienwerder, Aurich, Sigmaringen könnten die Referendare recht gut für das letzte Jahr des Vorbereitungsdienstes solchen Regierungen überwiesen werden, bei denen die Möglichkeit der staatswissenschaftlichen Unterweisung gegeben ist.

Für die Ausbildung der Referendare könnte man auf diese Weise wohl so gut sorgen, wie das vor dem Staatsexamen überhaupt möglich ist. Will man aber die Verwaltungsbeamten für ihren Beruf so ausrüsten, daß sie den hohen Anforderungen, die heute an sie gestellt werden, genügen können, so wird man auch bei dieser Art der Ausbildung den Beamten Gelegenheit geben müssen, nach dem Examen ihre Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, den einen durch den Besuch einer Verwaltungsakademie, den andern durch die Arbeit in der Landwirtschaft, in kaufmännischen oder in industriellen Unternehmungen oder auf Reisen.

Zum Schluß mögen hier einige Worte des Professors Erwin Nasse wiedergegeben sein: „Wie wünschenswert auch immer eine Ausdehnung der Selbstverwaltung und die Heranziehung möglichst neuer Kräfte aus verschiednen Ständen für den öffentlichen Dienst sein mag, die eigentliche Arbeit in den wichtigsten Verwaltungszweigen wird in Deutschland noch lange durch die Staatsbeamten geschehn müssen. Es ist dringend wünschenswert, daß sie sich

Digitized by Google

den vermehrten Aufgaben gewachsen zeigen und eine leitende Stellung in unserm öffentlichen Leben behaupten. Aber nur dann wird ein besoldeter Beamtenstand diese Stellung einnehmen können, wenn er mit seinem in der Regel geringen Besitze sowohl die Arbeitsgewohnheiten der untern Stände wie den ganzen Reichtum der Bildung und die Weite der Weltanschauung vereinigt, die in andern Ländern fast immer nur ein großes Vermögen ermöglicht. Möchte die Zivilverwaltung deshalb ein wenig dem glänzenden Beispiele der Leiter des Kriegswesens folgen, die nicht nur für die Übung ihrer Beamten im praktischen Dienste, sondern auch für ihre wissenschaftliche Ausbildung in immer vermehrtem Maße Sorge tragen."

Zwei Werke über die Sprache

(Schluß)

Die Beobachtung der Tiere und der Kinder zeigt uns, wie die Sprachlaute entstehn, und auch von einzelnen Worten läßt sich genau nachweisen, wie sie entstanden sind. Naturlaute, Schreie und Ausrufe, die ein Affekt hervorgebracht hat, sind noch heute ein wenn auch nur sehr kleiner Bestandteil unsers Sprachschatzes: wir nennen sie Interjektionen. Einen bedeutend größern Bestandteil machen die Lautnachahmungen aus. Wundt unterscheidet Nachahmung des Lautes und Nachahmung durch den Laut. Nicht allein Tierstimmen, sondern auch Geräusche werden nachgeahmt, durch Wörter wie klatschen, klirren, donnern. Man dürfe sich jedoch, meint Wundt, die Sache nicht so vorstellen, als ob solche Wörter ursprünglich zur Bezeichnung dieser Geräusche und der sie hervorbringenden Tiere oder Gegenstände erfunden worden seien. Sondern sie seien entstanden als unwillkürliche Artikulationsbewegungen, die der wahrgenommne Schall erzeugt habe; der dabei entstandne Laut sei eine unbeabsichtigte Nebenwirkung gewesen, und erst später habe sich in einzelnen Fällen der Trieb nach Mitteilung der durch die Nachahmung entstandnen Laute zur Bezeichnung von Vorgängen und Dingen bemächtigt. Das erste ist also die durch den Eindruck hervorgerufne Lautgebärde. Auf derselben Fährte bewegt sich Mauthner. „Wer im fremden Lande, dessen Sprache er nicht kennt, »groß« sagen will, wird die Arme weit öffnen. Wer dort »klein« sagen will, wird die Handfläche nahe zusammenbringen. Wie nun, wenn sich auch der ganze Stimmapparat gern an der Gestikulation beteiligte? Wie, wenn Stimmritze und Mund sich eng zusammenschlössen, also »i« sagten, um einen kleinen Raum nachzuahmen, Stimmritze und Mund, sich weiter öffnend, »o« sagten, um großen Raum nachzuahmen? Wie, wenn das bereits eine Metapher wäre? Wenn dann der Laut vom Raum auf die Zeit, auf Farben usw. übertragen würde?" Durch den Laut werden Gesichtsbilder nachgeahmt; mit Wörtern wie baumeln, torkeln, wimmeln versuchen wir den Eindruck wiederzugeben, den eine geschaute Bewegung auf uns gemacht hat. Auch hier ist der Sprachlaut weder beabsichtigt noch

Digitized by Google

das erste, sondern er ist entstanden durch die Artikulationsbewegung, durch die Lautbewegung, mit der die Sprachorgane unwillkürlich auf den empfangnen Eindruck reagierten. Diese Klasse onomatopoetischer Bildungen, die nicht Schallnachahmungen, sondern nur Lautbilder von gesehenen Bildern sind, nennen die Sprachgelehrten Lautmetaphern, und zwar natürliche Metaphern im Gegensatz zu den künstlichen, absichtlichen der Dichter und der Redner. Mauthner gibt dem Wort eine viel weitere Bedeutung und läßt die ganze Sprache aus Metaphern bestehn.

Es ist, wie gesagt, nur ein kleiner Teil der Worte, den wir uns aus Naturlauten und aus nachahmenden Lautgebärden entstanden denken können. Die Entstehung der meisten Wörter der bekannten Sprachen bleibt in Dunkel gehüllt, nur gewisse Gesetze, die bei ihrer Entstehung und Umwandlung walten, glaubt man gefunden zu haben. Wundt kritisiert sie in den Abschnitten, die er „Der Lautwandel“ und „Die Wortbildung“ überschreibt. Er untersucht u. a. die Ursache der Sprech- und der Schreibfehler, die Mischsprachen in Grenzgebieten und in Ländern, die von einem Nationalitätengemisch bewohnt werden, die Wirkung von Analogien und Kontrasten (mit solchen beschäftigt sich auch Mauthner viel, den falschen Analogien zum Beispiel, die das Kind verleiten, Imperfekte wie „trinkte“ zu bilden). Zwei seiner Erklärungsversuche für allgemeine und große Wandlungen erscheinen besonders beachtenswert. „Betrachten wir die Porträtbilder eines Lukas Cranach und Hans Holbein, in denen sie Gelehrte und städtische Patrizier ihrer Zeit und Umgebung dargestellt haben, so treten uns hier meist starknochige, wie aus Holz geschnitzte Gesichter entgegen, wie sie uns heutzutage in der Studierstube oder in den Straßen unsrer deutschen Städte nicht mehr und nur noch da und dort bei dem Bauer, der hinter seinem Pfluge hergeht, begegnen. Nun kann man nicht zweifeln, daß sich mit diesen Veränderungen der Körpergestalt und des mimischen Ausdrucks auch Veränderungen der Sprachorgane verbinden. Leider ist aber der Phonautograph erst eine moderne Erfindung. In der Zukunft mag es möglich sein, Aussprache, Betonung, Schnelligkeit und Rhythmus der Rede, wie sie innerhalb einer bestimmten Epoche gewesen sind, künftigen Generationen aufzubewahren. Uns entgeht dieses Hilfsmittel. Wir können uns keine Vorstellung davon machen, wie Friedrich der Große wirklich gesprochen hat; ja nicht einmal dies vermögen wir uns zureichend präzis zu vergegenwärtigen, wie zu seiner Zeit im allgemeinen gesprochen worden ist.“ Nur das scheint festzustehn, daß sich mit dem Körperbau, insbesondre mit dem Bau des Schädels, auch die Artikulation und die Klangfarbe der Sprachlaute ändern. Als Ursachen aber, die den Körperbau ändern, betrachtet Wundt die umgebende Natur, die Rassenmischung und die Kultur. Der Kulturfortschritt wirkt außerdem in der Weise auf die Sprache ein, daß er ihr Tempo beschleunigt, wie das aller übrigen Lebensäußerungen und Verrichtungen; man denke an das langsame, bedächtige, zögernde und stockende Sprechen der Bauern. Wundt erinnert daran, daß die Kompositionen Bachs, Haydns, Mozarts, Beethovens heut weit schneller gespielt werden als zu Lebzeiten der Komponisten, schließt daraus auf das Sprechtempo — daß dieses in älterer Zeit viel langsamer gewesen sei, lasse sich auch

Digitized by Google

aus dem Stil, der Umständlichkeit und Breite alter Schriftwerke erkennen — und sieht darin eine Haupturſache der Lautverſchiebung: bei raſcherm Sprechen werde aus duo zuerſt two, dann zwo. Daß alles Sprechen aſſozieren iſt, und wie die Aſſoziation von Sprachlauten und die von Vorſtellungen fortwährend ineinander eingreifen, wird ausführlich gezeigt. Aſſoziationen ſpielen eine große Rolle bei der Anpaſſung aufgenommner Fremdwörter an die eigne Sprache, und zwar häufig in der Form, die man Volksetymologie nennt. Dieſe macht Mauleſel aus mulus, und umgewendten Napolium aus unguentum neapolitanum, Maulwurf aus Moltwurfe (Staubwerfer), Armbruſt aus arcuballista, Höhenrauch aus Heirauch (heißer, trockner Rauch). Pudelnaß, wobei man an einen ins Waſſer geworfnen Pudel denkt, hat nach Wundt wahrſcheinlich urſprünglich pfudelnaß gelautet; weil aber der Ausdruck Pfudel für Pfütze verloren gegangen war, hat man ſich das Bild anders zurechtgeſchnitten. Mauthner, deſſen einziger Gott der Zufall iſt, findet auch zufällig, daß aus advocatus einmal Vogt und ein andresmal Advokat geworden ſei. Wundt erklärt den ſcheinbaren Zufall. In frühen Kulturperioden und vor Ausbildung der Schriftſprache ergreift der aſſimilierende Volksmund bei der Aneignung von Worten aus fremden Sprachen auch den Stamm und modelt ihn nach ſeiner Bequemlichkeit um. „Je mehr ſich dagegen die eigne Sprache gefeſtigt und die Aufmerkſamkeit auf die Eigentümlichkeit des Fremdworts geſchärft hat, um ſo mehr zieht ſich der Aſſimilationsprozeß auf die Beziehungselemente [Endungen, Vorſilben] zurück und läßt den eigentlichen Wortkörper unangetaſtet.“ So haben die mittelalterlichen Deutſchen aus advocatus Vogt, aus magister Meiſter, aus spesa (spensa) Speiſe gemacht, die eines ſchon halbgelehrten Zeitalters dagegen die Worte Advokat, Magiſter und Speſe geſchaffen. Ähnlich verhält es ſich mit der Entſtehung von Segen und Signal aus signum, von Kreuz und Kruzifix aus crux und crucifixus.

Eine beſondre Unterſuchung wird den pſychophyſiſchen Bedingungen der Wortbildung gewidmet. Während bei den Lauten von vornherein klar iſt, daß ſie pſychophyſiſche Lebensäußerungen ſind, ſchienen die Worte, als Ausdrücke von Begriffen, rein pſychiſche Erzeugniſſe zu ſein, bis Broca den Zuſammenhang der Sprachſtörungen mit der nach ihm benannten Hirnpartie nachwies. Dieſes Brocaſche Sprachzentrum iſt eine wohlumgrenzte Stelle der dritten Frontalwindung der linken, in Ausnahmefällen (wie es ſcheint vorzugsweiſe bei linkshändigen Menſchen) der rechten Hirnhälfte. Wird dieſer Teil verletzt, ſo vermag der Kranke zwar noch Laute hervorzubringen, aber keine Worte mehr auszuſprechen. Andre Kranke vermögen zwar vorgeſprochne Worte nachzuſprechen, aber nicht ſelbſtändig die Gegenſtände zu bezeichnen: ſie haben die Beziehung der Worte zu den Begriffen, die ſie bezeichnen, vergeſſen. Die erſte Art von Störungen nennt man ataktiſche, die zweite amneſtiſche Aphaſie. Auch für dieſe iſt die Stelle, deren Verletzung ſie verurſacht, gefunden worden: in der dem Brocaſchen Zentrum gegenüberliegenden erſten linken Schläfenwindung. Dieſe beiden Zentra, das motoriſche und das ſenſoriſche, reichten jedoch nicht hin, alle Formen von Sprachſtörung zu erklären (es gehören zu dieſen u. a. die Worttaubheit und die Wortblindheit, die Alexie, Unfähigkeit zu leſen, genannt

Digitized by Google

wird). Unter der Nachwirkung von Galls Phrenologie bildete man ein ganzes „System“ hypothetischer Lokalisationen aus und gelangte schließlich zu der Annahme, jede Vorstellung wohne in einer Hirnzelle wie in einem Kämmerchen. Die Heilung mancher Sprachstörungen erklärte man damit, daß noch unbesetzte Hirnzellen übrig gewesen, und daß die durch Zerstörung ihrer ursprünglichen Wohnung obdachlos gewordnen Worte und Erinnerungsbilder in solche leerstehende umquartiert worden seien. (Der Physiologe stellt den Vorgang natürlich mit etwas andern Worten dar.) Wundt zeigt die Unhaltbarkeit dieser Annahme. „Die Erkenntnis dringt durch, daß sich jeder noch so einfach erscheinende sprachliche Vorgang aus einer Fülle elementarer psychophysischer Funktionen verschiedner Art zusammensetzt und regelmäßig zugleich bestimmte Hilfsfunktionen in Anspruch nimmt, sodaß es völlig unmöglich erscheint, ihn an ein engbegrenztes Hirngebiet oder gar an eine einzelne Hirnzelle gebunden zu denken.“ In diesen in den Hirnzellen abgelagerten Erinnerungsbildern, meint er, erkenne man leicht „die Abkömmlinge jener Bildchen, die ein Empedokles und Demokrit von den Gegenständen sich ablösen und in Auge und Ohr eindringen ließen. Daß das Retinabild und die Klangwirkung im äußern Ohr nicht Gegenstände sind, die von außen in uns hereinwandern, sondern vergängliche und veränderliche Funktionen der Organe selbst, das weiß die Physiologie nachgerade — das Gehirn ist ihr immer noch unbekannt genug, um sich nach wie vor die abgelösten Bildchen in den Hirnzellen eingewandert und abgelagert zu denken.“ Die Lokalisationshypothesen scheiterten schon an der Tatsache, daß mit tiefern Störungen des Wortgedächtnisses beinahe regelmäßig auch Störungen der Artikulationsfähigkeit verbunden seien, und diese Wechselbeziehung sei psychologisch nicht bloß begreiflich, sondern nahezu selbstverständlich. „Ist doch das akustische oder optische Wortbild so eng mit den Sprachbewegungen assoziiert, daß bei dem Naturmenschen, bei dem nicht willkürliche Hemmungen diese Assoziation teilweise gelöst haben, das gedachte oder gelesene Wort unvermeidlich in das gesprochne übergeht.“

Es werden nun die verschiednen Gedächtnisstörungen, Sprach-, Lese- und Schreibfehler durchgenommen, wie sie bei ausgesprochen Hirnkranken, aber auch bei leidlich gesunden Menschen vorkommen, und es wird u. a. hervorgehoben, daß nicht, wie man vermuten sollte, die abstraktesten Redeteile wie Präpositionen und Konjunktionen zuerst vergessen werden, sondern die Namen von Dingen und Personen. Es erkläre sich das aber „aus der Wirksamkeit der Komplikation. Je fester ein Wort mit einer bestimmten sinnlichen Vorstellung assoziiert ist, um so leichter kann es aus dem Bewußtsein verschwinden, da es nun ganz und gar durch diese Vorstellung ersetzt werden kann. So vergessen wir Eigennamen uns bekannter Personen am leichtesten, weil uns, wenn wir an solche Personen denken, zunächst das Bild des Menschen selbst im Bewußtsein steht.“ Eigenschaften wie rot oder scharf dagegen kommen an vielen verschiednen Gegenständen vor und bedürfen darum des Worts, wenn sie festgehalten werden sollen. Das steigert sich bei ganz abstrakten Worten, besonders bei den Partikeln, bei denen das Wort ganz allein den Begriff vertritt, sodaß sie ohne das Wort gar nicht gedacht werden können. Wenn wir an Personen und Dinge

Digitized by Google

denken, denken wir nicht jedesmal den Namen hinzu. Alle diese Vorgänge, führt Wundt aus, bedürfen freilich sowohl der physiologischen wie der psychologischen Zergliederung; doch muß diese immer als Führerin dienen, „nicht nur weil die psychische Seite der Störungen unsrer Beobachtung zugänglicher, sondern weil auch bei den mannigfachen Erscheinungen ihrer Korrelation und Kompensation die psychologische Deutung die näher liegende ist [wie wir dies eben gesehen haben in Beziehung auf die Reihenfolge, in der die Worte vergessen werden]. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Gehirnphysiologie ist jedoch überhaupt eine tiefer eindringende physiologische Funktionsanalyse völlig ausgeschlossen; und es ist nicht wahrscheinlich, daß sich dieser Zustand in absehbarer Zeit wesentlich ändern werde. Was die physiologische hier der psychologischen Betrachtungsweise zu bieten vermag, beschränkt sich vorläufig auf einen allgemeinen Gesichtspunkt, der, weil er sich in gleicher Weise für die physische wie für die psychische Seite der Erscheinungen bewährt, zugleich eine allgemeinere psychophysische Bedeutung besitzt. Er besteht in dem Prinzip der Funktionsübung. Dieses Prinzip sagt aus, daß jede Funktion, mag sie nun eine physische oder eine psychische oder beides zugleich sein, durch ihre Ausübung gesteigert, durch ihre Unterlassung vermindert und schließlich aufgehoben wird." Die psychologische Übung und Einwirkung kennt jeder schon vom Auswendiglernen in der Schule her; was bei der physiologischen, namentlich bei der die Nervenbahnen herstellenden vorgeht, wird von Wundt, so weit es erkennbar ist, ausführlich beschrieben.

In der Sprachwissenschaft haben längere Zeit hindurch die Wurzeln eine große Rolle gespielt. Man hat sie wohl für die ursprünglichen Worte gehalten. Sowohl Wundt als Mauthner zeigen, jeder in seiner Weise, daß sie das nicht sind; sie sind auch dort, wo sie sich am auffälligsten bemerkbar machen, in den semitischen Sprachen, nichts als Abstraktionen der Grammatiker. Man habe es hier, schreibt Wundt, mit einem botanischen Bilde zu tun. Aus dem vermeintlich ersten und ursprünglichsten Teile ließ man durch Angliederung weiterer Bestandteile den Stamm hervorwachsen, der sich dann in die wirklichen Wörter verzweigte. „Die geschichtliche Betrachtung übertrug diese bildlichen Bezeichnungen auch noch auf das Verhältnis verschiedner Sprachen zueinander. Nun wurde daher die Einzelsprache selbst wieder der Zweig eines allgemeinen Sprachstammes, der schließlich eine ihm vorausgehende hypothetische Ursprache als seine Wurzel forderte. Dieses dem organischen Leben entnommne Begriffssystem wurde freilich bei der Schilderung der weitern Schicksale der Wörter und der auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangten Sprachen meist wieder verlassen, indem man jetzt einen Prozeß der Verwitterung eintreten ließ, sodaß man sich das Gefüge der Sprache nun eigentlich unter dem Bilde einer Gesteinmasse dachte." Beide Forscher sind auch in der Ablehnung dieser Abstammungs- und Verwitterungstheorie einig. Sprachen sind keine unabhängigen Wesen, die sich fortpflanzten. Die Menschen stammen voneinander ab, die Sprachen und einzelne Wörter übernimmt ein Mensch, ein Volk vom andern. Mauthner geht vielleicht in seinem Radikalismus zu weit, wenn er meint, das Vorkommen ähnlicher Worte beweise gar nichts für den Zusammenhang zweier

Digitized by Google

Sprachen. Jede ändere sich fortwährend durch die Sprechgewohnheiten der einzelnen Individuen, und so entstünden unzählige zufällige Übereinstimmungen. Er hält auch die Einteilung der Sprachen in isolierende (chinesisch), agglutinierende (türkisch) und flektierende für nichtig. Bei dem Chinesischen verweilt er lange und besonders bei der merkwürdigen Tatsache, daß die chinesische Schrift ganz unabhängig von der Sprache ist, sodaß jeder Chinese, der lesen kann, die ältesten Bücher versteht, obwohl sich die Sprache nicht weniger geändert hat als die deutsche in den zweitausend Jahren ihrer bekannten Geschichte. Diese Unabhängigkeit geht, wie jüngst ein Missionar in der Kölnischen Volkszeitung berichtete, so weit, daß wer die chinesische Schrift versteht, alle japanischen Inschriften und Bücher lesen kann, obwohl die japanische Sprache von der chinesischen ganz verschieden ist. Wundt erklärt wenigstens die Grenzen der drei Sprachgattungen für fließend und findet ebenso wie Mauthner, daß sich die modernen flektierenden Sprachen, allen voran die englische, immer mehr einerseits den isolierenden, andrerseits den agglutinierenden nähern. Die Flexion wird immer armseliger, sodaß die Bedeutung des Wortes aus seiner Stellung im Satze erraten werden muß, und Wörter wie Landrecht, Eisenbahn, Dampfschiff sind nach Wundt Agglutinationen. Mauthner knüpft an die Agglutination: Herr Oberappellationsgerichtsrat, noch eine andre Betrachtung. Je nach den Umständen und der Betonung könne diese Anrede bedeuten: „Ein Herr in Ihrer Stellung wird doch einen armen Schreiber nicht um ein paar Groschen verkürzen wollen!“ Oder: „Ein älterer Herr in Ihrer Stellung sollte sich doch schämen, eine arme junge Bittstellerin um die Hüfte zu fassen!“ Oder: „Dienstlich bin ich zwar Ihr Untergebner, aber als Mann würde ich für jede Beleidigung Genugtuung fordern!“

Diese Deutung eines Ausrufs erinnert an eine weitere Übereinstimmung der beiden: sie lehren, daß nicht das Wort, sondern der Satz das erste gewesen ist Bei den ersten Sprachversuchen hat immer ein ganzer Komplex von Vorstellungen, eine Gesamtvorstellung, geäußert oder mitgeteilt werden sollen, sei es in der Form eines Urteils (diese Speise schmeckt gut) oder eines Hilferufs (der Bär frißt mich!) oder eines Befehls (komm mit mir!). Die ersten Versuche dieser Art mögen sehr einfach gewesen sein; ein ganz kleines Wort kann den ganzen Gedankenkomplex ausgedrückt haben, etwa ein Demonstrativum wie: „da!“, meint Mauthner; was es bedeuten solle, entnahm der Hörende aus der Situation und der begleitenden Gebärde, wie heute noch beim Kinde. Nachdem dann mehrere hinzugefügte Laute, deren Bedeutung der Gebrauch allgemein verständlich machte, die Meinung näher erklärt hatten, sodaß die Mitteilung allenfalls auch ohne Gebärde und ohne den Anblick der genannten Gegenstände verstanden werden konnte, begann man sich bewußt zu werden, daß Lautgruppen, die in verschiednen Lautverbindungen wiederkehren, etwas für sich seien; doch wird die Absonderung der Worte aus dem Satze immer erst nach Einführung von Schriftzeichen oder zugleich mit diesen vor sich gegangen sein. Vor Einführung der Schrift, schreibt Mauthner, hatte kein Mensch Veranlassung und Gelegenheit, die menschliche Sprache in Silben und Buchstaben aufzulösen, ja kaum in Worte. Die Verwandlung des Lateinischen ins Französische ver-

Digitized by Google

anschaulicht den Vorgang. Amavero ist ein ganzer Satz, zu dessen Wiedergabe der Franzose drei Worte braucht. Der Delaware-Indianer vermag gar mit einer einzigen Verbalform den Satz auszudrücken: „Er kommt mit dem Kahn und holt uns über den Fluß."

Bei der Frage nun, wie die Worte ursprünglich entstanden sein mögen, heißt es bei Wundt, trennen sich, wie überall bei Problemen der Urgeschichte, die Aufgaben der Psychologie von denen der Geschichtswissenschaft. Diese vermag nur über die Veränderung schon fertiger Sprachen Aufschluß zu geben. Die Ursprache vermag zwar auch der Psychologe nicht wiederherzustellen; er kann nicht ermitteln, durch welche Laute sich die ersten redenden Menschen miteinander verständigt haben. Aber weil die Grundeigenschaften der menschlichen Natur dieselben bleiben, vermag er auf Grund der beobachteten Entwicklung des heutigen Kindes Vermutungen darüber anzustellen, wie ungefähr die Entwicklung der Sprache verlaufen sein mag.

Im zweiten Teile seines Werkes behandelt Wundt die Wortklassen, das Satzgefüge und den Bedeutungswandel; er ist also eine vom völkerpsychologischen Standpunkt aus geschriebne Grammatik. Bei Mauthner fallen die entsprechenden Partien rein negativ aus; die Antilogik erzeugt die Antigrammatik. Er eifert an vielen Stellen gegen die Forderungen der Korrektheit. „Der Blick auf ähnliche Vorgänge in der Naturgeschichte [daß nämlich die verschiednen Tierformen nicht einem logischen Gesetz entsprechen, sondern zufällig geworden seien] muß uns lehren, weniger hart zu sein gegen das, was Schulmeister Fehler nennen und was bestimmte Volksgruppen an dem Sprachgebrauch andrer Gruppen fehlerhaft finden. Der fehlerhafte Sprachgebrauch von Kindern hat damit nichts zu tun; der mag von Eltern und Lehrern nach wie vor verbessert werden, weil ja Eltern und Lehrer nichts weiter wollen, als den Kindern das überliefern, was sie für den richtigen Sprachgebrauch halten. Einzelne ihrer angeblichen Fehler werden die Kinder schon später durchsetzen. Aber das fehlerhafte Sprechen erwachsner Menschen ist etwas ganz andres. Wenn der Schulmeister den Sprachgebrauch ganzer Volksstämme oder ganzer Gegenden fehlerhaft nennt und am liebsten mit roter Tinte ankreuzen möchte, so liegt darin eine Unverschämtheit der Schriftsprache gegen die Volkssprache, eine Unverschämtheit der Naturwissenschaft gegen die Natur; nebenbei eine ziemlich ohnmächtige Unverschämtheit. Wir sind in Deutschland von einer bureaukratisch geregelten Schriftsprache glücklicherweise verschont geblieben. Aber auch in Frankreich, wo seit Jahrhunderten eine Akademie sich abmüht, eine fehlerlose Sprache zu erreichen, geht das Leben oder die Natur über die Akademie hinweg. Die französische Sprache hat sich scheinbar seit zweihundert Jahren weniger verändert als die deutsche; man kann Bücher aus jener Zeit besser verstehn. In Wirklichkeit schreibt heute kein Mensch mehr in Paris wie Corneille. „Er führt das Urteil eines Sanskritgelehrten an, Pāninis Sanskrit sei niemals eine lebende Sprache gewesen. Die klassischen Dichter Indiens ließen ihre vornehmen Personen Sanskrit, die übrigen Prakrit, die lebende Sprache reden. Ganz ebenso mache es Shakespeare, der in seinen Versen die Leute eine Sprache reden läßt, die niemals gesprochen worden ist, während in den Prosastellen gewöhnliches

Digitized by Google

Englisch geredet wird. „Schillers Versdramen sind durchaus Sanskrit.“ Über den Unterschied von Sanskrit und Prakrit vermag ich nicht zu urteilen, und daß kein Engländer wie die Helden von Shakespeares Königsdramen, kein Deutscher wie die Jungfrau von Orleans redet, ist auch richtig, aber bei Shakespeare und Schiller und überhaupt in den modernen Versdramen liegt der Unterschied von der Prosasprache doch nicht in der Grammatik, in der Syntax und in der Abwandlung der Worte, sondern in der Bevorzugung vornehmer, der Ausschließung gemeiner Worte, in den gesuchten Wendungen und im häufigen Gebrauch von Bildern. Dieser Unterschied hat mit dem Unterschied zwischen grammatisch richtiger und falscher Sprache gar nichts zu schaffen. Nicht in den Sprachänderungen, schreibt Mauthner, die wir heute als Sprachfehler empfinden, und die morgen Sprachgebrauch sein können, stecke die Krankheit der Sprache. „Diese Sprachunrichtigkeiten sind Zeichen des Lebens; die Sprachrichtigkeit aber ist das Zeichen der Krankheit, der Vorbote des Todes. Niemand kann sagen, was tadellos richtiges Deutsch ist; wohl aber gibt es ein zweifellos richtiges ciceronianisches Latein.“ Das ist teils Übertreibung, teils Mischung von Wahrem mit Falschem.

Gewiß, die Sprache ändert sich, solange sie lebt, und es kann vorkommen, daß sich Sprachreiniger gegen Änderungen stemmen, die unvermeidlich und berechtigt sind. Als einzelne Engländer anfingen, das Relativpronomen wegzulassen (the man I saw), mögen das die Professoren für einen Fehler erklärt haben; heute halten wahrscheinlich alle Engländer und die meisten Deutschen diese kurze und bequeme Redeweise nicht allein für schön, sondern auch für richtig. Vielleicht haben manche Gelehrte auch protestiert, als das Wort Bildung von der Körperform auf die Form der Seele übertragen wurde. Aber die grammatischen und logischen Fehler, die Wustmann rügt und der Kladderadatsch verspottet, werden wir auch ohne Mauthners Erlaubnis immer Fehler nennen. Wenn das badische Amtsblättle schreibt: „Ein Ochs sucht Gustav Schaible,“ so werden wir den Leutchen sagen: ihr habt euch unter dem Einflusse des Französischen daran gewöhnt, den Akkusativ dem Nominativ gleich zu machen, oder mit andern Worten auf einen besondern Akkusativ zu verzichten. (Manchmal wird auch noch dazu das Geschlecht französiert; die Dienstmädchen fragen: soll ich der Buhter bringe?) Das mögt ihr nun halten, wie es euch beliebt — es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß euch die übrigen Deutschen darin folgen werden. Aber solange ihr keinen Akkusativ habt, müßt ihr euch auch der französischen Wortstellung bedienen, damit man weiß, was Subjekt und was Objekt sein soll, denn nicht immer kann man das so leicht erraten wie bei der angeführten Anzeige. Und außer den grammatischen Fehlern und Inkorrektheiten gibt es Geschmacklosigkeiten, die sich meist auf einen logischen Fehler zurückführen lassen. Sogar vornehme Zeitungen schreiben: Der Zusammentritt des Reichstags steht vor der Tür. Soll es nicht erlaubt sein zu sagen, daß das Unsinn ist? Daß nicht der Tritt, sondern das Bein vor der Tür steht, und daß das Bein nicht steht, wenn es tritt, das ist schreitet? Und will uns Mauthner wirklich einreden, ein solcher Sprachgebrauch sei dem richtigen gleichberechtigt? Wenn man sagt: Der Reichstag wird sich nächstens versammeln, so darf man diesen Satz doch wohl richtig

Digitized by Google

nennen. Mauthner wird ja vielleicht auch aus ihm ein Wippchen herausstifteln, denn er glaubt, jedermann spreche in lauter Wippchen. Oder will uns Mauthner verwehren, eine ciceronianische Periode, in der die Grammatik deutlich als angewandte Logik erscheint, nicht allein schöner, sondern auch richtiger zu finden als jeden beliebigen Satz aus den leges barbarorum? zum Beispiel si de plagas haldii aut servi manus aut pedis sideratum fuerit usw. Beim Untergange des römischen Reiches wurde die lateinische Sprache von den Barbaren verhunzt, im siebzehnten Jahrhundert verwilderte die deutsche Sprache mit dem von Kriegsgreueln heimgesuchten Volke und unter dem Einfluß der sich auf deutschem Boden tummelnden ausländischen Soldateska und Diplomatie. Heute droht eine andre Gefahr. Wie nach Mauthners Ansicht, der in diesem Punkte Recht haben mag, vor dem Gebrauch der Schrift kein Anlaß war, aus dem Satze die Worte auszusondern, so konnte es noch weniger in einer bloß gesprochnen Sprache zu einer Grammatik, zur Unterscheidung des logisch richtigen vom falschen Ausdruck kommen. Sprechende verstehn einander immer, wenn sie nicht — und das kommt vor Einführung der Schrift nicht vor — über gelehrte Gegenstände sprechen; und die Richtigkeit eines Satzes zu prüfen fällt schon darum niemand ein, weil das verhallende Wort sofort vergessen wird, und dem Hörenden nicht der vollständige Satz, sondern nur der mitgeteilte Gedanke im Gedächtnis bleibt. Erst wenn der Satz geschrieben oder gedruckt dem Auge vorliegt und der Prüfung standhält, wird er auf seine Richtigkeit geprüft. Nun haben in den klassischen Sprachperioden, wo verhältnismäßig wenig geschrieben und gelesen wurde, nur geistig hervorragende Personen für die Öffentlichkeit geschrieben, oder wenigstens war die Zahl der schreibenden Stümper nicht so groß, daß sie die Literatur beherrscht hätten. Seit der französischen Revolution aber herrscht die Zeitungspresse, und zwar gegenwärtig in dem Maße, daß neun von zehn Menschen zwar täglich ihre Zeitung aber im Jahre kaum ein Buch lesen. Die Zeitungschreiber aber, und namentlich die Berichterstatter, sind zu einem großen Teil verdorbne Gymnasiasten und Studenten, auch Kaufleute und aus andern Berufsarten, mitunter aus dem Handwerk, in die Presse verschlagne Leute, von denen von vornherein gediegne Bildung, logische Schulung und gewissenhaft sorgfältiges Arbeiten nicht erwartet werden kann, und solches wird auch durch die Hast, mit der das Zeitungspersonal arbeiten muß, meist unmöglich gemacht. Rechnen wir nun noch die ins unendliche gehende Verzweigung der Wissenschaften und der technischen Berufe hinzu und den Umstand, daß jede Spezialität ihre Kunstausdrücke und ihre fachmännischen Wendungen in die allgemeine Schriftsprache einschleppt, so reicht das, abgesehen von manchen andern Einflüssen, schon hin, eine Periode der Sprachverwilderung heraufzuführen. Da jedoch andrerseits auch die Zahl der gründlich Gebildeten und der Leute von gutem Geschmack nicht klein ist, so können deren vereinte Bemühungen die unvermeidliche Wandlung des Sprachgebrauchs einigermaßen beeinflussen und es vielleicht durchsetzen, daß die Fortbildung der Sprache mehr vom guten Geschmack und von der Logik als vom schlechten Geschmack und der Unlogik geleitet wird. Gelingt es nicht, so haben die Sprachreiniger wenigstens ihre Pflicht erfüllt gegen die deutsche Sprache, die ja auch Mauthner mit liebens-

Digitized by Google

würdiger Inkonsequenz als ein kostbares Gut schätzt. Da er die Sprache überhaupt verachtet, müßte er auch sie verachten. Anerkennung verdient es, daß ihn seine Sprachkritik zum grimmigsten Feinde des heutigen öden Zeitungs-, politischen und Literaturgeschwätzes macht; er predigt Enthaltung von unnützen Worten trotz einem Kartäuser. Verwandte alte Klagen wiederholt er in folgendem. „Auch in der wissenschaftlichen Literatur ist des Geschwätzes mehr, als man glauben sollte. Parasitisch ist die Masse auch im gelehrten Schrifttum. Wenn das nicht wäre, so könnte gar nicht so viel geschrieben und gelesen werden, wie es geschieht. Denn der hervorragende Kopf, dessen Schriften allein die schriftliche Aufbewahrung verdienen, kann nicht anders als der Mehrzahl seiner Zeitgenossen unverständlich sein, eben weil er sich seine eigne Sprache geschaffen hat. Es ist darum nicht mit Bitterkeit, sondern vielmehr mit verzweifelt gütigem Lachen wahrzunehmen, daß die Armut das Schicksal der außerordentlichen Männer ist und bleiben muß, daß der Spinoza ewig Brillengläser schleifen muß, um die Notdurft seines Leibes zu befriedigen. Das Volk gleicht darin dem Fürsten, der neue Mäcen dem alten. Volk und Fürst haben ihr Geld nur für die Taschenspieler und Schwätzer, weil sie nur bezahlen, was sie genießen können." Zu den Dingen, in denen man Mauthner beistimmen muß, gehört auch der Nachweis, daß eine phonetische Orthographie unmöglich ist; ein Nachweis übrigens, den der Verfasser der sonderbaren Geschichte im 24. und 25. Hefte der Grenzboten eigentlich noch hübscher geführt hat.

Wundt kritisiert im letzten Kapitel seines Werkes die Hypothesen über die Entstehung der Sprache. Er behandelt mit Recht dieses viel erörterte Thema als einen im Grunde genommen überflüssigen Anhang. „Ein Standpunkt außerhalb der Sprache, die Voraussetzung eines Zustands, in welchem der Mensch nicht nur der Sprache, sondern auch aller der Eigenschaften entbehrt hätte, aus denen sie hervorgehn mußte, eine solche Voraussetzung ist für die Psychologie eine leere Fiktion, mit der sich nichts anfangen läßt, weil sie die Bedingungen beseitigt, mittelst deren die Existenz der Sprache überhaupt zu begreifen ist." Wie aber, diese Bedingungen vorausgesetzt, die Sprache entstehn konnte und mußte, das hat ja Wundt gezeigt. Daß sich die Männer, die das Problem in seiner ältern, durch die Psychologie als falsch aufgezeigten Fassung behandelten, große Verdienste um die Sprachwissenschaft im allgemeinen erworben haben, wird natürlich anerkannt, und namentlich wird Herders Bedeutung hervorgehoben. Als die vier Hauptttheorien nennt Wundt die Erfindungstheorie, die Nachahmungstheorie, die Naturlauttheorie und die Wundertheorie. Seine Widerlegung dieser vier Theorien finde ich nun zwar überzeugend, mache jedoch in Beziehung auf die Wundertheorie einen kleinen Vorbehalt. Ohne über Vorgänge, von denen wir schlechterdings nichts wissen können, etwas Gewisses aussagen zu wollen, halte ich es doch für unwahrscheinlich, daß Gott die Welt und jede Art organischer Geschöpfe, zuletzt den Menschen, in einem plötzlichen Schöpfungsakt sollte hervorgebracht und den Menschen dann sprechen gelehrt haben, und glaube mit der heutigen Naturwissenschaft an die Entwicklung. An eine Entwicklung jedoch, die sich nach dem Willen und Plane der höchsten Intelligenz und unter deren Leitung vollzogen haben muß. Sofern nun die Fähigkeit der Elemente,

Digitized by Google

durch Vereinigung und Trennung die verschiedensten Wesen aufzubauen, nicht ein Ergebnis des Naturlaufs, sondern die vom Schöpfer gesetzte Bedingung seines Anfangs ist, darf man sie als etwas außerhalb der natürlichen Entwicklung und vor ihr liegendes ein Wunder nennen. Und mag man sich die psychophysischen Bedingungen der Sprache, die mit denen der Menschenvernunft zusammenfallen, als in die ersten Daseinsbedingungen der Welt eingeschlossen oder ihnen auf einer gewissen Stufe der allgemeinen Entwicklung zugegeben denken, jedenfalls erscheinen auch sie als ein Wunder. Die wichtigste der Bedingungen, die die Sprache möglich machen, ist die Znordnung von Sprachwerkzeugen zu einem für die Entwicklung von Vernunft tauglichen Gehirn. Hätte der Schöpfer die Pferde den Menschenverstand entwickeln lassen, den dem klugen Hans seine Verehrer zuschreiben, so würde er sie auch Organe haben entwickeln lassen, die sich zur Gedankenmitteilung besser eignen als Pferdehufe. C. J.

Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

4. Streifzüge in der weitern Umgegend

Wer längere Zeit das Studium einer fremden Großstadt in Staub, Rauch und Hitze betrieben hat, dessen Nerven sehnen sich nach Abspannung. Eine solche gewährt dem Stambulfahrer fast mehr noch als der Bosporus eine Tagestour nach den reizend an der asiatischen Küste liegenden Prinzeninseln. Es war an einem herrlichen Maimorgen — die abendländische Christenheit feierte gerade Pfingsten, das liebliche Fest —, als wir auf der „neuen Brücke“ an der Abfahrtstelle des Dampfers erschienen. Viel zu früh. Man kommt in der Türkei überhaupt nie zur richtigen Zeit, wenigstens überall da, wo die türkische Zeit gilt. Das ist auch so eine unmoderne und unmotivierte Schikane für den Fremden, die mit Eigensinn gerade bei den Dampfschiffahrtplänen festgehalten wird. Der türkische Tag läuft von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und hat vierundzwanzig Stunden, mögen die Tage nun kurz oder lang sein. Folglich sind die türkischen Stunden jeden Tag von verschiedner Länge, und die türkische Uhr müßte jeden Tag anders gestellt werden, wird es aber nur jeden fünften. Der Fremde hat nun die angenehme Aufgabe, die türkischen Stunden in seine fränkische Zeit umzurechnen, was nie gelingt. Wir mußten die verlornen anderthalb Stunden, so gut es ging, durch Herumbummeln hinbringen. Ich sah mir die zehn Minuten von der „neuen Brücke“ entfernte „alte“ an. Sie ist jetzt antiquiert, schäbig, baufällig und viel weniger benutzt als ihre jüngere Schwester. Als ich an der Abfahrtstelle wieder mit meinem Genossen zusammentraf, hatte sich das Bild stark geändert. Vorhin war es einsam gewesen, jetzt flutete um den engen Schalterraum auf der feuchten Landungspoute die Menge der Sonntagsausflügler, meistens Griechen und Levantiner. Ein kleiner schwarzer Herr nahm sich unser freundlichst an, löste im heißen Gedränge unsre Billetts und geleitete uns auf das richtige Schiff. Er sprach mit uns ein gutes Französisch ohne die den Griechen eigne Lispelei und stellte sich uns als Monsieur Joaillier, königlich preußischen Hofphotographen, vor. Er ist in der Tat

Digitized by Google

der bedeutendste und bekannteste Photograph in Konstantinopel, von dem jeder Fremde, sei es direkt oder indirekt, seine photographischen Andenken an die Sultansstadt bezieht. Er erzählte uns, während sich das übervolle Schiff langsam in Bewegung setzte, daß er seine Frau und Tochter, die auf Prinkipo in der Sommerfrische seien, besuchen wolle. Seine Tochter werde sich freuen, mit uns Deutsch zu sprechen. Denn sie liebe diese Sprache sehr, wenn auch die Umgangssprache der Familie Französisch sei. Während der Fahrt unterrichtete er uns über alles Wissenswerte und machte uns auf alle wichtigen Punkte aufmerksam. Diesesmal, an dem schönen, sonnigen Maimorgen, sahen wir vom Meer aus die Stadt in ihrem vollen, farbenreichen Glanze, nicht bloß die Silhouetten, wie bei der Ankunft.

Köstlich war auch die Fahrt über das sanftwogende blaue Meer. Es ging an Skutari vorbei, dann folgte Haidar-Pascha, dessen riesige gelbe Kaserne mit ihren vier Eckthürmen weithin sichtbar ist. Auch einen granitnen Obelisk sieht man am Ufer, unter dem die im Krimkriege gefallnen Engländer bestattet sind. Jetzt baut man dort einen neuen Hafen als Ausgangspunkt der Anadolibahn. Dann kommt Kadiköi, das alte Chalkedon, „die Stadt der Blinden," so nannte sie das delphische Orakel, weil ihre Gründer den so viel trefflichern Platz am Goldnen Horn nicht gesehen hatten. Immerhin ist es auch den Chalkedoniern ganz gut gegangen und geht ihnen noch jetzt gut. Kadiköi ist eine blühende, von wohlhabenden Griechen und Europäern bewohnte Stadt. Weiter fuhren wir an der lieblichen, von Rebenhügeln und Feigenplantagen bekränzten Bucht von Fener-Bagtsche und an einem auf vorspringender Landzunge errichteten Leuchtturm vorüber den rasch aus dem Meere hervorwachsenden Prinzeninseln zu. Das Schiff landete zuerst an dem kahlen, unkultivierten Proti, dann kam das nicht viel besser aussehende Antigoni, dann Chalki, wo sich drei sehr verschiedenartige Schulanstalten angesiedelt haben, eine griechische Theologenschule für hundert Studenten, eine ebenfalls griechische Handelsschule und eine türkische Marineschule mit Minaret. An dem Landungsplatze wimmelte es von Zöglingen aller drei Anstalten bunt durcheinander.

Dann landeten wir auf Prinkipo, der schönsten, größten und höchsten der Prinzeninseln. Prinkipo heißt „Prinzeninsel." Dieser stolze Name rührt von sehr traurigen Ereignissen her, nämlich davon, daß in byzantinischer Zeit die ganze Gruppe ein beliebter Verbannungsort für gestürzte Kaiser und Prinzen war. Auf Prinkipo speziell haben nicht weniger als drei verbannte und entthronte Kaiserinnen gelebt: die große Irene, die sich mit Karl dem Großen vermählen wollte, dann Zoe, die aber nach kurzer Zeit wieder zu Ehren und auf den Thron kam (1042), und endlich Anna Dalassena, die Mutter der Komnenen (1071). Die Insel besteht aus zwei durch eine Einsattlung verbundnen Bergen, trägt drei Klöster, eine kleine, von Griechen bewohnte Stadt und eine Reihe stattlicher Villen mit hübschen Gärten. Denn heutzutage ist Prinkipo wegen seiner reinen, milden Luft, seiner herrlichen Vegetation und seiner erquickenden Seebäder ein beliebter Erholungs- und Badeort für die reichen Kaufleute der Hauptstadt geworden. Jeden Sonntag ist das Dampfschiff überfüllt mit erholungsbedürftigen Großstädtern und mit Familienvätern, die ihre sommerfrischelnden Angehörigen für einige angenehme Stunden besuchen wollen.

Auch Herr Joaillier hatte diese Absicht. Seine Gattin und Tochter und einige befreundete Familien empfingen ihn auf der Landungsbrücke; Monsieur Joaillier stellte uns vor und lud uns zu einem Glase Mastix ein. So saßen wir denn, ehe wirs uns versahen, im Garten eines Restaurants am Strande in einem uns völlig fremden Kreise. Die Unterhaltung beschränkte sich zunächst auf ein allseitiges à votre santé, monsieur! oder madame!, auf Ausrufe wie quel beau temps! une belle journée!, c'est une île charmante! u. dgl. Zum Glück war ich jedoch neben Mademoiselle Joaillier gekommen, eine schöne junge Dame mit üppigem, blauschwarzem Haar; ihre Ahnfrau hatte offenbar dereinst an den Wasserflüssen Babylons gesessen und ihre Harfen an die Weiden gehängt. Das war aber hier im Orient gerade recht stilgemäß, und es war mir höchst reizvoll, auf asiatischem Boden mit

Digitized by Google

diesem prachtvollen orientalischen Mädchen zu plaudern, noch dazu in der Muttersprache, d. h. in meiner, die ihrige hätte sie selbst nicht verstanden. Sie sprach das geliebte Deutsch ohne fremden Accent fließend, wie eine ihrer Schwestern aus dem Tiergartenviertel, nur ohne die dort üblichen Berolinismen. Sie verdankte ihre gesamte Bildung, beinahe ihr ganzes inneres Leben der deutschen Schule und konnte nicht Worte genug finden, diese Anstalt und ihren Leiter, einen Herrn Swatlo, zu rühmen. Wenn ich je stolz gewesen bin auf meinen Beruf als deutscher Schulmeister — man hat ja nicht immer Ursache dazu —, so bin ich es in dem Wirtschaftsgarten von Prinkipo gewesen, eine etwas ungewöhnliche Stelle für solchen Berufsstolz. Fräulein Joaillier — so nannte ich sie jetzt statt Mademoiselle — hatte auch keineswegs bloß fehlerfreies Sprechen gelernt, sondern auch mit Liebe und Verständnis unsre Klassiker gelesen, und zwar nicht nur „Die Glocke“ und „Die Bürgschaft,“ sodaß ich mit Mühe der Versuchung widerstand, ein kleines Examen zu improvisieren. Nachdem wir eine halbe Stunde im Kreise dieser liebenswürdigen Menschen verplaudert hatten, mahnte uns die enteilende Zeit zum Aufbruch. Wir hatten noch viel vor. Unter allseitigem Händeschütteln trennten wir uns mit „au revoir!“ und „Auf Wiedersehen!“

Daraus ist freilich nichts geworden, wenigstens nicht mit meiner schwarzhaarigen Nachbarin. Als ich eine Woche später das Joaillierſche Geschäft in der grande rue de Péra betrat, um mir Photographien zu kaufen, empfing mich Monsieur Joaillier, den ich durch den Kommis rufen ließ, wieder mit der größten Herzlichkeit und übergab mich einer andern Tochter, der ältern Schwester meiner noch in Prinkipo weilenden Bekanntschaft, als Führerin und Beraterin. Nie ist mir das schwierige Geschäft, photographische Ansichten auszuwählen, rascher und angenehmer von statten gegangen als in Begleitung dieses jungen Mädchens, das in der deutschen Schule ebenso gut Deutsch gelernt hatte wie ihre Schwester. In dem obern, hübsch eingerichteten Salon führte sie mich von einem der dicken Albums zum andern und beriet mich bei der Zusammenstellung meiner Kollektion mit größter Liebenswürdigkeit und bester Sachkenntnis. Bei der Bezahlung gewährte mir Herr Joaillier nicht nur einen Vorzugspreis (fünf Franken statt sechs für das Dutzend), sondern gab mir noch als souvenir zwei Stück extra. Das alles verdankte ich nicht meinen schönen Augen, sondern meiner Eigenschaft als deutscher Schulmann. Man sieht, die deutsche Schule im Auslande zieht ihre segnenden Kreise weiter, als sie selbst ahnt. Heil ihr! Das ist doch noch eine nationale Propaganda, der auch der enragierteste Sozialdemokrat keinen Chauvinismus nachsagen kann, eine Propaganda des Geistes, der Bildung, der Kultur, der Menschenfreundlichkeit. Übrigens klagte Herr Joaillier sehr über den völligen Mangel an Schutz gegen unberufne Vervielfältigung in der Türkei. Seine mühsamen und oft mit großen Schwierigkeiten und Unkosten hergestellten Aufnahmen würden ihm oft von dem ersten besten Winkelphotographen abphotographiert, und dieser verkaufe dann die bequem und kostenlos hergestellten Bilder billiger, als er es könne. Die anständigen Fremden nähmen freilich nur bei ihm. Ich richte also hiermit an alle lieben Landsleute, die in Konstantinopel Photographien kaufen wollen, die Mahnung, sich nicht durch den billigern Preis dazu verleiten zu lassen, den unlautern Wettbewerb zu unterstützen. Sie mögen sich ruhig einem der beiden deutsch gebildeten Fräulein Joaillier anvertrauen und beim Besichtigen und Auswählen eine genußreiche Stunde mit der liebenswürdigen jungen Dame verplaudern.

Doch zurück von dieser photographischen Abschweifung nach Prinkipo. Zu unsrer Mastixtafelrunde hatte sich noch ein junger Österreicher gesellt, der sich Geschäfte halber schon längere Zeit in Konstantinopel aufgehalten hatte. Dieser geleitete uns bis zum nahen Hotel de l'Embarcadère, wo wir unser Mittagbrot verzehren wollten. Dabei zeigte er uns ein stattliches Haus oben auf der Höhe, dem jedoch das Dach und die Fenster fehlten. Das sei ein sprechendes Zeugnis türkischer Verwaltungswillkür, sagte er, seine Stimme zum Flüsterton dämpfend. Es gehöre einem griechischen

Digitized by Google

Ärzte. Der habe nach endlosen Schwierigkeiten und reichlichen Trinkgeldern endlich die Erlaubnis erlangt, dort oben bauen zu dürfen. Dann, als das Haus so weit gediehen sei, wie man jetzt sehen könne, sei ihm urplötzlich die Fortsetzung des Baues untersagt worden, und bis heute habe er trotz allen Anstrengungen dieses Verbot nicht rückgängig machen können. Das Haus stehe nun schon fast zwei Jahre so da und sei natürlich schon halb zur Ruine geworden. Er warnte uns dann noch, auf der Straße laut über solche oder andre Mißstände zu reden. Das Beste sei überhaupt, immer möglichst leise zu sprechen. Denn es wimmle geradezu von Geheimpolizisten. Auch sollten wir in den engen Gassen Stambuls ja nicht allein oder etwa in der Dunkelheit gehn.

Auf der Terrasse am Meere schmeckte uns das Mahl herrlich. Dann gingen wir auf die Platia, wo sich, da es Sonntag war, die ganze Bevölkerung in strahlend bunten Gewändern herumtrieb. Auch stand schon eine Menge Esel zum Vermieten bereit. Wir wählten uns zwei schmucke Grautiere aus, deren Führer, ein halbwüchsiger Junge, einmal wieder „Athanas“ hieß. Da nach Doktor Mordtmanns Aussage das Reiten mit herunterhängendem Schenkel für mich „das reine Gift“ sein sollte, so legte ich das verwundete rechte Bein dem Esel auf den Kopf zwischen die Ohren und machte damit eine so groteske Figur, daß die Leute stehn blieben und mir nachsahen. Leider ließ sich diese Beinstellung nicht lange ertragen, sodaß ich häufig wechseln mußte. Unser Ritt ging zuerst durch eine schöne Villenstraße mit ganz modernen Gebäuden und wohlgepflegten Blumengärten, dann durch harzduftenden Fichtenwald zum Sattel, wo uns die Wirte der beiden Kaffenien, die dort liegen, zu Rast und Erfrischung einluden. Wir strebten aber höher und ritten durch Myrten- und Terebinthengebüsch noch weiter hinauf zum Kloster des heiligen Georgios, das die höchste Spitze der ganzen Insel krönt, wenn man diesen Ausdruck von einem recht dürftigen und ärmlichen Gebäude gebrauchen darf. Einer der heiligen Väter führte uns in die Klosterkirche, wo ein in Gold getauchter heiliger Georg seinen Drachen ersticht, und eine nahezu mohrenhafte Panagia in steinerner Würde vor sich hinstiert. Vom Eingang aus konnten wir in das geöffnete Speisezimmer sehen, wo die Mönche um einen Rundtisch saßen und ihr in einer einzigen Schüssel aufgetragnes Mahl verzehrten. Das Kloster hat nur noch fünf Mönche, die beiden andern Klöster, die es auf Prinkipo gibt, das Christus- und das Nikolaskloster, noch je einen.

Während mein Gefährte in dem Kaffenion neben dem Kloster zurückblieb, kletterte ich auf der schmalen Berghöhe entlang, teils durch Gestrüpp, teils über glatte Felsen, bis zum steil abfallenden Endpunkte. Von hier sah ich jenseits des Sattels ein riesiges, noch im Bau begriffnes Hotel und links davon noch höher das Christusklosster. Der Hotelunternehmer scheint kein Fuchs zu sein. Sonst würden ihn „die Spuren schrecken,“ nämlich das inhiblerte Haus des Arztes. Wer auf türkischem Boden baut, der baut auf den Sand der Rechtlosigkeit. Zum Kaffenion zurückgekehrt, genoß ich dann den trefflichen Landwein und die noch trefflichere Aussicht auf die flache asiatische Festlandsküste mit der Stadt Tusla und weiter nach Süden auf die bithynischen Berge mit dem mächtigen Olympos, auch den Eingang zur Bucht von Ismid, dem alten Nikomedien, sieht man, während Nicäa in den Bergen verborgen liegt. Chalkedon hatten wir auf der andern Seite hinter uns. Lauter Konzilstädte! Welch reges Leben entfaltete damals die jetzt so veräußerlichte, tote oder wenigstens scheintote griechische Kirche! Fast unmittelbar zu unsern Füßen aber lag das kleine grüne Eiland Anterobintos in der blauen Flut.

Auch der Ritt bergab bot nach allen Seiten die entzückendsten Blicke über die Gipfel der Bäume hinweg auf den blauen Spiegel und in die weite seeflimmernde Ferne, auf die Nachbarinseln und die sanftgeschwungnen Buchten der Festlandsküste. Wir ritten vom Sattel aus auf einem andern Wege links herum und kamen dabei, wie es schien, in den mehr abgelegnen türkischen Teil der Villenstadt. Denn hier saßen in den dunkeln Lauben der Blumengärten an plätschernden

Digitized by Google

Brunnen mohammedanische Frauen, in Seide gekleidet und den Kopf mit seidnem Überschlag bedeckt, andre begegneten uns auf der Straße, wo sie ruhigen Schrittes dahin wandelten, meist unverschleiert. Auch schauten sie hier, wo es der Ehehert nicht sah, dreist und ungeniert auf die fremden Eselreiter und lachten vergnügt über meine krampfhafte Beinhaltung. Eine anderthalbstündige Fahrt trug uns dann durch das unter starker Brise weiß aufschäumende Meer zurück nach Konstantinopel, viel zu früh für unsern Geschmack. Es war aber leider das letzte Schiff, das fuhr, und deshalb übervoll. Wunderbar waren jetzt die Prinzeninseln hinter uns beleuchtet. Rosig hoben sich ihre Berge vom bläulichen Abendhimmel ab, und es war, als ob der Wind uns noch die Blumendüfte der Gärten nachtrüge. O könnte ich doch als byzantinischer Prinz auf einem dieser lieblichen Eilande mein Leben verträumen und vom waldigen Gipfel herunter weit hinaus schauen auf das schäumende Meer. Eitler und wohl auch nicht einmal ganz ernst gemeinter Wunsch! Wir Abendländer sind doch nun einmal bis in die Wurzeln der Seele hinein Arbeits-, Pflicht- und Gemütsmenschen! Auch Kadiköi, Haidar-Pascha, Skutari strahlten jetzt im schönsten Abendsonnenglanze, sodaß sogar die gelbe Kaserne einen poetischen Anstrich erhielt, Stambul dagegen glich wieder einem feinumränderten Schattenbild. Am Quai von Galata feierte man den Sonntag; sämtliche Cafés waren zum Überlaufen voll, allenthalben Musik, Geklimper, lustwandelnde Menschen aller Nationen; auch die Türken feierten mit.

Wie wertvoll und angenehm es ist, einen Ortskundigen zum Führer zu haben, hatte mir die kurze Bekanntschaft mit Herrn Joaillier deutlich gezeigt. Darum beschloß ich, einen Empfehlungsbrief, den ich an einen in türkischen Diensten stehenden deutschen Offizier, den Oberstleutnant Hauschild, bei mir führte, nunmehr baldmöglichst abzugeben. Ich machte mich also am nächsten Tage auf den Weg, ihn zu suchen. In der Buchhandlung von Otto Keil sollen Fremde nach Meyer „bereitwilligst jede gewünschte Auskunft“ erhalten. Darauf bauend ging ich in den Laden, erhielt aber nur sehr kurz und geschäftsmäßig die Antwort, den Herrn kenne man nicht, wenn er, wie ich angebe, Instruktor an der École militaire sei, so möge ich mich nur dorthin begeben, sie liege sehr weit draußen in dem nördlichen Vorort Pankaldi. Ich setzte mich also in die Pferdebahn und fuhr die endlose Peraſtraße bis zu Ende und dann weiter hinaus in die unbekannte Welt. Exerzierplätze, Kasernen, Hospitäler, Friedhöfe, ein Kaffeegarten, eine aus neuen Häusern bestehende, offenbar erst kürzlich entstandne Straße, dann ein riesiges militärisches Etablissement mit einem kolossalen hochummauerten Hofe, worin Reitübungen abgehalten wurden. Das war, wie man mir sagte, die Kriegsschule.

Ich stieg also aus und ging die Fahrrampe zum Hauptportal hinauf, wo mich der Posten anhielt. Ich holte meinen Brief heraus, zeigte auf den Namen und sprach zugleich das Wort „Hauschild“ möglichst scharf artikuliert aus. Der Asiate — die türkische Armee rekrutiert sich hauptsächlich aus Asien — stierte mich mit völliger Verständnislosigkeit an. Da ich ihm aber einen anständigen Eindruck machte — ich trug meinen schwarzen Bratenrock und meinen Zylinder —, so rief er in das Portal hinein, worauf der wachthabende Unteroffizier erschien, dem ich nun dasselbe vormachte wie dem Soldaten. Der Mann nahm den Brief in die Hand, besichtigte ihn von allen Seiten, nickte, als ich ihm den Namen „Hauschild“ langsam und deutlich vorsprach, und führte mich schließlich in das Gebäude hinein. Lange Gänge, ein Hof, herumstehende Soldaten, hölzerne Treppen, Gewehre in Gestellen zogen an meinem Blick vorüber; endlich öffnete er ein ziemlich geräumiges Zimmer, hieß mich auf einen Stuhl niedersitzen und verschwand dann wieder. Da befand ich mich also mit einemmal in einer türkischen Unteroffizierstube. An den Wänden hingen Seitengewehre, Koppel und dergleichen. Auf einem Schragen saßen zwei Kriegsmänner, ein dritter schrieb an einem Tische. Beständig gingen Soldaten ein und aus, Meldungen wurden gemacht, Befehle erteilt. Von mir nahm niemand Notiz. Ich klappte einstweilen zum sichtlichen Amüsement der

Digitized by Google

Türken meinen Klapphut bald auf und bald zu und dachte: Warte nur, balde kommst auch du an die Reihe.

Nach etwa einer Viertelstunde trat ein älterer Soldat, ein Feldwebel oder so etwas, in die Stube, forderte mich mit militärischer Handbewegung auf, ihm zu folgen, und führte mich durch eine andre Tür in ein zweites, hinteres Zimmer, zu dem man einige Holzstufen hinaufsteigen mußte. Die zwei Kriegsmänner, die hier saßen, waren offenbar ebenfalls Feldwebel oder Sergeanten. Sie warfen nur einen kurzen Blick auf mich und ließen mich dann ruhig auf dem rotgestrichnen Holzschemel sitzen, auf den mich mein Führer placiert hatte. Dieser stellte sich vor mich hin und beschrieb in der Luft mit dem Finger so lange ein kleines Rechteck, bis ich ihm meinen Brief überreichte und dazu „Hauschild" sagte. Er nickte verständnisinnig und wiederholte: „Hauschild." Aber er ging noch nicht, sondern fing noch einmal an, vor meinen Augen Rechtecke in die Luft zu zeichnen. Ich merkte erst nicht, was er meinte. Dann ging mir ein Licht auf, ich griff in die Tasche und gab ihm meine Visitenkarte. Nun nickte er befriedigt und zog mit den beiden Dokumenten ab.

Wieder befand ich mich allein, diesesmal eine Stufe höher unter türkischen Feldwebeln. Auch das Zimmer war etwas besser ausgestattet als das untere. Es gab hier sogar zwei Wasserpfeifen. Ein Soldat im Drillichanzug brachte ein Kohlenbecken, ein andrer Kaffee, und die beiden Kompagniemütter hüllten sich alsbald in Rauchwolken und Schweigen. Ich schwieg auch. Die Geschichte fing nun an, vor Langweiligkeit wieder interessant zu werden, und ich war selbst gespannt darauf, wie sie wohl endigen würde; denn irgendwie mußte sie doch endigen. Meinen Klapphut auf und ab springen zu lassen, wagte ich hier nicht. Die Herren Feldwebel sahen mir dazu zu gravitätisch aus. Eine gute Viertelstunde mochte ich so im Tabaksqualm und Kaffeedunst der türkischen Kasernenstube gesessen haben — ich selbst bekam übrigens trotz der vielgerühmten orientalischen Gastfreundschaft nichts ab —, da öffnete sich die Tür hinter mir von neuem, und der Mann, der mir Brief und Karte abgenommen hatte, erschien von neuem, und zwar in Begleitung eines noch ältern und würdigern Kameraden. Er wies auf mich hin, händigte ihm Brief und Karte ein und verschwand. Sein Begleiter dagegen rückte einen Schemel neben den meinigen, setzte sich darauf und fragte: Que veux-tu?

Ich war so perplex ob dieser patriarchalisch-militärisch-knappen Anrede, daß ich nicht sofort zu antworten vermochte. Erst als er seine kategorische Frage wiederholte, brachte ich heraus: Je veux monsieur Hauschild.

Quel est ton metier? fuhr er fort, indem er auf meine Visitenkarte starrte.

Je suis professeur dans une école.

Quelle école?

Was sollte ich aus dieser Frage machen? In die verschlungnen Pfade unsers höhern Schulwesens konnte ich den biedern Obertürken doch nicht in aller Eile einführen. Da kam mir der rettende Gedanke, zu antworten: Une école allemande, und nun hellte sich sein inquisitorisches Antlitz plötzlich zu einer gewissen Freundlichkeit auf.

Tu es professeur dans une école allemande. Bon! Tu veux parler Hauschild. Bon!

Ich sagte: Oui, dans sa maison.

Nun war aller Zweifel über die Lauterkeit meiner Absichten behoben. Dans sa maison! wiederholte der Türke, stand auf und bedeutete mir, ihm zu folgen. Ich mußte wieder das Unteroffizierzimmer und dieselben Korridore und Gänge passieren. Am Tore gab er mir dann meinen Brief und meine Karte zurück und sagte freundlich, indem er auf die lange Straße vor der Kaserne hinwies: Une maison blanche, un balcon, et le tram.

So war ich glücklich aus der Löwenhöhle heraus, sah sie mir noch einmal von außen an und schritt dann die Rampe hinunter. Ein weißes Haus, ein

Digitized by Google

Balkon und die Trambahn davor, das sollten die Kennzeichen sein, denen ich nachzugehn hatte. Leider war jedes Haus weiß, jedes hatte einen Balkon, und die Trambahn ging an jedem vorbei. Es blieb mir also nichts übrig, als im eigentlichen Sinne des Wortes hausieren zu gehn. Haus bei Haus fragte ich nach „Hauschild," und zwar, da es nirgends einen Portier gab, auch im ersten und zweiten Stock. Jede Erkundigung verlief ungefähr auf dieselbe Weise. Auf mein Klingeln öffnete ein mehr oder weniger schlumpiges weibliches Wesen oder ein verschmitzt lächelnder Jüngling. Dann fragte ich: Est-ce ici, que demeure monsieur Hauschild?, worauf die Gestalt verlegen wurde und etwas Unverständliches stammelnd verschwand, während ich auf dem halbdunkeln stickigen Korridor zurückblieb. Ich hörte dann Türen klappen, Stimmen murmeln, Schritte gehn, bis endlich nach kürzerm oder längerm Warten „Madame" erschien, um mir in mehr oder weniger gebrochnem Französisch mitzuteilen, daß Monsieur Hauschild hier nicht wohne, und daß sie auch nicht wisse, wo er wohne. Diese Fragerei und Hausiererei war wahrhaft embêtant, wie der Franzose so bezeichnend sagt, aber ich war entschlossen, meinen deutschen Oberstleutnant zu entdecken, und wenn ich ganz Pankalbi abklappern müßte. So schlimm wurde es jedoch nicht. Denn schon beim sechsten Haus stand unten an der Tür ein Kawasse, der mir die Hoffnung einflößte, daß hier vielleicht ein Fremder wohne. Freilich hatte der Mann mit dem deutschen Offizier nichts zu tun, aber er bejahte meine Frage. Froh des Erfolges stieg ich zwei Treppen hinauf und las am Klingelschild den langgesuchten Namen. Ich sprach den öffnenden Diener französisch an, er wollte mich abweisen, aber eine weibliche Stimme rief von innen auf deutsch: „Führen Sie nur den Herrn herein!" Im nächsten Augenblick stand ich vor einer jungen deutschen Frau und wurde in einen schönen Salon geführt. Ihr Gatte sei vom Dienst noch nicht zurück, könne aber jeden Augenblick kommen, er werde sich freuen, von seinen Verwandten aus der Heimat zu hören.

Es wurde Tee serviert, und wir waren bald im anmutigsten Geplauder. Dabei kam mir, je länger ich die Dame anschaute, um so klarer zum Bewußtsein, daß ich sie schon irgendwo und -wann einmal gesehen haben mußte. Besonders der strahlende Glanz der großen, hellen Augen kam mir nicht unbekannt vor, aber vergeblich suchte ich in den Kammern meines Gedächtnisses. Auch ihr schien es ähnlich mit mir zu gehn, sodaß wir uns während des Gesprächs ab und zu forschend ansahen, ohne jedoch unsern Gedanken Ausdruck zu geben. Plötzlich öffnete sich die Tür, und herein trat in grüner, goldgestickter Uniform ihr Gemahl, der Kaimakam, eine Rangbezeichnung, die etwa unserm Oberstleutnant entspricht. Nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten, erzählte ich ihm meine soeben glücklich beendigte Irrfahrt, währenddessen er mich ebenfalls forschend ansah, gerade wie seine Gattin.

Dann sagte er: Sie sind also in einer türkischen Kaserne gewesen. Wissen Sie, daß das etwas ganz Außergewöhnliches ist? Der Zutritt zu türkischen Kasernen ist niemand erlaubt, nicht einmal Offizieren aus andern Regimentern. Übrigens, fuhr er fort, hätten Sie unsre Bekanntschaft bequemer machen können. Sie sind doch vorgestern mit noch einem Herrn nach Prinkipo gefahren? Wir auch. Erinnern Sie sich nicht?

Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Auf dem Hinterdeck hatte ein junges Ehepaar gesessen, er war aber in Zivil gewesen. Sie hatten unsern Gesprächen mit Interesse zugehört, auch wiederholt daran gedacht, uns anzureden und über zweifelhafte Sachen Auskunft zu geben, es dann aber doch aus Diskretion unterlassen. Mir waren schon damals die strahlenden Augen der Dame aufgefallen, und ich hatte meinen Reisegenossen verstohlen auf dieses Phänomen aufmerksam gemacht.

Als ich von dem liebenswürdigen deutsch-türkischen Ehepaar Abschied nahm, verabredeten wir für den nächsten Freitag eine gemeinsame Partie nach den

Digitized by Google

„süßen Wassern von Europa," um uns dort das mohammedanische Volksleben anzusehen.

Die süßen Wasser von Europa fließen im Tal von Kiathane und ergießen sich in das Goldne Horn, sind gleichsam dessen Verlängerung. Hier auf den saftigen Wiesen versammelt sich unter den Baumgruppen jeden Freitag die türkische Welt, nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder. Da lagern sie auf Strohmatten und Teppichen und freuen sich in harmlosester Weise, Süßigkeiten naschend, kühlende Getränke schlürfend und Zigaretten rauchend, des Frühlings und der Freiheit. Denn dies ist die einzige Gelegenheit, wo sich die Frauen der bessern Stände freier bewegen und mit andern Menschen zusammenkommen können. Die vornehmen, kostbar geschmückten Haremsdamen, die sich nicht unter das übrige Volk setzen dürfen, fahren wenigstens in ihren eleganten Equipagen einen langsamen Korso, die Gesichter mit sehr dünnen und weiten Schleiern bedeckt, sodaß sie nicht nur sehen, sondern auch gesehen werden und mit den jungen türkischen Kavalieren und fränkischen Gesandtschaftsattachés feurige Blicke tauschen können. An Taschenspielern, tanzenden Zigeunerinnen, fliegenden Kaffeekuchen fehlt es nicht, wohl aber an Ausschreitungen, wüstem Lärm und Trunkenheit. Es ist ein kindliches, fröhliches Getriebe, und auch die kleinen Koketterien sind durchaus nicht als ernste Anbändeleien gemeint. Es ist kein Wunder, daß sich die türkischen Frauen auf diese freitägliche Unterbrechung des monotonen Haremslebens die ganze Woche freuen. Diesesmal sollte ihnen und uns die Freude leider zu Wasser werden.

Unsre kleine Gesellschaft fand sich zur bestimmten Nachmittagsstunde an der neuen Brücke ein. Ich hatte außer meinem ständigen Gefährten noch einen zweiten Reisegenossen mitgebracht, der jugendliche Oberstleutnant brachte einen preußischen General a. D. mit, einen liebenswürdigen Herrn von kaustischem Witz. So fuhren wir zu sechs in einem von zwei schnellen Ruderern getriebnen „Sandal" das Goldne Horn entlang nach seiner Spitze zu. Aber schon bei der Abfahrt lag hinter uns über Asien dräuend eine schwarze Wolke, und es dauerte nicht lange, so hatte sie den Bosporus überschritten, und es fing ganz bedenklich an zu donnern und zu blitzen. Schon begegneten uns einzelne zurückkehrende „Kaiks" mit schwarzverhüllten Frauen, die dem Gewitter entgehn wollten. Wir feuerten unsre Ruderer zur größten Eile an, aber sehr bald wurde es klar, daß wir dem Regen nicht entgehn würden. Als die ersten schweren Tropfen niederfielen, fuhren wir ans Land und stiegen die hölzerne Treppe zu einem Wachtlokal an den Schiffshäusern hinauf. Hier lag ein Offizier mit einigen Soldaten. Da Hauschild, der das Türkische mit großem Eifer studiert hatte, den Offizier in seiner Muttersprache um die Erlaubnis bat, das Unwetter unter seinem schützenden Dache abwarten zu dürfen, so wurden uns mit großer Zuvorkommenheit Rohrschemel angeboten. Wir saßen nun auf der überdachten Holzdiele vor dem eigentlichen Wächterhaus und schauten auf das Goldne Horn hinaus, das aber heute nichts weniger als golden, vielmehr bleigrau und trübe aussah. Bald regnete es in Strömen, und wir hatten nun das Vergnügen, den ungeheuern Zug der eilig von den süßen Wassern nach Hause Zurückfahrenden an uns vorübergleiten zu sehen. Anfangs ließen sich die vorüberfahrenden Boote noch zählen, dann aber folgten sie sich in dichten Massen, wie ein geschlagnes Heer auf der Flucht. Da kamen Fahrzeuge von jeder Größe, Gestalt und Schönheit vorüber, vom groben Transportboot bis zum elegantesten Luststandal, teils mit Zeltdächern, teils ohne solche, jedes suchte dem andern zuvorzukommen und hastete mit den Rudern wie mit ausschlagenden Wasserbeinen nach vorn, wobei es nicht an Kollisionen und Scheltworten der Schiffer fehlte. Aber das Vergnügen und die Lust waren durch den Regen keineswegs gänzlich ertränkt worden. Nicht nur, daß von vielen der Schiffe eine schnarrende, lärmende Musik ertönte, auf einigen größern Fahrzeugen wurden auf dem Vorderdeck sogar Solotänze aufgeführt, ja auf einem kleinern Kaik vollführte ein Kerl in buntem Trikot einen veritabeln Bauchtanz, mitten in

Digitized by Google

Sturm und Regen. Wohl bekomms! Zwischen den Ruderbooten waren kleine Dampfer zu sehen, nach Art der Pariser mouches, der eine lag so schief im Wasser, daß er jeden Augenblick umzukippen schien. Außerdem gab es noch hochbordige Dampfschiffe, die von oben bis unten schwarz gestrichen oder behängt waren und den Eindruck riesiger Wassersärge machten. Die Verdecke waren bis auf den letzten Platz von wimmelnden Menschen, meist schwarzbemäntelten Weibern, besetzt.

Allmählich ebbte diese Bootsflut. Von einem der letzten Fahrzeuge aber wurde ich zu meiner größten Überraschung bei Namen gerufen.

Besuchen Sie mich doch und trinken Sie eine Flasche Bier mit mir, ich wohne bei Kroeker, rief eine weibliche Stimme.

Ich war so verblüfft, daß ich kaum den Kneifer ans Auge brachte. Dann erkannte ich meine liebenswürdige Samariterin von Troja, die mir den ersten Verband ans Bein gelegt hatte, und neben ihr Fräulein Lotti, ihre Barackengefährtin. Ihr Gatte fehlte. Er mußte also noch in Troja oder auf dem Ida sein. Ich rief noch nach dem Boote hinüber, daß ich nicht verfehlen würde zu kommen, da war die Erscheinung auch schon vorübergerauscht. Aber auch der Regen ließ nun nach, und Herr Hauschild, der nach guter deutscher Soldatenart nicht gern ein angefangnes Unternehmen unvollendet lassen wollte, überredete uns trotz einem leisen Widerspruch seiner Frau Gemahlin, nun doch noch zu den süßen Wassern zu fahren. Wir verabschiedeten uns also von unsern türkischen Schemelspendern, spannten die Schirme auf, und die Ruderer mit ihren roten Gürteln, roten Fessen, gestreiften Hemden und nackten braunen Armen legten sich mit einem wahrhaften Biereifer, oder da es Türken waren, muß man wohl sagen Kaffeeeifer in die Riemen.

(Schluß folgt)

Junisonne

Eine Novelle von Sophus Bauditz

(Schluß)

Was Parbo eingeleuchtet, und was ihm gewissermaßen als Ausgangspunkt gedient hatte, war der Umstand, daß er sich ganz deutlich entsann, daß an jenem Abend vor dem Hotel d'Angleterre neben ihnen ein einzelnes Paar gesessen hatte; er hatte die Leute eigentlich gar nicht angesehen, aber als sie sich erhoben, hatte er — der am weitesten vorn saß — doch bemerkt, daß es ein Herr und eine Dame war, und daß sie in das Hotel hineingingen: folglich hatten sie damals aller Wahrscheinlichkeit nach dort gewohnt.

Die einzig mögliche Erklärung der Postkarte war also, daß das unbekannte Paar ihre Unterhaltung über den Stein mit dem Kreuz angehört hatte, später mußte das Paar unterwegs mit Blom zusammengetroffen sein, der vermutlich über den Zweck seiner Reise geredet hatte, und dann hatte sich eins von ihnen — die Frau oder die Tochter, denn eine Damenhand war es — einen Jux daraus gemacht, ihm — als einem der drei Verschwornen — mitzuteilen, daß Blom aus irgend einem Grunde seinen ursprünglichen Plan aufgegeben habe und nach Rörvig gefahren sei. Warum sie gerade an ihn geschrieben hatte und nicht an Hessel, und woher sie ihn überhaupt kannte, war ihm anfänglich nicht klar, als er aber die Postkarte genauer betrachtete, gelang es ihm doch, eine Erklärung zu finden. „Herrn Parbo“ stand da als Adresse, nicht mehr und nicht weniger: sie hatte natür-

Digitized by Google

lich im Laufe der Unterhaltung nur seinen Nachnamen und nur Hessels Vornamen gehört, sodaß sie zur Genüge entschuldigt war, wenn sie nicht auch an Niels geschrieben hatte!

Es ist also, folgerte er, eine Dame, die sich gerade, um für einen Herrn gehalten zu werden, dieser ganz maskulinen Jagdausdrücke bedient; aber Jagdausdrücke korrekt und fließend anwenden kann nur eine Dame, die mit einem Forstmann oder einem Grundbesitzer verheiratet oder auch die Tochter eines solchen ist. Ja, dann muß man wohl einmal ins d'Angleterre!

Einer von den Kellnern bekam ein Zweikronenstück, und dann bekam Parbo die Erlaubnis, in der Fremdenliste nachzusehen, wer am dreizehnten im Hotel gewohnt hatte. Es waren fast nur Ausländer oder einheimische Direktoren und Etatsräte; Forstleute waren gar nicht dabei, und das einzige, was nach einem Grundbesitzer schmeckte, war ein Jägermeister mit Frau Gemahlin, da dieser aber aus Langeland war, konnte man nicht gut annehmen, daß er am sechzehnten mit Blom in der Richtung nach Nyborg gereist sei. Dann war da ferner ein Rittmeister Kragskjold — Offiziere sind oft eifrige Jäger —, der Nummer achtundvierzig und neunundvierzig bewohnt hatte; zwei Zimmer, das konnte darauf hindeuten, daß er mit Frau oder Tochter gereist war, aber bei seinem Namen stand merkwürdigerweise und gegen alles Recht und Gesetz kein Heimatsort, und der Portier wußte nichts über ihn, wußte nur, daß er abgereist sei.

Mit Hilfe des nützlichen Buches, des Staatskalenders, erfuhr Parbo jedoch, daß der Rittmeister a. D. Kragskjold ein Gut in der Gegend von Kjerteminde hatte — der war es also! Aber war die Briefschreiberin nun seine Frau oder seine Tochter? Der Name Kragskjold hatte ja einen aristokratischen Klang, und Parbo begab sich deshalb in den Lesesaal der königlichen Bibliothek und sah im Adelskalender nach, und aus diesem ging hervor, daß der Rittmeister 1848 geboren, daß er Witwer war und eine einzige Tochter, Inge, hatte.

Wäre Parbo nun seiner Neigung gefolgt, so hätte er sich sofort nach Fünen hinüberbegeben und hätte sich Fräulein Inge ungefähr mit folgenden Worten vorgestellt: Gnädiges Fräulein! Ich bin ganz überrascht, ein junges Mädchen zu finden, das im Besitz von fast ebensoviel Scharfsinn und Kombinationsgabe ist wie ich selber, und deswegen interessiert es mich in hohem Maße, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen — aber er sah doch ein, daß das in einem zivilisierten Lande nicht anginge, und deswegen begnügte er sich damit, noch an demselben Abend einen Brief — natürlich keine Postkarte — folgenden Inhalts zu schreiben.

Hochgeehrtes Fräulein Inge Kragskjold!

Haben Sie vielen Dank für die Mitteilung bezüglich meines Freundes Erik Blom. Ich reise jetzt zu ihm nach Rörvig.

Ihr sehr ergebner

Otto Parbo.

Und zwei Tage darauf — eher war es ihm nicht möglich — reiste er wirklich nach Rörvig, teils weil es ihm natürlich Spaß machte, Blom zu überraschen, teils aber auch, weil er eine unbestimmte Ahnung hatte, daß der Weg zu dem klugen Mädchen — trotz allem — vielleicht doch über Rörvig und Blom führen könnte, der ja jedenfalls das vor ihm voraus hatte, daß er Fräulein Inge gesehen hatte.

* * *

Zur Mittagszeit langte Parbo in Rörvig an, kehrte im Kruge ein und fragte nach Blom. Ja, der Herr war gestern gekommen, war gleich umhergegangen und hatte alle Welt ausgefragt, ob nicht seinerzeit alte Grabsteine aus der Kirche verkauft worden seien, aber niemand hätte etwas davon gewußt, und nun hätte er sich vorhin vom Schulmeister den Schlüssel zur Kirche geben lassen und sei gewiß dort oben.

Digitized by Google

Parbo ging auch da hinauf, hinauf zu der einsamen Kirche, die dort liegt, wo einstmals das Dorf gelegen hatte, ehe der Flugsand kam und Felder und Höfe bedeckte. Die Tür zu dem Waffenhause stand offen, und er ging hinein.

Blom stand oben auf dem Chor und starrte vor sich nieder, offenbar ganz ins Mittelalter versunken, aber wenn er in diesem Augenblick die Knappen Marskens mit dem Sarg ihres Herrn auf der Schulter durch die Kirche hätte kommen sehen, so würde er kaum erstaunter gewesen sein als in dem Augenblick, wo Parbo mit irritierender Ruhe sagte: Guten Tag, Blom! Du bist also nicht in Vordingborg?

Es dauerte eine ganze Weile, bis Blom erwidern konnte: Nein, ich bin statt dessen hierher gegangen.

Es war aber doch eigentlich ein Umweg, über Nyborg hierher zu fahren!

Ja, das war es im Grunde auch.

Hast du irgendwelche Aufklärungen über den Stein des Marschalls erhalten?

Das weißt du also auch! rief Blom ganz vernichtet.

Ja, natürlich — ich weiß alles! Und du hattest angenehme Reisegesellschaft: Fräulein Inge und ihren Vater?

Wen?

Rittmeister Kragskjold und Tochter.

Waren das die?

Ah, du kennst nicht einmal ihren Namen!

Ja, ich habe ihn hier im Kruge gehört — sie kommen ja morgen!

Kommen sie hierher — morgen?

Ja, sie kommen hierher. Und es ist mir sehr angenehm zu hören, daß es die Herrschaften sind, die ich getroffen habe, denn das junge Fräulein hat mich im Grunde veranlaßt, hierher zu gehn. Sie muß sehr intelligent sein: denk dir, sie hatte dieselbe Auffassung von der Kreuzform in dem Stein, die ich neulich Abend gleich äußerte!

Nein wirklich!

Ja, und es ist doch schon an und für sich merkwürdig, daß ein junges Mädchen vom Lande, die nur in Kopenhagen zu Besuch ist, sofort die Platte bemerkt hat!

Hat sie sie denn selbst gesehen? rief Parbo verwundert.

Ja natürlich!

Das ist doch sonderbar!

Nach einer Weile verließen sie zusammen die Kirche und aßen im Krug zu Mittag.

* * *

Rittmeister Kragskjold und seine Tochter kamen am nächsten Tage und fuhren direkt nach dem kleinen Hause bei dem Hochsande, wo sie schon eine Reihe von Jahren zu wohnen pflegten, ursprünglich, weil die verstorbne Frau des Rittmeisters der Luftveränderung bedurft hatte, später, weil die Gegend für ihn so viele liebe Erinnerungen hatte und infolge ihrer milden Wehmut und großen Eigentümlichkeit in so innigem Einklang mit seiner Natur stand.

Der Rittmeister hatte vor ungefähr zehn Jahren seinen Abschied genommen und sich auf sein väterliches Gut zurückgezogen, teils wegen seiner wenn auch nicht starken Schwerhörigkeit, teils weil er seit dem Tode seiner Frau den Gedanken nicht ertragen konnte, beständig in den gewohnten Umgebungen in seiner Garnisonstadt zu leben. Er gehörte nämlich zu den wenigen Auserwählten, die ihr Leben in einer großen Liebe gelebt haben, die ihn ganz ausgefüllt hatte, und als er allein geblieben war, hatten viele gemeint, er würde jetzt zusammenbrechen. Aber gerade kraft der Summe von Glück, die ihm zuerteilt worden war, und die, wie er selber fühlte, unverdient gewesen war, brach er nicht zusammen, sondern zehrte von der Vergangenheit und lebte von ihren Zinsen, ohne das Kapital anzugreifen

Digitized by Google

zu müssen. Er war dankbar für das Zusammenleben, das ihm beschieden gewesen war, und dankbar dafür, daß er und nicht sie zurückgeblieben war, und wenn das Gefühl des Verlustes zuweilen über ihn dahin zu brausen drohte wie die Sturzsee über den Meeresstrand, so fand er doch immer wieder Ruhe in dem Gedanken, eine wie unendlich geringe Spanne Zeit auch eine lange Reihe von Jahren der Trennung gegen ein Zusammenleben in der Ewigkeit ist. Er trug das Gepräge eines Mannes, der ein seltnes Glück genossen und einen großen Schmerz erlitten hat, aber Fremde sahen eigentlich nur eine gewisse stille Freude, die über ihm lag, und wenn er von seiner Frau sprach, hatten sie unwillkürlich das Gefühl, daß er sie wie eine Lebende, fast wie eine Anwesende betrachte.

Die Tochter Inge war ihm ursprünglich, als er Witwer wurde, eine Pflicht gewesen, später wurde sie ihm eine Aufgabe, schließlich war sie der Gegenstand all der Liebe geworden, die er noch übrig hatte.

Inge wuchs indes als frisches, kerngesundes Mädchen heran, das aber natürlich sein verschlossenes Jungfrauenkämmerlein voll geheimer Gedanken und dunkeln Sehnens hatte, zu dem nur sie selber den Schlüssel hatte. Sie war glücklich, wenn sie zuhause war, ritt mit dem Vater und ging mit ihm auf die Jagd, sie war mit Rörvig verwachsen und amüsierte sich königlich bei den alljährlichen Besuchen in Kopenhagen.

An jenem Abend vor dem Hotel d'Angleterre, wo sie in der Tat mit ihrem Vater gesessen hatte, hatte sie so viel von der Unterhaltung über den Stein mit dem Kreuz aufgefangen, daß sie sich in hohem Grade dafür interessierte; sie würde aber trotzdem die kleine Episode vielleicht schnell vergessen haben, wenn sie nicht drei Tage später Blom auf der Fähre getroffen hätte und so gewissermaßen zum zweitenmal in die Frage hineingezogen worden wäre. Sie widerstand alsdann der Versuchung nicht, Blom seine Gelehrsamkeit zurückzugeben, und als sie die Wirkung gesehen hatte, die der bloße Gedanke an Marsk Stigs Stein auf ihn machte, kam sie in ihrer lustigen Mädchenlaune auf den Einfall, den Versuch zu machen, diesen gelehrten Mann nach Rörvig zu schicken, wohin sie selber ja nach einem kurzen, notwendigen Aufenthalt zuhause kommen sollte. Und wie der eine Schritt immer den andern nach sich zieht, so hatte sie, als sie hörte, daß sich Blom wirklich für Rörvig entschied, den ausgelassenen Einfall, zu versuchen, auch den andern der beiden dahin zu dirigieren; daß es gerade Parbo wurde, hatte, wie sein Scharfsinn das ja auch schon herausgefunden hatte, seinen Grund allein in dem Umstande, daß sein Name der einzige war, den sie gehört hatte, und der Name war ja so selten, daß sie hoffen konnte, eine Postkarte mit „Herrn Parbo“ und nichts weiter darauf werde den Richtigen schon erreichen.

Wenn aber Parbo erstaunt gewesen war, als er ihre Karte erhalten hatte, so war sie es in noch höherm Maße bei dem Empfang seines Briefes, und vor allem war sie nun sehr gespannt, wie so ein moderner Zauberer wohl aussehen könne, und wie eine Begegnung zwischen ihnen wohl verlaufen würde.

* * *

Es ging aber alles ganz natürlich zu, sehr viel natürlicher, als sie und Parbo gedacht hatten.

Früh am Abend ging er mit Blom in der Richtung auf den Hochsand zu, und in dem Garten vor einem kleinen strohgedeckten Hause stand der Rittmeister mit seiner Tochter.

Blom grüßte, und sein Gruß wurde freundlich erwidert, man stellte sich gegenseitig vor, Blom stellte Parbo vor, und dann machte man gemeinsam einen Spaziergang nach Norden zu. Der Rittmeister wollte gern den Führer hier in der Gegend machen, und er und Blom gingen voran, Parbo und Fräulein Inge hinterdrein.

Digitized by Google

Als er und sie eine Weile nebeneinander hergegangen und sozusagen gegenseitig Maß voneinander genommen hatten, während sie einige gleichgiltige Bemerkungen wechselten, sagte Fräulein Inge plötzlich, ruhig und ladylike, aber lächelnd: Können Sie hexen, Herr Ingenieur Parbo? Wie in aller Welt haben Sie es fertig gebracht, mein Inkognito zu entschleiern?

Er erklärte ihr, wie einfach das Ganze in Wirklichkeit zugegangen war, und sie folgte seiner Erzählung aufmerksam, sehr aufmerksam. Er machte ihr ein Kompliment über ihr resolutes Eingreifen in den Gang der Begebenheiten, und sie äußerte eine Art Entschuldigung, daß sie ihrer Eingebung gefolgt sei.

Aber daß Sie das Kreuz wirklich auch selbst entdeckt haben! sagte Parbo.

Fräulein Inge lächelte. Ich habe den Stein gar nicht gesehen, entgegnete sie, da aber Herr Blom sofort voraussetzte, daß ich es getan hätte, so wollte ich ihn nicht aus seinen Illusionen reißen!

Parbo lachte laut auf. Nein, natürlich — und er soll auch in dem Glauben erhalten bleiben!

Waren Sie übrigens an jenem Abend nicht zu dritt? fragte Inge. Soweit ich es den Stimmen nach beurteilen konnte — war es nicht so?

Ja, wir waren zu dritt, sagte Parbo; und dann gingen sie nach dem Schanzenhag hinaus, einer kleinen Landzunge, die spärlich mit Gras und büschligem Strandhafer bewachsen sich nach Osten zu in den Fjord hinaus biegt und ihren Namen von einer noch leicht erkennbaren Schanze aus dem Kriege gegen die Engländer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat.

Blom machte die Bemerkung, daß es der ganzen Lage und den sämtlichen lokalen Verhältnissen nach wohl wahrscheinlicher wäre, die Stätte für das Isöremarked des Mittelalters hier als jonstwo zu suchen; der Rittmeister griff den Gedanken auf, und das Isöremarked blieb der Gegenstand von seiner und Bloms Unterhaltung fast auf dem ganzen Wege bis zu der nördlichsten Spitze, Kreuzbag, wo die geheimen Fahrwasserzeichen der Marine — drei wunderlich geformte Holzkreuze — in dem weißen Sande stehn.

Parbo und Fräulein Inge gingen beständig nebeneinander. Es war eine stillschweigende Voraussetzung zwischen ihnen, daß weder der Rittmeister noch Blom etwas davon wissen dürften, was Parbo hierhergeführt hätte, und die Tatsache, daß sie auf diese Weise ein Geheimnis miteinander hatten, rief unwillkürlich eine Art Vertraulichkeit wach und bewirkte, daß ihre Unterhaltung so frei und ungezwungen war, als hätten sie sich lange gekannt.

Erst als es dunkelte, langte man wieder in Rörvig an und trennte sich vor dem Hause am Hochsande.

Es ist ein ungewöhnlich angenehmer und interessanter junger Mann, sagte der Rittmeister später zu seiner Tochter und meinte natürlich Blom.

Ja, sehr interessant, entgegnete sie — und dachte an Parbo.

* * *

Fast den ganzen folgenden Tag war Parbo mit Rittmeisters zusammen — Blom schloß sich ihnen erst gegen Abend an —, und er war lebhaft und aufmerksam, unterhaltend und anregend. Er erzählte von seinen Reisen und seinen Arbeiten, von Erfindungen und Fortschritten, und immer wandte er sich an Fräulein Inge, auch wenn seine Worte eigentlich an den Rittmeister gerichtet waren.

Sie lauschte ganz hingerissen seinen Worten; er brachte ihr etwas Neues, einen Hauch von da draußen, aus der großen, rastlosen Welt, wo gearbeitet und gekämpft, gewonnen und verloren wurde, und so klar über ihre Hingerissenheit war sie sich, daß sie sich einen Augenblick fragen mußte, ob nicht das gleichsam gesteigerte Lebensgefühl, das sie jetzt durchdrang, mit dem verwandt sei, das einstmals ihren Vater und ihre Mutter aneinandergeknüpft hatte.

Digitized by Google

Am Abend gingen sie alle vier nach dem Hochsand hinaus.

Ursprünglich eine Dünenreihe, die in weißen Sandwehen vom Kattegatt her an den Strand getrieben worden war, liegt der Hochsand jetzt in unregelmäßigen Biegungen wie eine gestrandete Riesenschlange, erstarrt und zusammengesunken da, im Laufe der Zeiten vom Fuß bis zum Gipfel bewachsen. Kiefern, im Wachstum gehemmt und mit gekrümmten Stämmen wie in einem Zauberwalde, heben hier ihre flachen Pinienkronen über niedrigem Gestrüpp von Haselbüschen und Erlen, aber hier und da, wo in einer Einbuchtung Schutz ist, sind die Abhänge oft üppig überwuchert: Geißblatt, Farnkräuter und wilde Rosen wachsen da in seltner Fülle, man fühlt sich wie in einer Oase, aber nur bis man wieder auf dem Höhenrücken steht und von dort aus den vom Winde zerrissenen, durchlöcherten Heidekrautteppich zu seinen Füßen sieht, und im Westen die Rörviger Kirche, die einsame Rörviger Kirche, die wie eine Sphinx in der Wüste aufragt.

Ungefähr in der Mitte des Hochsandes öffnet sich, wenn man von Rörvig kommt, plötzlich eine Aussicht, die auf den, der zum erstenmal hier ist, ganz überraschend wirkt und wirken muß. Am Ende des Hochsandes im Norden ruht tief unten in der Ferne der fast kreisrunde märchenhaft stille Tiefe See, von Binsen und Röhricht umrahmt, und nur durch einen ganz schmalen Streifen Landes von ihm getrennt liegt das Kattegatt, das große Meer selbst, der Vater des Fjordes, das Meer, an dessen Horizont kein Land auftaucht.

Die Sonne war gerade im Begriff, zur Rüste zu gehn, und die roten Kiefernstämme glühten, als sie an den Aussichtspunkt kamen — der Rittmeister hatte sich schon lange darauf gefreut, ihn den beiden Fremden zu zeigen —, und unwillkürlich war man auch ganz bezaubert stehn geblieben und ergriffen von der Hoheit des Sonnenunterganges und dieser eigentümlichen Landschaft verstummt. Aber im nächsten Augenblick sprach Parbo weiter, interessant und selbst interessiert, als berühre ihn das Schauspiel wenig.

Für Fräulein Inge aber war in diesem Augenblick der Klang seiner Stimme — er sprach wie immer laut — fast eine Entweihung des Ortes und der Stimmung, eine Versündigung an den geheimnisvollen Mächten der Stille selber, und in demselben Augenblick klangen einzelne Sätze, losgerissene Bruchstücke aus dem Gespräch in ihrem Ohr, das sie an jenem Abend belauscht hatte, und mit besonders festlichem Klang ertönten ihr die Worte: „Wenn die Sonne im Zeichen des Goldregens und des Flieders steht."

Aber das hatte nicht er, der jetzt redete, gesagt, und auch nicht der andre — das fühlte sie —, es mußte der dritte gewesen sein, der jetzt nicht da war.

Das gnädige Fräulein scheinen ganz weg zu sein, in einer andern Welt, sagte Parbo plötzlich. Er hatte ununterbrochen geredet und merkte jetzt erst, daß ihm Fräulein Inge offenbar gar nicht zuhörte.

Wir leben wohl eigentlich alle unser Leben in zwei Welten, sagte der Rittmeister; in gewisser Weise wenigstens.

Ich lebe jedenfalls nur in dieser! entgegnete Parbo und fügte in gedämpfterm Ton hinzu: Das gegenwärtige Leben ist so schön, daß ich nichts weiter begehre!

Als wollte er seinen Worten eine etwas leichtere Wendung geben, sagte der Rittmeister: Herr Blom lebt jedenfalls ebensosehr im Mittelalter wie in der Gegenwart!

Ja, Blom! rief Parbo. Der hat ja historische Phantasie!

Aber ich bin doch nicht ganz so schlimm wie Niels, sagte Blom gutmütig.

Wer ist Niels? fragte Fräulein Inge.

Das ist ein guter Freund von uns, Niels Hessel, erwiderte Blom. Ja, der hat Phantasie, der ist Romantiker — die Phantasie geht manchmal geradezu mit ihm durch! Er war an dem Abend mit dabei, als wir den Stein fanden, aber er hatte lange nicht so viel Interesse dafür wie für eine junge Dame, die kurz vorher auf der Platte gestanden hatte, und von der er eigentlich nichts weiter ge-

Digitized by Google

sehen hatte als einen Hut mit Flieder darauf! Um die zu finden, zöge er, glaube ich, gern durch das ganze Land.

Ja, Niels ist brillant! rief Parbo und lachte, lachte so, daß es in die Stille hinausschallte und einen Vogel aufscheuchte, der sich schon in einem Busch unter ihnen zur Ruhe niedergelassen hatte.

Es fängt an kühl zu werden, sagte Fräulein Inge. Wir sollten wohl nach Hause gehn.

Und so stand man auf, kehrte gemeinsam um und trennte sich dann vor dem Hause des Rittmeisters.

Wie sonderbar es klang, als Ingenieur Parbo lachte, sagte Fräulein Inge nach einer Weile zu ihrem Vater.

Ja, etwas stark, entgegnete der Rittmeister. Deine Mutter pflegte zu sagen, weinen, das kann jeder, aber zum Lachen gehört eine gewisse Kultur — vielleicht geht Ingenieur Parbo nach der Richtung hin ein klein wenig ab.

* * *

Blom, der jetzt die Forschungen in der Kirche wie auch sein Fragen nach verkauften Grabsteinen aufgegeben hatte, verbrachte den ganzen nächsten Vormittag draußen auf dem Schanzenhag, wo er sich einen Jungen gedungen hatte, der für ihn an verschiednen Stellen graben mußte, und Parbo war währenddes beständig mit Fräulein Inge und dem Rittmeister zusammen. Aber ohne daß es ihm möglich gewesen wäre zu sagen, weshalb, wollte es mit der Unterhaltung nicht mehr so gehn wie bisher. Es war, als sei etwas Fremdes zwischen sie getreten, ja hin und wieder hatte er fast das Gefühl, als ob ein andrer, der gar nicht zugegen war, und der doch da war, seinen Platz eingenommen hätte und sie trennte. Die Folge davon war, daß er sich ein wenig von ihr zurückzog und mehr mit dem Vater sprach.

Als Blom um die Mittagszeit vom Schanzenhag zurückkam, sprach er bei Rittmeisters vor und fragte nach Parbo. Er sei eben mit ihrem Vater ausgegangen, sagte Fräulein Inge, nach dem Hafen hinab, um ihm an Ort und Stelle zu erklären, wie der am besten zu erweitern wäre. So wollte Blom gehn — er war nicht sonderlich gewandt im Umgang mit Damen —, aber Fräulein Inge bat ihn freundlich, zu bleiben, und da setzte er sich.

Glauben Sie nicht, daß Ihr andrer Freund — der, von dem Sie gestern Abend sprachen — auch hierher kommt wie Ingenieur Parbo? fragte Fräulein Inge plötzlich.

Nein. Blom glaubte wirklich nicht, daß er das tun würde, schon aus dem Grunde nicht, daß er ja gar nicht wüßte, daß die andern hier seien.

Aber wenn man es ihn nun wissen ließe?

Nein, Hessel käme doch nicht.

Ja aber es würde doch sehr amüsant sein, wenn sie sich alle drei hier versammelten, nur für ein paar Tage. Gab es denn nicht irgend etwas, womit man ihn locken könnte — Marsk Stigs Stein?

Nein, der sei aufgegeben.

Oder die vermeintliche Stätte für das alte Isöremarked?

Nein, dafür interessiere sich Hessel gar nicht. Ja, wenn ich schriebe, daß die Dame, die auf dem Stein gestanden habe, hier sei, dann käme er wohl! rief Blom plötzlich.

Aber könnten Sie das denn nicht schreiben, nichts weiter, nur auf eine Postkarte?

Ja, das könnte ich wohl — aber sie ist ja nicht hier.

Nein, vermutlich ist sie nicht hier — aber sie könnte doch ebensogut hier sein wie anderswo!

Ja, das könnte sie freilich! erwiderte Blom und lachte. Das ist brillant!

Digitized by Google

Er hatte die Feder schon eingetaucht, legte sie aber wieder hin. — Hessel erkennt sofort meine Schrift, sagte er. Allerdings kann er sich ja denken, daß eine solche Postkarte nur von Parbo oder von mir stammen könnte, aber trotzdem — nein, dann wäre die Romantik hin.

Ja was sollen wir dann tun? fragte Fräulein Inge und machte ein sehr einfältiges Gesicht.

Wir könnten ja — das heißt, könnten Sie nicht —

Was denn?

Die Karte für mich schreiben, meine ich?

Ja aber geht das denn an?

Warum denn nicht?

Und dann schrieb Fräulein Inge auf eine Postkarte: „Sie, die auf dem Stein stand, ist in Rörvig."

Blom lachte. Das ist brillant! Aber wir sagen Parbo nichts davon, nicht wahr?

Nein, bewahre! Es soll ja auch für ihn eine Überraschung sein! sagte Fräulein Inge.

* * *

Und eine Überraschung für Parbo war es allerdings zwei Tage später, als er um die Mittagszeit vor dem Kruge stand und seine Zigarette rauchte, plötzlich Hessel von einem Wagen springen zu sehen. Als Hessel in demselben Augenblick Parbo gewahrte, ging er schnell auf ihn zu und sagte:

Ach so — du hast das geschrieben!

Was?

Dies! antwortete Hessel und reichte ihm die Postkarte.

Parbo warf einen Blick darauf und sagte kurz und abweisend:

Ich stehe der Sache völlig fern.

Ist denn Blom auch hier?

Ja, er ist auch hier.

Dann ist er es also — es sieht ihm übrigens so gar nicht ähnlich!

Einen Augenblick später kam Blom hinzu, und nun fuhr Hessel mit der Postkarte in der Hand und einem keineswegs freundlichen: Hast du das geschrieben? auf ihn ein.

Nein, versicherte Blom mit einer Miene, wie sie ein Schuljunge dem Lehrer gegenüber aufsetzt; das hatte er wirklich nicht geschrieben.

Dann hast du es jemand anders für dich schreiben lassen?

Blom lachte verschmitzt.

Ja das wäre ja nicht so ganz unmöglich! Ich fand nämlich, daß es ganz amüsant sein könnte, dich auch hier zu haben, und ich dachte mir, daß du wohl doch kommen würdest, wenn ich das schreiben ließe.

Parbo biß sich auf die Lippe, und Hessel sagte bebend: Das ist ein schlechter Witz, Erik!

Der arme Blom sah sehr reumütig aus, aber allmählich legte sich Hessels Zorn doch so weit, daß er sich entschloß, die Nacht in Rörvig zu bleiben, statt, wie er in dem Augenblick seines aufwallenden Zorns beabsichtigt hatte, stehenden Fußes zurückzukehren.

Am Abend machten Blom und Hessel einen gemeinsamen Spaziergang — Parbo hatte nicht mit gewollt. Sie kamen bei Rittmeisters vorüber, Blom stellte seinen Freund vor, und alle vier setzten die Wanderung zusammen fort.

Am nächsten Morgen sagte Hessel, er bleibe ein paar Tage hier; es sei eine so eigentümliche Natur, fände er, etwas ganz Apartes.

* * *

Hessel und Fräulein Inge besahen miteinander die Gegend unter des Rittmeisters kundiger Führung, aber Fräulein Inge sah sie eigentlich jetzt zum erstenmal, wie sie meinte, sah sie durch Hessels Worte und mit Hessels Augen.

Digitized by Google

Der Kreuzhag mit den Fahrwasserzeichen wurde ihr zu einem fernen, einsamen Friedhof mit eigentümlichen Grabeserinnerungen an fremde, unbekannte Schiffbrüchige, der Schanzenhag war ihr erst jetzt eine historische Stätte mit einem Hauch aus der Zeit des Kanonenbootkriegs und der Kaperer und der Hochsand — nie zuvor hatten Geißblatt und wilde Rosen so geduftet wie jetzt, nie zuvor hatte das Auge des Tiefen Sees ein so blaues Wasser gehabt, hatte das Meer, das ewige Meer auf seinen langen Wellen ihre schwimmenden Gedanken so weit an ungesehene Küsten getragen.

Mit glühenden Wangen und strahlenden Augen kam sie am Abend heim, und der Rittmeister sah sie stolz und bewegt an, küßte sie auf die Stirn und sagte: Nie hast du deiner Mutter so ähnlich gesehen wie heute Abend!

Aber Fräulein Inge brach in Tränen aus und ging in ihr Schlafzimmer.

Und Hessel? In dem Augenblick, als er sie zum erstenmal sah, war er betroffen von ihrer Schönheit, aber zugleich erfüllte ihn ein beruhigendes Gefühl der Sicherheit, das seinen Grund darin hatte, daß er sich eigentlich gefeit, gewissermaßen an sie, an die Unbekannte, gebunden glaubte, die nicht hier war. Er konnte, meinte er, weit freier sein, als er es sonst hätte sein können, konnte sich so geben, wie er war, sich offen aussprechen, gerade weil dies ja zu nichts weiter führen konnte.

So vergingen zwei Tage, dann kam der Umschlag.

Plötzlich merkte er, daß er nicht mehr natürlich mit ihr sprechen konnte, denn wenn er jetzt reden sollte, konnte es doch zu allerlei führen, und sie war ja nun einmal nicht die Rechte, nicht die, um derentwillen er nach Hörvig gekommen war.

Das war nun die Form, unter der der große Zweifel, ob eine große Entscheidung auch die rechte sei, zu Hessel kam.

Und da beschloß er denn, abzureisen, war aber nicht imstande dazu; er wollte das Haus des Rittmeisters meiden und suchte es dennoch auf, er wurde sonderbar wortkarg und fast scheu — Parbo bemerkte das auch.

* * *

Um Sonnenuntergang war Hessel nach dem Hochsand hinausgegangen. Parbo ging zu Rittmeisters hinein. Fräulein Inge war allein zuhause, sah aber etwas enttäuscht aus, als sie entdeckte, daß er es war.

Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, begann er, ich habe einmal Ihr Inkognito verraten — ich werde es noch einmal tun müssen: Sie waren es, die an jenem Abend auf dem Stein standen!

Fräulein Inge wandte den Kopf ab, antwortete aber nicht.

Sagen Sie es Hessel, gnädiges Fräulein, fuhr er fort, gehn Sie nach dem Hochsande hinaus, dann werden Sie ihm begegnen, und dann sagen Sie es ihm!

Das kann ich nicht!

Mein Gott, ist das denn so schwer? Nun, wenn Sie es nicht können, dann lassen Sie es nur, dann gehn Sie ihm nur einfach entgegen! Aber die Sonne brennt jetzt sehr, sie sticht förmlich, deswegen, wenn Sie den Hut hier haben, den Sie am 13. Juni trugen, so setzen Sie den auf — er hat ja einen breiten Rand. Tun Sie nur, was ich Ihnen sage!

Fünf Minuten später ging Fräulein Inge zu dem Hochsande hinauf, und sie hatte einen großen weißen Hut mit dunkelm Flieder und leuchtendem Goldregen auf — so einen hatte der Hochsand noch niemals gesehen!

Und ein so glückliches Paar wie das, das eine halbe Stunde später zurückkehrte, hatte er auch nur selten gesehen.

Und du, Parbo, hast zu Inge gesagt, daß sie mir entgegengehn und den — nein, das werde ich dir niemals vergessen! sagte Hessel.

Ja, das habe ich ihr gesagt. Du sagtest allerdings kürzlich einmal zu mir, meine Handlungsweise bei einer gewissen Gelegenheit sei nicht fair play gewesen,

Digitized by Google

aber ich will dir etwas sagen: wenn ich weiß, daß um etwas gespielt wird — und wenn ich obendrein das Spiel nicht selber habe —, dann bekenne ich auch Farbe!

Du kannst dich übrigens bei mir bedanken, daß du hier herausgekommen bist, Niels, sagte Blom später, denn ich habe Fräulein Kragstjold überredet, die Postkarte zu schreiben!

Und währenddes strich der Rittmeister mit der Hand über das Haar seiner Tochter und sagte:

Der würde deiner Mutter gefallen haben, Inge!

* * *

Die Hochzeit fand im Oktober statt, aber der Stein vor der Holmenskirche ist weder umgewandt noch weiter untersucht worden, denn Parbo ist jetzt ganz überzeugt davon, daß das Kreuz nur ein ganz gewöhnliches Steinhauerzeichen ist, und Blom ist so in Anspruch genommen von seinen künftigen Untersuchungen wegen der Stätte, wo Jöremarked gelegen hat, daß auch er jetzt alles Interesse für den Stein verloren hat, den er gar nicht mehr mit Marsk Stig in Verbindung bringt — namentlich seitdem er von der jungen Frau Hessel erfahren hat, daß es wohl nur eine Verwechslung oder ein Irrtum ihrerseits gewesen ist, wenn sie sich damals zu erinnern gemeint hatte, daß der alte Fischer von Grabsteinen erzählt habe, die aus der Rörviger Kirche verkauft worden seien.

Wenn aber doch jemand Lust haben sollte, Hessels historischen Stein einer genauern Untersuchung zu unterziehen, ehe die Schritte der Fußgänger das schwache Kreuz ganz weggetreten haben, so ist er sehr leicht zu finden: wenn man von der Holmensbrücke auf die Börse zugeht, so ist es der fünfundfünfzigste Stein in der zweiten Plattenreihe vom Kanal aus.

Übersetzt von Mathilde Mann

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Das Thema „Deutschland und England" zieht fort und fort seine Wellenkreise, die durch die Mitteilungen über die neue strategische Aufstellung der englischen Flotte von neuem in eine lebhafte Bewegung geraten sind und noch lange nachzittern werden. Die neue Stationierung der englischen Geschwader ist eine geschickt ausgesonnene Kombination, die sich zugleich gegen Deutschland wie gegen Amerika richtet, in Hinsicht auf uns mehr ein militärisches, in Hinsicht auf Amerika mehr ein politisches Gesicht hat. Gegen Deutschland kann England überraschend auftreten und ebenso plötzlich, wie die Japaner vor Port Arthur, eines Morgens vor Cuxhaven sein. Es sind dazu nur sechzehn bis achtzehn Stunden Zeit nötig. Gegen Deutschland wird es seine stärkste Wirkung durch Überraschung erreichen, und der englische Admiral kann um so genauer disponieren, als er bis zur Stunde des Auslaufens über die wichtigsten deutschen Maßnahmen direkt oder via Frankreich telegraphisch auf dem laufenden erhalten werden wird. Gegen Amerika kann so nicht verfahren werden; nach dieser Richtung hin hat die neue Verteilung der englischen Flotte mehr das Gepräge eines à bon entendeur salut!

Unverständlich ist freilich, woher die plötzliche Aufregung über die deutsche Flotte in England stammt. Als man im Jahre 1900 das Flottengesetz im Reichstage beriet und sowohl die Einbringung als auch die Beratung von einem ziemlich starken Geräusch in der Presse begleitet war, hat sich in England niemand darüber aufgeregt, auch nicht über die der Einbringung vorausgegangne Rede des Kaisers in Hamburg am 18. Oktober 1899: „Bitter not ist uns eine starke deutsche

Digitized by Google

Flotte." Damals scheint man dieses Verlangen in England noch für ganz natürlich gehalten zu haben, und der Ausbruch der Wirren in China, der der Votierung des Gesetzes auf dem Fuße folgte, mit der dadurch verursachten Konzentrierung aller unsrer disponibeln Seestreitkräfte in den chinesischen Gewässern, gab auch in England ebenso den Worten des Kaisers wie auch der deutschen Flottenvorlage Recht. War diese doch ohnehin von dem bedauerlichen Umstande begleitet, daß der Reichstag die geforderte Verstärkung der Auslandsflotte vorläufig ablehnte und dadurch vor aller Welt zu erkennen gab, wie weit das deutsche Volk von allen überseeischen Expansionsgelüsten entfernt sei. Erst das Erscheinen von dreiundzwanzig deutschen Schiffen im Golf von Petschili scheint den Engländern unbequem geworden zu sein. Daß Deutschland die Mühsal der Pazifikation zu Lande in der Hauptsache auf sich nahm, dagegen haben die Engländer nichts einzuwenden gehabt. Als die Sache vorbei war, im Spätherbst 1901, fingen sie ja dann bald genug mit ihrer Pression wegen der Räumung von Shanghai an. Aber daß deutsche Linienschiffe den Jangsekiang bis Nanking hinaufgingen, war ihnen ebenso überraschend wie unbequem, und erst seitdem man die deutsche Flotte an der Arbeit gesehen und sich überzeugt hat, daß sie ernster genommen werden müsse, als man bis dahin in England geglaubt hatte — auch die Berichte der englischen Admirale mögen sich in diesem Sinne ausgesprochen haben —, begann bei unsern Vettern der Ausbruch des Mißfallens an der deutschen Flottenschöpfung stärker und in wahrnehmbarer Weise. Unsre Flotte krankt zurzeit daran, daß sie zu groß und zu tüchtig ist, als daß sie unbeachtet bleiben könnte, aber zu klein, als daß sie die Bedingungen des Erfolgs einer großen Seemacht gegenüber in sich trüge. Nun ist ja seit dem Jahre 1900 bekannt, daß die Reichsregierung damals die Ablehnung der Verstärkung der Auslandflotte nur als einen Aufschub angenommen hat, und vor zwei Jahren hat dann der Vorwärts einen Hauserlaß des Staatssekretärs der Marine veröffentlicht, worin das Jahr 1905/6 ausdrücklich als der für die Wiederaufnahme dieser Forderung geeignete Termin bezeichnet war. Mithin hätten Inland und Ausland, hätte der Reichstag und hätten die fremden Marinen nicht überrascht sein dürfen, wenn jetzt diese Vorlage eingebracht worden wäre. Ob ausschließlich finanzielle Gründe die Marineverwaltung veranlassen, in so unerwarteter Weise zu zögern, oder ob die gesamte Situation dabei mitspricht, etwa der Wunsch, das endgiltige Fazit des ostasiatischen Krieges ziehn zu können — wer will es mit Bestimmtheit behaupten! Heute kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die durch das Gesetz von 1900 unsrer Flotte gegebne Organisation absolut richtig ist, und daß das Gesetz, wenn es heute nicht vorhanden wäre, in organisatorischer Hinsicht genau so gegeben werden müßte. Zur Entscheidung kann heute nur stehn, ob man auf der Grundlage des Gesetzes weiterbauend eine neue größere Forderung zur Erweiterung des durch das Gesetz von 1900 geschaffnen Rahmens stellen, oder ob man in dem bisher innegehaltnen Tempo weiterbauen, d. h. jährlich drei große und zwei kleine Schiffe auf Stapel legen soll.

Was davon zweckmäßig und ausführbar ist, mögen die berufnen Stellen entscheiden, bei der öffentlichen Meinung werden sie keinem Widerspruch, sondern vollem Verständnis begegnen. Deutschland braucht sich nicht das prahlerische Wort anzueignen: „Frankreich ist reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen," obwohl es tatsächlich eine große Wahrheit enthält, wohl aber muß sich die Nation, und muß sich ihre Vertretung zu der Erkenntnis durchringen, daß Deutschland reich genug ist, seine Sicherheit zu bezahlen. Hinter diese Erkenntnis müssen alle die kindischen Vorwände zurücktreten, die einer Reform der Reichsfinanzen entgegengestellt werden, wobei die Parteien nur um die Gunst der Massen buhlen und deshalb die Besteuerung des Massenkonsums ablehnen, von der doch allein ausreichende Erträge gewonnen werden können: des Biers und des Tabaks. Alle diese Verlegenheitsauskunftsmittel, wie Reichserbschaftssteuer usw., locken doch keinen Hund vom Backofen und reichen bei weitem nicht aus. Was man heute dem eignen Lande ver-

Digitized by Google

weigert, würde man dem Sieger — Sieger, weil wir uns selbst die Mittel für unsre Sicherheit verweigert haben — wahrscheinlich zehnfach bewilligen müssen, und zwar ohne jedes Besinnen. Die verbündeten Regierungen sollten sich deshalb weniger auf Bitten und Feilschen legen, weniger die Schonung der Fraktionsinteressen als die Sicherheit und den Frieden des Landes im Auge haben und diesen Weg entschlossen, unbeirrt und mit Energie gehn. Daß Bebel über die Geringfügigkeit der Forderungen des Kriegsministers spottet, spricht Bände. Wir sollten jede andre Reform in Deutschland, jede neue sozialpolitische Maßregel — deren wir heute schon so viele haben, daß Graf Posadowsky mit großem Ernst auf den beginnenden Unsegen hinweisen konnte, so lange beiseite stellen, bis eine annehmbare Reichsfinanzreform zustande gekommen ist, denn sie wird nachgerade zur Lebensbedingung für unsre gesamte nationale Existenz. Will oder kann die Mehrheit des Reichstags das nicht begreifen, dann wird von allen verfassungsmäßigen Mitteln Gebrauch gemacht werden müssen, die Nation aufzuklären.

Reichstagsreden werden nur von wenigen gelesen, sie sind in den Zeitungsberichten ohnehin meist falsch oder entstellt und willkürlich zusammengestrichen. Die Vorbereitung einer Reichsfinanzreform muß vor der breitesten Öffentlichkeit mit dem größten Nachdruck erfolgen und dabei der Meinung, „es geht auch so," von Anfang an jeder Boden entzogen werden. Die kleinen Staaten sind nahe daran, in eine finanziell unhaltbare und damit auch politisch unhaltbare Lage zu geraten; es darf doch nicht dahin kommen, daß um der Fraktionsinteressen und um der Massenumschmeichlung willen, die für diese nötig scheint, die Fundamente des Reichsbaus ins Wanken geraten. Staatssekretär Graf Posadowsky hat in einer vielbemerkten Rede unter dem Beifall aller Seiten des Reichstags auf die ungeheure Zunahme des Wohlstandes unsrer arbeitenden Klassen als auf eine Quelle unsrer nationalen Kraft und Leistungsfähigkeit hingewiesen. Sollte dieser so gewaltig angewachsne und noch immer weiter wachsende Wohlstand nicht eine einträglichere Besteuerung von Bier und Tabak um so leichter erlauben? An der Sicherheit dieses Reichs, das ihnen soviel Arbeitsverdienst und damit so großen Wohlstand ermöglicht, haben doch gerade die arbeitenden Klassen das allermeiste Interesse; sie würden z. B. die Folgen eines Krieges, den England gegen Deutschland vom Zaune bräche, am allerschwersten empfinden. Für die arbeitenden Klassen gerade ist somit eine ausreichende deutsche Flotte vom höchsten Wert, ganz abgesehen davon, daß ein sehr wesentlicher Bruchteil der für die Flotte bewilligten Gelder in Gestalt von Arbeitslöhnen ihnen zufließt, also auch noch den Nutzen einer gesicherten ausgiebigen Arbeitsgelegenheit für viele Tausende ausmacht!

Nun wäre es ja gewiß recht nützlich, wenn wir durch eine starke Allianz zur See eine ähnliche Konstellation schaffen könnten, wie sie das deutsch-österreichische Bündnis zu Lande fünfundzwanzig Jahre lang gewesen ist und heute noch ist, wenngleich sein eigentlicher Anlaß, eine russisch-französische Bedrohung Mitteleuropas, einstweilen wohl für lange Zeit zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört. Aber zu einem Bündnis gehört vor allen Dingen eine Interessengemeinschaft, sonst bleibt es Theorie und hat nur theoretischen Wert. Kaiser Wilhelm der Erste lehnte es sogar ab, Bündnisse anders als für einen bestimmten Zweck, ad hoc, abzuschließen, weil sie nur dadurch Leben und Inhalt haben. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung verlangt nun nach „Weltbündnissen," gibt aber leider keine Macht an, die bereit wäre, ein solches mit uns abzuschließen, das obendrein — wenigstens nach der Auffassung des genannten Blattes — nur gegen England gerichtet sein könnte. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung wirft dabei dem Reichskanzler Optimismus und Selbsttäuschung vor, er tue so, als ob ein Krieg zwischen England und Deutschland überhaupt ausgeschlossen sei, „weil angeblich die vernünftigen und klaren Köpfe in England nicht dafür zu haben wären." Was verlangt denn nun eine solche Zeitung? Soll der Reichskanzler vor den Reichstag treten und erklären: In England ist leider eine stark bedrohliche Stimmung, die zum nicht ge-

Digitized by Google

ringsten Teil eine Anzahl deutscher Zeitungen durch ihre Haltung während des Burenkrieges herbeigeführt hat, also, Reichstag bewillige sofort eine neue Flottenvorlage, zweiunddreißig Linienschiffe und wenigstens ebensoviel Kreuzer!

Eine solche Rede würde wahrscheinlich das Erscheinen der englischen Flotte vor der Elbe innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden zur Folge haben. Nach der Ansicht jedes verständigen Menschen muß es doch die Pflicht des Leiters der auswärtigen Politik sein, einem im übrigen durchaus überflüssigen Konflikt mit einem Staate, dem wir in keiner Weise gewachsen sind, auf jede mit der Ehre und Würde des eignen Landes verträgliche Weise vorzubeugen. Das kann aber doch am allerbesten und wirksamsten nur durch die Aufklärung der öffentlichen Meinung in England geschehn. Und diese hat das Bashfordsche Interview im allgemeinen sehr gut aufgenommen. Für Deutschland war das jedenfalls nützlicher und würdevoller, als wenn angesehene, aber mit keiner Sorge und Verantwortlichkeit belastete Provinzialblätter heute auf England, morgen auf Amerika, übermorgen auf Rußland schimpfen und dabei „Weltbündnisse“ verlangen. Bündnisfähig sind wir erst, wenn wir zur See so stark sind, daß jede Macht es vorzieht, uns zum Freunde statt zum Gegner zu haben. Solange wir dazu nicht stark genug sind — und die Rheinisch-Westfälische Zeitung sollte nicht vergessen, daß jedes Linienschiff vier Jahre Bauzeit nötig hat, sodaß wenn wir 1905 wirklich zwanzig neue Linienschiffe auf Stapel legen könnten, sie doch erst 1909 verwendbar sein würden —, so lange und wahrscheinlich noch viel länger haben wir die Pflicht, Frieden zu halten und das Land durch einen ungestörten wirtschaftlichen Aufschwung für spätere Zeiten zu kräftigen. Es ist eine große Torheit, anzunehmen, daß Fürst Otto von Bismarck anders gehandelt haben würde, und es wäre vielleicht einmal recht nützlich und verdienstlich, gerade seine Auffassung des Verhältnisses zu England aus den Akten nachzuweisen. *S*

Gesellschaftliche Sklaverei. Solange eine germanische Besiedlung des Ostens erfolgt ist, ist sie weniger eine ideale Maßnahme der Siedler als vielmehr eine Leib-, Magen- und somit Existenzfrage gewesen, und wer sich heutzutage als Beamter aus seiner „westlichern“ Heimat nach der Ostmark wendet, verfolgt damit nur wirtschaftliche Zwecke. Es ist nur gut und billig, daß beispielsweise einem an der Grenze seiner materiellen Leistungsfähigkeit angelangten Gerichtsassessor oder Hilfslehrer in der Provinz Posen die Möglichkeit geboten wird, früher als anderswo die Bestallung als Amtsrichter oder Oberlehrer zu erlangen und ein eignes Heim zu gründen.

Die scheinbar herzliche Aufnahme in der neuen Heimat erweckt in den Angekommnen freudige, angenehme Überraschung. Gar bald aber werden harte, drückende Ansprüche an sie geltend gemacht: die übertriebne Gesellschaftlichkeit des Ostens wirft düstre, ernüchternde Schatten in die junge Häuslichkeit. Um die Zeit des Laubfalls ergießt sich eine immer höher anschwellende Flut von Einladungen in den Briefkasten: für den Hausherrn zu einem Glase Bier, für die Hausfrau zu einem Täßchen Kaffee, oder für beide unter der bescheidnen Zweckbestimmung „zu einem Teller Suppe.“ Wehe dem, der merken läßt, daß er gesonnen ist, nicht mitzutun! Er wird von befreundeter Seite oder an amtlicher Stelle daran erinnert, daß für Familien von Stand und Rang die gesellschaftlichen Pflichten zugleich Amtspflichten bedeuten, dann bespöttelt, über die Schulter angesehen, am „offiziellen“ Stammtische zugeknöpft behandelt, und schließlich sieht er sich vereinsamt und gewahrt, daß er gesellschaftlich unmöglich geworden ist. Die Versetzung in ein weltverlornes Nest, wo Stumpfsinn blüht oder der Alkoholteufel des Ungarweins lauert, pflegt der Schluß des sozialen Kleindramas zu sein.

Die Kehrseite der Falschmünze „Gesellschaftlichkeit“ ist für den nicht mit Glücksgütern Gesegneten noch trauriger. Das Anfangsgehalt der höhern Beamten reicht zur Not für eine gut bürgerliche Haushaltung aus, vorausgesetzt, daß die

Digitized by Google

Hausfrau ist, was sie sein soll, nicht aber für den Aufwand an Toiletten, Trinkgeldern, Mietwagen, Krawatten und — Handschuhen, und als pekuniäres Schreckgespenst droht im Hintergrunde die selbstverständliche Verpflichtung, im Verlaufe zweier Winter mindestens eine große Gesellschaft, einen großen Kaffee zu „geben." In den Gerichts- und Gymnasialorten, wo wenigstens zwanzig „Herrschaften" vorhanden sind, bedeutet dies eine durchschnittliche Jahresausgabe von mehreren hundert Mark, die ein preußischer Beamter zu geistiger Auffrischung und körperlicher Erholung jedenfalls nützlicher anwenden könnte. Wer im Laufe des Winters wöchentlich oft mehr als dreimal gezwungen ist, bis in die tiefe Nacht hinein zu tafeln, spürt gar bald die Folgen davon am eignen Körper. Am Morgen nach solchen „einfachen Abendbroten" ist der Kopf zum mindesten, gelinde gesagt, benommen und die geistige Frische stark beeinträchtigt, mithin leidet der Dienst; und die meisten „Opfer" des gesellschaftlichen Lebens tauchen gewöhnlich in gewissen Bädern als Stammgäste auf, um die Schlacken der Winterfreuden fortzuspülen und die Verdauungsmaschine für künftige Strapazen zurechtzurücken. Verhältnismäßig am besten „fahren" bei der ostmärkischen Gesellschaftlichkeit die Junggesellen, und vielleicht ist gerade deswegen die „Einhäusigkeit" in gewissen höhern Beamtenkategorien stark vertreten.

In Summa: Es besteht eine gesellschaftliche Sklaverei in der Ostmark, und es liegt im wohlverstandnen Interesse des Einzelnen wie der Gesamtheit, diese des gebildeten Deutschen unwürdigen Mißstände abzustellen, um so mehr, als gerade im Osten an die persönliche Leistungsfähigkeit der Staatsbeamten erhöhte Anforderungen gestellt werden. Die Tyrannei der falschen Geselligkeit, die den Westdeutschen hindert, heimatliche Anschauungen über den Umgang mit der Gesellschaft in die Ostmark zu verpflanzen, und den, der nicht pariert, erbarmungslos beiseite schiebt, muß gebrochen werden.

Mehr Freiheit in der Lebenshaltung! Mag feiern, wer da kann und will! Aber weg mit dem Humbug des „offiziellen Verkehrs"! Es muß jedem Neuling in der Ostmark erlaubt sein, sein außerdienstliches Verhalten nach liebgewordnem Brauch der Heimat einzurichten, seine freie Zeit nach persönlichem Ermessen zu verwenden, seine Häuslichkeit, diesen eigentlichen Hort deutscher Art und Sitte, zu genießen ohne fortwährende kleinliche Rücksicht auf die in der Ostmark eingewurzelten gesellschaftlichen Verkehrtheiten!

Galeriekataloge mit Abbildungen. Wer sich von den oftmals trüben Bächen unsrer sehr verschiedenartigen Kunstliteratur hinweg zu ihren reinern Quellen sehnt, der möge sich daran erinnern lassen, daß unsre jetzt auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit gebrachten Galeriekataloge nicht bloß für Sammlungsbesucher bestimmt sind, sondern auch als Lektüre gute Dienste leisten können. Man wird sie nicht durchlesen wie einen Roman, sondern sie nach seinem jeweiligen Interesse für die einzelnen Meister oder Schulen benutzen, indem man ihre auf das Notwendigste beschränkten Mitteilungen mit den Abbildungen zusammenhält und so gleichsam das Wesen der Sache rein in sich aufnimmt, eine genußreiche Unterhaltung, die wir jedem gönnen möchten. Zwei uns heute vorliegende Bücher laden dazu ein. Das erste, ein feingebundner Oktavband für sechs Mark (München, F. Bruckmann), ist der Münchner alten Pinakothek gewidmet, deren Hauptstärke in Rubens, Vandyck und den holländischen Kabinettsmalern liegt, aber auch in den altniederländischen und oberdeutschen Meistern, in den altkölnischen, die man außer in Köln nur noch hier kennen lernen kann, sowie in Murillo. Den Text bildet die vollständige amtliche Ausgabe des Sammlungskatalogs mit 1433 Nummern, bis auf 1904 revidiert, zum Beispiel in den Angaben über die neuerdings restaurierten Flügel des Dürerschen Holzschuheraltars. Dazu kommen 200 ganzseitige Abbildungen in vorzüglich hergestelltem Netzdruck sowie eine Einleitung über die besonders interessante Geschichte gerade dieser Sammlung, von Franz von Reber.

Digitized by Google

Im Verhältnis zu dem, was uns hier geboten wird, ist dies der billigste aller deutschen Galeriekataloge. Der zweite Band in Großoktav enthält die „Meisterwerke der Königlichen Galerie zu Kassel in 209 Kunstdrucken nach den Originalgemälden“ (München, Franz Hanfstaengl) und kostet zwölf Mark, jedes Bild also noch nicht sechs Pfennige. Das Werk schließt sich als sechster Band an die Folge der „Malerklassiker“ desselben Verlags (München, London, Haag und Haarlem, Dresden, Amsterdam) an und gibt uns wundervoll gelungne große Drucke auf geglättetem Papier und dazu, nach dem Plane des Gesamtwerks, anstatt erklärender Texte eine verständisvolle und klar geschriebne Einleitung von Karl Voll, an der wir nur eine einzige Kleinigkeit auszustellen haben, nämlich daß Rembrandts Saskia „schön“ genannt wird. Die „Jagd nach dem Adjektiv“ bringt eben manchmal unzeitige Beute heim. Die Kasseler Sammlung ist für Rembrandt und wenigstens in Deutschland auch für Frans Hals Nummer Eins, sie besitzt ferner von Rubens, Jordaens und Vandyck eine ganze Reihe Hauptwerke und endlich von zahlreichen andern holländischen und flämischen Malern eins oder mehrere wichtige Bilder. Keine Galerie bietet einen so leichten und so angenehmen Überblick über die flämische und holländische Hochblüte, zumal da der Betrachter nicht wie anderwärts durch Mengen geringer Bilder gestört wird. Seit vielen Jahren hat die Hanfstaenglsche Verlagsanstalt ihre Reproduktionskunst, worin sie ebenfalls Nummer Eins ist, dieser Galerie gewidmet und in kostbaren Publikationen größern Maßstabs ihre Meisterschaft bewiesen. Sie gibt nun in diesem kleinern Format das Vollkommenste, was erreicht werden kann, die höchste Kunst für den billigsten Preis. Wer dreißig Jahre zurückdenkt, muß sagen: unsre Zeit ist zu beneiden um ihre Anschauungsmittel. Möchte sie es nur auch fühlen, d. h. lernen, worin der Unterschied zwischen Reklameschund und solcher echter Ware besteht. Den Kasseler Gemälden sind zwei Tafeln eines Altarwerks des seltnen Matthias Grunewald, Kreuzigung und Kreuztragung, hinzugefügt, die früher eine Zeit lang hier aufgestellt waren und dann nach Karlsruhe gekommen sind.

An unsre Leser

Wir dürfen hoffen, daß unsre grünen Hefte den Beifall der Leser in dem nun ablaufenden Jahre gefunden haben; sie haben reichen Inhalt gebracht an Belehrendem und an Unterhaltendem, und man wird in allen Häusern, in die sie gelangen, auch jedes Heft mit Freuden willkommen geheißen haben. Das wird auch im neuen Jahre so sein; wir können wieder viel Schönes versprechen, insbesondre auch sehr schöne Erzählungen und andres Unterhaltende. Wir möchten, daß die Grenzboten allezeit als ein willkommner Hausfreund empfangen würden. Wir möchten aber auch, daß unsre Hefte in immer weitere Kreise dränge, und legen unsern Lesern die Bitte nahe, daß sie uns dazu helfen möchten. Sie werden ja längst bemerkt haben, daß die Grenzboten auf jede laute Reklame verzichten. Eine Zeitschrift, die wie die unsrige nicht mit dem großen Strome schwimmt, sondern eine eigne Meinung vertritt und es sich grundsätzlich versagt, dem Sensationsbedürfnis gewisser Kreise zu dienen, wendet sich ja ohnehin an ein Publikum, auf das Reklame im landläufigen Sinne keinen Eindruck machen würde. Für uns ist die wertvollste Reklame die, die von unsern Lesern selbst ausgeht; die Freunde der Zeitschrift können am besten neue Freunde für sie werden: ein warmes Wort kann mehr wirken als viele Inserate und Prospekte. Wir bitten also um solche Empfehlung, und wir bitten insbesondre darum, daß unsre Leser nicht zu sich sagen: Ach, das kann ein andrer besser als ich! sondern daß jeder mit Hand anlegt und so viel hilft, als er eben vermag. Probehefte schickt der Verlag gern in jeder Anzahl kostenfrei, und er bittet um Bestellung.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich 52 Hefte

63. Jahrgang

Nr. 52

Ausgegeben am 29. Dezember 1904

Inhalt:

	Seite
Les bastions de l'Est	713
Südtirol	719
Auf rätischen Alpenstraßen. Von Otto Kaemmel. 3	729
Kunstliteratur. 3	740
Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse. Von Friedrich Seiler. 4. Streifzüge in der weitern Umgegend (Schluß)	744
Der fromme Maier. Von Anna Schieber	752
Maßgebliches u. Unmaßgebliches: Reichsspiegel — Neue Linienschiffe — In der zwölften Stunde — Biologisches Christentum — Botterhexe	764

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

H. W. Schöttler,

Cigarrenfabrik.

Lager: **Leipzig**, Weststr. 31/33. Lager: **Hamburg**, Vorsetzen 49.

Nach solchen Plätzen, wo keine Niederlage meiner Fabrikate besteht, erfolgt der Versand direkt ab Fabrik. Hauptpreisliste gratis und franko.

La Carma, verpackt in Kisten von 50 Stück Preis per Mille 100 Mk.

Sehr beliebte, elegante Cigarre, schöne saftige aber durchaus leichte Qualität.

Von 20 Mark an portofreie Zusendung.

Dr. Adolf Pfannenstiels

Heidelbeer-Punsch ½ Fl. 1.30 ½ Fl. 2.50.

Postkolli M. 5.50 enth. zwei ½, oder vier ½ Fl., berühmt durch seine hygienischen Vorzüge und seine Bekömmlichkeit, attestiert durch viele freiwillige Anerkennungen v. Ärzten und Laien. Erhältlich in allen ersten Geschäften der Branche, wo nicht, direkt durch „Heidelbeerweinkelterei Regenstauf" in Regenstauf.

Nichts praktischer für Eßzimmer, Bureaux etc. als meine neuen, effektvollen

Cocosgarn-Teppiche!

u. Läufer, einfarbig u. in „Perser", „Cunis", „Jugend" Genre. Bitte Preisliste 4 zu verlangen.

Hugo Garbrecht, Erfurt, Rohrmöbel-Manufaktur

Les bastions de l'Est

Die Pariser Revue des Deux Mondes hat in ihrem Novemberheft aus der Feder des bekannten Nationalisten Maurice Barrès einen Artikel unter obiger Überschrift veröffentlicht, dessen wir schon einmal an andrer Stelle kurz gedacht haben. Wenn wir heute eingehender darauf zurückkommen, so geschieht es im Zusammenhang mit der gesamten Weltlage. Wir gehören freilich zu den „verständigen Menschen," die mit dem Reichskanzler einen Krieg zwischen Deutschland und England für unmöglich halten, weil er für beide Teile unklug und nachteilig wäre. Nachdem sich aber die öffentliche Meinung fast aller Länder Europas in der letzten Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, glauben wir doch darauf hinweisen zu sollen, daß der politische Barometerstand, wie er sich in England in bezug auf Deutschland herausstellt, viel deutlicher als in London und in den englischen Häfen — in Paris sowie in der Gegend zwischen Nancy und Luneville abzulesen sein dürfte. Falls sich England jemals ernsthaft zu einem Schlage gegen Deutschland vorbereiten sollte, werden wir das rechtzeitig und mit zuverlässiger Genauigkeit durch Vorbereitungen an der französischen Ostgrenze erkennen. Deutschland darf sich keinem Zweifel darüber hingeben, daß ein Krieg Englands gegen Deutschland zugleich auch ein Krieg Frankreichs gegen uns sein würde, mit oder ohne die Basis, die die neuern Abmachungen für das Einvernehmen beider Länder ohnehin geschaffen haben. Frankreich ist der gegebne Bundesgenosse jeder europäischen Macht, die einem Konflikt mit Deutschland zustrebt, und eine englische Überraschung zur See würde uns unvermeidlich auch eine französische in Lothringen und an den Vogesen bringen, wenn wir die Augen nicht offen halten. Frankreich hätte in diesem Falle sogar den Vorteil, daß England einer französischen Operation durch Belgien, die Thiers schon im Jahre 1872 auf der Kammertribüne für den nächsten Krieg gegen Deutschland in Aussicht stellte, keine Schwierigkeiten bereiten würde. Zu erörtern, was Deutschland gegenüber der französischen Betätigung englischer Verstimmungen zu tun haben würde, ist hier nicht der Platz, wohl aber wollen wir uns mit den Symptomen beschäftigen, die in jüngster Zeit, vielleicht etwas verfrüht oder übereilt, in der öffentlichen Stimmung Frankreichs zutage getreten sind.

Digitized by Google

Von einer Erörterung des Beschlusses des Pariser Gemeinderats, der am 25. November erklärte, daß das hauptsächlichste Hindernis für den Triumph des Schiedsgerichtsverfahrens die Zerstücklung Frankreichs vom Jahre 1871 sei, und daß alle Völker für die Sache des Rechts eintreten müßten, das durch den Vertrag verletzt worden sei, der Frankreich Elsaß-Lothringen entrissen habe, wollen wir einstweilen hier absehen. Der Beschluß ist zu drollig, weil in weiterer Konsequenz die Pariser Stadtväter doch jedenfalls die Rückgabe von Nizza und Savoyen an Italien hätten votieren müssen. In Frankreich ist die großmütige Pose, wenigstens auf dem Papier und als Redefigur, sehr beliebt, und es ist um so auffälliger, daß sich der Pariser Gemeinderat die schöne Gelegenheit entgehn ließ, für Frankreich das Beispiel großmütiger Anwandlungen „zur Herstellung des verletzten Völkerrechts" in Anspruch zu nehmen.

Für bedeutsamer als diese Komödie des an Lust- und Trauerspielen so reichen Pariser Stadthauses halten wir den erwähnten Aufsatz. Sein Erscheinen an der Spitze der wissenschaftlichsten Revue Frankreichs beweist doch immerhin, daß sein Inhalt dem Geschmack des gebildeten französischen Publikums angemessen erscheint, und da die Revue des Deux Mondes auch außerhalb Frankreichs viel gelesen wird, so kann uns die darin gegebne groteske und plumpe Darstellung der Situation in Elsaß-Lothringen nicht ganz gleichgiltig sein.

Mit einer landschaftlichen Schilderung im Zolaschen Stil beginnend ist der Verfasser auf der vierten Seite so glücklich, in Marsal einen kleinen Jungen zu erwischen (une jolie et intelligente figure du pays messin; beaucoup de douceur, très peu de menton et la voix grave), der auf die an ihn gerichtete Frage, ob er Deutsch spräche, die Antwort gibt: „Zuweilen." Dieser Vorgang erhöht des Verfassers Entzücken bei der Betrachtung der militärischen Gebäude des achtzehnten Jahrhunderts in Marsal „mit ihren weißen und ernsten Fassaden, mit ihren eleganten und natürlichen Verhältnissen" im Gegensatz zu den abscheulichen und kostspieligen Kasernen, die nicht weit davon in Dieuze dominieren, und die es klar zeigen, „daß bei den Deutschen die Kultur der Sinne noch immer barbarisch ist." Leider kann Herr Barrès, der die deutschen staatlichen Gebäude so unschön findet, den Deutschen doch den Sinn für die Fundamentierung des Staatsgebäudes selbst nicht absprechen, und namentlich beunruhigen ihn die Eindrücke, die er bei lothringischen Notaren über die Wirkungen des im Jahre 1900 auch in Elsaß-Lothringen eingeführten deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches erkundet hat. In diesem Grenzlande liefern sich Frankreich und Deutschland, die lateinische und die germanische Tradition, so klagt er, einen ewigen Krieg. Vom Hause seiner Gastgeber aus sieht er „den von jenseits des Rheins kommenden Strom alles überschwemmen und alles ruinieren." Sehr bedenklich scheint es ihm, daß sich die deutsche Gesetzgebung der Befestigung der Familie und des Eigentums an Grund und Boden widmet. Sie fördert die Wiederherstellung des Großgrundbesitzes auf dem ehemals in Tausende von kleinen Parzellen zerstückelten Boden, indem sie den Austausch begünstigt und über das Grab hinaus den Willen der Toten hört und respektiert. „Ein

Digitized by Google

Elsaß-Lothringer stirbt nicht mehr, wie er unter dem französischen Gesetz gestorben wäre, mit dem Bewußtsein, daß das Werk seines Lebens der Zerstörung entgegengeht." Das deutsche Gesetz gewähre ein ganzes „System" von Freiheiten für die Testierung. Während das französische Gesetz den Stiftungen im öffentlichen Interesse tausend Schwierigkeiten bereite und Stiftungen im privaten Interesse ganz untersage, seien in Elsaß-Lothringen alle Kombinationen privater und öffentlicher Ordnung möglich. Ein Elsaß-Lothringer könne jede beliebige Kombination treffen, um seinen Töchtern, seinen Enkelinnen Ausstattungen zu sichern, um seine Industrie oder sein Eigentum aufrecht zu erhalten, er könne Studien unterstützen, er könne ein Vermögen in Geld oder in Gütern festlegen, die Entäußerung unmöglich machen, einen Verwaltungsrat bestellen und somit seinen Willen über seinen Tod hinaus verlängern. Barrès vertieft sich in eine ganze Menge solcher Einzelheiten, die er an sich vortrefflich, aber in ihrer politischen Wirkung verhängnisvoll findet. „Statt der Generale schlagen jetzt die Juristen die große germano-lateinische Schlacht," und auch die geschicktest gelegten Dynamitpatronen erscheinen ihm nicht so furchtbar wie diese gesetzlichen Bestimmungen, „die den alten und soliden französischen Bau in die Luft sprengen." Barrès führt nun einen Wortwechsel zwischen einem Lothringer und einem jungen Elsässer vor. Der Lothringer gebraucht dabei den Ausdruck, daß er die Elsässerinnen, die das Land verließen und in Paris moralisch zugrunde gingen, höher schätze als die Renegaten, die aus Furcht vor der Fremdenlegion die Pickelhaube aufsetzten. Der junge Elsässer erklärt ihm, daß er in der Lage sei, binnen acht Tagen den Militärdienst in Straßburg anzutreten, und daß er ihn auffordern müsse, die Worte Renegat und Furcht zurückzunehmen. Der andre lehnt das ab; in Ermanglung von Visitenkarten tauscht man auf Zettel geschriebne Namen aus, und der Zweikampf wird beschlossen. Der junge Elsässer, Paul Ehrmann, Student der Medizin an der Straßburger Universität, bringt sich nach zwei Tagen einen Doktor Werner als Zeugen mit, der sich den Zeugen des Lothringers gegenüber deren Meinung über die Elsässer, die deutschen Militärdienst geleistet haben, entschieden verbittet, sodaß es beinahe noch zu einem zweiten Duell kommt. Man begibt sich in den Garten. Die Degen fliegen aus der Scheide, und der Lothringer wird am Arm verwundet. Das Duell hat im Park einer Besitzung stattgefunden, die der Schwester des Lothringers gehört. Sie sagt zu dem jungen Elsässer: „Mein Herr, mein Bruder hat sich wie ein Narr betragen, zur Strafe wird er zu Bett gehn, und Sie werden mir mit Ihrem Freunde das Vergnügen machen, hier zu frühstücken." Im Laufe der Tischunterhaltung wird es allmählich klar, daß Herr Ehrmann die junge Frau mehr und mehr als „französisches Meisterwerk" anerkennt, wörtlich chef d'œuvre français, und schließlich das Herz des Herrn Barrès mit dem Ausruf erfreut: „Denken Sie sich in dem Park an Stelle der Madame d'Aoury eine dicke Preußin." Barrès ist entzückt über diese elsässische Anerkennung der „französischen Superiorität," die überhaupt beinahe auf jeder Seite wiederkehrt. Der Ausruf öffnet auch dem Doktor Werner den Mund, und er sagt wörtlich: „Ich war ein kleiner Knabe, als wir deutsch wurden. Sie sind zu jung, Ehrmann, Sie haben das nicht gesehen, aber

Digitized by Google

ich erinnere mich der französischen Uniformen auf dem Broglie und auf dem Contades (Plätze in Straßburg). Das war eine Harmonie wie die Stimme und die Gesten der Madame d'Aoury in einer alten lothringischen Besitzung." (!)

Im Jahre 1903 geht Barrès, nachdem er die ländlichen Verhältnisse in Lothringen „erforscht" hat, nach Straßburg „und empfindet dort die Ketten der Besiegten in ihrer ganzen Schwere." Was ihn erschreckt, sind die zahlreichen Offiziere, ihre Haltung und ihr Aussehen, Sieger auf dem Boden ihres Sieges. Das betrübt ihn, aber zugleich erhebt das Bewußtsein sein Herz, daß diese schönen Soldaten auch nach dreiunddreißig Jahren nur die fremden Gebieter sind. In bezug auf das Straßburger Münster scheint Barrès mit seinen Gedanken nicht recht in Ordnung kommen zu können. „Die alte Kathedrale wacht und bleibt, ihre Dauer sichert mich gegen die Eintagsfarben. Sie ist erhaben über die vorübergehenden deutschen Gewalten, ein hoher Gedanke von uns her, das Zeugnis einer Vereinigung von Ordnung und Schönheit, wie es zuerst im Bassin der Seine erblüht ist." Barrès scheint dabei auf den Gedanken, daß das Straßburger Münster zur deutschen Zeit des Elsaß erbaut und von deutschen Händen, ein Zeichen deutscher Baukunst ist, gar nicht zu kommen. Er hält die Gotik für eine spezifisch französische Einrichtung. Die ungeheuern Gebäude der Straßburger Universität beunruhigen ihn weit mehr als die Kasernen. Würde es den Professoren nicht besser gelingen, die Seelen zu disziplinieren als den Offizieren? Er beschließt, die studierende Jugend kennen zu lernen, und begibt sich zu diesem Zwecke — in ein Variététheater letzten Ranges. Zunächst singt auf der Bühne eine Sängerin französisch: Les petits cochons. Neben ihm sitzt ein oberelsässischer Student, der sich ihm alsbald zu erkennen gibt und ihm mit ausgestreckten Finger die Roheiten der Deutschen bezeichnet. Sie hatten lange Angelruten, an denen saure Heringe hingen, die sie den Leuten im Parterre vor das Gesicht hielten. „Hin und wieder warfen sie Hände voll Geld hinunter. Dann erhob sich ein halb Betrunkner und brachte ein Prosit aus, nannte aber keinen Namen, sondern ein Schimpfwort. Der andre also geehrte Kamerad antwortete vom andern Ende des Saales her durch eine grobe Anstößigkeit." Vom ersten Stock herunter wurde der Hut der „Dame," die den oberelsässischen Gewährsmann des Herrn Barrès in dieses Lokal begleitet hatte, durch ein Stück Brot getroffen, wodurch der Rassenkampf entfesselt wird. Der empörte Liebhaber stürzt hinauf, wirft einen Deutschen in einer Höhe von vier Metern vom Balkon hinunter, und es entsteht eine großartige Prügelei zwischen Deutschen und Elsässern. „Hinter den Logen und auf der Treppe entbrannte eine prächtige (magnifique) Schlacht." Sie war selbstverständlich für die Deutschen ungünstig; auch zwei intervenierende Schutzmänner wurden bei dieser Gelegenheit an die Luft gesetzt. Die Deutschen wurden sämtlich dem Ausgang zugedrängt. „Mit heroischem Elan fegten die jungen Abkömmlinge der Keltoromanen die germanische Horde hinaus." Wörtlich: Dans une sorte d'élan héroïque les jeunes descendants des celto-romains balayaient la horde germaine. Die Schlacht setzte sich zunächst im Eingang fort, ein gigantischer Pommer nahm den Lehnstuhl der

Digitized by Google

fliehenden Kassiererin, zerschlug den Lüster und warf das Möbelstück auf drei elsässische Krieger, die ihm den Weg verstellten. Der eine packt ihn darauf am Halse, rollt mit ihm auf der Erde herum und sucht ihn unter einer Flut von Stockschlägen zu würgen. „Ich hatte einen Ausruf der Bewunderung. Wen erkannte ich? Meinen jungen Herrn Ehrmann! Welches Beispiel! Er war offiziell im Dienste Deutschlands und privatim ein Volontär Frankreichs. Er erschien als deutsche Avantgarde und schlug sich wie eine französische Arrièregarde." (!) Barrès war enthusiasmiert und wollte sich eben „wie meine ganze Nation" auf ihn stürzen, um ihn zu befreien, als leider Gottes die Polizei dazwischen kam, alles zur Tür hinauswarf und die Hauptpersonen auf die Wache brachte. Ein andrer junger Elsässer veranlaßt Ehrmann, sich wegen seiner Uniform den Händen der Polizei zu entziehn, und wird dafür von einem Schutzmann als Vouyou beschimpft, was der Student sich verbittet, da er Sohn des Bürgermeisters von T. sei. Die Sache kommt vor den Senat der Universität, feierliche Sitzung, die mit Freisprechung der Studenten endet, weil die Polizei sie beschimpft habe. Der Polizist wird bestraft. Barrès sucht infolgedessen einen deutschen Professor auf, um sich über das Wesen der Universitätsgerichte zu informieren, einen Deutschen, den er zum Teil nicht verstanden zu haben scheint. Obwohl der Professor den Franzosen zum erstenmal sieht, ergeht er sich diesem gegenüber, und zwar als Deutscher, alsbald in so lebhaften Kritiken des Kaisers, daß Barrès es nicht wiederzugeben vermag, ist ferner dem Offizierkorps sehr feindlich gesinnt und in seinen Äußerungen von einer Kühnheit, „die weit über die gewöhnlichen Äußerungen eines Elsässers hinausgeht." Das war nun ein Deutscher nach Barrès Herzen, der ihm lange im Kopf herumgeht. Er zieht daraus die Folgerung, daß Frankreich Unrecht daran getan habe, dem Chor der deutschen Stimmen bewundernd zu lauschen und darüber die harte Verschlossenheit Preußens zu vernachlässigen. „Deutschland ist eine Vielheit von dreißig nebeneinander gesetzten Nationen. Obwohl sie sich alle ein Apostolat gegen Frankreich und die lateinische Welt zuerkennen, haben mehrere von ihnen doch unsern Einfluß empfangen und würden ihn gern wieder suchen. Unser geborner Feind ist Preußen, das ihr Zentrum und ihr Haupt geworden ist." Barrès vertieft sich darauf in Betrachtungen über das Urteil des Universitätsgerichts, worin er den Ausdruck des aristokratischen und des Klassengeistes findet, der die deutsche Gesellschaft beherrscht. Diese Aristokratie ist ihm eine weit mehr in den Gebräuchen als im Gesetz begründete Tradition. Nirgends stehe geschrieben, daß der Student einer Spezialgerichtsbarkeit unterliege, dennoch würden seine kleinen Vergehen zuerst vor den akademischen Senat gebracht. Der Senat entschuldige ex officio alles, was als nächtlicher Lärm oder Trunkenheitsszene gelten könne. Im äußersten Falle finde er Hintertüren. Daneben ist Barrès aber doch unangenehm berührt von der Art, wie diese jungen Elsässer den Folgen der Variétéschlacht entwischt sind. Er würde es vorgezogen haben, „ihre schönen Soldateninstinkte nicht mit der Geschicklichkeit vermischt zu sehen." Jedoch die Verantwortlichkeit für diese diminution morale falle nicht den Elsässern zu, sondern ausschließlich den Verhältnissen, unter denen sie seit dreiunddreißig Jahren lebten. Sie

Digitized by Google

seien unter der Herrschaft von Institutionen, die ihrem Grade von Zivilisation schlecht angepaßt wären. Als Beispiel führt er an, daß der Verkauf eines Grundstücks heute in Elsaß-Lothringen vor Gericht oder vor einem Notar stattfinden müsse, um giltig zu sein. Nach französischem Gesetz genüge es, daß die Parteien über die Sache und den Preis einig seien, und daß diese Übereinstimmung durch Zeugen, Briefe und Eid bewiesen werden könne. Das französische Gesetz gründe sich auf die Ehrlichkeit der Parteien, aber vor dem deutschen Gericht könne kein Zeugnis, nicht einmal der Eid, angerufen werden. Das sei der Tod des Ehrenworts. Als einen weitern Beweis der Verelendung der Elsässer durch die Deutschen erzählt Barrès, daß er eines Abends — immer noch mit der politischen Diagnose der Elsässer und Lothringer beschäftigt — dem jungen Ehrmann begegnet sei, der mit dem Helme auf dem Kopfe mit andern Soldaten aus der Artilleriekaserne herausgetreten wäre. Obgleich sich ihre Blicke begegnet hätten, habe Ehrmann doch keine Miene gemacht, ihn zu erkennen, sondern sich beeilt, davon zu kommen. Seine Verlegenheit, seine Eile und sein Helm setzten ihn in der hohen Achtung herab, die er Herrn Barrès zuerst eingeflößt hatte, als dieser ihn „den Feind" angreifen sah.

Barrès nimmt dann später auf dem Odilienkloster Wohnung und ergeht sich vierzehn Seiten lang in philosophischen Betrachtungen, bei denen Landschaft, Kunst, Natur, Politik und Literatur durcheinanderlaufen, Betrachtungen, die völlig wertlos sind und auch zu keinem Resultat führen. Barrès fühlt das wohl selbst, denn er kann zu dem als Schluß nötigen clou nicht gelangen. So läßt er denn am Allerheiligensonntage eine größere Anzahl Elsässer, Männer, Frauen, Kinder, den Odilienberg ersteigen. Obgleich es die Besiegten waren, bekundete doch ihre Art, zu sein, solide und edle Gewohnheiten und ein großes Selbstvertrauen. „Es würde nicht schwer halten, sagte ich mir, daß sich solche Leute auf den Schlachtfeldern in den Reihen der französischen Armeen hingebungsvoll opfern würden. Aber kann jeder dieser Elsässer, gefesselt wie er ist durch seine positiven Interessen, in sich eine genügende Dosis von Energie finden, täglich den Germanismus zu bekämpfen?" Am Abend bei Sonnenuntergang stößt er auf dem Männelstein mitten in den Tannen auf dem Wege nach Barr auf eine Sektion des „deutschen Vogesenklubs," die auf dem Kloster gefrühstückt hat und nun den Berg herabsteigt. Natürlich hatten sie zuviel von den kleinen Weinen des Elsaß genossen, an ihrer Spitze marschierte eine Frau Major, klein und rund, am Arm ihres Mannes, eines Kolosses, der Mühe hatte, sich mit der Würde zu bewegen, die seinem Range zukam. Sie betraten den Kiosk, der dort steht, mit großem Lärm, schwiegen dann aber bald, von der Schönheit der sich darbietenden Aussicht bewegt. Da warf sich die dicke Frau Major an den Hals ihres Mannes, und „Tränen, wirkliche, von Enthusiasmus und Wein, flossen aus den Augen dieser Walküre." „Ach, Fritz, Fritz, rief sie, welche Provinz hast du erobert!"

Für deutsche Leser bedarf es keines Hinzufügens, daß diese ganze Szene von Barrès frei erfunden ist. Abgesehen davon, daß der Vogesenklub sehr viele Elsässer in seinen Reihen zählt, existierte in der deutschen Armee im Jahre 1903

Digitized by Google

kein einziger Offizier mehr als Major, der im Jahre 1870 den Krieg mitgemacht hat. Die kleine dicke Frau kann ihren Mann also unmöglich als Eroberer des Landes umhalst haben. Aber dieses kleine Beispiel, das selbst Damen nicht schont, denen „Tränen von Wein und Enthusiasmus“ aus den Augen kollern, ist typisch für die Art, womit in der wissenschaftlichsten Revue Frankreichs die Hetzerei gegen Deutschland und die Herabsetzung der Deutschen gegenüber einer eingebildeten superiorité française betrieben wird, sicherlich doch in der Voraussetzung, damit der Stimmung und dem Geschmack der Leser zu entsprechen. Es hieße ja unter andern Umständen mit Kanonen auf Spatzen schießen, wollte man solchen „Studien“ eine besondre Bedeutung beimessen. Aber im Zusammenhang mit vielen andern Anzeichen haben sie einen symptomatischen Wert, an dem man in Deutschland nicht vorübergehn darf in einem Augenblick, wo von einem deutsch-englischen Konflikt, wenn auch nur theoretisch und unter der Annahme seiner praktischen Unmöglichkeit, die Rede ist.

Barrès Arbeit soll nach seiner Angabe dem Studium der Mittel gelten, mit denen die Deutschen in Elsaß-Lothringen den „lateinisch-germanischen Krieg“ weiter führen, und ebenso der diagnostischen Ergründung der Wirkung auf die Elsaß-Lothringer. Man gewinnt den Eindruck, daß ihm die Mittel gefährlich, die Wirkung bedenklich erscheinen, und daß er deshalb mit Gehässigkeiten sich und die Leser der Revue über die Wirklichkeit zu täuschen und ihnen einzureden sucht, die Sympathie für Frankreich sitze in den Gemütern der elsässischen und der lothringischen Bevölkerung tief, und es bedürfe nur eines Anstoßes, damit sie in dem Deutschen ihren Feind erkennten. Die französische Presse ist denn auch sehr ungehalten gewesen über den Beschluß des elsaß-lothringischen Landesausschusses, der die bundesrechtliche Gleichstellung mit den andern Staaten dieses so inferioren Deutschlands verlangt. Es wird darauf ankommen, eine Form zu finden, die den dem Beschluß zugrunde liegenden Wünschen entspricht und doch die Gefahr vermeidet, die in der Konstituierung eines neuen selbständigen Staatengebildes an unsrer gefährdetsten Grenze, im Widerspruch zu den Grundanschauungen von 1871, enthalten wäre.

H. J.

Südtirol

Im Mittelalter reichten die deutsche Sprache und die deutsche Nation bis in die Hügellandschaft des Venezianischen, bis vor die Tore von Verona und Vicenza hinab. Die eine Hälfte des heutigen Welschtirols, das ganze Gebiet vom linken Ufer der mittlern Etsch bis an die venezianische Grenze und von den Anhöhen bei Verona bis zu den Übergängen nach dem Pustertal hatte einst eine reindeutsche Bevölkerung. Im Fersental, in der Umgebung der Seen von Caldenazzo und Levico sowie im ganzen Quellengebiet der Brenta bis weit über Borgo

Digitized by Google

hinab mit den zahlreichen Seitentälern gab es bei Beginn des vorigen Jahrhunderts noch viele Gemeinden, in denen die deutsche Sprache die allgemeine Umgangssprache der ackerbauenden Bevölkerung war und in den Kirchen, Schulen und bei den Ämtern ausschließlich oder doch vorwiegend gebraucht wurde. Im Haupttal der Etsch schien die Klause von Salurn oberhalb von Trient der Strömung des romanischen Elements nach Norden lange Zeit ein unübersteigliches Hindernis entgegenzusetzen. Noch heute pflegt man diesen Engpaß gewöhnlich als die Grenzmarke zwischen Deutsch- und Welschtirol anzusehen, doch seit achtzig Jahren ist diese Ansicht nicht mehr ganz richtig. Es ist noch lange kein Jahrhundert verflossen, seitdem eine regelrechte Einwanderung italienischer Kolonisten zwischen Salurn und Bozen begonnen hat, und bald überwog in dieser Gegend die welsche Bevölkerung. Die Gemeinden unterhalb von Bozen sind schon lange vollständig italienisch, und nur wenige haben sich der Verwelschung zu entziehn vermocht; aus vielen ist vor fünfzig Jahren der letzte deutsche Grundbesitzer verdrängt worden. Sogar die Landschaften des Mittelgebirges und die von der Talebene noch weiter entfernten Gemeinden, namentlich die Gegend Überetsch, einer der fruchtbarsten Bezirke in ganz Südtirol, sind seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein beliebtes Einwanderungsziel der italienischen Tiroler gewesen. Der Eisack, der die große Deltafläche bei Bozen, das Herz von Südtirol, durchschneidet, wo sich drei wichtige Verkehrslinien, eine aus Italien, eine andre aus Südwestdeutschland und eine dritte als Doppellinie über den Brenner aus Bayern und durch das Pustertal aus Innerösterreich vereinigen, hatte ebenso wie die Klause am untern Ende des Etschlandes ein Weiterschreiten des fremden Volksstammes eine Zeit lang aufgehalten. Aber auch diese Scheidelinie ist längst durchbrochen worden, schon vor fünfzig Jahren hatten sich die welschen Vorposten über Bozen hinaus vorgeschoben und einen beträchtlichen Teil des obern Etschlandes besetzt. Sie standen in Terlan, Garzagon und Burgstall, in Nals und Lana, und Meran war bald von romanischen Bestandteilen ebenso rasch durchsetzt worden, wie wenig Jahre vorher Bozen. Hier erhalten die Neulinge aus Trient, Roveredo, Ala, Arco usw. Verstärkung durch Zuzug aus dem Val di Non und dem Val di Sol. Auch auf der Linie des Eisacktals, von Bozen über Brixen nach Bruneck und Sterzing, sind die Spitzen der Italiener immer tiefer vorgedrungen, und den an altdeutsche Gestalten erinnernden Volksstämmen, die immer den lebendigsten und zähesten Kern der Scharfschützenkompagnien und der Massen des Landsturms gebildet hatten, schien die nationale Gemeinschaft im Norden der Alpen verloren zu gehn.

Es ist über diesen Rückgang des Deutschtums in Südtirol schon viel geschrieben worden. Die Ursachen waren zum Teil wirtschaftlicher Art. Bis in die dreißiger Jahre wurde nördlich von Salurn höchstens ein italienischer Händler mit Heiligenbildern angetroffen, aber dann rückten die italienischen Holzhändler an, mit ihnen die Arbeiter, die im Eisack- und im Rienztale die Bäume fällten und zersägten. Dann trat die Traubenkrankheit auf, die den behäbigen deutschen Weinbauer zum Verkauf des Gutes zwang, da ihn die Not zwar beten, aber nicht fasten lehrte. Sparsame, bedürfnislose Italiener traten

Digitized by Google

an seine Stelle. Endlich trug bei der Bau von Straßen und Eisenbahnen, zu denen fast ausschließlich italienische Hände verwandt wurden. Wohl noch mehr tat die verfehlte österreichische Politik, die vermeinte um des Besitzes von Venedig und der Lombardei willen die italienische Bevölkerung stärken zu müssen. Die deutschen Dörfer im venezianischen Gebiet, die Jahrhunderte unter der Herrschaft der stolzen Republik ungehindert im Gebrauch deutscher Sprache und Sitte geblieben waren, wurden auf Befehl der Metternichschen Regierung gezwungen, nur noch italienisch zu reden. Auch den tapfern Fleimsern, die von Tirol aus in zahlreichen Schlachten der Schrecken der Italiener gewesen waren, wurde die italienische Sprache aufgequält. Hätte Bayern Tirol behalten, so wären alle diese Leute deutsch geblieben. Man war aber eben unter Metternich so unklug, die italienische Nationalität auf alle mögliche Weise zu schützen und auszudehnen, während die Italiener alle Wohltaten mit unversöhnlichem Haß erwiderten. Hatten sich in einer südtirolischen Gemeinde nur einige italienische Familien angesiedelt, so erlaubte man ihnen sogleich, eigne Schulen zu errichten, und man gab ihnen italienische Seelsorger, wo doch deutsche genügt hätten, die Italienisch verstanden. An den Lehranstalten in Welschtirol wurde das Deutsche ganz und gar als Nebensache behandelt, dafür forderte man aber von den deutschen Schülern schon nach dem ersten Halbjahr eine Prüfung im Italienischen, während den Italienern an der Universität Innsbruck eine Frist von zwei Jahren für das Deutschsprechen gegeben war. Die Sprache der Ämter wurde nahezu vollständig italienisch, und man verlangte fast schon von den Deutschtirolern italienische Schriftstücke; auch in deutschen Ämtern wurde es üblich, italienisch zu verhandeln, wenn Italiener kamen, obgleich in Meran, Bozen oder Neumarkt wenig Jahre vorher ein italienisches Aktenstück noch eine große Seltenheit gewesen war. Wie solche Vernachlässigung des Deutschtums im Kaiserreiche von den Italienern benutzt wurde, haben die Ereignisse gelehrt, und die heutige Verwirrung in Tirol ist zum größten Teil die Frucht der damals ausgestreuten Saat.

Auch das spätere „Neuösterreich“ hat niemals daran gedacht, der Verwelschung in Südtirol entgegenzuarbeiten. Inzwischen hatten die politischen Ereignisse das nationale Bewußtsein bei Deutschen und bei Italienern geweckt, und die „Trentinofrage“ kam als neues Streitobjekt auf die Tagesordnung, als kaum den Völkern Österreichs zum erstenmal Gelegenheit geboten worden war, am öffentlichen Staatsleben teilzunehmen. Die Trennungsgelüste traten schon nach der Einberufung des „vermehrten Reichstags“ unter Schmerling auf. Die Handelskammer von Roveredo verlangte am 20. März 1861 die Trennung des südlichen Welschtirols vom nördlichen Deutschtirol, und die Forderung wurde später von den italienischen Abgeordneten im Landtage zu Innsbruck wiederholt. Nun hat doch tatsächlich das Land Tirol seinen Namen von der Burg im Hochgelände von Meran erhalten und ist seinerzeit von den darauf sitzenden Grafen und von den Bischöfen von Trient und Brixen als deutschen Reichsfürsten beherrscht worden. Es gibt auch kaum ein andres Land, das in Sprache, Sage und Lied der deutschen Kultur näher gestanden und sie lebhafter beeinflußt hätte als das sonnige Etschland, die Heimat Walters von der Vogelweide,

Digitized by Google

mit seinen im Mittelalter kerndeutschen Städten, seinen zahlreichen deutschen Ritter- und Edelsitzen und seinem freien deutschen Bauerntum. Tirol ist einfach ein Durchzugsland zwischen Nord und Süd gewesen, aber gerade die kräftigsten deutschen Volksstämme, vor allem Goten und Alemannen, haben zum Aufbau des deutschen Volkstums in Südtirol beigetragen, dem im Süden außerdem das alte Lombardenland, das wieder die älteste Eroberung Karls des Großen für das Reich wurde, vorgelagert war. Wenn auch ein Teil der Südtiroler unter den geschilderten Verhältnissen die Sprache ihres Volks verloren hat, sind sie im Herzen und Wesen doch Deutsche geblieben. Von Südtirol ist auch die Erhebung im Jahre 1809 ausgegangen, die den Namen des Landes in der Geschichte verewigt hat. Alle Erinnerungen dieser Leute, auch wenn sie schon italienisch sprechen, sind mit den Kämpfen gegen die Welschen verbunden. Das zeigte sich auch im Jahre 1866, wo es dort trotz allen Anregungen nicht zu einer Volkserhebung für Italien kommen wollte, obgleich sich den ganzen Monat Juli die Verhältnisse dafür äußerst günstig gestaltet hätten, da die österreichischen Heereskräfte dort vollkommen unzureichend waren. Einige junge energische Männer glaubten freilich, weil sie Gut und Blut an die Vereinigung Südtirols mit Italien setzten und auf allen Schlachtfeldern Italiens in den vordersten Reihen zu finden waren, daß alle ihre Landsleute ebenso dächten wie sie und auch so handeln würden, sobald ihnen nur die Gelegenheit näher rücken würde. Dieser an sich rühmliche Glaube wurde durch das Verhalten der Südtiroler nicht im mindesten bekräftigt, die Masse des Volks rührte sich nicht. Noch heute ist eine große Anzahl bestrebt, ihre Sprache und ihre wirtschaftliche Freiheit von der terroristisch waltenden Irredenta wieder zu erlangen.

Das Verhältnis der beiden Volksstämme in Tirol ist folgendes: ungefähr 450000 Deutsche stehn etwa 370000 Italienern und Ladinern gegenüber. Bei der Verteidigung der deutschen Sprachgrenze haben sich bis in die letzten Jahre weit weniger die deutschliberalen Parteien als vielmehr deutsche katholische Geistliche beteiligt. Im südlichen Tirol haben sich auf dem Nonsberge, hart an der Sprachgrenze, noch vier deutsche Dörfer erhalten, die ohne die opferwillige Hilfe ihrer Geistlichen und ohne die deutsche Schule schon längst der Verwelschung anheimgefallen wären; noch ist die Sprache vor den Behörden italienisch, aber seit einem Vierteljahrhundert sind Kirche und Schule wieder deutsch. Das Verdienst dafür gebührt dem wackern Kuraten Mitterer im Hauptorte Proveis, der nicht nur den Bau einer prächtigen Kirche zustande gebracht, sondern auch eine deutsche Volksbibliothek errichtet, mit Hilfe des deutschen Schulvereins eine neue Schule gebaut, mit Unterstützung der Regierung für Knaben eine Korbflechtereischule und für Mädchen eine Spitzenklöppelschule ins Leben gerufen, einen landwirtschaftlichen Verein, Sägemühlen und Kalköfen begründet hat. Dort ist die deutsche Art wieder zu Ansehen gelangt, und zunehmender Wohlstand erleichtert es, den Italienern zu wehren, in diesen Gemeinden wieder Fuß zu fassen. Hart an der italienischen Grenze, südöstlich von Trient, liegt das Dorf Lusern; dort war es der Kurat Zuchristian, dem später Unterstützung durch einen Oberlehrer aus dem Orte zuteil wurde, zu danken, daß die deutsche Sprachinsel erhalten geblieben ist. Mit Hilfe des

Digitized by Google

Deutschen Schulvereins ist seit länger als einem Jahrzehnt auch hier ein neues Schulhaus gebaut, eine Klöppelschule und ein Kindergarten errichtet worden. Seit überhaupt das deutsche Volkstum in Österreich mehr erwacht ist, macht das Deutschtum in Südtirol wieder rasche Fortschritte, und die italienisch Sprechenden sind für das Deutschwerden keineswegs unzugänglich. In den Händen der Deutschen liegen in Welschtirol fast alle Unternehmungen wirtschaftlicher Art, besonders das Hotel- und das Verkehrswesen, wodurch sogar in den italienischen Städten das Deutschtum stark zur Geltung kommt. Von Jahr zu Jahr gewinnen die Deutschen durch ihre wirtschaftliche Überlegenheit an Einfluß und Ansehen, worüber sich natürlich die Signori ärgern. Das Volk ist aber ganz zufrieden damit, denn es wird vom deutschen Arbeitgeber besser bezahlt und auch menschenwürdiger behandelt als von den italienischen Grundbesitzern. Unter diesen Umständen ist nicht nur das früher beobachtete Vorrücken der Italiener zum Stillstand gekommen, sondern die Deutschen nehmen fast überall an Zahl zu, namentlich an Orten, wo sie rührig sind. So hatte Lusern im Jahre 1880 neben 431 deutschen 215 italienische Bewohner, im Jahre 1900 gab es aber unter 890 Einwohnern nur noch 14 Italiener. Ähnlich liegen die Verhältnisse im Fersental, wo man 1880 unter 1877 Einwohnern 1061 deutsche und 816 italienische zählte, während 1900 nur noch 282 Italiener neben 1620 Deutschen vorhanden waren. Sogar im Etschtal ist das Vordringen der Italiener zum Stillstand gekommen, auch in den beiden südlichsten Orten des einst geschlossenen deutschen Sprachgebiets, in Salurn und Buchholz, haben seit den letzten Volkszählungen die Deutschen zugenommen und die Italiener sich vermindert.

So ist wieder eine Zeit gekommen, wo das Deutschtum in Südtirol aufs neue lebhaft vordringt, und unterstützt von dem meist deutschen Reisendenverkehr, die einstmals deutschen Gebiete die Etsch und die Sarka entlang bis zu dem im Mittelalter vollkommen deutschen Gardasee wieder zu besetzen schreitet. Auch der heutige Hort des Italienertums in Südtirol, die Stadt Trient, ist eine deutsche Stadt gewesen, denn ihr Stadtrecht aus dem dreizehnten Jahrhundert ist deutsch geschrieben. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß unter den Deutschtirolern sehr wenig Neigung vorhanden ist, Welschtirol einer italienischen Mehrheit auszuliefern. Die Deutschen haben dort ohnehin schwere Sünden wieder gut zu machen. Wenn auch im Zeitalter der Gegenreformation die Fürstbischöfe von Trient begannen, das Italienische vorzuziehn, und das Metternichsche Regiment durch Einführung der italienischen Sprache in Kirchen, Schulen und Ämter die größte Schuld an der Verwelschung trifft, so ist es leider die deutschliberale Herrschaft in den sechziger und siebziger Jahren gewesen, die den Italienern einen wirklichen Rechtstitel für ihre Absonderungsbestrebungen geliehen hat. Die Deutschliberalen der Herbstschen Färbung hatten eigentümliche Anschauungen, die sie wohl deutsch nannten, die aber doch nur auf eine Vereinigung antiklerikaler, parlamentarischer und demokratischer Gedanken hinausliefen, wie sie den Anschauungen des deutschen Liberalismus der dreißiger und der vierziger Jahre entsprach. Aus den geschichtlichen Ereignissen der nächsten Jahre hatten sie nicht die richtigen Schlüsse gezogen und glaubten

Digitized by Google

auch noch nach der Errichtung des deutschen Kaisertums Preußen und Deutschland durch den Liberalismus einholen und sogar übertrumpfen zu können. Aus dieser gänzlich schiefen Auffassung des Nationalen in der neuern Geschichte erklären sich die Fehler der „Herbstzeitlosen," die immer vermeinten, mit ihrem Liberalismus dem deutschen Volke die Herrschaft zu erhalten und die andern Nationen an sich heranzuziehn. Leuten mit diesen Anschauungen mußten selbstverständlich die glaubenseifrigen Deutschtiroler recht unsympathisch vorkommen, und der liberalisierende Flügel der österreichischen Italiener, denen die irredentistischen Gelüste aus allen Knopflöchern herausguckten, sagten ihnen mehr zu. Als Herbst mit dem Plan umging, das Ministerium Auersperg parlamentarisch unmöglich zu machen, hatte er, schon lange bevor er mit den Jungtschechen zu demselben Zweck anknüpfte, den Italienern die Verwirklichung ihrer Wünsche in Aussicht gestellt. Als aber im Jahre 1877 die Angelegenheit im Reichsrat auf die Tagesordnung gebracht wurde, ließen zahlreiche Deutschliberale, namentlich aus den Sudetenländern, ihren Führer im Stich, worauf die italienischen Forderungen abgelehnt wurden, und die italienischen Abgeordneten ihre Mandate niederlegten. Aber sie können sich seit jenen Tagen darauf berufen, daß ihre Ansprüche von den Führern des Deutschtums als berechtigt anerkannt worden seien. Im Tiroler Landtage hatten früher die Klerikalen die Mehrheit, und diese verhielt sich allen italienischen Plänen auf irgendwelche nationale Teilung des Landes gegenüber ablehnend. Um zur Herrschaft zu gelangen, knüpften die Deutschliberalen mit den Welschtirolern Verbindungen an und unterstützten den von den italienischen Abgeordneten gestellten Antrag auf Sonderstellung von Südtirol. Die Deutschliberalen wollten ebenso Südtirol loswerden, wie sie schon die deutschen Interessen in Ungarn durch den Ausgleich und in Polen durch die Sonderstellung Galiziens preisgegeben hatten, ohne sich dafür auch nur die geringste Sicherstellung des Deutschtums in den übrigen Kronländern gewährleisten zu lassen. Sie haben auch nie daran gedacht, daß sie bei dem Mangel jeder nationalen Widerstandskraft doch in dreißig, vierzig Jahren wieder von neuem würden teilen müssen.

Kurz, der deutschliberale k. k. Oberlandesgerichtsrat Dr. Florian Blaas beantragte im Landtage zu Innsbruck als Berichterstatter über den welschen Antrag dessen Annahme. Für den Kundigen konnte die „administrative Sonderstellung" allerdings nicht viel andres bedeuten als die Vorbereitung auf ein gänzliches Davonschwimmen. Während liberale deutsche Männer im Innsbrucker Landtage die Provinz Welschtirol ins Leben zu rufen gedachten, klagten noch die italienischen Annexionisten „vor Europa über gewaltsame Germanisation." Man hatte ja auch, als Venezien an Italien weggegeben wurde, nicht daran gedacht, die noch immer zahlreichen deutschredenden Gegenden, namentlich die sette communi dicht an der tirolischen Grenze, ihrem deutschen Volkstum zu erhalten, was damals leicht hätte geschehen können, da Napoleon der Dritte für Nationalitäten einzutreten pflegte. Niemand hat an sie gedacht, und sie müssen sich selbst zu helfen versuchen. Als nach dem Bündnis zwischen den Deutschliberalen und den Welschtirolern bei den Landtagswahlen von 1889 die Italiener wieder in den Landtag eingetreten waren, wurden die Deutschklerikalen

Digitized by Google

in die Minderheit gedrängt. Aber die Hoffnung der Welschtiroler, daß unter den geänderten Verhältnissen die Regierung ihre Forderungen erfüllen werde, erfüllte sich nicht, und die Abgeordneten des „Trentino" traten abermals aus dem Landtage aus. Graf Badeni nahm die Unterhandlungen mit ihnen wieder auf, kam jedoch damit zu keinem Ergebnis, denn die Welschtiroler verlangten nichts weniger als die Teilung des Landtags in eine deutsche und eine italienische Kurie und dementsprechend die Teilung aller Geschäfte der Landesverwaltung mit Ausnahme der Landesverteidigung. Unter dem Ministerium Thun begannen die Verhandlungen mit den Welschtirolern wieder und wurden meist von dem deutschklerikalen Abgeordneten Dr. Kathrein im Auftrage der Regierung geführt. Um dem Lande endlich den Frieden zu bringen, kam auch er den Italienern ziemlich weit entgegen; diese erklärten sich wohl bereit, seine Vorschläge als Grundlage für weitere Verhandlungen anzunehmen, forderten aber nach wie vor die Abtrennung des Trentino als besondres Verwaltungsgebiet von der Statthalterei in Innsbruck. Wie in allen österreichischen Ländern liegt auch in Südtirol der Nationalitätenfrage der Kampf um die Herrschaft zugrunde, um die „historischen Rechte" der einzelnen Königreiche und Länder, die man im Gegensatz zu den modernen Forderungen des Staates erwerben oder verteidigen will, um auf sie gestützt die Herrschaft auszuüben. Trotz den keineswegs sehr erfreulichen Zuständen in Österreich dürfte nur wenigen Italianissimi in Südtirol ernstlich in den Sinn kommen, das Land mit dem doch keineswegs beneidenswerten Italien zu vereinigen, aber eine Sonderprovinz Südtirol möchte man haben, denn die schafft neue Stellen, die man selbst oder ein guter Freund einnehmen könnte. Der Partikularismus ist nie ein Beweis für ungefälschte nationale Gesinnung gewesen. Aber die Leute, die so naheliegende Interessen haben, wühlen unter hochtönenden Phrasen und wählen wegen der kleinlichsten Vorteile. Es ist schwer, unter solchen Verhältnissen, die der Offenheit entbehren, mutvoll an die Lösung der Nationalitätenfrage heranzutreten, wie von allen Seiten in Österreich von jeder einzelnen Regierung verlangt worden ist.

Nach dem Ende des Ministeriums Thun kam die südtirolische Frage einigermaßen ins Stocken, und sie ist erst neuerdings unter dem Ministerium Körber wieder aufgenommen worden. Die von ihm eingehaltne Politik beabsichtigt selbstverständlich auf keinem einzelnen Gebiete eine positive Lösung der Sprachen- und Nationalitätenfrage, sondern will nur die durch frühere Fehler der Regierenden wie der Regierten begangnen Mißgriffe und aufgeworfnen Schwierigkeiten beseitigen und Kompromisse zustande bringen, damit endlich einmal Zeit und Stimmung komme, in denen auch die gemeinsamen Angelegenheiten des Staates wieder regelrecht behandelt werden können. Was Südtirol betrifft, so hatten sich die Landtagsabgeordneten von dort die neue politische Methode der Obstruktion angeeignet; sie blieben einfach weg und machten damit den Landtag beschlußunfähig. Auch trotz den Bemühungen des Abgeordneten Dr. Kathrein, der wieder zu vermitteln und die Italiener zum Aufgeben der Obstruktion zu bewegen suchte, und trotz dem Entgegenkommen des Ministeriums, das einen Halbitaliener, den Sektionsrat Freiherrn Forstner

Digitized by Google

von Billau, zum Hofrat extra statum bei der Statthalterei in Innsbruck ernannte, verharrten sie bei der Obstruktion und erklärten, daß sie diese nur acht Tage aussetzen würden, um dem Landtage Zeit zu geben, einen Autonomieausschuß einzusetzen, damit dieser in einer Woche für den Landtag eine den Wünschen der Italiener entsprechende Vorlage ausarbeite. Eine solche kam auch am 9. Juli 1902 zustande, und die Regierung, der nicht mehr der gegen jede Landeszerreißung auftretende Graf Merveldt vorstand, stimmte zu. Nun erhoben sich aber die deutschen Abgeordneten dagegen, die in der Verlegung der italienischen Sektionen der Regierung nach Trient mit Recht den ersten Schritt sahen, der die Trennung des Landes zur notwendigen Folge haben werde. Nach dem vom Ausschuß genehmigten Kompromiß sollten übrigens die deutschen Gemeinden in Welschtirol, das Fersental und Ampezzo-Buchstein weder unter die deutsche noch die italienische Sektion, sondern unter den gemeinsamen Landesausschuß gestellt werden. Trotz diesem immerhin sehr annehmbaren Abkommen über die deutschen Gemeinden in Südtirol lag die Stimmung für den Autonomieentwurf bei den deutschen Tirolern so ungünstig, daß es die Regierung für ratsam fand, den Landtag am 17. Juli 1902 zu schließen, weil die Welschtiroler wieder mit der Obstruktion beginnen wollten. Man muß die ganze Sachlage erwägen, wenn man begreifen will, warum sich die Deutschtiroler in eine immer wachsende Erbitterung gegen die Welschen hineingelebt haben. Die Deutschliberalen, die einst eine Stütze für die italienischen Bestrebungen waren, sind aus dem Landtage hinausgewählt worden und haben ebenso liberalen, aber ausgesprochen deutschgesinnten Männern Platz gemacht. Man findet es in der Bevölkerung unerträglich, daß die „Italianissimi," die doch österreichische Untertanen sind, nicht nur deutsche Offiziere und deutsche Beamten, sondern auch die deutschen Volksgenossen, die sich doch in den Dienst der österreichischen Staatsidee stellen, bekämpfen dürfen. Die Welschen haben gerade in den letzten Jahren so vieles getan, den Frieden im Lande zu stören. Nicht nur, daß sie offen Südtirol bis zum Brenner als eigentlich zum Königreich Italien gehörend bezeichnen, sie führen auch mit allen Mitteln des gesellschaftlichen und des geschäftlichen Boykotts Krieg gegen die „Austriacanti," die italienischen, österreichisch gesinnten Teile der Bevölkerung, die sie in Acht und Bann tun. Obgleich sie in der Minderzahl sind, treten sie im Lande provozierend auf, lehnen jedes Friedensangebot ab, das ihnen nicht volle Autonomie gibt, und ihre Abgeordneten erscheinen im Landtage nur, um ihn beschlußunfähig zu machen und die Erledigung der Landesgeschäfte zu hindern. Rechnet man noch die Steigerung des Kraftgefühls hinzu, das in den Deutschtirolern erwacht ist, seitdem sie erkannt haben, daß sie bei einiger Anstrengung und der Unterstützung weiterer deutscher Kreise vollständig in der Lage sind, den italienischen Ansturm abzuschlagen, so läßt sich die heutige Stimmung der Deutschen in Tirol wohl verstehn.

In den letzten drei Jahren hat sich der Streit hauptsächlich durch die aufregende Agitation der Italiener in der Universitätsfrage verschärft. An der Universität in Innsbruck hatten die Italiener, nachdem durch die Abtretung Venetiens die letzte italienische Universität in Österreich verloren gegangen war,

Digitized by Google

italienische Kurse, die der Staat für die Heranbildung seiner Beamten braucht. Von einer Bewegung gegen die Italiener war an der Universität anfangs keine Rede, und es ist auch nicht anzunehmen, daß 120 italienische Hörer den deutschen Charakter einer Stadt von 27000 Einwohnern stark zu beeinflussen vermöchten. Die Bewegung entstand schließlich an der Universität selbst, und zwar ursprünglich nicht einmal unter den Studenten, sondern unter den deutschen Professoren, die durch das Auftreten der in den letzten Jahren an Zahl vermehrten italienischen Professoren den deutschen Charakter der Universität für gefährdet hielten. Sie fanden Unterstützung in der deutschen Bürgerschaft und auch unter den deutschen Studenten. Die Italiener verlangen seit Jahren für sich eine selbständige Universität in Triest, die österreichische Regierung hat aber nicht die geringste Lust, diesem Verlangen zu willfahren, denn in Triest würde die Bildungsstätte bei den sattsam bekannten Zuständen nur zu einem Brutnest des bösartigsten Irredentismus werden. Unter diesen Umständen hat die Lösung der italienischen Universitätsfrage in Österreich ihre besondern Schwierigkeiten, aber begreiflich bleibt der Wunsch der Deutschtiroler, die Universität nicht im eignen Lande zu haben, wo sie auch nur eine Stütze der Welschtiroler sein würde. Die österreichische „Volksversöhnung“ spiegelt sich stark im Universitätsleben wieder, und die Jugend handelt nach Stimmungen. Schon vor einigen Jahren hatten alldeutsche Studenten gegen die italienischen Vorlesungen in Innsbruck Ausschreitungen begangen, denen regelmäßig österreichfeindliche Demonstrationen an italienischen Universitäten folgten. Auch im Frühjahr 1903 wechselten deutsche Demonstrationen in Innsbruck mit italienischen in Oberitalien ab und trugen zur gegenseitigen Verstimmung bei. Zum Herbst 1903 war für die italienischen Studenten in Österreich der Ruf „nach Innsbruck“ ausgegeben worden, wo eine „freie italienische Universität“ gegründet werden sollte, und es war vorauszusehen, daß die deutschen Studenten das nicht dulden würden. Als man in Innsbruck sogenannte „italienische Hochschulkurse“ einzurichten unternahm und der als unklarer Volksredner bekannte Professor De Gubernatis aus Rom dazu erschien, kam es am 23. und 24. November 1903 zu stürmischen Kundgebungen gegen die Italiener, und der Professor mußte die Stadt unverrichteter Dinge wieder verlassen. Die gegenseitige Aufreizung und Verbitterung nahmen überhand, das letzte Sommersemester mußte in Innsbruck vorzeitig geschlossen werden, und es wurde schließlich notwendig, an die Beseitigung gänzlich unhaltbar gewordner Verhältnisse zu gehn.

Der Ausweg wurde auch bald, wenn auch nicht leicht gefunden. Da die Regierung an eine italienische Universität in Triest nicht denken konnte, einigte man sich im vergangnen Frühjahr dahin, diese in Roveredo zu errichten. Den Deutschtirolern ist das wohl nicht angenehm, da aber im südlichsten Tirol die Italiener in geschlossener Masse leben, noch mehr als in Triest, wohin die Regierung nicht wollte, und da ihnen als dem zweiten das Land bewohnenden Stamm das Recht auf eine Universität nicht bestritten werden kann, willigten die maßgebenden Führer der Deutschen, darunter auch die namhaftesten deutschen Professoren in Innsbruck, ein. Die Errichtung neuer Universitäten hängt aber von der Reichsgesetzgebung ab, und unter den obwaltenden parlamentarischen Ver-

Digitized by Google

hältnissen war die schleunige Erledigung eines Gesetzentwurfs über die Universität in Roveredo nicht zu erwarten. Die Regierung wie die Deutschösterreicher außerhalb Tirols wünschten nicht, daß in diesem Falle der hilfreiche Paragraph 14 angewandt werde, weil eine spätere slawenfreundliche Regierung aus diesem Präzedenzfall das Recht ableiten könnte, durch dasselbe Mittel etwa in Mähren eine tschechische Universität ins Leben zu rufen. Man entschied sich darum dahin, die italienische Universität provisorisch noch in Innsbruck zu lassen, sie aber organisatorisch und räumlich von der deutschen Universität zu trennen. Der Dekan der italienischen juristischen Fakultät wurde der Leiter der Anstalt, das italienische Professorenkollegium bildete einen akademischen Senat für sich, nur die akademischen Würden sollte die Universität Innsbruck verleihen, da die neue italienische Universität noch nicht rechtskräftig bestand. Die deutsche Universität in Innsbruck erklärte sich mit dem Provisorium, das ja nur noch höchstens einige Jahre in Innsbruck bestehn sollte, vollständig einverstanden. Die „alldeutschen" Kreise in Innsbruck waren das aber nicht, sie benutzten die Stimmung der Deutschtiroler, denen die Errichtung einer italienischen Universität im Lande überhaupt nicht gefiel, und als Schlagwort mußte wieder die Bedrohung des deutschen Charakters der Stadt Innsbruck herhalten. Die Bekanntmachung des Provisoriums wurde Ende September 1904 noch ruhig hingenommen, aber die Verstimmung wuchs auf deutscher wie auf italienischer Seite, denn auch die eingefleischten Italiener waren mit der Lösung, die nichts von Triest enthielt, unzufrieden. Trotzdem wurde die Eröffnung der „neuen italienischen Universität" am 3. November nicht ohne Auffälligkeit ins Werk gesetzt, italienische Studenten aus Wien und Graz trafen zur Feier ein. Das scheint dem Fasse den Boden ausgeschlagen zu haben. Der Eröffnungsakt ging noch ohne Störung vonstatten, und die frohe Kunde davon wurde eilig in die Welt telegraphiert. Aber am Abend kam es zu Demonstrationen vor dem Festlokal der Italiener, diese waren auch gleich mit dem Revolver zur Hand, und schließlich mußte das Militär mit der Waffe den blutigen Aufruhrszenen ein Ende machen. Die Lage ist durch diese Ausbrüche langjähriger gegenseitiger Erbitterung sehr verschärft worden, und es wird der redlichsten Mühe aller Wohldenkenden bedürfen, noch einem friedlichen Abkommen den Weg zu bahnen. Wie in allen Fällen, wo die Schuld auf beiden Seiten liegt, sucht sie jeder dem Gegner allein beizumessen. Der glücklichste Umstand wäre eine rasche Entscheidung des Reichsrats gewesen, aber die Hoffnung darauf ist nicht groß, und von seinen Verhandlungen ist eher noch eine Verschlimmerung zu erwarten. Inzwischen hat aber der Reichsrat wieder vertagt werden müssen. Der Ausgleich kann nur gefunden werden, wenn Deutsche und Italiener aufhören, die Universitätsfrage, die doch nun einmal gelöst werden muß, ausschließlich vom politischen Standpunkt aus zu betrachten und der vor der Hand einzig praktisch möglichen Lösung, der Errichtung der italienischen Universität in Roveredo, zustimmen.

—r—

Digitized by Google

Auf rätiſchen Alpenſtraßen

Von Otto Kaemmel

(Schluß)

Als am nächſten Morgen um ſieben Uhr die Poſt nach Chiavenna abfuhr, genügten für die fünf Reiſenden ein Zweiſpänner und ein Einſpänner. Am Nachmittag und Abend vorher hatten ſich Gewitterwolken, die finſter über dem Rheintale ſtanden, in ſtarkem Regen entladen; jetzt leuchtete wieder ein dunkelblauer Himmel, von dem ſich die Umriſſe der Berge ſcharf abhoben, und dichter, ſilbergrauer Tau bedeckte die Wieſen. Die Splügenſtraße überſchreitet den Rhein und ſteigt durch ſchönen Nadelwald in Windungen aufwärts; den Hintergrund ſchließt über dem Dorfe der graue zerriſſene Kalkberg, im Weſten heben ſich immer höher die blaudunkeln Maſſen und die weißen Gletſcher des Rheinwaldhorns heraus, von denen der Hinterrhein herabkommt. Sobald die Straße durch eine kurze Galerie in das Heusnerbachtal eintritt, ändert ſich die Szenerie. In tiefer Schlucht brauſt unten der Bach, an den ſteilen Höhen rechts und links hört allmählich der Wald auf, nur zerzauſte Baumgruppen oder einzelne Fichten haften an den Felshängen. Zwiſchen dem ſchwarzgrauen Geröll, das ſie bedeckt, ſickern regellos in ſchmalen Rinnen die Wildbäche hernieder, und Schneeflecke zeigen ſich bis dicht an die Straße. Die Luft wird friſcher und ſchärfer. Hier und da iſt auch der alte ſchmale Saumpfad auf längere Strecken ſichtbar. Wo ſich das Tal zwiſchen kahlen Bergen ſchließt, klimmt die Poſtſtraße wieder in zahlloſen kurzen, hochaufgemauerten Serpentinen nach dem letzten einſamen Berghaus (2035 Meter) hinauf, zwiſchen wüſtem Geröll; aber auch in dieſer Höhe gedeiht unter den heißen Strahlen der ſüdlichen Sonne eine reiche Vegetation, große Diſteln, Eiſenhut, Glockenblumen in tiefen ſatten Farben. In 2117 Meter Höhe iſt das Joch des Paſſes, il giogo dello Spluga, erreicht, eine ſchmale Hochfläche; ein Häuschen, das aus dem Geſtein ſeiner Umgebung aufgeführt und von ihr kaum zu unterſcheiden iſt, bezeichnet mit ſeinem Wappenſchild die Grenze Italiens, die hier mit der Sprachgrenze zuſammenfällt. Kaum hundert Meter tiefer, in der Entfernung von einer halben Stunde, zeigt ſich in einem öden Hochtale, das mit Geröll oder ſumpfigen Wieſen bedeckt iſt, inmitten eines Ringes zackiger, kahler, geröllbedeckter, mit Schneeflecken überſäter Berghäupter die italieniſche Dogana, eine anſehnliche Häuſergruppe, die auch einen ehemals weit größern Verkehr verrät, links eine Reihe von Gaſthäuſern mit der Casa di ricovero (Zufluchtshaus), der Zollſtation und der Poſt, gegenüber ein großes Steinhaus mit der Wohnung des Kaplans und weiterhin eine Anzahl Wohnhäuſer. Auf dem Platze dazwiſchen trieb ſchon das ganze Italien ſein Weſen; einige fahrende Händler hatten ihren

Digitized by Google

bunten Kram an allerhand Stoffen unter freiem Himmel ausgebreitet, Zollbeamte und andre Leute standen schwatzend und lachend im Kreise umher, im Gastzimmer gab es die landesüblichen Strohstühle, das hartrindige Weißbrot, den Café nero und den Vino rosso gerade so gut wie hundert Meilen weiter südlich; da ist zwischen diesem öden Alpenhochtal und dem orangenumkränzten Palermo am blauen Tyrrhenischen Meere kein Unterschied. Auf den Wiesen weideten mit anderm Vieh zwischen den Heuern sogar dieselben hochbeinigen, magern schwarzen Schweine wie im Albanergebirge. Aber die zahlreichen großen Zufluchtshäuser an der Straße und die Steinhütten der veghieri, wie die Italiener die „Weger," die Straßenarbeiter nennen, verraten zur Genüge, daß hier die heitre Sommerzeit mit dem azurblauen Himmel eine Ausnahme ist, und daß hoher Schnee und wütende Stürme hier oben den Reisenden noch ebenso Gefahren bringen wie in den Jahrhunderten des Saumverkehrs. Der alte Saumweg geht hier rechts ab nach der tiefen Cardinellosschlucht, die neue Straße klimmt in zahllosen kunstvollen Windungen auf hohen Steindämmen die Felswand hinunter; tief unten liegt im Wiesentale Isolato (1277 Meter), das seinen Namen wahrhaftig verdient; dort sieht man auch den alten lawinengefährlichen Saumweg ziehn, der im Dezember 1800 den Franzosen schwere Verluste kostete und 1834 durch Hochwasser zerstört wurde. Auf einem Vorsprunge der senkrechten Felswand schwebt das Dörfchen Pianazzo (1400 Meter); hier stürzt der Madesimo in einem prachtvollen rauschenden, donnernden Falle zu weißem Schaum aufgelöst zweihundert Meter senkrecht hinunter. Hier beginnt auch die lange Reihe von (zehn) Galerien, deren längste fünfhundert Meter mißt, denn hier fahren auf dieser ganzen Strecke im Winter und bei der Schneeschmelze die Lawinen zu Tale. Nun geht es rasch hinunter ins Tal des Liro, die Abhänge bedecken sich wieder mit Baumwuchs, und der Badeort Campo Dolcino, wo die Pferde gewechselt werden, liegt auf einer Seehöhe von 1104 Metern doch schon inmitten einer reichen Vegetation. Immer heißer brennt die südliche Sonne, und hinter Lirano beginnen geradezu Wälder von prachtvollen Edelkastanien, deren schöne eichenartige Stämme und dunkelgrüne Kronen dichte Büschel der stachlichten Früchte an allen Ästen tragen. In langen Kehren, in scharfem Trabe geht es ununterbrochen bergab, oft über breite, fast wasserleere Geröllbecken von Torrenten, durch zahllose weißrötliche Gneistrümmer, durch weiße Ortschaften wie Galivaggio und San Giacomo (den Hauptort des ganzen Tales), deren schlanke Kirchtürme weithin die Gegend beherrschen. Endlich wird in grünem, fruchtbarem Talkessel zwischen mächtigen Berghäuptern Chiavenna sichtbar; an Weinbergen und Kastanienhainen vorbei rollt der Wagen bergab und fährt dann langsam durch die engen, holprig gepflasterten Gassen einer ganz und gar italienischen Kleinstadt. Binnen $3^1/_4$ Stunden, den Aufenthalt eingeschlossen, sind wir von der Paßhöhe bis nach Chiavenna 1800 Meter hinuntergestiegen, und in brennender, blendender Mittagssonne liegen Stadt und Tal.

Das ist also die „Schlüsselburg," das Clavenna der Römer, das Cläven der mittelalterlichen Deutschen, in der Tat der Schlüssel zu zwei der wichtigsten Alpenstraßen, zum Splügen und zum Septimer-Julier, die ostwärts im Tale

Digitized by Google

der Maira (Mera) hinaufführt. Deshalb gab schon Otto der Zweite dem Bistum Chur den Zoll in Chiavenna an der Mairabrücke (980), und die Hohenstaufen behandelten die Stadt mit ihrer Umgebung als eine Grafschaft des Herzogtums Schwaben, die unter mannigfachem Streite die allezeit kaisertreue Stadt Como als Lehen des Reichs behauptete. Nach dem Zusammenbruch des Kaisertums schob Mailand seine Herrschaft bis nach Chiavenna und ins Veltlin vor, bis dann die Bündner 1512 beide Landschaften und damit den Ausgang der Paßstraßen in ihren Besitz brachten. Dem Verkehr kam das zugute. Zuweilen reichten in Chiavenna die Niederlagen für die Waren nicht zu, sodaß zum Beispiel 1588 viele auf offner Straße liegen bleiben mußten, und die Bündner die Zollpächter zur Erbauung von Warenhäusern nötigten; 1591 gingen allein an deutschem Getreide gegen dreißigtausend Doppelzentner über Chiavenna nach Italien. Aus dieser Zeit des regen Verkehrs und des Reichtums stammen die wichtigsten Baudenkmäler der Stadt, die Hauptkirche San Lorenzo außerhalb der Stadt, ein Bau der Frührenaissance auf älterer Grundlage mit luftigen Arkaden auf schlanken Säulen um den Kirchhof, in dessen Mitte sich der Glockenturm erhebt, und in der Stadt das stolze Schloß der bündischen Vögte aus dem achtzehnten Jahrhundert, das aber jetzt Ruine ist.

3

Die Alpenstraßen, die bei Chiavenna einmünden, setzen sich im Comersee fort. Das Piano di Chiavenna, die Alluvialebne der Mera, ist erst im Mittelalter von dieser angeschwemmt worden und jetzt ein fruchtbares grünes Marschland, bedeckt mit Maisfeldern, Maulbeerpflanzungen und Weingärten zwischen zerstreuten Gehöften. Noch in der römischen Kaiserzeit reichte der See, der Lacus Larius, bis auf etwa sieben Kilometer an Chiavenna heran, und an dieser Stelle verrät noch heute der Name des Ortes Samolago auf dem rechten Ufer der Mera die Existenz der römischen Station Summolacu „Seeshaupt“ (in den Itinerarien auch ad lacum, ad lacum Comacenum, 60 Milien, d. i. 90 Kilometer von Como), wo damals also der See endete. Heute fällt das Nordende des Comersees beinahe mit der Einmündung der Adda, seines Hauptzuflusses, zusammen, und der Einschiffungsort ist Colico, kaum zwei Kilometer südlich von der Adda; aber der Lago di Mezzola nordwärts davon, der mit dem Comersee durch einen heute wieder schiffbaren Kanal zusammenhängt, ist noch ein Rest jener alten nördlichen Fortsetzung, und sein hellgrünes, flaches Gewässer erstreckt sich bis auf sechs Kilometer an Samolago heran. Heute führt die Eisenbahn, eine elektrische Vollbahn, die bis Mailand reicht, am östlichen Gebirgsrande der Alluvialebne und am Lago di Mezzola hin und überschreitet kurz vor Colico die Adda, die weißlichgrün in breiter, mächtiger, rascher Strömung aus dem Veltlin heraustritt; dorthin, in die blauen Gebirgsfernen hinein, führen die Straße und die Eisenbahn (bis Tirano) nach einem dritten graubündischen Alpenpaß, der Bernina und nach dem Stilfser Joch. Aus den Sümpfen der Addamündung unmittelbar am See emporsteigend trägt ein langer, schmaler, grünbewachsner Hügelrücken verfallne, bemooste Mauern und Türme, die Reste der spanischen Festung Fuentes, die 1603 zur Beherrschung der

Digitized by Google

Alpenpässe erbaut wurde, besonders im Dreißigjährigen Krieg eine große Rolle spielte und erst 1796 von den Franzosen zerstört worden ist.

Hier bei Colico öffnet sich zuerst der Blick auf die blauen Fluten des Sees. Wie alle oberitalienischen Seen verbindet auch der Comersee, und zwar in besonderm Maße, Großartigkeit und Lieblichkeit. Steil und schroff, fast ohne Vorland hoch aufsteigende Berge schließen ihn auf allen Seiten in fein geschwungnen oder zackigen Umrissen ein, aber sie sind meist bis hoch hinauf mit hellgrünen Maulbeerbäumen, knorrigen, silbergrauen Oliven oder Weingärten bedeckt; zahllose helle Ortschaften schimmern von der Höhe und umschlingen in kaum unterbrochnem Kranze den See mit schlanken Kirchtürmen, mit anmutigen Villen, von denen sich da und dort ein stolzer Renaissancepalast abhebt, mit einladenden Gasthäusern von der bescheidnen weinlaubumkränzten Osteria bis zum anspruchsvollen, palastähnlichen großstädtischen Hotel. Eine Vegetation von fast tropischer Üppigkeit hüllt alles ein; baumartige Oleandersträucher, mit roten oder weißen Blütenbüscheln überschüttet, hellrote Granatbäume, traubenschwere Weinlauben begleiten die Steingeländer der Gärten am See hin, hohe dunkelgrün glänzende Myrten- und Lorbeerhecken rahmen die Gänge ein, schwarzgrüne Zypressen und breitwipflige Platanen ragen darüber empor, und traumhaft schöne Gärten, wie die Villa Carlotta, das beneidenswerte, von Thorwaldsens und Canovas Kunst geschmückte Eigentum des Herzogs von Sachsen-Meiningen, und die Villa Serbelloni über Bellagio, der lieblichsten Stätte des Comersees auf der Landspitze zwischen seinen beiden Armen, vereinigen damit allen Reichtum der tropischen Pflanzenwelt: schlanke Palmen, Magnolien, Bananen, Zedern, Bambus- und Papyrusschilf. Dazwischen breitet sich der See in allen Schattierungen von blau und grün unter einer beständig wechselnden Beleuchtung vom einförmigen Dunkelblau des Gewitterhimmels bis zum goldnen Sonnenlicht eines wolkenlosen Morgens. Wahrlich, der Sommer ist doch auch für Italien die schönste Jahreszeit!

Diese Schönheit haben schon die Alten lebendig empfunden. Denn sie verstanden zwar die Majestät der Alpen noch nicht, schon weil sie von deren Schrecknissen viel mehr berührt wurden als wir, wohl aber den Zauber ihres südlichen Vorlandes und den Reiz des Ausblicks auf das Hochgebirge. So waren auch in der römischen Kaiserzeit die Ufer des Sees mit Villen bedeckt. Der jüngere Plinius, der Freund des Kaisers Trajan, besaß ihrer zwei, von denen sich die eine nicht weit von seiner Vaterstadt Como am östlichen Ufer des Sees in der Bucht von Molina nach seinen Angaben noch bestimmen läßt; die hier 1570 vom Grafen Anguissola erbaute stattliche Renaissancevilla trägt deshalb noch den Namen des Plinius. Noch der Minister des Ostgotenkönigs Theodorich, der Senator Cassiodorus, preist in einem amtlichen Schreiben (Var. XI, 14, vgl. Friedländer, Sittengeschichte Roms I⁷, 426) begeistert die Reize des Comersees: den Kranz seiner Berge, das Grün seiner Ölbaumhaine, Kastanienwälder und Weingärten, die schneeweißen Wasserfälle, die glänzenden Paläste, den schimmernden Schaumgürtel seiner Ufer. Und sollte auf die deutsche Ritterschaft des Mittelalters, wenn sie, aus den rauhen und gefahrvollen Pässen heraustretend, in wenig Stunden den blauen Wasserspiegel aufleuchten sah,

Digitized by Google

dieser Zauber des Südens nicht ebenso viele Anziehungskraft ausgeübt haben wie Vasallenpflicht und kriegerischer Ehrgeiz?

Heute durchfurchen neben schlanken weißen Dampfern, die alle Orte ringsum miteinander in regelmäßige Verbindung setzen, auch zahlreiche bedeckte Segelfahrzeuge, von einem einzigen großen Raasegel getrieben, den blauen See, aber der große Verkehr zieht an seiner Ostseite mit der Eisenbahn von Lecco aus vorüber. Eine Straße am See hin hat aber weder das Altertum noch das Mittelalter gekannt, vielmehr bewegte sich damals der ganze Waren- und Menschenverkehr über den See, und sein Ausgangs- oder Endpunkt war nicht Lecco, sondern Como, das antike Comum, eine keltische Gründung, die zuerst 89, zum zweitenmal 59 v. Chr. eine römische Kolonie mit einem starken Zusatze griechischer Bestandteile erhielt, zunächst als Grenzwehr gegen die benachbarten wilden Räter, bald aber ein lebhaftes Gewerbe entwickelte (s. Chr. Hülsen in Pauly-Wissowas Realencyklopädie V², 326 ff., Corp. inscr. lat. V², 565 ff.). Comos größte Wichtigkeit aber lag nach der Unterwerfung der Räter im Jahre 15 v. Chr. in seiner Stellung als Schlüssel zur lombardischen Ebene und zum See auf dem kürzesten Wege nach Mailand. Weit ausgebreitet liegt die regelmäßig gebaute gewerbfleißige Stadt mit ihrem schönen, in einem Gemisch von Gotik und Renaissance aufgeführten Marmordom am flachen südlichen Ende des westlichen Seearmes, im Rücken von kahlen Höhen überragt; hier geht jetzt die Gotthardbahn nach Mailand vorüber, die kurz vorher bei Chiasso die italienische Grenze überschreitet. Von hier vermittelte im Altertum eine Schifferzunft (collegium nautarum) den Verkehr über den See, und staatlichen Zwecken diente eine Flottille, die sicher besonders die Truppentransporte und die Reisen der Beamten vermittelte, wie denn hier auch Neptun mit andern „Wassergottheiten" (dii aquatiles) verehrt wurde und sein Jahresfest hatte. Andrerseits war hier eine wichtige Station der kaiserlichen Post (cursus publicus) zu denselben Zwecken, eine Einrichtung, die noch unter Theodorich dem Großen (492 bis 525) unterhalten wurde und den Grundbesitzern schwere Lasten durch die Verpflichtung, Vorspannpferde (paraveredi) zu stellen, auferlegte. Als der Vandale Stiliko, der letzte große Feldherr und Staatsmann Westroms, im Herbst oder Winter 401 (jedenfalls brumali sidere, in winterlicher Jahreszeit) nach Gallien eilte, um die dort stehenden Truppen zum Schutze Italiens herbeizuholen, schlug er den Weg über Como ein und fuhr in „einem kleinen Fahrzeug" (parva puppe) über den See nordwärts nach Chiavenna (Claudian. de bello get. 319 ff.). Noch unter den Langobarden behauptete Como seine Wichtigkeit als „Schlüsselburg" (munimen claustrale, murus planae Liguriae) der lombardischen Ebene; hierher flüchtete König Kuninkpert im Jahre 688 auf eine Insel des Sees (Paul. Diacon. V, 38 f.). Diese Bedeutung nahm noch zu, als die rätischen Pässe bevorzugte Heerstraßen der deutschen Kaiser wurden, vor allem unter den Hohenstaufen. Von hier aus wird es erst recht klar, warum sich Mailand die Stadt unterwarf, und Friedrich Barbarossa so großen Wert auf ihren Besitz legte; er sicherte sie sich noch besonders durch eine Burg auf dem spitzen Berge hinter der Stadt (Castello Baradello), von dem noch jetzt ihr Bergfried auf sie niederschaut.

Digitized by Google

Von Como eilte Kaiser Friedrich zu Anfang des Jahres 1176 nach Chiavenna zu der verhängnisvollen Zusammenkunft mit Heinrich dem Löwen, die den Bruch zwischen beiden entschied; in Como vereinigte er im Mai desselben Jahres die deutschen Zuzüge, die über den Bernhardinpaß oder über den Lukmanier nach Bellinzona herabgestiegen waren, mit dem Aufgebot der Bürgerschaft, um dann südwärts an Mailand vorüber den Papesen entgegenzugehn, ein Marsch, der am 29. Mai zur Entscheidungsschlacht bei Legnano führte. Auch Heinrich der Sechste kam zweimal, im Dezember 1191 und im Mai 1194, von Chiavenna über den Comersee; er war am 22. Mai in Chur, am 26. in Chiavenna, am 29. in Mailand, hat also bis Chiavenna vier Tage, zu der ganzen Reise etwa eine Woche gebraucht (Töche, Kaiser Heinrich der Sechste, 653, 668). Auch der spätere Verkehr hat diesen Weg immer eingeschlagen. Deshalb errichteten die deutschen Kaufleute 1502 am Comersee eine Sust (ital. sosta, Raststelle), die 1577 neu gebaut wurde, und aus derselben Zeit ist uns der Reisebericht eines jungen deutschen Juristen, Philipp Camerarius, eines Sohnes des bekannten Humanisten Joachim Camerarius in Nürnberg, erhalten, der im Oktober 1563 den Septimer überschritt. Er erreichte am 9. Oktober Chiavenna und ritt dann ohne Aufenthalt nach dem Comersee, um sich dort mit Pferden und Gepäck nach Como einzuschiffen. Aber in dem seichten Gewässer (offenbar des Lago di Mezzola) blieben die kleinen Fahrzeuge sitzen, und die Reisenden mußten bei finstrer Nacht auf einem gefährlichen Bergpfade wahrscheinlich am Westufer weiterreiten, bis sie ein Städtchen am See erreichten. Von dort segelten sie am Mittag des 10. Oktober in einem größern Schiff ab und genossen während der langen Fahrt die herrliche Szenerie in der schönsten Beleuchtung. Buchten und Taleinschnitte, Städte und Dörfer, Klöster und Kirchen, Paläste und Landhäuser zogen in wechselnden Bildern an ihnen vorüber bis zum sinkenden Abend; erst mit dem Tagesanbruch des 11. Oktober, also nach etwa achtzehnstündiger Fahrt (der Dampfer von Colico bis Como braucht sechs Stunden) landeten sie im Hafen von Como (vgl. Heinrich Kaemmel, Eine Studienreise nach Italien, im 45. Bande [1868] des Neuen Lausitzischen Magazins).

Die meisten Reisenden und Heereszüge des Altertums und des Mittelalters, die über den Comersee fuhren, gingen nicht über den Splügen, sondern durch das Bergell, die Val Bregaglia, das Tal der Mera, das von Osten her bei Chiavenna mündet. Es bietet einen viel bequemern Anstieg als die Splügenstraße, denn es zerfällt in drei Talstufen, die sich zwischen Chiavenna und dem Fuße des Septimer bei Casaccia auf eine Strecke von 26 Kilometer und auf einen Höhenunterschied von nur 1143 Meter verteilen. Diese große westöstliche Längsverbindung, die bei Chiavenna beginnt und bei Landeck in Tirol mit der Arlberglinie vom Bodensee her zusammentrifft, weist, da hier noch keine Eisenbahn besteht, noch einen großartigen Postverkehr auf. Die „Engadinpost," die am heißen Mittag von Chiavenna aufbrach, bestand aus einem Fünfspänner, der Hauptpost, einem Vierspänner, zwei Zweispännern, einem Einspänner und zwei zweispännigen Gepäckwagen, also im ganzen aus sechs Wagen und sechzehn Pferden, einer ganzen Kolonne, die in raschem Trabe, von weißen Staubwolken

Digitized by Google

umwirbelt, unter Peitschenknall an San Lorenzo vorüber die rasch ansteigende Straße ins Bergell hineinrasselte, zur Rechten unten immer die schäumende, weißgraue Mera in breitem Kiesbett, zwischen Weingärten und Wäldern prachtvoller Edelkastanien, die die Abhänge bis hoch hinauf bedecken. Unter einem Kastanienhain ist auch der ehemals reiche Flecken Plurs (Piuro) begraben, der am 4. September 1618 mit mehr als zweitausend Menschen durch einen furchtbaren Bergsturz von einer Erd- und Steinmasse bis zu zwanzig Meter Höhe verschüttet wurde; gegenüber bei Sant' Abbondio rauscht ein schneeweißer Wasserfall von der Felswand am nördlichen Ufer herab. Nach anderthalbstündiger Fahrt ist das freundliche Castasegna, die schweizerische Grenzstation jenseits des rauschenden Grenzbaches, in einem dichten Kastanienwalde, nach dem es heißt, erreicht. Hier wird kurze Rast gemacht, um die Pferde ausruhn zu lassen und zu tränken. Auch die Reisenden benutzen gern die Gelegenheit, sich an dem prachtvollen Gebirgswasser oder an einem andern kühlen Trunk in einem schattigen Gastzimmer der saubern Wirtshäuser zu erquicken. Dann geht es weiter. Die Talwände werden höher und zeigen Schneefelder; am Fuße eines mächtigen dichtbewaldeten Berges zeigt sich Bardo mit dem Schlosse der Salis, dahinter in einer Lücke die zackige Bondascakette mit ihrem Gletscher, der eine schwierige Verbindung mit dem Veltlin vermittelt. Bei Promontogno setzt die Straße auf das linke Merauser über, auf dem sie nun bis Vicosoprano bleibt; bei Promontogno endet auch die erste Talstufe. Ein landschaftlich ebenso prachtvoller wie geographisch interessanter Punkt! Am Abhange ist der Ort in hohen Steinhäusern an engen Gassen emporgebaut; am Eingange steht ein palastähnliches Pensionshotel über der rauschenden Mera, dahinter erhebt sich in der Talllücke auf einem beherrschenden Felsen die Burg Castelmur, deren Bergfried noch wohlerhalten ist; dann führt die Straße durch einen Felseneinschnitt und ein Felsentor (la Porta), ein leicht zu sperrender Abschnitt. Dahinter ändert sich mit einem Schlage das Aussehen der Landschaft. Das Tal erweitert sich, die rechte (nördliche) Seite steigt in Terrassen mit grünen Matten und kleinen Dörfern empor, der Steinbau bleibt, aber schon treten die breiten flachen Holzdächer und hölzerne Heustadeln auf, die südliche Vegetation verschwindet bis auf die Nußbäume, die sich bis Vicosoprano finden, an die Stelle der Kastanienhaine treten Wälder von Lärchen und Fichten. Vor Stampa links von der Straße sind etwas tiefer im Felsen die Reste des alten Saumweges und einer Steinbrücke über die Mera sichtbar, denn dieser führte am andern Ufer unterhalb des Hügels hin, der die alte Kirche San Pietro trägt, und dort sieht man noch Spuren der römischen Straße, dort haben sich auch die Grafen von Castelmur bei Coltura ein neues stattliches Schloß in gotischem Stil gebaut. Endlich nach etwa vierstündiger Fahrt zeigt sich in breiter Talsohle, von gewaltigen zackigen Felsmauern und Schneespitzen überragt, deren Abhänge über dem Tale mit dunkeln Lärchen- und Arvenwäldern bedeckt sind, Vicosoprano (rom. Vespran), der alte Hauptort des Bergells.

Rechts, unmittelbar am westlichen Eingange, hinter der Holzbrücke, die hier über die Mera führt, ragt der Turm eines schlichten Herrenschlosses empor, links über dem Dorfe die protestantische Kirche. Eine einzige enge Gasse, die

Digitized by Google

sich weiterhin zu einem kleinen Platze erweitert, bildet mit einigen Seitengäßchen den Ort. Aber hier steht noch das alte Stammhaus der Grafen von Castelmur, heute der Gasthof Corona e Posta, ein solides, mehrstöckiges Steinhaus aus dem sechzehnten Jahrhundert, mit starken Mauern und fast quadratischen kleinen Fenstern, die ehemals Butzenscheiben hatten, und mit dem in grünlichen Stein gehauenen Wappen der Castelmur an der Vorderseite: dem gezinnten Torturm auf dem Schilde, der in der Helmzier wiederkehrt, und dem Spruch: Altissimus deus noster arx firma protegat nos et decoret corona Christi aeterna. Im Innern führen Steintreppen empor, und Kreuzgewölbe überspannen die schmalen Gänge; die niedrigen Zimmer sind an Wand und Decke durchweg mit dunkelgebräuntem Arvenholz getäfelt und zeigen nach Humanistenweise hier und da einen lateinischen Spruch, so über der Tür des ehemaligen Schlafzimmers: sit nox cum somno, sit sine lite dies. Daneben steht das Rathaus, die curia vallis Braegalliae, wie die Inschrift über der Tür lautet, die auch das bündner Wappentier, den springenden gekrönten Steinbock, zeigt, wie der Aufsatz des alten Brunnens auf dem kleinen Platze davor. Das gewölbte Erdgeschoß wird jetzt von der Post als Wagenremise benutzt, aber ein anstoßender Turm enthält noch die Folterkammer, und neben dem Tor ist in der Ecke ein vorspringender, oben abgeplatteter Stein eingemauert, über dem eine kurze eiserne Kette mit Halseisen eingelassen ist, der alte Pranger. Heute hat Vicosoprano seine frühere Bedeutung als Gerichts- und Regierungssitz ebenso eingebüßt wie die als Zollstätte; aber es ist eine wichtige Poststation, wo die Pferde gewechselt werden, auch die Abendposten von beiden Seiten her übernachten, deshalb erfüllt von Hufschlag und Wagengerassel bis in die Nacht hinein. Auch fängt es bei seiner hohen Lage (1071 Meter) an Sommerfrische zu werden, und erst in diesem Jahre ist das große Pensionshotel Elvezia neben der Merabrücke im Schatten eines prachtvollen hochstämmigen Lärchenwaldes eröffnet worden.

Hinter Vicosoprano führt die Poststraße zunächst in sanfter Steigung und teilweise durch Wald weiter; dann beginnt der Aufstieg zur dritten Talstufe auf vielgewundner Straße. Der alte Weg war steiler und kürzer, er ist noch heute auf längere Strecken erhalten als ein schmaler, mit kleinen Steinen gepflasterter Pfad, der nur für Saumtiere brauchbar war. Erst wenn man diese schmalen, steinigen, steilen Pfade sieht, begreift man ganz die ungeheuern Schwierigkeiten der Alpenmärsche mittelalterlicher Ritterheere; sie konnten sich hier nur Mann hinter Mann, Pferd hinter Pferd bewegen und können, schon aus Rücksicht auf die Verpflegung in diesen dünnbesiedelten Tälern, niemals stärker als einige tausend schwerer Reiter gewesen sein, Knappen und Knechte nicht gerechnet. Schöner Wald bedeckt den Abhang, hier und da durch „Maiensässe," Frühjahrsweiden mit Gruppen von Hütten unterbrochen; mächtig steigen rechts und links die schneegekrönten Berge auf, hier und da stürzt ein Wasserfall herab, und prächtige Rückblicke öffnen sich ins blaue Bergell hinunter. Zuletzt führt die Straße in breiter Talebne schnurgerade nach Casaccia (1460 Meter). Über dem kleinen Orte starren die Wände des kahlen Piz Lunghino empor. Hier zweigt sich zur Linken der alte Septimerweg ab; den

Digitized by Google

Piz an der Westseite umgehend, steigt er als steiniger Saumpfad zunächst durch Wiesen steil aufwärts, bewacht von einem alten Turm (Turratsch); die Poststraße zieht nach der Maloja weiter, dem Julier entgegen. Die Römer haben nur diese Linie ausgebaut, weil sie die geringere und langsamere Steigung bot; so stieg sie bis auf die Maloja (1811 Meter) nur um 350 Meter und überschritt den Julier in einer Höhe von 2287 Metern, eine Strecke, die man heute zu Fuß in etwa sechs bis sieben Stunden (bis Bivio in acht bis neun Stunden), davon zweieinhalb Stunden ohne Steigung zurücklegt.

Der Septimerweg aber erklimmt von Casaccia aus bis zur Paßhöhe (2322 Meter) in zwei Stunden 850 Meter und führt bis Bivio in vier Stunden. Trotzdem ist der Septimer der rätische Hauptpaß des ganzen Mittelalters gewesen, weil er die kürzeste Linie nach dem Bergell darbot. Hier entstand das erste Hospiz, das schon Bischof Wido von Chur (1095 bis 1122) erneuern mußte, und dessen Besitz Kaiser Friedrich der Zweite 1213 dem Bistum Chur bestätigte. Über den Septimer ist Heinrich der Löwe 1176 zur Zusammenkunft in Chiavenna geritten, Kaiser Heinrich der Sechste 1191 mitten im Winter zur Krönung nach Rom, 1194 im Mai zum Kriege gegen Sizilien, und fortwährend sind zahlreiche vornehme Reisende wie Pilger und Ritterhaufen hier herübergekommen. Der Paß war deshalb um diese Zeit so bekannt, daß Gottfried von Straßburg im Tristan den „Setmunt" als den größten, ein Frankfurter Passionsspiel den „Septimunt" als den höchsten Berg bezeichnet, wie später der St. Gotthard als solcher galt; das Deutsche Heldenbuch verlegt sogar die Drachenkämpfe der Genossen Dietrichs von Bern an den „Septmer." Als sich im vierzehnten Jahrhundert die Konkurrenz des nahen Splügen bemerklich machte und der Krieg zwischen den Schweizern und den Habsburgern deren Untertanen und den Mailändern, ihren Verbündeten, die Gotthardstraße sperrte, schlossen der Bischof Johann von Chur, der Herr des Bergells, Graf Rudolf von Montfort und Jakob von Castelmur 1387 einen Vertrag, um den Weg von Tinzen bis Plurs für Ochsenwagen von 36 Rubb (italienisch rubbio, d. i. $16^2/_3$ Pfund, 8,33 Kilogramm — eine Saumlast betrug nur 21 Rubb, also 175 Kilogramm) fahrbar zu machen.

So entstand die erste Fahrstraße über einen Alpenpaß. Zugleich gründeten die Gemeinden an der Septimerstraße vier Porten und Susten, von denen die der Paßhöhe am nächsten im Norden Bivio (Stalla), im Süden Vicosoprano waren. Beide Porten trafen mit ihren Saumzügen um Mittag auf der Paßhöhe zusammen und tauschten die Lasten. Die Transporte gingen Tag und Nacht, außer wenn das Wetter sie unmöglich machte. Die ganze Reise von Chur bis Chiavenna dauerte für Saumzüge damals sechs Tage, während Kaiser Heinrich 1194 nur etwa vier Tage, Ph. Camerarius 1563 wohl nur drei Tage brauchte. Als sich 1450 der Gotteshausbund mit dem Bund der Zehn Gerichte verbündete, sicherte gleich der erste Satz des Vertrags die Straßen, also auch den Septimer. Noch 1498 gaben sich die Porten eine (deutsche) Ordnung, und 1499 verpflichteten sich die oberdeutschen Handelsgesellschaften, nur den Septimer zu benutzen, weil ihnen damals der Schweizerkrieg den

Digitized by Google

Zugang zum St. Gotthard verwehrte. So setzte sich der Verkehr bis ins sechzehnte Jahrhundert fort. Für das Hospiz, das damals auch einen Kaplan unterhielt, wurden noch 1513, da es baufällig geworden war, Gaben gesammelt. Auch Philipp Camerarius ritt im Oktober 1563 über den Septimer; auf schmalem Saumpfade an Felsen und Abgründen vorüber, bei Sturm und Schneegestöber erreichte er die Paßhöhe, wo er wohl im Hospiz Unterkunft fand. Beim Abstieg trat Tauwetter ein, und unter beständiger Lawinengefahr kam er ganz erschöpft in Casaccia, oder wie er es nennt, Casetsch an. Allmählich verödete der Paß, da er keine moderne Kunststraße erhielt, und 1840 wurde auch das Hospiz aufgegeben.

So ging schließlich aus dem langen Konkurrenzkampfe die alte römische Linie über die Maloja und den Julier als Siegerin hervor, denn sie ist auch von 1820 bis 1840 in ihrer ganzen Ausdehnung von Chur bis zur italienischen Grenze mit einer Steigung von höchstens 8 Prozent als Kunststraße ausgebaut worden. Sie verläßt bald bei Casaccia das Tal der Mera und steigt an der Ordlegna hinauf. Dort liegt links etwas über der Straße die Ruine einer ansehnlichen gotischen Kirche. Sie war dem heiligen Gaudentius, dem Apostel und Schutzpatron des Bergells, geweiht und gehörte dem Kloster Pfäfers, wurde aber in der Reformationszeit zerstört. Dahinter öffnet sich das Tal zu einem weiten Kessel, der von der Ordlegna und ihrem breiten Kiesbett beinahe ausgefüllt wird; an der Ostseite steigt eine steile Gebirgswand 300 Meter hoch auf, und von ihr herab sieht der gezinnte Turm einer Burg, der aber kein echter Rest des Mittelalters, sondern eine moderne Nachahmung des belgischen Grafen Renesse ist. Diese Wand erklimmt die Straße durch Nadelwald in zwölf Windungen; die mittelalterliche brauchte nur neun, die römische Straße sogar nur drei Kurven. Oben angelangt, steht man auf einem Felsplateau, das sich nach Westen im Ober-Engadin in fast gleichem Niveau fortsetzt, sicherlich eine der merkwürdigsten Stellen der Alpen! Das ist die Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen und dem Schwarzen Meere, die Sprachgrenze zwischen dem Romanischen (Ladinischen) des Engadins, das dort auch die Amtssprache der Gemeindeverwaltungen ist (Chesa comunela = Casa comunale, Gemeindehaus in Silvaplana) und dem Italienischen, das im ganzen Bergell herrscht. Und welche Aussicht! Tief unten im Westen liegt das Bergell, im Norden erheben sich der Piz Lunghino, auf dessen Abhängen der Inn entspringt, und der Piz Lagrev mit seinem großen Gletscher, im Süden das gewaltige Schneehaupt des Piz della Margna, der das Tal weithin beherrscht; weiter im Osten schauen die Gletscher des Piz Corvatsch herein, und im breiten Hochtal schimmern zwischen Wiesenflächen die blaugrünen Seen des Inns, die an beiden Seiten nur einen schmalen Rand freilassen. Gewiß ein Bild von erhabner Größe, das auch der Anmut nicht entbehrt, so sehr moderne anspruchsvolle Bauten wie der „Kursaal Maloja" geeignet sind, den Eindruck dieser großartigen Natur zu trüben; aber wer aus Italien heraufkommt, wo er unter Kastanienwäldern, Weingärten, Feigen- und Ölbäumen gewandelt ist und die Blütenfülle des Südens geschaut hat, dem kommt diese Natur karg und rauh vor, denn das Engadin ist in der Tat „im Schneegebirg ein grüner Strich" in einer durch-

Digitized by Google

schnittlichen Meereshöhe von 1800 Metern, der nichts hervorbringt als Gras und Lärchen, und der seine Bewohner niemals hat ernähren können. Im Altertum wie im Mittelalter war dieses weidereiche Hochtal besonders wichtig als Raststelle der Saum- und Heerzüge wie das Urserental an der Gotthardstraße, jetzt ist es eine bevorzugte internationale Sommerfrische.

Die Julierstraße begann und beginnt bei Silvaplana, das auf einer Halbinsel zwischen den Seen von Silvaplana und Campfèr liegt. Sie ist stellenweise als ein $2^1/_2$ bis 3 Meter breiter Fahrdamm zwischen großen Randsteinen, der nirgends mehr als 15 Prozent Steigung hat, erhalten. Aber auf ihr im Winter zu reisen erschien doch immer als ein großes Wagnis, dessen Schrecken Claudian seinen Helden Stiliko, der doch wohl diese Straße geritten ist, erleben läßt, wie gleitende Schneemassen Tiere und Menschen in den „schimmernden Abgrund" ziehn, wie der Feldherr auf ermüdetem Pferde und durchnäßt am Abend kaum in der dürftigen Hütte eines Hirten ein Unterkommen findet oder gar die Nacht im Freien zubringen muß (de bello get. 351 ff.). Wie die Münzfunde auf der Paßhöhe, die von Augustus bis Constantins (gest. 351 n. Chr.) reichen, beweisen, ist der Julier während der ganzen römischen Kaiserzeit benutzt worden; auch die beiden abgebrochnen Säulen aus Glimmerschiefer, die jetzt dort an der Straße stehn, sind wohl römische Meilensteine, obwohl sie keine Aufschrift tragen wie sonst. Im Mittelalter bezeugt die Benutzung des Juliers neben dem Septimer vor allem die Stiftung des Hospizes Silvaplana 1233, an das sich dann die Ortschaft angeschlossen hat. Die heutige 1827 vollendete Poststraße ersteigt die Paßhöhe in zahlreichen Windungen mit prächtigen Rückblicken nach der erhabnen schneeweißen Bernina unterhalb des spitzen Piz Julier, der zur Rechten bleibt, und geht dann über die grasbewachsne, geröllbesäte Hochfläche an einem kleinen See vorüber nach dem modernen Hospiz. In abermaligen Kehren erreicht sie die öde kahle Talmulde von Bivio (1800 Meter), wo der Septimerweg von links durch die Wiesen herabkommt und sich mit der Julierstraße vereinigt. Durch das enge, teilweise waldbedeckte Felsental der Julia, über dem die Trümmer der Burgen Marmorea (Marmels) und Splügatsch hängen, gelangt sie nach Molins (Mühlen, 1471 Meter), das rings von hohen Wänden umschlossen ist, und zieht darauf durch eine tannendunkle Schlucht nach dem Kessel von Tinzen (romanisch Tinizung), wo in einer Höhe von 1240 Metern der Ackerbau beginnt. Das ist die Station Tinnetio der römischen Itinerarien, in deren Nähe noch Spuren der römischen Straße erhalten sind, und es war im vierzehnten Jahrhundert eine der vier Porten und Susten der Julier-Septimerstraße. Auch die vorausgehende grundherrschaftliche Verkehrsorganisation des Bistums Chur im dreizehnten Jahrhundert betraf diese Straße; die bischöflichen Höfe Savognino (Schweinichen), der nächste Ort nach Tinzen, und Praden bei Alvaschein im Tale der Albula unterhalb von Tiefenkastel hatten dem Bischof acht Tage nach der Ansage der erste fünf, der zweite vier Saumrosse nach Praden zu stellen; Bivio lieferte neun Tiere. Hinter der breitern Talebne von Savognino verengert sich das Tal der Julia zur Klamm, die Straße zieht deshalb hoch darüber hin an einer schroffen Kalkfelswand, dem „Stein" vorbei, nach der das ganze Tal Oberhalb-Stein

Digitized by Google

(roman. Surseis, d. i. supra saxum) heißt, und senkt sich dann rasch in das Tal der Albula, der „weißschäumenden," hinab. Hier erhebt sich auf einem schroffen vorspringenden Felsen hoch über dem Flusse in einem fruchtbaren, von bewaldeten Höhen eingerahmten Tale Tiefenkastel (rom. Chasta) mit einer weithin alles beherrschenden Kirche (889 Meter), die an der Stelle eines römischen Kastells steht. Die Albulabahn und die Straße führen von hier in der engen Schynschlucht weiter; die Poststraße nach Chur ersteigt nordwärts die Lenzer Heide in einer Höhe von 1551 Metern und senkt sich dann über Churwalden (1230 Meter) in der Richtung der Römerstraße, die hier im Jochwalde noch erhalten ist, durch das Tal der Rabiosa nach Chur hinab.

Auch hier zeigt es sich: erst dem, der den Boden kennt, auf dem sich historische Ereignisse und Entwicklungen vollzogen haben, werden sie ganz lebendig und verständlich. Denn wie Moltke in seinem „Wanderbuche" einmal sagt (S. 20): „Die Örtlichkeit ist das von einer längst vergangnen Begebenheit übrig gebliebne Stück Wirklichkeit."

Vgl. A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien. 2 Bände. Leipzig, 1900. — Über Graubünden i. a. siehe u. a. P. C. Planta, Geschichte von Graubünden. Bern, 1892. Bündner Geschichte. Vorträge, gehalten im Winter und Frühjahr 1901/02 im Rätischen Volkshause in Chur. Chur, 1902. (Die einzelnen Vorträge sind von verschiednen Verfassern und von sehr verschiednem Werte.) E. Lechner, Graubünden. Illustrierter Reisebegleiter durch alle Talschaften. Chur, 1903. Über die Entwicklung des Straßenwesens siehe die Festschrift zur 40. Generalversammlung des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins. Chur, 1903.

Kunstliteratur

3

Der Spemannsche Verlag hat mit Benutzung zweier längst vergriffner Werke von Bruno Bucher und Hermann Alexander Müller ein neues Handbuch aufgebaut, das wir auf das wärmste empfehlen: „Kunstlexikon, ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde, von Wilhelm Spemann." (Berlin und Stuttgart, W. Spemann.) In der Reichhaltigkeit seines Inhalts, der überlegten und bequemen Anordnung, der knappen Fassung und dem billigen Preise von 12,50 Mark für den in englischem Leder gebundnen Band von 1054 Seiten hat das Buch nicht seinesgleichen. Es enthält unter Stichworten außer den Künstlern auch die einzelnen Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes, die Städte, Sammlungen, Schriftsteller und die technischen Ausdrücke, deren Erklärung durch die in den Text gedruckten Zeichnungen unterstützt wird. Außerdem geht durch das ganze Werk ein besonders paginierter Bilderatlas von 116 Seiten mit ganz kleinen, aber sehr deutlichen Abbildungen in Netzdruck. Diese kleine Kunstgeschichte in Bildern in ihrer klugen und sorgfältigen Auswahl ist schon

Digitized by Google

für sich allein des höchsten Lobes wert. Wir haben sie mit Vergnügen geprüft und nur wenig Versehen darin gefunden, die wir zum Nutzen der Käufer anführen. Donatellos Johannes der Täufer ist in Berlin, nicht in Florenz. Michelangelos „Moses" in Berlin ist ein Johannes. Der Triumph des Todes in Pisa ist nicht von Orcagna. „Masaccios" Fresko in der Brancaccikapelle ist von Filippino Lippi. Lionardos Selbstporträt findet sich in Turin, nicht im Louvre; seine Ferronnière im Louvre, nicht im Pitti. Die Unterschriften der Raffaelschen Madonnen Tempi in München und Colonna in Berlin müssen ihre Stelle tauschen. Fra Bartolommeos Pietà im Pitti ist versehentlich dem Andrea del Sarto zugeschrieben. Das ist auf rund tausend Nummern gewiß eine sehr bescheidne Nachlese.

Was nun den Text des Buches betrifft, so haben dem Herausgeber für die einzelnen Artikel zahlreiche namhafte Mitarbeiter zur Seite gestanden, deren Aufgabe, da es sich um bestimmt gegebne und großenteils festgestellte Dinge handelte, für tüchtige Fachleute nicht allzuschwer war. Viel mehr Arbeit steckt in dem Gesamtplan, seiner Austeilung und Wiederzusammenfügung, der Redaktion des Herausgebers, dessen Verdienst um dieses Buch nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ein Buch, das aus lauter Einzelheiten besteht, und von dem jedermann auf jede Frage Auskunft verlangt, hat mehr Ansprüche zu erfüllen als jedes andre, keiner liest es auf einen Sitz durch, und bei seiner Beschaffenheit läßt sich auch von seinem Inhalt durch ein Referat dem Leser keine Vorstellung geben. Wir versuchen dies deshalb auf eine andre Art, indem wir, der Aufforderung des Herausgebers folgend, unsre Eindrücke an einigen Beispielen mitteilen und unsre Wünsche für die hoffentlich schnell nötig werdende neue Auflage seiner Erwägung unterbreiten.

Was zunächst die Künstler anlangt, so scheinen uns die neuern und namentlich die modernen stärker berücksichtigt zu sein als die ältern, sowohl ihrer Zahl nach als in der Nachdrücklichkeit der betreffenden Artikel, was ja beabsichtigt und vielleicht auch insofern berechtigt sein kann, als das Interesse der meisten, die dieses Buch benutzen, im Verhältnis zu dem Fortschreiten der Zeit nach der Gegenwart hin wachsen wird. Es würde nicht viel bedeuten, wenn wir eine Liste fehlender älterer Künstlernamen aufstellen wollten, denn absolute Vollständigkeit kann ja doch nicht erreicht werden, und wir möchten nicht gern zu den Überklugen gerechnet werden, die immer nur das sehen, was nicht da ist. Man wird aber einige Lücken fühlen, wenn wir sie an bestimmten Stellen aufzeigen. Pieter Molyn war ein Maler, der für die Entwicklung der holländischen Figurenlandschaft wirklich etwas bedeutet hat, und wo der stehn sollte, finden wir den schwedischen Bildhauer Molin genannt, von dem wir bis dahin noch nichts gehört hatten, und über den wir jetzt aus einer soeben bei E. A. Seemann in Leipzig erschienenen Geschichte der modernen schwedischen Kunst gelernt haben, daß er ein ziemlich obskurer Geselle gewesen ist. Und der alte Sittenbildmaler Klaas Moeyaert aus Amsterdam, der ebenfalls fehlt, hätte sicherlich eher verdient aufgenommen zu werden als der Worpsweder Modersohn. Ferner, um innerhalb des M zu bleiben: neben dem holländischen

Digitized by Google

Figurenmaler Jan Miense Molenaer mußte der Landschafter Klaas Molenaer genannt werden, mit größerm Rechte wenigstens als Meyer Nr. sechs (Edgar, aus Innsbruck). Endlich, was die gleichnamigen Künstler betrifft, so hat es mehrere venezianische Maler des Namens Bonifazio gegeben, mindestens zwei, deren Existenz durch den diktatorischen Verweis auf den neusten „erschöpfenden" Aufsatz von Ludwig noch nicht aus der Welt geschafft ist.

Den einzelnen Künstlernamen sind zunächst kurze Charakteristiken angefügt, dann Lebensdaten und Hauptwerke, wofür auf die Abbildungen des Atlasses verwiesen wird. Das letzte wäre nicht nötig gewesen, da bei der guten Anordnung der Bildertafeln der Leser sich von selbst darin zurechtfindet, und die Zitate doch verhältnismäßig viel Platz wegnehmen. Über die Werke der Künstler werden vielfach Mitteilungen gemacht, die man nicht leicht anderswo findet. Die Urteile sind verständig abgewogen, keineswegs voreingenommen günstig bei erklärten Lieblingen unsrer Zeit, vielmehr zum Beispiel bei Klinger oder Thoma zurückhaltend und sachlich, bei dem in Deutschland so stark überschätzten Rodin sogar mit entschiednem Tadel durchsetzt. Bei solchen Künstlern, über die vieles zu sagen ist, würde sich für die neue Auflage eine strengere Ordnung empfehlen, von der manchmal geradezu die Auffassung des Künstlers und das Verständnis seiner Werke abhängen. So heißt es zum Beispiel bei Schadow: „Grabmal des Grafen von der Mark, die Statuen Friedrichs des Zweiten, Zietens, des Dessauers, Blüchers, die Königin Luise mit ihrer Schwester und besonders die prächtige Quadriga auf dem Brandenburger Tor, ferner die Parzen usw." Also alles durcheinander, während die chronologische Anordnung eine Entwicklung von dreißig Jahren ausgedrückt hätte. Es wäre sogar sehr schön und keine zu große Mühe, wenn den wichtigsten Werken der Künstler Jahrzahlen beigegeben würden. Nicht nur der Fachmann, sondern jeder, der sich etwas ernster mit den Dingen beschäftigt, braucht sie, denn sie geben oft ein überraschendes Licht. Auch die Ortswechsel der Künstler sollten immer datiert werden. Aber bei Preller zum Beispiel erfährt man nicht einmal, daß er Professor in Weimar gewesen ist. Nebenbei bemerkt ist uns aufgefallen, daß er „der Ältere" genannt wird, und wir haben vergebens nach einem „Jüngern" gesucht. Die Dresdner kennen ihn, er ist kürzlich in Blasewitz gestorben, und es wird sie nun sehr betrüben, zu erfahren, daß er für die Kunstgeschichte keine weitere Bedeutung gehabt hat, als daß er seinem Vater einen Beinamen verschaffen konnte. Die Auswärtigen aber können möglicherweise auch denken, der Maler Preller habe noch einen jüngern Bruder gehabt, der ebenfalls etwas Tüchtiges geworden sei, nur nicht gerade Künstler, sondern vielleicht Kommerzienrat, was dann wenigstens ein trifftiger Grund gewesen wäre, ihn nicht mit in das Künstlerlexikon aufzunehmen. Wir möchten übrigens nicht für pedantisch gehalten werden, indem wir den Jahrzahlen das Wort geredet haben: die Chronologie ist nun einmal das notwendige Gerippe aller Geschichte, und in der Kunstbetrachtung wird der geschichtliche Standpunkt immer der wichtigste bleiben. In einem Künstlerlexikon können die Werke aber auch oft ebensogut nach Gegenständen und Gattungen angeordnet werden, nur muß irgend eine Ordnung sein, sonst gibt es Mäusedreck und Koriander. Musterhaft scheint uns zum Beispiel die Anordnung in

Digitized by Google

vielen Dichter- und Künstlerartikeln des kleinen Meyerschen Konversationslexikons.

Unser Lexikon führt auch die Städte als Kunststätten auf mit ihren Gebäuden, Denkmälern und Sammlungen. Aus den Galerien der größern Städte werden Reihen von Skulpturen und Bildern namhaft gemacht mit Verweisung auf den Bilderatlas. Wir halten das nicht für zweckmäßig, weil sich schwerlich jemand über den Inhalt der Münchner Pinakotheken oder des Berliner Museums aus diesem Buche orientieren wird, dazu hat er seinen Bädeker, oder er greift zu einem Katalog, und weil die hier gegebne Auswahl natürlich doch nur unvollständig und zufällig sein konnte. Statt dessen würden wir gerade in einem solchen Kunsthandbuche gern die einzelnen Sammlungen in ihrer besondern Bedeutung und ihrem Unterschied gegeneinander in großen Zügen umschrieben finden, mit kurzen Angaben über die Herkunft ihrer Hauptmassen und auch mit einigen Zahlen. Wie alt die Galerien sind, und wieviel Bilder sie ungefähr haben, das interessiert beinahe jedermann, mehr wenigstens als die Bändezahl der Bibliotheken, die uns niemals vorenthalten wird. Endlich haben wir uns noch, zunächst von Düsseldorf ausgehend, einen Wunsch angemerkt. Die Gebäude, die dort aufgezählt werden, und das Cornelius-denkmal von Donndorf haben doch vom Standpunkt eines Kunsthandbuchs aus nicht entfernt die Bedeutung wie die Düsseldorfer Akademie, an die uns nur ein Satz erinnert, den wir beinahe mit Bedauern gelesen haben: die Düsseldorfer Malerschule habe in der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts eine bedeutende, nicht immer heilsame Rolle gespielt. War denn die Rolle der Münchner oder irgend einer andern Schule heilsamer? Aber das nur nebenbei. Wir denken, hier wären kurze Daten über die Akademie, ihre Gründung und ihre hauptsächlichsten Leiter am Platze gewesen. Auch bei München, Berlin, Dresden, Karlsruhe, Stuttgart und Weimar müßte wohl in gleicher Weise der Akademien gedacht werden, denn was diese Städte an Kunstleben haben oder gehabt haben, das hat sich wenigstens in den vier zuletzt genannten durchaus im Anschluß an die Akademien entwickelt.

In das Lexikon sind auch die Namen der Kunstgelehrten mit aufgenommen, wenigstens einer ziemlichen Anzahl von ihnen. Die getroffne Auswahl und zum Teil auch die Fassung der Artikel rufen neue Wünsche hervor. Wenn aus der Zahl der verstorbnen Archäologen Overbeck hier seinen Platz finden sollte, so gehörte Karl Friederichs, der Verfasser der „Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik," dreimal hinein. Unter den lebenden Kunsthistorikern fehlt zunächst der, der anerkanntermaßen heute als erster gilt, Bode in Berlin; ferner Wickhoff in Wien, Schmarsow in Leipzig, Dehio in Straßburg, lauter hervorragende Namen. Wie mögen sich nun wohl die vorkommen, die hier mit verhältnismäßig langen Artikeln nebst Listen ihrer Werke bedacht sind! Vergleicht man diese Artikel mit solchen über Verstorbne, so ergibt sich nicht das richtige Maßverhältnis. Vier Männer, die die Begründer unsrer heutigen Kunstforschung gewesen sind, überragen mit ihren Leistungen alle andern: Waagen, Kugler, Burckhardt und Schnaase; das muß in einem solchen Buche seinen Ausdruck finden. Aber der Leser bekommt davon nichts zu merken, er

Digitized by Google

wird sie neben und zum Teil unter solche rangieren, deren Namen wir höflicherweise nicht nennen wollen. Am besten wäre es jedenfalls, der Herausgeber entschlösse sich, die Lebenden ganz wegzulassen. Denn wer will hier die Grenzen ziehn? Zu den Universitätsprofessoren, die Anspruch machen können, gesellen sich die Sammlungsdirektoren und ihre Beamten, die ja auch schriftstellern, und zuletzt finden sich noch die Kunstgewerbemänner ein und die Zeitungsschriftsteller. Ein befreundeter Sortimentsbuchhändler, den wir fragten, ob denn das hübsche Buch wohl die verdiente Beachtung finde, gab zur Auskunft, er mache alle darauf aufmerksam, die sich dafür interessieren müßten, aber „jeder schlägt zuerst nach, ob er drin ist, und wenn er sich nicht findet, kauft ers nicht." So hat die Sache wenigstens noch eine komische Seite.

Um das glücklich angefangne Werk auf den Stand der Vollkommenheit zu bringen, den es verdient, bedarf es keiner durchgreifenden Veränderung, keiner großen Mühe, nur nachbessernder Sorgfalt im einzelnen. Die von uns berührten Partien machen nicht einmal den größern Teil des Ganzen aus. Dieser besteht vielmehr in den systematisch gehaltnen Artikeln über Architektur, Kunstgewerbe, künstlerische Reproduktionsarten, Einzelheiten der Technik und technische Ausdrücke. In allen diesen Sachen wird das Buch bald zu einem unentbehrlichen Ratgeber werden, denn hierfür gab es bis jetzt kein Nachschlagewerk, das alles in so bequemer Kürze in sich vereinigt hätte, während ja für das eigentlich Kunstgeschichtliche besondre Hilfsmittel zu Gebote standen. Im Bereich jener Artikel ist uns keine Lücke aufgefallen, wohl aber sehr viel eigentümliche Belehrung und im allgemeinen eine klare und höchst präzise Fassung.

Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

4. Streifzüge in der weitern Umgegend

(Schluß)

Zunächst kamen wir durch den mißfarbnen und höchst übelriechenden Qualm von Abdeckereien und Leimsiedereien, dann endete das graue Goldne Horn, und unter einer Holzbrücke fuhren wir nun in den Fluß hinein. Auf den Wiesen zu beiden Seiten waren unter den Bäumen Matten ausgespannt, unter denen noch Stühle standen, Pferdegruppen weideten frei umher. Ein Lustschloß des Sultans war im Hintergrunde zu sehen, dann eine Moschee und ein stilvoll aus roten und weißen Steinstreifen erbautes Gebäude, das Hauschild als „Schießversuchshaus" bezeichnete, wo die Gewehre probiert würden. Das schöne grüne Tal war, statt von fröhlichen Menschen zu wimmeln, völlig ausgestorben, öde und leer. Nur eine einzige Gesellschaft von Männern war noch vorhanden. Sie hatten ein kleines Feuer entzündet, an dem sie ihren Kaffee kochten, machten Musik und sahen einem Tänzer zu, der in der kalten Regenluft seine Arme und Beine durch krampfhaftes Umherschmeißen zu erwärmen suchte. Von den schönen Türkinnen war auch nicht eine mehr an dem süßen Wasser zu finden. Denn die Mohammedanerin muß vor

Digitized by Google

Sonnenuntergang zuhause sein. So gebietet der Prophet. Auch unsre Gnädige mahnte nun energisch zur Umkehr. Und sie hatte Recht. Denn die Rückfahrt dauerte weit länger, als wir sie uns vorgestellt hatten, und das Sitzen auf den lehnenlosen Bänken wurde zuletzt zur Qual, besonders für unsre Dame. Wir verließen deshalb schon bei der alten Galatabrücke unser Boot und gingen durch eine Zypressenallee direkt nach Pera hinauf. Mein österreichischer Genosse sagte nachher, er habe die preußischen Offiziere bisher nur nach den Fliegenden Blättern beurteilt und sei aufs äußerste überrascht, in ihnen so liebenswürdige und umgängliche Herren gefunden zu haben. Er werde in seiner Heimat, dem südlichen Österreich, für die neugewonnene Anschauung energisch eintreten. Nachdem ich mir rasch meinen Verband, der abgegangen war, in der Apotheke hatte wiederherstellen lassen, ging ich noch in der Dunkelheit ins Hotel Kroeker, um die beiden Damen zu besuchen, die mich so liebenswürdig eingeladen hatten; es war aber leider schon zu spät. Sie hatten sich, ermüdet wie sie waren, schon in ihre Gemächer zurückgezogen.

Diese Süßwassertour war also durch allzuviel süßes Wasser geschädigt worden. Wenig Tage darauf machten wir aber einen vollen Tagesausflug, der nicht verregnete, und zwar nach Skutari. Der General war verhindert, und auch die gnädige Frau erklärte, als wir unsre Verabredung trafen, sie werde nicht mitkommen, da sie gehört habe, daß die „heulenden Derwische" in Skutari ein entsetzlicher, nervenaufregender Anblick seien. Sie fand sich aber am festgesetzten Tage dennoch zu unsrer Freude an der Dampfschifffstation ein und fuhr mit. Wir fanden in Skutari eine echt asiatische Türkenstadt, die mich lebhaft in ihrem ganzen Aussehen an die Dardanellen erinnerte. Kaum waren wir ausgestiegen, so wurden wir sofort von Kutschern umdrängt, suchten uns den schönsten Wagen heraus und fuhren durch die holprigen Gassen mit den Holzgittern und Handelsbuden. Unterwegs kauften wir einen der hohen, geflochtnen Körbe voll der köstlichsten Erdbeeren, die uns massenhaft für billiges Geld angeboten wurden. Diesen stellten wir zwischen unsre Füße in den Wagen und schmausten während der Fahrt nach Herzenslust. Die Frau Kaimakam konnte überhaupt das massenhafte, billige Obst und Gemüse nicht genug rühmen, das es in Konstantinopel gäbe, und zwar zu nach unsern Begriffen fast lächerlichen Preisen und dabei in unerschöpflicher Abwechslung und vorzüglichster Qualität. Sie zählte all die Herrlichkeiten auf, die Allah fast das ganze Jahr seinen Gläubigen und den unter seinem Schutze als Gäste wohnenden Fremden der Reihe nach auftischt, sodaß es uns Herren schien, als sei Konstantinopel ein wahres Eldorado für Hausfrauen, besonders wenn sie die Küche möglichst vegetarisch führen. Mit dem Fleisch soll es weniger berühmt aussehen.

Unter solchen Gesprächen fuhren wir, zuletzt zwischen türkischen Gärten, Landhäusern und Weinbergen, hinauf zum Bulgurlu, den die Deutschen in Konstantinopel gern den „Bismarckberg" nennen, weil die drei seinen Gipfel zierenden Bäume jenen drei Haupthaaren gleichen, die die fremden Mächte so oft in ihren antideutschen Suppen gefunden haben. Eine Viertelstunde unterhalb seines Gipfels liegt ein von hohen Platanen beschattetes Plateau, auf dem die berühmte Quelle Tschamlidschа entspringt. Hier ist eine türkische Kaffeewirtschaft, deren Besitzer den braunen Labetrunk aus dem köstlichen Wasser bereitet. Am Freitag versammelt sich hier die mohammedanische, am Sonntag die christliche Welt von Skutari, und es spielen sich hier in kleinerm Maßstabe dieselben Szenen ab wie an den süßen Wassern. Wir saßen vor dem vergitterten Holzhause nieder, und Hauschild fragte den Kaffeetürken, ob denn der Pascha schon sein Sommerlusthaus bezogen habe. Der Türke schaute ordentlich erschreckt auf und gab dann ganz leise seine Antwort. Die Türken sprechen überhaupt niemals auf der Straße den Namen eines Würdenträgers, geschweige denn das Wort Sultan oder Padischah laut aus, sie sprechen überhaupt am liebsten nicht von solchen Herren. Schon das bloße Reden von ihnen bringt in den Verdacht revolutionärer Gesinnung, und Geheimpolizisten gibt

Digitized by Google

es überall. Übrigens hat auch die Mutter des entthronten Sultans Abdul Asis hier oben einen hübschen Sommerkiosk. Als es an die Zahlung ging, stellte der Kaimakam als seinen Grundsatz auf, nie zu fragen, was die Zehrung koste. Das sei den Orientalen gegenüber nicht angebracht. Er berechne den Preis nach der landesüblichen Taxe und gebe das Geld einfach hin. Dadurch erziehe man die Leute zur Solidität. Diese schienen freilich mit solchem pädagogischen Verfahren keineswegs einverstanden zu sein. Der Cafetier vom Bulgurlu wenigstens wollte absolut noch einige Piaster mehr herausschlagen und folgte uns jammernd und bettelnd bis fast hinauf auf den Gipfel. Aber der deutsche Kaimakam setzte sein Erziehungsprinzip siegreich durch, obwohl wir andern gern nach- und zugegeben hätten. „Man darf die Leute nicht verwöhnen." Bei diesem guten, altpreußischen Grundsatze blieb es.

Oben auf dem Gipfel bei den drei Bäumen — es sind verkrüppelte Platanen — genossen wir dann die weite Aussicht. Die Stadt Skutari breitet sich fächerförmig vom Bulgurlu nach dem Meere aus. Ihr Name Üsküdar ist übrigens persischen Ursprungs und bedeutet „Eilbote." Denn hier war die erste Poststation für die nach Asien gehenden Kuriere. Wir sahen die staubige schlechte Landstraße durch mattgrüne Felder und kahle Hügelketten ostwärts ziehn, auf der so oft die Sultane ihre Heere zu Kriegen ins Innere Asiens geführt hatten. Jetzt hält hier der deutsche Kaimakam, wie er erzählte, sehr häufig mit seinen türkischen Offizierschülern taktische und topographische Übungsritte ab. Er lobte übrigens den Eifer und die Intelligenz dieser Herren und gab sein Urteil über die türkische Armee im allgemeinen dahin ab, daß sie weit besser sei, als man im Abendlande oft annehme, und insonderheit eine kraftvolle, nachhaltige Defensive, wenn sie gut geführt werde, sehr wohl durchzuführen vermöge. Wenn auch die Kavallerie etwas schwach sei, so sei doch das Soldatenmaterial vorzüglich.

Nach der andern Seite sieht man das Häuser- und Moscheenmeer von Konstantinopel, südlich über die Kasernen von Haidar-Pascha hinweg die scharfgezeichneten Prinzeninseln mit ihren Bergen und Spitzen und in weiter Ferne den im Mai noch schneeglänzenden bithynischen Olymp. Auch vom Bosporus kann man ein gutes Stück überschauen, und besonders den Jagdpark des Yildiskiosk hat man deutlich vor Augen.

Als wir wieder zu unserm an der Quelle wartenden Wagen zurückkehrten, erschien der winselnde Kaffeewirt von neuem, aber, obwohl nun auch die Frau Kaimakam für ihn sprach, die altpreußische Ader siegte auch diesesmal über das gute Herz. Auf steiler, holpriger und staubiger Landstraße fuhren wir dann zu der Hauptsehenswürdigkeit von Skutari, dem Friedhof, der der schönste, größte und berühmteste des ganzen Orients ist. Er dehnt sich eine Stunde in die Länge und eine halbe Stunde in die Breite und erstreckt sich bis zum Dorfe Haidar-Pascha. Dieses Totengefilde ist weder umgittert noch ummauert, und zahlreiche öffentliche Verkehrsstraßen durchkreuzen es. Wir entließen unsern Wagen am Rande dieses ungeheuern Allahackers und wanderten staunend in den dreifach übereinander emporsteigenden Wald hinein. Zu unterst nämlich sehen wir einen Wald von wirrem Gestrüpp und allerhand Unkraut, von dem in den ältern Teilen die Gräber förmlich überwuchert sind. Darüber erhebt sich der Wald der Grabsteine und Grabplatten, alle aus weißem oder grauem Marmor, die meisten schief, auch hier Reliefinschriften, Muschelwerk, Fesse und Turbane. Der höchste und bei weitem schönste Wald ist der dritte, uralte Zypressen von einer Höhe und Stärke, wie man sie selten findet. Auf krummen Pfaden oder auch ohne Pfad wandert man in tiefem Halbdunkel — denn die ernsten Bäume lassen nur wenig Tageslicht durchscheinen — wie im Schattenreiche des Todes. Ab und zu kommt man an einen besonders prachtvollen Stein oder an ein besser gepflegtes vergittertes Grab oder gar an eine mit Arkaden geschmückte Turbe. Hier und da stößt man auch auf die Arbeitsplätze der Steinmetzen, die auf den länglichen Platten die kunstvollen Schriftreliefs, Muscheln

Digitized by Google

und Blumen herausmeißeln. Die vornehmen Moslemin lassen sich und ihre Familien hier auf asiatischem Boden mit Vorliebe beerdigen, weil sie glauben, daß Europa einst doch wieder dem Kreuze zufallen werde. Ja der Sultan Mahmud hat hier an einer Wegkreuzung sogar sein Lieblingsroß bestatten lassen und über dem Grabe des Tieres eine auf Marmorsäulen ruhende Kuppel errichtet. Neben diesem Pferdemausoleum erwartete uns ein alter Türke mit einer schöngeschnitzten Tabakdose und fing ihretwegen einen langen Handel an, währenddessen es mir glückte, die höchst charakteristische Erscheinung meuchlings abzuphotographieren.

Allmählich drangen wir dann durch die Stein- und Zypressenwildnis des Todes bis zu dem Tekke (Kloster) durch, dessen Derwische einmal in der Woche zur Ehre Gottes heulen. Das niedrige Gebäude liegt noch auf dem Friedhofe und ist von einer hohen Mauer umgeben. Wir erfuhren hier, daß wir es einmal wieder mit der Zeit versehen hatten. Die Zeremonie sollte erst um acht Uhr türkisch, das war um vier Uhr Nachmittags beginnen. Wir hatten noch reichlich zwei Stunden Zeit bis dahin und begaben uns deshalb zu einem dem Tekke schräg gegenüber gelegnen Kaffeehaus. An einem Tisch im Freien neben einem leicht plätschernden Springbrunnen sitzend freuten wir uns des mächtigen Zypressenwaldes um uns her und seines würzigen Duftes. Leider war die Verpflegung mehr als mäßig. Wir hatten sämtlich einen tüchtigen Hunger mitgebracht, aber es gab nur Eier, Brot und als herzhaftestes Getränk Limonade Gazeuse, was für germanischen Geschmack nicht ganz ausreicht. Die Eier wurden uns auf einem Teller serviert ohne jedes weitere Eßgerät, und als wir um Löffel baten, bekam jeder einen riesigen hölzernen Rührlöffel, was besonders die gnädige Frau höchlichst amüsierte. Allmählich fanden sich immer mehr Europäer ein, auch mehrere Damen, und um vier Uhr öffnete sich uns die Pforte des Tekke gegen Erlegung eines Quartals.

Was wir nun während der nächsten zwei Stunden zu sehen bekamen, gehört zu dem Sonderbarsten und Aufregendsten, was man überhaupt sehen kann, ein Gottesdienst, so originell und angreifend, wie es wohl kaum einen zweiten auf Erden gibt. Wir wurden auf eine schmale Galerie zu ebner Erde geführt, die ein hölzernes Gitter von dem Hauptraume trennte. Uns gegenüber sammelten sich auf einer unvergitterten Estrade die mohammedanischen Zuschauer. Oberhalb waren dicht vergatterte Logen angebracht für die Frauen. Wir hatten glücklich noch auf der vordersten Bank unsre Plätze bekommen und konnten somit das Schauspiel aus unmittelbarster Nähe betrachten. Ich suchte mein verwundetes Bein in eine möglichst horizontale Lage zu bringen und steckte es zu diesem Zwecke durch das Gitter. Aber sofort schritt einer der Derwische auf mich los mit einer Miene, als wolle er mir das Bein bei lebendigem Leibe abhacken, sodaß ich es schleunigst einzog. Die Zeremonie begann inzwischen höchst langweilig. Die Derwische hockten in einer Reihe auf schwarzwolligen Lammfellen, angetan mit langen Gewändern und bedeckt mit grauen, von weißen Tüchern umwundnen Filzkappen. In der Gebetsnische, dem sogenannten Mihräb, hockte der würdige Scheik mit besserer Kleidung und besserm Turban auf einem bessern Lammfell, über ihm in der Nische hingen krumme Säbel, Pistolen und Fahnen — der Islam verleugnet seine kriegerische Natur auch im Kloster nicht —, darüber war ein Spruch an die Wand gemalt, den uns Herr Hauschild so verdeutschte: „Den Geboten des Propheten sollen wir folgen." Davor stand ein glimmendes Räuchergefäß. Der Scheik selbst begann nun eine Predigt, und zwar eine ebenso endlose, wie man sie bisweilen in unsern Kirchen zu hören bekommt, über das Thema „Tugend und Almosen," ganz wie bei uns in der guten alten rationalistischen Zeit. Herr Hauschild strengte sich aufs äußerste an, der Predigt zu folgen, aber es wurde ihm schwer, weil sie stark mit arabischen Ausdrücken und Sprüchen durchsetzt war. Endlich machte der Prediger zu allgemeiner Befriedigung Schluß und erhob sich. Darauf setzten sich zwei Vorsänger in die Mitte des Lokals auf zwei Felle und begannen mit nicht unmelodischen, wenn auch stark näselnden Stimmen einen Wechselgesang, die Derwische wiegten

Digitized by Google

sich dazu hin und her und murmelten Sprüche vor sich hin. Durch eine Tür, schräg uns gegenüber, traten immer noch neue Andachtsbegierige ein, wurden rasch mit Kaftan und Kappen bekleidet, setzten sich mit in die Reihe und fingen ebenfalls an, sich zu wiegen und zu murmeln. Auch drei Knaben nahmen Platz, davon einer mit einem wahrhaft idealen, begeisterten Gesicht, das Hauschild zu meinem Erstaunen als „echt türkisch" bezeichnete. Wieder öffnete sich die Tür, und Herr Hauschild rief mit allen Zeichen des Erstaunens: „Um Gottes willen, da ist ja ein Kollege!" Herein trat ein tiefschwarzer Neger, eine wahre Hünengestalt in der Uniform eines Kaimakams. Er wurde sofort eingekleidet und erhielt den Ehrenplatz in der Mitte der Reihe, von wo aus sein schwarzes Wollhaupt über alle andern hinwegragte. Nachher hörten wir, daß dieser fromme Kriegsmann jeden Donnerstag in Skutari und jeden Sonntag in Kassim-Pascha mit den Derwischen heule. Und warum auch nicht? Heult doch so mancher Christ sein ganzes Leben lang mit den Wölfen. Übrigens wirkte das gleichförmige Singen, Murmeln und Sichwiegen noch einschläfernder als die Predigt. Ich wollte eben vorschlagen, doch lieber zu gehn, da standen auf einen Wink des Scheiks plötzlich alle Andächtigen auf. Die Lammfelle wurden weggetragen, die Filzkappen abgenommen, geküßt und vor der Nische in einer Reihe aufgestellt. Unter ihnen trug, wie sich jetzt zeigte, jeder noch eine weiße leinene Mütze, die mit Sprüchen bestickt war. Darauf traten die Derwische von neuem in eine Reihe, deren Mittelpunkt wieder der schwarze Oberstleutnant bildete, und nun begann erst die eigentliche Heulerei. Was wir bisher gehört hatten, war nur das Vorspiel gewesen. Sie wiegten sich, beugten sich vor- und rückwärts, schmissen die Köpfe hin und her und schrien unaufhörlich und mit lauten Stimmen: la ilah illalah (d. h. „es gibt keinen Gott als Gott"), mit starkem Ton auf dem zweiten il. Zu den beiden Vorsängern gesellten sich noch zwei andre, der Gesang wurde lauter, lärmender, indem zwei in hohen, rasch wechselnden Läufen sangen, während die beiden andern einen tiefen Cantus firmus hielten. Die Gesichter wurden immer verzerrter, die Bewegungen immer rascher und leidenschaftlicher, und das Geheul selbst immer wilder und unartikulierter. Es klang bald nur noch wie Halilahau Hidlaulau, und in dieser Form hat es sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Bald troffen die frommen Heuler von Schweiß, und ein Dunst entwickelte sich, der wahrlich kein Vorgeruch des Paradieses war. Die heiligen Männer müssen, wenn sie in Eden eingehn, von den schönen Paradiesjungfrauen erst ganz gehörig parfümiert werden. Einigen der zuschauenden Damen wurde schlecht, sie ließen sich hinausführen, aber unsre Frau Oberstleutnant hielt mit gespannter Aufmerksamkeit aus. Bald tönten auch andre gellende Rufe durch das Geschrei, ein lautes: Hu, hu, hu! („Er"), und dann wieder aus der Mitte heraus ein wildes „Hurra!" — so klang es uns anfangs, es hieß aber durdâ! („hierher").

Der Scheik stand mit krummer Nase und ehernem Gesicht, aus dem das Weiße des Auges nahezu faszinierend herausglänzte, wie ein Feldherr vor der tollen Schar und feuerte sie, wenn die Begeisterung nachzulassen schien, durch eine Bewegung des Armes oder ein Aufstampfen mit dem Fuße zu erneutem gottesdienstlichem Kraftgeheul an. Der Widerstreit des melodiösen Laufgesanges und des grauenvollen Geheuls wurde immer krasser, und gleich einer Eruption des Fanatismus übertönte beides in Pausen das wie Kampfgeschrei schmetternde durdâ! Als der Tollste der Tollen gebärdete sich der schwarze Offizier; der fletschte die Zähne, weiße, blökende, riesige Anthropophagenzähne, schmiß den Kopf hin und her, als wollte er ihn sich vom Halse werfen, und arbeitete mit dem Oberkörper und den Armen wie ein Elefant; der Schweiß floß ihm in Strömen über Gesicht und Hals. Ich flüsterte meinem Nachbar nicht ohne Bosheit zu: „Fragen Sie doch einmal beim nächsten Liebesmahl Ihren Herrn Kameraden, was er sich eigentlich bei diesem Rummel denkt." Der Oberstleutnant lächelte ablehnend.

Jetzt bemächtigte sich die Erregung auch der Zuschauer uns gegenüber auf der Estrade. Solche religiösen Wahnsinnsausbrüche haben ja immer eine mächtige

Digitized by Google

Ansteckungskraft. Drei Soldaten, die dort standen, fingen, da sie ihren Oberstleutnant so brav heulen sahen, ebenfalls an zu heulen, aber ohne den rechten Takt und Ton, und bald heulte und tanzte die halbe Zuschauerschaft nach besten Kräften mit. Man hörte jetzt nur noch il, lau und hu in wirrem Durcheinander, die Regellosigkeit nahm überhand, und das Schauspiel artete in eine einzige wüste Tanz- und Heulorgie aus. Doch fing nun schon die physische Kraft an zu erlahmen, besonders bei den ältern Heulbrüdern. Viele leuchten und schwankten, und der Speichel floß ihnen aus dem Munde. Dicht vor mir stand ein Kerl, den seine beiden Nachbarn halten mußten, damit er nicht fiele; aber trotzdem warf er immer noch den Kopf nach mir herum und schlenderte mir bei jeder Wendung ein keuchendes hu! ins Gesicht — ein ganz unheimlicher Geselle! Zuletzt hörte sich die Sache wie ein nachgemachter Bahnzug an, wenn die Kinder auf der Straße „Eisenbahners" spielen. Man stampfte mit den Füßen und schrie dazu hu, hu, hu, gerade wie es die Lokomotive macht. Das dauerte auch noch fort während der nun folgenden Tretheilungen, die an phantastischem Reiz noch weit über die modernen Gebetsheilungen gehn.

Eine verschleierte Frau brachte ein etwa einjähriges Kind in den Saal und legte es auf ein Lammfell zu den Füßen des Scheiks nieder. Dieser tastete mit dem einen Fuße, der einen leichten Lederschuh trug, auf dem Unterleibe des Kindes herum, bis er die richtige Stelle gefunden hatte, und trat dann plötzlich mit beiden Füßen auf den kleinen, zarten Leib, sodaß Frau Hausschild einen leichten Schreckensruf ausstieß. Einen Augenblick blieb er stehn — er muß durch die lange Übung die Anatomie des menschlichen Leibes genau gelernt haben —, dann trat er zurück, die Mutter hob das kranke Kind auf, er blies es an — und es war genesen. Dann folgten andre Kinder, die größern küßten ihm nach der Zeremonie die Hand, zuletzt legten sich Erwachsne dem heilenden Derwisch zu Füßen, auch ein Soldat ließ auf sich herumtreten. Der wissenschaftlich erzogne Mitteleuropäer ist geneigt, über solche abergläubischen Torheiten die Achseln zu zucken. Es ist aber gar nicht zu bezweifeln, daß diese heilige Tretzeremonie in vielen Fällen tatsächlich hilft. Denn durch sie wird die stärkste Suggestion hervorgebracht, die es nur geben kann, und der feste Glaube an Heilung ist bekanntlich schon die halbe Heilung.

Als wir endlich nach zwei guten Stunden aus dem fürchterlichen Dunste dieses Derwischklosters heraustraten unter den Schatten der Zypressen, da schlürften wir voll Entzücken wieder den köstlichen, würzigen Duft ein. Das, was wir soeben gesehen hatten, wirkte aber noch lange in uns nach. Es war barbarisch, kraß, fast fürchterlich gewesen, aber doch nicht ohne einen Zug von Großartigkeit. Ein solcher zwei Stunden dauernder Heultanz ist eine religiöse Kraftleistung allerersten Ranges. Allah wäre kein Gott, sondern ein Teufel, wenn er nicht gnädig herabsehen wollte auf solch heißes Bemühen um seine Gunst.

5. Die Heimfahrt

Schneller, als ich gedacht, näherten sich die Tage meines Aufenthalts in der mächtigen Bosporusstadt ihrem Ende. Mein Genosse war schon mit dem Österreichischen Lloyd nach Athen zurückgereist, und auch für mich wurde es die höchste Zeit, an die Abreise zu denken. Leider durfte ich nicht den großen, aber schönen Umweg über Griechenland und Italien machen, sondern mußte auf dem kürzesten Wege mit der Eisenbahn zurückkehren, denn mein Urlaub neigte sich ganz bedenklich zu seinem Ende. Ich versah mich also mit Proviant für zwei Tage, darunter auch mit deutscher Wurst von einem deutschen Fleischer, und beglich im Hotel meine Rechnung. Dello riet mir beim Abschied, nicht mit einer Droschke, sondern mit der Pferdebahn auf den Bahnhof zu fahren. Der Hamal (Lastträger) des Gasthofes werde mir mein Gepäck für zehn Piaster dorthin tragen. So geschah es. Der kleine Armenier — er war dem Blutbade von 1897 entronnen — befestigte meine Sachen an die beiden Enden einer langen Tragstange, legte diese wie ein Joch auf seine Schultern und

Digitized by Google

trabte los. Da er alle Nebengassen und Richtwege benutzte, so tauchte er immer wieder neben meinem Pferdebahnwagen auf und gelangte fast zugleich mit mir auf den Bahnhof. Das Billett nach Wien kostete 93 Franken und 35 Centimes (sehr billig!), und unter den üblichen Backschischspenden drang ich dann glücklich bis zum Zuge vor. Für eine Nachzahlung von zwei Franken erhält man in den ungarischen Wagen das Recht auf Nachtruhe, d. h. man kommt zu vier in ein Coupé, klappt dann die ledergepolsterten Lehnen von unten nach oben in die Höhe und schläft auf einer der vier auf diese Weise hergestellten Schlafbänke. Ich legte mich auf eine der beiden obern, hatte das aber bitter zu bereuen, denn die untern Bänke waren von zwei galizischen Juden belegt, die sich Bernstein und Baruch nannten, und nun während der Nacht ihre ganze Zwiebel-, Käse- und Knoblauchsdünstung nach oben strömen ließen. Als ich aufwachte, wurde mir sofort übel, und ich öffnete schleunigst die Ventilation.

Die Sonne ging uns über Adrianopel auf, dann folgte die türkische und gleich darauf die bulgarische Gepäckrevision. Auch wurden uns von den weißgekleideten bulgarischen Beamten die Pässe abgenommen und unsre sämtlichen Namen gewissenhaft in ein Buch eingetragen. Während der Fahrt spuckten die beiden Galizier beständig in ekelhaftester Weise auf den Fußboden, obwohl auf jeder Seite ein großer Spucknapf bereit stand. Endlich in Philippopel befreiten sie mich von ihrer Gegenwart, um dort zu „ihre Leit" zu gehn. Philippopel selbst liegt malerisch auf vier aus dem weiten Tal der Maritza schroff aufsteigenden Bergkuppen. Zahlreiche Roßherden weideten in der Ebne. Links von der Bahn sieht man das mächtige Rhodopegebirge (bis zu 2700 Metern), dessen zackige Gipfel noch tief hinunter mit Schnee bedeckt waren. Im Altertum schwärmte hier die Bacchantin und schaute staunend auf das noch vom Winterschnee weiße Tal des Hebrus (der Maritza) hernieder (Hor. Od. III, 25), jetzt haust hier der edle makedonische Klephthe, der mit Vorliebe amerikanische Missionarinnen entführt. Zum Glück hatte ich jetzt einen angenehmen Reisegefährten in einem jungen Franzosen bekommen, der in Geschäftsangelegenheiten nach Paris reiste, aber in Kasanlyk wohnte, wo er in echtem Rosenöl und handgestickten Decken arbeitete. Über Sofia ging es dann an die serbische Grenze, wo die Gepäckrevision im Wagen selbst vorgenommen wurde. Dann wurden wieder die Lehnen hochgeklappt, und die zweite Nacht im Eisenbahnwagen begann. Diesesmal kleidete ich mich, dem Beispiel des Franzosen folgend, vollständig aus und schlief in meine wollne Decke gehüllt ganz prachtvoll.

Als die Sonne aufging, hielten wir bei der Stadt des „Prinzen Eugenius, des edeln Ritters." Doch blieb „Stadt und Festung Belgerad" rechts jenseits der Save liegen. Wir passierten frei den Donaufluß und schlugen dann bei Semlin unser Lager, indem wir unser sämtliches Gepäck auf die kaiserlich-königliche Zollstation schleppen mußten, was dem Franzosen Anlaß gab, über „ces animaux-là" weidlich zu räsonieren. Endlich waren „toutes ces choses dégoutantes" erledigt. Der neue Zug, in den wir einstiegen, war mit deutschredenden Schaffnern besetzt, hatte auch Warnungsinschriften in vorzüglichem Deutsch, wie folgende Wendung beweist, die ich mir notiert habe: „ . . . da nach Versehen der erforderlichen Pünktlichkeit des Zugabgehens Gefahr erwachsen kann." Dieser Zug trug uns nun hinein in die endlosen Pußten Südungarns, über die der Blick ungehemmt bis zum fernen Horizont schweifte. Äcker und Weinfelder wechselten miteinander, aber kein Baum war zu erblicken. Nur die vereinzelt liegenden Gehöfte waren durch hohe Laubbäume — Pappeln, wie es schien — gegen die Sonne geschützt, die im übrigen brennend auf der Ebne lag. Es war der heißeste Tag der ganzen Reise. Griechenland, Kreta, Konstantinopel hatten gegen diese Pußtenhitze eine milde, Troja sogar eine eisige Temperatur.

Budapest, der Stolz der Magyaren, machte mir gegen das wirre Völkergewimmel von Konstantinopel anfangs den Eindruck einer verschlafnen Kleinstadt. So ruhig und langweilig war das Leben auf den Straßen. Auch sind nur die Haupt-

Digitized by Google

straßen breit und einigermaßen elegant, die Nebengassen zeigen noch stark, daß der Ort ein junger Emporkömmling ist. Die Abneigung der Magyaren gegen alles Österreichische wurde mir recht augenfällig klar, als ich in keiner Buchhandlung, auch in der größten nicht, einen Führer durch Wien erhalten konnte. Den Buchhändler fragte ich dann noch, wo die Pferdebahn zur Donau ginge. Er antwortete: „Nach Donau geht kein Pferdebohn, Donau ist schon do."

Ich fand den Strom denn auch einige Hundert Schritt weiter und setzte mich auf das nächste Dampfschiff. Die Fahrt ging an dem riesigen, prunkvollen Parlamentsgebäude vorüber, mit dessen Länge und Kuppelhöhe sich der deutsche Reichstag nicht messen kann, um so mehr natürlich mit der im Innern zutage tretenden politischen Weisheit — oder zweifelt etwa jemand daran? Dann nahm mich der kühlende Baumschatten der Margareteninsel auf, und ich genoß hier am Ufer der schönen blauen Donau zum erstenmal seit langer Zeit wieder ein gutes, fein hergerichtetes Mahl und konnte meinen Wein mit wirklich kühlem Wasser aus beschlagner Karaffe vermischen. Wenn ich freilich glaubte, nunmehr aus dem Baedeker heraus zu sein, so irrte ich mich schwer. In Konstantinopel hatte ich bei jeder Mahlzeit ein Trinkgeld gegeben, hier erwarteten drei Menschen, von mir beschenkt zu werden, einer, der die Speisen brachte, einer, der den Wein aufsetzte, und einer, der mein Geld in Empfang zu nehmen geruhte.

Ganz ebenso war es in Wien, wo ich außerdem der großen Fronleichnamprozession beiwohnen konnte. Ich kann mir nicht helfen, auf die Gefahr, als ein schlechter Christ betrachtet zu werden, der Selamlik des Sultans machte einen viel stolzern, großartigern Eindruck. Dort der Herrscher nicht nur über die Leiber, sondern auch über die Seelen, Sultan und Kalif in einer Person, im Galawagen und umgeben von der ehrfürchtigen Menge der Beamten und Gläubigen, hier der greise Kaiser, barhaupt, ungeschützt gegen die Strahlen der Sonne, mit einem großen brennenden Wachslicht in der Hand, hinter einem Baldachin und einem Meßgewande zu Fuß hergehend wie ein armer Büßer. Und ebenso wie er auch der Thronfolger, die Erzherzöge, die Minister und Diplomaten in ihren gestickten Uniformen, die höhern Staatsbeamten und die städtischen Magistrate, an ihrer Spitze der „schöne Karl," wie eine freundliche Wienerin neben mir den großen Lueger bezeichnete. Alle diese Herren trugen Wachskerzen in den Händen, die dann der Kirche zufallen und von dieser gleich wieder an den „Wachszieher" verkauft werden. Alle suchten, so gut es ging, ihre größtenteils kahlen Häupter durch Emporhalten der Hände und Hüte gegen die sie sichtlich genierenden Sonnenstrahlen zu schützen. Ich hatte hier den Eindruck vollkommner Unterordnung des Staats unter die Kirche, deren triumphierende Macht sich in endlosen Zügen von Geistlichen, Kongregationen, Mönchen mit Kreuzen, Büchern und Fahnen darstellte. Daran vermochte auch das militärische Aufgebot nichts zu ändern, nicht einmal die roten „Arcieri" und die Stolzesten der Stolzen, die schmucken ungarischen Leibgarden mit den grünen Schabracken, gefleckten Leopardenfellen und langen weißen Büschen. Einen für mein altes Soldatengefühl besonders peinlichen Eindruck machte es, daß die Kaiserjäger hier auf der Straße zu Ehren der Prozession nicht nur schießen, sondern auch beten mußten oder wenigstens so tun, als ob sie beteten. Sie standen in zwei Gliedern spalierbildend vor dem Publikum. Da kamen die Kommandos: „Niederknien zum Gebet, Hut ab, Hut auf, Aufstehn, Fertig zum Chargieren, Legt an, Feuer," und drei geistliche Ehrensalven rollten über die Menge hin. Während ich mich, wie gesagt, bei dieser Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, von Kirchlichem und Militärischem, von Weihrauch und Pulver eines unangenehmen Gefühls nicht entschlagen konnte, amüsierten sich die lustigen Wienerinnen nur darüber — und das war wohl das richtigste.

Dieses Wiener Fronleichnamsfest war der letzte fremdartige und seltsame Eindruck, den mir die Reise bot. Nach flüchtiger Zollrevision in Teschen tat mir das Vaterland seine Grenzen auf, Dresden spendete mir reichlich und viel-

Digitized by Google

seitig die Segnungen deutscher Kultur, und bald kam ich äußerlich und innerlich gleichsam durchgeschüttelt und durch eine ungeheure Fülle von Anschauungen bereichert wieder an in der lieben Heimat, die mir nicht so eng erschien, wie ich vorher gefürchtet hatte.

Der fromme Maier

Er lebte einsam wie ein Mönch, zwar nicht im Kloster, und hatte auch kein Mönchsgelübde getan. Er war nur anders als die andern, und das schuf ihm eine unsichtbare Mauer, hinter der er in Einsamkeit lebte, mitten in der lauten Welt.

Sie lachten über ihn und hießen ihn den krummen Lobel oder auch den frommen Maier. Und es war an beiden etwas wahres. Denn er war ein bißchen schief gewachsen, und er mag wohl frömmer gewesen sein als die, die über ihn lachten. Und Gottlob Maier hieß er auch. Daß sie lachten, störte ihn nicht so sehr. Früher ja, aber jetzt nicht mehr.

Er tat seine Arbeit so für sich hin; er schnitt Buchdecken zu, jahraus, jahrein. Ja manchmal bekam er auch Leinwandfälze aufzuleimen, wenn es die Aufträge nicht anders wollten. Das war seine Abwechslung, soweit sie den Beruf betraf.

Wenn für Genossenschaftszwecke gesammelt wurde, gab er seinen Beitrag. Aber er ging nie in die Versammlungen.

Er ist ein Eigenbrötler, sagten die andern, und dann griffen sie wohl halb mitleidig und halb spöttisch an die Stirn: Na, viel Gescheites sagen, das würd er doch nicht, wenn er auch käme.

Einmal war er mit bei einer Maifeier gewesen.

Sie hatten ihm keine Ruhe gelassen, da war er mitgegangen. Und eins der Mädchen vom Geschäft, ein kraushaariges, junges Ding mit einem lustigen Gesicht, hatte sich neben ihn gesetzt und schön mit ihm getan.

Aber er war nach einer Weile leise aufgestanden und gegangen. Seitdem kam er nicht mehr mit. Sie mußten ihn ja wohl gewähren lassen, wenn er so seinen stillen Weg für sich hinging. Der führte ihn am Abend in seine Dachkammer und am Sonntag in den Wald. Das war immer so.

Die Kammer hatte himmelblau gestrichne Wände, eine davon war schräg, die andern drei waren gerade. Und sie hatte nicht allzuviel Mobiliar. Ein Bett mit gewürfelten Bezügen, Tisch, Stuhl und Schrank und einen grüngestrichnen, hölzernen Koffer. Den Kofferschlüssel trug er in der Westentasche. Und wenn er am Sonntag Vormittag alles blitzblank abgestäubt hatte, dann kniete er vor den Koffer und erschloß sich mit ihm ein stilles Reich.

Was da alles war! Alte, sorgsam in Tüchlein gewickelte Daguerrotypbilder von Eltern und Großeltern. Eine ungeschickte, schülerhafte Zeichnung des heimischen Pfarrhauses, das nun schon lange, lange für ihn verschlossen war, ein paar Bücher, Bibel und Gesangbuch und Jung-Stilling; einige buntfarbige Stickereien, in Silberstramin und farbiger Wolle von Kinderhänden ausgeführt; in den Kofferdeckel genagelt zwei Holzschnitte: Schwinds Waldkapelle und sein Rübezahl.

Das dauerte so eine Weile, bis er sich mit dem allen unterhalten hatte. Und dann schloß er den Koffer wieder ab, tat einen langen Blick aus dem Fenster und ging in den Wald.

Er mußte vorher die Stadt durchwandern, die menschenreiche, sonntägliche Stadt mit den vielen sonntagsfrohen Leuten auf den Straßen. Wenn er nicht so in sich gekehrt dahingegangen wäre, so hätte er wohl öfters gesehen, wie sie einander anstießen: Guck mal, da geht einer! und die Köpfe schüttelten und lachten.

Digitized by Google

Aber er merkte es nicht. Er hatte ein breites, eckiges Gesicht, das nicht sehr gut rasiert war, und rote, weit abstehende Ohren, und weil er schwache Augen hatte, so zwinkerte er beständig mit den Lidern. Der weiche Filz saß ihm tief auf den Ohren, und wenn er im Dahinschlendern manchmal breit vor sich hinlächelte, so sah das alles ja wohl nicht sehr geistreich und anziehend aus.

Er hatte auch Hosen an, die ihm etwas eng und kurz waren, und weite geschnürte Stiefel, und die Arme hingen ihm lang und schlenkernd am Leibe hinunter.

Aber er war auch nicht daheim in den volkreichen Straßen. Man bekam da kein rechtes Bild von ihm. In seiner Kammer, da war er es. Und im Walde noch mehr. Wie war er im Walde zuhause! Keiner der zahlreichen Spaziergänger, die ihm begegneten, war es so wie er.

Sie priesen den Frühling oder den Sommer, oder welche Jahreszeit gerade jetzt war, mit vielen Worten und saugen Lieder, die ihr Entzücken ausdrücken sollten. „Znm Wald, zum Wald, da steht mein Sinn so einzig, ach so einzig hin.“ Und dergleichen mehr. Er aber schob sich still an ihnen vorbei. Die andern kamen in den Wald wie zu einem Fest, schmückten sich die Hüte und steckten sich grüne Zweige an die Brust und freuten sich seiner. Er aber war hier znhause. Draußen war der Werktag, der Straßenlärm und die Werkstattarbeit, das Rasseln und Stampfen der Maschinen und der Rauch von den Schloten, das ganze unruhige Getriebe, aus dem es nur einmal in der Woche ein Entrinnen gab. Das alles war draußen vor den grünen Toren. Hier aber grüßte ihn der Sonntag. „Kommst du? sagte er herzlich. So, nun laß dirs wohl sein hier.“ Das tat er auch, das ganze Jahr lang. Er kam auch im Winter. Er konnte es nicht lassen, durch den Winterwald zu wandern. Er sah die Bänme im Rauhreif, der an jeder Fichtennadel und an jedem Birkenästchen flimmerte. Da stand er stannend still, wenn die Sonne den Nebel zerteilte und aus all dem weißen, zierlichen Spielwerk ein Prachtgewand schuf, so funkelnd und strahlend, Millionen Diamanten vom reinsten Wasser, wie sie kein Kaisersaal gesehen hat. Unter der Schneelast sah er den Wald. Da ging er auf verschwiegnen Wegen dahin, der Schnee knirschte unter seinen Füßen, und neben den Abdrücken seiner breiten, schweren Stiefelsohlen zogen sich zierliche Fußspuren hin, von Eichhörnchenpfoten, und hier und da ein breiter Streif, den ein buschiger Schwanz hinterlassen hatte; eine Rehfährte ging über den Weg und all die vielen feinen, leichten Vogeltritte. Hier und da warf ihm ein Windstoß einen stäubenden Schneegruß vom nächsten Ast auf Kopf und Schultern. Da lachte er sein leises, eintöniges Lachen, wegen dessen ihn die Genossen draußen so oft neckten. Es war nur ein einziger summender Ton, aber sein ganzes Herz lachte mit. „Hmm. Noch einmal, du.“ Da schüttelte er den nächsten tief hängenden Zweig und ließ sich die blitzenden Sternchen auf die roten Hände fallen. Er konnte sich das hier erlauben, es war so ein Reichtum da, und er gehörte ihm mit. Wie den Raben, die krächzend am Waldrand saßen, wie den gelben Emmeritzen, die ihn mit ihren blanken Äuglein ansahen und von Zweig zu Zweig hüpften, so gehörte ihm der Wald, durch den er schritt, und dessen lebendige Stille ihm wie ein erfrischender Strom durch und durch ging.

Es war schön im Winterwald. Was wußten die Menschen in der Stadt von seiner reinen, stillen Schönheit? Sie quälten sich ab in Nebel und Rauch, Sorge, Mühe, und manche in Vergnügen, das auch Sorge und Mühe war.

Draußen aber ging ein starkes, hoffendes Warten auf den Frühling durch alle Bänme. Durch die Buchenhallen, durch den Tannenforst, durch die stillen, weiten Lichtungen, auf denen die weiße Decke lag. Und eines Tags, als Gottlob Maier herauskam, tropfte es von allen Zweigen, und in jedem noch so kleinen Rinnsal rauschte ein Bächlein. Es war nicht gut zu gehn heute. Alle Wege naß und aufgeweicht, glitschige Reste von Schnee und Eis in allen Furchen, grauweiße

Digitized by Google

Fetzen der zerrissenen Schneedecke an den Rainen, in den Bäumen ein Wehen, das den Wandrer aller Augenblicke mit funkelnden Tropfen überschüttete — Tauwasser. Die Äste schwarz und nackt. Es mußte schon ein Kind vom Hause sein, das heute mit verstehenden Augen in das geschäftige Treiben sah; dem das Herz aufging vor Lust am Werden. Aber das war er ja auch. Wie waren alle Zweige voll brauner Knospen! Wie grün guckte das junge Gras zwischen altem Laub und Schneeresten heraus! Was kümmerte es sich um Gewesnes? Heute war heute. Nun begann ja das Leben erst.

Da stießen sich die Leute wohl an, wenn sie den ungelenken Buchbindergesellen am Abend heimkehren sahen, und er zuweilen einen Augenblick stehn blieb, wie in Gedanken, und zuweilen so weltverloren vor sich hin lächelte. „Wie er daherschlenkert! Wie das aussieht, wenn er so mit den Augen zwinkert! Was mag er da draußen wieder für sich angestellt haben?"

Natürlich sagten das nur die, die ihn zu kennen meinten, und die sich so unsäglich viel klüger vorkamen. Sie hatten heute ihren Tag genossen. Wills meinen, daß sie ihn genossen hatten. Wozu lebt man denn in der Hauptstadt, wozu plagt man sich die ganze Woche? Sollten nur die Vornehmen ihr Vergnügen haben? Wie dumm er war, der Maier, der nur für sich allein zu sorgen hatte, daß er so ärmlich lebte und sich nichts gönnte. Er war ein ganz verbohrter Waldläufer.

Ach, und er hatte eine stille, lebendige Welt in sich. Er hatte keine Sprache, von ihr zu reden, da hielt er sie still in sich. Einmal, da war ein Genosse krank geworden, schwer krank. Es war der, mit dem Gottlob Maier jahrelang zusammen die Maschine bedient hatte. Sie hatten sich nicht gerade angefreundet, es war nur eine Art von stiller Kameradschaft geworden, etwa wie zwei Wagengäule einander annehmen, die jahrelang denselben Trab gehn. Nun fehlte ihm der Mann doch. Da war nun so ein junger Bursche neben ihm, das war ihm so ungewohnt. Da überwand er sich und besuchte den Kranken am nächsten Sonntagabend. Er kam gerade vom Walde her; der stand jetzt im hellgrünen Blätterkleid. Er hatte ihm einen Strauß geschenkt, Schlehenblüten, nickende Birkenkätzchen und ein paar Tannenzweige mit lichtgrünen Spitzen. Den legte er dem Kranken aufs Deckbett. Es war im Halbdunkel, und niemand sonst im Zimmer.

Da fand er den Mut, ein wenig von draußen zu reden. Den Mut und die Sprache. Sie kam stockend und schwer heraus, wie das bei einem ist, der wenig redet, und der etwas zu sagen hat, das von unten herauf kommt. Der Kranke horchte hoch auf. Das war der Maier? Der brachte ja ordentlich einen frischen Luftzug mit herein.

Ich — ich muß hinaus, sagte er. Die andern, die könnens nicht vertragen, wenn einer nicht so ist wie sie, und — und. Er schloß seine Sätze immer mit einem „und." Dann wischte er sich mit dem Ärmel über das Gesicht und verzog es ganz wunderlich. Er wußte viel mehr, als er sagte. Das „und," wer das zu übersetzen gewußt hätte! Da lag noch viel drin.

Im Wald ist jeder Baum wieder anders, fuhr er nach einer Weile fort, jeder Baum wieder anders. Und — und die Leut sind so streitig — aber die Bäum nicht — und.

Dann saß er lange still. Draußen läutete eine Glocke in die Abendkirche. Er hatte eigentlich dorthin wollen, aber jetzt fand er hier keinen Schluß. Er war zu unbehilflich zum Weggehn.

Ist dirs denn nicht langweilig draußen? fragte der Kranke. Du, und du bist doch so fromm, alle sagens, du seist fromm; gehst du eigentlich nie in die Kirche? Dein Bruder sei Pfarrer, sagen sie. Sag einmal.

Er hatte jetzt gerade sonst nichts vor, nun wollte er gern dem sonderbaren Wesen ein wenig auf die Spur kommen.

Hmmm. Der Gast hatte gelacht, seinen einen Ton. Er lache wie ein

Digitized by Google

versteckter Humorist, hatte einmal einer gesagt, ders verstand. Das galt der Frage, obs ihm nicht langweilig werde.

Hmm. Langweilig? Im Wald? Da lebt alles. In acht Tagen ists wieder anders als heut, und. — Hmm, langweilig? Das ganze Jahr ist da etwas andres. Und jetzt wirds Sommer, und — und ins Moos liegen und zuhören, das ist, das ist doch — und.

Er war ordentlich ins Reden gekommen. Auf die letzten Fragen hatte er noch gar nicht geantwortet. Er mußte sich verschnaufen. Er hätte sagen können, daß sogar zwei seiner Brüder Pfarrer seien, und daß sie ihm hier und da eine Standrede hielten, weil er nicht ordentlich am Sonntag Vormittag in die Kirche ginge. Aber daß er sich nicht wohl fühle unter den vielen Menschen. Ja am Abend, in einer halbdunkeln Ecke, aber nicht am hellen Tag. Und daß im stillen Wald seine einsame Seele so eine Art von Gemeinschaftsleben mit der Weltseele hielt und auch zu reden versuchte, mit Gott zu reden. Es war merkwürdig, er konnte nur so reden, wie es sich in ihm regen wollte. Er war doch wohl anders als die andern. Sie sollten ihn nur seines Wegs gehn lassen. Das hätte er alles sagen können. Aber das saß doch zu tief unten, als daß er es hätte in Worte fassen können. So nahm er nur noch einmal einen Anlauf und sagte: Und — aber es kam nichts danach. Da stülpte er sich seinen Filz über die Ohren und trappte davon.

* * *

Also der Wald war Gottlob Maier alles mögliche: Freund, Vertrauter, Zufluchtsort, Heimstätte.

Jetzt aber kam noch etwas dazu. Er wurde seine Versuchung. Und eines Tags wurde er schuldig an ihm.

Daran könnte, wer es noch nicht wüßte, sehen, daß die Welt im Menschen selbst ist. Daß Einsiedlertum, Weltflucht, Schweigertum allein nichts hilft. Daß man sich ihr stellen muß, ihr in die Augen sehen und sie bezwingen, wenn man nicht von ihr bezwungen werden will.

Die Geschichte, wie er an dem Walde schuldig wurde, ist wohl wert erzählt zu werden. Dazu muß ich ein wenig ausholen.

Gottlob Maier hatte, wie andre rechte Leute auch, nicht nur eine Gegenwart, in der er lebte. Die nahm ihn die ganzen sechs Werktage lang in Beschlag, ganz und gar. Am Feierabend und am Sonntag aber, da wurde sie sozusagen mit der grünen, leimbeschmierten Arbeitsschürze an den Nagel gehängt, denn da kamen ihre Genossinnen zum Besuch, die Vergangenheit und die Zukunft.

Die Vergangenheit hatte die freundliche Gewohnheit an sich, nur von angenehmen Dingen zu reden. Von dem grünumrankten Haus im Schutz der altersgrauen Kirche, von Kinderspielen mit den Brüdern, von Vater und Mutter und der alten buckligen Margert, deren Herzblatt er gewesen war. Von all dem redete sie und wob ihm dazu das Bild des stillen Dorfes, wo er jung gewesen war, und ließ all die Töne der Dorfmusik dazu klingen, vom Hahnenschrei bis zum Nachtwächterruf. Und dabei tat sie, als ob das alles nicht entschwunden, sondern noch am Leben sei, und blinzelte der Gegenwart, die dort am Nagel hing, zu, sich nicht zu rühren. Von den schweren Jahren, von der Unmöglichkeit, es den begabtern Brüdern gleich zu tun, von dem Tage, wo man ihm die verstümmelte linke Hand aus der Futterschneidemaschine zog, von der allmählichen Vereinsamung und all dem mühseligen Leben redete sie nicht gern. Wozu auch? Das war nicht ihres Amtes.

Dann kam die Zukunft dran. Die war ebenfalls freundlichen Sinnes.

Nun arbeitest du noch ein paar Jahre, sagte sie. Immer so gerade fort wie bisher. Du mit deinen einfachen Gewohnheiten legst dir immer etwas zurück, das hast du ja bisher auch getan. Denn du willst von niemand abhängen, das weiß ich. Das kann ich dir auch nicht zumuten. Aber dann, später einmal, wenn du

Digitized by Google

genug hast zu einem ruhigen Alter, dann solls schön werden. Dann steht dir die Wahl frei, wo du deine Ruhejahre zubringen willst. Bei einem der Brüder? In einer freundlichen Stube im Oberstock, mit dem Blick ins Grüne? Und so recht im Familienschoß? Sie reihte Bild an Bild, heiter spielend, wie ein Kind mit einer Perlenschnur, und er besah die Bilder, und es wurde ihm warm dabei. Aber dann sagte er: Nein, das nicht. Ich passe nicht unter die andern. Hier und da ein paar Tage, ja. Aber dann muß ich wieder allein sein. Ich kann nicht dafür. Ich bin doch anders als sie.

Da hatte sie schon ein Stübchen in Bereitschaft, draußen vor der Stadt, dort, wo die letzten, einzelnen Häuser stehn, am Fuße des steilen Anstiegs, der in Wald und Heide führt. Das gibt ein Leben, sagte sie. Wie ein Freiherr hast dus dann. Nein, dann bist du einer. Das möchtest du wohl noch eine Weile sein? Das sollst du auch.

Er mußte ein paarmal schlucken. Das stand alles so greifbar deutlich vor ihm. Und dann lachte er behaglich.

Also — immer voran. Das konnten ihm die Genossen freilich nicht ansehen, was für ein feiner, behaglicher Rentner für die Zukunft in ihm steckte. Er trug seine Kleider bis zur Unmöglichkeit auf. Und die Stiefel, Flicken an Flicken. Was tat das? Nur immer gespart. Das sollte ihm später alles hereinkommen. Später, ja, da wollte er sich auch einmal die Kammer heizen lassen. Das tat er jetzt nicht. Er schlenkerte mit den Armen, um warm zu werden, wenn ihn fror, und legte sich Abends bald zu Bett.

Das war nun bisher alles schön glatt gegangen. Die Sparsumme wuchs an, es war eine wahre Freude. Er wußte kaum, daß er anfing, die Gedanken daran mit sich herumzutragen, wo er ging und stand. Er war auch jetzt nicht mehr so kräftig, es wollte nicht mehr so recht mit der Arbeit gehn. Er mußte wohl in ein paar Jahren Feierabend machen. Da sann er, ob es nicht ein bißchen schneller gehn könne mit dem Ansammeln. Um diese Zeit trug er etwas in den Wald hinein, das dort nicht hingehörte, das nicht sonntäglich war und nicht frei. Wie konnte er noch mehr sparen? Gab es nichts, womit er sich einen außergewöhnlichen Verdienst verschaffen konnte? Das bewegte seine Gedanken, während rings um ihn die Bäume rauschten, und die gelben Blätter niederfielen im spätherbstlichen Nordostwind. Während rings um ihn her die Natur verschwendete, da ja ein neuer Frühling alles neu ausschmücken mußte, sann er, wie er ihr Pfennige abstehlen könne, ihr, die ihn königlich empfangen hatte jahraus jahrein. Das war so: Der Blumenmichel war jüngst gestorben, ein halb verwilderter Waldmensch, der nur aufgetaucht war, das Gesicht von einem großen Bart verdeckt, den riesigen Strohhut tief in den Kopf gezogen, wenn er an den Bahnhöfen der Residenz seine Waldsträuße zum Verkauf angeboten hatte. Man hatte nur wenig von ihm gewußt; er war eine Sehenswürdigkeit gewesen, die man den ankommenden Fremden gezeigt hatte. Aber Gottlob Maier hatte ihn verschiedentlich getroffen, im Dickicht, auf den Waldwiesen oder am Rande der Sümpfe, wo irgend merkwürdige Blumen aufzufinden waren. Das Sträußebinden, das hatte er von ihm gelernt. Vom ersten Veilchen an, von den rötlichen Buschanemonen an, bis zum rot und braun gefärbten Herbstlaub, bis zu den glänzenden Zweigen der Stechpalme mit den roten Beeren; alles hatte sich, lieblich und anmutig, zum Strauße gefügt, was draußen an grünen und farbigen Trieben erwuchs. Aber es war seitdem immer das Geschenk des Waldes an ein Kind des Hauses gewesen, was er davon getragen hatte. Er hatte es ja nicht nötig gehabt, Gewinn daraus zu ziehn, er hatte die duftigen Gaben als ein Stück Sonntag mit in seinen Werktag hinein genommen. Das wurde nun anders. Nun nahm er den Werktag mit in sein grünes, herbstbunt ausgeschmücktes Sonntagshaus. Den Werktag und den Erwerbsinn. Das wurde seine Schuld. Das trieb ihn aus dem Paradies, wo er bisher jeden siebenten Tag gelebt hatte.

Digitized by Google

Es war an einem der klaren, sonnigen Tage zu Ende Oktober, wo die Welt in fast unverhüllter goldner Schönheit steht, wo sie wie ein Sterbender, dessen Seele sich zu sieghafter Schönheit entwickelt hat, und der nun nichts mehr von seinem innern Glanz zu verbergen braucht, noch einmal mit strahlenden Augen um sich sieht: Grüß euch Gott! Lebt wohl! Ist das Leben nicht etwas Wunderbares?

Gottlob Maier kam aus dem Walde und ging auf der Landstraße am Waldsaume dahin. Mit seinen zwinkernden Augen sah er in die Weite. Wie die Höhen glänzten, die sich fern am Horizont hinzogen! Blau, ein hartes Stahlblau, und da und dort ein weißglänzender Fleck daran, Mauerreste einer alten Burg oder eine neue Villa. Auf den Wiesen zur Linken standen die blassen Kelche der Zeitlosen und tranken die letzten Sonnenstrahlen; drunten im Tal lag die Stadt, und da und dort leuchtete ein Fenster auf im Abendschein. Und über allem stand in durchsichtiger Bläue der Oktoberhimmel, und die Sonne, die nahe am Untergehn war, wob ihm einen Purpursaum.

Das alles sah der Wandrer, aber er sog es nicht in sich, wie er sonst getan hatte, mit tiefen, langen Zügen. Er trug einen Strauß in der Hand; der war schön, er schien mit liebevollen Augen gesehen und gesammelt zu sein. Purpurrote und goldfarbige Ranken und schwarzglänzende Brombeeren, rote Hagebutten und rotviolette Blüten des Heidekrauts. Und dazwischen leichte, hellgrüne Lärchenzweige und ein paar ernsthafte Tannenspitzen, an denen, wie der Schelmenzug im Angesicht eines würdigen Mannes, silbergraue Zähnchen der Bartflechte saßen. Diesen Strauß umschloß die eine der großen, roten Hände, die andre krabbelte in den Taschen umher. Da klimperte etwas Metallnes. Es war Kleingeld. Das beschäftigte seine Gedanken. Ob er es unberührt heimbrächte? Er mußte zu Abend essen, er hatte kein ordentliches Mittagessen gehabt, nur ein Stück Schwarzbrot und Wurst aus der Tasche gegessen. Und er hatte auch eine kleine Schuld bei dem Wirt. Nur eine kleine. Aber dem zäh und unerbittlich Sparenden galten auch Pfennige viel. Er sah den Strauß an, wieder und wieder, wie er so dahinschritt neben der Tannenwand. Da vorn bog der Weg ab. Da standen ein paar Villen. Stadtflüchtige Leute hatten sich hier oben angebaut. In eine davon, das wußte er, hatte der Blumenmichel öfter seine Sträuße getragen. Wenn er das auch täte? Warum sollte er nicht? Er konnte eine Mark verlangen. Das reichte zum Abendessen und zum Schuldenzahlen, und das andre Geld blieb ihm in der Tasche. Das Herz klopfte ihm stark. Es war nicht nur Verlegenheit, der ungewohnten Handelschaft wegen. Es fiel ihm allerlei ein, aus frühern Zeiten. Ob das wohl die Mutter gern gesehen hätte? Oder der Vater? Er war viele Jahre lang blind gewesen, aber nun fühlte der Sohn die lichtlosen Augen auf sich ruhn. Ach was, sagte er, mir hilft kein Mensch. Ich muß mir selber helfen. Das ist keine Schande. Und —

Er wußte sich nicht recht zu verteidigen. Es kam ihm auf einmal so allerlei in den Sinn, was die Genossen in der Fabrik sagten. Da sprach er sichs trotzig vor: Man muß sichs sauer genug werden lassen, man muß erraffen, was man kann. Vornehmtun ist nichts für uns Leute. Die zahlens wohl, die in der Villa. Die haben Geld genug. Wenn ich mir so ein Haus hinstellen könnte, dann hätt ichs auch nicht nötig, Sträuße zu verkaufen.

Nötig? Aber er wollte die Frage nicht hören. Ein kleines Mädchen fiel ihm ein, es wohnte im Hintergebäude des Hauses, wo er seine Kammer hatte. Das lag schon lange krank, es schwand so hin. Dem hatte er schon ein paarmal Blumen gebracht; seine Mutter war Falzerin in derselben Buchbinderei, in der er arbeitete. Er sah das aufgehellte Gesicht des Kindes vor sich, wie es sich das letztemal fast ganz in den walddufttigen Strauß verborgen hatte. Sie sind halt ein Braver, hatte die Mutter gesagt, und sie hatte sich erboten, ihm Knöpfe anzunähen oder so etwas, wenn es nötig sei. Er nähte sich seine Knöpfe selber an, aber es hatte ihn doch gefreut. Heute wartete das Kind vergeblich auf einen Strauß. Er hatte

Digitized by Google

diesen hier eigentlich dorthin tragen wollen. Aber jetzt, wo er so schön geraten war — hm, lachte Gottlob Maier. Doch es war nicht sein Humoristenlachen; es war Entrüstung und Abwehr gegen die Zumutung, eine bare Mark zu verschenken. Ja, eine bare Mark, denn hier war die Villa, und nun stand er an der Gitterpforte und brauchte nur zu schellen, dann bekam er sie. Er wußte es nicht so genau, daß er im Begriff war, ein Königtum zu verkaufen. Es war ihm nur höchst unbehaglich zumute. Aber dann machte er ein Ende, indem er die Glocke zog. Ein Diener kam und führte ihn in eine schöngewölbte Vorhalle, und dann kam eine schöne, junge Dame mit hellen Locken und einem hellen Gesicht und einer ganz hellen, klingenden Stimme und sagte: Ei, das ist ja gut, daß wir wieder einen Lieferanten haben! Und sie wunderte sich gar nicht weiter, sondern ordnete nur mit vieler Sicherheit an, daß er von nun an jeden Sonntag, aber lieber des Morgens, oder noch besser am Samstag Abend einen Strauß bringen solle. Ihm stockte die Rede. Er wollte gern sagen, daß er am Samstag Abend nicht in den Wald laufen könne, und daß er auch eigentlich nicht mit Sträußen handle. Und dann überfiel es ihn plötzlich, daß er sich hier herein verirrt habe und nun gefangen sei, und daß er nun nie mehr still und froh und mit einem Sonntagsherzen im Walde herumstreifen könne, und sich nie mehr ganz reinigen könne vom Werktagsstaub, als einer, der frei ist und eine Welt für sich hat, sondern daß er sich nun von diesem hellen Fräulein an einen Faden binden lasse und an diesem Faden herumgehe und Sträuße suche, Sonntag für Sonntag, das Stück zu einer Mark. Er fand aber kein Wort der Abwehr, denn er war schon unfrei. Das Fräulein sah ihn verwundert an, wie er ein ratloses Gesicht machte und sich mit dem Ärmel darüber fuhr und endlich sagte: Ja, und — Aber als nichts weiter erfolgte, fand sie die Sache erledigt, drückte ihm die verlangte Mark in die Hand und ging die wenigen schneeweißen Treppenstufen hinan und verschwand hinter einem dunkelroten Vorhang. Da hatte nun Gottlob Maier sein Sündengeld auf der Handfläche liegen und besah sichs wie etwas Neues, was es ja auch wirklich war, und zögerte mit dem Weggehn, bis der Diener mit hochmütigem Gesicht sagte: Na, was ist noch? und ihm kurzerhand die Haustür öffnete. Da schritt er hinaus, und die Tür fiel hinter ihm zu mit dem dumpfen, verhaltnen Schall, mit dem vornehme Haustüren zuzufallen pflegen. Und nachdem er noch den gelben Sandweg des Vorgartens durchschritten hatte, fiel auch die Gittertür zu und klirrte dabei. Und damit war die Sache unwiderruflich geschehen.

Da ging Gottlob Maier talwärts, der Stadt zu, und schlenkerte so unbehilflich mit den Händen, als man nur kann, weil er nichts zu tragen hatte, und zwinkerte noch mehr als sonst mit den Augen und wollte sich einbilden, es sei ihm so recht wohl und vergnüglich zumute. Aber das gelang ihm nur mäßig, und daran sieht man, daß er im Grunde schlecht in seine neue Haut paßte. Er ging in die Wirtschaft zu den drei Lilien, in der er einzukehren pflegte, setzte sich in eine Ecke und aß saure Nieren. Na du, du drückst ja gewaltig dran herum, sagte ein Bekannter, der an einem andern Tisch saß. Schmeckts nicht? Trink ein paar Glas dazu, Waldläufer. Aber das machte er nicht. Er stand auf, zahlte und ging. Nun war die Mark draußen. Ach was, es war ganz vernünftig gewesen; schließlich, es war wohl das beste, es wieder zu tun. Dann hat das Herumlaufen auch einen Zweck, sagte er vor sich hin und schob sich den Filz besser zurecht. Darum freuts mich gerade so, setzte er hinzu. Das war nicht wahr; aber gerade darum mußte er sichs vorsagen, vielleicht war es so weit zu bringen, daß er sichs glaubte. Dann war alles gewonnen. Denn er wollte gern weder das eine noch das andre opfern, nicht das stille, reiche Hochgefühl, das er immer draußen hatte, und das er bis jetzt immer mit sich hereingebracht hatte, und auch nicht das Geld. Nein, das auch nicht.

Aber nun konnte er sehen, wie sich die beiden Herren, denen zu dienen er sich unterfangen hatte, miteinander vertrugen, und wie er, der Diener, dabei fuhr.

Digitized by Google

Es geschah ihm gerade recht, daß er gehörig in die Walkmühle kam, und in die kam er nun. Denn nun war er weder in der einen noch in der andern Welt mehr recht zuhause. Er kam am Friedhof vorbei. Da sang gerade irgend ein unsichtbarer Chor hinter einer Zypressengruppe: „Ruhet wohl, ihr Totenbeine!" Das war sein Lieblied, er pflegte es sogar hie und da bei sorgfältig verschlossenen Fenstern in seiner Kammer zu singen. Nicht, weil er so besonders gern an den Tod dachte. Es war aus seiner Kinderzeit her, aus der Zeit, wo er mit dem Schulmeister und den andern Schulkindern an den Gräbern gesungen hatte, an ihm hängen geblieben und erweckte immer eine heimatliche erfreuliche Vorstellungsreihe, eine Mischung von Wehmut, Leichenbrezeln und Sonntagskleidern, von genußreichem Grausen und frohem Nachhausekommen in ihm. Viel mehr war es vielleicht nicht; aber weil es so viele Töne aus der harmlosen, schuldlosen Kindheit umschloß, war ihm das Lied immer wie ein Garten, wo er fromm und kindlich spazieren ging trotz der Mahnung an Totenbeine, Gräber und das Ende aller Dinge. Dieser Spaziergang kam heute nicht recht zustande. Denn es sangen allerlei fremde Vögel in seinem Garten; da machte er, daß er aus seinem Bereich kam.

Als er bei anbrechender Nacht das Haus erreichte, wo er wohnte, stand die Falzerin aus dem Hinterhaus im Licht der Laterne unter dem Hoftor. Sie hatte die Hände in die Schürze gewickelt und schien zu warten. Da sah sie, daß er mit leeren Händen kam, und war enttäuscht und verlegen. Sie war eine ledige Person und nicht gerade von feiner Art. Aber jetzt beherrschte das mitleidende Muttergefühl für ihr hinsiechendes Kind ihr ganzes Wesen. Sie war hier heraus gegangen, weil das Kind immer wieder mit so verlangenden Tönen gesagt hatte: Kommt jetzt bald mein Strauß, Mutter? Bringt er mir wieder einen? Sie hatte ihn herbeiziehn wollen mit suchenden Augen. Und nun kam er leer. Sie konnte nicht schnell genug ihre Enttäuschung verbergen. Er sah sie wohl, aber er wollte nicht daran erinnert sein. Er steckte die Hände in die Taschen.

Guten Abend! sagte er und wollte vorbei. Da sagte sie:

Dem Kinde gehts schlecht. Es ist ihm noch nie so schlecht gegangen als jetzt. Und dabei zitterte ihr die Angst und der Jammer in der Stimme.

Nun konnte er wohl nach den Nickelstücken in seiner Tasche greifen und verlegen damit klimpern. Die halfen hier nichts.

Ißt es Zuckerbrezeln? fragte er unsicher. Ich hol ihm eine.

Er hatte sich geschwind entschlossen, ein paar Pfennige zu opfern. Da sah sie ihn mit aufwallendem Zorn an.

Ach, Zuckerbrezeln, ich hol ihm einen Arm voll davon, wann es will. Was laufen Sie im Wald herum und wissen, daß so ein Kind sich die Augen ausguckt nach etwas Grünem, und bringen ihm kein Zweiglein? Ich will Ihnen sagen, was Sie sind. Sie sind — Da liefen ihr die Tränen über das Gesicht, und sie kehrte ihm den Rücken und lief über den Hof. Wie gejagt. Zu ihrem Kinde. Dem wollte sie alles ersetzen, alles. Daß ihm niemand eine Liebe tat, und daß es nichts Grünes bekam, alles, mit einer lodernden Mutterzärtlichkeit.

Gottlob Maier sah ihr nach; es war jetzt völlig dunkel. Drüben flammte nun ein Lichtschein auf; dort sprachen wohl jetzt die zwei über ihn, die Mutter und das Kind. Es konnte ihm einerlei sein; die Leute hatten schon viel über ihn gesprochen, er hatte sich längst nichts mehr daraus gemacht. Sie mochten doch sagen, was sie wollten. Er war ja doch ein Einsiedler, ein alter Eigenbrötler. Aber es war ihm *heute* nicht einerlei. Er bedurfte der andern, er war nicht recht daheim bei sich. Was wollte sie sagen? Was sei ich? Er brummte vor sich hin, als er die Treppen hinanstieg. Ich will ihr — Mich kann niemand zwingen. Ich tu, was ich will. Die sollen mich in Ruh lassen, und —

Er ging früh zu Bett; er wollte nichts mehr wissen heute. Morgen trug er Geld in die Sparkasse; er zählte noch einmal den Inhalt der roten Blechbüchse, die er in seinem Kleiderschrank verschlossen hielt.

Digitized by Google

„Wer den Kreuzer nicht ehrt, ist des Guldens nicht wert," stand in schwarzen Buchstaben darauf, und auf dem Deckel war ein Bienenkorb, umschwirrt von geschäftigen Honigträgerinnen. Die Büchse war ein Andenken aus der Kinderzeit, aus der Gulden- und Kreuzerzeit. Ja, sagte er, als er das Licht löschte, jawohl, das muß man. Das tu ich auch! Er meinte die Sparbüchsendevise. Die gab ihm ja Recht. Und er bedurfte eines Beistands.

Die Genossen wurden nicht mehr recht klug aus ihm. Sie hatten sich längst daran gewöhnt, daß der krumme Lobel nicht mittat, wenn sie über Gott und die Welt schimpften. Er trat ihnen nie entgegen, er ging nur so still für sich hin. Aber er hatte doch nach und nach eine Art von Freiherrnrecht unter ihnen erworben, irgend eine unausgesprochne Vornehmheit, so unansehnlich und beschränkt er auch aussah.

Und nun warf er auf einmal so verbissene Bemerkungen dazwischen. Ach, seid nur still mit den reichen Leuten, sagte er. Keinen Sonntag hätt unsereins mehr, wenns nach denen ginge, und —

Sie sahen ihn verwundert an. Der fromme Maier sattelt um, sagten die einen und lachten. Und die andern tupften sich an die Stirn: Nun fing er an, aufzubegehren, der Maier, und wußte nicht, wo er sollte. Den Sonntag! Den hatten sie doch allesamt frei; sollte ihnen einer kommen und den freien Tag nehmen. Da gab es doch andres auszusetzen an der ganz verkehrten Ordnung der Dinge.

Aber sie wußten nicht, daß Gottlob Maier, der Stille, der Friedfertige, einen Haß in sich schürte; einen Haß gegen das schöne, helle Fräulein, das ihm befohlen hatte, Sonntag für Sonntag einen Strauß zu suchen. Das ihm den Wald verdarb und den Sonntag, und das glaubte, mit seinem Markstück all das zu bezahlen, was er draugab.

So sind die Reichen, sagte er nochmals und machte ein grimmiges Gesicht. Er hatte den künstlichen Haß nötig; er war ihm wie ein erwärmendes Gewürz. Was hatte er noch Schönes im Leben? Die andern hielten zusammen und hatten untereinander Kameradschaft. Er aber paßte nicht zu ihnen. Und das königliche Gefühl des Andersseins, das ihn vordem fast unverstanden gefreut hatte, das half ihm nun nichts mehr.

Wenns nur am Sonntag Schmiedsknecht regnete, sagte er, als er am Abend nach Haus ging. Das kam ihm als die Lösung aller Schwierigkeiten vor. Denn die zwei Herren in seiner Brust stritten sich nach Möglichkeit, und ihr Diener wußte sich keinen andern Rat als das Muß des Daheimbleibens.

Die soll nicht meinen, daß ich bei Regenwetter herumpatsche. Soll sich selber einen holen bei Regenwetter, einen Strauß, und — Er trat fest aufs Pflaster, mit der entrüsteten Energie eines Mannes, dem Ungehöriges zugemutet wird. Das Fräulein hatte sich in diesen Tagen zu einem stattlichen Sündenbock ausgewachsen, der ihn verleitet hatte, alte, stille Pfade zu verlassen, und ihm geschah nur Recht, wenn sich das Unheil gegen ihn wandte. Vorläufig war der Himmel noch hell, von einem klaren, blassen Blau. Aber das konnte noch anders kommen; es war erst Donnerstag. Und es war Mondwechsel, da pflegt sich das Wetter zu ändern.

Die Falzerin war nicht im Geschäft, schon all die Tage daher nicht. Er hätte gern das Kind besucht. Aber dazu hatte er nicht mehr genug Selbstvertrauen. Er redete sich ein, daß ihn das gar nichts angehe, was mit dem Kinde sei, und daß er dumm wäre, wenn er sich mit der Falzerin ins Gerede brächte durch seine Besuche. Aber er stand doch am Treppenfenster und sah hinüber, wo der flackernde Lichtschein hin und her ging; er hätte doch gern etwas gewußt.

So kam die Samstagnacht heran. Nun hatte man schon November. Der Tag war noch schön gewesen, die Luft etwas lau und weich, so wie im Vorfrühling, wo einem die Glieder schlaff werden in einer lösenden Müdigkeit.

Aber in der Nacht zog der Sturm herauf. Als ob das wilde Heer durch die Luft ritte, so klang sein Tosen, Pfeifen und Heulen. Gottlob Maier saß im

Digitized by Google

Bett und sah durchs Kammerfenster hinaus. Die Stadt lag schwarz und schweigend da, es war nach Mitternacht; nur hie und da klapperten Läden, und dann drang wieder ein dumpfer Schall in die Höhe. Der konnte von einem auffallenden Ziegel sein. Am Himmel rasten die Wolken dahin, große, gespenstisch zerrissene Massen, bald vom Mond bleich durchleuchtet, bald ihn trotzig bedeckend. Es möcht regnen, aber es kann nicht, sagte der Beobachter. Der Wind reißt die Wolken mit sich fort, weiß kein Mensch wohin. Wie das heult! Man meint, das Wuotesheer sei unterwegs! Dann stand er auf, zog sich an und stellte sich unters Fenster. Das war ein Stück große, mächtige Naturgewalt, was da außen schaffte. Das hatte etwas Ausweitendes, Befreiendes. Der Sturm brauste auf großen, schwarzen Fittichen an ihm vorüber, weithin, über die Stadt, über die Berge. Was hatte er zu schaffen? Was schrie er so in die Welt hinein? Da öffnete Gottlob Maier das Hemd auf der Brust und bot sie frei dem wilden Wehen.

Und in dem Tosen wurde ihm zumute wie einem verlaufnen Kinde, das mit Schelten und Liebkosen zuhause empfangen wird.

Es gab keinen Menschen, der ihm etwas sagen konnte, denn er sprach eine andre Sprache als die andern. Er war zu lang allein gewesen; sie konnten ihn nicht loben und nicht tadeln, so wie sein einsam entwickeltes Ich es brauchte.

Der Sturm, der konnte es. Der war stark und frei und ursprünglich. Der schrie ihn an: Was verkaufst du dich? Was läßt du dich anbinden? Du Tor! Du Knecht! Was willst du mit den Pfennigen? Dir war ein Reichtum gezeigt, den die andern nicht kennen. Was hattest du für ein Königtum, eins, das dir niemand nehmen konnte! Wie konntest du in dich hineinlachen. Nein, aus dir heraus! — Und der Sturm lachte, daß es dröhnte.

Dann redete er ein wenig sanfter: Komm wieder, sagte er. Komm wieder nach Hause. Du brauchst dich nicht so abzuquälen. Wofür tust du das? Laß dirs doch wohl sein; das Leben ist so schön, so ganz innerlich schön; du hasts schon geschmeckt. Wenn man wahr ist und frei und sich nicht knechten läßt. Das Fräulein? — Nein, du. Weil du die Sorge hereinließest und die Begierde. Aber nun laß es.

Was konnte der Sturmwind für sanfte Töne anschlagen, für streichelnde. Das ging dem Gescholtnen durch und durch in einem schauernden Wohlsein. Er war nicht klug, nein, das war er nicht. Aber er hatte ein Ohr für die Sprache der Natur; ach, und er wollte wieder bei ihr zuhause sein. Er hatte sich nur ein wenig verlaufen, und nun wollte er wieder umkehren. Er stand noch lange am Fenster; ich weiß nicht, wie lange. Er war ganz durchblasen, als er sich wieder ins Bett legte. Aber er lachte leise vor sich hin. Da wär ich dumm, sagte er. Da wär ich dumm, und —

Dann schlief er ein.

Als er erwachte, goß der Regen in breiten Strömen herunter. Er klatschte auf das Zinkdach des Hauses und warf sich gegen das Kammerfenster. Die Wolken hingen schwer und tief über der Stadt; sie regneten so recht mit plätscherndem Behagen und schienen nicht gesinnt, bald wieder aufzuhören.

Was war das für ein herrliches, schönes Regenwetter! Wie war das lösend und reinigend! Und wie verstand es sich von selbst, daß man zuhause blieb; so in aller Stille, in aller Ungebundenheit des Sonntagmorgens. Gottlob Maier hantierte in seiner Kammer herum, putzte Hosen und Stiefel, und stäubte ab, und sagte hie und da vor sich hin: Da wär ich dumm! und lachte leise dazu. Sein echtes, altes Lachen. Er konnte es nicht oft genug sagen; er sagte es, so oft ihm einer der Gedanken aufstieg, die ihn in der letzten Zeit umgetrieben hatten. Er schlug sie alle damit tot. Es war wie ein wackerer Kampfruf gegen Geiz, Sorge, Werktagssinn und Sklavenart. Er wollte eben anfangen, vor sich hin zu singen, da fiel der Kehrbesen der Wirtin polternd an seine Tür. Vielleicht nicht ohne Leitung. Die Frau hatte ein Mitteilungsbedürfnis. Als Gottlob Maier die Tür auf-

Digitized by Google

machte, fing sie sofort an zu berichten: War das eine Nacht. Kein Auge hab ich zutun können. Und mitten im ärgsten Sturm stirbt das Kind da drüben. Ich sag, das bedeutet etwas. Man kann nicht wissen, was. Aber das Wuotesheer war heute Nacht in der Luft, das laß ich mir nicht nehmen. Jetzt sitzt die arme Person drüben und weint sich die Augen aus dem Kopf. Nun ja; tot ist tot. Aber ich sag, sie soll froh sein und Gott danken. Denn was hätt das Kind gehabt auf der Welt? Zehn Jahre alt, und ein nettes Kind, alles, was wahr ist. Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Die Wirtin hielt in ihrem Redefluß inne und sah mit erstaunten Augen auf ihren Mieter. Der war in einer offenbaren Erregung, und das war etwas so Ungewohntes an dem steten Menschen, daß es einem wohl die Sprache rauben konnte. Er öffnete das Fenster und hielt die Hand hinaus, so recht in den plätschernden Regen, und als sie ganz unzweifelhaft naß war, schüttelte er den Kopf und verzog das Gesicht, wie in einem innern Krampf.

Ein Vergnügen ists nicht, das sagte er zu sich selbst, es regnet den ganzen Tag fort. Es kann mirs kein Mensch zumuten, das. Aber darum doch. Mir tut das Naßwerden nichts. Und das Kind ist tot und muß einen Strauß haben. Jawohl, und —

Da zog er die Stiefel an und stampfte dabei, laut und kräftig, als ob er irgend einem unsichtbaren Feind eins zu versetzen habe.

Nun fand die Frau die Sprache wieder. Hören Sie, Maier, sagte sie, ich red Ihnen nichts drein. Das sag ich immer: nur nichts dreinreden; man muß die Leut machen lassen. Aber bei dem Wetter hinaus, das ist doch mehr als —

Sie wußte nicht recht weiter; und inzwischen setzte ihr Mietmann den Hut auf, den alten, grünlichen Werktagsfilz, und schlug den Rockkragen in die Höhe, den Kragen des braunen, verschossenen Geschäftsrocks.

Und, erzählte sie nachher ihrer Flurnachbarin, gelacht hat er so leis vor sich hin, und kein Wort mehr gesagt, und ist in den Regen hinaus gelaufen, weiß kein Mensch, warum und wohin. Was der in sich drin hat, das weiß auch kein Mensch.

Aber es war auch nicht nötig, daß es irgend ein Mensch wußte. Da schob er sich durch die Straßen, die vor Nässe glänzten, und hielt die Schultern etwas nach vorn geneigt und nickte beim Gehen mit dem Kopfe, wie ein braver, geduldiger Karrengaul. Von dem Hute lief bald ein schmales Rinnlein, einer Dachtraufe gleich, auf den braunen Rock. Aber dem Mann unter dem Hute war es frei und froh zumute. Hallt, hallo! Er hatte in seinem ganzen Leben nicht gejodelt, und er jodelte auch jetzt nicht; aber irgend etwas in seinem Innern klang doch so. Er fragte nichts nach den Leuten, und nichts nach dem Regenwetter, und nichts nach dem hellen Fräulein in der Villa; gar nichts fragte er nach irgendwem und was. Er war ein Freiherr und wußte es. Er lachte, als es ihm einfiel. Er ging hier durch den Regen, weil er wollte, und wußte warum. Das war das Schöne daran.

Es war gerade auf der Höhe, von der aus man die ganze Stadt liegen sieht. Sie war so recht in ein nasses Grau eingesponnen; in den Wolken saßen die Spinnerinnen und zogen graue Fäden, unermüdlich, unermüdlich; es war schon ein ganzes Gewebe daraus geworden. Aber ihm lachte doch das Herz. Es war ja wohl traurig, daß das Kind gestorben war. Es ging ihm ein paarmal durch den Sinn. Aber vielleicht war es ihm wirklich gut gegangen, da mochte die Frau Recht haben. Und es sollte einen Strauß haben, umsonst, einen großen, schönen. O, er wollte schon finden, was dazu gehörte. Einen ganzen Arm voll, wenns sein mußte. Er kannte ja den Wald, er war darin zuhause.

Da war er schon an seinen Toren, da wo die großen Eichen den Eingang bilden. Er schüttelte den Hut aus, ehe er hineintrat, und schüttelte sich in den Schultern, daß der Tropfenregen um ihn herstob. Dann ging er weiter. Und der Sonntag grüßte ihn überall.

Digitized by Google

Der Wind ging durch die hohen Hallen, aber er heulte nicht, wie in der Nacht; er spielte die riesige Orgel, die dem Waldherrn tönt, und zog alle Register, und ließ es mächtig klingen in großen, vollen Akkorden. Es sang alles mit, die Luft war voll davon; es war eine große, lebendige Seele in dem Wehen, das durch die Bäume fuhr.

Da fing Gottlob Maier auch an zu singen.

Ruhet wohl, ihr Totenbeine, sang er. Wie war er fromm und ein Kind, als er sang. Er dachte nicht an das Kind der Falzerin dabei. Um ihn her tanzte das letzte Laub, das sich bisher noch zäh festgehalten hatte, und knackten dürre Äste von den Bäumen, und legte sich die ganze große Natur mit einem gläubigen Gesang zur Winterruhe nieder. Er dachte an den Frühling, als er sang: Da der Herr euch zu der Freud rufen wird aus euern Grüften zu den freien Himmelslüften. Und dann gingen seine Gedanken, die einen schweren, stockenden Flug hatten, doch über den Wald hinaus und kamen zuhause an und grüßten die Toten, die zu ihm gehört hatten, und das Leben, das nicht vergeht; das mehr ist als Essen und Trinken und gesammelte Gelder zur Altersruhe.

Er konnte nur das eine Lied auswendig, aber er konnte alles, was er zu sagen hatte, darein fassen, es tat nichts, daß er die Worte nicht so recht verstand. Die Bäume konnten auch nur eins. Das rauschte von Krone zu Krone in den schlanken sich biegenden Birken und Eschen, in den starken Buchen und Eichen und in dem dichtgeschlossenen, grünen Chor der Tannen. Es klang wie eines, der Gesang des Waldes und die Liedertöne des einsamen Menschen, der sich im Vorwärtsschreiten tief hineinverlor in die innersten Gemächer des großen Hallenbaus, wo das Konzert des Geschaffnen von Raum zu Raum scholl und schwoll.

Als er wieder herauskam, war die Geschichte des einzigen Waldfrevels, den Gottlob Maier je begangen hat, ganz zu Ende. Die hatte sich mit ihm dort hinein verloren, und niemand weiß, wie er sich mit dem Wald auseinandergesetzt hat.

Die Mittagsglocke läutete unten in der Stadt, als er mit einem Arm voll grüner und bunter Ranken an der weißen Villa vorbeiging. In der einen Hand trug er ein kleines und feines Sträußchen aus den allerletzten Blüten und zarten Gräsern gebunden. Das besah er angelegentlich, als er an der Gitterpforte war. Das Kind sollte es in die Hand bekommen. Der Bediente öffnete das Tor, er hatte ihn kommen sehen. Ha, rief er, als der Waldläufer an ihm vorbeiging, da gehts herein. Sie kommen spät. Ist das alles, was Sie haben?

Da bäumte sich der freie Mann auf. Er hatte es nicht nötig, nein, er hatte es nicht nötig, die Schätze, die er tief drinnen im Sonntagswalde gefunden hatte, zu verschachern. Er konnte sie verschenken, und das tat er auch. Es kam ein wenig patzig heraus, was er nun sagte. Aber das war nicht zu ändern. Das brauch ich alles selber, sagte er. Ich schaffe mein Sach am Werktag, immer an der Maschine, immer mit dem Leim und mit dem Pappdeckel, und. Das kann mir kein Mensch zumuten. Das Letzte setzte er noch hinzu, als er schon ein paar Schritte weiter gegangen war. Er hielt den Tatbestand für genugsam erklärt. Da schlug der Bediente das Tor zu, daß es klirrte.

Mit dem ist nicht zu reden, sagte er zu dem Fräulein, das die Tafel schmücken wollte und ihm umsonst in der Halle entgegenkam. Da war denn der Verkehr mit der Villa abgeschnitten, und Gottlob Maier sah den Faden, mit dem er angebunden gewesen war, gleichsam zerrissen in der Luft flattern und freute sich dessen. Aber er lachte nicht darüber. Es war auch nicht zum Lachen. Die beiden heitern Genossinnen, die Vergangenheit und die Zukunft, gingen neben ihm her, als er den steilen Hang nach der Stadt hinabstieg, und sprachen mit ihm wie zwei Schwestern und einten ihn mit Vater und Mutter und allem Warmen, was das Leben jemals hatte, jede auf ihre eigne, freundliche Weise.

Und dann trat er in die dunkle Kammer und legte das zarte Sträußchen in die Hände des schlafenden Kindes, und die Ranken auf das schmale Bettchen, und

Digitized by Google

ging in seine eigne Kammer und wußte nicht viel auf die Reden der Hauswirtin zu sagen. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Was wußte sie von seinem Erleben? Sie hatte unzweifelhaft Recht mit ihrer Behauptung, daß kein Mensch wisse, was in ihm drin sei.

Er ging seines Wegs weiter und kümmerte sich nicht darum. Ja, und er geht ihn auch noch. Es hat sich seitdem äußerlich nichts geändert in seinem Leben. Und wie das mit dem Ruhesitz werden wird, das bleibt noch abzuwarten.

Darum hat auch die Geschichte von Gottlob Maier kein eigentliches Ende, das man erzählen kann. Sie wird einmal ein stilles Ende nehmen, und die Welt wird sich nicht besonders darüber aufregen. Vielleicht wird ein Chor singen: Ruhet wohl, ihr Totenbeine, und dann wird sich das, was an ihm eckig, schwerfällig und blöde war, in der Tiefe des Geschaffnen verbergen, wie er sich vordem am Sonntag im Walde verbarg. Und seine sonntagsfrohe Seele, die niemand je recht gesehen hat, wird darüber hinausgehn, und da sie weder eine Luft noch ein Leid an einem Faden zu halten vermochte, wird sie wohl unbeschwert in die Höhe steigen und nach Hause kommen.

Und bis dahin wird er sich nur wenig Sorgen machen. Das hat er wohl damals verlernt, als er einsah, daß er zu dem Freiherrngeschlecht derer gehöre, die „es nicht nötig haben."

Anna Schieber

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Wenn wir die Verstimmung in England gegen Deutschland in hoffentlich sehr gemindertem Umfange mit in das neue Jahr hinübernehmen, so darf man in Deutschland doch nicht vergessen, daß englische Verstimmungen sogar gegen das kleine Preußen, wie es aus den Befreiungskriegen hervorgegangen war, durchaus keine geschichtlichen Seltenheiten sind. Ohne die Rückkehr Napoleons von Elba würden wir im Jahre 1815 mit Rußland einer englisch-französisch-österreichischen Koalition gegenübergestanden haben. Wäre Napoleon über die diplomatische Lage auf dem Kontinent besser unterrichtet gewesen, so würde er damals gewiß noch ein Jahr gewartet haben, bis seine Bezwinger gründlich miteinander uneins geworden wären, und die Unzufriedenheit mit der Bourbonenherrschaft in Frankreich größere Dimensionen angenommen hätte. Des weitern aber ist vielleicht daran zu erinnern, daß der englische Staatssekretär des Krieges, Hardinge, im Jahre 1827 im Unterhause die Disziplin des preußischen Heeres zum Gegenstande einer völlig ungerechtfertigten und überhebenden Kritik machte — trotz oder wegen der Rettung bei Belle-Alliance —, was damals in der preußischen Armee berechtigte Erbitterung hervorrief. Ja Wellington selbst stattete im Jahre 1836 dem preußischen Heere, dem er obendrein seit dem Jahre 1818 als preußischer Feldmarschall angehörte, seinen Dank für Belle-Alliance in der Weise ab, daß er, um im Parlament die Beibehaltung der Prügelstrafe in der englischen Armee durchzusetzen — was ihm auch gelang —, die Disziplin des preußischen Heeres unter unerhörten Schmähungen angriff! Auf die in der Kommission des Unterhauses an ihn gerichtete Frage, ob er glaube, daß die englische Disziplin besser sei als die in der preußischen Armee, erwiderte er wörtlich: „Ohne allen Vergleich. Wir vermochten in Gegenden zu leben, wo sich die Preußen nicht mehr halten konnten. Als ich, die preußische Armee zur Rechten, gegen Paris marschierte, sahen sich die Preußen genötigt, die Gegend, wo sie sich aufhielten, zu verlassen. Beide Armeen lebten von Requisitionen, aber wir konnten uns dort halten, weil meine Armee diszipliniert war, die Preußen waren es nicht. Auf

Digitized by Google

unsern Stationen litten wir nie an etwas Mangel, während die Preußen an unsrer Seite Hungers starben" (!).

Wellington hatte leider vergessen hinzuzusetzen, daß die Preußen, die am 16. Juni bei Ligny gefochten hatten, den 17. und auch den 18. bis zum Nachmittag marschiert waren, dann die Entscheidung bei Belle-Alliance durchgeführt hatten und unmittelbar, den Franzosen auf dem Fuße, zu der rastlosesten Verfolgung aufbrachen, die die Kriegsgeschichte überhaupt kennt! Wellington dagegen folgte mit seinem Heere, das überdies doch zu einem recht starken Bruchteil aus Deutschen bestand, erst nach zweitägiger Rast, nachdem er alle seine Trains und Verpflegungskolonnen herangezogen hatte, auf einer von dem französischen Heere völlig unberührten Straße, während die Preußen die Straße einschlugen, die der Feind auf dem Vor- und dem Rückmarsch benutzt hatte, und an der allerdings nur mit Not und Mühe noch Lebensmittel aufzutreiben waren. In der Eile ihres Verfolgungsmarsches, ohne allen Verpflegungsapparat, mußten die Preußen nehmen, was und wo sie es fanden, während sich Wellington dazu sowohl der Landesbehörden als auch seiner eignen Kriegskommissariate bedienen konnte. Die Preußen hatten zum großen Teil ihren Verpflegungsapparat, Intendantur, Proviantkolonnen usw. seit dem 15. Juni Abends nicht mehr zu sehen bekommen, fast eine Woche lang, weil sie am 18. zur Rettung Wellingtons abmarschierten, ohne bei ihrem Eilmarsch die Heranziehung ihrer Kolonnen abwarten zu können. Weiter machte Wellington in seiner Rede falsche und willkürliche Zahlenangaben über die Stärke der preußischen Armee von 1815 und ihre Verluste. Die Äußerungen des Herzogs fanden damals die verdiente amtliche Zurückweisung durch die Generale Müffling und Grolman im Militärwochenblatt und durch den General Rühle von Lilienstern in der Tagespresse. Der damalige Chef des preußischen Generalstabs, General Krauseneck, schrieb darüber an Rühle, wie aus soeben bekannt gewordnen Familienpapieren hervorgeht*): „Ihre Belehrung des Allerweltsfeldmarschalls, mein teurer Freund, ist zu schön und angemessen, als daß man ihre baldige Verbreitung nicht in mehrfacher Richtung wünschen sollte. In der Allgemeinen Zeitung ist der Angriff für das deutsche, i. e. preußische Publikum erschienen, in dieser wird man also zunächst die Zurückweisung suchen. Es möchte daher doch gut sein, daß wir Ihren Aufsatz nach der Augusta der Vindelicier spedieren. Die Abschrift würde ich besorgen lassen, Schwierigkeiten wird ja die Aufnahme wohl nicht finden. Das amtliche Opus mag dann in den preußischen Zeitungen erscheinen, in die es gehört, von Rechts wegen!"

So Krauseneck. Als ungemein charakteristisch für Wellington erscheint ferner ein Brief, den er am 19. Juni Morgens vier Uhr, also gleich nach der Schlacht, an seinen in Brüssel zurückgebliebnen Privatsekretär Sir Charles Flint geschrieben hat, und worin es wörtlich heißt: „What do you think of the total defeat of Buonaparte by the British Army?" Sein Ausruf vom Mittag zuvor: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen," war ihm offenbar schon in Vergessenheit geraten. Der Brief ist im Mai dieses Jahres auf der Auktion bei Sotheby in London für zweitausend Mark verkauft worden und so zur Kenntnis weiterer Kreise gekommen.

Diese Dinge sollen hier nicht erwähnt werden, um Öl in das Feuer der bestehenden deutsch-englischen Verstimmung zu gießen, sondern um darzutun, daß Deutschland nicht erst einer Flotte oder eines maritimen oder kommerziellen Aufschwungs bedurft hat, sich das Mißfallen hoher englischer Kreise zuzuziehn, die schon vor siebzig und vor neunzig Jahren nicht einmal an die ihnen von den Preußen mit Einsetzung aller Kräfte und mit schweren Verlusten geleisteten Freundschaftsdienste erinnert sein mochten. Darum aber ist auch die oft gehörte Behauptung, daß Deutsche und Engländer natürliche, auf einander angewiesne Verbündete seien,

*) Aus den Papieren der Familie von Schleinitz. Berlin, 1905, Eduard Trewendt.

Digitized by Google

vielleicht theoretisch richtig, in der Praxis dagegen falsch. Es ist eine auf den oberflächlichen Blick hin bestechende, aber dennoch graue Theorie. Wir können mit England befreundet sein, wir brauchen vor allen Dingen nicht notwendig Gegner zu sein. Der „Standard“ in London, der kürzlich wiederholt erklärte, er könne bei sorgfältigster Prüfung nicht eine Spur eines berechtigten Gegensatzes entdecken, ist unbedingt im Recht. Dennoch aber besteht dieser Gegensatz in der Form einer Rivalität, in allem, was Kultur, Seefahrt, Handel, ja sogar das Militärische anlangt, also eigentlich in einer Rivalität der Macht, und in England mag es da zu viele Leute geben, die sich auf den Standpunkt stellen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Um so notwendiger bleibt es, daß wir auf den eignen Füßen stehn können.

Zu dem „Stehn auf eignen Füßen“ gehören freilich vor allem gute Finanzen. Ein gefüllter Schatz ist der beste Verbündete. Um so dringender ist die Aufgabe für den Reichstag, an die Frage der Finanzreform ohne Vorurteil und ohne Phrase, vor allem ohne alle Popularitätshascherei heranzutreten. Man sollte sich doch endlich auf allen Seiten darüber klar sein, daß mit der fortgesetzten Umschmeichelung der Massen, mit der bis zum Überdruß verbrauchten Phrase von dem „wirtschaftlich Schwachen,“ der sich mit spöttischem Lächeln die ihm von einem Etatsjahr zum andern aufgeredete „Schonungsbedürftigkeit“ gefallen läßt, gar nichts erreicht werden kann. Der „wirtschaftlich Schwache“ zahlt ohne Murren oder Bedenken wöchentlich 1 Mark, also jährlich 52 Mark in die Streikkasse, Reich und Staat bemühen sich angelegentlich, ihm diese Auslage auf alle Weise doppelt und dreifach zu ersetzen durch allerlei Renten und Versicherungen, Schulgelderlaß, Steuererlaß usw. Die Verteuerung der Wohnungen, über die sich tüchtige Männer, Vereine, Presse usw. so viel Kopfzerbrechen machen, besorgt der „wirtschaftlich Schwache“ durch die unaufhörlichen Streiks der an den Bauten beteiligten Gewerbe zum großen Teil ganz allein. Es gibt keinen Monat im Jahr, wo nicht Maurer oder Steinträger, Zimmerer, Schlosser, Schreiner, Klempner, Anstreicher oder irgend ein andres an den Bauten beteiligtes Gewerbe im Streik wären. Jeder Streik, der mit einer Lohnerhöhung endet, hat aber ganz natürlich eine Steigerung der Herstellungskosten der Häuser, also auch eine Steigerung der Mietpreise zur Folge. Die fortgesetzt wachsenden Anforderungen der Polizei an die Wohnungen, zum Teil recht unsinnige Bauordnungen usw. tun das weitere. „Billige“ Wohnungen lassen sich schon aus diesen Gründen in den größern Städten und ihren Umgebungen kaum noch herstellen.

Dazu kommt dann noch die Unsumme von Ärgernissen, die dem Hausbesitzer durch die große Zahl kleiner Mieter erwachsen, die — in der Mehrzahl selbstverständlich Sozialdemokraten — es als ihre Pflicht betrachten, mit dem „kapitalistischen“ Hausbesitzer, der oft nicht weiß, woher er die Hypothekenzinsen nehmen soll, auf dem schärfsten Kriegsfuße zu verkehren. Für diese Kreise lebt der Hausbesitzer in einer Art von öffentlicher Ächtung. Kein Wunder, wenn niemand mehr daran denkt, kleine billige Wohnungen herzustellen, und wenn die vorhandnen, deren Zunahme dem Bedarf nicht mehr entspricht, dadurch teurer werden. Dieser Art von Wohnungsnot ließe sich schon steuern, aber vor allem dadurch, daß den meist ganz überflüssigen und mutwillig vom Zaune gebrochnen Streiks ein Riegel vorgeschoben würde. Was kostet ein solcher Streik oft an Unterstützungsgeldern! Die Massen, die das alles aufzubringen vermögen, sollte man doch nicht ohne weiteres als so schonungsbedürftig behandeln, daß man sie von jeder Beitragsleistung für die erhöhten Bedürfnisse des Reiches grundsätzlich entbände. Auf welche Schultern will man denn die Kosten legen? Reiche Leute, die man zu einem gewissen Prozentsatz an ihrem Einkommen oder Vermögen expropriieren könnte, gibt es in Deutschland zu wenig, damit würde man kaum die zweite Rate für ein Linienschiff bestreiten.

Der besser situierte und der mittlere Bürgerstand, die eigentlich die Lasten

Digitized by Google

tragen, sind aber nachgerade hoch genug besteuert. Es ist also geradezu die Pflicht des Reiches, seine weitern Bedürfnisse durch den Massenkonsum und dessen Besteuerung zu decken. Hierbei steht voran der Tabak. Mit der abgedroschnen Phrase von der „Pfeife des armen Mannes" kommt diesesmal hoffentlich niemand. Es ist doch ein seltsames Verlangen, daß ein Steuerobjekt, das in andern Ländern einen wesentlichen Teil der Staatslasten trägt, im Deutschen Reich allein der Popularitätshascherei der Parteien zuliebe sakrosankt bleiben soll. Außerdem werden bei einer stärkern Besteuerung des Tabaks die Frauen und die Kinder, die eigentliche Familie, nicht getroffen, sondern nur der Teil der männlichen Deutschen, der sich den Luxus des Rauchens gönnt, und die dauernd oder vorübergehend in Deutschland weilenden Fremden. Denn daß es ein Luxus ist, beweisen die zahlreichen Nichtraucher auch in den arbeitenden Klassen, beim Militär usw., die heute noch auf dem Standpunkt jenes Bauern aus der Zeit des Großen Kurfürsten stehn: „Gnädiger Herr Düwel, ick frete keen Fü'r!" Der aber, dem das Rauchen eine angenehme Gewohnheit ist, gibt es nicht auf, auch wenn ihn die Sache je nach der Qualität seines Tabaks jährlich 25 bis 40 Mark mehr kostet. Es wird darum weder eine Pfeife noch eine Zigarre weniger geraucht werden, auch kommt der Tabakindustrie die jährliche Zunahme der Bevölkerung um eine Million Köpfe, also fünfhunderttausend männliche Deutsche, wovon doch wohl wenigstens die Hälfte raucht, zugute. Man darf heute die Zahl der Raucher in Deutschland, den Fremdenverkehr eingeschlossen, sicherlich auf zehn Millionen veranschlagen.

Soviel von dem, was in Deutschland „in die Luft gepafft wird." Dazu kommt, was in Deutschland vertrunken wird. Die enormen Zahlen sind schon oft genug genannt worden. Wenn auf jede Flasche Bier eine Abgabe von 1 Pfennig gelegt würde — es würde deshalb nicht eine Flasche weniger getrunken werden, der Pfennig aber würde dem Reiche sehr nützlich sein. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß in München ein vollgeschänktes Litermaß Hofbräu 24 Pfennige kostet, in Berlin 60 Pfennige! Das Publikum in Norddeutschland, das sich eine so enorme Besteuerung des Bieres durch die Schankstätten gefallen läßt, sollte gegen eine verschwindende Mehrbesteuerung von Reichs wegen nichts einzuwenden haben. Die großartigen Bierpaläste, die sich in unsern Großstädten aneinander reihen, werden doch nur von dem „Zuviel" erbaut, das an dem einzelnen Glase Bier haftet. Man findet überall die Bereicherung des Zwischenhandels oder die übermäßige Preisbildung so tadelnswert, weshalb nicht beim Bier, das eine sehr kräftige Mehrbesteuerung vertragen kann, ohne daß es nötig ist, die Kosten auf das Publikum abzuwälzen? Selbstverständlich lassen sich dagegen, wie überhaupt gegen jede Steuer, tausend Gründe vorbringen, Freiwillige sind leicht zum Sturm auf feindliche Batterien, aber niemals zum Steuerzahlen zu finden. Aber das Reich muß leben, muß in Sicherheit existieren und darf dies nicht auf Kosten der Einzelstaaten tun. Möge uns das Jahr 1905 endlich die ersehnte Lösung bringen!

g

Neue Linienschiffe. Mit Spannung hatte man in Marinefachkreisen nähern Mitteilungen über Bauart, Bewaffnung und Panzerung der neuesten englischen Linienschiffe entgegengesehen. Diese Einzelheiten sind nun vor einiger Zeit im englischen Parlament amtlich bekanntgegeben worden und verdienen es, auch in weitern Kreisen Beachtung zu finden. Die neuen Schiffe, Lord Nelsonklasse genannt, sind nach den Angaben der Marine-Rundschau 16 500 Tonnen groß und sollen 18 Seemeilen laufen. Ihr Gürtelpanzer wird in der Mitte 30,5 Zentimeter dick sein, und als Bewaffnung erhalten sie vier Hauptgeschütze von 30,5 Zentimeter Kaliber und eine Mittelartillerie von zehn 23,4-Zentimetergeschützen (die leichten Schnellfeuer- und die Maschinenkanonen sowie die Torpedoarmierung lassen wir hier und im folgenden überall außer Betracht). Der Fortschritt gegenüber der vorausgegangnen King Edwardklasse besteht erstens in der Erhöhung der Gürtel-

Digitized by Google

panzerstärke von 22,9 Zentimeter auf 30,5 Zentimeter, vor allem aber in der weitern Verstärkung der Mittelartillerie. Eine gewaltige Steigerung der Kampfkraft ist dadurch herbeigeführt worden. Das kann man recht ermessen, wenn man bedenkt, daß die vierundfünfzig englischen Linienschiffe, die vom Jahre 1881 an bis 1901 vom Stapel gelaufen sind, ausnahmlos das 15-Zentimetergeschütz als mittleres Kaliber führen. Dieses Geschütz ist zwar im Laufe der zwanzig Jahre bedeutend vervollkommnet worden, aber man hat doch am Kaliber festgehalten. Eine wesentliche Verstärkung erfuhr dann die Mittelartillerie auf den Schiffen der King Edwardklasse, die der Lord Nelsonklasse an Größe nur wenig nachstehn, und von denen acht gebaut werden. Sie sollen zwar auch noch zehn 15-Zentimetergeschütze führen, daneben aber schon vier von 23,4 Zentimeter Kaliber. Die Zahl dieser Geschütze wird nun auf den Linienschiffen der Lord Nelsonklasse auf zehn erhöht, unter Fortfall sämtlicher 15-Zentimeterkanonen. Kein Zweifel, daß diese Schiffe zur Zeit ihrer Fertigstellung die stärksten Schlachtschiffe der Welt sein werden. In der französischen, der russischen und der italienischen Marine hat man sich auch zur Einführung eines schwerern Geschützes für die Mittelartillerie entschlossen, doch ist man vorläufig beim Kaliber von 19 und 20 Zentimeter stehn geblieben. Die Amerikaner führen das 20-Zentimetergeschütz schon längst als mittleres Kaliber auf ihren Linienschiffen. Jetzt schicken sie sich an, die Engländer noch zu übertrumpfen. Dem Kongreß wird nämlich, wie das Novemberheft der Marine-Rundschau mitteilt, für Neubauten ein Linienschiffstyp empfohlen werden, der zwölf Türme für schwere Geschütze, vier von 30,5 Zentimeter und keins unter 25,3 Zentimeter Kaliber, erhalten soll. Und Deutschland? Am 19. November ist das erste Linienschiff der neuen N-Klasse zu Wasser gelassen worden.*) Diese Klasse ist eine etwas verbesserte Wiederholung des Braunschweigtyps. Die leichte Artillerie wird verstärkt, die Panzerung vervollkommnet, vier 17-Zentimetergeschütze erhalten eine bessere Aufstellung. Im übrigen stimmt N mit der Braunschweig und ihren Geschwistern vollkommen überein. Die Schiffe sind also 13200 Tonnen groß, laufen 18 Knoten und erhalten als schwere und mittelschwere Armierung vier Geschütze von 28 Zentimeter und vierzehn von 17 Zentimeter Kaliber. Die Gürtelpanzerstärke, die bei der Braunschweigklasse 22,5 Zentimeter beträgt, ist bei N auf 24 Zentimeter erhöht worden. Verglichen mit den zehn Schiffen der Kaiser- und der Wittelsbachklasse, aus denen unsre verwendungsbereite Schlachtflotte jetzt in der Hauptsache besteht, zeigen Braunschweig und N allerdings einen bedeutenden Fortschritt. Namentlich muß auf jenen zehn ältern Schiffen, von denen übrigens das letzte, die Schwaben, eben erst von der Marine übernommen worden ist, das Kaliber der vier Hauptgeschütze von 24 Zentimeter als durchaus ungenügend bezeichnet werden (die englische Lord Nelsonklasse führt als Mittelartillerie zehn 23,4-Zentimetergeschütze!). Aber den neuesten englischen und amerikanischen Schlachtschiffen kann unsre N-Klasse nicht als gleichwertig an die Seite gestellt werden. Die Güte des Kruppschen Panzers und der Kruppschen Gußstahlgeschütze mag manches ausgleichen, aber unsre Schiffbauer können, so hoch man auch den Stand der deutschen Technik bewerten mag, einem 13000 Tonnenschiff nicht dieselbe Gefechtskraft verleihen wie die Engländer oder Amerikaner einem Linienschiff von 16000 Tonnen und darüber. Ob es die deutsche Marineverwaltung noch länger wird verantworten können, den Tonnengehalt unsrer Schiffe so weit hinter dem der fremden Kriegsschiffe zurückbleiben zu lassen? Noch schlechter steht es um unsre Panzerkreuzer. An Geschwindigkeit, Stärke des Panzers und der Bewaffnung werden unsre neuesten sich noch im Bau befindenden Schiffe dieser Art von ihren viel größern englischen, amerikanischen und französischen Altersgenossen ganz bedeutend übertroffen. Früher wurde eine Wasserverdrängung von 10000 Tonnen als das äußerste Maß angesehen, bis zu dem unsre Kriegsschiffe zu vergrößern die heimischen Küstenverhältnisse erlaubten. Jetzt

*) Es hat beim Stapellauf den Namen Deutschland erhalten.

Digitized by Google

ist man schon bei 13200 Tonnen angelangt, und unsre Werften werden auch noch größere Schiffe bauen können, ohne den Tiefgang besonders erhöhen zu müssen. Die Erfahrungen des russisch-japanischen Seekriegs werden für die Seemächte ein Antrieb sein, Zahl und Kampfstärke ihrer Linienschiffe zu vermehren. Denn entgegen den in Laienkreisen vielfach herrschenden Ansichten hat der gegenwärtige Krieg den Wert der Linienschiffe ins hellste Licht gesetzt. Unter unsern Seeoffizieren herrscht darüber nur eine Meinung, und im englischen Parlament hat Lord Selborne, der erste Lord der Admiralität, sich in demselben Sinne ausgesprochen.*) Die Erfolge der japanischen Torpedoboote und Minenleger waren nur möglich, weil die Linienschiffsflotte ihnen Rückhalt und Schutz gewährte. In der Seeschlacht vom 10. August haben die Torpedoboote vollständig versagt, durch das Feuer der japanischen Linienschiffe wurde Admiral Uchtomski mit seinen Schiffen nach Port Arthur zurückgetrieben. Die Furcht vor den feindlichen Linienschiffen hielt das russische Geschwader in den Hafen gebannt. Es mag paradox klingen, es ist aber doch so, daß der Erfolg des Kriegs für Japan hauptsächlich vom Vorhandensein der ihm noch gebliebnen vier großen Linienschlachtschiffe abhängt. Gelänge es der baltischen Flotte, vielleicht verstärkt durch Trümmer des ersten ostasiatischen Geschwaders, den Japanern die Seeherrschaft abzugewinnen, so wäre die japanische Mandschureiarmee der Vernichtung preisgegeben.

Trotz aller Agitation des Flottenvereins gebricht es unserm Volke immer noch, auch in seinen marinefreundlich gesinnten Teilen, an dem rechten Verständnis dafür, daß der Nation kein Opfer zu groß sein darf, wenn sie ihre politische und wirtschaftliche Weltstellung behaupten will. Man glaubt mit der Bewilligung der beiden Flottengesetze auf absehbare Zeit genug getan zu haben. Als das erste Flottengesetz zur Beratung stand, sagten fortschrittliche und andre Doktrinäre den finanziellen Zusammenbruch des Reichs voraus. Inzwischen ist auch das zweite Flottengesetz angenommen worden, und wer lächelte heute nicht über jene Prophezeiung! Keine Ausgabe verzinst sich einem Volke reichlicher als die für Schaffung einer starken, unangreifbar machenden Rüstung aufgewandte. Das hat Rußland zu seinem Schaden erfahren müssen. Eine gut ausgebildete, der japanischen überlegne ostasiatische Flotte hätte es vor einem Kriege bewahrt, der es nun Milliarden von Rubel, Hunderttausende von Menschenleben und eine noch gar nicht meßbare Verringerung seines Ansehens kostet. Wir Deutschen mögen aber beherzigen, daß durch die jüngst angeordnete Neuverteilung der britischen Seestreitkräfte der Schwerpunkt der englischen Seemacht aus dem Mittelmeer in die Nordsee verlegt worden ist!

In der zwölften Stunde. Horch, wie es in dem Turm anfängt zu rasseln und zu rauschen! Die Räder knarren und ächzen, die Uhr hebt aus, es will schlagen. Da schlägt es schon an die Glocke der Weltgeschichte; es schlägt zwölf. Es ist Mitternacht, und über Europa geht ein neuer Tag an.

Guten Morgen allerseits! Prosit Neujahr!

Wie kommt es, daß sich die Menschen mitten in der Nacht, wenn noch alles finster ist, schon guten Morgen wünschen? Können sies nicht erwarten? Und wie geht das zu, daß wir um Mitternacht anfangen von eins bis zwölf zu zählen und dann am nächsten Tage, wenn die Sonne den höchsten Stand erreicht hat, nochmals von eins bis zwölf zählen und ganz eigentlich die Nacht zum Tage machen? Ist das nicht recht unnatürlich? Wonach richten wir uns denn? Wie messen wir die unendliche Zeit, die rastlos weiterfließt und dahinrinnt wie ein Bach?

Wirklich war im Altertum ein Bächlein identisch mit der Zeit. Als Zeitmaß für die Dauer einer Rede diente an den athenischen Gerichtshöfen und seit dem Jahre 52 v. Chr. auch in Rom das Wasser. Nämlich das Quantum Wasser, das in einer gewissen Frist aus einem kegelförmigen Durchschlag in ein andres Gefäß

*) Ebenso der neugewählte Präsident Roosevelt in seiner Botschaft an den Kongreß.

Digitized by Google

lief, die sogenannte Wasseruhr. Jeder Redner hatte sein Wasser, wie auf den Kanzeln eine Sanduhr zu stehn pflegte; Pompejus, der in dem genannten Jahre ein sich darauf beziehendes Gesetz einbrachte, wollte die Sache so geregelt wissen, daß der Kläger zwei Drittel des Wassers bekäme, das dem Angeklagten zustand, daß also der erste etwa zwei, der letzte drei Stunden sprechen dürfte. Während der Verlesung von Akten mußte ein Beamter das Wasser abstellen. In besonders wichtigen Fällen trat eine Vergünstigung ein; zum Beispiel in Sachen des jüngern Plinius. Dieser sollte zehn volle Wasser haben. Weil er auch damit noch nicht reichte, fügten ihm die Richter noch vier hinzu. Die modernen Dauerredner und Obstruktionisten können sich auf ihn berufen.

Bekanntlich wurde der Prophet Mohammed in einer Nacht von einem Wunderrosse durch die Lüfte von Mekka nach dem Tempel von Jerusalem getragen und stieg dann unter Führung des Engels Gabriel auf einer Leiter bis in den siebenten Himmel, worauf er wieder herabstieg und mit dem Borak nach Mekka und in sein Bett zurückkehrte. Die Ausleger sind beflissen, das Wunder mit den ausschweifendsten Zusätzen auszuschmücken, und führen zum Beispiel an, die große Reise sei mit so ungeheurer Schnelligkeit geschehen, daß ein Wassergefäß, das er beim Aufbruch mit dem Fuß umgestoßen habe, bei seiner Rückkunft noch nicht völlig ausgelaufen gewesen sei. Wahrscheinlich beruht diese Angabe auf einem Mißverständnis: das Gefäß brauchte gar nicht umgestoßen zu werden, sondern mit dem Wasserkruge war eine Wasseruhr gemeint, die gerade so viel Wasser faßte, als während einer Nacht auslaufen konnte. Es soll nur heißen, daß die Nacht noch nicht vorbei war. Im Jahre 807 sandte der Kalif Harun al-Raschid Karl dem Großen eine Wasseruhr.

Im Mittelalter vertraten die Stelle der Wasseruhren die seither aufgekommnen Kerzen. Bei Gerichtsverhandlungen durfte einer so lange sprechen, wie eine Kerze brannte; wurde ein Ketzer in den Bann getan, so mußte ihm eine Frist gewährt und gewartet werden, bis eine Wachskerze erlosch. Ebensolange, à chandelle éteinte durften die Käufer bei Versteigerungen bieten. Zum Beispiel in der „Weißen Dame“ auf Avenel.

Nun gibt es ein Licht, das alle Tage brennt und nach einer gewissen Zeit ausgeht, das ist das Sonnenlicht; die Zeit, die es brennt und über dem Horizonte verweilt, nennt man den Tag. Es ist das der natürliche Tag, dessen Dauer am Äquator jahraus jahrein zwölf Stunden beträgt. An andern Punkten der Erde ist er nur im Frühling und Herbst zwölfstündig; außer diesen beiden Zeiten dauern die Tage bald länger, bald kürzer.

Immerhin war der Tag von jeher das Hauptzeitmaß, auch in unsern Breiten. Die Zeit von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang stellte doch im großen und ganzen eine konstante, regelmäßig in drei Abschnitte: Morgen, Mittag und Abend zerfallende Zeitspanne dar; um Mittag schien die Sonne, die beständig vorrückte und am Himmel einen Bogen beschrieb, wie an den Sonnenwenden, nachdem sie ihren höchsten Stand erreicht hatte, eine Weile still zu stehn. Jahrtausendelang haben die Menschen keine andre Tageseinteilung gekannt; die Babylonier waren die ersten, die mit Hilfe der Sonnenuhr eine noch genauere Abstufung vornahmen. Sie zerlegten den natürlichen Tag in zwölf gleiche Abschnitte, in zwölf Horen oder in zwölf Stunden. Da der Tag nicht immer gleich lang war, mußten natürlich auch die Stunden je nach der Jahreszeit bald länger, bald kürzer sein; nur an den Tag- und Nachtgleichen stimmten sie mit unsern Stunden überein. Der babylonische Zwölfstundentag wurde dann zur Zeit des Polykrates, also im sechsten Jahrhundert v. Chr., zugleich mit der babylonischen Sonnenuhr durch den Philosophen Anaximander in Griechenland eingeführt; im Jahre 291 wurde er in Rom angenommen, wo bis dahin ein Herold auf dem Marktplatze Mittag ausgerufen hatte, wenn er die Sonne zwischen den Rostris und der Gräcostasis stehn sah; wo sich bis dahin jedermann auf seinen Magen zu verlassen pflegte:

Digitized by Google

Nam me puero Venter erat Solarium,
Multo omnium istorum optimum et verissimum.

Durch den natürlichen Tag kamen die Menschen nachgerade auf den wahren Sonnentag, indem sie die ganze Reise, die das Himmelslicht zurücklegte, berechneten. Wir wissen ja, daß die tägliche Bewegung der Gestirne um unsre Erde nur eine scheinbare ist, daß sich vielmehr diese in vierundzwanzig Stunden um ihre Achse dreht; bis auf Kopernikus glaubte man, daß die Erde feststehe, und daß Sonne, Mond und Sterne um sie kreisten. Man konnte also auch die Zeit nehmen, die die Sonne brauchte, den Kreislauf zu vollenden und bis an ihren vermeintlichen Ausgangspunkt zurückzukehren; diese Zeit schloß mit dem natürlichen Tage zugleich die Nacht ein. So gewann man den bürgerlichen Tag, wo die Sonne gar nicht mehr immer schien.

Diesen konnte man eigentlich jederzeit anfangen: mit Sonnenaufgang, wie die alten Babylonier, oder mit Sonnenuntergang, wie die alten Griechen, denen bekanntlich bis in die neuere Zeit die Italiener folgten; die Araber beginnen mit dem Nachmittagsgebet. Nur verschob sich dann immer, der ungleichen Tage wegen, der Termin. Deshalb fingen ihn die Astronomen mit dem Mittag an, was für sie das Gute hatte, daß sie im Laufe der Nacht bei ihren Beobachtungen kein Datum zu wechseln brauchten. Für gewöhnliche Sterbliche aber hatte dieser Anfang wieder die Unbequemlichkeit, daß dadurch der natürliche Tag zerrissen wurde. Darum entschloß man sich frühe, den Tag lieber von Mitternacht an zu rechnen, wo er dann den natürlichen Tag regelmäßig einschloß. Dieser Anfang des Dies Civilis findet sich schon bei den alten Römern.

So entstand der vierundzwanzigstündige Tag, der vierundzwanzig Sonnenmeilen entsprechen sollte. Denn da man den natürlichen Tag in zwölf Stunden eingeteilt hatte, so lag es nahe, diese Einteilung auf die Nacht zu übertragen und hiermit das Ganze in zweimal zwölf, das heißt in vierundzwanzig Stunden zu zerlegen, die sich dann immer gleich blieben und in einer Jahreszeit so lang waren wie in der andern. Die Sonne ging dann genau so richtig wie ein Regulator oder wie die Taschenuhr, die wir in der Westentasche haben.

Die Methode von eins bis zwölf zu zählen, also zu der alten babylonischen Einteilung des natürlichen Tags zurückzukehren, kam in der Reformationszeit auf; bis dahin zeigten alle öffentlichen Uhren eins bis vierundzwanzig, wie noch in Italien. Aber von da an vollendete der Zeiger seinen Umlauf in vierundzwanzig Stunden zweimal, das heißt er machte immer nur die Hälfte des Wegs und fing dann wieder von vorn an, sodaß er gleichsam Tag und Nacht in den Tag- und Nachtgleichen abbildete. In derselben Zeit wurde auch die alte Einteilung der Bogengrade in Minuten und Sekunden auf die der Stunden übertragen. Daß man diese trotz dem Dezimalsystem heute noch beibehält, scheint auf einem mathematischen Vorzuge der Sechzig zu beruhen.

Die Sonne geht so richtig wie eine Uhr — die Uhr geht vielmehr wie die Sonne. Sie ist eine Sonne im kleinen, ein der großen Weltuhr nachgemachtes Sönnlein. Frühe hat man sich bemüht, Dinge aufzutreiben, die mit der Sonne um die Wette liefen und einen Tag hatten wie die Sonne; die alten Wasser- und Sanduhren sind eben solche Apparate, die eine Weile mit dem natürlichen Tage Schritt zu halten scheinen. Auch die Haustiere konnten als Uhren betrachtet werden, wenn sie eine eigne, kontinuierliche und gleichmäßige Bewegung hatten: die regelmäßig arbeitenden Ochsen, die Pferde der Roßmühlen und der Pferdegöpel kamen auch vorwärts wie die Sonne am Himmelszelt; ja der Mensch selbst ist unter Umständen ein Zeitmaß. Wenn ich weiß, daß ich zu einem bestimmten Wege gerade eine Stunde benötige, so brauche ich nach Zurücklegung dieses Weges gar nicht erst nach der Uhr zu sehen — es währt etwa ein Vaterunser lang — Gewohnheitsraucher rechnen sogar nach Pfeifen und Zigarren. Aber es war nicht genug, daß man halbe Tagwerke und Stundengläser hatte; es genügte auch nicht, einzelne

Digitized by Google

wichtige Epochen des Tags zu markieren und auszurufen, wie der Hahn, der den Tagesanbruch verkündigte. Sondern es kam darauf an, Apparate zu erfinden, die den ganzen Sonnenlauf mitmachten, und die Tag und Nacht fortgingen wie die Sonne: das waren die Räderuhren, die dem zwölften Jahrhundert angehören, mit denen man wohl solche Signale zu verbinden pflegte, sodaß sie schlugen, die aber ein Stück Astronomie bedeuten, und deren Zeiger einen mit dem Himmel selbst identischen Kreis beschreibt.

So waren also die Menschen zu guter Letzt wieder auf die Sonnenuhr gekommen? Weit gefehlt. Die Sonnenuhr geht nicht mit der Sonne, sie ist keine der Sonne entsprechende und ihre Bewegung teilende zweite Sonne, sondern nur eine auf den Sonnenschein berechnete Vorrichtung, eine Art Spiegel, den man der Sonne vorhält. Eine Bäuerin stellt sich nordwärts, hält die Finger gegen eine lichte Stelle des Himmels und ruft: Gleich drei Uhr! — oder sie blickt nach dem verdorrten Baum auf dem Hofe. Ist der Schatten beim Brunnen, so zeigts neun Uhr Vormittags; steigt er bis an den Krautgarten hinüber, so ists Mittag; und kommt er zum Schweinestall, so ists Vesperzeit. Auf dem Abendberge in der Schweiz, hinter dem die Sonne zu Golde geht, steht eine alte Tanne, die in Därligen die Siebenuhrtanne genannt wird. Überall kennt man die Bergspitzen, über denen die Sonne zu gewissen Tageszeiten zu stehn pflegt, und die danach Morgen-, Mittags- und Abendberge heißen. Die Sonne muß freilich immer herhalten, mittelbar oder unmittelbar; das uralte Horologium steht jedermann zur Verfügung, und die Landleute wissen es zu benutzen. Aber daran, die Sonne gleichsam zu stehlen, und wie Prometheus das Feuer, so die Zeit vom Himmel herabzuholen und in die Stube zu hängen, ja in die Westentasche zu stecken, daran denken die Tröpfe nicht.

Das haben die Uhrmacher getan. Rudolf Kleinpaul

Biologisches Christentum. Der Novellist Wilhelm Fischer in Graz hat unter dem Titel Poetenphilosophie (bei Georg Müller in Leipzig und München, 1904) eine geistvolle Studie herausgegeben, die uns den liebenswürdigen Dichter als einen kräftigen und originellen Denker enthüllt. Unter allen Versuchen, den Idealismus und eine idealistische Ethik biologisch zu begründen, die uns bisher vorgekommen sind, ist der von Fischer der erste, den wir als gelungen bezeichnen zu dürfen glauben, womit nicht gesagt sein soll, daß wir mit jeder einzelnen seiner Ableitungen und Erklärungen einverstanden wären. Eingeschaltet ist eine von der Phantasie entworfne, aber nicht phantastische, sondern aus wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeiten zusammengefügte Geschichte der vieltausendjährigen Entwicklung einer Affenart zum redenden Menschen. Um den Standpunkt des Verfassers anzudeuten und zum Lesen seines Buchs einzuladen, zitieren wir einige Stellen: „Es bleibt ein durch keine Wissenschaft zu erklärendes Ereignis, wie die Vernunft in die Welt gekommen ist, durch die, wie anzunehmen, der tierische in einen menschlichen Organismus umgewandelt ward. Die tausend Jahre erklären es nicht, und wenn sie auch noch um einige Nullen vermehrt werden; denn das Selbstbewußtsein ist augenblicklich oder niemals im gesunden und gereiften Organismus.“ „Ein reiner Geist, wenn es einen solchen gäbe, könnte auf keinen Körper einwirken. Gott verändert sich nie; dadurch ist ihm aber jede Wirkung versagt, denn jede Wirkung verändert auch den Wirkenden. Und doch wirkt Gott, die Welt ist seine Wirkung oder Schöpfung, er ihre höchste Ursache, ihr Schöpfer. Gott kann also nur körperlich, das heißt, in der Welt wirken, nicht rein geistig, das heißt, außerhalb der Welt. ... Die sich verkörpernde Wirkung Gottes ist sein eingeborner Sohn, der Mensch Christus, und er ist es durch den heiligen Geist. ... So ist der Gott, der einen Menschenleib annahm, um den Tiermenschen zum Gottmenschen zu erlösen und dafür litt und am Kreuze starb, in seiner Dreieinigkeit ein tieferes Weltsymbol als der über Wolken thronende einzige Gott.“ „Die Welt als Ganzes

Digitized by Google

ist gerecht, das heißt, die Wirkung entspricht in ihr genau der Ursache. Wäre dies auch im geistigen Leben des Menschen der Fall, so gäbe es keine Lüge, die Menschheit wäre vollkommen. Aber für eine vollkommne Menschheit wäre dieses Erdenleben überflüssig, denn Vollkommenheit schließt jede Entwicklung aus, und alles, was Leben heißt, ist Entwicklung." „Seine Schönheit übertrug der Vater auf den göttlichen Sohn. ... Er war der Sohn der Natur, die in ihm das erstemal den reinen Ausdruck des Gottmenschentums fand, worin sie sich selbst erhöhte; denn in ihr ist alles Kampf und Selbsterhaltungstrieb, und in ihm ist alles Liebe und Selbstentäußerung. ... Aus seiner Schönheit schöpfen die höchsten Künstler der nachfolgenden Zeiten den Geist der Schönheit; wenn sie auch von den edeln Griechen die Form lernten, und wenn auch das völkerverjüngende germanische Herz in ihnen schlug. Aber in Christus war das Beste aller Völker in einem dargestellt: es mußte das Beste des Menschentums in ihm dargestellt sein, denn er war der Gottmensch." „Die Hauptsache [in allen biologischen Theorien] ist, daß der Mensch ein Glied der natürlichen Entwicklungsreihe ist, die höchste Stufe, die die Natur in Ausbildung ihrer Organismen erreicht hat, und in welchem sie die Unzerstörbarkeit der Art zu einer Unzerstörbarkeit des Individuums steigerte. Denn die Idee einer Entwicklung der Organismen kann im Gegensatz zur Schöpfungslehre doch nichts andres sagen, als daß die Natur die Idee einer niedern Art bewahrt und unzerstörbar macht, indem sie sie zu einer höhern Art emporbildet. So sind im höchsten Organismus, im menschlichen, alle Ideen der niedern Arten bewahrt, wie dies biologisch die Wissenschaft am menschlichen Fötus noch heute nachweisen will. Wenn sich nun der Mensch auf diesem Planeten von der Monade an im Laufe von Millionen Jahren emporgebildet hat, so will dies nichts andres sagen, als daß er die letzte bekannte Wirkung einer ersten unbekannten Ursache ist. ... Wer der Entwicklung des Tieres zum Menschen auf sogenanntem wissenschaftlichen Wege nachgehn will, begibt sich in die Irre. Denn wir kennen keine Ursache, die das Tier zum Menschen erhoben hat, wenn es nicht dieselbe Ursache ist, die dem Urnebel den ersten Anstoß zur Bewegung gegeben hat, oder die aus dem anorganischen Stoffe die erste organische Zelle hervorgehn ließ." „Man weiß, daß die Differenzierung der Menschen desto schärfer wird, je höher die Kulturstufe ist, die erreicht wurde. Ein bedeutender Naturforscher, Le Bon, sagt, daß die Zivilisation, weit entfernt, die zwischen den Menschen bestehenden Unterschiede zurückzudrängen, sie vielmehr vergrößere. Gegen den Traum einer künftigen gesellschaftlichen Gleichheit kann vielmehr behauptet werden, daß wir uns in der Richtung einer sich immer schärfer ausprägenden Ungleichheit bewegen." „Bildung ist Gestalt des innern Menschen. Wenn uns der Charakter sagt, was einer ist, so sagt uns die Bildung, wie er ist." „So hat der einfache und ungelehrte Mensch, der Liebe zu seinen Mitgeschöpfen trägt, in der Bildung seines Wesens mehr Geist als der Gelehrteste, dem sie fehlt. Und solch eine Liebe hat keinen andern Lohn weder in dieser noch in einer der andern unzähligen Welten, als ihre eigne Lichtnatur. Daß aber eine solche sich aus dem dunkeln tiermenschlichen Grunde herausentwickelt hat, gibt uns die Überzeugung, daß vor aller Tiernatur eine Lichtnatur wesenhaft wirklich ist, und gibt uns die Hoffnung, daß die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts in der Richtung der Ursprünglichkeit geht, die jene Lichtnatur bezeichnet, die der Gottmensch ist."

Botterhexe. In der Geschichte, die in Frenssens Jörn Uhl Heim Heidekieter erzählt, sagt der Bootsmann zu dem schelmischen Mädchen, das neugierig zu ihm kommt, um seinen langen Bart zu sehen: „Wer hat dich hergeschickt, du Botterhexe?" Was das bedeuten soll, rät jeder, es ist ein halb scheltender, halb schmeichelnder Ausdruck; Hexe allein würde dasselbe sagen, es gehört zu den Wörtern, die, eigentlich Schelt- und Schimpfwörter, in scherzhaftem Gebrauch oft den Sinn von Liebkosungen annehmen, wie etwa Schelm, Schalk, Kröte u. a.

Digitized by Google

Aber was bedeutet das erste Wort? Das versteht man, wenn man sich eines alten Aberglaubens erinnert, demzufolge Hexen oder elbische Geister nicht allein die Kühe bezaubern, sondern auch die Milch und die Butter selbst verderben. Solche Wesen nannte man mit plattdeutschem Ausdruck molkentöwer, eigentlich molkentöwerer oder molkentöwersche, d. h. Molkenzauberer; und molkentöwersche brennen war nach Dähnerts Wörterbuch der Rügensch-Pommerschen Mundart eine abergläubische Sitte auf Rügen, „da man an Philippi Jacobi Abend mit großen Feuerbränden ins Feld lief und dadurch zu verhüten glaubte, daß die Hexen das Milchvieh nicht bezaubern sollten." Handelte es sich aber um das Verderben der Milch oder der Butter selbst, so nahmen die Hexen nach weit verbreitetem Glauben die Gestalt von Schmetterlingen an. Daher kommt es, daß molkentöwer ein gangbarer Ausdruck für den Schmetterling geworden ist, ebenso wie in der Schweiz — man erkennt daraus die weite Verbreitung des Aberglaubens — toggeli sowohl den Alp wie den Schmetterling bedeutet. Auch die Ausdrücke buttervogel (englisch butterfly), botterlicker, molkendieb weisen darauf hin. Demnach ist es klar, was botterhexe eigentlich bedeutet; daß es nicht zum Nebennamen des Schmetterlings geworden ist, hat wohl der Umstand verhindert, daß man beim Worte Hexe sich doch immer ein menschenähnliches Wesen vorstellt. Der eben genannte Dähnert verzeichnet zwar keine botterhexe, aber er kennt dafür ein botteralf, das ist natürlich im Grunde dasselbe, nämlich ein elbisches, koboldartiges Wesen, das die Butter verdirbt. Nur daß der jetzige Gebrauch der beiden Wörter nicht mehr ganz zusammenstimmt. Denn wenn das Wort botterhexe fast zu einem Kosewort geworden ist, ist botteralf, wie schon das Grundwort alf, mehr ein Scheltwort, man meint damit heute, wo es gebraucht wird, ein albernes, törichtes Mädchen. Gemein aber haben beide Wörter wieder, daß der Sinn des ersten Wortteils vergessen ist. So sieht man auch an diesen Beispielen, wie an unzähligen andern, wie die Sprache, um einen Ausdruck Hildebrands zu brauchen, altes Leben mit sich führt. F. K.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 64. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

Leipzig, im Dezember 1904 **Die Verlagshandlung**

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

32101 064095621

Digitized by Google